Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundneunzigster Band.

April 1903 bis September 1903.

Braunschweig.

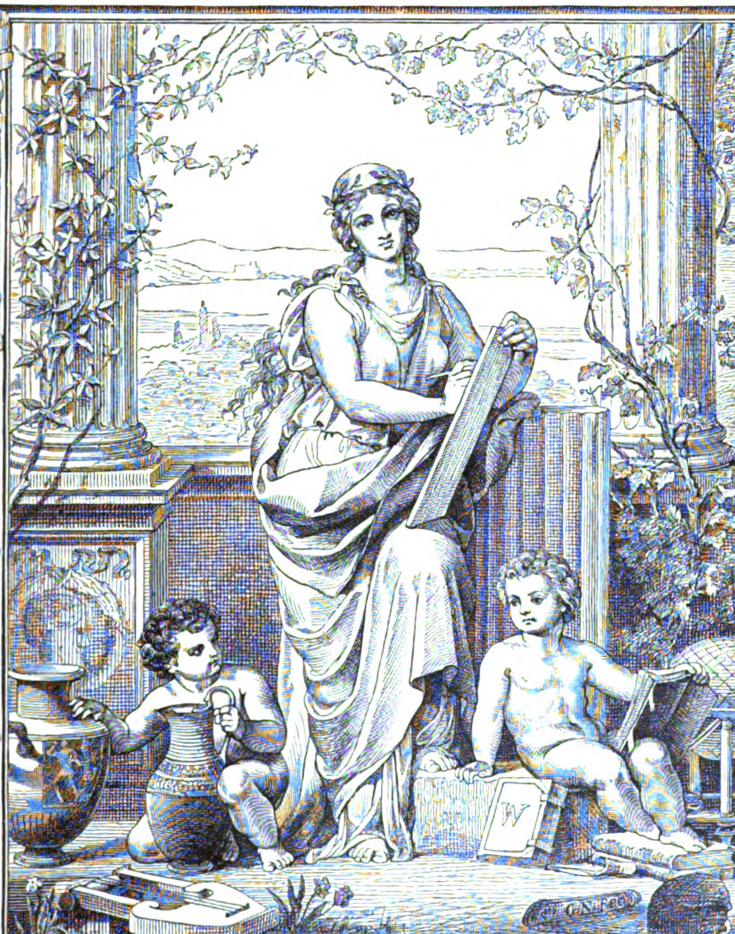
Druck und Verlag von George Westermann.

1903.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenundvierzigster Jahrgang. Vierundneunzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 624. — Apitz, Edwin, in Leipzig, 623. — Arminius, Wilhelm, in Weimar, 858. — Becker, Marie Luise, in Berlin, 366. — Berg, Walter, in Karlsruhe, 502. — Bethge, Hans, in Steglitz, 298. — Beyersdorff, Robert, in Oldenburg, 647. — Bie, Oskar, in Berlin, 333. — Borgert, Ad., in Bonn, 487. — Bornstein, Paul, in Hamburg, 684. — Busse, Carl, in Neustrelitz, 82, 513. — Busse-Palma, Georg, in Dresden, 18. — Cajetan-Milner, Käte, in Bonn, 571. — Dincklage, Fr. Freiherr von, in Berlin, 58. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 167, 299, 444. — Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 43, 497. — Engel, Eduard, in Berlin, 661. — Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 646. — Ernst, Adolf Wilhelm, in Hamburg, 631. — Frey, Adolf, in Zürich, 51. — Fuchs, Friedrich, in Berlin, 455. — Geiger, Ludwig, in Berlin, 677. — Gottschall, Rudolf von, in Leipzig, 381. — Graevenitz, George von, in Rom, 540. — Grazie, Marie Eugenie delle, in Wien, 311. — Grière, Joh., in Frankfurt a. M., 202. — Gubalke, L., in Berlin, 549. — Haenel, Hans, in Dresden, 559. — Hamann, Richard, in Berlin, 830. — Hamel, Ilse, in Berlin, 469. — Hartmann, A. von, in Mülheim a. R., 565. — Heidborn, Adolf, in München, 819. — Heilborn, Ernst, in Berlin, 514, 591, 731. — Heitmüller, Franz Ferdinand, in Berlin, 798. — Hesse, Hermann, in Basel, 57, 797. — Holm, Kurt, in Friedenau, 199. — Holzamer, Wilh., in Darmstadt, 414. — Horschick, J. J., in Dresden, 781. — Jensen, Wilhelm, in München, 275. — Kalkschmidt, Eugen, in Dresden, 756. — Kettler, Johanna, in Hannover, 774. — Kirchbach, Wolfgang, in Steglitz, 839. — Kleefeld, Eugen, in Worms, 612. — Krauß, Rudolf, in Stuttgart, 433. — Kurland, Gotthard, in Hannover, 427. — Lange, Pauline, in Berlin, 19. — Langen, Peter, in Berlin, 782. — Lorm, Hieronymus, †, 200. — Meyer, Christian, in München, 249. — Möller, Marx, in Berlin, 81. — Münchhausen, Börries Freiherr von, in Windischleuba, 537. — Perfall, Anton Freiherr von, in Schliersee, 222. — Puttkamer, Alberta von, in Baden-Baden, 536. — Rexhausen, Erich, in Wilmersdorf, 699. — Scholz, Wilh. von, in Weimar, 332. — Scotta, Marie, in Kissingen, 669. — Sokolowsky, Alexander, in Charlottenburg, 137. — Spahn, Martin, in Straßburg, 121. — Stangen, Eugen, in Berlin, 256. — Stona, Maria, auf Schloß Strzebowitz, Österreichisch-Schlesien, 281, 432. — Storck, Karl, in Friedenau, 257. — Sybel, Adelheid von, in München, 120, 660. — Szymanski, Adam, 470. — Triepel, Gertrud, in Schöneberg, 829. — Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 773. — Vulpius, Helene, in Weimar, 282. — Wegener, Georg, in Berlin, 358. — Wichert, Ernst, † 1, 171. — Witkop, Philipp, in Freiburg i. B., 630. — Wolf, Kurt Julius, in Oetzsch b. Leipzig, 276. — Wolff, Harriot, in München, 668. — Zahn, Robert, in Friedenau, 415. — Zimmer, Friedrich, in Zehlendorf, 295.

Inhalt
des vierundneunzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum vierundneunzigsten Bande.

Literarische Rundschau:

XCIV. Band
Heft 559

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

April
1903

Die Pflegemutter

Erzählung

von

Ernst Wichert

I.

Die Sonne war hinter Wolken untergegangen, und es dämmerte bereits stark über den hügeligen Wäldern, die in der Entfernung einer halben Stunde nach Nord und West hin die turmreiche Mittelstadt umgaben. Aus dem Tor, welches von der alten Befestigung übriggeblieben war, führte neben der Chaussee ein Sommerweg, von Ebereschen eingefaßt, deren Beerenbündel schon dunkelrot weithin leuchteten, zunächst nach einem einsam stehenden zweistöckigen Hause, dessen Außenwände mit gelber Wasserfarbe angestrichen waren, und an ihm vorbei weiter in die flache Landschaft hinaus. Es war das frühere Zollhaus, das jedoch seit langer Zeit nicht mehr in amtlichem Gebrauch war und von der Stadt vermietet wurde. Seit vielen Jahren wohnte der Rechnungsrat Kelch darin, ohne befürchten zu dürfen, in der geringen Miete gesteigert zu werden, da sonst niemand Verlangen nach dieser einsamen Ländlichkeit hatte, die im Sommer manche Annehmlichkeit bieten mochte, aber im Herbst und Winter nicht nach jedermanns Geschmack sein konnte. Brannte doch auf der ganzen Strecke keine einzige Laterne, so daß in eins der oberen Fenster ein Licht gestellt werden mußte, wenn einer der Hausgenossen spät auswärts war, damit wenigstens die Richtung erkannt werden könnte.



Ernst Wichert.
Geb. 11. März 1831 in Insterburg, gest. 21. Jan. 1902 in Berlin.

Diesmal war's so spät noch nicht, daß eine solche Vorsichtsmaßregel geboten er-

schienen wäre. Die Allee zeigte sich aber menschenleer, bis auf ein einzelnes Paar, das langsam dem Hause zuschritt. Die junge Dame hatte den Kopf mit dem breitrandigen schwarzen Spitzenhut ein wenig gesenkt und der junge, doch nicht mehr ganz junge bärtige Mann im lose um die Schultern gehängten braunen Havelock die rechte Hand unter ihr kurzes Cape und in ihren Arm geschoben. Er neigte sich zu ihr über und schien eifrig in sie hineinzusprechen, zugleich immer bemüht, etwas von ihrem Gesicht zu sehen, das doch der Hut fast bis zum Mund hinab verschattete. Die freie Hand gestikulierte mit einem Stöckchen.

„Das ist alles sehr wahr," antwortete sie, da er nun einen Augenblick Luft schöpfte, „und ich fühle es auch so. Aber Sie wissen doch, daß ich nicht unabhängig bin — noch lange nicht einmal großjährig. Wenn es Ihnen nicht gelingt, meinen Vater —"

„Ihr Vater ist ein Ehrenmann," fiel er ihr eifrig ins Wort, „gewiß meiner höchsten Achtung würdig. Wenn ich ihn über die Straße nach seinem Bureau gehen sehe, das Eiserne Kreuz auf der Brust, die Bänder von drei, vier Kriegsmedaillen im Knopfloch, aufrecht wie ein Paradesoldat, den Stock hellklingend vor sich auf das Pflaster setzend — ich habe allen Respekt vor dem Herrn Rechnungsrat, dem man's anmerkt, daß er im Leben seine feste Position genommen hat und sich nicht um die Breite eines Schrittes davon abdrängen zu lassen gewillt ist. Vielleicht zuviel Respekt, Fräulein Gerta! Verzeihen Sie mir, wenn ich's sage — ein solcher Mann hat für mich etwas Beängstigendes, als ob ich mir ganz vergeblich Mühe geben würde, mich ihm verständlich zu machen. Er ist mit sich fertig, ich fühle mich ihm gegenüber zu sehr als einen Werdenden, der zwar mancherlei hohe Ziele hat, aber nicht einmal sicher ist, daß sie auch ihm erstrebenswert scheinen. So ein Maler —! Ich habe mich ihm ja pflichtschuldigst vorstellen lassen, um die Erlaubnis gebeten, am Stammtisch der alten Krieger Platz nehmen zu dürfen, von meinen Studien zu dem großen Bilde gesprochen, das eine Episode aus der Schlacht bei Gravelotte darstellen soll, und mich wegen meiner Unkenntnis gewisser Formationen dem allgemeinen Gelächter preisgegeben — ich glaube doch nicht, daß all dies mich ihm näher gebracht hat. Ja, wenn ich ihm sagen könnte: Ich bin Professor mit soundsoviel tausend Mark Gehalt —! Das kann ich doch nicht, ohne zu lügen."

„Aber wenn Sie mich wieder und wieder versichern, daß Sie mich lieben —" sagte das Fräulein leise und doch mit Nachdruck.

„Ich bitte Sie, teuerste Gerta," fiel er lebhaft ein, „ich liebe Sie mit der ganzen Glut meines Künstlerherzens, ich liebe Sie mehr als mein Leben. Wie könnten Sie daran zweifeln?"

„Und doch haben Sie nicht den Mut, um meine Hand anzuhalten."

„Nicht den Mut, nicht den Mut! Ich habe nicht den Mut, mir eine Abweisung zu holen, und fürchte, daß sie mir gewiß wäre. Was dann? Sollte ich mich fügen und Sie verloren geben? Ein unerträglicher Gedanke! Oder die Tochter zum Ungehorsam verleiten? Wenn sie sich verleiten ließe! Nein, es ist gewiß ratsamer, wir halten unser Verlöbnis noch eine Weile geheim."

„Aber wie lange?"

„Ich weiß es nicht. Es ist möglich, daß sich für mich in kürzester Zeit etwas Günstiges ereignet, worauf ich dann fußen kann, ein Auftrag von Bedeutung, eine Anstellung, eine Auszeichnung ..."

„O, ich zweifle nicht, Sie haben eine Zukunft, eine große Zukunft in Ihrer Kunst!"

„Kann sein, teuerste Gerta, kann sein — ich hoffe es, ich vertraue darauf wie Sie. Aber ich kann sie Ihrem Herrn Papa doch nicht verbürgen, nicht verbriefen. Ich glaube, die Kunst interessirt ihn wenig. Ich habe sogar gelegentlich recht abfällige Bemerkungen aus seinem Munde gehört, die mich hätten verletzen können, da sie meine Arbeiten in der Katharinenkirche betrafen. Er fand es unbegreiflich, daß die Stadt so viel Geld aufwende, um die alten Bilder wiederherstellen zu lassen, die aus der katholischen Zeit stammten und glücklicherweise mit Kalk übertüncht wären, Figuren mit zu großen Köpfen und verrenkten Gliedern, völlig leer für das protestantische Bewußtsein. Ich glaube, es ärgerte ihn, daß die Gesellschaft

mir eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, und er wollte mir zu verstehen geben, daß so ein Handwerker auf seine Anerkennung nie werde zu rechnen haben."

Das Fräulein hob den Kopf und schien etwas erwidern zu wollen. Er kam ihr aber zuvor und fuhr rasch fort: „Herrgott, ich weiß ja, daß jemand von der Kunst, zumal von dieser ganz altmodischen, nicht das allermindeste verstehen und doch ein vortrefflicher, hochehrenwerter, im übrigen sehr gebildeter Mann sein kann. Es versteht sich von selbst. Ich will nur beweisen, daß ich jetzt ein freundliches und gütiges Entgegenkommen nicht erwarten darf. Warum vor der Zeit den lieben Papa beunruhigen? Kann ich ihm sagen, das bin ich und das habe ich, und dann und dann kann meinetwegen die Hochzeit sein — nun, ich denke, er wird trotz der Künstlerschaft mit sich sprechen lassen."

Sie gingen einige Schritte schweigend nebeneinander her. Dann nahm er wieder das Wort. „Wenn wir einander nur von Zeit zu Zeit einmal ein Stündchen allein haben könnten," flüsterte er mit Schmeichelton. „Es ist wirklich hart —"

„Ja, wie könnte das geschehen?" fragte sie freudig erschreckt.

„Wenn Sie eine Freundin ins Geheimnis ziehen wollten — sie würde leicht die Gelegenheit herbeiführen können. Zum Beispiel, Sie besuchten mich mit ihr —"

„Nein, nein!"

„— in der Kirche. Die alten Chorstühle, über denen ich an meinem Bildwerk schaffe, sind mit einer Leinwand verhängt. Man kann da wie in einem Stübchen sitzen, und wenn indessen ein guter Geist außen Wache hält —"

„Aber das ist ja unmöglich!" rief die junge Dame mit verhaltener Stimme und doch sehr bestimmt abweisend.

„Es ist leicht möglich," beruhigte er. „Sie dürften nur wollen. Ich habe den Schlüssel von der Seitenpforte nach dem Kettengäßchen zu, durch das nie ein Mensch geht, und lasse sie den ganzen Tag über offenstehen. Es wüßte kein Mensch ... Und man könnte ja auch noch etwas anderes ausdenken. Sie malen so hübsch Blumen- und Fruchtstücke —"

„Herr Röbelsberger!"

„Ich sage nichts, was ich nicht verantworten kann. Ich habe bei Ihren Freundinnen Geburtstagsgeschenke von Ihrer Hand gesehen, die mich in Erstaunen setzten. Nur ist noch etwas Dilettantenhaftes dabei, weil Ihnen die Kunstgriffe fehlen —"

„Ich habe ja nie Unterricht gehabt. Der Vater wollte es nicht."

„Sehen Sie, das ist's. Es scheint mir ganz unverantwortlich, daß ein solches Talent nicht von Hause unterstützt wird. Wenn ich Ihnen nur erst Stunden geben könnte —!"

Sie antwortete darauf nichts. Nach einer kleinen Weile aber sagte sie: „Sie müssen mich nun allein weitergehen lassen."

Wirklich waren sie dem Gärtchen schon ziemlich nahe gekommen.

Er hob ihren Arm, bückte sich und küßte ihre Hand. „Aber noch eins, Liebste," flüsterte er zärtlich. „Wir sprechen einander noch immer so fremd an: Sie — Herr und Fräulein! Das trauliche Du liegt mir immer auf der Zunge, aber es wagt sich nicht über die Lippen. Gerta, teuerste Gerta, wenn ich mir erlauben dürfte — natürlich nur unter uns ..."

Sie sah ihm mit den freudig glänzenden Augen in das blondbärtige Gesicht und nickte. „Lieber Max ..."

„Also du — du — du!" rief er und küßte wieder ihre Hand.

„Nun aber geh'," bat sie und machte ihren Arm frei.

„Auf baldiges Wiedersehen! Nicht wahr — morgen?"

„Wenn es sein kann." Gerta eilte fort.

* *
*

Sie hatte nur noch wenige Schritte bis zur Staketentür des Vorgärtchens und zog gleich darauf die Messingstange am Hause, vielleicht heftiger als erforderlich war, das Glockenzeichen zu geben. Die Tür wurde von einer weiblichen Person geöffnet, die einfach, aber doch wie eine Dame gekleidet war.

„Du selbst —?" sagte Gerta.

„Luise hat in der Küche zu tun," antwortete eine sanfte und weiche Stimme. „Papa hat einen Gast."

„So, so!“ Sie trat in die Stube rechts ein, in der schon auf dem Tisch eine Lampe brannte. „Du hast gewiß schon auf mich gewartet, Tante Friederike?“

„Ja — du kommst recht spät.“

„Verzeih.“

„Du weißt, liebes Kind, ich ängstige mich deinetwegen, wenn du so spät auf der Landstraße bist.“

„Sie ist ja doch ganz sicher.“

„Es kann immer einmal etwas vorfallen. Strolche und unnütze Menschen gibt es genug, und ein hübsches junges Mädchen —“

„Ach —!“

„Ich ängstige mich wirklich.“

Gerta, ein unzweifelhaft noch sehr junges und gewiß nicht nur in den Augen der guten Tante sehr hübsches und nicht gewöhnlich hübsches Mädchen, hatte Hut und Mäntelchen abgelegt und umarmte nun, wie plötzlich zu solcher Gefühlsäußerung angeregt, die vorsorgliche Hüterin, ihr einen stürmischen Kuß auf die Lippen drückend. „Ich bin ja gar nicht allein gegangen,“ fuhr es ihr so heraus.

„Nicht allein gegangen?“ fragte Friederike. „Wer hat dich denn begleitet?“

Nun zögerte Gerta. „Es machte sich so zufällig. Ein Herr ...“

„Komm doch einmal ans Licht.“ Sie führte sie dem Tische zu. „Du bist ja ganz rot und hast so merkwürdig glänzende Augen. Was wird das denn für ein Herr gewesen sein?“

„Tante Friederike —“ Sie senkte die Augen mit den langen Wimpern.

„Hm, hm ... Wohl wieder der Maler —?“

„Ja denn — Herr Max Rödelsberger. Ich will vor dir gar kein Geheimnis haben.“

„Höre, Kind ...“ Sie schien zu überlegen, ob sie sprechen solle, legte die Hände übereinander und sah Gerta prüfend an. „Du weißt, daß ich dir sehr gut bin.“

Gerta, die sich, der Lampe abgekehrt, an den Tisch gelehnt und den dunkellockigen Kopf gesenkt hatte, war dem Weinen nahe. „Das weiß ich eben,“ sagte sie wider Willen in trotzigem Ton. „Du bist mir immer eine Mutter gewesen, keine leibliche Mutter hätte gütiger ...“

Nun rollten wirklich die Tränen. „Ja, was hast du denn?“ fragte Friederike verwundert und besorgt zugleich. „Dieser Maler Rödelsberger scheint mir ein gefährlicher Mensch zu sein — gefährlicher, als ich glaubte. Es ist mir nicht unbemerkt geblieben, daß er dich überall auszeichnet, wo man euch zusammensieht, und es wird auch darüber gesprochen. Ich möchte dich warnen, Kind. So ein junger Künstler ...“

„Du auch, Tante Friederike!“

„Natürlich gefällst du ihm. Ihm gefällt alles, was schön und anmutig und besonders ist — dazu hat er ja Künstleraugen — und er ist dreist genug, es auch besitzen zu wollen. Da sollte ein Mädchen, das etwas auf sich hält, doch doppelt vorsichtig sein. Es schmeichelt der lieben Eitelkeit, einen Vorzug zu genießen, der vielen Zurückgesetzten beneidenswert scheint; wer sich aber ins Gerede bringt, wird künftig für Spott nicht zu sorgen haben. Denn bei dem leichten Völkchen heißt's: aus den Augen aus dem Sinn. Du solltest zu stolz sein, liebes Kind, mit deinem Herzen spielen zu lassen.“

Gerta hob mit rascher Bewegung das Kinn. „Ich werde nie mit meinem Herzen spielen lassen,“ wehrte sie streng ab. Gleich darauf aber wurde sie wieder weich, fiel der Tante um den Hals und flüsterte: „Er meint's ja ganz ehrlich.“

Nun schob Friederike sie, offenbar erschreckt, zurück. „Wie —“ sagte sie, „meine Warnung kommt schon zu spät?“

„Ich kann's nicht für mich behalten,“ bestätigte Gerta, „es liegt mir wie ein Mühlstein auf der Brust, meiner besten Freundin etwas verschweigen zu sollen, was mich zugleich so glücklich macht und beunruhigt. Ja, er hat mir gesagt, daß er mich liebe, und ich —“

„Aber der Vater, der Vater!“ fiel Friederike ein. „Hast du denn nicht an den Vater gedacht? Du kennst ihn doch. Er ist unnachsichtig gegen jeden eingenommen, der eine Kunst betreibt, und macht keinen großen Unterschied zwischen einem Seiltänzer auf dem Jahrmarkt und einem akademisch gebildeten Maler oder Bildhauer, einem Ziehharmonikaspieler und einem Konzertisten. Das sind für ihn Leute, die sich mit sehr unnützen Dingen beschäftigen und ein lockeres Leben führen, aus der Hand in den Mund leben, solange es geht, und schließlich irgendwo

Schiffbruch leiden, Leute, die ihm um so mehr zuwider sind, als sie von sich viel Gerede machen und sich etwas Besonderes dünken, während ehrliche und bescheidene Arbeiter unbeachtet bleiben. Das mag eine recht bedauerliche Befangenheit sein, aber du hast mit ihr zu rechnen."

Gerta legte wieder die Hände um ihren Hals. „Stehe mir bei ihm bei, Tante Friederike," bat sie, „du vermagst so viel über ihn."

„Aber wie kann ich?" antwortete Friederike mit ängstlich zitternder Stimme. Ihre Stirn war feucht. „In solchen Dingen vermag ich nichts über ihn, so gut wie nichts. Du weißt, wieviel Mühe es schon gekostet hat, ihn zu bewegen, ein Klavier anzuschaffen, damit du spielen lernen könntest, und wie ungern er es sieht, wenn du dich mit deiner Blumenmalerei beschäftigst. Hat er dich schon einmal singen hören wollen? Alle meine Bitten haben nichts gefruchtet. Er muß einmal etwas erlebt haben — ich weiß nicht was. Ich denke es mir so. Er will nicht erinnert sein. Was kann ich tun? Nicht einmal vor seinem Zorn würd' ich dich schützen können, wenn er's erfährt. Er kann so zornig sein!"

„Er soll jetzt noch nichts erfahren, Tante Friederike," flüsterte Gerta, ihr das schlichte blonde Haar streichelnd. „Es ist besser, wir halten es noch eine Weile verschwiegen. Der Vater muß ihn erst näher kennen lernen. Es ist nur durchaus nötig, daß er in unser Haus kommt. Ließe sich nicht etwas ersinnen, ihn zwanglos einzuführen? Wenn ich bei ihm Unterricht im Malen nehmen könnte — mit dem Klavierspiel ist dir's ja auch geglückt."

„Da war's eine Lehrerin. Nein, nein, Herzchen, schlage dir das aus dem Sinn. Und überhaupt ... Es geht nicht, glaube mir. Das nicht."

„Ich vertraue dir doch. Du kannst nicht wollen, daß deine Gerta —"

„Jetzt still, ganz still. Kein Wort weiter. Ich muß den Tisch decken. Der Vater darf nicht warten, nicht seinen Gast warten lassen. Was denkt er von mir, die sonst die Regelmäßigkeit selbst ist? Still und hilf mir. Oder geh' lieber noch ein paar Minuten in dein Stübchen — man darf nicht sehen, daß du geweint hast. Husch fort!"

Sie schob Gerta hinaus und ging dann mit einem tiefen Seufzer und bekümmerter Brust an die Arbeit des Tischdeckens. Ihre flinken Hände waren rauh und rot, da sie sie wohl wenig schonte, in dem länglichen, regelmäßigen Gesicht aber prägte sich ein Zug von vornehmer Würdigkeit aus, mit der sich doch Milde und Sanftmut lieblich paarten. Die treuherzigen graubraunen Augen verschönten es. Die Figur des kaum vierzigjährigen Fräuleins hatte entschieden etwas Frauenhaftes, das auch ihrem ganzen Wesen eignete. Sie war eine entfernte Verwandte des Rechnungsrates und zur Führung der Wirtschaft und Erziehung des Töchterchens früh schon in dessen Haus gekommen, so früh, daß Gerta sich ihres Eintritts gar nicht mehr erinnerte. So lange sie zurückdenken konnte, hatte Tante Friederike bei ihr Mutterstelle vertreten.

Nach einer knappen Viertelstunde trat sie wieder ein, jetzt anscheinend ganz heiter und guter Dinge. Sie hatte ihr üppiges Haar in Ordnung gebracht und eine rote Schleife vorgesteckt, die der ausgesprochenen Brünette gut ließ. Indem sie die am Tisch beschäftigte Tante von hinten her umfaßte, drückte sie ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange. „Nun — ist alles wieder gut?" fragte sie neckisch.

„Ich bin dir ja gar nicht böse gewesen," antwortete Friederike zögernd, „nur ..."

„Ach, du kannst mir ja auch gar nicht böse sein, bestes Tantchen," rief Gerta mutwillig und küßte sie wieder.

„Na, darauf verlasse dich doch nicht zu fest," meinte Friederike, ließ sich aber die Liebkosungen gefallen. „Wenn du so unvernünftig bist ... da kommt der Vater."

* * *

Wirklich trat der Rechnungsrat mit dem Glockenschlage acht ins Zimmer oder nötigte vielmehr einen jüngeren, sehr langen und dünnen Herrn zum Eintreten, der fortwährend dienerte und die Ehre des Vortritts von sich abzuwenden bemüht schien. „Bitte, bitte," sagte er in herrischem Ton.

„O, bitte, Herr Rechnungsrat —"

„Auf dem Bureau, lieber Urban; hier sind Sie mein Gast."

„Zu Befehl also, Herr Rechnungsrat.“ — Der Sekretär stolperte über die Schwelle und verneigte sich etwas linkisch vor den Damen. Friederike ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, Gerta begnügte sich mit einer freundlichen Kopfbeugung.

„Nun, Riekchen, wo hast du uns die Plätze bestimmt?“ fragte der Rechnungsrat, den Tisch musternd. Er war ein Mann Ende der Vierzig, vielleicht auch anfangs der Fünfziger, breitschulterig und ein wenig zur Korpulenz neigend. Das natürlich gekräuselte Haar trat von der breiten Stirn zurück und umzog eine kleine kreisrunde Glatze. Er trug einen Backenbart, der sich, ziemlich kurz geschoren und bereits schwach angegraut, hakenförmig gegen die Mundwinkel hinaufzog und dort mit dem über der Oberlippe geradlinig abgeschnittenen Schnurrbart zusammenstieß. Das Kinn und die Wangen waren glatt rasiert. In das oberste Knopfloch seines Hausrockes zeigte sich ein schwarzweißes Porzellanplättchen eingesteckt. Seine Haltung war militärisch; er sprach meist in kurzen, scharf abgegrenzten Sätzen, die wie ein Kommando klangen, und lachte ungemütlich. Der Maler hatte ihn treffend geschildert.

Für ihn und den Gast war auf der oberen Seite des Tisches gedeckt, so daß sie einander gegenüber saßen, der Rechnungsrat hatte seine Tochter, der Sekretär die Tante neben sich.

„Es ist wohl nicht ganz richtig disponiert,“ schmunzelte der Alte, auffallend gut gelaunt. „Das junge Volk müßte eigentlich zusammensitzen.“

„O, wenn Sie mich im Auge haben, Herr Rechnungsrat,“ erlaubte Urban sich auf den Scherz einzugehen. „Zu den jüngsten zähle ich leider auch nicht mehr.“

„Ich denke, als wir bei Sedan Napoleon gefangen nahmen, trugen Sie gerade die ersten Höschen — ha, ha, ha — — ha, ha, ha!“ Dieses Lachen knatterte wie das Schnellfeuer einer Mitrailleuse.

Der Sekretär nahm seiner Nachbarin die Schüssel mit den Bratkartoffeln ab und verneigte sich zugleich vor dem hohen Vorgesetzten. „Ich wage nicht zu widersprechen. Aber wenn man an Sedan zurückdenkt ... Es ist schon so lange her, daß wir militärisch nichts mehr erlebt haben — eine Ewigkeit.“

„Sie zählen die Friedensjahre doppelt wie wir in der Anciennität die Kriegsjahre,“ plänkelte der Rat weiter und lachte wieder schrill, „weil sie doppelt langweilig sind. Na ja! Wir haben einen Dreißigjährigen Krieg gehabt und bringen es jetzt zu einem dreißigjährigen Frieden. Kann mir denken, daß ihr Jüngeren auch einmal etwas über den Parademarsch hinaus erleben möchtet. Im Kriegerverein werden die Eisernen Kreuze schon selten.“

„Um so mehr gelten die Ritter,“ schmeichelte der Sekretär, indem er sich ein paar Scheibchen Fleisch auflegte.

„Aber doch nicht so bescheiden!“ rief der alte Herr, ihm die Schüssel nochmals zuschiebend. „Hier können Sie doch wenigstens einhauen. Einhauen! Verstehen Sie? Ha, ha, ha!“

„Ein guter Witz, ein sehr guter Witz,“ versicherte der Lange.. „Einhauen! Natürlich.“ Er fuchtelte mit der Gabel über die Schüssel hin, holte aber doch nur ein dünnes Stückchen Wurst heraus.

„Wir verstehen uns,“ meinte der Rat. „Aber trinken Sie doch, da steht ja die Flasche vor Ihnen. Ich denke, Sie werden sehr erschöpft sein. Habe ihm nämlich eben fünf Partien Sechsundsechzig abgenommen. Wir verstehen uns, Urbanchen. Schade, schade, daß Ihre Übungszeit bei mir schon zu Ende geht. Wird schwer fallen, mir wieder einen so guten jüngeren Kameraden heranzuziehen.“

„Wird uns denn der Herr Sekretär verlassen?“ wagte Friederike sich zu erkundigen.

„Leider, leider,“ bestätigte der Rat. „Das heißt, von seiner Seite muß er's ja als ein Glück betrachten. Versetzt in ein höheres Amt auswärts — größere Stadt — mehr Gehalt. Ja, ja — hab' ihn fortgelobt, kann sich bei mir bedanken. Verliere nun aber im Bureau einen geschulten Beamten und im Kriegerverein meinen Adjutanten. Tut nichts. Will ihn nicht eitel machen — wird sich ja Ersatz finden.“

Friederike gratulierte zu der Verbesserung.

„Natürlich denkt er nun auch gleich ans Heiraten,“ fuhr der Rat fort. „Was sagst du dazu, Gerta?“

Das Fräulein hatte sich bei der Unterhaltung bisher gar nicht beteiligt und schrak jetzt aus ihren Gedanken auf. „Ja, was kann ich ...“

„Na, bist doch auch ein junges Mädchen. So ein Heiratskandidat pflegt euch ja immer sehr zu interessieren. Wer wird die Auserwählte sein? Ha, ha, ha!“

„Ich bin nicht neugierig, Papa.“

„Bist nicht neugierig. Gut. Glaubst wohl schon zu wissen? He?“

„Wie sollte ich? Herr Urban weiß es vielleicht selbst noch nicht.“

Der Sekretär war purpurrot geworden. „O, was das betrifft, mein verehrtes Fräulein ...“ murmelte er.

„Er weiß es,“ rief Kelch. „Ich wette darauf, er weiß es, und vor seiner Abreise noch wird's seine Richtigkeit haben.“ Der Lange warf ihm einen bittenden Blick zu. „Aber lassen wir das jetzt. Ich will vorläufig nichts gesagt haben. Alles zu seiner Zeit. Ich sehe da eine Schale mit Obst auf dem Tisch. Schon aus unserem Garten, Riekchen?“

Sie bestätigte dies und ließ sich, sehr froh darüber, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm, umständlich auf das Lob einiger Sorten von Äpfeln und Birnen ein, die sie ihren Bäumchen verdankte. Kelch erinnerte sich an einen Obstkeller, den man bei den Streifzügen an der Loire irgendwo geplündert hatte, und rühmte die französischen Früchte. „Überhaupt ein herrliches Land. Schade, daß wir in die richtigen Weingegenden nicht gekommen sind.“ Er fing nun an, Kriegsgeschichten zu erzählen, und dieses Thema hielt denn glücklich bis zum Ende des Mahles vor. Der Sekretär hatte dabei Zeit und Gelegenheit, nach Gerta hinüberzuschielen, die offenbar unaufmerksam zuhörte, als ob er ihr zu verstehen geben wollte, daß er auch nicht sonderlich bei der Sache sei. Die Cigarre, die er auf dringendes Zureden Friederikens nach Tisch in Brand steckte, rauchte er nicht einmal zu Ende und empfahl sich so zeitig, daß er noch vor Schluß der Bürgerstunde in der Stadt sein konnte.

Der Rechnungsrat, der sonst an seinen Mitmenschen und zumal an Untergebenen immer viel auszusetzen hatte, war voll seines Lobes. Er habe als Soldat die besten Zeugnisse erhalten und sei im Bureaudienst sehr geschätzt; seine Beförderung in verhältnismäßig noch jungen Jahren beweise, daß man ihm auch „oben“ wohlwolle. „Ich hoffe, du hast ihn dir gut angesehen, Gerta,“ sagte er. „Er verkehrt lange genug in unserem Hause, um uns volle Bürgschaft für seinen Charakter zu geben, und ist auch äußerlich ein gar nicht übles Mannsbild. Findest du das nicht? Seine Frau wird es sehr gut haben.“

„Ich zweifle daran nicht,“ antwortete seine Tochter etwas verlegen, da es ihr wohl auffallen mußte, daß er wieder diesen Punkt berührte und sich dabei an sie wendete. Sie dachte: es gehört viel Bescheidenheit dazu, sich von so einem beglücken zu lassen. Aber sie hielt es nicht für geraten, ihren Gedanken laut Ausdruck zu geben.

Kelch beruhigte sich dabei doch nicht. „Ich glaube bemerkt zu haben,“ fuhr er fort, „daß mein junger Freund dich schon lange nicht mehr mit gleichgültigen Augen betrachtet.“

Nun erschrak Gerta. „Mich, Papa?“

„Ja. Und ich darf hinzufügen, daß es mir nicht unlieb wäre, wenn von deiner Seite ein freundliches Entgegenkommen —“

„Aber das überrascht mich ja durchaus!“ rief Gerta unvorsichtig hinein. „Wie kannst du nur glauben, daß Herr Urban —“

„Laß mich aussprechen,“ verwies er mit Schärfe. „Ich pflege zu wissen, was ich sage, und wünsche ernst genommen zu werden. Urban ist jungen Damen gegenüber ein schüchterner Mensch. Das gefällt mir gerade sehr gut an ihm. Es kann sein, daß er dir seine Verehrung nicht so dreist zu erkennen gegeben hat, als dies bei einer gewissen Sorte junger Herren Sitte ist, die nicht zu befürchten haben, daß man bei ihnen an reelle Absichten denkt. Ich kenne ihn und garantiere für seine Solidität und ehrliche Gesinnung. Es muß mir daran liegen, meine Tochter gut versorgt zu sehen, und ich würde sie für gut versorgt halten, wenn sie einem so braven, tüchtigen und wohlsituierten Manne angehörte. Das ist meine Meinung, von der ich doch für alle Fälle Kenntnis zu nehmen ersuche. Nichts weiter: Kenntnis zu nehmen. Für jetzt nichts weiter.“

Er hatte sich in eine ärgerliche Stimmung hineingeredet und sah erhitzt aus, obgleich anscheinend gar keine Veranlassung dazu gegeben war. Er besaß die Witterung für Widerspruch und eilte immer schon ein paar Schritte voraus, um ihn aufzufangen und niederzuwerfen. Es war genug, daß er etwas gewollt hatte, von dessen Richtigkeit er sich überzeugt hielt, und ein anderer auf eine Andeutung hin nicht sofort zustimmte, um heftige Beschuldigungen hervorzurufen, als ob ihm absichtlich in den Weg getreten werden sollte. Mitunter erfolgte ein Zornausbruch zur größten Verwunderung dessen, der mit ihm verhandelte, weil er aus der Richtung einiger Antworten schon vorauszuwissen meinte, daß er auf Opposition zu rechnen habe. Und natürlich hatten darunter am meisten diejenigen zu leiden, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm standen.

Friederike, die über seine Reden nicht weniger verwundert gewesen war als Gerta selbst, die sie doch zunächst angingen, kannte seine Art und gab, als sie das Gewiter aufsteigen sah, dieser einen Wink, zu schweigen. Kelch streichelte sie die Schulter und sagte freundlich: „Du hast gewiß besten Grund, Urban für einen sehr vertrauenswürdigen Menschen zu halten und ihm alles Gute zu wünschen. Gerta hat nur bisher nicht daran gedacht, daß dein Wohlwollen für ihn so weit gehen könnte, ihm deine Tochter zur Frau zu wünschen. Das darf dich nicht überraschen. Ich selbst habe, aufrichtig gesagt, nichts davon bemerkt, daß Herr Urban überhaupt auf ein solches Ziel lossteuern wolle. Warum also vorgreifen?“

Kelch war durch die milde und ruhige Art der Vermittelung schon wieder ganz zu sich gebracht; ihre weiche Stimme schien besänftigend zu wirken. „Hm, ja —“ knurrte er, „ich sagte es ja schon selbst: wir wollen den Gegenstand für jetzt fallen lassen. Ich ereiferte mich nur ein wenig, weil ich Gerta zu kennen meine und ihr nicht so viel Besonnenheit zutraue, im richtigen Augenblick vernünftig abzuwägen, was ihr zum Glück gereichen könnte. Ihre oft wunderlichen Lebensanschauungen und Neigungen — das liegt so im Blut ... Aber sprechen wir nicht weiter davon, du hast recht. Sie ist immerhin auf eine Möglichkeit vorbereitet, die ihr zu denken geben wird.“ Er winkte Gerta zu sich heran, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht, mein Kind, gute Nacht. Morgen ist auch ein Tag. Schlaf wohl!“

Gerta war wie benommen und sprach kein Wort. Sie reichte nur noch der Tante die Hand und begab sich dann treppauf in ihr Stübchen oben im Giebel.

Der Rat erhob sich nach ihrer Entfernung und ging im Zimmer auf und ab. Ein schnalzender Laut von Zeit zu Zeit bewies, daß er etwas auf der Zunge hatte, was sich nicht lösen wollte. „Ich will dir nur offen heraus sagen, Riekchen,“ begann er endlich, „daß Urban bei mir um Gertas Hand angehalten hat. Das war ja auch so die richtige Form.“

„Ich habe mir's gleich gedacht,“ antwortete Friederike anscheinend ganz ruhig. „Geschickt hast du's aber nicht gerade angefangen, sie mit deinen Wünschen vertraut zu machen.“

„Geschickt oder ungeschickt,“ ließ Kelch sich unwirsch vernehmen, „es mußte einmal davon angefangen werden, und die Gelegenheit ergab sich nach Urbans Besuch ganz von selbst. Er wird doch auch wissen wollen, woran er ist. Nicht so?“ Da Friederike schwieg, fuhr er dringlicher fort: „Glaubst du nicht, daß Urban für Gerta eine gute Partie wäre?“

„Eine ganz gute Partie,“ sagte sie mit kaum halber Zustimmung.

„Er hat eine wohlhabende Mutter, deren einziger Erbe er einmal sein wird, und kann schneller Beförderung im Dienst versichert sein. Die Hochzeit brauchte nicht lange aufgeschoben zu werden.“

„Kannst du denn deine Tochter nicht rasch genug aus dem Hause haben?“

„Hm — eine lange Brautschaft wäre mir in der Tat sehr unangenehm. Paßt gar nicht zu unseren Verhältnissen. Das kannst du dir selbst sagen. Und überhaupt, wenn ich mir denke, daß irgend ein wildfremder Mensch ... Urban ist mir Dank schuldig, er kennt unsere Häuslichkeit schon und schätzt sich unter allen Umständen eine Verbindung mit meiner Familie zur Ehre. Da er in kurzem sein neues Amt antritt, würde dem Verlöbnis gleich eine Trennung folgen, die

mit Unterbrechung durch einige Besuche bis zur Hochzeit anhalten könnte. Das hätte sein Gutes, wie die Dinge liegen — hm, hm."

„Aber Gerta ist noch so jung. Warum jetzt überhaupt schon an eine Verlobung denken?"

„Gerta ist gerade in dem Alter, in dem junge Mädchen sich darüber Gedanken zu machen pflegen. Es ist am besten, wenn ihr gar keine Zeit dazu gelassen wird, auf Irrwege zu geraten. Eine solche Befürchtung liegt bei ihr nahe. Ihre Mutter ... Sprechen wir davon nicht. Sie muß möglichst jung verheiratet werden, damit sie in der Hand ihres Mannes noch weiches Wachs ist, das sich nach seinen Wünschen und Bedürfnissen formen läßt. Ein Mann in geordneten bürgerlichen Verhältnissen, von ehrenhafter Gesinnung und ruhiger Denkungsart wird einen günstigen Einfluß auf sie ausüben und ihr eine Erziehung geben, die sie von Anfang an in sichere Schranken weist. Ich glaube besser für sie besorgt zu sein, wenn ich die Wahl treffe, als wenn ich sie ihr auf die Gefahr hin überlasse, daß sie sich mit mir in Konflikt bringt und eine Torheit begeht. Stimmst du mir nicht zu?"

„Deine Gründe sind gewiß wohl überlegt. Ich weiß nur nicht, ob Gerta sie —"

„Gerta, Gerta! Sie hat mir Vertrauen zu schenken, daß ich ihr Bestes will. Sprich du mit ihr, sage ihr das. Überhaupt — sprich mit ihr. Ich fang's vielleicht nicht richtig an, werde leicht heftig, verderbe alles. Die Frauenzimmer wissen miteinander besser Bescheid. Und du stehst ihr ja auch in allem näher als ich. Ja, ja! Das ist die Wahrheit. Ich habe nicht so die Art, mich ihr anzupassen, habe sie nie gehabt, habe sie nie haben wollen. Sie erinnerte mich immer ... Man kann sich das nicht geben. Ich hätte mir meine Tochter anders gewünscht, von Grund aus anders. Es mag sein, daß sie dies fühlte, daß ich mich ihr gegenüber nicht immer genug beherrschte, mitunter ganz unschuldige Äußerungen aus vorgefaßter Meinung ... Es mag sein. Solange sie ein Kind war, durfte mir ihr Gehorsam genügen. Jetzt vermisse ich bei dem erwachsenen Mädchen etwas, wenn ich kein Verständnis meiner guten Absichten und Wünsche antreffe, wohl gar eine Widerwilligkeit bemerke. Es sind meist Kleinigkeiten, aber sie regen mich auf, sie reizen mich. Auch deshalb ist's gut, wenn Gerta nicht lange mehr im Vaterhause bleibt. Und dazu die besonderen Verhältnisse, Riekchen ... Bei längerem Zusammenleben wird es sich doch kaum vermeiden lassen, auf Fragen zu antworten, die dem Kinde nicht in den Sinn kamen oder mit leichter Mühe aus dem Sinn gebracht werden konnten. Also sprich mit ihr, bringe die Sache so weit in Ordnung, daß von meiner Seite nur noch das Amen zuzufügen bleibt. Sie liebt und verehrt dich sehr, deinem freundschaftlichen Rat wird sie gern folgen."

Friederike wußte es besser, wie wenig diesmal darauf zu bauen war, aber es wurde ihr auch keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie jetzt weder Gertas Geheimnis verraten, noch die erbetene Vermittelung ablehnen durfte, ohne alles zu verderben. Es mußte Zeit gewonnen werden. Und so sagte sie denn nur in ihrer milden Weise: „Gut! Überlaß mir Gerta. Aber so, wie du dir's denkst, lieber Alex, wird's doch nicht gehen."

„Nicht, nicht, nicht?" brauste er auf.

„Gerta war offenbar völlig überrascht durch deine Andeutungen, wie sie auch mich überraschten. Herr Sekretär Urban mag ja längst mit sich einig gewesen sein, daß er hier seine Lebensgefährtin zu suchen habe. Aber in die Erscheinung ist nichts davon getreten."

„Ja, sollte er denn wie ein girrender Täuberich —"

„Das wäre allerdings sehr komisch gewesen."

„Denke ich auch. Es war doch wohl richtig, daß er sich an den Vater wendete."

„Ich stelle nur die Tatsache fest, daß Gerta von seiner Bewerbung keine Ahnung hatte. Da läßt sich nun von einem jungen Mädchen nicht verlangen, daß es sich auf der Stelle entscheidet. Dringt man darauf, so wäre es sehr verständlich, wenn sich sogar ohne gehörige Prüfung der Widerspruchsgeist meldete und ruhige Erwägung gar nicht aufkommen ließe. Aber weiß er, daß er des Vaters Zustimmung hat, das wird seinem Auftreten die erwünschte Sicherheit geben. Mag er sich nun um das Mädchen bemühen, das seine Braut werden soll. Öffne ihm

dein Haus zu freiestem Verkehr und beaufsichtige die jungen Leute nicht. Ich werde dann gewiß Gelegenheit haben, auf Gerta freundlich einzuwirken und ihr die Berücksichtigung deiner Wünsche nahezulegen. Geduld, Lieber, Geduld."

„Geduld!" knurrte Kelch, indem er mit den Fingern rasch über sein Haar hintastete. „Ich habe davon wenig, du weißt's. Und es ist auch nicht mehr viel Zeit. Aber ich will mich auf dich verlassen. Meinst es ja mit Gerta gut und mit mir auch. Ich schicke euch also den langen Menschen. Erleichtere ihm die ungewohnte Aufgabe, den Liebhaber spielen zu müssen, soviel du kannst, Rieckchen."

Er klopfte ihr die Wange und zog sich in sein Schlafzimmer zurück.

* *
*

Indessen hatte Gerta eine schwere Stunde. Es war ihr so beklommen zu Mute; sie mußte das Fenster aufreißen und die kühle Nachtluft einströmen lassen. Da stand sie nun und blickte in den Nebel hinaus, der nur undeutlich einige Sterne durchleuchten ließ. Sie brach in ein Schluchzen aus und drückte die geschlossenen Hände auf die Brust, als könnte sich so der Krampf, der sie zusammenschnürte, leichter lösen. Sie wußte gar nicht recht, was geschehen war, nur daß es für sie ein schweres Unheil bedeutete. Wie durch einen plötzlichen Schlag oder einen grellen und stechenden Lichtschein war sie aus ihrer Träumerei aufgescheucht worden; alle ihre Gedanken waren bei dem Maler gewesen. Und nun hatte ihr Vater ein Wort gesprochen, das alle ihre Kreise störte. Ja, ja! ein solches Wort war gesprochen, und sie konnte nur gar nicht begreifen, daß sie es verstanden haben sollte: es war ein so häßliches Wort. Der Sekretär —! Es war ja lächerlich, auch nur die Möglichkeit zu setzen, daß sie sich mit diesem Menschen beschäftigt haben könnte! Aber es gab nichts Lächerliches, wenn ihr Vater seine Meinung äußerte und gar zornig aufwallte. Und wenn es da nur einen Kampf zu bestehen gegolten hätte, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte! Die Hoffnung, den Vater für Max günstig stimmen zu können, schien in die allerweiteste Ferne gerückt. Das war eine sehr schmerzliche Einsicht.

Während die Tränen reichlicher flossen, überdachte sie ihr junges Leben. Gerta fühlte ja, daß der Vater sie sehr streng behandelte und mit Liebkosungen knapp hielt, wohl auch einmal ungerecht ausschalt oder trotziger Gedanken beschuldigte, von denen sie sich frei wußte; es blieb ihr nicht unbemerkt, daß er jede geringste Ausschreitung ihres heiteren Naturells rügte und oft viele Worte über etwas machte, wobei sie sich gar nichts gedacht hatte; es wunderte sie, daß er sich nie von ihr ein Stück, an dem sie fleißig geübt, vorspielen ließ, daß er nie eine ihrer Zeichnungen zu sehen verlangte und ein wohlgelungenes Blatt, das sie absichtlich auf dem Tische liegen ließ, fast ärgerlich beiseite schob, höchstens mit einem kargen Lob abfertigte. Aber sie kannte ihn nun nicht anders, so lange sie zurückdenken konnte, und hatte auch immer von Friederike gehört, er sei gar nicht so rauh, als er scheinen wolle, und habe sie herzlich lieb; tagsüber müsse er im Bureau bei schwerer Zahlenarbeit zubringen und sich viel ärgern, da komme er dann oft verdrießlich nach Hause und wolle Ruhe haben; er sei an ein soldatisches Wesen gewöhnt, und oft klinge etwas verletzend, was gar nicht so gemeint wäre; für Musik habe er nun einmal kein Ohr, und die Beschäftigung mit dem Zeichnen und Malen erscheine ihm als eine Zeitverschwendung für den, der damit nicht sein Brot verdienen wolle, — man müsse ihn eben nehmen, wie er sei, und zusehen, wie man ihm etwas abliste. „Freue dich, daß du nicht ein Junge bist," sagte sie oft, „der würde ihm gar nichts recht machen und täglich seine Tracht Prügel bekommen, so gut er ihm auch gewiß wäre."

Gerta hätte es, als sie älter wurde, wohl auch auffallen müssen, daß der Vater nie von ihrer Mutter sprach und auch Friederike nie unaufgefordert. Sie erinnerte sich nicht mehr, wann ihr gesagt worden, die Mutter sei tot. Jedenfalls war es ihr gesagt und stand seitdem für sie fest. Es hatte wahrscheinlich gar keinen besonderen Eindruck auf sie gemacht, denn sie vermißte eine Mutter nicht, Tante Friederike war ihr alles, was sie von einer Mutter hätte erwarten können.

Sie verstand den Unterschied nicht einmal. Später erst, als sie sah, daß andere Kinder eine Mutter hatten, und sie von ihrer Mutter sprechen hörte, wie sie von ihrer Tante sprach, fiel ihr ein, daß ja ihre Mutter tot sei, und sie fragte nun Friederike nach ihr. Es war eigentlich nur kindliche Neugierde, die befriedigt werden wollte, und sie wurde leicht befriedigt. Rosa habe sie geheißen, mit ihrem Mädchennamen Rosa Lucetti, und sei sehr schön und sehr gut und fromm gewesen und habe ihr liebes Kind früh verlassen müssen. Sie sprach sehr liebevoll von ihr, sagte aber auch, der Vater sei schwer betrübt gewesen, als er sie verloren habe, und könne noch jetzt ihren Namen nicht hören oder sonst an sie erinnert werden, ohne wieder in tiefe Traurigkeit zu verfallen; deshalb möge Gerta in seiner Gegenwart lieber nicht von der Mutter sprechen. Das war denn doch einmal geschehen, hatte aber nicht die Wirkung gehabt, daß der Vater traurig, sondern daß er zornig wurde und Friederike durch böse Worte, die dem Kinde unverständlich blieben, zum Weinen brachte. Seitdem hatte Gerta aus Furcht, daß die gute Tante wieder gekränkt werde, geschwiegen.

Noch später aber, als sie den natürlichen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind mehr erkennen lernte und aus zarten Gedichten zum Preise der Mutterliebe, wie sie bei der weiblichen Jugend besonders beliebt sind, einen mystischen Begriff von diesem wundersamen Verhältnis empfing, wandte sie sich wieder an Tante Friederike mit der Bitte, ihr mehr von ihrer Mutter zu sagen. Sie müsse doch ihre Schwester gewesen sein. Das verneinte Friederike — sie sei nur, eine entfernte Verwandte des Vaters, ins Haus berufen, um während der Krankheit der Frau die Wirtschaft zu führen, und dann geblieben, das verlassene Kind zu beaufsichtigen —, erzählte dann aber, wie heiteren Gemütes Rosa gewesen sei, wie schön sie gesungen und getanzt habe, daß alle Menschen sich über sie freuten. Ob denn gar kein Bild von ihr vorhanden sei, wollte Gerta wissen. Dies hatte Friederike nach einigem Zögern zugegeben. Die Photographien dürften aber dem Vater nicht vor Augen kommen, da sie sonst seinen Schmerz wieder wild aufregen würden; er glaube daß sie vernichtet seien. Sie gab Gerta die Bilder der sehr schönen jungen Frau, die Ähnlichkeit mit ihr hatte, nur daß die Augen noch größer, das dunkle Haar mehr gelockt, die Büste voller waren, auch ein buntes Pastell, das sie in phantastischer Tracht darstellte, einem Maskenballkostüm, sagte Friederike. In dem Gesicht war ein Zug von Selbstgefälligkeit und Siegesgewißheit, als habe sie eben eine Huldigung empfangen, die ihr zukomme, aber auch noch ein Etwas, von dem Gerta jedesmal, wenn sie die Bilder besah, ganz eigen beunruhigt wurde. Ein unbestimmtes Pietätsgefühl sorgte dafür, daß sie sich scheute, dem Grunde weiter nachzuforschen. Es wurde ihr schwer, sich als die Tochter dieser jungen Dame zu denken, die gar nicht älter wurde, nichts Mütterliches in ihrer Erscheinung hatte und vollauf mit sich selbst beschäftigt schien; Friederike verlor bei ihr nichts durch sie, wurde ihr in der Schlichtheit und Selbstlosigkeit ihres Wesens eher noch anziehender und vertrauter. Aber es behielt doch für sie einen besonderen Reiz, sich ihre Mutter vorzustellen, wie sie nach diesen Bildern gewesen sein mochte, und darüber nachzugrübeln, was sie selbst etwa von ihr geerbt hätte. Denn vom Vater war nichts in ihr, wie sie zu beobachten meinte, als vielleicht die Ordnungsliebe, die aber auch anerzogen sein konnte, und ein gewisser Eigensinn im Festhalten von Neigungen und Abneigungen, die freilich oft den seinigen entgegengesetzt waren.

Sonderbar! Wenn sie irgend einen Kummer hatte, ihr eine Hoffnung versagte, die Wirklichkeit ihr Traumleben störte, mußte sie an ihre Mutter denken, als könnte sie bei ihr, und nur bei ihr, Trost und das rechte Verständnis ihres Schmerzes finden. Und so dachte sie auch jetzt an ihre Mutter, da ihr so weh zu Mute war und sie in den Nachthimmel ausschaute. Ihre Mutter würde es schon begriffen haben, daß sie den Maler liebte, und ihr ein tapferer Beistand sein! Gewiß ein tapfererer als nun Tante Friederike.

Die kalte Herbstluft hatte sie so durchfröstelt, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Jetzt erst merkte sie's, als sie aus anderem Grunde das Fenster schloß.

Sie zündete ihre Lampe an, setzte sich an den kleinen Schreibtisch und nahm aus dem Fach unter der Platte ein Kästchen, in dem sie allerhand liebe Andenken verwahrt hatte. Das Schlüsselchen dazu trug sie bei sich. Die Bilder ihrer Mutter legte sie vor sich hin und blickte zärtlich darauf, halblaut mit ihnen sprechend. Dabei wurden ihr die Augen wieder naß, und bald gab sie sich ihrem Kummer so leidenschaftlich hin, daß sie den Kopf in die Hände stützte und laut schluchzte.

So hatte sie nun ein leises Klopfen an der Tür überhört und merkte auch erst, daß Friederike eingetreten war, als sie hinter ihr stand und ihren Namen nannte. Sie wendete sich erschreckt um, indem sie zugleich die Bilder rasch zusammenschob. „Du bist's —!“ sagte sie. „Warum kommst du noch so spät!“

„Ich dachte, du würdest eine Freundin brauchen,“ antwortete Friederike, „der du dein Herz ausschütten könntest, und irrte darin wohl nicht.“ Sie legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich heran. „Ich sehe, du hast deiner Mutter dein Leid geklagt. Aber sie kann nicht zu dir sprechen, und nach einem warmen Wort wirst du doch Verlangen haben. So kam ich, dir vor dem Schlafengehen —“

„Ach, Tante Friederike,“ rief Gerta aufstehend und sich an ihre Brust werfend, „ich bin sehr unglücklich!“

„Nun — nun — nun —“ beschwichtigte Friederike, indem sie ihr das Lockenhaar streichelte, „dazu ist doch wohl noch kein Grund. Du kennst ja des Vaters Art. Hat er sich etwas in den Kopf gesetzt, so stürmt das so heraus.“

„Ja, was wollte denn der Vater? Es überraschte mich so. Was er sagte, klang anfangs wie Scherz, aber er erzürnte sich gleich, als ich nicht darauf einging. Und ich konnte doch nicht. Du weißt ja ... Was wollte er?“

„Beruhige dich doch nur. Es mag ja des Vaters ernstlicher Wunsch sein, daß Urban um deine Hand anhält und du ihn nicht zurückweist. Er ist sein Protegé und ein Mann nach seinem Herzen. Wahrscheinlich wirklich ein sehr tüchtiger Beamter, guter Soldat und auch nicht unbemittelt. Da erklärt sich das. Er hat ja nur dein Wohl im Auge, so gut er's versteht. Damit ist freilich nicht gesagt, daß du seiner Meinung sein mußt.“

„Wie könnte ich auch? Keinen Augenblick darf ich jetzt zögern —“

„Hott, hott, hott! Da geht das Pferd mit uns durch. Wozu ihm vor den Kopf stoßen, damit er nun erst recht eigensinnig wird und sein Stück durchsetzen will? Ruhig, ruhig! Mag Herr Urban sich doch alle Mühe geben, seine Liebenswürdigkeit ins Licht zu stellen und sich dein Herz zu gewinnen. Es kann ja sein, daß es ihm nicht gelingt.“

„Es kann ja sein? Du weißt doch, Tante Friederike —“

„Von dem Maler darf natürlich jetzt gar nicht die Rede sein, liebes Herz. Erfährt der Vater, wie unvorsichtig du gewesen bist, so wird er die äußerste Strenge walten lassen und jede Verständigung unmöglich machen.“

„Hilf, Tante Friederike,“ rief Gerta und umarmte sie wieder stürmisch, „hilf, hilf! Ohne dich bin ich ganz verlassen.“

„Ich möchte ja so gern,“ sagte Friederike weich, „aber du darfst dann auch meine guten Ratschläge nicht überhören. Dem Vater ist nichts abzutrotzen. Wir müssen ihn vorläufig in dem Glauben lassen, daß wir seinen Wunsch wohl zu überlegen geneigt sind, und den Herrn Sekretär nicht hindern, sein Glück zu versuchen. Erst wenn er gänzlich abgetan ist, dürfen wir vorsichtig verraten, daß wir andere Pläne haben. Ein Donnerwetter ist unausbleiblich, aber wir wollen deshalb nicht den Mut verlieren, uns heil durchzubringen. Auch das schlimmste zieht vorüber. Und nun gräme dich nicht weiter, Herzenskind, sondern geh' zu Bett und schlafe dich gesund. Ich will bei dir bleiben, bis die Lampe gelöscht ist. Komm!“

Gerta lächelte schon wieder und wischte die letzten Tränen von der Wange fort. „Ach, du bist so gut,“ schmeichelte sie.

Friederike half ihr beim Ausziehen und glättete die Decke über Brust und Schultern. „So — und nun gute Nacht,“ sagte sie und gab ihr einen Kuß auf den Mund, der sich ihr bot. Dann blies sie die Lampe

aus und ging. Draußen auf der Treppe seufzte sie recht bekümmert. „Ach! Was wird das werden?“

* * *

Am anderen Vormittag saßen beide im Wohnzimmer bei der Arbeit, harmlos plaudernd. Da schlug die Hausglocke an. Da das Mädchen fortgeschickt war, ging Gerta hinaus, die Tür zu öffnen.

Es trat eine ihr unbekannte alte Dame ein, die einen roten Mantel und einen mit Federn etwas phantastisch aufgeputzten Hut auf einer Lockenfrisur trug, die unnatürlich voll erschien. Sie hatte einen stechenden Blick, und die auffallend dichten Augenbrauen zogen sich hochgespannt über der Nase in zwei Halbringen zusammen. Der Mund war breit und gewöhnlich, die Unterlippe vortretend und abfallend, das Kinn fleischig. „Hier wohnt ja wohl Herr Rechnungsrat Kelch,“ sagte sie mit rauher, wie verschnupfter Stimme. Ein scharfes Parfum verbreitete sich durch den Flur.

„Er wohnt hier,“ antwortete Gerta. „Darf ich fragen —?“

„Ich möchte ihn sprechen.“

„Das wird jetzt nicht geschehen können. Er ist noch in der Stadt auf dem Bureau. Wenn Sie ihn da aufsuchen wollten... Er läßt sich in geschäftlichen Angelegenheiten zu Hause überhaupt nicht sprechen.“

„Nein, nein! Es handelt sich um eine Privatsache — lediglich um eine Privatsache. Es wird ihm angenehmer sein, wenn ich ihn zu Hause spreche. Ganz gewiß angenehmer.“

„Wenn Sie mir Ihren Namen nennen wollen —“

„Meinen Namen. Er interessiert nicht. Mein jetziger Name interessiert nicht. Mrs. Sleepers aus Chicago. Er kennt mich unter diesem Namen nicht, habe ihm meine Vermählung mit Mr. Sleepers nicht angezeigt, der nun auch schon tot ist — genau gesagt, mein dritter Mann. Aber ich heiße nun so, werde vermutlich so bis an mein Lebensende heißen. Mrs. Sleepers. Wann ist denn der Herr Rechnungsrat zu Hause anzutreffen?“

„Ich denke, in einer halben Stunde.“

„Sie denken. Das heißt, er pflegt zu bestimmter Zeit sein Bureau zu verlassen — hm? Um zwölf Uhr — hm?“

„Ja — gewöhnlich um zwölf Uhr. Wenn Sie also wieder anfragen wollen ...“

„Es ist zwölf Uhr vorüber. Kann ich hier auf ihn warten? Wäre mir lieber.“

Während dieses Gesprächs hatte die Fremde immer prüfend die Blicke auf Gerta gerichtet und dabei ganz eigen mit den Lippen gezuckt, so daß sie ihr unheimlich wurde. Nun trat sie einen Schritt näher und legte die Hand auf Gertas Arm. „Sind Sie die Tochter?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete Gerta, sich zurückziehend.

„Die älteste Tochter?“

„Die einzige.“

„Sie heißen Gerta.“

„Jawohl. Wie wissen Sie —?“

Die fremde Dame lächelte bitter. „Soll ich nicht wissen, wie meine Enkelin heißt?“

Gerta starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. „Ihre Enkelin —? Sie sind —?“

„Die Großmutter von Gerta Kelch — ja, ja! Die Großmutter.“

„O mein Gott!“ rief das erschreckte Mädchen. „Meine Großmutter! Wie ist das möglich? Ich habe gar nicht gewußt... Aber treten Sie näher.“ Sie eilte nach der Stubentür, die eben von Friederike geöffnet wurde, der die Unterhaltung im Flur zu lange währte. „Eine Dame,“ stotterte Gerta, „die behauptet, meine Großmutter ...“

Friederike trat über die Schwelle und warf einen raschen Blick auf die Fremde, die sich ihr näherte. Dann stieß sie einen kurzen, unverständlichen Laut aus und wollte sich eiligst wieder entfernen. Mrs. Sleepers hatte sie aber ebenfalls schon ins Auge gefaßt und rief: „Ach! Fräulein Friederike. Oder sind Sie jetzt hier die Frau?“ Sie trat nun ohne weiteres ins Zimmer ein.

„Nein, nein!“ erwiederte Friederike leichenblaß. „Nicht die Frau!“

„Sondern —? Ha, ha, ha! Es geht mich nichts an — jetzt nicht mehr. Meine Tochter ist tot. Aber Sie erkennen mich, wie ich merke. Das ist gut. Sie werden mir also bezeugen, daß ich die Großmutter dieses Fräuleins bin. Hm? Sie werden's mir bezeugen.“

„Friederike —?“ fragte Gerta zitternd.

„Es ist so — es ist so," antwortete diese fast tonlos. „Aber was wollen Sie — was können Sie noch wollen?"

„Das mag Sie nicht beunruhigen," antwortete Mrs. Sleepers, ihr einen verächtlichen Blick über die Schulter hin zuwerfend. „Ich komme, meine Enkelin zu besuchen. Das wird mir hoffentlich freistehen." Sie wendete sich Gerta zu, umarmte und küßte sie.

Gerta ließ es geschehen, obgleich sie ein recht peinliches Gefühl zu überwinden hatte. Zu dieser Frau mit dem Eulengesicht zog sie nichts. Wenn sie ihr eine Fremde geblieben wäre, hätte sie eher Widerwillen gegen sie empfunden. Nun sie aber nicht zweifeln konnte, daß wirklich die Mutter ihrer Mutter ihr gegenüberstehe, glaubte sie sich zur Duldung ihrer Liebesbezeigungen verpflichtet und zwang sich endlich sogar, ihren Kuß zu erwidern. „Großmutter —" sprach sie leise und wie geistesabwesend vor sich hin, „Großmutter". Das Wort hatte ihr so eigenen Klang.

Friederike war sichtlich in großer Unruhe. „Es ist nicht recht, Frau Lucetti," sagte sie, „daß Sie sich dem Kinde zu erkennen gegeben haben, bevor Sie den Vater —"

„Ich heiße nicht mehr Frau Lucetti," fiel ihr die Dame im roten Mantel ins Wort. „Nennen Sie mich Mrs. Sleepers. Sleepers war mein letzter Mann, und ich bin seine Witwe. Übrigens muß ich mich wundern, daß Sie sich erlauben, mir Vorhaltungen zu machen, wie ich mich meiner Enkelin gegenüber zu benehmen habe — Sie!" Gerta nochmals umarmend, fuhr sie in ganz verändertem, süßlich-weinerlichem Ton fort: „Ach, mein teures Kind, wie ich mich nach dir alle die Jahre gesehnt habe — nach dir, dem Vermächtnis meiner unvergeßlichen Rosa! Wenn ich dich betrachte — ja, sie selbst steht wieder vor mir in ihrer schönsten Jugendblüte. Das sind ihre Augen, das ist ihr Haar — ich küsse ihre roten Lippen. Sie lebt in dir. O, diese Stunde des Glücks nach so langer, schmerzlicher Entbehrung!"

Sie wischte sich eine Träne aus dem Auge, und auch Gerta wurde nun gerührt und fing zu weinen an. Rosa Lucetti hatte ihre Mutter geheißen, und daß sie ihr wirklich ähnlich war, verriet ihr längst deren Bild. Die Großmutter sagte nur die Wahrheit, ihre Erregung war gewiß natürlich. Und doch, wie diese sich äußerte — es war für ihr Gefühl etwas Theatralisches darin, was sie nicht recht erwärmen konnte. „Wollen Sie sich — willst du dich nicht setzen?" fragte sie schüchtern, hinter sich greifend und die Hand auf eine Stuhllehne legend. Sie brauchte eine Stütze.

Friederike horchte gespannt hinaus. Die Haustür wurde mit einem Schnäpper geöffnet; ein fester Männerschritt nach der Treppe hin ließ sich vernehmen. „Der Vater —" rief sie, „er darf nicht wissen —"

„Ah! Der Herr Rechnungsrat," sagte Mrs. Sleepers, „ich kenne seinen soldatischen Schritt. Kommt er hierher?"

„Nein, er geht nach seinem Zimmer."

„So will ich sogleich zu ihm."

„Um Himmels willen! So unvorbereitet... Es könnte das Schlimmste geschehen — für ihn und Sie das Schlimmste."

Gerta verstand das nun wieder gar nicht. „Aber wenn er hört, daß meine Großmutter —" sagte sie und unterbrach sich selbst, da sie der Tante schreckhaft bleiches Gesicht und ihre zitternden Hände sah. „Ja, was ist denn das alles?"

„Melden Sie mich also an," entschied die Dame. „Es scheint, daß mein früherer Herr Schwiegersohn noch immer sehr cholerisch ist. Wenn wir aber auch nicht gerade freundschaftlich voneinander geschieden sind, so hoffe ich doch, daß er genug Lebensart besitzt, mich nicht unhöflich zu behandeln oder gar abzuweisen. Ich unterhalte mich indessen mit meiner Enkelin."

Gerade das mochte Friederike bedenklich vorkommen. Sie eilte treppauf und klopfte an die Tür des Arbeitszimmers. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat sie ein. Als Kelch die Eintretende erkannte, wurde er freundlicher. „Du bist's, Riekchen," sagte er und reichte ihr die Hand. „Was gibt's denn? Du siehst ja ganz verstört aus."

„Ach —" antwortete sie, „ich bin's auch. Ich habe dir eine sehr unangenehme Nachricht zu bringen. Denke dir —" Und sie erzählte in fliegender Eile, was geschehen war.

Dem Rechnungsrat stieg das Blut ins Gesicht, die Stirn wurde feuerrot und die Nasenspitze weiß. „Das ist eine Unverschämtheit!" rief er. „Ich habe mit dem Weibe nichts mehr zu tun. Was will die Person?"

„Ich weiß es nicht," versicherte Friederike, „aber —"

„Was kann sie wollen? Ich habe sie aus dem Hause geworfen. Soll ich noch einmal —"

„Ruhig, ruhig," bat Friederike. „Du wirst sie ja doch empfangen müssen."

„Ich? Warum? Es fällt mir nicht ein."

„Gertas wegen. Sie ist doch Gertas Großmutter. Und das Unglück hat es nun einmal so gefügt, daß sie sich ihr zu erkennen geben konnte. Was soll Gerta denken?"

„Hm — hm — hm... Sehr fatal! Dieses Weib —"

„Rege dich nicht auf, Liebster. Was kann das nützen? Höre sie gelassen an und fertige sie gelassen ab. Du kennst die Dreistigkeit dieser Mrs. Sleepers, wie sie sich jetzt nennt; laß dich nicht zum Zorn reizen." Wie zaghaft fügte sie hinzu: „Vielleicht gelingt dir's, über Rosas Tod Zuverlässiges zu erfahren."

„Über Rosas Tod — ja — das wäre... Gut! Ich will an mich halten. Schicke sie zu mir herein. Aber ob ich sie sehen kann, ohne ... Schnell dann, schnell!"

„Ja, ich darf Gerta nicht länger mit ihr allein lassen. Wer weiß, was schon jetzt..." Sie huschte fort.

Der Rechnungsrat faßte mit beiden Händen die Klappen seines Rockes und riß ärgerlich daran. „Äh —!" stöhnte er. Dann aber glättete sich sein strenges Gesicht und richtete sich der Kopf auf. Er nahm die Haltung an, in der er sich im Bureau neben seinem Stehpult zu zeigen pflegte, wenn er mit Leuten zu verhandeln hatte, die er seine Würde fühlen lassen wollte. Kaum bewegte sich die Fußspitze ein wenig. Er glaubte jetzt auf alles gefaßt zu sein.

Nach einer Minute trat Mrs. Sleepers ein. „Guten Tag, lieber Kelch," sagte sie in herausfordernd munterem Ton. „Sie kennen mich doch noch? Ist wohl ziemlich lange her, daß ich die Ehre hatte, Ihre Schwiegermutter zu heißen, aber vergessen werden Sie mich ja nicht haben. Älter freilich sind wir beide geworden. Finde Sie doch recht gut konserviert. Mir sind mancherlei traurige Erfahrungen nicht erspart geblieben. Eine Frau, die allein in der Welt dasteht, hofft sich durch eine Heirat doch immer zu verbessern. Und Sleepers —"

Er hatte sich vorgenommen, sie aussprechen zu lassen, aber es gelang ihm nicht, soviel Geduld zu beweisen. „Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu sagen," unterbrach er sie, „aus welchem Grunde Sie sich zu mir bemühten."

„Ja, daß ich mir das Vergnügen bereiten wollte, Sie nach meiner Rückkehr von Amerika wiederzusehen, daran glauben Sie nicht," antwortete die Dame lachend. „Nehm's Ihnen auch nicht übel. Sie hatten es um mich und meine Tochter nicht verdient, lieber Kelch. Aber daß ich nach meiner Enkelin Sehnsucht empfand, werden Sie begreiflich finden."

„Ich denke, es muß Ihnen erinnerlich sein, daß bei unserer Trennung ausdrücklich abgemacht wurde, das Band zwischen uns solle für alle Zeit als zerrissen gelten," sagte er mit schneidender Kälte. „Ich muß mich wundern, daß Sie es wagen, mir wieder vor Augen zu treten und meine Tochter zu beunruhigen, der ich mir die Vergangenheit zu verschleiern alle Mühe gegeben habe."

„Wozu Sie wohl auch sonst guten Grund gehabt haben mögen," bemerkte Mrs. Sleepers spitz. „Es überraschte mich jedenfalls, Fräulein Friederike in Ihrem Hause zu finden, die ja doch kaum die richtige Erzieherin —"

„Ich verbitte mir jede Äußerung darüber," unterbrach er schroff. Das Gesicht wurde schon wieder bedenklich rot.

„Ich wollte nur angedeutet haben," fuhr sie fort, „daß ich doch wohl einiges Recht habe, nach meiner Enkelin zu sehen, der die Mutter fehlt."

„Deshalb kommen Sie doch schwerlich. Ich muß Sie nochmals ersuchen, mir kurz mitzuteilen, was Sie wünschen."

„Sobald Sie mir einen Stuhl angeboten haben werden. Wenn Sie selbst stehen wollen, habe ich natürlich nichts dagegen."

Der Rat machte eine Bewegung mit der Hand nach einem Sessel hin. „Bitte — wenn Sie Wert darauf legen."

„Danke! Ich lege Wert darauf.“ Sie setzte sich breit. „Also mit einem Worte — ich bin augenblicklich in Not, lieber Kelch.“

„Ah so! Dachte ich's doch.“

„Weshalb dachten Sie das? Ich habe Sie bisher nicht in Anspruch genommen. Gott sei Dank, es hat mir an nichts gefehlt, wenigstens in den letzten Jahren. Jetzt freilich bin ich in der fatalen Lage, mich an einen Mann wenden zu müssen, den ich, wie Sie mir glauben werden, sonst lieber gemieden hätte. Ich bin total abgebrannt.“

Er griff in die Tasche. „Wenn Ihnen mit einer Gabe gedient ist —“

„Nein, nein! Stecken Sie nur das Portemonnaie wieder ein, lieber Kelch,“ fiel sie kopfschüttelnd ein, „aus dem Portemonnaie nehme ich nichts an. Das wäre für heut und morgen; ich muß aber für die Zukunft gesichert sein, da ich in meinem Alter nicht mehr viel verdienen kann. Sie müssen wissen, mein dritter Mann war Cirkusbesitzer. Wir zogen durch die amerikanischen Städte des Westens und machten ein gutes Geschäft. Bis uns das Unglück traf, mit einem Schlage alles zu verlieren. Es brach eine Krankheit unter den Pferden aus, sie fielen sämtlich. Auch der Elefant ging ein. Wir konnten keine Vorstellungen mehr geben, unser Personal nicht bezahlen. Die Gläubiger legten Beschlag auf unsere ganze Habe. Sleepers behielt nichts als zwei weiße Pudel die er meisterhaft dressiert hatte. Mit ihnen mußte er Engagement bei einem Seiltänzer annehmen. Ich saß an der Kasse, wenn dessen Frau tanzte; die Einnahmen waren meist jämmerlich.“

„Aber warum erzählen Sie mir das alles?“ fragte der Rechnungsrat ungeduldig mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Hören Sie nur. Zum Unglück erinnerte Sleepers sich, in seiner Jugend selbst ein geschickter Seiltänzer gewesen zu sein. Uns fehlte ein Trick. Er erfand ihn. Es wurde eine Platte über das Seil gelegt; er stellte sich darauf mit gespreizten Beinen, so daß er sie im Gleichgewicht erhielt, und ließ auf beiden Seiten die Hunde ihre Kunststücke machen. Das war noch nicht dagewesen, wir erhielten Zulauf. Der Beifall machte ihn waghalsiger — einmal changierten die Pudel nicht genau a tempo — die Platte glitt ab, mein Mann stürzte mit ihr herunter, brach Arm und Bein und verletzte sich das Rückgrat. Ich hatte ihn monatelang im Hospital, bis er dann doch starb. Ach, wie schrecklich er gelitten hat!“ Sie wischte mit einem zusammengefalteten Taschentuch, das sie so beständig in der Hand hielt, über die Augen hin.

„Das ist sehr bedauerlich,“ sagte der Rat, mit den krummen Fingern auf dem Pult trommelnd, „gewiß sehr bedauerlich. Aber was ich —“

„Meine Geschichte ist gleich zu Ende,“ fuhr sie unaufhaltsam fort. „Ich war wieder Witwe. Was sollte ich tun? In meinem Alter —! Ganz allein auf der Welt. Ja, wenn Rosa noch gelebt hätte —! Apropos, Sie haben doch die Todesanzeige erhalten?“

Kelch wendete sich mit einem Ruck des ganzen Körpers ihr zu. „Ich erhielt einen Brief mit einer solchen Anzeige, aber ohne Angabe des Sterbetages und Sterbeortes. Ich antwortete sofort und verlangte den Totenschein — mein Brief kam als unbestellbar zurück. Ich verlor gänzlich Ihre Spur. Sind Sie im Besitz des Totenscheins?“

„Wohl möglich.“

„Sie werden ihn mir herausgeben.

„Vielleicht. Wenn wir als gute Freunde scheiden.“

„Unbedingt. Ich habe das Recht —“

„Sprechen wir später davon, lieber Kelch. Was ich sagen wollte ... Nach dem Tode meines Mannes wurde ich von dessen Gläubigern verfolgt — man vermutete, daß ich aus meiner Glanzzeit noch Schmuck besäße, vielleicht auch in irgend einer Bank ein Depot. Man wollte mich zum Schwur bringen, und ich mußte aus Amerika verschwinden. Was mir geblieben war, reichte gerade zur Überfahrt. Hier in Deutschland suchte ich bisher vergeblich ein Unterkommen. Endlich fand sich eine reelle Offerte: Ein Karussell mit glänzender Ausstattung und großer Orgel ist zu verkaufen. Es gehört dazu ein Wagen und ein Pferd. Alles sehr preiswert für nur eintausendachthundert Mark. Gefordert waren eigentlich zweitausend. Wenn ich das Geld hätte, würde ich ein Geschäft machen. Bis an mein Lebens-

ende könnte ich versorgt sein. Aber ich habe das Geld nicht und muß zusehen, wie ich einen vernünftigen Menschen auftreibe, der mir's leiht. Gegen gute Zinsen selbstverständlich, aber auf mein ehrliches Gesicht. Da sind Sie mir denn der nächste gewesen."

„Sehr gütig," spottete Kelch. „Ich soll Ihnen achtzehnhundert Mark — zum Ankauf eines Karussells — auf Ihr ehrliches Gesicht — ha, ha, ha! Ganz ein Geschäft für mich. Soll ich Ihnen nicht auch noch helfen den Leierkasten drehen? Lächerlich."

Mrs. Sleevers duckte den Kopf und sah blinzelnd zu ihm auf. „Besinnen Sie sich, lieber Kelch."

„Nennen Sie mich nicht immer —!" brauste er auf.

„Ich kann Ihnen viel unangenehmer werden, wenn ich mich von Ihnen unterstützen lassen muß. Daß ich mich allemal zuerst an den Vater meiner Enkelin wende, versteht sich doch von selbst."

„Ich habe gegen Sie keine Verpflichtungen — nicht so und nicht so," lehnte Kelch schroff ab. „Wir sind geschiedene Leute! Wenn Sie mir lästig fallen, so gibt's ja wohl noch Mittel —"

„Die Polizei, nicht wahr? Ha, ha, ha! Sie sind komisch, lieber Kelch. Als ob Sie nicht den Skandal mehr zu fürchten hätten als ich! Sehen Sie doch ein, daß ich Ihnen wohl will." Sie lauerte eine Weile. „Na — und der Totenschein? Er hat Ihnen vielleicht besonderen Wert. Wollen Sie ihn mir abkaufen? Hm —? Für tausendachthundert Mark. Billiger kann ich ihn nicht fortgeben."

„Dummes Zeug! Sie sind verpflichtet, ihn mir auszuhändigen."

„Wo steht das?"

„Das Gericht wird Sie zwingen."

„Nun sage ich: lächerlich. Wer kann mich hindern, ihn zu verbrennen?"

„Sie haben Auskunft zu geben, wann und wo Rosa gestorben ist."

„Wenn ich will! Zum Sprechen nötigt mich keine Macht der Erde."

„Das ist eine nichtswürdige Erpressung!" fuhr er auf.

„So etwas scheinen Sie im Sinn zu haben. Ein nobler Charakter!"

„Ich — ich — ich —" Die Kehle war ihm wie zugeschnürt; er steckte den Finger in die Halsbinde und zog ihn hin und her, sie zu lockern. „Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus — ich will Sie darin nicht wiedersehen — mit Ihnen nichts zu tun haben! Verstehen Sie mich?"

„Sie sprechen ja laut genug. Begehen Sie doch keine Torheiten, Mann! Ich will das Geld ja nur geliehen haben, und den Totenschein —"

„Auf der Stelle hinaus! Kein Wort weiter!" Er kochte vor verhaltener Wut und wies mit ausgestrecktem Arm nach der Tür.

Mrs. Sleepers maß ihn mit einem spöttischen Blick. „So behandeln Sie eine Dame? Ein gebildeter Herr!"

„Hinaus, sag' ich!" schrie er und faßte ihren Arm. Der Jähzorn hatte ihn völlig übermannt.

Sie schlug ihm mit dem Schirm auf die Hand und erhob sich imposant. „Rühren Sie mich nicht an! Ich gehe — aber es wird Ihnen leid tun."

Kelch öffnete die Tür und ließ sie vorbei. Dann folgte er ihr bis auf die halbe Treppe, um sich zu überzeugen, daß sie nicht nach der Stube einbog. „Dort hinaus — und lassen Sie sich nicht wieder blicken!" Erst als er die Haustür zufallen hörte, kehrte er in sein Zimmer zurück. Ganz aufgelöst ließ er sich in den Lehnstuhl am Schreibtisch fallen; die Finger zitterten über die Platte hin. „Dieses Weib — dieses Weib!" —

Friederike hatte von der Küche her die Worte gehört, die auf der Treppe gesprochen wurden. Sie sagten ihr genug, um ihre Besorgnis noch zu verschärfen. Der Tisch war längst gedeckt, als sie hinaufging, den Rechnungsrat, der auf sich warten ließ, zum Essen zu rufen. Indessen saß Gerta am Fenster und grübelte über das Geschehene, ihr ganz Unverständliche nach. Sie hatte die Dame im roten Mantel durch das Gärtchen fortgehen sehen. Wenn sie wirklich ihre Großmutter war, warum wurde sie nicht ersucht, zum Mittag zu bleiben? Warum entfernte sie sich, ohne auch nur Abschied von ihr genommen zu haben? Wie sonderbar benahm sich Friederike! Und weshalb ließ man sie jetzt allein? Es war ihr nie eingefallen, daß sie noch eine Großmutter haben könnte. Nun mußte sie an eine sehr unangenehme Überraschung glauben.

Endlich kamen die beiden. Friederike hatte ein rotes Gesicht, und der Vater war sehr erregt. „Liebes Kind," sagte er, „ich wünsche, daß du dir über die Frau, die eben hier war und das Haus nicht wieder betreten wird, weiter keine Gedanken machst. Sie ist leider deine Großmutter, bleibt dir aber nach diesem unerwarteten Besuch so fremd, als sie dir vorher gewesen war. Sie hat von früher Jugend an ein abenteuerliches Leben geführt, ist erst mit einem Ballettänzer, dann mit einem italienischen Sänger, endlich mit einem Circusbesitzer und Seiltänzer in Amerika verheiratet gewesen, von ihrem ersten und zweiten, später verstorbenen Ehemann geschieden und angeblich jetzt Witwe. Sie paßt nicht in unsere Familie und verdient unsere Achtung nicht. Wie es gekommen ist, daß ihre Tochter meine Frau wurde, interessiert hier nicht. Schwere Zerwürfnisse nicht lange nach deiner Geburt bedingten eine Trennung, die der Aufhebung aller Beziehungen zwischen uns gleichkam. Es ist eine unerhörte Dreistigkeit, daß sie sich mir wieder in Erinnerung brachte und dir zu erkennen gab. Du wirst mir glauben müssen, daß ich guten Grund hatte, sie sofort wieder zu entfernen. Das mag dir genug sein, um danach dein eigenes Verhalten zu regeln. Ich erwarte, daß du dich aller Fragen enthältst, auf die es mir oder Tante Friederike peinlich sein müßte, dir Antwort zu geben. Somit wäre denn dieser verdrießliche Zwischenfall erledigt."

Er schien eine Äußerung Gertas nicht weiter zu erwarten, sondern setzte sich gleich zu Tisch und schnitt Brot, wie seine Gewohnheit war. Friederike schöpfte die Suppe auf, und Gerta aß sie schweigend, mit ihren Gedanken beschäftigt, die durch die Ansprache des Vaters noch beunruhigender geworden waren. Die Unterhaltung bei Tisch war auch sonst selten lebhaft, heute stockte sie bald ganz. Nach aufgehobener Tafel zog sich jeder sogleich in sein Zimmer zurück. Der Rechnungsrat pflegte eine halbe Stunde zu schlafen und dann wieder auf sein Bureau zu gehen.

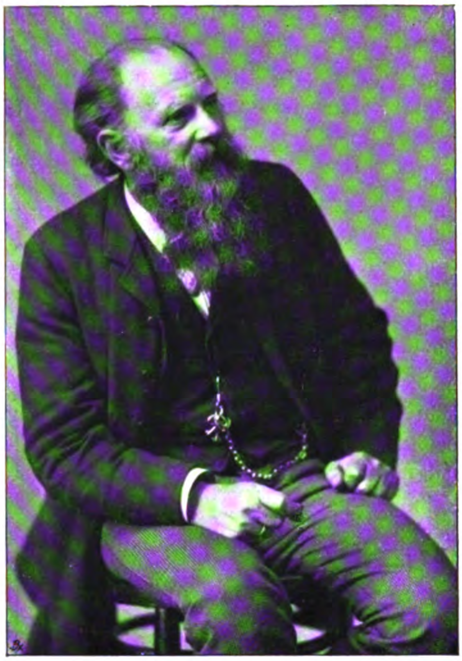
(Schluß folgt.)

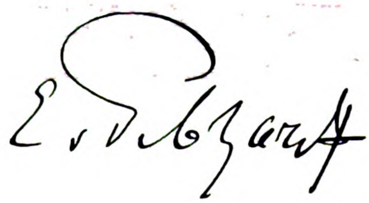
In jungen Veilchen

Wie tief du mein Gemüt bewegtest,
Wie sehr du mich in Fesseln schlugst,
Seit du die Ärmchen um mich legtest
Und mir dein Herz entgegentrugst,
Das kann dein Ohr allein erlauschen
In meines Herzens heißem Schlag.
Es muß der Quell darinnen rauschen,
Den du erweckt an jenem Tag.

Mir hat dein Kuß wie Mosis Stecken
Die hartgewordne Brust berührt
Und aus verstaubten Gramverstecken
Den Strom der Lebenslust geführt.
Den Strom, der jetzt in heitrem Fließen
Mein Dasein tränkt und fruchtbar macht,
So daß schon heut' zu meinen Füßen
Das Land in lauter Veilchen lacht ...

Georg Busse-Palma





Eduard von Gebhardt

Ein religiöser Maler der Gegenwart

Von

Pauline Lange

(Nachdruck ist untersagt.)

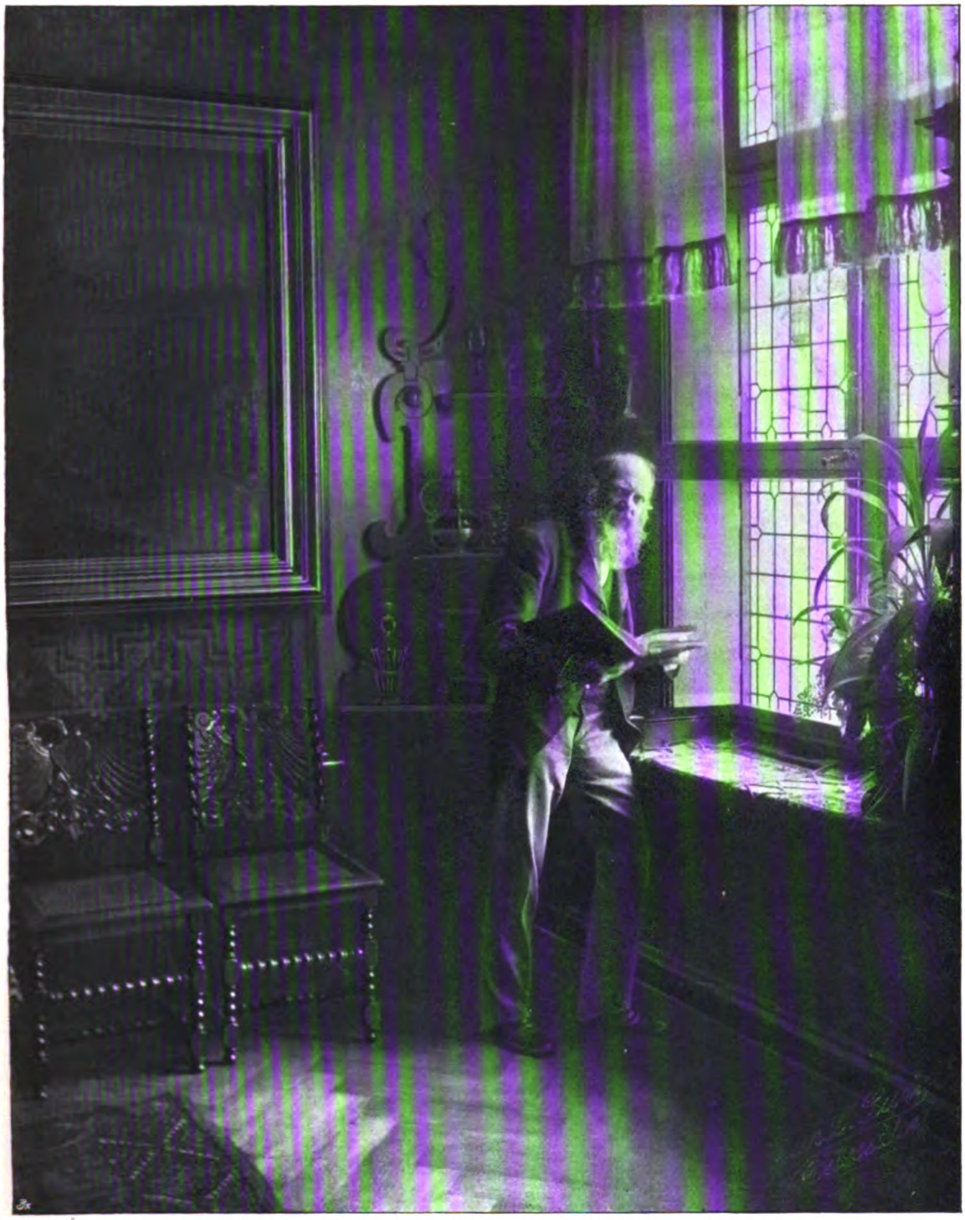
Anfang und Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeigen in vieler Beziehung überraschend verwandte Erscheinungen. Zu Anfang des Jahrhunderts nach der schneidenden, klärenden Kritik eines Lessing, dem titanenhaften, das innerste Wesen der Menschheit durchleuchtenden Schaffen eines Goethe die stimmungsvollen, traumverlorenen Romantiker, die in den Wirrsalen der Alltagswelt umherirren mit der Wünschelrute, um die blaue Wunderblume der Poesie zu entdecken, und die aus dem verschütteten Schacht des Seelenlebens unter allerlei Schutt und Geröll viel lauteres Gold zu Tage fördern. Nach der rationalistischen Richtung, die von allem religiösen Wesen nur anerkennt, was vor dem Richterstuhle trockenen, nüchternen Verstandes bestehen kann, plötzlich die Sehn-

sucht nach dem Glauben, der seine Existenzberechtigung einzig dem Gefühl verdankt, ein krankhaftes Verlangen nach dem Jenseits und dementsprechend unter den bildenden Künstlern die Verhimmelung der Idee als des einzig Darstellungswerten und die Geringschätzung aller nüchternen Arbeit, alles soliden Könnens. Und als Priesterschaft dieser künstlerischen Konfession eine Schar weltfremder Jünglinge, die nie zur Reife der Mannheit gelangten, die nicht mitkämpften und mitlitten, als ihr Vaterland in äußerster Schmach daniederlag, die kaum mitjubelten, als in Deutschland die Sklavenketten zerbrachen, die alles Glück und die einzige Befriedigung in der Kunst suchten und doch nicht die Kraft besaßen, als Künstler eine eigene befreiende Ausdrucksweise zu schaffen. Das einzige, was von deutscher Art ihnen blieb, war die Sehnsucht nach einem Reiche der Schönheit, zu dem sie in mattem Fluge wohl Träume trugen, zu dem aber nicht ein durch Schaffensnot und Ernst erworbenes Können die feste Brücke schmiedete.

Manches diesen Strömungen verwandte zeigt uns das Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Auf die alles umgestaltenden Forschungen eines Darwin, auf die Lehren eines Strauß und Renan folgt die Reaktion. Die Menschheit hat sich die harten Wahrheiten der Forscher in Poesie übersetzen lassen. Sie hat voll prickelnder Neugierde die bitteren Pillen eines Ibsen, eines Dostojewsky, eines Strindberg verschluckt; jedoch sie kam über innere Frostschauer nicht hinaus. Sie versucht, sich aufzuschwingen zu den Gletscherhöhen eines Nietzsche, sie erzittert in nachempfindender Größe, als Wagner seinen Nibelungenring vor ihr entrollt — aber sie atmet befreit und erleichtert auf, als auf die „Götterdämmerung" der „Parsival" folgt. Sie sieht befriedigt die harten Apostel des Nordens und Ostens aus der Eisatmosphäre des Atheismus zurückkehren in das mystische Dämmerlicht einer allgemeinen Menschenliebe.

Wie die Strömungen durcheinander wogen und wühlen, einander befruchtend oder abschwächend, selten nur scharf voneinander sich sondernd! Während der Materialismus täglich wächst, während die Macht des Eisens mit hallendem Schritt Welten umgestaltet und neue erobert, während der elektrische Funke tausend sprühende Lichter wirft in früheres Dunkel, bleiben die Menschen im Innersten unbefriedigt und sehnen sich nach seelischer Erquickung. Aus dem Heerlager der Atheisten und Materialisten haben sich die Spiritisten und Symbolisten entwickelt. Mögen wir spotten über die Albernheiten der „Gesundbeter", über die Komödien spiritistischer Versammlungen — als letzter Kern liegt allen diesen Modetorheiten doch der Hunger nach Idealem, nach Göttlichem zu Grunde. Fäulnis und Modergeruch schlug uns aus der Literatur entgegen, nüchterne Alltäglichkeit machte sich breit in der bildenden Kunst. Freilich, auch frische Winde wehten, hier und da stieg es empor wie fruchtbarer Erdgeruch zur Frühlingszeit, die Sehnsucht nach Höherem kam verlangend den wenigen Großen und wirklich Schaffenden entgegen. Zu diesen wenigen Auserwählten, die sich nicht tragen ließen von den Wellenbewegungen ihrer Zeit, sondern die es verstanden, mit fester Hand ihr Schiff durch die brandenden Wogen zu steuern, die unbeirrt sich selbst treu blieben, die es vermochten, den „heimlichen Schatz" ihres Herzens und zugleich das tiefste Sehnen ihres Volkes in ihren Werken zu offenbaren, gehört Eduard von Gebhardt. Freilich, wenn wir nach Art der Kinder uns den König nicht vorstellen können ohne Scepter und Krone, wenn wir meinen, daß die Hohenpriester der Kunst notwendig mit dem Nimbus eines besonderen Geschickes umgeben sein müßten, dürfte uns Eduard von Gebhardt bitter enttäuschen. Ich glaube kaum, daß sich aus dem Leben Gebhardts ein spannender Künstlerroman gestalten ließe, wohl aber empfinde ich, daß seine Werke Offenbarungen seines inneren Lebens die Fülle enthalten.

Eduard von Gebhardt wurde am 13. Juni 1838 als Sohn eines evangelischen Geistlichen zu St. Johannes in Esthland geboren. Von Wichtigkeit scheint es, daß er in einem evangelischen Pfarrhause aufwuchs, und daß seine Eltern als Deutsche in einer russischen Provinz lebten. Das Gefühl der deutschen Stammeszugehörigkeit entwickelte sich bei ihnen in der Fremde offenbar mit besonderer Stärke. Ebenso wurde in dem Elternhause Gebhardts die evangelische Lehre — vielleicht im Gegensatz zu dem in der



Eduard von Gebhardt in seinem Wohnzimmer.

Provinz vorherrschenden Katholizismus — sorgfältiger, leidenschaftlicher gepflegt, als dies etwa in einem durchweg katholischen Lande der Fall gewesen wäre. Von Gebhardts Elternhause wird uns berichtet, daß trotz aller strengen Orthodoxie ein frisches Geistesleben darin herrschte.

Nach den Bildern seiner Eltern zu urteilen, dürfen wir annehmen, daß von dem klugen, bedächtigen Vater mehr „des Lebens ernstes Führen", von der Mutter dagegen eine sinnige, poesievolle Auffassung gepflegt wurde. Mit zwölf Jahren verließ freilich Gebhardt schon sein Vaterhaus, um das Gymnasium zu Reval zu besuchen, aber der Einfluß der Eltern reichte weit über diese Zeit hinaus. Wie die meisten Künstler hat Gebhardt in der Schule wohl nicht gerade

zu den Musterjungen gehört, ja, er behauptet in launiger Weise, daß sein französischer Lehrer sich einmal ganz desperat über den törichten, zerfahrenen Jungen geäußert habe. Darf man vom Mann rückwärts schließen auf das Kind, so möchte ich annehmen, daß schon der Knabe sich seine eigene Welt zu schaffen wußte, die wenig mit französischen oder griechischen Vokabeln zu tun hatte, daß er aber mit blitzenden Augen und scharfer Beobachtungsgabe instinktiv aus der Wirklichkeit sammelte und aufspeicherte, was ihm irgend für sein späteres Leben nützen konnte.

Durch die Blockade der Engländer auf Reval während des Krimkrieges wurde der Schülerlaufbahn Gebhardts ein schnelles Ende bereitet. Der Jüngling bezieht nun mit Einwilligung des Vaters die Akademie zu St. Petersburg, um sich ganz dem längst in ihm erwachten künstlerischen Beruf zu widmen. Vom siebzehnten bis zum zwanzigsten Jahre hat er in Petersburg studiert und dort eine bemerkenswerte Gewandtheit im Zeichnen und besonders im Aktstudium erlangt.

Sowohl in dem Selbstbildnis, das Gebhardt 1858 noch in Petersburg zeichnete, als in dem Porträt seines dortigen Lehrers verrät er schon seine Gabe, das Charakteristische scharf erfassen und wiedergeben zu können, zugleich aber zeigt sich auch durch den völligen Mangel an dem eigentlich Malerischen, was dem jungen Kunstschüler auf langer Wanderung noch zu lernen bleibt. Sein Wanderzug nun zunächst durch Düsseldorf, die Niederlande, München, Wien, mit zweijährigem Aufenthalt in Karlsruhe, erweckt das Gefühl, als hätte er voll brennender Wißbegierde umhergetastet, bald ängstlich auf die Vorschriften der Lehrer achtend, bald die alten Meister um Rat fragend, ohne daß er doch schon Können genug besessen hätte, um zu erkennen, daß die meisten Lehrer damals selbst im Dunkel tappten, und um klar zu verstehen, was ihm die alten Meister zu sagen hatten.

Die Schule, die er auf Anraten von Julius Geertz dann in Düsseldorf bei Wilhelm Sohn, dem feinsinnigen, tüchtigen Freunde und Lehrer, durchlief, half ihm um einen guten Schritt weiter. So sehr sich aber auch sein Können mehrte, ganz konnte ihm trotzdem auch jetzt noch nicht erspart bleiben, was die Großen aller Zeiten durchgemacht haben. In rührender Unkenntnis der in ihm schlummernden eigenen Größe und in scheuer Ehrfurcht vor seinen Vorgängern hat er sich durch fremde Vorbilder leiten und irreleiten lassen, bis er endlich durch lange, mühsame Arbeit das nötige Selbstbewußtsein und die Kraft fand, frisch von der Leber weg seine eigene Sprache zu reden.



Ed. von Gebhardt: Porträt des Vaters des Künstlers.

Die Formensprache der Nazarener stand zu jener Zeit noch in so allgemeinem Ansehen und galt für religiöse Bilder so sehr für die einzig mögliche Ausdrucksweise, daß es dem jungen Künstler als ketzerhafte Überhebung erschienen wäre, von dem Überlieferten abzuweichen. Und trotzdem! Sehen wir uns die Gemälde Gebhardts aus den sechziger Jahren

an, etwa „Christi Einzug in Jerusalem“, „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ oder den „Christus am Kreuz“. Die Kompositionsweise ist häufig den alten Niederländern entlehnt, die Gewänder der Personen auf diesen Gemälden erinnern fast durchweg an die Nazarener — aber aus den geborgten Hüllen blicken uns echt Gebhardtsche Charaktere entgegen. Trotz des Autoritätsglaubens, der den jungen Künstler verleitet, hier und da noch Konventionelles zu geben, muß man doch schon den festen Pinselstrich bewundern, mit dem er seine Empfindung wiedergibt.



Ed. von Gebhardt: Porträt der Mutter des Künstlers.

Um aber festzustellen, wieviel unverlierbares geistiges Eigentum er schon in diesen Werken niedergelegt hat, vergleiche man seinen „Einzug Christi in Jerusalem“ etwa mit dem Gemälde gleichen Motives von Plockhorst, oder man stelle Gebhardts „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ neben das Gemälde gleichen Titels von Gustav Richter. Ein flüchtiger Blick schon wird uns belehren, wo wir am meisten Studium und Persönlichkeit zu suchen haben. Findet man es undelikat, Zeitgenossen Gebhardts zum Vergleich heranzuziehen, so gehe man wieder zu den Nazarenern oder zu seinen Düsseldorfer Vorgängern in der religiösen Malerei. Bei den Nazarenern mit wenigen Ausnahmen statt des Selbsterlebten nur tote Nachahmungen, bei den Düsseldorfern die kraftvollen Gestalten des Alten Testamentes zu herumziehenden Gauklern oder bestenfalls zu imponierenden lebenden Bildern verarbeitet; bei Gebhardt dagegen nirgends tote Stellen und trotz der entlehnten Gewänder überall kraftvoll gestaltetes Selbsterlebnis.

Ehe ich aber auf die Meisterwerke Gebhardts eingehe, möchte ich einiger Vorwürfe gedenken, die wieder und wieder gegen seine Kunst erhoben werden. Gewiß, hörte ich Kunstenthusiasten sagen, der Mann hat ja ein gewaltiges Können, aber wie kommt er in unserer Zeit dazu, sich einseitig auf religiöse Kunst zu werfen, wie kann er dies, ohne direkt unwahr zu werden? — Bei allem Respekt vor dem Geist solcher Frager kann ich nicht umhin, die Frage selbst etwas naiv zu finden. Gebhardt gegenüber erscheint sie so überflüssig, als wollte man fragen, weshalb der Apfelbaum nicht Pflaumen und der Feigenbaum nicht Kirschen trage. Oder sollte es nicht des Künstlers gutes Recht sein, mit seiner Kunst gerade für das einzutreten, was von Kindesbeinen an seine Seele in warmer Begeisterung erglühen ließ? Daß nebenbei, trotz aller entgegengesetzter Behauptungen, die religiöse Malerei nicht ganz unzeitgemäß sein kann, habe ich bereits in der Einleitung angedeutet, außerdem beweist es die Reihe hervorragender Künstler, die sich ihr in der letzten Hälfte des Jahrhunderts gewidmet haben. Ich erinnere an Holman Hunt, an Gabriel Max und Fritz von Uhde, all der tüchtigen Meister zu geschweigen, die von Zeit zu Zeit einen Abstecher in das gelobte Land unternommen haben.

Freilich haben verschiedene Künstler sich ohne inneren Beruf, im Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Glauben oder gar um des äußeren Vorteils willen an die Aufgabe gewagt und nichts erzeugt als Zwittergeburten. Gerade die innere Notwendigkeit und Wahrhaftigkeit, aus welchen Gebhardts Werke hervorgegangen sind, verleihen ihnen einen



Ed. von Gebhardt: Der zwölfjährige Jesus im Tempel.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Adel, der sie scharf unterscheidet von jeglichem bloßen Machwerk religiöser Kunst. Dies kann nicht oft genug hervorgehoben werden, weil gerade der religiösen Malerei gegenüber noch immer die verworrensten Begriffe herrschen. Wenn man dieser einerseits überhaupt die Existenzberechtigung absprechen möchte, so sind andererseits breite Schichten des Volkes, ja nicht wenige maßgebende Persönlichkeiten bereit, sich blindlings für ein Gemälde zu begeistern, sobald es ein religiöses Motiv darstellt, sobald es, wie die andächtigen Beschauer meinen, „ein frommes Bild sei, bei dem sich doch etwas denken lasse." Das Bild dient ihnen einfach als Verkörperung eines frommen Gedankens und wird von ihnen durchaus nicht nach seinem künstlerischen Wert beurteilt.

Das Widerlichste sieht man in dieser Beziehung in den Kirchen Italiens, wo neben den herrlichen alten Meisterwerken die unglaublichsten Ausgeburten einer abgeschwächten, verwilderten Phantasie sich breit machen. Die Sache gehörte ins Gebiet des Komischen, wenn sie nicht eine bitterernste Kehrseite hätte. Was nützen alle frommen Gedanken, wenn der Künstler nicht Kraft und Können genug besitzt, um sie in Leben umzuwandeln? So lange aber solche Machwerke einer traurigen Afterkunst gekauft und die Häuser unserer Bürger, ja Schulen und Kirchen damit geschmückt werden, ist weder Raum noch Verständnis für die Kunst eines Gebhardt.

Der zweite, ebenso häufige Vorwurf, der Gebhardt gemacht wird, betrifft das altdeutsche Kostüm, das er für seine Gestalten wählte, sobald er den Einfluß der Nazarener überwunden hatte. Wie er sagt, hatte er bald herausgefunden, daß für seine „knorrigen, wirklichen Menschen" nur ein Kostüm passe, das ebenfalls der Wirklichkeit, wenn auch einer bereits historisch gewordenen, entnommen sei. Zu dem „Es war einmal" gehört notwendig ein Kostüm, das uns vertraut und doch keineswegs alltäglich ist. Durch das Gegenteil würde die Wirkung des Dargestellten abgeschwächt, es würden sich aber auch sonstige Unzulänglichkeiten herausstellen. Gebhardt führt als Beispiel gern die Möglichkeit an, preußische Unteroffiziere bei der Kreuzigung verwandt zu sehen. Uhde hat freilich trotz des modernen Gewandes eine hohe malerische und seelische Wirkung erzielt, aber wer will entscheiden, ob nicht zuweilen Uhde sich gerade durch das moderne Kostüm in der Wahl des Motivs gehindert fühlte? Bei einem seiner hervorragendsten



Ed. von Gebhardt: Das heilige Abendmahl. (Berlin, Nationalgalerie.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Werke, dem geistvollen, tief innerlichen „Abendmahl“ ist er jedenfalls von seinem Prinzip abgegangen, wohl aus dem Grunde, weil er fürchtete, die Würde des Gegenstandes durch die Übersetzung ins Moderne zu schädigen.

Gebhardt hätte ja, wie Holman Hunt, Weretschagin und andere es getan haben, sich nach Palästina begeben und nach eingehenden Studien Land und Leute in den biblischen Darstellungen mit geschichtlicher Treue geben können. Zu dem orientalischen Kostüm hätte mit logischer Notwendigkeit dann auch die jüdische Physiognomie gehört, und wie die Verhältnisse nun einmal liegen, würde ein solches Vorgehen von Juden und Christen leicht als Karikatur empfunden und der künstlerische Genuß dadurch nur abgeschwächt werden.



Ed. von Gebhardt: Studie zum Nathanael im „Abendmahl“.

Ein Beispiel mag diese Behauptung erhärten. Gebhardt sowohl als auch Menzel und Liebermann haben den „Zwölfjährigen Jesus im Tempel“ dargestellt. Liebermann scheint sein ganzes Können eingesetzt zu haben, um durch seinen kleinen Juden zu beweisen, welcher eigensinnigen Auffassung die ins Moderne übersetzte Bibel sich dienstbar machen läßt. Menzel faßt Jesus ohne jedes Karikieren auf, schmückt ihn mit körperlichen und geistigen Vorzügen und läßt das zierliche Haupt von verklärendem Lichte erstrahlen; trotzdem behält das Bild einen Beigeschmack, der die reine künstlerische Freude stört. Bei Gebhardt hat Jesus nur einen Hauch vom jüdischen Typus, die Charakterisierung der gelehrten Hörer zählt zu dem Lebensvollsten, was er geschaffen hat, und doch wird man das Gefühl nicht los, daß ein Gebhardt nicht erst des Hinweises auf die jüdische Nationalität Jesu bedurft hätte, um den Vorgang verständlich zu machen. Glücklicherweise hat Gebhardt durchweg bei seinen Werken die innere Wahrheit höher gestellt als die Wirklichkeit. Ihm lag nicht an dem Ruhme eines Historikers, sondern er wünschte einzig, den Deutschen aus deutschem Empfinden heraus einen Heiland zu schaffen, der zu ihrer Seele spräche.

Die Vorstellung von Christus und als deren Niederschlag seine Darstellung in der bildenden Kunst ist in den verschiedenen Jahrhunderten sehr verschieden gewesen. Schon unter den ersten Nachfolgern des Galiläers hatte sich die zwiefache Auffassung als Gott und als Mensch Geltung verschafft. Die Kunst kann das Göttliche nur als gesteigertes Menschentum geben, ein transcendentales Element jedoch überwiegt in den frühesten Darstellungen der christlichen Kunst. Schon die geringen Hilfsmittel, mit welchen jene frühesten Künstler sich behelfen mußten, lassen sie mit Vorliebe zum Symbol greifen. In diesem Punkte berührt sich die höchste Kunst mit der primitivsten. In den Mosaiken wird dann Christus gern als der in fernen Himmeln Thronende oder als der gewaltige göttliche Richter aufgefaßt.

Wir können hier nicht alle Phasen der religiösen Malerei durchlaufen, sondern müssen uns darauf beschränken, einige wichtige Momente hervorzuheben.

Zu allen Zeiten, wo das religiöse Leben des Volkes besonders lebendig war, hat die

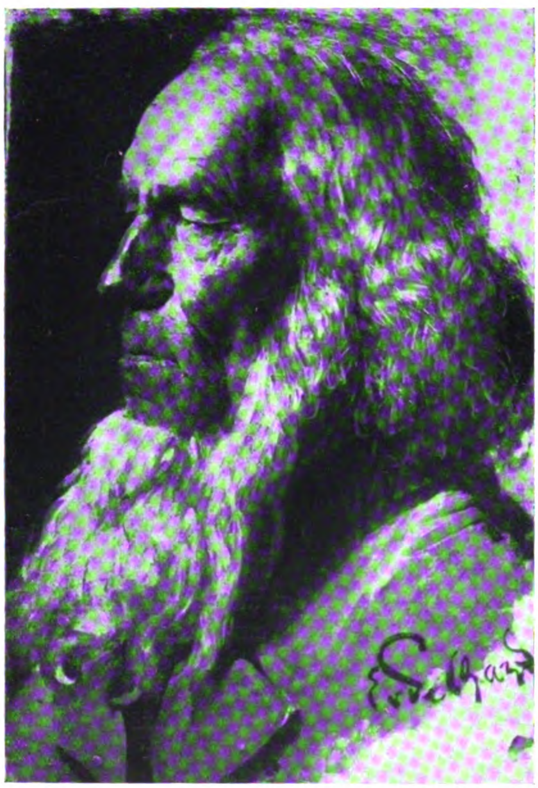
Kunst sich vorwiegend dem Menschlichen in Christus zugewandt, sein Jugendleben, sein Leiden und Sterben zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht. Das Leiden Christi, das er doch nur als Mensch, nicht als Gott erdulden konnte, ist in solchen Zeiten mit realistischer Kunst und überzeugender, zermalmender Wahrhaftigkeit dargestellt worden. Ich erinnere nur an die durch den heiligen Franz beeinflußten Darstellungen der „Kreuzigung“ von Cimabue und Giotto oder in späteren Jahrhunderten an die germanischen Künstler Rogier van der Weyden, Matthias Grünwald, Dürer und Holbein.

Zu Zeiten, wo statt des leidenschaftlichen, kampfbereiten Glaubens mehr mystische Gefühlsinnigkeit und Schwärmerei herrschte, und ebenso zu Zeiten, wo die Kirche besonders tyrannisch die Gemüter unterjochte, mußte das transcendentale Element stärker hervortreten. In der ganzen altkölnischen Kunst finden wir nichts von der herben Realistik eines Rogier van der Weyden oder eines Mantegna: das individuelle Leben ist förmlich erstarrt in strengem, hoheitsvollem Stil. Aber durch die Glut der Farben, durch die leuchtenden Edelsteine, die über die Madonnen und Heiligen ausgestreut sind, durch die Musik der Linien wird trotzdem eine Wirkung erzielt, die etwa nur mit der Musik eines Palestrina zu vergleichen ist.

Mit solchen aus der Realität ins Transcendentale versetzenden Mitteln hätte Gebhardt nichts anzufangen gewußt. Er ist gleich entfernt von den geheimnisvollen Tiefen uralter Mystik wie von den berauschenden himmlischen Gluten, die uns aus der Jesuitenkunst eines Murillo, eines Rubens entgegenschlagen. Wie jedes Volk, ja wie jeder einzelne sich aus der eigenen Seele heraus einen Christus schafft, so konnte auch Gebhardt nur einen Christus darstellen, den er innerlich erlebt hatte. Oft ist dem Künstler vorgeworfen worden, daß er nicht naiv genug empfinde, daß er z. B. der Kostümfrage gegenüber nur durch scharfes Reflektieren zu seiner besonderen Stellungnahme gekommen sei. In Glaubenssachen dagegen möchte man ihn als einen kindlich naiven Menschen hinstellen, der wahl- und kampflos im Glauben der Väter weiter gelebt habe.

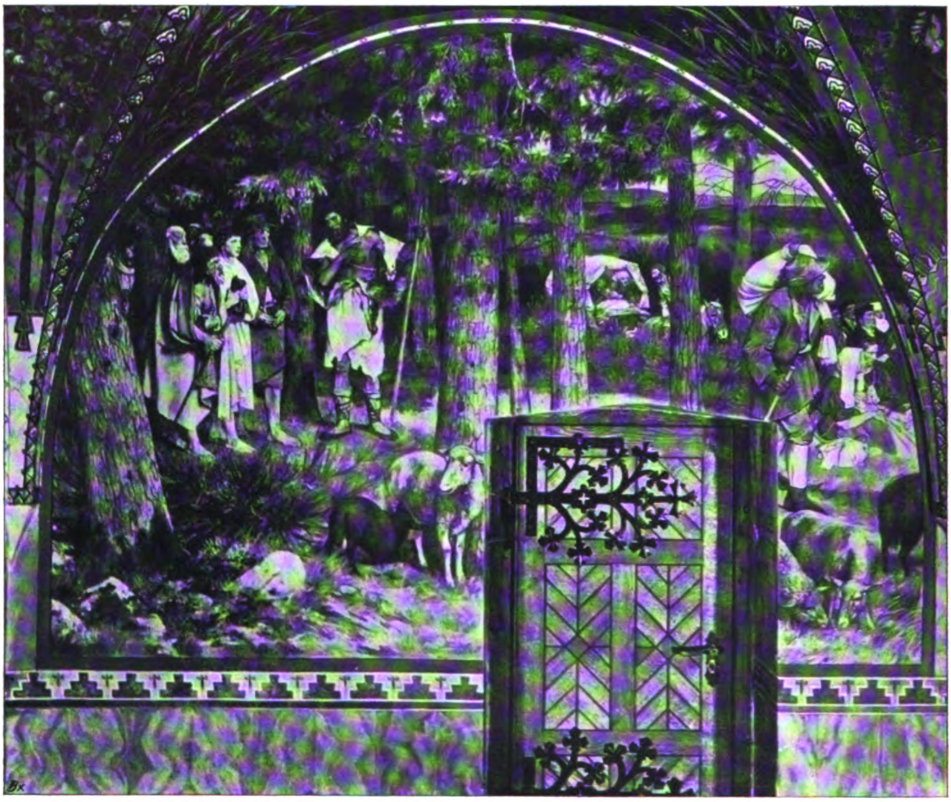
Das Bild, das man durch solche Vorstellungen von Gebhardt gewönne, würde genau so verwässert sein wie das Christusbild, das viele Menschen in ihrer Seele mit sich herumtragen. Als Künstler sowohl wie als Christ ist Gebhardt durchaus bewußt vorgegangen, d. h. er hat sich seine eigene klare Anschauung gebildet. Wie hätte er sonst solche in sich abgeschlossenen, bis in die kleinsten Einzelheiten durchdachten, tief und wahr empfundenen Kunstwerke schaffen können.

Wie weit sich Gebhardt um die theologisch-kritischen Klarstellungen des vorigen Jahrhunderts bekümmert hat, läßt sich schwer beurteilen. So viel steht fest: das verworrene Bild, das der Allgemeinheit durch das aus fremden Kulturen in christliche Vorstellungen Hineingesickerte allmählich von Christus ent-



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Himmelfahrt Christi“.

standen ist, hat Gebhardt nicht beirren können. Für ihn ist Christus weder der Fanatiker, in dessen Namen die Scheiterhaufen loderten, noch ist er der kraftlose Schemen, der zu allen Torheiten seiner Anhänger Beifall nickt; im Gegenteil: er ist ihm der große Galiläer, der geheiligte Altäre stürzte, der das leere Formelwesen der jüdischen Religion verdammte, der mit Worten, wie: trotz vielfach verschwommener Vorstellungen seiner Zeit sich sein eigenes, klares Bild von seinem Heiland zu gestalten. Dementsprechend hat sein Christus nichts von der fragwürdigen, regelmäßigen Schönheit, die leicht zum Süßlichen und Phrasenhaften führt. Ebensowenig kennt er das krankhaft Nervöse, durch das Gabriel Max, oder das geheimnisvoll Mystische, durch das Holman Hunt seinen



Ed. von Gebhardt: Johannes der Täufer. (Loccum.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch“, aus dem Äußerlichen in die Innerlichkeit, aus der Enge der jüdischen Religion in die freie Weite einer Weltreligion führte.

Gebhardts Wahrheitsliebe ließ ihn von allem zufällig Gewordenen absehen und auf die einfachste Fassung der christlichen Überlieferung zurückgehen. Sein Dichtergeist aber verstand, aus den Evangelien den unverfälschten Ton Christi zu vernehmen und Christus belebt und weit über das Irdische hinaushebt. In Gebhardts Christus erkennen wir den großen Unverstandenen, den einsam Leidenden, in erster Linie aber den alles verstehenden Tröster und Freund der Menschheit.

Ich hielt es für notwendig, hier etwas weit auszuholen. Will man genau erkennen, ob die Pflanze echt ist, so muß man die Wurzeln und den Boden, dem sie entsproß, nicht ununtersucht lassen. Gebhardt aber erweist sich überall bis auf die Wurzel echt. Will man durchaus einen Vorwurf gegen ihn erheben, so könnte es nur der sein, daß

er nicht zu den großen, geborenen Koloristen gehöre. Niemand hat dies offener ausgesprochen und ehrlicher bedauert als Gebhardt selbst. Er hat verschiedentlich dargelegt, daß er erst durch zwanzig Jahre langes Tasten



Ed. von Gebhardt: Die Bergpredigt. (Loccum.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

und ernstes Studium mühsam habe erwerben müssen, was ihm nicht angeboren und durch die vollständig unterbrochene Tradition überhaupt unseren deutschen Künstlern verloren gegangen war. Er schildert, wie die großen Ausstellungen die Begriffe der Künstler und des Publikums völlig irregeleitet hätten, wie heute hoch gepriesen würde, was man vor einem Jahre verdammt hatte, und umgekehrt.

Um aus all den Irrsalen heraus endlich zur Klarheit zu gelangen, machte Gebhardt im Jahre 1883 eine längere Studienreise nach Italien. In Florenz, in Rom, in Neapel studierte und verglich er die alten pompejanischen Wandmalereien, die modernen Kunstwerke und die Fresken der Renaissance, um zu erforschen, nach welchen Gesetzen die Alten geschaffen hatten. Er gesteht, daß er Pinturicchio viel zu danken habe, er skizzierte

und kopierte und vertiefte sich immer von neuem in die Fresken der Borgiagemächer oder der Kirche Santa Maria del Popolo. Auch Siena gab ihm reiche Aufschlüsse, wenngleich, was er hier von Pinturicchio lernte, mehr verneinender Art war.

Er fand, daß Pinturicchio in der Libreria des Domes durch die tiefen Perspektiven und dadurch, daß er nicht einen einheitlichen Ton in der Dekoration durchführte, sondern Rot mit Blau abwechseln ließ, gegen die Gesetze der Wandmalerei verstieß und die schöne harmonische Wirkung zerstörte, die in all seinen übrigen Fresken herrscht. Die wichtigste Offenbarung, welche Gebhardt durch alle italienischen Studien gewann, war die Überzeugung, daß ein Bild, wenn die richtige koloristische Wirkung erzielt werden solle, in einen bestimmten Raum hinein gemalt werden müsse oder, wenn dies nicht angehe, doch in der Vorstellung, als würde es für einen bestimmten Raum geschaffen. Dadurch allein, meint er, könne ein in Form und Kolorit vollendetes, harmonisches Kunstwerk entstehen.

Durch die Studienreise nach Italien ist gewiß alles, was Gebhardt künstlerisch erstrebte, erst zur vollen Reife gediehen; wie sehr aber die Begabung für das Monumentale von vornherein in ihm lag, beweist die Reihe der bedeutenden Gemälde, die von 1870 bis 1883 entstanden sind. Eins der hervorragendsten unter diesen Werken bleibt das von der Berliner Galerie erworbene „Abendmahl", mit dem Gebhardt 1870 an die Öffentlichkeit trat, und das ihm sofort allgemeine Bewunderung und Anerkennung brachte.

Seit den frühesten Zeiten der Renaissance haben fast alle großen Meister „Das Abendmahl" dargestellt. Die meisten dieser Schöpfungen aber sind zurückgedrängt und in den Schatten gestellt durch das Meisterwerk Leonardo da Vincis. Noch aus den Trümmern dieses Gemäldes schlägt dem Beschauer eine solche Fülle künstlerischer und psychologischer Offenbarungen entgegen, daß einem diesem gewaltigen Geiste gegenüber die meisten anderen Schöpfungen wie jammervolles Epigonentum erscheinen. Leonardos Werk ist für alle Zeiten einfach „Das Abendmahl" geworden. Und doch behauptet Gebhardts „Abendmahl" selbst neben diesem unvergleichlichen Meisterwerk seinen eigenen, unverlierbaren Wert. Auch er hat zur Darstellung den Augenblick gewählt, wo das Wort Christi: „Einer aber unter euch wird mich verraten" noch im Raume nachklingt, und wo seine Wirkung auf den Kreis der Jünger sich offenbart. Gebhardt — hierin echt deutsch — isoliert äußerlich Christus nicht von seinen Jüngern, wie Leonardo es getan; im Gegenteil drängen sich drei derselben an ihn heran, bemüht, im Gegensatz zu der Verräterei der Abtrünnigen ihm ihre Treue zu beweisen. Aber durch den resignierten Ausdruck Christi, durch den hoffnungslos traurigen, wie in weiter Ferne sich verlierenden Blick erkennen wir, daß Christus in diesem Augenblick bitterster Enttäuschung sich völlig allein fühlt, so unverstanden und allein, daß selbst die zarte Liebe der Seinen nicht Zugang finden kann zu seiner die Abgründe der Menschheit durchmessenden Seele. Die Jünger sind bei Gebhardt nicht wie bei Leonardo stolze, geistreiche Vertreter eines Herrengeschlechtes — sie sind einfache, ungebildete Menschen, aber treu und sturmerprobt und ohne Verständnis für zwiespältiges Empfinden. Der Hinweis auf einen Verräter in ihrer Mitte muß deshalb geradezu vernichtend auf sie wirken, aber je nach Temperament und Charakter zeigt sich diese Wirkung bei allen in völlig verschiedener Weise. Johannes und seine beiden Gefährten denken nicht an den eigenen Schmerz, sondern versuchen einzig und allein ihrem Meister den schweren Augenblick zu erleichtern. Petrus legt voll grimmen Zornes die schwere Faust auf den Tisch und umklammert mit der Rechten den Sitz seines Stuhles, als wolle er durch diese Bewegung ein Gegengewicht schaffen gegen die Empörung seines Inneren. Einige beugen sich vor, durch Wort und Blick den Meister fragend nach dem Verräter. Die Wahrheit erratend und doch davor zurückweichend, sitzen andere grübelnd, niedergebeugt oder völlig zermalmt wie der Jünger, der sein Antlitz in beide Hände birgt und bitterlich weint. Judas aber wird es zu eng in dem Kreise der Treuen — er drückt sich leise, einen zweifelhaften Blick rückwärts wendend, zur Tür hinaus, wieder im Gegensatz zu Leonardo, der ihn neben Johannes sitzen

läßt und ihn nur durch seinen engherzigen, habgierigen Ausdruck und das feste Umklammern des Geldbeutels kennzeichnet.

Gebhardt zeigt sich in dem „Abendmahl" aber nicht nur als feiner Psycholog, sondern auch als Meister der Komposition. Die Gestaltung des Ganzen geht einzig aus der Seele des Bildes hervor. Jede Einzelheit, so untergeordnet sie erscheint, dient dazu, die Hauptsache um so schärfer hervorzuheben. Der Blumenschmuck an der Wand, das festliche Tischtuch auf der Tafel deuten darauf hin, daß Christus mit den Seinen zu froher Feier zusammenkam, und lassen nur um so schärfer empfinden, wie jäh die Feststimmung zerreißt vor der Enthüllung des Meisters. Das niedrige, dunkelgetäfelte Gemach, die einfache Ausstattung des Raumes, die schlichten, würdigen Gestalten, das auf einen Ton gestimmte dunkle Kolorit, alles läßt die Stimmung wiederklingen, die durch die Worte Christi hervorgerufen ist.



Ed. von Gebhardt: Die Austreibung aus dem Tempel. (Loccum.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Auch Gebhardts „Abendmahl" wählt die Gliederung durch drei Gruppen, die er in

seinen späteren Werken dann noch häufig angewandt hat. Durch das Gegenüberstellen verschiedener Temperamente weiß er die einzelnen Gruppen kraftvoll zu beleben und untereinander so geschickt zu verbinden, daß sie wie etwas natürlich Gewordenes, nicht wie etwas künstlerisch Gewolltes wirken.

Die verschiedenen Genrebilder aus der Renaissance und Reformation, welche in den nächsten Jahren entstanden, erheben sich durch Einfachheit und Größe des Vortrages, durch lebendige Gestaltung und durch das Fehlen jeglichen sentimentalen Beiwerkes weit über das gewöhnliche Genre, aber die ganze Tiefe seines Empfindens und der volle Umfang seines Könnens offenbart sich doch am meisten in Gebhardts biblischen Motiven. Daß er sich immer ausschließlicher auf diese beschränkt, ist ein Beweis seiner Größe und klaren Selbsterkenntnis. Ihm liegt nicht an der Breite, sondern an der Tiefe. Dadurch erklärt es sich auch, daß Gebhardt innerhalb des von ihm erkorenen Stoffgebietes häufig zu denselben Motiven zurückkehrt. Nicht etwa aus Mangel an dichterischem Empfinden, sondern im Gegenteil aus dem Reichtum seiner Dichternatur heraus gewinnt er dem einmal dargestellten Gegenstande alsbald eine neue Seite ab. Gebhardt hat diese Neigung mit den großen Meistern aller Zeiten gemein; ich erinnere nur an Giotto, Fra Angelico, Raffael, Dürer und aus der neuesten Zeit etwa an Thoma und Böcklin.

Eine wie verschiedene seelische und kompositionelle Auffassung hat Gebhardt allein in der „Kreuzigung“ gegeben! In dem „Christus am Kreuze“ zu Reval stellt er nach Joh. 19, 26 und 27 den Augenblick dar, wo der sterbende Christus, der eigenen Schmerzen vergessend, bemüht ist, bis über den Tod hinaus für seine Mutter zu sorgen. Ein anderes Mal sehen wir das Kreuz einsam errichtet in einer herrlichen Frühlingslandschaft. Durch den Kontrast zwischen dem Frieden, der über der Landschaft ausgebreitet liegt — nur im Hintergrunde ballen sich unglückverheißend düstere Wolken zusammen —, und den Leiden des Gekreuzigten weiß er die Bitterkeit zu verschärfen. Christus schaut mit halbgeöffnetem Munde und weit aufgerissenen angstvollen Augen in die Ferne, als riefe er in innerster Seelenqual: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Die Hamburger „Kreuzigung“ dagegen gibt das „Es ist vollbracht“. Was als Leitmotiv anklingt in der ergreifenden Gestalt des am Kreuzesstamm Verschiedenen, findet seinen Widerhall und seine Fortsetzung in der Schar der Andächtigen unter dem Kreuze, in dem Schmerze der Maria, die die Hände verzweifelt zum Kreuze des Sohnes emporstreckt und des Trostes nicht achtet, den Johannes ihr spenden möchte — in der rührenden Gestalt der Maria Magdalena, die in bitterem Weh zusammengebrochen ist, und in der wie vom Blitz zu Boden geschleuderten Frauengestalt am Fuße des Kreuzes. Der Durchblick in die heitere Landschaft mit den gleichgültigen Passanten und den abziehenden Kriegsknechten bildet einen schneidenden Kontrast zu allem Herzeleid. Fast dieselbe Komposition findet sich in der „Kreuzigung“ zu Narva; nur hat der Künstler hier von allem förmlich die Quintessenz gegeben. Es sind weniger Andächtige unter dem Kreuze versammelt, Maria Magdalena ist gestrichen, die Kreuze stehen näher beieinander, der Durchblick rechts zwischen ihnen in die Landschaft fehlt oder ist vielmehr teilweise verdeckt durch die Kriegsknechte, die sich zwischen dem Kreuze Christi und dem des Schächers zusammendrängen.

Einen interessanten Kontrast zum „Abendmahl“ bildet, was die Stimmung anbetrifft, die „Himmelfahrt“ von 1881, die ebenfalls von der Berliner Nationalgalerie angekauft worden ist. Herrscht in dem „Abendmahl“ trotz der gewaltigen seelischen Erregung die Ruhe vor, so ist dagegen in der „Himmelfahrt“ alles auf Allegro gestimmt. Das Werk soll zunächst selbst den Freunden des Künstlers nicht gefallen haben, und doch legt es wie kaum ein anderes Zeugnis ab von seiner dichterischen Gestaltungskraft. Nach dem dürftigen Bericht zu Anfang der Apostelgeschichte, besonders nach Luk. 1, 14, hat Gebhardt es verstanden, uns ein bewegtes, lebendiges Bild von der Gemeinde zu entwerfen, die der Himmelfahrt ihres Meisters beiwohnte. Die Fülle von Ausdrucksmitteln, welche Gebhardt hier in Mienenspiel und Gebärden findet, die Kraft, mit welcher er alles individuelle Empfinden, das sich bald



Ed. von Gebhardt: Die Himmelfahrt Christi. (Berlin, Nationalgalerie.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

in leidenschaftlicher Erregung, bald in stiller Wehmut äußerte, auf ein und denselben Vorgang zu konzentrieren weiß, ist staunenswert. Christus selbst stellt er nicht in der



Ed. von Gebhardt: Die Ehebrecherin. (Loccum.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Glorie, sondern im Abschiedsschmerz dar, die Hände wie zum Segen ausgebreitet, den visionären Blick in die Ferne gerichtet, als schaute er erschauernd schmerzliches Geschick der Seinen.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien sollte Gebhardt Gelegenheit werden, alle dort erworbenen Erfahrungen in einem größeren Werke zu verwerten. Durch Exz. Schöne und durch den Geheimrat Jordan, den damaligen Direktor der Nationalgalerie und Decernenten im Kultusministerium, erhielt Gebhardt den Auftrag, einen Raum in dem hannöverschen Kloster Loccum mit Wand-



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Bergpredigt". (Loccum.)

gemälden zu schmücken. Loccum ist ein altes Cistercienserkloster aus dem zwölften Jahrhundert. Noch ist vieles von der schönen alten Architektur erhalten, die den Übergang vom Romanischen zur Frühgotik zeigt. Ein Hauptschmuck des einsam gelegenen Ortes besteht jedoch in den herrlichen Parkanlagen des Klosters und dem darangrenzenden Walde mit seinen uralten Baumriesen.

Die Geschichte des Klosters ist äußerst interessant. Im sechzehnten Jahrhundert hat sich in Loccum unbemerkt und allmählich die Reformation vollzogen, so daß es 1530 in ein evangelisches Predigerseminar umgewandelt werden konnte. Wie unter den Cisterciensern zwölf Mönche unter einem Abte das Kloster bewohnten, so finden dort jetzt zwölf Kandidaten unter einem Studiendirektor und unterstützt durch eine vortreffliche Bibliothek Gelegenheit zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten. Der jeweilige Abt wohnt in Hannover, weilt aber in jedem Jahre längere Zeit in Loccum. Von 1884 bis 1894 war der seit kurzem verstorbene geistreiche Dr. Uhlhorn Abt des Klosters, außerdem weilten Exz. Schöne und Geheimrat Jordan häufiger dort, Gebhardt wurde nicht selten von seiner edlen, liebenswürdigen Gattin dorthin begleitet — genug, es war ein Kreis bedeutender, interessanter Menschen zusammen, zu deren Behagen die mütterliche, hochgebildete Hausdame des Klosters, das von allen verehrte, leider jetzt auch verstorbene Fräulein Saxer, nicht wenig beitrug. Ein eigenartiges Leben müssen in jenen Sommertagen die alten Klostermauern beherbergt haben. In Loccum weiß man noch jetzt von den geistsprühenden Unterhaltungen der Tafelrunde und den frohen, phantastischen Festen zu berichten, die in den Feierstunden von Gebhardt und seiner Umgebung in Feld und Wald begangen wurden. Der Künstler nennt Loccum scherzweise sein Ferrara und empfindet noch heute dankbar die Anregung, welche ihm durch das Interesse seiner Umgebung wurde.

Wir schätzen solchen Austausch der Inter=



Ed. von Gebhardt: Esthnischer Bauer. Studienkopf.

essen zwischen Künstlern und ihrer Umgebung meistens zu gering: die Alten dachten darin anders. Die feinsinnigen Medici, die Este, die Gonzaga zogen die Künstler an ihren Hof, würzten ihre Ruhestunden durch den Gedankenaustausch mit den geistvollen Männern, und aus solchen Beziehungen heraus entstanden Kunstwerke, wie die Borgiagemächer oder die Nikolauskapelle in Rom, wie die einzig dastehende Kapelle des Benozzo Gozzoli im alten Palast der Medici. So fühlt man es auch den Loccumer Fresken Gebhardts an, daß sie unmittelbar hervorgewachsen sind aus der Geschichtskenntnis des Ortes, aus dem innigen Verkehr und Gedankenaustausch mit den Männern, deren Beruf er in erster Linie in seinen Fresken verherrlichen sollte.



Ed. von Gebhardt: Der ungläubige Thomas.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Für die Wandgemälde wurde die alte Klosterküche, ein von dem früheren Refektorium der Laienbrüder abgetrennter Raum, bestimmt. Dies Refektorium war ursprünglich ganz im romanischen Stile erbaut. Bei einem Neubau im vorigen Jahrhundert wurden aus der abgetrennten Küche die romanischen Fenster entfernt und durch moderne ersetzt. Durch diese geschmacklose barbarische Neuerung hat der tief gelegene kellerartige Raum wenigstens hinreichend Licht bekommen. Zum Zweck der Ausmalung wurde die Küche umgewandelt in eine Kapelle. Der Künstler hatte den Wunsch, daß später hier die Disputationen der Kandidaten abgehalten würden. Der Plan scheiterte jedoch an der schlechten Akustik des Raumes.

Betritt man die Kapelle, so ist man überrascht durch die harmonische Wirkung, welche Gebhardt ihr verliehen hat. Genau in der Mitte des quadratischen Raumes steht eine einzige romanische Säule, von der vier Wölbungen ausgehen, durch welche dann wieder sechs, durch Rundbogen abgeschlossene Wandflächen entstehen. Auf diese lünettenartigen Flächen hat Gebhardt seine sechs Fresken gemalt, als siebente tritt auf der Fensterwand noch die „Kreuzigung“ hinzu, die leider durch die Fensterpfeiler etwas zerstückt wird. Das niedrige Gewölbe mit seinem tiefen Blauschwarz wirkt wie der italienische Nachthimmel, und gleich Visionen erscheinen an diesem Himmelsgewölbe die Gestalten der Evangelisten und der Maria, gleich lichten Sternen funkeln dazwischen die in goldenen Lettern angebrachten Bibelsprüche.



Ed. von Gebhardt: Die Auferweckung des Lazarus.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Gebhardt war die Aufgabe gestellt, in Beispielen aus dem Leben Jesu den jungen Theologen die Ideale ihres Berufes vor Augen zu stellen. Er tat dies, indem er, seiner Aufgabe entsprechend, sowohl die lebenweckende Freudigkeit als den tatkräftigen Ernst betonte, die dem Christentum innewohnen.

Gleich über der Eingangstür ist Johannes der Täufer dargestellt, wie er mit seinen Jüngern den Wald durchzieht und die kleinmütig Zweifelnden hinweist auf den, „der da kommen soll“, und auf die Scharen derer, die sich schon um Christus versammelt haben. Das prächtige Stück Urwald, die wegmüden Wanderer wecken unwillkürlich die Erinnerung an die alten Cistercienser, die dereinst die Wälder Loccums durchirrten, ehe sie fanden, wo sie rasten konnten.

Das Bild „Johannes der Täufer“ mit dem alttestamentlichen Zweifel der Johannesjünger der Erscheinung des Messias gegenüber und der festen Zuversicht des Johannes selbst bildet förmlich die Einleitung nicht nur zu dem folgenden Bilde, zu dem es hinüberleitet, sondern zu dem ganzen Freskencyklus.

Schlichter und inniger konnte Christus kaum aufgefaßt werden, als Gebhardt es in der nun folgenden „Bergpredigt“ getan hat. Inmitten einer echt deutschen Frühlingslandschaft hat das Volk sich um Christus geschart. Seine Jünger sind zu ihm getreten, und nun redet er in seiner natürlichen, herzbezwingenden Art zu ihnen von den göttlichen Lehren, die so einfach klingen und doch alles bisher Übliche auf den Kopf stellen. Wir mögen wollen oder nicht, wir fühlen uns alsbald in dem Bann dieses Redners, dessen Worte sich wie Frühlingsschauer in die Herzen der Hörer senken. Seit Giottos Zeit ist die Wirkung einer Rede auf die verschiedenartige Zuhörerschaft kaum meisterhafter geschildert worden als hier. Durch unzählige Porträts hat Gebhardt dies Gemälde belebt. Da sieht man seine Kollegen aus Düsseldorf, die Hospites, den Pfarrer des Ortes, und manch Loccumer Kind mag auch dabei sein. Ziemlich im Vordergrunde hat er selbst mit den Seinen Platz genommen. Mehr als diese vielen Porträts trägt aber wohl das innige, tiefe und echt deutsche Empfinden, welches aus jeder einzelnen Gestalt spricht, dazu bei, uns das Gemälde so besonders lieb und vertraut zu machen.

Das nächste Bild, „Die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel“, bildet den denkbar schärfsten Kontrast zu der voraufgehenden „Bergpredigt“. Manches darin ist von so überwältigender Komik, daß man zunächst stutzig wird und sich fragt, ob sich derartiges mit einer religiösen Darstellung vertrage. Im Dom zu Münster befindet sich ein Bild, das nicht nur dasselbe Motiv behandelt, sondern auch verschiedene ähnliche Einzelheiten gibt, so z. B. die Schar aufgescheuchter Tauben, der rasend gewordene Ochse, den der Fleischermeister vergeblich zu bändigen sucht, die wild davonstürzende Hammelherde. Sollte Gebhardt dies Bild gekannt haben, so könnte man nur bewundern, daß er derartige Anregung in ein so völlig eigenartiges, selbständiges Werk von geradezu Shakespearischer Wucht der Dramatik habe umwandeln können. Das Bild in Münster wirkt neben dem seinen unendlich langweilig und voller Pose. Gebhardts Gemälde ist eine Komposition aus einem Guß, belebt durch geistreiche Kontraste und stimmungsvolle Lichteffekte. Bei allem Humor, mit dem die ihrer Nützlichkeitstheorie entspringende Handlungsweise der Rotte Korah gekennzeichnet ist, bleibt der Gestalt des geißelschwingenden Christus Würde und Hoheit gewahrt. Christus auf der Schwelle des Tempels steht isoliert wie ein zürnender Richter — die Stufen des Tempels hinunter stürzen in wilder Flucht die aus dem Tempel Vertriebenen, wobei sich, wie oben angedeutet, alle möglichen komischen Zwischenfälle abspielen —, zu beiden Seiten aber schreiten würdevoll und ernst die Andächtigen zum Tempel heran.

Wohl das einfachste, aber zugleich eines der ansprechendsten Gemälde ist das folgende: „Die Hochzeit zu Kana“. Gebhardt hat sowohl hier wie in der „Heilung des Gichtbrüchigen“ das Wunder völlig zurücktreten lassen und dagegen Christus als den Freudebringer und Tröster in seelischem Leide dargestellt. Eine echte deutsche Hochzeit, die Gebhardt schildert. Es fehlen nicht die fackeltragenden Brautführer und Brautjungfern, es fehlt im Hintergrunde nicht die Tribüne mit der fröhlichen Musikerbande. Daß die Gäste in dem farbenprächtigen altdeutschen Kostüm erscheinen, erhöht nur das Festliche des Bildes. Der alte Kellermeister vorn rechts im Bilde sieht mit bedenklichem Gesicht den immer zahlreicher erscheinenden Gästen entgegen, aber seine Sorge bleibt hübsch im verborgenen und tut dem allgemeinen Frohsinn keinen Abbruch. Die Hauptpersonen in dem festlichen Gewoge bleiben der treuherzig dreinschauende mannhafte Bräutigam, die schämige Braut und vor allen Dingen Christus, welcher dem Brautpaare entgegentritt, beide Hände dem Bräutigam auf Arm und Schulter legt und



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Heilung des Besessenen“.

herzliche Segensworte zu ihm zu sprechen scheint. Als Mutter des Bräutigams ist hier übrigens auch Fräulein Saxer, der von Gebhardt und allen Hospites hochverehrten Hausdame des Klosters, ein bleibendes Denkmal gesetzt worden.

In der „Heilung des Gichtbrüchigen“ hat man den Kranken durch das abgedeckte Dach auf den offenen Altan herabgelassen. Christus beugt sich zu dem Kranken herab, faßt seine Linke und erhebt die Rechte wie zum Segen. Eine ungeheure Volksmenge umgibt die beiden, zieht sich die Treppe hinunter bis in die Dorfgasse hinein, links im Bilde dagegen herrscht friedliche Feierabendstimmung. Ganz links im Vordergrunde hinter den Arbeitern, die mit ihren Werkzeugen vom Felde heimkehren, sieht man zwei Wanderer, die unverkennbar die Züge von Exz. Schöne und Geheimrat Jordan tragen, deren feinsinnigem Verständnis der Künstler so viel zu danken hatte.

„Die Ehebrecherin“ legt vielleicht schärfer als irgend eine der übrigen Fresken Zeugnis von der Art ab, wie Gebhardt das Christentum auffaßt. Der Vorgang spielt sich in einer Kirche ab, die an die Loccumer Klosterkirche erinnert. Christus sitzt auf niedrigem Schemel vor dem Chore, zu seinen Füßen ist das schuldige Weib zusammengebrochen. Er scheint soeben das Wort gesprochen zu haben: „Wer unter euch sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.“ Seine Rechte ist noch abwehrend ausgestreckt gegen die eifernden Zeloten. Wohl dringen die selbstgerechten Pharisäer mit Verdammungsgründen auf ihn ein; die ehrbaren Schriftgelehrten in ihren Chorstühlen horchen verwundert und mißbilligend der neuen Lehre, zwei alte Klatschbasen im Hintergrunde philosophieren in ihrer Art über den interessanten Fall — aber der Stein bleibt ungeworfen.



Ed. von Gebhardt: Studienkopf.

Beim Anschauen der sämtlichen Bilder fragen wir nicht, ob uns dies oder jenes einzelne zusagt, ob die Menschen schön oder häßlich sind: wir fühlen uns einfach hineingezogen in ihr Leben, teilen ihre Leidenschaften und ihre Seelenstimmungen, kurz, wir erleben die vom Künstler geschilderten Vorgänge mit einer Unmittelbarkeit, als stünden wir dem Leben selbst gegenüber. Das verdanken wir vor allen Dingen dem starken, tief innerlichen Empfinden des Künstlers, nicht zum wenigsten aber auch dem souveränen Können, mit dem Gebhardt den Bildgedanken bis in die feinsten Einzelheiten organisch gliedert und durchführt.

Wie viele ernste Einzelstudien der Stellung, Gewandung, vor allen Dingen der Hände, durch die er so viel auszudrücken weiß, sind voraufgegangen, um solche unumschränkte Freiheit im Schaffen zu ermöglichen. Durch die vielen Porträts, durch die Reminiszenzen aus Loccum und seiner Umgebung

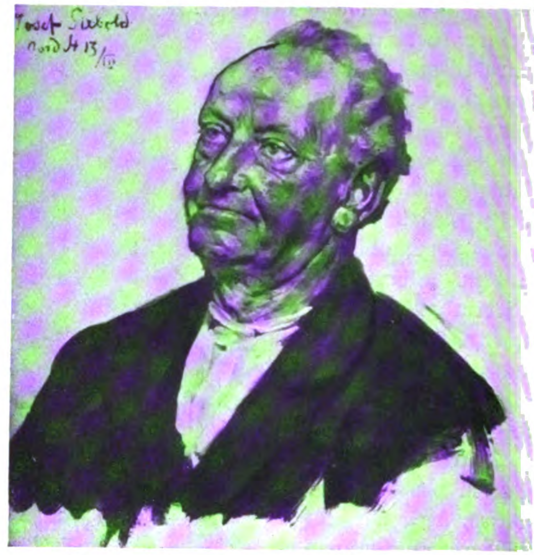


Ed. von Gebhardt: Gruppe aus der „Taufe des Johannes".
(Düsseldorf, Friedenskirche.)

weiß Gebhardt wie die Meister der Renaissance seinen Bildern etwas Intimes zu geben. Dadurch aber, daß er die architektonischen Formen des Raumes sich im Bilde wiederholen läßt, steigert er das Monumentale der Fresken. Scharf hebt er in jedem Bilde den Kernpunkt heraus, und alle noch so interessanten Einzelheiten ordnet er ihm unter. Wenn irgendwo, so lernen wir vor den Fresken von Loccum begreifen, daß wir es in Gebhardt nicht mit einem Nachempfinder der Alten, sondern mit einem durchaus eigenartigen, selbständigen Künstler zu tun haben. Mit freier Dichterkraft faßt er zusammen, was er an verschiedenen Stellen der Bibel über das ihn interessierende Ereignis findet, und schafft ein in sich abgeschlossenes, mit Leben erfülltes Kunstwerk daraus. Für die Loccumer Bilder hatte Gebhardt zunächst einen farbigen Karton entworfen und die einzelnen Bilder dann an Ort und Stelle fertig gemalt. Später machte er gewöhnlich eine einzige Skizze und beherrschte die ganze Komposition in allen Einzelheiten so genau, daß er die verschiedenen Figuren nicht selten al prima heruntermalte. Natürlich ist seine Stellung zum Modell in seinen verschiedenen Schaffensperioden verschieden gewesen. Für seine ersten Werke benutzte er mit Vorliebe die charakteristischen Köpfe der esthnischen Bauern, die er auch heute noch in freier Weise verwertet. Später lernte er überall Brauchbares herausfinden, und schon in Loccum hat er, wie wir sehen, ausgiebig die einheimischen Typen verwertet. Selbstverständlich weiß er von den Zufälligkeiten des Modells abzusehen und es zum Typus zu erheben. Seine Beobachtungsgabe ist so geschärft, daß er gleich bei der ersten flüchtigen Skizze festhält, was ihm für seinen Zweck dienlich scheint. Bei seiner besonderen Gabe für das Charakteristische ist es natürlich, daß Gebhardt auch ein ausgezeichneter Porträtmaler ist. Er hat eine ganze Reihe vorzüglicher Bildnisse geschaffen, unter denen das seiner verstorbenen Gattin wohl eins der feinsinnigsten. Mir scheint auch hier das Bleibende, Ewige im Wesen mit besonderer Liebe hervorgehoben zu sein, aber auch in der Bildwirkung ist dies Porträt durch die zart abgewogenen Farben ungemein reizvoll.

In Loccum hatte Gebhardt sich frei gearbeitet, von jetzt an gab es keine Schwierigkeiten mehr für ihn, vor denen er zurückgeschreckt wäre. Teils neben den Loccumer Arbeiten, teils nach deren Vollendung hat er denn auch in rastlosem Streben die ver-

schiedensten Probleme zu lösen gesucht. Interessant ist die Skizze: „Christi Darstellung vor dem Volke“ in der Düsseldorfer Galerie: Christus und Pilatus stehen auf erhöhtem Altane; hinter ihnen, im Halbdunkel der Halle, tauchen die bewaffneten Krieger auf. Christus verkörpert die hoheitsvolle Ruhe der hoffnungslosen Resignation, Pilatus dagegen die mit Furcht gepaarte Schlauheit des gewandten Diplomaten. Wie eine brandende Woge am Felsen, so bricht sich der Ansturm der Menge an der festen Mauer. Besser ist kaum je die Freude des Pöbels an der Vernichtung des ihn weit Überragenden zum Ausdruck gekommen: „Die wenigen, die was davon erkannt, die töricht g’nug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“ Mit wenigen Pinselstrichen hat hier Gebhardt eine meisterliche Charakteristik erzielt und außerdem das leidenschaftliche Hin und Her der aufgeregten Volksmenge durch die scharfen Gegensätze von Licht und Schatten besonders zu beleben gewußt.



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Bergpredigt“.
(Düsseldorf, Friedenskirche.)

Hier sowohl wie bei einem anderen Bilde aus demselben Jahre wird man unwillkürlich an Rembrandt gemahnt. Im „Ungläubigen Thomas“ spielt sich der Vorgang in einem unterirdischen gewölbten Raum ab. Das Licht kommt einzig von der kleinen Kerze auf dem Tische. In der Unsicherheit, mit der es hin und her flackert, einige Figuren ganz im Schatten läßt, andere nur streift und wieder andere teilweise aus dem Dunkeln hervortreten läßt, wirkt es förmlich als Symbol für die Zweifel, welche die Seele des Thomas zerreißen.

In dem Bilde „Christus und der reiche Jüngling“ dient das Licht mehr dazu, die richtige Stimmung zu erregen: in das Halbdunkel der Tenne bricht durch Tür und Fensteröffnungen goldig warm das Tageslicht und verklärt die Gesellschaft der Kinder, der Armen und Krüppel, welche sich um Christus geschart haben. Knapper hätte der Kern der



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Bergpredigt“.
(Düsseldorf, Friedenskirche.)

Darstellung kaum gegeben werden können als durch die Gebärde Christi, durch welche er dem reichen Jüngling mit einem Schlage alle verworrenen Ideale zerstört und ihn auf den festen Boden der Wirklichkeit stellt. Die weichlichen Züge des Jünglings lassen freilich zugleich vermuten, daß er nicht Kraft genug haben wird, dieser Forderung zu folgen. Ob wir nun „Die Jünger von Emmaus“, das liebliche Idyll „Christus in Bethanien“, „Die Auferweckung des Lazarus“, den „Kampf Jakobs mit dem Engel“ oder irgend ein anderes Gemälde Gebhardts betrachten, in jedem einzelnen Werke sucht er seelisch, koloristisch oder durch Lichteffekte neue Probleme zu lösen.

Ziehen wir eine Parallele zwischen den angeführten Gemälden und den Schöpfungen Gebhardts aus der letzten Zeit, so finden wir überall dieselbe Kraft des Gestaltens und ein stetig wachsendes Können, aber ein Unterschied macht sich doch bemerkbar. Die Seelenstimmung, welche die letzten Werke des Meisters erzeugte, scheint eine andere als die, aus welcher seine früheren Arbeiten hervorgingen.

Den Werken Gebhardts gegenüber drängt sich einem doppelt die alte Erfahrung auf, daß allemal der Mensch der Boden ist, dem der Künstler entstammt. Gebhardt muß sich durch eine unendliche Liebe mit allem Menschlichen verbunden fühlen. Die schärfste Beobachtungsgabe allein würde nicht ausreichen, um geben zu können, was er gab. Es gehört abgrundtiefe Liebe, das feinste seelische Verstehen und Miterleben dazu, um die verschiedensten Stimmungen, um alle menschlichen Beziehungen mit solcher Herzlichkeit und mit so goldechtem Empfinden von innen heraus einfach und groß gestalten zu können. Aber über den Werken seiner früheren Periode liegt ein Hauch innerer Ausgeglichenheit und Harmonie, der uns das Gefühl gibt, als hätte ein Sonnenkind des Glückes sie geschaffen. Dagegen lassen uns die letzten Werke des Meisters zuweilen einen Blick tun in erschütternde Seelenkämpfe, zugleich freilich auch in eine Sieghaftigkeit, auf die ein jüngerer Mann als Gebhardt stolz sein könnte. Auf der letzten Düsseldorfer Ausstellung war Gebhardts jüngstes Werk „Der Sturm“ zu sehen, zu dem Herr Professor Oeder die vorzügliche lebensgroße Studie besitzt. Gewitterstimmung, düstere Wolken, strömender Regen, aufgeschreckte, verängstigte Möwen, sturmgepeitschtes, brandendes Meer und als Spielball der Wogen ein Kahn voll verzweifelter Menschen — das ergibt die Stimmung des Bildes. Über den Wert des Kolorits streiten die Gelehrten, über den hohen geistigen Wert und die Größe der künstlerischen Auffassung aber sind wohl Gelehrte und Ungelehrte einig. Mit mehr Kraft



Ed. von Gebhardt: Studie zur „Bergpredigt“.
(Düsseldorf, Friedenskirche)

und Wahrhaftigkeit kann kaum der verzweifelte Kampf des Menschen gegen die blinde Wut der Elemente geschildert werden, als es hier geschehen ist.

Ich wüßte ihm in der ganzen modernen Malerei nur ein Werk an die Seite zu stellen, in welchem die Nichtigkeit und Hilflosigkeit der Menschen ihrem Schicksal und der Natur gegenüber, in dem verzweifeltes Flehen, Hoffen, das aller Wahrscheinlichkeit trotzt, hohnvoller Skeptizismus und das faustische Verzweifeln dessen, der nicht zu helfen vermag und von dem doch alle Welt Hilfe begehrt, mit gleicher erschütternder Dramatik geschildert wird, und dies Werk ist desselben Künstlers „Heilung des Besessenen“ in der Friedenskirche zu Düsseldorf. Mit der überzeugenden Kraft dieses Werkes ist wie beim „Sturm“ eine überraschende Einfachheit und Größe der Komposition verbunden. Der Kranke und seine Umgebung haben sich am Fuße eines Berges um Petrus geschart, von ihm Hilfe heischend für das qualvolle Leiden des sich am Boden wälzenden Jünglings. Während der unglückliche Jünger selbst keinen Rat weiß und die übrigen Apostel in verzweifeltem Flehen die Arme emporstrecken, erblickt man auf der Spitze des Berges, scheinbar unerreichbar für die unten Verzweifelnden, in verklärenden Gluten Christus mit Moses und Elias. Die Skeptiker auf halber Höhe des Berges vermitteln zwischen beiden Gruppen. Der schwermütige, herbstliche Charakter der Landschaft sowohl als das Kolorit sind aufs feinste der vorherrschenden, düsteren, erregten Stimmung angepaßt. Was wir schon bei den Loccumer Bildern bewunderten, drängt sich uns hier von neuem auf. Gerade bei diesen Werken voll packender Leidenschaft und seelischer Zerrissenheit tritt Gebhardts große Auffassung doppelt scharf zu Tage. Weder in der Komposition, noch in der Gruppenbildung oder der einzelnen Erscheinung zeigt sich das geringste Gewollte. Alle Dargestellten leben intensiv ihr eigenes Leben, lassen keinen Augenblick das unglückselige Gefühl aufkommen, als seien sie der Zuschauer wegen da.

Meisterhaft und groß in Auffassung und Komposition ist auch „Die Taufe des Johannes“ in derselben Kirche. Unter den vielen Schönheiten des Werkes hebe ich nur eine besonders wirkungsvolle Gruppe hervor: den ehrwürdigen Greis, dessen Kraft auf dem Gange zum Jordan versagt und den nun seine Kinder liebevoll von beiden Seiten stützen.

Der Schlußaccord für alles, was bereits in der Friedenskirche dargestellt ist und etwa noch geplant wird, scheint mir in dem Fresko gegeben, an welchem der Künstler gerade jetzt arbeitet. Es wird abermals eine „Bergpredigt“. Nach der Loccumer Zeit hatte der Künstler noch ein zweites Mal „Die Bergpredigt“ in erweiterter, vielfach umgestalteter Weise gebracht; die dritte und wohl die poesievollste Darstellung ist nun für die Orgelwand der Friedenskirche bestimmt. Das Fresko wird sich, die Orgel unberücksichtigt lassend, quer über die Wand ziehen. Christus steht rechts mehr erhöht und wendet sich, schon damit seine Worte über die ungeheure Volksmenge dringen, mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit an das Volk, das ihn umlagert und in unabsehbaren Scharen aus der Ferne herbeiströmt. Oben aber, zu beiden Seiten der Orgel, schweben Engelchöre, in deren himmlischen Melodien alle irdische Erregung harmonisch ausklingt.

Bewahrheitet sich das Gerücht, daß Gebhardt auch die Längswände der Kirche mit Fresken schmücken soll — links alttestamentliche Darstellungen, die mit der „Taufe des Johannes“, rechts neutestamentliche, die mit der „Heilung des Besessenen“ abschließen sollen —, so darf Düsseldorf stolz sein auf einen derartigen Wandschmuck seiner Kirche, und Berlin und manche andere protestantische Stadt hätten Ursache, ihm ein solches Werk des ersten und bis jetzt bedeutendsten protestantischen Freskomalers zu neiden. Noch aber steht der Meister in der Vollkraft seines Schaffens, und wir dürfen wohl hoffen, daß das Düsseldorfer Gotteshaus nicht das letzte sein wird, das ihm künstlerischen Schmuck zu danken hat.

Genesen

Dialogisierte Novelle

von

Marie von Ebner-Eschenbach

An Paul Heyse

Der Waffenschmied stand an der Esse und schmiedete gute Waffen. Flammen umlohten, Funken umsprühten ihn. Von diesen einer flog weithin bis zu einem Hause, vor dem eine alte Frau saß und spann. Ihre Kunkel bot ihm etwas Nahrung, und so entglomm ein Flämmchen. Verzeih' ihm sein Dasein, lieber Meister, es kann nicht dafür, daß Funken sprühen, wenn du am Werke bist.

Robert. Klara. Oswald.

Klara an ihrem Arbeitstisch. Sie hat ein Buch auf dem Schoße liegen, die Hände darüber gefaltet, blickt ganz versunken in Gedanken regungslos vor sich hin. Robert tritt auf die Schwelle der gegenüberliegenden Tür. Er ist im Straßenanzug, hält den Hut in der Hand; sieht seine Frau eine Weile prüfend an.

Robert (ruhig). Klara!

Klara (fährt zusammen). Was ist?

Robert. Noch nicht angezogen? Du gehst nicht mit?

Klara. Nein.

Robert. Du gehst nicht mit?

Klara. Geh nur allein. Grüß' ihn noch herzlich.

Robert. Es würde ihn freuen — er trennt sich so schwer ... Komm doch ... Ein letztes Lebewohl.

Klara. Ich habe ihm schon gestern Lebewohl gesagt.

Robert. Eben deshalb ... weil's eine schöne Überraschung wäre ...

Klara. Nein — ich bitte dich, nein.

Robert. Warum nein? Warum nicht, wenn ich's wünsche?

Klara (bestimmt). Darum.

Robert. Sag' doch wenigstens einen Grund ... (Hält inne, sieht sie forschend an, dann halb im Scherz, halb im Ernst.) Es tut dir zu leid, du fürchtest dich ...

Klara (sieht ihm fest in die Augen, zuckt langsam und fast unmerklich mit den Achseln). Wer weiß, vielleicht.

Robert (wie früher). Nun ja, nun ja, das ist's, du fürchtest, eine zu große Gemütsbewegung zu verraten.

Klara (legt das Buch auf den Tisch, nimmt eine Arbeit zur Hand. Ohne aufzublicken). Was ich nicht verraten will, verrat' ich nicht.

Robert. Gewiß nicht. Und das ist es eben, daß etwas ist, das du nicht verraten willst. Eine Frau wie du ... (Sieht sie wieder aufmerksam an, zieht die Uhr.) Noch ein wenig Zeit. (Holt einen Sessel, stellt ihn neben das Nähtischchen, setzt sich.) Klara!

Klara. Robert!

Robert. Liebes Kind, wenn du glaubst, daß ich mir in den sechs Wochen, die Oswald bei uns zugebracht hat, nicht hundertmal gesagt habe, daß er besser für dich passen würde als ich, irrst du.

Klara. Sechsmal sieben ist zweiundvierzig; zweiundvierzig in hundert (rechnet leise). Also täglich zweiundachteinundzwanzigstelmal.

Robert. Es wird wohl noch öfter gewesen sein.

Klara (mit Selbstüberwindung). Warum würde er besser für mich passen? Weil ich musikalisch bin, und weil er eine schöne — übrigens ganz ungeschulte Stimme hat und französische Romanzen reizend singt: Pendant que je te parle tes yeux se sont baissés, ils ont craint de me dire, les beaux jours sont passés ... (Sie hat halblaut, aber

sicher eingesetzt, die Stimme wird immer schwankender und versagt zuletzt gänzlich.)

Robert. Klara, was haben wir einander gelobt nach der Trauung, wir zwei ganz allein, extra Standesamt, extra kirchliche Feier?

Klara. Wir haben einander unbedingte Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gelobt.

Robert. Ja, mein Kind.

Klara. Warum sagst du mir heute immer: mein Kind? .. Ich bin deine Frau.

Robert. Gut also, ich appelliere an die unbedingte Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit meiner Frau. Habe ich unrecht, zu glauben, daß meine Frau sich sagt: Hätt' ich Oswald doch früher kennen gelernt, früher — als ich noch nicht gebunden war (sieht sie fortwährend forschend an). Er gefällt mir sehr, nicht nur weil er französische Romanzen reizend singt, sondern weil er ein superiorer Mensch ist und ein glänzender Mensch und auf dem Weg, ein berühmter Mensch zu werden. Ein Pitt, ein Fox, ein Kaunitz, ein — was weiß ich. Jedenfalls einer, der leben wird im Gedächtnis der Welt, wenn niemand mehr ahnt, daß wir dagewesen sind. Weil ich in seiner Nähe ein langentbehrtes Glück wiedergenossen habe, den Umgang mit einem Ungewöhnlichen, ich, die verheiratet ist mit der verkörperten Mittelmäßigkeit ... unterbrich mich nicht! ... Mittelmäßigkeit ... mit einem mittelmäßig begabten, mittelmäßig besoldeten Mann in mittelmäßiger Lebensstellung ...

Klara. Aber Robert!

Robert. Unterbrich mich nicht! ... in mittelmäßiger Lebensstellung, mit mittelmäßiger Zukunft, ein unscheinbares Rad in der großen Staatsmaschine, das, einmal ausgelaufen, ins Kehricht des wohlverdienten Ruhestandes geworfen wird. Das ist das Leben, das er mir zu bieten hat.

Klara. Habe ich mir auf ein glänzendes Rechnung gemacht? War ich der äußeren Herrlichkeit und all des Falschen, das sich hinter ihr verbirgt, und der Berühmtheiten und all ihres Drum und Dran nicht müde, als ich (mit einem innigen Blick) meinen mittelmäßigen Mann kennen lernte? Hab' ich mich in die früheren Verhältnisse zurückgesehnt?

Robert. Bis jetzt nicht. Es ist dir eben bis jetzt in diesem Neste noch niemand begegnet, der dich in die Pracht vergangener Zeiten zurückversetzt hätte ...

Klara. Pracht? Wenn ich dir sage —

Robert. Pracht! Die höchste, die man genießen, und der größte Luxus, den man treiben kann: der Umgang mit ausgezeichneten Menschen. Er mag seine Unbequemlichkeiten haben, aber entbehr' ihn nur, wer ihn gewohnt ist von Jugend auf und nicht stumpfsinnig ist. Entbehr' ihn eine Zeitlang und begegne dann einem, der den ganzen Reichtum wiederbringt, den man vielleicht nicht völlig zu schätzen wußte, als man ihn noch besaß ... Begegn' ihm nur ...

Klara (mit mühsamem Spotte). Und du mußt sogleich dein Herz an ihn verlieren.

Robert. Nicht sogleich — o, du hast dich wacker zur Wehr gesetzt, wacker gekämpft, und ich meinte schon, du hättest auch gesiegt ... Aber jetzt glaube ich — sehe ich ... Nun ja, ich begreif's, begreife alles. (Unterbricht sich, springt auf.) Da stehen auf dem Perron und dem Zug nachblicken, der hinwegführt, was uns fast zwei Monate lang das Leben schön und reich gemacht hat, und dann heimgehen am Arm des mittelmäßigen Mannes mit einem Gesicht, auf dem geschrieben steht: Es tut nicht weh, Pätus ... Scheußlich für dich — und für den, der dort davonbraust, und für noch einen ... Aber für den plädier' ich nicht, liebes Kind.

Klara. Schon wieder? Wie du mir vorkommst ... (Gepeinigt.) Du sprichst wie ein Vater zu seinem unglücklich verliebten Fräulein Tochter, nicht wie ein Mann zu seiner Frau. Aber ich bin einmal verheiratet ...

Robert. Man kann auch zweimal verheiratet sein. Es kommt vor und nicht bei Geringen — bei großen Künstlern, bei Vorbildern und Leuchten der Menschen ... Hat er es uns nicht gestern auseinandergesetzt? Hat er uns nicht Beispiele angeführt, die zu befolgen wahrlich keine Schande ist. Er war sehr deutlich gestern. Es müßt' mich wundern, wenn du ihn nicht verstanden hättest ... Du bist nicht taub, nicht stumpf ... (ausbrechend) begreife!

Klara (wie oben). Mir wird am Ende nichts anderes übrigbleiben. Ich werde begreifen müssen, daß du dich nach deiner Freiheit sehnst und mich los sein willst ...

Wenn ich nur wüßte — wo bist du ihr begegnet, wo existiert die Unwiderstehliche, die mich bei dir ausgestochen hat?

Robert (sich beherrschend). Kläre! Kläre! Was du da sagst, wie du's sagst, gefällt mir nicht. Zum erstenmal gefällt mir etwas an dir nicht. Unser Eid, Kläre, unser Eid! Wir sagten damals: man kann ewig lieben, aber einander ewige Liebe schwören, kann man nicht, ebensowenig als man darauf schwören kann, ewig gesund zu bleiben.

Klara. Darauf kann man freilich nicht schwören, aber man kann etwas dafür tun.

Robert. Dafür tun? Danke! Ich danke für eine Gesundheit, die ich pflegen muß. Ich mag von Gesundheitspflege nichts wissen. Jetzt wenigstens noch nicht. Jetzt will ich meine Gesundheit genießen, ich will sogar auf sie sündigen dürfen.

Klara. Mir scheint, das tust du.

Robert. Und wenn! Und wenn mir daran liegt, ganz genau zu wissen, was ich an ihr habe, an der Gesundheit — an dem, — spielen wir nicht mit Worten, an dem Glück. Hab' ich überhaupt noch eines? Es ist mir unter den Händen zerronnen. (Zieht die Uhr, steckt sie wieder ein, ohne sie angesehen zu haben.) Unser Eid, Kläre, unser Eid! Nichts verheimlichen, nichts vertuschen. Du weißt, daß er dich liebt, dich vergöttert. Du malst dir das Leben aus, das du an seiner Seite führen würdest ...

Klara. Du irrst! Das habe ich nie getan.

Robert. Du wirst es tun! Laß ihn erst fort sein, laß erst die Phantasie, die das Schöne noch verschönt, an die Stelle der Wirklichkeit treten, über die doch immer ein Schatten von Bitternis gleitet, an der doch immer ein Erdenstäubchen hängt. Laß erst das Leben wieder recht einförmig werden neben dem Mann, dem Justizbeamten, der oft wochenlang nichts im Kopf hat als seine Verbrecher. In den guten Tagen, in denen ich doch manchmal einen Vorwurf von dir zu hören bekam — jetzt findest du mich immer tadellos —, sagtest du, wenn ich Abends heimkam, zerstreut und müd' und dumm: Ich hab' abgewirtschaftet, ich interessiere dich nicht mehr; um dich zu interessieren, muß man eine Familie ermordet oder wenigstens einen Einbruch verübt haben ... Und hattest du nicht recht? Ein solcher Mann, das ist dein Umgang, und im übrigen ehrsame Honoratioren, die dir nichts und denen du nichts zu sagen hast, und kein rechter Kunstgenuß und kein rechtes geistiges Leben und nichts, nichts, woran du gewöhnt warst, seitdem du atmest ... Leugne das! Leugne, daß es dir abgeht; leugne, daß Oswald alles das mit sich brachte, daß er dich durch seine bloße Nähe in die Atmosphäre versetzte, in der du aufgewachsen bist — in die deine — deine eigentliche ...

Klara. Du weißt, ob ich mich in ihr glücklich gefühlt habe, ob ich in den kleinen menschlichen Sonnen, die täglich bei uns aufgingen, nicht Flecken sah, die mir die Freude an ihnen verdarben. So viel Eitelkeit, Neid, Mißgunst ...

Robert (hat, ohne sie anzuhören, vor sich hingestarrt. Auffahrend aus seinen Gedanken). Wenn das Kind nicht hätte sterben müssen; wenn das Kind noch da wäre! ... Laß ihn nur fort sein, und die Sehnsucht wird erwachen, und du wirst neben mir hergehen, und wir werden äußerlich leben wie früher, und die fürchterliche Trennung, die Trennung der Seelen, wird zwischen uns vollzogen sein ... Kläre, ich sage dir, wenn ich die Überzeugung hätte, daß du mit ihm glücklich werden kannst — ich würde dich freigeben.

Klara (langsam). Du würdest mich freigeben?

Robert. Ich glaube, ich würde dich freigeben. Wenn mir einer die Überzeugung verschaffen könnte ... Ja, ich glaube, ich wär's im stande. Nur sicher sein müßt' ich: Sie wird, was früher war, vergessen — die matte, die fade Episode ...

Klara. Was sagst du? Wie nennst du unsere Ehe?

Robert (in heftiger Erregung, die er mit äußerster Mühe zu verbergen sucht). Die matte, die fade Episode in ihrem Leben vergessen, zurückkehren in ihr Element und aufblühen in einem echten Glück ... Aber wer verbürgt mir das? Wer steht mir gut dafür, Kläre, daß die Erinnerung sterben wird, daß sie nicht kommen wird grau und abscheulich und Asche streuen wird auf deine helle Freude, immer dichter, immer dichter, bis sie erlischt unter dem fahlen Staub? Die Erinnerung an eine lächerliche Figur, an einen entsagenden

Mann, der in unsere Zeit paßt, wie der edle Brackenburg in sie passen würde.

Klara (mit gewaltsam erzwungener Heiterkeit). Höre, Brackenburg, wenn du nicht bald gehst, dampft Egmont ab mit der Eisenbahn.

Robert. Noch immer Humor; aber kein guter. (Nimmt seinen Hut, wendet sich der Tür zu.) Leb wohl, Kläre (ab).

Klara (allein, sieht ihm eine Weile nach; dann halblaut, in abgebrochenen Sätzen). Kein guter, nein ... da hat er recht ... und hat in allem recht. (Setzt sich auf das Ruhebett, legt den Kopf auf das Kissen. Lange Pause.) Wie leben jetzt? ... Daß mir das begegnen mußte, mir! Wie leben jetzt? Aus! aus! Sag dir: Es ist aus! (Sie steht auf, schreitet langsam durch das Zimmer. Die Hausglocke erschallt, Klara horcht auf.) Besuch? Nur jetzt kein Besuch ... (tritt an den Sofatisch. Im Vorzimmer wechseln eine Männer- und eine Frauenstimme einige Worte. Die Tür wird geöffnet).

Oswald (tritt ein. Begrüßung). Gnädige Frau —

Klara. Sie?

Oswald. Ich. Entschuldigen Sie — nur ich. Ist Robert schon fort? schon nach dem Bahnhof gegangen?

Klara. Schon nach dem Bahnhof gegangen. Ja.

Oswald. Ich bedaure wirklich ... ich hoffte, noch zurecht zu kommen, um ihm zu sagen, daß ich erst am Abend reise. (Mit etwas ironischem Bedauern.) Nun wartet er auf mich bis zum Abgang des Zuges, wird besorgt sein und gewiß zu mir eilen ans andere Ende der Stadt —

Klara. Den Weg hätten Sie ihm ersparen können und auch die Sorge.

Oswald. Er verzeiht mir gewiß, er ist so gut.

Klara (auf der Defensive, gereizt). Ja, er ist gut. Die meisten Menschen, die seelenstark sind, sind auch gut. Das hat Gott so eingerichtet.

Oswald. Gott?

Klara. Gott.

Oswald. Nun ja, die Engel glauben an Gott.

Klara. Es glauben auch noch andere an ihn.

Oswald. Sie meinen das Widerspiel der Engel.

Klara. Ich meine das Widerspiel der Engel.

Oswald. Also auch Lucifer — oder der Lichtbringer.

Klara. Lieber Freund, Sie bedauern, Robert nicht hier zu finden — gehen Sie ihm entgegen, gehen Sie wenigstens nach Hause und erwarten Sie ihn dort.

Oswald (entschlossen). Erlauben Sie mir, ihn hier zu erwarten, bei Ihnen ... allein bei Ihnen ... Einen solchen Augenblick hab' ich vergeblich ersehnt die ganze Zeit hindurch.

Klara (steht auf). Wahrhaftig? . Und Sie führen ihn herbei — nachdem wir schon Abschied genommen hatten — Sie führen ihn auf die ehrlichste Art herbei.

Oswald. Ehrlich? ... Gnädige Frau — sind Sie's? Sie scherzen, Sie spötteln, Sie suchen ruhig zu scheinen, aber Ihnen bebt das Herz wie mir; Sie wissen so gut wie ich, daß dieser Augenblick kommen mußte, und daß es nicht ein Augenblick für kleinliche Bedenken ist, sondern für eine große Entscheidung.

Klara. Ich habe Ihnen gestern Lebewohl gesagt.

Oswald. Und geglaubt: jetzt ist alles aus? wirklich geglaubt? ... (Vorwurfsvoll.) Sie haben mich zum Erschrecken wenig kennen gelernt. Wissen Sie nicht, daß ich Sie liebe? ... Wissen Sie nicht, daß ich noch nie verzichtet habe? ... Nie!

Klara (gedehnt, ein wenig zurückweichend). S—o?

Oswald. Nein, Frau Kläre, noch nie! Ich habe, die ich begehrte, immer errungen und keine noch begehrt wie Sie mit solcher, nicht blinder, nein, mit hellsehender Leidenschaft! Bis jetzt, sehen Sie, war der Gedanke an die Ehe mir wie ein Gedanke ans Grab. Heiraten, lächerlich!

Klara (wie früher). S—o?

Oswald. Einem Weibe Rechte über mich geben und, weil ich ihr die gegeben habe und sie in diesem Besitz gewiß schädigen werde, mich als ihr Schuldner fühlen, am Ende noch Mitleid mit ihr empfinden ... dafür meine Freiheit aufgeben? — Stupid, stupid!

Klara. S—o?

Oswald. Ja, so dacht' ich. Keine Frau ahnt, was ihr der Mann opfert mit seiner Freiheit. Mehr als Macht und Ruhm, Straflosigkeit und — man ahnt nicht, wie

innig das zusammenhängt — Gewissensruhe. Absolute Freiheit ist absoluter Frieden. Der seine Freiheit bei kaltem Blute opfert, ist ein Schurke oder ein Narr. Ich tue es nicht, wenn ich Ihnen sage: Werden Sie meine Frau — ich tue es nicht, es hat sich selbst getan. Von der Stunde an, in der ich Sie fand, hatte ich keine Freiheit mehr, ich stand vor dem Überwältigenden, dem Wunder, ich stand vor Ihnen. Alle meine Überzeugungen, Vorsätze, Pläne — nur noch Trümmer, alle meine Zukunftsträume — Trümmer, mein Leben ein verlorenes, wenn ich Sie nicht erringe, Frau Kläre.

Klara (immer bemüht, ihren forcierten Humor beizubehalten). Frau — das ist es eben, daran denken Sie nicht bei Ihrer Werbung.

Oswald. Gewiß nicht wie an ein unüberwindliches Hindernis. Wir finden einander um einige Jahre später, als wir uns hätten finden sollen, einige Jahre des Glückes sind uns geraubt; aber wir haben die Gegenwart und eine Zukunft, die ewig Gegenwart sein wird für unser täglich neugeborenes Glück. Das fühlen auch Sie. (Abwehrende Bewegung Klaras.) Sie fühlen, Sie wissen es, Frau Kläre, Ihre Augen sind aufrichtiger als Ihre Lippen. Ihre Augen haben den meinen schon oft geantwortet, wenn ich fragte: Was war deine Ehe, du herrliches Weib? Was war, was du für Liebe hieltest? ... Ach, was war überhaupt die ganze Vergangenheit, die Ihre und die meine? Ein Fristen, ein Suchen, und was sie an Freuden brachte — schattenhaft ... Jetzt erst beginnt für uns das Leben!

Klara (entzieht ihm ihre Hand, die er ergriffen hat). Nein — (tonlos) es endet.

Oswald. Klara! Klara! (Er reißt sie mit Gewalt an sich, hält sie an seine Brust gepreßt und küßt sie.)

Klara (hat sich losgemacht, eilt zur Mitteltür. Die Hand auf der Klinke, verwirrt und schweratmend). Das war schlecht, dazu habe ich Ihnen nie die geringste Berechtigung ... ich habe nie — nie ...

Oswald (starrt sie leidenschaftlich an). Klara, wenn ich wollte, wenn ich Sie einem Augenblick des Rausches, der Überraschung verdanken wollte, nicht Ihrer freien Entschließung ... (Sich fassend. Immer ruhiger, endlich schmeichelnd, mit scherzender Bitte.) Lassen Sie doch die Klinke los! Kommen Sie fort von der Tür ... kommen Sie ... Sie werden sich doch nicht vor mir retten lassen wollen durch Ihre Dienerin? ... Was fürchten Sie?

Klara (tritt langsam vor). Nicht Sie, nicht mich. Aber eines von uns beiden verläßt dieses Zimmer ... Wenn Sie mich nicht hinwegtreiben wollen — gehen Sie selbst.

Oswald (fragend, lächelnd). Sie weisen mich also fort?

Klara. Ich weise Sie fort.

Oswald. Ich aber bleibe, verzeihen Sie mir. Ich werde, was ich will, erreichen. Ihnen zum Trotz — Ihnen zuliebe ... Ich werde Robert erwarten.

Klara. Wahnsinn ... Was wollen Sie von ihm?

Oswald. Sie! ... Weichen Sie nicht zurück, nur keine Angst vor mir — ich bin bei Sinnen. Ich will so ruhig zu ihm sprechen wie ein fischblütiger Advokat. Ich will ihm sagen: Schwärmerischer Freund der Wahrheit, ist dir nie eingefallen, seitdem du deine Frau heimgeführt hast, daß sie ein anderes Los verdient und braucht, als du ihr zu bieten hast?

Klara. Darauf kann ich Ihnen antworten. Die Frage hat er gestellt, aber zu meiner Beschämung.

Oswald (rasch). So mag der Adler sich schämen, daß er nicht im Sumpf wohnen kann.

Klara (mit Entrüstung). Sumpf?

Oswald. Ja doch! Die Langeweile ist ein Sumpf, und gestehen Sie, daß Sie sich langweilen in diesem Provinzneste, inmitten dieses Provinzpopanzentums von verknöcherten Pfahlbürgern und verbittertem Beamtenvolk ... Nun denn, ich will ihm sagen: Wohl dir, wohl uns, wenn du einsiehst, daß diese Frau hier verkümmert, daß sie in eine andere Welt gehört und an die Seite — nein, nein! in die Arme, ans Herz eines anderen ... (sie will sprechen, er kommt ihr zuvor) als du bist, der sich in ihr Leben gedrängt hat.

Klara. Er hat sich nicht in mein Leben gedrängt.

Oswald. Nicht auf unbescheidene Art. Ich weiß, wie es gekommen ist. Ich seh' alles mit Augen. Ihr glänzendes Elternhaus, ein weltberühmter Mann sein Mittel-

punkt, umringt von kleinen Berühmtheiten, die herbeigeströmt sind von nah und fern, die danach geizen, sich rühmen zu dürfen: ich habe den großen Gelehrten gesprochen, ich habe seine bezaubernde Tochter gesehen. Und hatte dann einer die Kühnheit, um die Vielgefeierte zu werben, da suchte Ihr klares, scharfes Auge nach einer Spur eigennütziger Zwecke unter dem Schein begeisterter Hingebung, glühender Liebe. Abseits aber stand einer, der nicht warb, es nicht wagte, der sein Herz in die Hand nahm, und der liebte schweigend, hoffnungslos (mit leisem Spotte) und so heiß, wie ein würdiger Justizbeamter nur irgend zu lieben vermag.

Klara. Spotten Sie nicht. (Sie ist zum Sofa getreten, setzt sich, stützt den Ellbogen auf den Tisch und die Wange auf die Hand.)

Oswald. Er errang den hohen Preis. Und ich — (schlägt sich vor die Stirn).

Klara. Sie?

Oswald. Ließ es geschehen.

Klara. Was heißt das?

Oswald (rückt ein Taburett in die Nähe des Sofas, setzt sich). In den Tagen des Leidens hatte er geschwiegen, seine überschwengliche Seligkeit löste ihm die Zunge. Er sprach von Ihnen — Sie können denken, in welcher Weise — und wünschte „seine beiden liebsten Menschen“ — Sie und mich — miteinander bekannt zu machen. Ich aber habe ein Vorurteil gegen Idole. Und — denken Sie!... ich hatte Sie einmal gesehen, flüchtig in Rom — im Vatikan — mein Begleiter hatte mich aufmerksam gemacht auf den berühmten Gelehrten aus Wien und auf seine schöne Tochter — und denken Sie! denken Sie! ... Sie hatten mir nicht gefallen ...

Klara. — flüchtig — in Rom im Vatikan? Uns machte ein junger Arzt auf den berühmten Parlamentarier aus Wien aufmerksam und — denken Sie! denken Sie! mir gefiel er ganz gut.

Oswald. Sagen Sie mir das, seien Sie grausam! Verdien' ich's besser? Ohne mein verfluchtes Vorurteil, ohne einen Augenblick der Blindheit, wären Sie mein geworden — kampflos. (Entschlossen.) Nun aber ist der Kampf da, und wir werden ihn bestehen.

Klara. Den Kampf nicht, den Sie meinen. Einen anderen. Wir werden scheiden.

Oswald. Ich glaube nicht.

Klara. Lassen Sie sich kein zweites Mal verabschieden ...

Oswald. O — Sie zürnen mir. — Ja, ja, ich verdien' auch das ... Ich habe mich hinreißen lassen, habe vergessen, daß Sie auf Knien verehrt werden wollen ... Nun denn, ich bereue ... Kann man mehr tun als bereuen? ... Ich bereue und bete an ... Bete die Frau an, durch die das Wunder sich an mir vollzogen hat. (Senkt, ohne seinen Platz zu verlassen, ein Knie zu Boden.)

Klara. Was für ein Wunder denn?

Oswald. Darf ich beichten? Ich möchte so gern. (Kommt ihrer Antwort zuvor.) Die Frauen haben eine große Rolle in meinem Leben gespielt, sie haben kaum je mein Herz, meine Phantasie unbeschäftigt gelassen. Aber nie, verstehen Sie wohl, nie! hat eine Frau Einfluß auf meine Entschließungen, mein Tun und Lassen genommen. Ich bin einer Frau zuliebe nie um die Breite eines Haares von dem Weg abgewichen, den ich mir vorgezeichnet hatte — dem Weg, der zu meinen ehrgeizigen Zielen führt. Das verheißungsvollste Stelldichein mit einem schönen Weibe und die lästigste Audienz bei einem maßleidigen Vorgesetzten — so bitter die Wahl —, ich habe nie geschwankt. Ich will und wollte nur eins: zur Macht gelangen ...

Klara. Aber das Wunder?

Oswald. Das vollbrachten Sie. Um Ihretwillen bin ich, statt eine langersehnte Erholungszeit an der Riviera zuzubringen, in diesem Städtchen sitzen geblieben ... habe wichtige Zusammenkünfte mit meinen Parteigenossen versäumt ... sie vergeblich auf mich warten lassen, ihnen nicht Wort gehalten, ich! — für diese Leute die Verkörperung der Zuverlässigkeit ... Ermessen Sie die Gewalt der Anziehung, die Sie auf mich ausüben, und gegen die ich mich ja aufbäume ...

Klara (legt die Hand auf seinen Arm). Und die wir besiegen werden.

Oswald. Versäumt! versäumt! ... (Sieht sie an.) Ein Zufall, ein kleiner, unbedeutender, ein Kind von einem Zufall — die Verspätung eines Eisenbahnzuges, ein unerwartetes Zusammentreffen mit Ihnen und Robert und sein gutmütiges Entzücken, sein Drängen: du wartest nicht auf dem Bahnhof, du

wartest bei uns, du bleibst ein paar Stunden, noch besser, ein paar Tage. Und ich, der bei Ihrem Anblick wieder dachte: wodurch bezaubert diese Frau alle, die ihr nahen? ... Ich Narr! Sie sprachen, ich hörte ihre Stimme zum erstenmal. Man hat Ihnen gewiß schon oft gesagt, was in dem Klang Ihrer Stimme liegt, welche liebliche Tiefe, welche melodische Heiterkeit. Sie umschmeichelt, sie beherrscht ...

Klara. Ich will weder schmeicheln, noch beherrschen.

Oswald. Sie tun es! Je unbewußter, je siegreicher. Leugnen Sie, wenn Sie dürfen, daß Sie wußten, was Sie mir wurden. Mehr und mehr von Tag zu Tag — alles! Leugnen Sie, daß ich ohne Einfluß auf Sie geblieben bin ... Sehen Sie mir in die Augen und leugnen Sie. (Er legt sanft und leicht den Arm um sie.) Geliebteste, die Vollendung Ihres Wesens liegt in dem meinen, die des meinen in dem Ihren.

Klara (macht sich los und rückt weiter fort von ihm).

Oswald. Sagen Sie! Haben Sie sich nie herausgewünscht aus der Tretmühle Ihres Kreises in die Freiheit? Die Freiheit, alles zu genießen, was das reiche Leben einer reichen Natur bietet? Haben Sie sich nie danach gesehnt, ganz leise, ganz uneingestanden? Was jeder höhere Mensch anstrebt, ist Vollendung, und das höchste Glück ist die höchste Vollendung. Jeder Schmerz, jedes Leid, jede Sehnsucht ein Mangel.

Klara (schüttelt den Kopf). Rhetorik, lieber Freund, sophistische Rhetorik.

Oswald. Wie kalt Sie sich stellen können! stellen — (küßt ihre Hand). Ihre Hand zittert unter meinen Lippen ... Da, auf Ihren Wangen glühen dunkle Flecke ... süße, verräterische Rosen ... Vielgeliebte! (Will sie küssen, sie weicht aus.) Sie beseligen und quälen! Sie beseligen unbewußt und quälen wissend. Grausam — nicht bloß gegen mich ... (Bricht aus.) Ein Unrecht ist an uns begangen worden, und Sie setzen es fort. Sie sind doch eine schwache Frau! Gut denn, ich werde stark sein für uns beide. Der zwischen uns steht, muß weichen.

Klara. Das soll er nicht.

Oswald. Wir wollen sehen. Außer — Sie verraten mich.

Klara. Verraten?

Oswald. In seiner Gegenwart ... Wenn Sie mir nicht widersprechen ... Klara, ich fordere von Ihnen kein Tun, nur ein Lassen ... Werden Sie nicht mitleidig, wehleidig für einen anderen. Sie sind es ja nicht für sich selbst. Und wenn er jammern sollte ...

Klara (sieht ihn groß an).

Oswald. — um das Glück, das ich ihm rauben will, und das sich ihm rauben läßt ...

Klara. Er wird nicht jammern.

Oswald. Toben also?

Klara. Er wird auch nicht toben.

Oswald. Bleibt also nur grandiose Resignation. Eine schöne Rolle. Napoleon auf dem Felsen von St. Helena ...

Klara (wie früher). Sie hassen ihn.

Oswald. Ich hasse ihn, wie ich Sie liebe, ich hasse ihn, diesen Verweichlicher des Rechts, diesen Billigkeitsritter, der mir so klein vorkommt, so klein! Und mit dem ich um ein höchstes Gut ringen muß ...

Klara. Wie sprechen Sie von ihm, und wie hat er von Ihnen gesprochen.

Oswald. Hat er mich gelobt? ... Er war klüger als ich ... ich spreche wie ein Berauschter. Warum berauscht mich Ihre Nähe? Man ist nicht klug im Rausche, man vergißt, sich auf den Edlen zu spielen ...

Klara. Wie denkt er von Ihnen, und wie denken Sie von ihm!

Oswald. Nach Gebühr. Er ist er, und ich bin ich.

Klara. Respekt vor Ihrer Superiorität — Schonung für den Freund, der sie anerkennt, obwohl ...

Oswald. Obwohl ich die Hand nach seiner Frau ausstrecke und er es weiß? ... Frau Kläre, er weiß auch, daß wir beide mehr aneinander gewinnen, als Sie und er aneinander verlieren; er weiß, wo für Sie das reichere Glück blüht. Er weiß, er sieht, und Sie wissen nicht, Sie sehen nicht. Kläre, ich habe manche geringgeschätzt, weil sie mir zu sehr entgegenkamen — Sie würd' ich geringschätzen, wenn Sie sich mir entzögen! Es wäre ein Verbrechen an Ihnen, an mir — dieses feige, niedrige Verzichten ... Wozu sind wir mehr als Tausende und Tausende, wenn wir den Weg der Tausende gehen?

Den breiten, bis zum Ekel mit Füßen getretenen Weg des Herkömmlichen ...

Klara. Man nennt ihn auch den Weg der Pflicht.

Oswald (lacht bitter auf). Und der Moral — und wie gesagt, die Blinden, die Tauben, die Stumpfen gehen — die große Masse, die getriebene Herde geht ihn. Wir aber sind frei. Unser Wille ist unsere Moral, und wenn Sie von Pflicht sprechen, wenn Ihr Herz an dem Ausdruck hängt: Unser Glück ist unsere Pflicht.

Klara. Und das Glück der anderen? Wenn wir unser Glück nur auf Kosten des Glückes anderer erkaufen können?

Oswald. Dann — bezahlen wir. Sie sind eine schöne Frau und wissen nicht, daß leiden machen Glück ist?

Klara. Ich erinnere mich dunkel vergangener Tage, in denen eine diesem Glück verwandte Empfindung sich in mir geregt hat. (Mit feinem Spotte.) Es waren die Tage der Unreife — das Herz hat auch seine Flegeljahre. (Steht auf.) Ich bin draußen. (Sie geht an ihm vorüber, er springt auf.) Mein armer Freund, Sie reisen um einen Tag zu spät. Wären Sie gestern davongefahren, Sie hätten meine Illusionen mitgenommen. Jetzt liegen die alle hier herum — ein verwelkter, zerpflückter Blumenstrauß.

Robert (tritt rasch ein, bleibt an der Tür stehen, sieht abwechselnd seine Frau und Oswald mit zornfunkelnden Augen an). Natürlich ... während man mich spazieren schickt. (Bewegung Klaras.) Nicht du — der.

Oswald (höhnisch und bitter). Spazieren schickt? Nicht dich, sondern mich. (Zu Klara.) Sagen Sie ihm alles. Ich warte.

Robert. Du wartest noch?

Oswald. Ich will mich finden lassen, weißt du.

Robert. Ja so, jetzt versteh' ich dich. Aber ich habe ja, wie ich sehe, gar keinen Grund ... Reise in Frieden, lieber Sohn.

Oswald (zu Klara mit echtem Schmerz). Leben Sie wohl! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich habe einen furchtbaren Fehler begangen, ich habe Sie zu überzeugen gesucht, und Frauen überzeugt man nicht, man überrascht und erobert sie. (Tritt näher zu ihr, leise.) Frau Kläre, es war ein Augenblick, wenn ich den benutzt hätte ... Leben Sie wohl! (Er geht.)

Eine Pause.

Robert (mit verbissenem Ingrimm). Da hast du's. Ich bin doch kein entsagender Mann — da hast du's nun.

Klara (am Fenster). Höre, Robert, der dort über die Straße geht, dunkel wie eine Gewitterwolke, der hat mir sehr gefallen. (Tritt auf ihn zu, wirft sich in seine Arme.) Dich aber lieb' ich.

Robert. Das war wieder wie einst.

Klara. Wie es einst gewesen ist und wieder sein wird und immer.

Robert. Was hat er dir zugeflüstert? Etwas von einem Augenblick.

Klara. Robert — er hat mich geküßt ... das verzeihst du nie! (Schlingt die Arme um seinen Hals, drückt das Gesicht an seine Brust.) Du wirst die Schmach ...

Robert (faßt ihren Kopf mit beiden Händen, hebt ihn empor). Wegbrennen. (Er küßt sie.)





Arnold Böcklin: Selbstbildnis. (1872.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

 Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Arnold Böcklins
Verhältnis zu Poesie und Musik

Von

Adolf Frey

Die Poesie, die mit hundert Zungen aus Böcklins Schöpfungen redet, trieb ihn dazu, sich von Zeit zu Zeit der gebundenen Rede zu bedienen. Das wenige, was sich von seinen Versen erhalten zu haben scheint — vermutlich tritt da oder dort noch etwas Weiteres zu Tage —, verrät Kenntnis der besonderen Kunstbedürfnisse, klare Durchbildung des Themas und korrekte Ausführung des einzelnen, dagegen keine Eigenheit.

Wichtiger als seine dichterischen Versuche war seine starke und früh erwachte Liebe zur poetischen Lektüre. Hier einen Einfluß der Schule anzunehmen, fällt schwer. Gerade das, wonach seine junge Seele verlangte, bot das Baseler Gymnasium nicht, das ihn ja frühzeitig als einen halb Gescheiterten entließ, bot auch Wilhelm Wackernagel nicht. Es war der angeborene Kunstsinn, der ihn früh den bedeutenden und echten Dichtern entgegenführte. Er las begierig, aber schon als Jüngling nicht zum Zeitvertreib, sondern um sich zu bilden und zu vertiefen. Der Zwanzigjährige bereits hielt es wie der Vierzigjährige, der es, nach Schicks Mitteilung, an seinen Kunstgenossen tadelte, daß sie Abend für Abend in die Kneipe liefen, anstatt sich hinter ein Buch zu setzen.

Der Freund und Verehrer der Dichter hat sich gehütet, Literatur zu malen. Doch ohne die Literatur hätte er sicher manches anders und manches nicht gemalt.

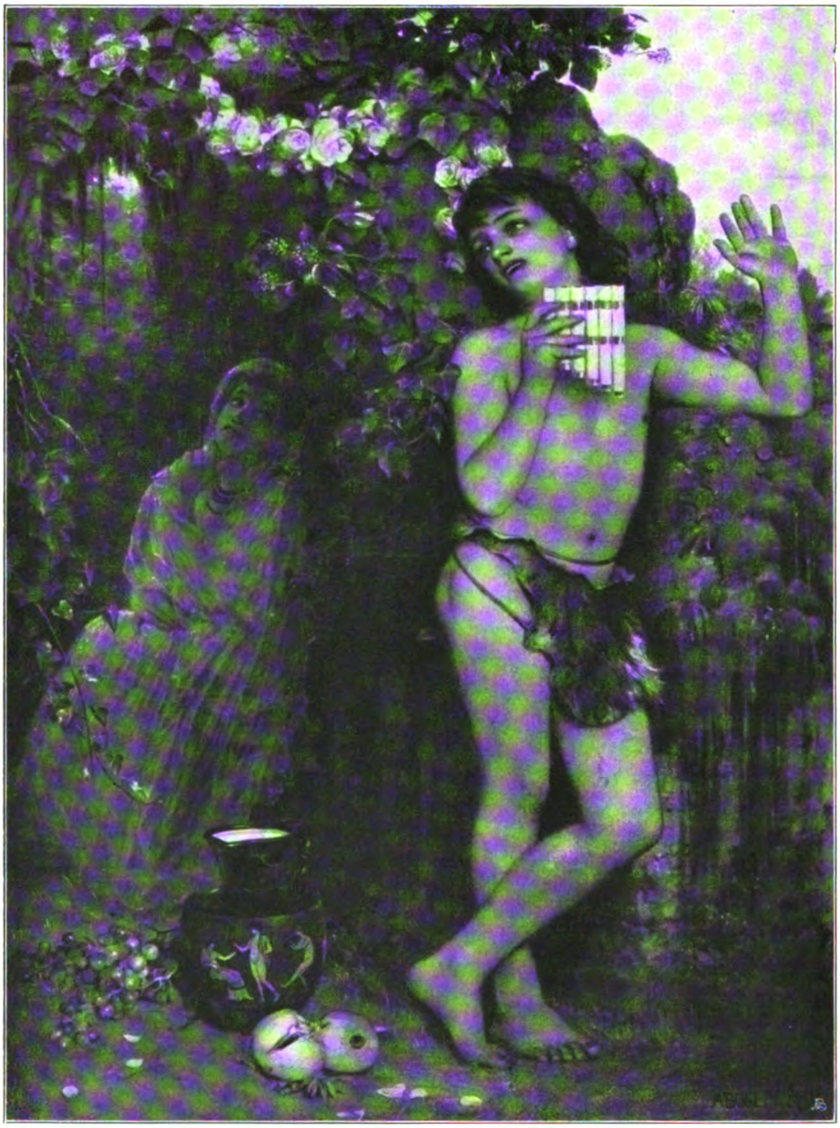
Seine größte Liebe gewannen unter allen die Dichter der Hellenen. Homers Epen waren seine Bibel. Immer wieder vertiefte er sich in die Ilias und in die Odyssee, immer wieder beglückte ihn ihre Herrlichkeit, immer wieder entdeckte er neue Schönheiten darin. Oft kam er auf die unvergänglichen Schöpfungen zu sprechen, oft wies er auf Pracht und Tiefe dieser oder jener Scene hin. Er liebte Herodot, dessen von der Sage überschimmerte Erzählungen er zu rühmen und nicht selten im einzelnen wiederzugeben wußte. Ehrfürchtig blickte er zu Äschylos auf. Einem seiner Züricher Bekannten standen beinahe die Haare zu Berge, als er ihm eines Abends mit so ungewöhnlicher Kraft und Anschaulichkeit den Inhalt der „Eumeniden" erzählte, daß der Hörer die Schlangen der Rachegöttinnen leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. An Aristophanes erbaute er sich eine Zeitlang so gierig und so häufig, daß er einem Freunde einen Band seiner Werke nur mit der dringenden Bitte um baldige Rückgabe anvertraute, da er nicht lange ohne die lustigen Sachen zu sein vermöge.

Es war ein Band der Droysenschen Übersetzung. Zu seinem lebenslänglichen Leidwesen nämlich mußte sich Böcklin damit begnügen, seine Lieblinge in Übertragungen zu lesen, weil er auf der Schule kein Griechisch gelernt hatte. Als einer seiner Söhne das auf dem Züricher Gymnasium fakultative Fach des Griechischen abzuschütteln Lust zeigte, sprach Böcklin eines Tages beim Rektor vor und bat ihn, alles aufzubieten, damit dieser Schritt doch ja unterbleibe und die Wohltat der herrlichen Sprache, die dem Vater zu lernen nicht vergönnt gewesen sei, dem Sohne erhalten bleibe.

Dagegen hatte er sich auf der Schule, wo er es bis zu Cäsar brachte, das Lateinische angeeignet. Fast ein Jahrzehnt später, nach-

dem er die Schulbänke verlassen hatte, rang er in Rom seinem mageren Beutelchen eine lateinische Grammatik ab, um das erblichene Wissen wieder aufzufrischen und sich in den

Wie reich und wie glücklich die bildende und die redende Kunst der Alten Böcklins Kunst befruchteten, das auch nur versuchsweise anzudeuten, kann meine Aufgabe nicht



Arnold Böcklin: Klage des Hirten. (1866.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Stand zu setzen, die alten Inschriften zu lesen. Unter den römischen Autoren hat ihn übrigens nur einer gefesselt und gefördert, nämlich Apulejus. Den „Goldenen Esel“ empfahl er den Bekannten häufig zur Lektüre und erhob „Amor und Psyche“ mit dem ausgesuchtesten Lob.

sein. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß die „Klage des Hirten“ in Theokrits dritter Idylle wurzelt, und mit der beiläufigen Vermutung, daß das Bäumchen, womit der Tod in „Vita somnium breve“ den Greis schlägt, die Tanne des griechischen Todesgottes Ker ist.

Die Gestalten nämlich der griechischen Götter, Halbgötter und Genien waren Böcklin durchaus vertraut. Bezeichnend äußerte eine fast gleichalterige Baselerin, deren Mann ihm sehr befreundet war: „Er lebte immer unter seinen Göttern und Göttinnen!" Für die Genauigkeit, womit er die Antike gelegentlich im einzelnen betrachtete und studierte, obgleich er, wo es ihm paßte, sich die vollste Freiheit wahrte, legt folgende Mitteilung eines seiner Züricher Bekannten vollgültiges Zeugnis ab; sie betrifft freilich nichts Mythologisches. „Das Gemälde ‚Der Gang zum Bacchustempel' war fast vollendet, als ihm plötzlich Bedenken aufstiegen, ob das mit lateinischen Segeln (im Hintergrunde) aufgetakelte Boot auch historisch zulässig sei. Die Frage beschäftigte ihn so lebhaft, daß er sich bereits entschlossen hatte, sie einem Archäologen vorzulegen, als er eines Tages ganz freudestrahlend erklärte, von seinen Skrupeln erlöst zu sein. Er habe sich näm-



Arnold Böcklin: Venus Anadyomene. (1873.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)



Arnold Böcklin: Dichtung und Malerei. (1882.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

lich erinnert, in den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem palatinischen Hügel in Rom, und zwar in der Wachtstube der Prätorianer, Wandkritzeleien gesehen zu haben, die augenscheinlich von den sich auf solche Weise die Zeit vertreibenden Söldnern herrührten, und deren eine auch ein Boot in sehr primitiver Form zwar, aber mit ausgesprochenem lateinischem Segel darstellte."*

Es überraschte seine Freunde und Bekannten oft, wie tief die altgriechischen Dichter in sein Wesen eingedrungen und wie sehr sie ihm gegenwärtig waren. Besprach man dieses oder jenes Geschehnis vom Tage, so berief er sich wohl auf irgend eine Erzählung, irgend einen Zug eines Epikers oder Tragikers der Griechen als Parallele zu dem Erzählten, indem er etwa darauf hinwies, daß diese Alten die vollendetsten Menschenkenner gewesen seien und alle die psychologischen Vorgänge, die sich unter uns ereignen, vor zwei und einem halben Jahrtausend schon erschöpfend dargestellt hätten.

Aus den späteren Dichtern erkor er sich vorwiegend Epiker zu Lieblingen, den lustigen Boccaccio und den strahlenden Ariost, aus dem er mehr als ein Motiv erbeutete. Sodann vor allem Goethe, der ihm wohl nach Homer am meisten galt. Aus seinen

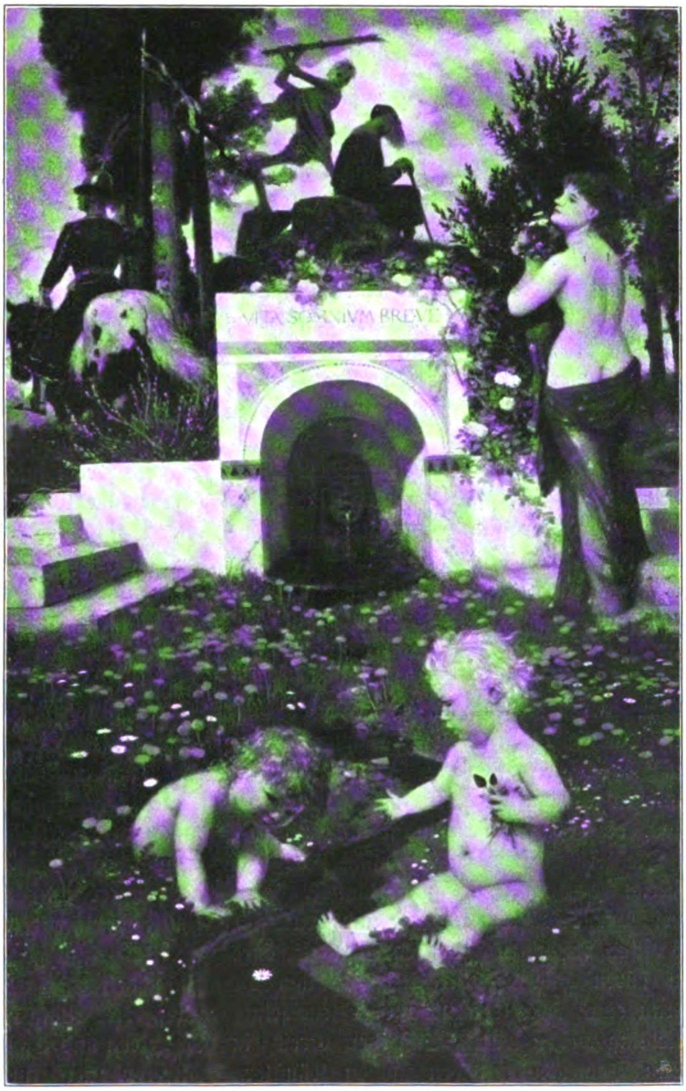
* L. P. „Arnold Böcklin (Erinnerungen)". Neue Freie Presse, Februar 1901.

Werken, auch aus den prosaischen, führte er gern Stellen an. Freilich ein blinder Bewunderer war er keineswegs: seinem männlichen Geiste widerstrebte z. B. der Werther durchaus, und er tadelte es an dem Dichter, daß er so häufig unentschlossene, halbe Menschen darstelle.* Auch empfand er kein Bedürfnis nach der Kenntnis sämtlicher Werke Goethes: als Guido Hauck in einer Broschüre die Vermutung ausgesprochen hatte, Böcklin möchte die Idee zu den „Gefilden der Seligen" aus jener Stelle, die übrigens eine epische, keine dramatische ist, im zweiten Teil von Goethes Faust geschöpft haben, wo der weise Kentaur Chiron erzählt, wie er die Helena auf seinem Rücken über den Peneios getragen habe, da erklärte Böcklin, er habe den zweiten Faust noch gar nicht gelesen, wolle es jedoch nunmehr tun. Eine besondere Wertschätzung trug er Goethes Farbenlehre entgegen, die nicht viele Maler gleich eingehend studiert haben mögen.

Schiller lag ihm ferner, wie die Pathetiker überhaupt. Doch war er ihm aus jungen Jahren geläufig, und eine Stelle aus dem Gedichte „Der Knabe am Bach" hat er in eines seiner letzten Bilder verwoben.

Ein Mann nach seinem Herzen war dagegen Peter Hebel. Mehr noch als die Gedichte und die ländlichen Bilder in gebundener Rede genoß er das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes". Eine ganze Perlenschnur dieser lustigen Geschichten schimmerte ihn mit dem heitersten Reiz an. Als ihn an einem Weihnachtstage das Ehepaar Waldner besuchte und er die illustren Baseler Leckerli samt dem Baseler Spezialliför „Burgermeisterli" und von seinen feinsten Cigarren angeboten und eine angezündet hatte, da nahm er seinen geliebten Hebel zur Hand und las den sehr willkommenen Gästen mit inbrünstigem Behagen die „Nasse Schlittenfahrt" und anderes vor.

„Von Zeit zu Zeit," sagte er, „lese ich gern wieder in Jean Paul. Die Mischung



Arnold Böcklin: Vita somnium breve. (1888.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

* A. v. Salis: „Erinnerungen an Arnold Böcklin." Baseler Jahrbuch, 1902.

von Geist und Phantastik ist so anziehend." Gottfried Keller stellte er überaus hoch und brauchte zuweilen ein lustiges Bild oder Gleichnis aus den „Seldwylern". „Er ist ein herrlicher Dichter," sagte er, „man kann ihn zu jeder Zeit lesen und findet immer etwas Schönes." Seine erklärten Lieblinge waren „Der Landvogt von Greifensee", „Das verlorene Lachen" und namentlich „Das Fähnlein der sieben Aufrechten".

Wie die Liebe, so führte ihn natürlich auch die Abneigung besondere Wege in der Literatur. So konnte er z. B. Byron durchaus nicht leiden.

Er las dies und das, was ihm Laune oder Zufall in die Hände spielte, so einzelnes von Paul Heyse, dessen menschliche Vorzüge er schätzte. Er rühmte Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" und empfahl Carlyles „Heroship". Wie die Maler der modernen Franzosen, so lehnte er auch ihre Schriftsteller ab und zugleich die auf ihren Fährten wandelnden Neudeutschen. Wollte man ihn zur Lektüre irgend einer Sensation bewegen, so schüttelte er wohl den Kopf und sagte: „Ich kann ohne das sein!" Er betete immer wieder zu den alten Göttern, überzeugt, vor unvergänglichen Altären zu stehen.

An Regensonntagen oder an Abenden, wo er nicht ausging, pflegte er etwa seiner Frau vorzulesen oder sich still hinter ein Buch zurückzuziehen. Einmal — er war über Lessing geraten — begann es ihn über der nächtlichen Lektüre zu frösteln. Als er auf die Uhr sah, war es Morgens drei.

Immer wieder setzte die Fülle seiner Interessen, seines Wissens und seiner Belesenheit in Erstaunen. Dabei war es merkwürdig, daß er keine eigentliche Bibliothek besaß, sondern nur wenige Bücher, die eiserne Ration, die er im Lebenskampfe mit sich trug.

Die Musik liebte er leidenschaftlich. In Zürich besuchte er häufig die von F. Hegar meisterlich geleiteten Konzerte und freute sich, so oft es bei seinen Freunden etwas Schönes zu hören gab. Zuweilen spielte ihm die Frau eines Freundes diese oder jene seiner Lieblingsweisen vor. Saß der Greis in San Domenico mit den jungen Künstlern zusammen, so ermangelte er selten, nach Musik zu verlangen. Da geschah es wohl, daß nicht nur Einzelvorträge erklangen, sondern gelegentlich auch ein Quartett, indem der eine der Söhne die Gitarre, der andere die Mandoline, einer der Tischgenossen Klavier spielte und ein vierter die Flöte blies. Einem der Teilnehmer an jenen frohen Abenden blieb es unvergeßlich, wie des Meisters Augen verklärt auf dem singenden Sohne Carlo hafteten.

Ein Harmonium, das seinen Standort bald im Atelier und bald in der Wohnung hatte, und das vor Alter schon ein bißchen kreischte, hat er beinahe ein halbes Jahrhundert lang gespielt. Einfachere, getragene, meist für Harmonium gesetzte Sachen, wovon er eine Sammlung besaß, brachte er richtig und mit Ausdruck heraus, obgleich er das Technische niemals erlernt hatte.

Auch zu komponieren versuchte er, unter anderem Goethes „Wer nie sein Brot mit Tränen aß". Ob diese in seinen Augen wohl anspruchslosen Tongebilde mehr bedeuten als seine Gedichte, das wage ich zu bezweifeln, muß mich aber in Hinsicht darauf, daß bis jetzt nur eine einzige Probe bekannt geworden zu sein scheint, eines Urteils durchaus enthalten.

Böcklin verfügte nicht nur über musikalische Empfindung, sondern auch über musikalisches Urteil und dachte und sprach, trotzdem er die Musik nicht fachmäßig betrieb, über musikalische Dinge nicht als Dilettant, sondern wie ein Künstler, der reiflich und selbständig reflektiert, so daß ihm ein Kenner mit Vergnügen zuhören und sich zum Weiterspinnen angeregt fühlen mochte, auch wo er mit ihm nicht einig war.

Freilich seine Fähigkeit, Musik aufzunehmen, hatte ihre sehr bestimmten Grenzen und demgemäß natürlich auch sein Urteil. Ohne Melodie gab es für ihn keine Musik; von der charakterisierenden Richtung wollte er nichts wissen. Wie er die modernen Realisten unter den Dichtern und Malern ablehnte, so verwarf er die Programmusik.

Mit Wonne genoß er dagegen die herbe Einfachheit eines Astorga und Pergolese und bewunderte Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert. Glucks „Orpheus" hatte er zuerst in München gehört. Es blieb ihm unverlöschlich im Gedächtnis, wie die seligen Geister mit Gesang aus den

Nebeln hervorwandeln. Dieser Gesang war seine erkorene Melodie und rührte ihn regelmäßig zu Tränen. Nicht anders erging es ihm mit einzelnen Arien des „Fidelio“, z. B. „Meine Pflicht hab' ich getan“. Im ganzen lag wohl seinem Verständnis und Gefühl Mozart, den er von Jugend auf gewohnt war, am nächsten. Von dem begabten Journalisten Albert Fleiner, der über eine sympathische und geschulte Stimme verfügte, ließ er sich gern Schuberts Lieder vorsingen.

Mit Schubert hörte für ihn die Musik eigentlich auf. Schon die letzten Schöpfungen Beethovens waren ihm etwas zu kompliziert. Von Weber ließ er noch dies und das, von Mendelssohn nur ganz weniges gelten. Seine Fähigkeit des Aufnehmens und seine Liebe beschränkten sich also auf das, was er in der Jugend gehört hatte und was sich von dem Grunde dieser Jugendeindrücke aus verstehen ließ. Chopin war ihm gründlich zuwider, Meyerbeers Opern verurteilte er schlechtweg als „Judenmusik“. Er wußte, daß sein Verehrer Johannes Brahms ein bedeutender Tondichter war, kannte aber wenig von ihm und begehrte auch weiter nichts zu kennen. Es war ihm eben auf den Knien der alten Götter wohl genug.

Eigentümlich war seine Stellung zu Liszt. Er sprach nie über seine Musik, die ihm wohl kaum etwas sein konnte, doch schmerzte es ihn sichtlich, wenn man abfällig darüber redete. Denn die menschlichen Eigenschaften des Maestro, dem er in Rom näher getreten war, hatten es ihm angetan.

Wagner mißfiel ihm gründlich. Zunächst der Mensch, den er nach persönlicher, wenn auch spärlicher Berührung nicht in angenehmer Erinnerung trug. Züricher Freunde berichten, wie er eines Abends, das sprechende Profil mit einem angebrannten Streichholz auf den Wirtstisch zeichnend, sich scharf und herb über die irdischen Unzulänglichkeiten des Meisters ausließ.

Seine naive Natur stieß sich an Wagners Pathos. Den Ausschlag aber seines Urteils gab der Zusammenprall zweier feindlicher Kunstprinzipien. Böcklin, der immer mehr nach Vereinfachung und Wegschneidung alles Überflüssigen trachtete, hielt Wagners Kunstapparat für einen viel zu komplizierten. Er behauptete, es sei unmöglich, das Orchester, die Singenden und bedeutungsvolle Worte zugleich zu hören und zu fassen. Und endlich konnte er sich in keiner Weise mit dem Kontinuierlichen bei Wagner befreunden. „Es ist,“ äußerte er, „wie ein langes Bild, man kann es zu wenig übersehen.“ Ein andermal meinte er: „Wagner ist ein gewalttätiger Mensch. Wenn er einmal ein Motiv erwischt hat, so läßt er es nicht mehr los.“

Alle Versuche, ihm eine bessere Meinung von dem großen Zeitgenossen beizubringen, schlugen völlig fehl. Als ihm ein Bekannter den Schluß des „Parsifal“, von dem er besonders eine Bekehrung Böcklins erhofft hatte, auf dem Klavier vorspielte, da schüttelte der Maler den Kopf und sagte: „Er ist doch nicht groß. Er hat keine Varianten.“

Genfersee

Der Tag ist um; schon wird die Ferne trüber,
Der glatte See erglänzt in schwerem Rot,
Geschmückte Barken gleiten mir vorüber,
Gesang wird laut ... Wann rasten wir, mein Boot?

Das Lied vertönt. Mit langen Schatten bricht
Die frühe Nacht vom Hochgebirg' herein.
Das letzte Schiff fährt mit Laternenlicht
Der Ferne zu ... Mein Boot, wir sind allein.

Die Nacht wird kühl. Mich treibt es ohne Ruh'
Dem rätselhaften Glanz der Firne zu.
Mit tastend leisem Finger pocht der Tod
An meinen Kiel ... Was zitterst du, mein Boot?

Hermann Hesse



Aus
Zeughaus und Ruhmeshalle

Von

Fr. Freiherr von Dincklage



Hast du dir die Fahnen und Kriegstrophäen schon angesehen, die kürzlich von Bayern hierher überwiesen worden?“ Die Frage galt einem alten, ehemaligen Kameraden aus der Provinz, mit dem ich eben die Schloßbrücke überschritt. — „Wo denn?“ lautete die Gegenfrage. — „Nun, natürlich im Zeughause!“ — „Ich war überhaupt seit zwanzig Jahren nicht im Zeughause, obgleich ich alljährlich mehrmals nach Berlin komme. Man hat ja niemals Zeit; kaum, daß man beiläufig die Museen —“ Ich unterbrach ihn: „Ist denn das Zeughaus nicht das national bedeutungsvollste unter allen Museen? Gibt es uns nicht in seinen Trophäen und Bildwerken einen sichtbaren und greifbaren Überblick über unsere vaterländische Geschichte? Wie viele der dort bewahrten Fahnen und Geschütze wurden mit preußischem Blute und deutschem Mute gewonnen, und was wäre Deutschland heute ohne die Geschichte, deren Erinnerung in jenem Hause ihre beredten Zeugen findet?“

Wir waren unwillkürlich vor dem mächtigen Bau stehen geblieben, dessen Skulpturenschmuck schon den eigentlichen Zweck kennzeichnet. „Laß uns hineingehen,“ bat mein Freund. Es ging ihm, wie so zahlreichen Besuchern unserer Residenz, ja wie zahllosen Bewohnern Berlins selbst, besonders auch aus den gebildeteren Ständen: sie gehen an der Ruhmeshalle unserer Nation vorüber wie an einem militärischen Bau,

etwa dem Kriegsministerium, ohne über die hohe Bedeutung dieser Schöpfung sich recht klar zu werden, ohne zu bedenken, daß hier jedes deutsche Herz in Dankbarkeit für die Helden gehoben wird, deren Taten in herrlichen künstlerischen Darstellungen dem Volke vor Augen treten.

Wenn ich aber der kurzen Zwiesprache mit meinem Freunde hier Erwähnung getan habe, nun, so geschah es, um alle die — von auswärts oder aus Berlin —, denen es bisher so ging wie jenem Freunde, die keine Muße fanden für unser nationalstes Museum, um alle diese zu bitten, uns auf unserem Wege durch das Zeughaus zu folgen. Freilich, nur ein kleiner Teil all der historischen Eindrücke, die dort auf Schritt und Tritt auf uns wirken — mögen sie nun aus lebenswahren Schlachtenbildern und Wandgemälden oder aus ehernem Munde schlachtverwundeter Geschütze stumm und doch so beredt zu uns sprechen —, kann hier festgehalten werden, aber vielleicht führt der Weg über das bedruckte Papier, durch die künstlerische Wiedergabe direkt in die steinerne Ruhmeshalle selbst, schon beim nächsten Besuche oder beim nächsten Ausgange in Berlin.

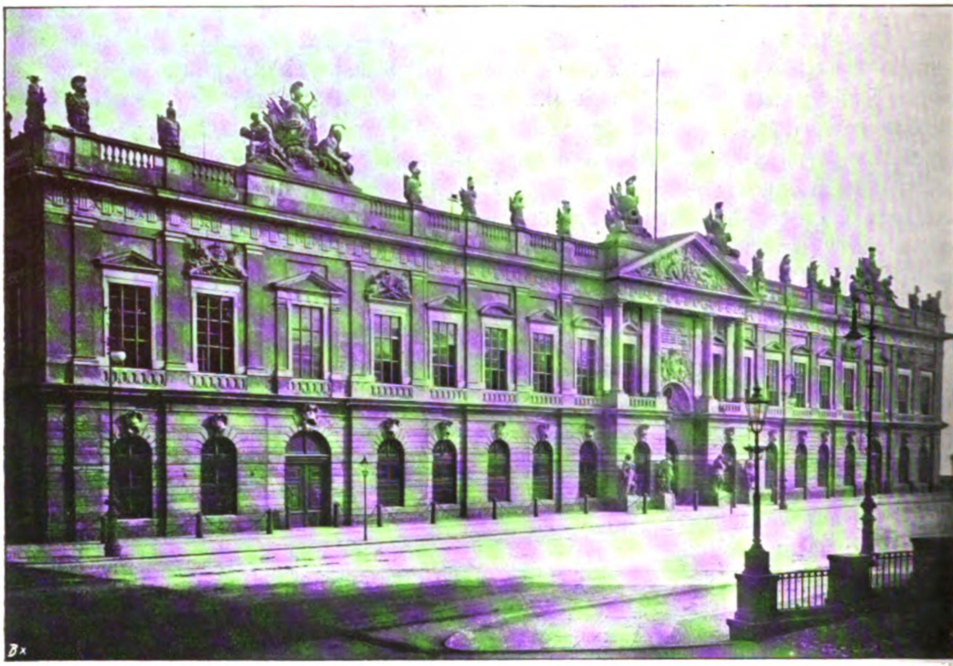
Noch stehen wir vor dem ausgedehnten zweistöckigen Sandsteinbau, zu dem schon Kurfürst Friedrich III. im Mai 1695 den Grundstein gelegt hat und der ursprünglich dem Zweck entsprechen sollte, der sich noch heute in dem Namen Zeughaus kenntlich macht.

Es mag lohnen, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung, den Werdegang und einen Blick auf die äußere Architektur des Baues zu werfen, ehe wir eintreten. Wenn auch die Baumeister während der ersten Bauperioden wechselten — Arnold Nering, Martin Grünberg sind zu nennen —, so gebührt doch Andreas Schlüter der Ruhm für dieses architektonische Monument. Der geniale Hamburger, welcher unserer Residenz in architektonischer wie bildnerischer Hinsicht den bedeutungsvollsten Aufschwung verlieh, der Schöpfer des Kurfürstendenkmals und der Meister, der dem Schlosse an der Spree seine jetzige Gestalt gab, wußte auch dem Zeughause jenen einheitlichen, künstlerischen Charakter aufzuprägen, der in so vollendeter Weise die Richtung des großen Architekten und Bildhauers wie seiner Zeit zum Ausdruck bringt. Wohl führte Schlüter die eigentliche Bauleitung nur von 1698 bis 1699, aber die plastische Ausschmückung blieb dauernd in seinen Händen, auch als der Holländer Oberst Jan de Bodt ihn als Architekt ersetzte.

Erst im Jahre 1706, unter Friedrich I., wurde der Bau so weit vollendet, daß er — im Inneren freilich noch unfertig — seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Die Außenseite aber, die wir jetzt vor uns sehen (unser Bild S. 60 stellt die Hauptfassade dar, der architektonisch die übrigen drei Seiten des quadratisch angelegten Hauses entsprechen), blieb bis zum heutigen Tage unverändert, und schon eine kurze Betrachtung lehrt uns verstehen, daß sie das Aufsehen aller derer, die für die Schlüterschen Schöpfungen überhaupt ein Verständnis hatten, seit nunmehr zweihundert Jahren in hohem Maße erregte. Noch wirksamer kamen wohl Stil und Verhältnisse zur Wirkung, ehe die Anlage der jetzigen Schloßbrücke eine bedeutende Erhöhung der Straße erforderte, eine Änderung, durch die ein Teil des Untergeschosses gleichsam begraben wurde. Aber nicht, was war, sondern was ist, wollen wir betrachten.

Um den mächtigen, so ruhevoll würdigen Bau auch in seinen Größenverhältnissen einigermaßen beurteilen zu können, mögen hier ein paar Zahlen Platz finden. Jede der Außenseiten des Baues hat eine Länge von 90 Metern, während der gleichfalls quadratische Hof, der jetzige überdachte Lichthof, Seitenlängen von 38 Metern aufweist. Die Höhe des Erdgeschosses beträgt 6,50 Meter, das obere Stockwerk hat eine Höhe von 8,45 Metern. 23 Meter beträgt die Höhe des ganzen Baues — vor der erwähnten Aufschüttung entsprechend mehr.

Nach dieser kurzen Abschweifung treten wir zurück vor die südliche Hauptfassade. Neben der vornehm-ernsten Architektur, die bei der noch heute freien Lage des Baues ihre volle Wirkung ausübt, kommt schon im Äußeren der Genius Schlüters in hervorragender Weise zur Geltung. Die Schlußsteine der Bogen über den Fenstern und Türen des aus Rustikaquadern erbauten Untergeschosses sind mit prachtvoll in Sand-



Andreas Schlüter: Hauptfassade des Zeughauses unter den Linden.

stein ausgeführten Helmen geziert. Das durch Pfeiler geteilte Hauptstockwerk ist von einem breiten Gesims überragt, auf welchem sich eine Attika erhebt. Und gerade diese, ursprünglich nicht im Bauplan vorgesehene Krönung gibt dem Ganzen eine besondere Bedeutung. In den der Attika aufgesetzten Trophäen, Gruppen und Figuren dürfen wir den Einfluß und die Künstlerhand Schlüters erkennen. Gerade diese Krönung gibt dem Bau ein Profil, das schon von fern dessen ernste Bestimmung andeutet.

Die Haupteinfahrten sind von säulengetragenen Giebeln überdacht, deren Felder in Reliefs Wappen und allegorische Scenen darstellen. Über dem südlichen Hauptportal erblicken wir Minerva, junge Krieger in den Wissenschaften unterrichtend, während Mars und Bellona auf die kriegerische Bestimmung des Baues hindeuten, der zur Zeit seiner Vollendung mit der Befestigung Berlins noch in engster Verbindung stand, auch selbst befestigt war.

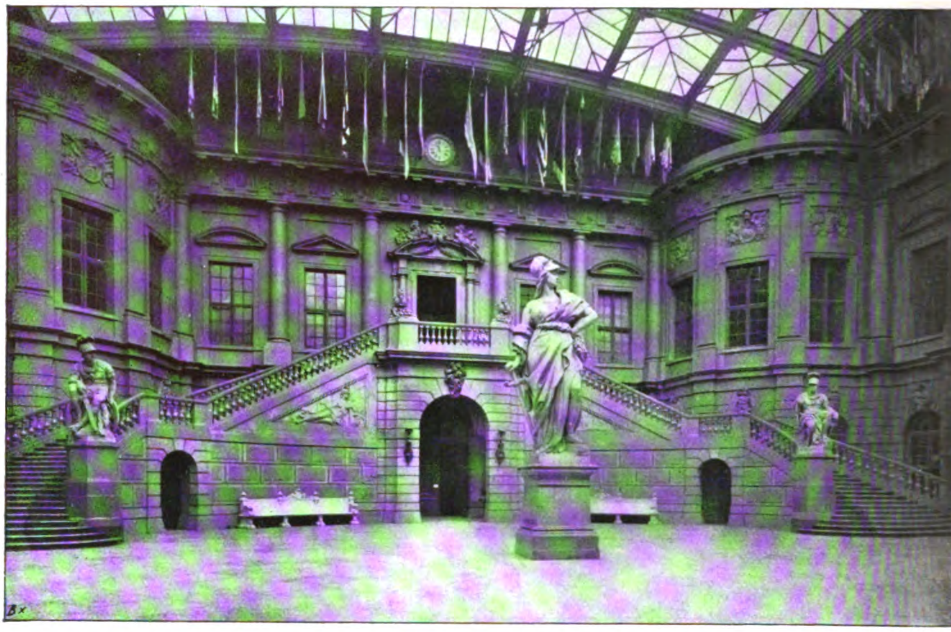
Treten wir jetzt diesem Südportal (Abbild. S. 61), das beiläufig durch vier mächtige Sandsteinfiguren wirkungsvoll bewacht wird, etwas näher, so erkennen wir in Bronzeguß das Bildnis des Erbauers, Königs Friedrich I., über dem Torbogen eingemauert. Die darüber angebrachte Tafel verkündet in vergoldeter Schrift und lateinischer Sprache, daß der erste König von Preußen, der gerechte, unbesiegte, „der Gerechtigkeit der Waffen, zum Schrecken der Feinde, seinen Völkern und Verbündeten zum Schutze, dieses Waffenhaus (armamenterium) 1706 erbaute, für alle Art der Kriegswaffen, wie für Kriegsbeute und Siegeszeichen bestimmt." Schon hier hat also der Erbauer auf den Zweck hingewiesen, dem seine erhabene Schöpfung jetzt ausschließlich dient.

Und um diesen Zweck in eigener Anschauung näher kennen zu lernen, durchschreiten wir das Portal. Nach rechts und links schweift der Blick durch die mächtigen, gewölbten, dreischiffigen Hallen, die durch kunstvoll ausgeführte, schmiedeeiserne Gitter von der Eingangshalle getrennt sind. Erst jetzt bekommt man einen Begriff von der Größe der Räume. Doch rasch eilen wir weiter, denn vor uns liegt der Lichthof, durch beide Stockwerke emporragend (Abbild. S. 62). Hier ist es, wo Kaiser Wilhelm II. alljährlich an seinem Geburtstage,



Das südliche Hauptportal des Zeughauses.
(Nach Dohme: Barock- und Rokoko-Architektur. Berlin, Ernst Wasmuth.)

am Neujahrstage und auch bei anderen Gelegenheiten seine Offiziere, soweit sie in Berlin anwesend sind, um sich vereint, wo der Kriegsherr so manches bedeutungsvolle Wort aussprach, das freilich der Öffentlichkeit fremd blieb.



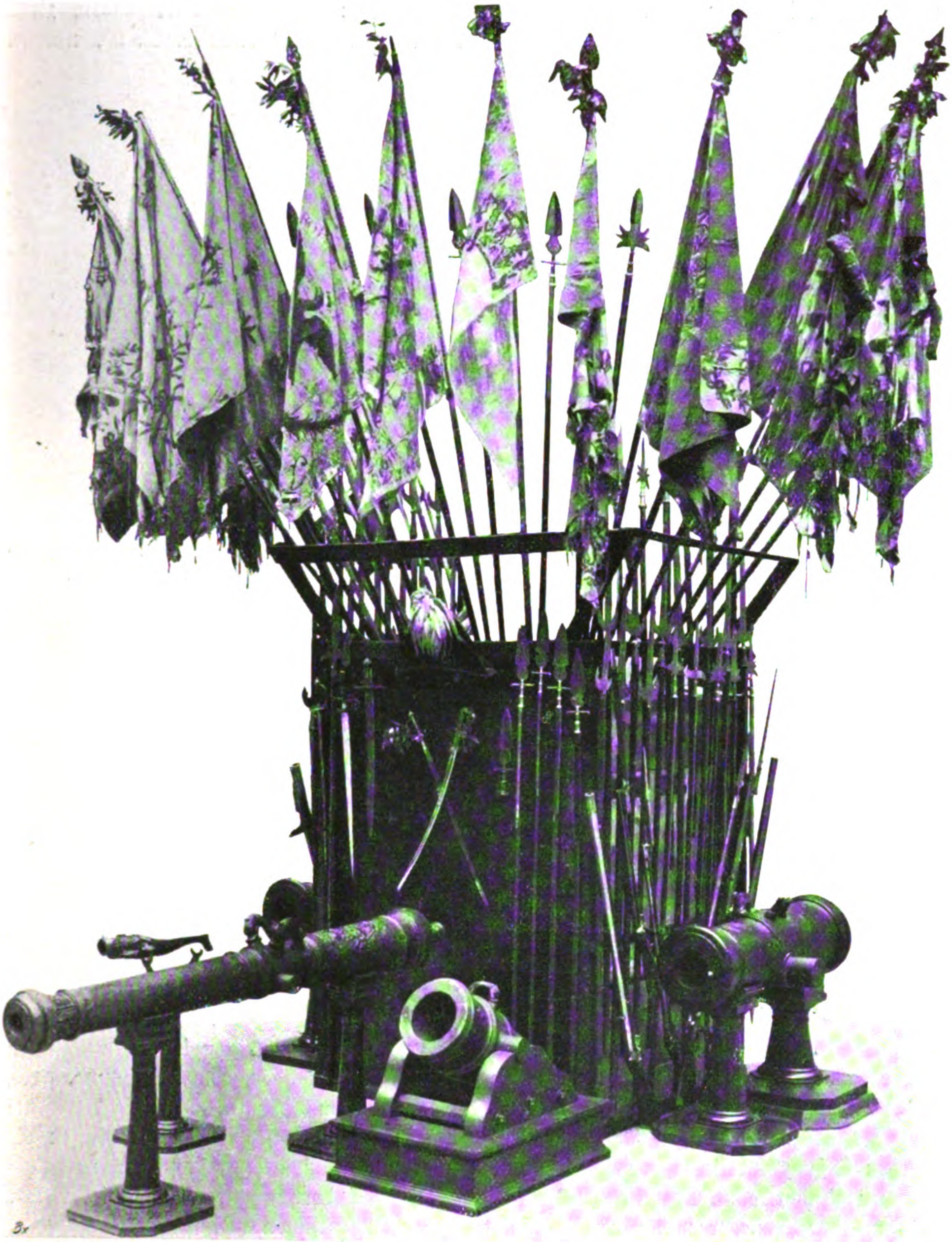
Der Lichthof mit der Borussia. (Über dem Hauptgesims chinesische Fahnen.)

Um die Borussia inmitten des Raumes, vor welcher der Kaiser seinen Platz zu nehmen pflegt, haben zurzeit die Fahnen und Kriegstrophäen Aufstellung gefunden, die die erste Veranlassung zum heutigen Besuche des Zeughauses boten. Neunundzwanzig Fahnen und eine Reihe anderer Kriegstrophäen sind es, die im Austausch mit dem Königlich Bayerischen Trophäenmuseum dem Zeughause zugeführt wurden, als neuester Zuwachs (Abbild. S. 63). Alle diese Gegenstände tragen Hoheitszeichen, Wappen, Herzschild oder Namenszug der Hohenzollern. Die Fahnen stammen aus dem Zeughause zu Breslau, nach dessen Plünderung sie der französische Oberst Moris im Auftrage König Jeromes von Westfalen dem bayerischen Oberkommandierenden übergab. Das war am 23. April 1807. Die Fahnen blieben anfangs den vor Breslau verwandten bayerischen Regimentern anvertraut, wurden dann aber, nach zwanzig Jahren, mit Ausnahme der vom 1. Regimente, das heute noch die erhaltenen Stücke besitzt, im Zeughause zu München untergebracht, von dem sie dem Armeemuseum übergeben wurden. Nur eine der Fahnen trägt das brandenburg-bayreuthische Wappen; sie wurde von der Plassenburg nach München gebracht. Alle anderen sind aus der Fridericianischen Zeit. Sie waren an das Zeughaus Breslau abgegeben, nachdem die Anzahl der Fahnen bei der Truppe vermindert war.

Die neuerworbenen Geschütze und Waffen stammen größtenteils von der Plassenburg über Kulmbach und wurden ohne blutigen Kampf in bayerischen Besitz genommen, als die Markgrafschaft Bayreuth durch Kauf an die Krone Bayerns überging, sind also im Grunde keine bayerischen Kriegstrophäen. Für Preußen aber haben sie einen Erinnerungswert und wurden daher in Berlin mit Freuden begrüßt. Unter den Geschützen befindet sich ein größeres von besonderem Interesse für uns. Es wurde zum Andenken an die Stiftung des Ordens de la sincérité, späteren Roten Adlerordens, gegossen und war ein Geschenk der ersten Ritter des 1705 gestifteten Ordens an den Markgrafen. Es stand bis 1769 vor dem Schlosse in Bayreuth, wurde dann nach der Plassenburg und später nach Augsburg übergeführt. Es trägt das Kreuz des Roten Adlerordens unter dem markgräflichen Wappen und ist ein Vierpfünder. Das Spruchband trägt den Namen „Sapho".

Bald aber wendet sich unser Blick von den ohne Kampf verlorenen und vom Bun-

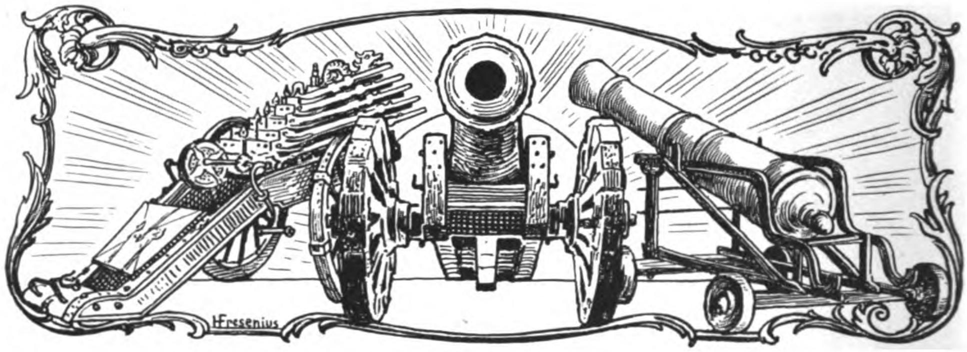
desnachbar gern zurückgegebenen altbrandenburg-bayreuthischen Feldzeichen auf die ernst dreinschauenden ehernen Stücke, die an Ost-, Süd- und Westseite der Halle ihre Aufstellung gefunden haben. Alle sind französischen Ursprunges — alle erobert —, entweder in den Befreiungskriegen oder im Kriege 1870/71. Gar viele zeigen die mächtigen Wunden, welche ihnen von deutschen Granaten geschlagen wurden, und unwillkürlich versetzen wir uns in den Kampf, in dem diese Bronze so laut mitsprach, unwillkürlich rufen wir uns den unheimlich rollenden Ton ins Gedächtnis zurück, der



Hohenzollerische Fahnen und Kriegstrophäen im Zeughause.

von den Mitrailleusen ausging, dort am Flügel der Geschütze.

Aber das ist lange her. Neue Siege sind inzwischen von deutschen Truppen errungen worden, fern in Asien; dafür dienen als beredte Zeugen die langen Reihen durch deutsche Soldaten und Seeleute eroberter chinesischer Feldzeichen und Fahnen, die rings am oberen Gesims der Halle untergebracht sind und mit ihren phantastischen Wappenzieraten und Figuren gar fremd auf den Beschauer herabblicken. Doch weiter! Über die Marmorstufen der schönen, weit ausladenden Freitreppe, auf deren Eckpfosten zwei Krieger von der Meisterhand Reinhold Begas' gleichsam Wache halten und in deren dreieckigen Feldern wir weibliche Relieffiguren von demselben Künstler erblicken, deren eine das Rostrum eines Kriegsschiffes, die andere kriegerisches Werkzeug hält, steigen wir hinauf bis zur halben Höhe und werfen einen Blick nach rückwärts in die Halle. Da lenkt sich die Aufmerksamkeit ganz unwillkürlich auf die Männerköpfe, mit denen die Schlußsteine über den Fenstern des Untergeschosses geziert sind. In diesen vierundzwanzig Antlitzen sterbender Krieger hat Andreas Schlüter dem Zeughause den wertvollsten Schmuck verliehen, den es in künstlerischer Hinsicht besitzt. Ergreifend, schreckensvoll und doch wieder mutig-männlich zeigt sich der an seinen Wunden Verblutende, heroisch-edel und vom herbsten Schmerze überwunden zugleich (Abbild. S. 65, oben). Stiller Todesfriede kennzeichnet sich in den verklärten Manneszügen einer anderen dieser Masken (Abbild. S. 65, Mitte). Noch liegt der Ausdruck körperlichen Leidens in dem furchenreichen Antlitz eines anderen Kriegers. Das Stirntuch deckt die schwere Wunde, der er erlag. Und doch sagen die Mienen des Sterbenden: „Ich hab's überwunden, ziehe ein in Walhalla!" (Abbild. S. 65, unten).



Geschütztypen des siebzehnten Jahrhunderts.

Ehe wir nun die Plattform überschreiten, bleibt der Blick auf der Bronzetür haften, deren Felder mit in Kupfer getriebenen und vergoldeten Reliefs kunstvoll geziert sind. Während der kurzen Betrachtung will ich mich bemühen, einen Abriß von der Entstehung jener Räume zu geben, die wir sogleich betreten werden, der Ruhmeshalle. Es bedarf dazu eines Rückblickes auf die geschichtliche Entwickelung des Zeughauses nach seiner im Äußeren erfolgten Vollendung.

Wenn der Bau bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich zur Unterbringung für Kriegswaffen benutzt war, so hatte neben dem feldbrauchbaren Material seit dem Jahre 1780 auch eine Sammlung von älteren Fahnen, Waffen und kriegerischen Erinnerungsstücken in dessen Räumen Aufstellung gefunden, eine Sammlung, groß genug, um im Jahre 1760 achtzig bespannte Wagen zu füllen, auf denen die Russen die mühevoll gesammelten Trophäen nach erfolgter Plünderung auf Nimmerwiedersehen gen Osten entführten.

Von neuem begann das Sammeln. Aus Privatbesitz gingen nach und nach zahlreiche und wertvolle Waffenstücke in die neugegründete Sammlung über, Erinnerungen an preußischen Kriegsruhm, sowie auch andere seltene Waffen. Abermals jedoch verfielen

Typische Uniformfiguren aus dem Berliner Zeughaus



1808
Stabsoffizier des Dragoner-Regts. Königin, jetzt Kürassier-Regt. Königin, Pommersches Nr. 2.

1775
Husar des Husaren-Regts. von Lossow Nr. 5, jetzt 1. und 2. Leibhusaren-Regt. Kaiserin Nr. 2.

1775
Offizier der Garde du Corps, jetzt Regt. der Gardes du Corps.

1725
Offiz. d. Regts. Kronpr. z. Pf. Nr. 2, Reste im Kür.-Regt. Kaiser

1709
Pfeifer der Grenadiere der Füs.-Garde, 1713 Regt. Wartens-

1698
Grenadier des kurbrandenburg. Regts. Anhalt z. Fuß Nr. 3,

1729
Grenadier des 1. Bataillons Seiner Majestät Regiment Gre-

1760
Offiz. d. Drag.-Rgts. Bayreuth Nr. 5, jetzt Kür.-Regt. Königin,

1760
Grenadier des 1. Bataillons Garde Nr. 15, jetzt 1. Garde-Regiment zu Fuß.

1899
Hauptmann der Schloßgarde-Kompagnie.

die mühsam erworbenen Geräte dem eindringenden Feinde. 1806 wurde das Haus von den Franzosen völlig ausgeräumt. Die unteren Räume wurden als Stallungen, die oberen als Magazine verwandt.

Erst nach Beendigung des Befreiungskrieges wurde das innen völlig wüste Gebäude von neuem für seinen Zweck als Zeughaus hergerichtet. Zugleich aber auch diente es als Magazin für die durch Blücher teilweise aus Paris zurückgewonnenen, 1806 entführten Sammlungen, denen zahlreiche und wertvolle neueroberte Waffen und Trophäen hinzugefügt wurden. Dem Publikum wurde indessen die Tatsache kaum bekannt, denn alles blieb eben verpackt in Kisten, besserer Konjunkturen harrend. Erst auf Vorschlag des Prinzen August von Preußen wurde in einem kleinen Waffenmuseum, das in demselben Raume untergebracht wurde, den wir sogleich betreten werden, der erste Grund zu dem nunmehr so ausgedehnten Waffen- und Trophäenmuseum des Zeughauses gelegt. Durch des Königs Freigebigkeit wurden 1826 die Waffensammlungen der Kunstkammer und eine große Zahl bedeutungsvoller Stücke, die einst aus der kurfürstlichen Rüstkammer — vermutlich während der Russeninvasion 1760 — in den Besitz der Familie Krüger gekommen waren, dem Zeughause überwiesen. König Friedrich Wilhelm III. hatte diese Sammlung zurückerworben. Auch aus einer Reihe von Schlössern wurden auf des Königs Befehl wertvolle Waffen und kriegerische Erinnerungsstücke dem Museum zugeführt.



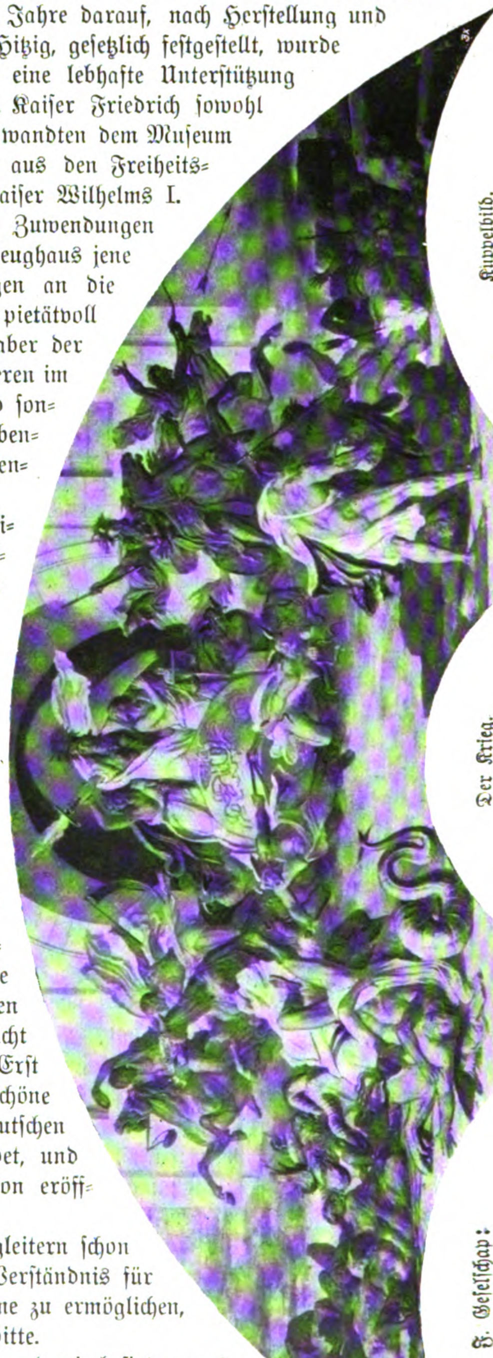




Die historische Sammlung erlitt durch den Überfall des Zeughauses im Jahre 1848 keine wesentliche Einbuße, die Gefahr lenkte vielmehr das Interesse aller gutgesinnten Bürger auf die bisher wenig gekannte und selten besuchte, immerhin national als unersetzlich zu betrachtende Sammlung. Dennoch blieb's wie bisher. Erst die ungeheure Menge von Kriegsbeute und Kriegstrophäen aus den Siegen Kaiser Wilhelms I. in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 bedingte eine völlige Neugestaltung der Einrichtung des Zeughauses. Für die Aufbewahrung von modernen Kriegsbedürfnissen konnte bei der nunmehrigen Ausdehnung der Armee das Zeughaus kaum noch von Bedeutung sein. Kaiser Wilhelm faßte daher den Entschluß, den schönen, monumentalen Bau im Herzen der Residenz idealeren Zwecken zu weihen und in ein Waffenmuseum umzuwandeln verbunden mit einer Ruhmeshalle. Standbilder preußischer Herrscher und ihrer bedeutungsvollsten Heerführer und Staatsmänner sollten dort Aufstellung finden, und in Wandgemälden, eingefügt in die Flächen zwischen den mächtigen Säulenreihen des auch im oberen Stockwerk dreischiffig angelegten und gewölbten Baues, sollten die wichtigsten Ereignisse der Geschichte, der Monarchie, vom Kurfürstentum bis zum Kaiserreich, ein dauerndes Erinnerungszeichen finden.

Das schöne, nationale Werk, im Jahre 1875 vom Kaiser Wilhelm I. an seinem Geburtstage beschlossen und zwei Jahre darauf, nach Herstellung und Genehmigung der Pläne des Baurats Hitzig, gesetzlich festgestellt, wurde bald in Angriff genommen und fand eine lebhafte Unterstützung durch den Kronprinzen. Der spätere Kaiser Friedrich sowohl wie auch der Prinz Karl von Preußen wandten dem Museum ganze Sammlungen wertvoller Waffen aus den Freiheitskriegen zu, und den Vermächtnissen Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III., sowie den Zuwendungen unseres jetzigen Kaisers verdankt das Zeughaus jene wertvolle Sammlung von Erinnerungen an die beiden ersten Kaiser, die vom Volke so pietätvoll aufgesucht wird. Die Hinterbliebenen aber der Feldherren Kaiser Wilhelms I. legten deren im Felde geführte Degen, hohe Orden und sonstige bedeutungsvolle Gegenstände ebenfalls im Zeughause, in der Andenkenhalle, nieder.

Schon im Jahre 1880 konnte der Meister Hitzig dem Kaiser den in architektonischer Hinsicht vollendeten und mit seltenem Geschick ausgeführten Umbau vorstellen. Wir brauchen nur die Treppe hier im Lichthofe, auf der wir zurzeit uns befinden, zu betrachten, um uns einen Begriff von der Ausdehnung der Neuanlagen zu machen. Freilich, Jahre hindurch sollten noch die Räume der eigentlichen Ruhmeshalle, vor deren Tore wir hier stehen, der Öffentlichkeit verschlossen bleiben — Jahre, in denen die namhaftesten Maler und Bildhauer damit beschäftigt waren, Statuen und Wandgemälde zu schaffen. Die in der ganzen Nordfront verblendeten Fensteröffnungen boten die durch Oberlicht erhellten Flächen zu deren Aufnahme. Erst zu Ende der achtziger Jahre war die schöne Aufgabe, die Verherrlichung preußisch-deutschen Ruhmes in Bild und Plastik, vollendet, und auch die Ruhmeshalle konnte der Nation eröffnet werden.



F. Geselschap: Der Krieg. Kuppelbild.

Das alles glaubte ich meinen Begleitern schon jetzt sagen zu müssen, um ein klares Verständnis für die Anlage und Verwertung der Räume zu ermöglichen, die ich jetzt mit mir zu durchschreiten bitte.

Die bronzenen Türflügel öffnen sich, und wir befinden uns in der Herrscherhalle, dem mittleren Kuppelraume der Ruhmeshalle. Der Blick fällt zuerst auf die in einer Nische, dem Eingange gegenüber, aufgestellte Siegesgöttin, in getöntem Marmor ausgeführt durch Schapers Meisterhand. An die Viktoria aber reihen sich die bronzenen Standbilder der brandenburgisch-preußischen Herrscher, vom Großen Kur-

fürsten bis auf den ersten deutschen Kaiser. Die acht Statuen haben ihren Platz äußerst wirkungsvoll vor den dunklen Marmorpilastern gefunden, welche, von gekrönten Namenszügen überragt, die Nischeneinteilung so glücklich abschließen und dem Raume eine wohltuende Gliederung geben. Auch die Bronzebüsten der großen Männer, die sich um Deutschlands Aufrichtung aus schwerer Knechtschaft unsterbliche Verdienste errangen: Stein, Scharnhorst und die beiden treuen Helfer Kaiser Wilhelms: Bismarck und Roon, die Miterbauer des deutschen Kaiserthrones, finden wir nahe bei dieser Halle.

Es ist charakteristisch, daß das Kuppelbild über der Viktoria, also auch über den Standbildern Kaiser Wilhelms und des Großen Kurfürsten, eine allegorische Darstellung der „Aufrichtung des Deutschen Kaiserreiches" bietet, während die Wandgemälde neben den beiden Herrschern rechts die Verkündung des Kaisertums der Hohenzollern zu Versailles und links die Königskrönung Friedrichs I. — hundertsiebzig Jahre vorher — darstellen. Anton von Werner hat besonders in dem letztgenannten Bilde einen geschichtlichen Augenblick festgehalten (Abbild. S. 68), der für die Entwickelung preußischer Macht von entscheidender Bedeutung werden sollte. Lange verweigerte der deutsche Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg die Zustimmung zu der Krönung, bis endlich am 18. Januar 1701 Friedrich III. sich in der Schloßkirche zu Königsberg selbst die Krone aufs Haupt setzte und damit die seiner Macht entsprechende Stellung im Deutschen Reiche einnahm. Wie das Bild zeigt, trug — an diesem Tage zum erstenmal — der König den von ihm gegründeten hohen Orden vom Schwarzen Adler.


F. Geselschap: Der Friede. Kuppelbild.

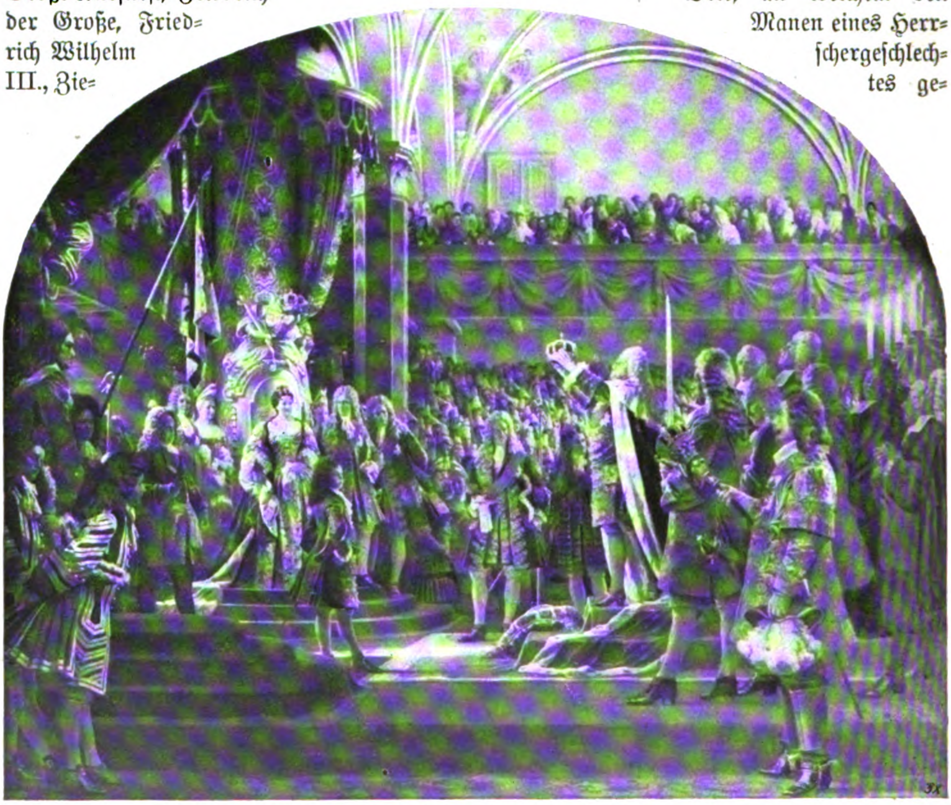
Unter den Kuppelbildern der Herrscherhalle — alle sind Schöpfungen des bedeutenden, leider zu früh heimgegangenen Malers Friedrich Geselschap — sind noch besonders die beiden allegorischen Darstellungen „Krieg" und „Frieden" von bewundernswürdiger Wirkung. Die Kriegsgöttin von Furien gezogen, mit flammendem Schwert, auf hohem Wagen stehend, braust daher, alles niederwerfend, was ihr in den Weg kommt, während die „Milde" vergebens bittend auf sie einzuwirken sucht, die „Gerechtigkeit" aber zur Wagschale deutet, deren Nadel auf den Spruch: „Inter arma silent leges" gerichtet ist. Der siebenköpfige Drache wie die gewaltige Kraft des Riesen — alles, was dem vernichtenden Kampf entgegentritt, wird rücksichtslos niedergeworfen, und Elend, Hunger, Tod und Pest begleiten die Furien des Krieges (Abbild. S. 66). — Dazu als Gegenstück über dem Eingange das Bild des sonnigen „Friedens" in herrlich durchgeistigter Allegorie. Auf strahlendem Hintergrunde, von Engelsköpfen umgeben,

naht der Genius des Friedens, die Palme im Arme, und kündet das Ende des Krieges. Die Krieger kehren zurück, mit ihnen die Göttinnen des Sieges und der Poesie. Das Volk empfängt jubelnd die Heimkehrenden, streut ihnen Blumen auf den Weg, den Gebliebenen aber die Palmen. Die Witwe, trauernd um den Gefallenen und doch in gerechtem Stolze über seinen Heldentod, ist mit ihren Kindern gekommen, den Siegern den Lorbeerzweig zu bringen. Die Jungfrauen aber und Kinder empfangen die Heimkehrenden mit Gesang und Lautenspiel (Abbild. S. 67).

Eine Allegorie „Empfang der toten Helden“ zeigt die Kuppelwand links vom Eingang: die Helden preußisch-deutscher Geschichte scharen sich um den Genius der Unsterblichkeit. Hermann der Cherusker, Karl der Große, Heinrich der Vogelsteller, Heinrich IV., der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III., Ziethen, Derfflinger, Seydlitz, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Theodor Körner — alle empfangen sie ernst, den Blick in die Ferne gerichtet, die von Schlachtjungfrauen herbeigetragenen Helden der Neuzeit: Wilhelm I. und seinen siegreichen Sohn, Kaiser Friedrich III.

Noch finden wir in der Herrscherhalle auf einer der unteren Wandflächen die meisterhafte Darstellung des Augenblickes, in welchem das schlesische Volk, nach dem Erlasse des Aufrufes „An mein Volk“ am 17. März 1813, sich huldigend an den König drängt, in unbegrenzter Hingabe, als ahne es schon die Befreiung von der Fremdherrschaft. Dem Meisterwerke Bleibtreus zur Seite tritt Camphausens „Huldigung der Schlesier“, ein Wandgemälde, das den Augenblick darstellt, in welchem der große König Friedrich II. am 7. November 1741 das fehlende Kurschwert, auf das der Huldigungsschwur geleistet zu werden pflegte, durch seinen Degen ersetzte.

Schwer nur trennt sich das Auge von dem Orte, an welchem den Manen eines Herrschergeschlechtes gehuldigt wurde, das stets in hohem Grade jenen Tugenden nachstrebte, deren Sinnbilder in den Flächen zwischen den Wand-

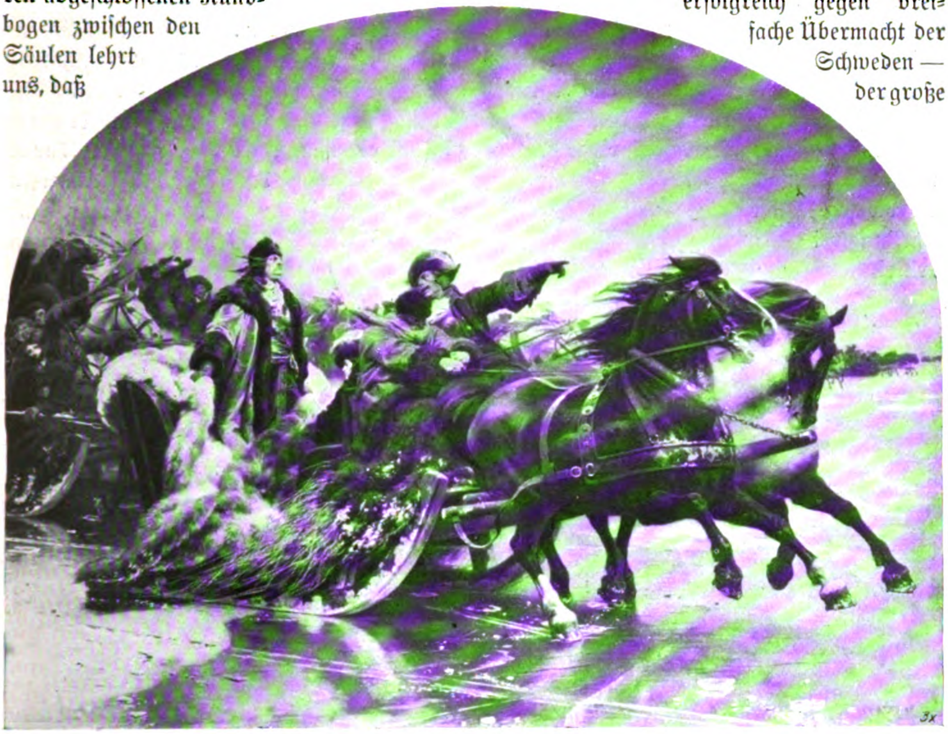


Anton von Werner: Königskrönung in Königsberg, 1701.

gemälden dargestellt sind: der Gerechtigkeit, der Stärke, der Mäßigung und der Weisheit. Aber ein Blick durch die mit Portieren abgeschlossenen Rundbogen zwischen den Säulen lehrt uns, daß nach beiden Seiten der Herrscherhalle die weiten Räume der überwölbten Feldherrnhallen sich ausdehnen. Hier haben an den massiven, von dunklem Marmor bekleideten Säulen und an den Pfeilern zwischen den Wandgemälden die ehernen Büsten jener Feldherren Aufstellung gefunden, die einst heldenmütig gekämpft haben unter den Herrschern, deren wir soeben gedachten.

Betreten wir die Halle links, so finden wir zuerst die kurbrandenburgischen Feldherren aus der Zeit des Großen Kurfürsten, beginnend mit Sparr, Derfflinger, Hennigs von Treffenfeld. Es folgen die Helden aus der Zeit des ersten Königs, der alte Dessauer, und Friedrichs des Großen: Schwerin (entschied 1741 bei Mollwitz, fiel bei Prag 1757), Winterfeld (fiel 1757 bei Moys), Keith (fiel bei Hochkirch), Prinz Moritz von Dessau (Hohenfriedberg), Geßler (nahm bei Hohenfriedberg sechsundsechzig Fahnen und vier Kanonen), Seydlitz (Roßbach), la Motte-Fouqué, Ferdinand von Braunschweig (Sieger von Minden), Prinz Heinrich von Preußen (Sieg bei Freiberg), Belling (kämpfte erfolgreich gegen dreifache Übermacht der Schweden — der große König nannte ihn seinen Löwen), Zieten (siegte bei Torgau).

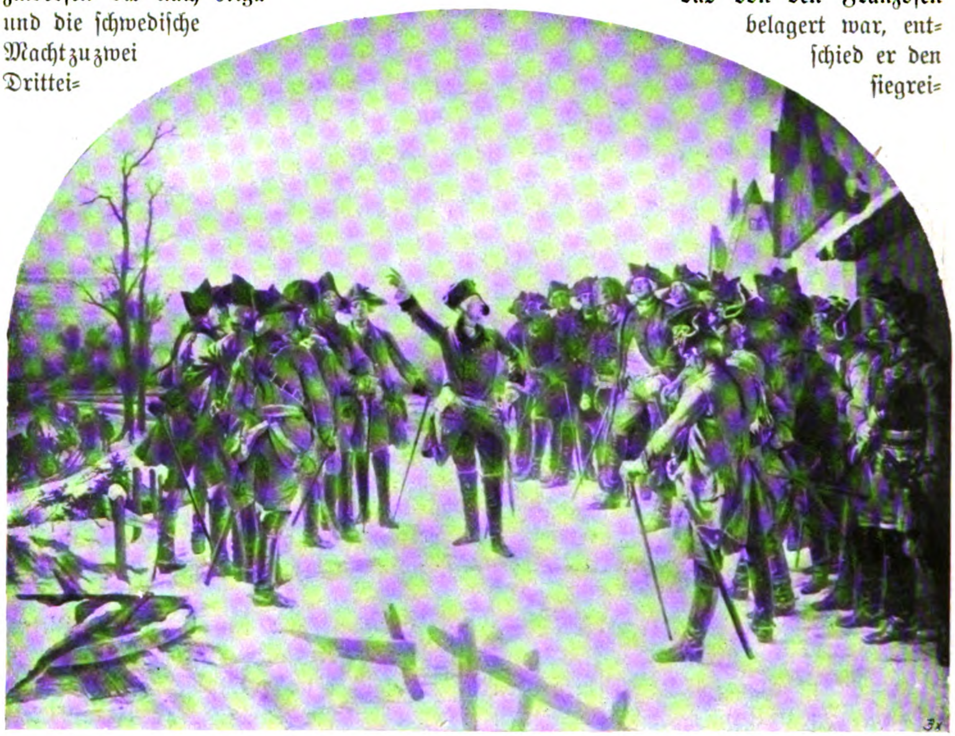
Wenn ich die Helden, die in dieser Halle ihren Ehrenplatz fanden, nur kurz aufführen durfte, so bitte ich, den kriegsgeschichtlichen Wandbildern Zeit zu etwas eingehenderer Betrachtung gönnen zu wollen. Auf dem ersten Bilde (von P. Jansen), „Fehrbellin“, erblicken wir den Großen Kurfürsten an der Spitze seiner braven Brandenburger in jener Schlacht am 18. Juni 1675, in welcher deutsche Truppen ohne auswärtige Hilfe einen entscheidenden Sieg über die Schweden errangen, einen Sieg, der wohl die spätere Rückeroberung alles deutschen Bodens für das Deutsche Reich einleitete und dem sich dann in weiterer Folge der berühmte „Übergang des Großen Kurfürsten über das Kurische Haff“ am 19. Januar 1679 anreihte. Der brandenburgische Feldherr und Kurfürst hatte ganz Schwedisch-Pommern zurückerobert, und die Schweden suchten sich nach



Simmler: Übergang des Großen Kurfürsten über das Kurische Haff.

Osten Luft zu machen. Friedrich Wilhelm, auf der Schweden Veranlassung hin auch von den Franzosen durch deren Einfall in Cleve bedroht, eilte entschlossen jenen nach, um sich zuvor endgültig von ihnen zu befreien. Durch den unvergleichlich kühnen Übergang der Truppen über das Kurische Haff auf Schlitten gelang es, den Feind zu erreichen und über die Landesgrenze zurückzuwerfen bis nach Riga und die schwedische Macht zu zwei Dritteilen zu vernichten. Wir erblicken den Kurfürsten, im Schlitten aufrecht stehend, wie er mit Späherblicken in die Weite schaut, über die Eisfläche hinweg. Ihm gegenüber sitzt der jugendliche Kurprinz. Wenn auch die Erfolge dem kühnen Feldherrn zum Teil durch den Frieden des Kaisers mit Frankreich wieder genommen wurden — Kurbrandenburg hatte er im vielstimmigen deutschen Konzert doch jene Stellung verschafft, die durch Preußens Könige sicher gehalten und bis zur heutigen Macht ausgebaut wurde.

Wenn Meister Simmler in diesem vortrefflichen Gemälde dem letzten brandenburgischen Kurfürsten eine Ehrung der Nation zum Ausdruck gebracht hat (Abbild. S. 69), so setzte Professor Knackfuß dem Feldherrn des großen Königs, dem alten Dessauer, ein herrliches Denkmal in seinem Gemälde der „Schlacht bei Turin“. Fürst Leopold, damals erst siebenundzwanzig Jahre alt, war auf Befehl des Königs mit der brandenburgischen Armee den kaiserlichen Truppen zu Hilfe gekommen. Beim Entsatz von Turin, das von den Franzosen belagert war, entschied er den siegreichen Tag, indem er sich — selbst voran — auf des Feindes linken Flügel warf (7. September 1706).



F. Roeber: Leuthen, 1757.

Den glänzenden Sieg des großen Königs bei „Hohenfriedberg“ am 4. Juni 1745 hat P. Jansen auf dem nun folgenden Wandgemälde dargestellt. Die ruhmvolle Attacke der Bayreuth-Dragoner unter dem Grafen Geßler, jene Attacke, in der zwanzig österreichische Bataillone überritten, sechsundsechzig Fahnen erobert und vier Geschütze genommen wurden, kommt auf dem Gemälde lebenswahr und überzeugend zur Geltung.

Eine der bedeutungsvollsten Scenen aus der preußischen Kriegsgeschichte hat der Maler F. Roeber auf dem Bilde „Leuthen, 5. De-

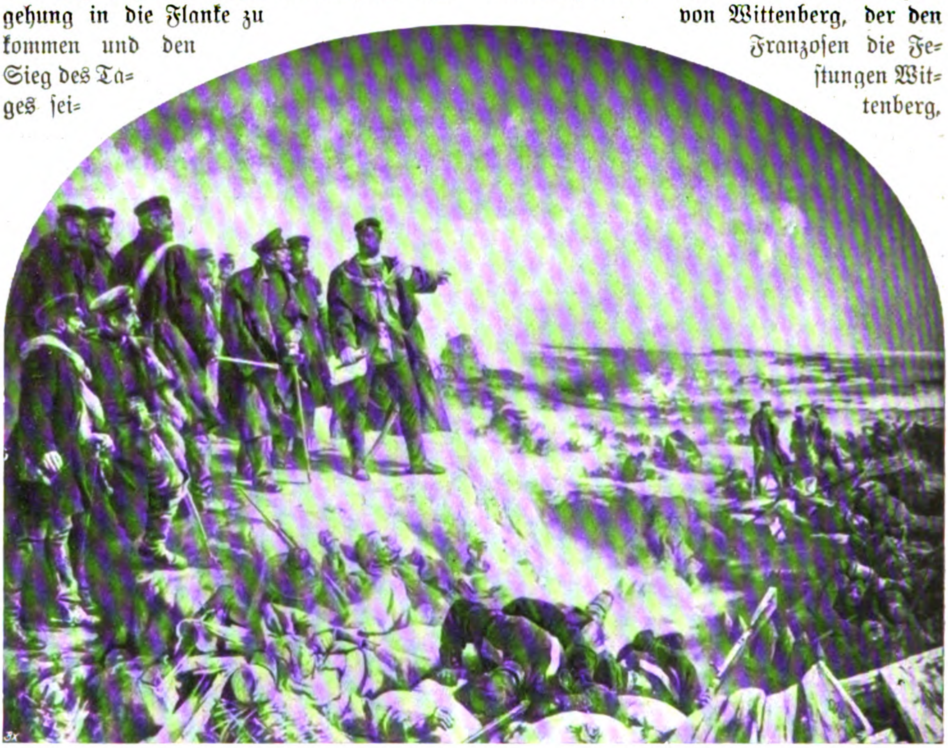
zember 1757" festgehalten (Abbild. S. 70). Friedrich der Große war bei Collin geschlagen; überall hatten seine Feinde siegreiche Gefechte gehabt: bei Jägerndorf die Russen, bei Hastenbeck die Franzosen, bei Moys die Österreicher. Zwei der tüchtigsten Feldherren, Schwerin und Winterfeld, waren im Laufe des Feldzuges gefallen. Die Sache stand schlimm. Aber der König verzagte nicht. „Dem Sturme trotzend, will ich als König denken, leben und sterben!" schrieb er, begab sich dem Feinde entgegen und schlug die Franzosen und das Reichsheer bei Roßbach. Auf die Nachricht vom Siege der Österreicher bei Breslau eilte er dann sofort nach Schlesien. Es war ein kalter Dezembertag, frischer Schnee war gefallen, als der große Feldherr frühmorgens seine Generale um sich sammelte. In kurzer Ansprache gab er seine klaren Dispositionen und Befehle aus, so sicher und ruhig, als wisse er gar nicht, daß er einer dreifachen Übermacht gegenüberstehe. Und mit gleichem Vertrauen schauten auch seine Generale den kommenden Ereignissen entgegen. Dennoch kannten sie alle die Lage. Aber sie sollten unter den Augen ihres Königs fechten! Und das taten sie. Am Abend standen die Preußen als Sieger auf dem schneebedeckten Schlachtfelde. Die österreichische Armee war aufgerollt und räumte Schlesien. Aber 10000 Tote, 12000 Gefangene, 116 Geschütze und 51 Fahnen ließ sie bei Leuthen zurück. Des Königs Armee sang am Abend der Schlacht über die Winterlandschaft hinaus: „Nun danket alle Gott!"



W. Schuch: Die Völkerschlacht bei Leipzig, 1813.

Die letzte Wand dieses Flügels der Feldherrn-Halle zeigt uns Jansens Gemälde aus der Schlacht von Torgau am 3. November 1760. An anderer Stelle habe ich gesagt, daß dies Zeughaus um 1760 von den Russen geplündert wurde. Als indessen Friedrich der Große dann zur Befreiung seiner Residenz herbeieilte, zogen die Russen mitsamt ihrem Raube nach Polen, die Österreicher aber wandten sich nach Sachsen. Der König folgte ihnen und griff sie trotz der Übermacht bei Torgau an. Es war ein harter Kampf. Als der Abend kam, hatte Friedrich die Schlacht verloren, mußte zurückweichen und saß selbst verwundet in einer Kirche. Schon war der Sieg nach Wien gemeldet, als die Österreicher nach schon eingebrochener Nacht von neuem ange-

griffen wurden und nun, geschlagen, über die Elbe fliehen mußten. Dem General Zieten war es gelungen, dem Feinde durch eine Umgehung in die Flanke zu kommen und den Sieg des Tages seinem Könige zurückzugewinnen. Friedrich empfing seinen braven, entschlossenen General mit den Worten: „Zieten, Er hat recht, das hat ein Größerer getan als wir beide!“



F. Roeber: Erstürmung der Düppeler Schanzen, 1864.

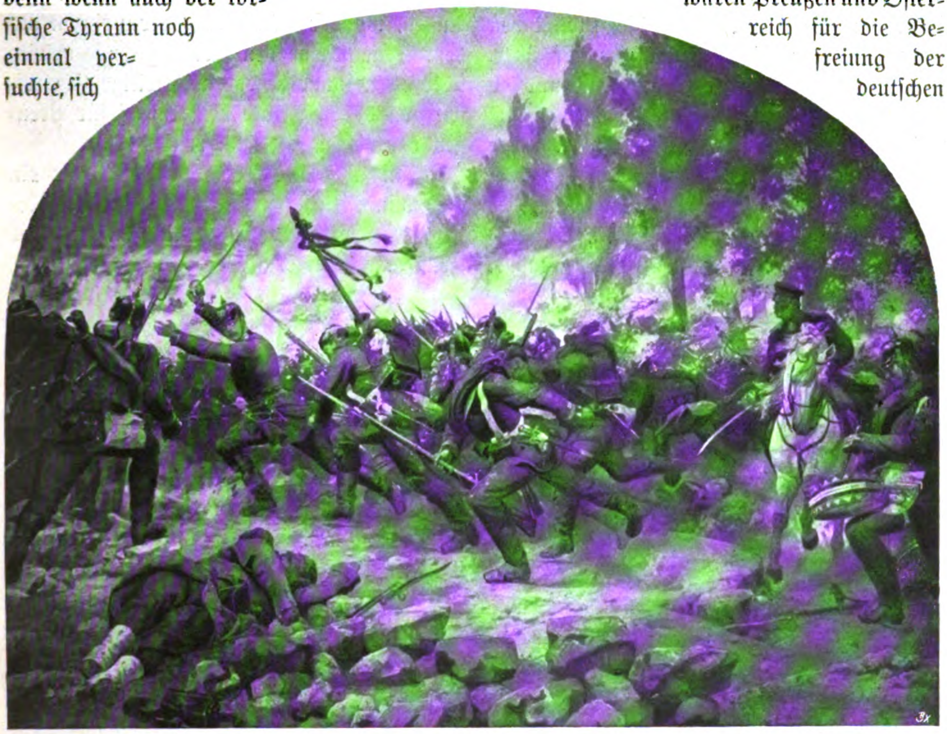
Durch die Herrscherhalle bitte ich nun mir in die Feldherrenhalle rechts zu folgen. Auch hier möchte ich zuerst auf die Büsten der Feldherren aufmerksam machen, die, ähnlich wie in der linken Halle, chronologisch geordnet sind. Da sehen wir zuerst neben Kaiser Wilhelm Bismarck, dann den Prinzen Heinrich von Preußen, der bei Saalfeld den Heldentod fand, den jüngsten Bruder des großen Königs, dann l'homme de Courbière, bekannt durch die hartnäckige Verteidigung von Graudenz, ferner Kalkreuth, den braven Verteidiger von Danzig 1806/7, dann Fürst Blücher von Wahlstatt, den „Marschall Vorwärts“, den Besieger Napoleons und den Mitbefreier Deutschlands als bedeutendsten Feldherrn unter Friedrich Wilhelm III. Es folgt die Büste des Grafen Bülow von Dennewitz, des Retters Berlins durch die Siege von Luckau, Großbeeren und Dennewitz 1813, die des Grafen Tauentzien von Wittenberg, der den Franzosen die Festungen Wittenberg, Stettin, Torgau (1813) und Küstrin wie Magdeburg (1814) nahm. Neidhardt von Gneisenau zeigt die nächste Büste. Er war es, der Blücher veranlaßte, nach der Niederlage von Ligny, trotz eigener Gefahr, zu Wellingtons Unterstützung abzumarschieren, der dadurch den Sieg bei Waterloo-Belle-Alliance erringen half und der dann die berühmte energische Verfolgung der Franzosen durchführte, zu deren Verderben. In Kleist von Nollendorf erblicken wir den heldenmütigen Feldherrn, der durch geschicktes Eingreifen in der Schlacht bei Culm, durch die Umgehung bei Nollendorf den großen Sieg der Alliierten herbeiführte. Er war es auch, der die Völkerschlacht bei Leipzig eröffnete und todesmutig bei Probstheida kämpfte. — Graf von Wrangel trug 1848 zur Bekämpfung der Unruhen bei und kommandierte 1848 die Bundesarmee gegen Dänemark und 1864 die vereinte österreichisch-preußische Armee. Ihm schließen sich

an: Graf Werder, an dessen Namen die Eroberung von Straßburg, der Sieg bei Dijon 1870/71 geknüpft ist; v. Goeben, Sieger von Spichern, bei Gravelotte, Amiens, an der Lisaine und bei St. Quentin; Graf Moltke, der größte Stratege des neunzehnten Jahrhunderts; v. Manteuffel, der Besieger Bourbakis; Prinz Friedrich Karl von Preußen, der nie Besiegte; Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, der Sieger von Weißenburg und Wörth.

Nachdem wir auch hier unter den Statuen eine kurze Rundschau gehalten haben, betrachten wir die Schlachtenbilder, auf denen wir so manchem der ebengenannten Helden wieder begegnen werden.

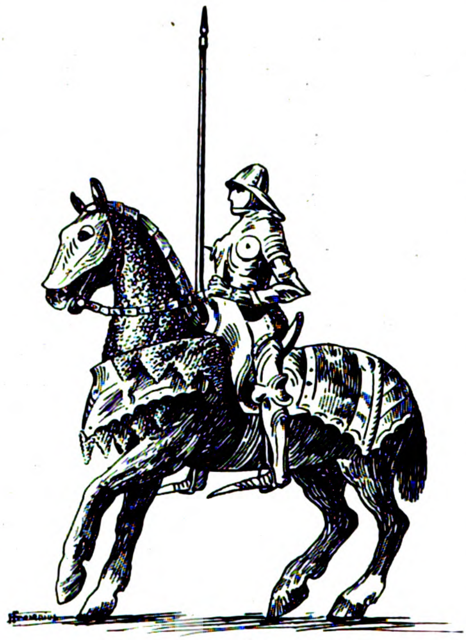
In Werner Schuchs Episode aus der Schlacht von Leipzig treten uns die drei Monarchen entgegen (Abbild. S. 71), durch deren Einigkeit es endlich gelang, der französischen Usurpation den Todesstoß zu geben; denn wenn auch der korsische Tyrann noch einmal versuchte, sich aufzurichten, in der „Völkerschlacht" sank sein Glücksstern, obgleich es der Schlacht bei Belle-Alliance — das Gemälde ist von Bleibtreu — noch bedurfte, um den Bedrücker Europas völlig zu vernichten. Auch hier bewährte sich das „Einigkeit macht stark" in erhebendster Weise. Napoleon hoffte, die beiden ihm in Belgien entgegentretenden Armeen einzeln überwältigen zu können. Bei Ligny hatte er Blücher geschlagen und glaubte nun, am 18. Juni, auch Wellington besiegt zu haben, als dennoch die Preußen auf grundlosen Wegen auf dem Schlachtfelde erschienen. Gneisenaus Vorstellungen war es, wie schon erwähnt, zu danken, daß Blücher seine Armee herbeiführte und den schönsten Sieg erringen half, der wohl je erfochten wurde und der ganz Europa befriedigt aufatmen ließ.

Eine lange Reihe von Friedensjahren liegt zwischen Belle-Alliance und den kriegerischen Ereignissen, die Meister Roeber uns auf dem nächsten Wandbilde zeigt. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 stellt es dar (Abbild. S. 72). Seite an Seite waren Preußen und Österreich für die Befreiung der deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein von dänischer Herrschaft in die Schranke getreten. Bis auf die befestigte Stellung von Düppel



G. Bleibtreu: St. Privat, 1870.

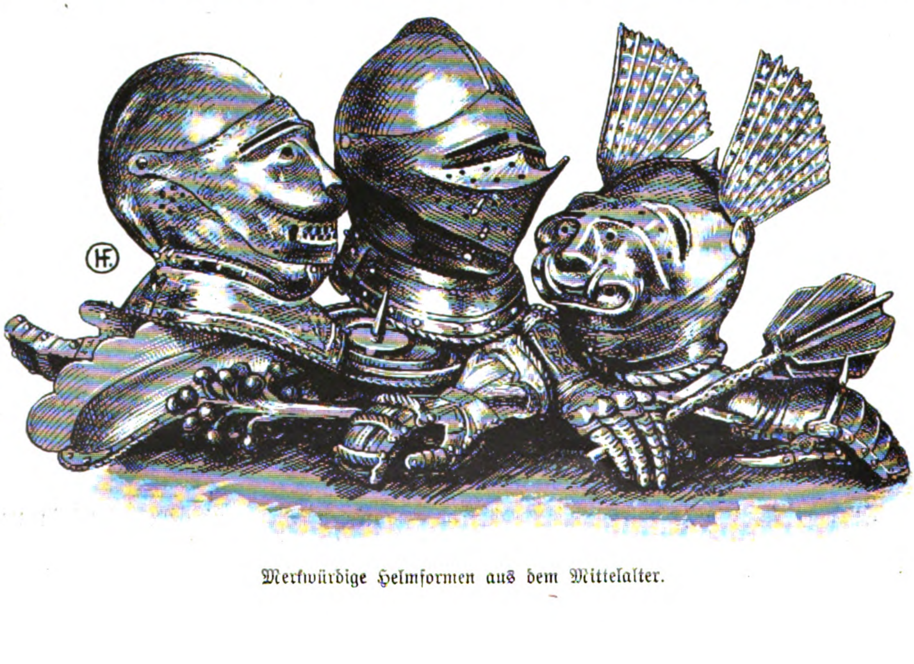
war das Festland in der Verbündeten Händen. Aber die Schanzen auf dem Sundewitt hielten die tapferen Dänen mit einer bewundernswürdigen Zähigkeit. Es mußte preußischerseits zur förmlichen Belagerung geschritten werden. Endlich, am 18. April, waren die Vorbedingungen zum Sturm erfüllt. Laufgräben, Parallelen ermöglichten die Annäherung an die Forts. Zahlreiche Batterien waren angelegt. Das Artilleriefeuer dauerte in heftigem Kampfe bis zehn Uhr, dann schwiegen die Forts, und die preußischen Sturmkolonnen gingen zum Angriff über. Eine letzte verzweifelte Gegenwehr, und es schwand der Dannebrog, und die schwarzweiße Flagge trat an dessen Stelle. Der Sieg war errungen, die Dänen flohen nach der Insel Alsen. Prinz Friedrich Karl, der Oberkommandierende der Truppen, der Sieger des bedeutungsvollen Entscheidungstages, stand um zwölf Uhr auf der Höhe eines der eroberten Forts, umgeben von seinem Stabe, Blumenthal, Manstein, Haeseler, Witzendorff, Unger usw., und sah hinab auf das Kampfesfeld — siegesstolz und doch auch wehmütig zugleich, denn viel Blut hatte die Befreiung der Völker gekostet, die nun deutsch geworden waren!



Mittelalterlicher Reiterharnisch.

Auf das Schlachtfeld von Königgrätz stellt uns das folgende Wandbild, und der Künstler, G. Hünten, führt uns den erhebenden Moment vor Augen, wo der König dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde den Orden pour le mérite überreicht, nachdem das rechtzeitige Eintreffen von dessen Armee den Kampf für Preußen entschieden hatte (3. Juli 1866).

Wenn aber der Krieg von 1866 als ein gleichsam politisch notwendiges Ereignis betrachtet werden darf, wenn Freund und Feind nach kurzer Fehde geneigt erschienen,



Merkwürdige Helmformen aus dem Mittelalter.

sich brüderlich die Hand zu reichen — anders war's nach der frechen Herausforderung durch die französische Diplomatie. Hekatomben sind gefallen, weil der napoleonische Kaiserthron einer Befestigung durch Kämpfe bedurfte. In zahlreichen Siegen der ohne Ursache angegriffenen Deutschen hat das Schicksal das Unrecht gestraft. Zu den härtesten Kämpfen des Französischen Krieges von 1870/71 zählt die Schlacht bei St. Privat, und es ist eine erhebende Tatsache, daß gerade hier die Feinde von 1866, die Preußen und Sachsen, Schulter an Schulter um die Siegespalme rangen. Eine ergreifende Scene aus dem Sturme der preußischen Garde gegen die Höhe von St. Privat wird uns in dem Gemälde Bleibtreus geboten (Abbild. S. 73).

Zu dem bedeutungsvollsten Ereignisse



Deutscher Prunkdegen.

des letzten Krieges führt uns endlich Meister Steffek in dem letzten Bilde der Ruhmeshalle, durch eine von seinem Pinsel festgehaltene Episode aus der Schlacht von Sedan. Im heldenmütigen Kampfe erzielten die vereinten deutschen Völker einen Sieg ohnegleichen. General Reille ist herangetreten an König Wilhelm und hat ihm Napoleons Brief überreicht. Das Feuer verstummt rings um die Festung. Mit über hunderttausend Mann seiner Armee wanderte der Kaiser der Franzosen in die deutsche Gefangenschaft, er, der all das Kriegselend heraufbeschwor. „Welche Wendung durch Gottes Fügung!"

* *
*

Noch auf einem kurzen Wege durch die Waffensammlung bitte ich mir zu folgen. Voraus möchte ich schicken, daß auch im unteren Stock sowie hier in den hohen, gewölbten Räumen des Obergeschosses zahlreiche Büsten von preußischen Feldherren aufgestellt sind, selbstverständlich nur von solchen Männern, die in der Kriegsgeschichte ruhmvoll hervortraten.

Besuchen wir, von der rechten Seite der Feldherrenhalle kommend, die Sammlungen, so erblicken wir zuerst in großer Anzahl Waffen und Helme aus den ältesten Zeiten, zum Teil noch aus der Bronzezeit stammende Schwerter, Lanzenspitzen und Streitäxte. Im Weiterschreiten erkennen wir die Fortschritte der Technik immer mehr. Die Armbrust tritt an die Stelle des Wurfspießes, und Dolche und Schwerter weisen bereits Tauschierungen in edlen Metallen auf. Die Schilder tragen schon im vierzehnten Jahrhundert die Wappen noch heute blühender Familien, und selbst die Rüstungen von Pferd und Reiter zeigen gefällige Formen und Zierate (Abbild. S. 74), wenn auch Brust-, Kopf- und Rückenpanzer der Pferde wohl nur für Turnierzwecke in dieser Schwere und Ausdehnung zur Anwendung gekommen sind. Mehr und mehr wuchs im Laufe der Zeit der Luxus, und Rüstungen wie Waffen erscheinen im fünfzehnten Jahrhundert reich tauschiert oder mit Edelmetallen verziert. Vornehmlich sind es die Helme, in deren Bearbeitung eine große Sorgfalt zu erkennen ist, und im Vorübergehen tritt es uns deutlich vor Augen, daß man sich während des Mittelalters allerlei phantastischer Formen bediente, vielleicht nur um aufzufallen, denn auch damals wird es schon „Gigerl" und „Modefexe" gegeben haben. Die Abbildungen drei solcher Helme (S. 74) mögen als Beispiel dafür dienen. Die neben den Harnischen liegenden Streitkolben tragen ebenfalls das Aussehen von Schmuckwaffen, wie — mutatis mutandis — die winzigen Degen unserer modernen Leutnants.

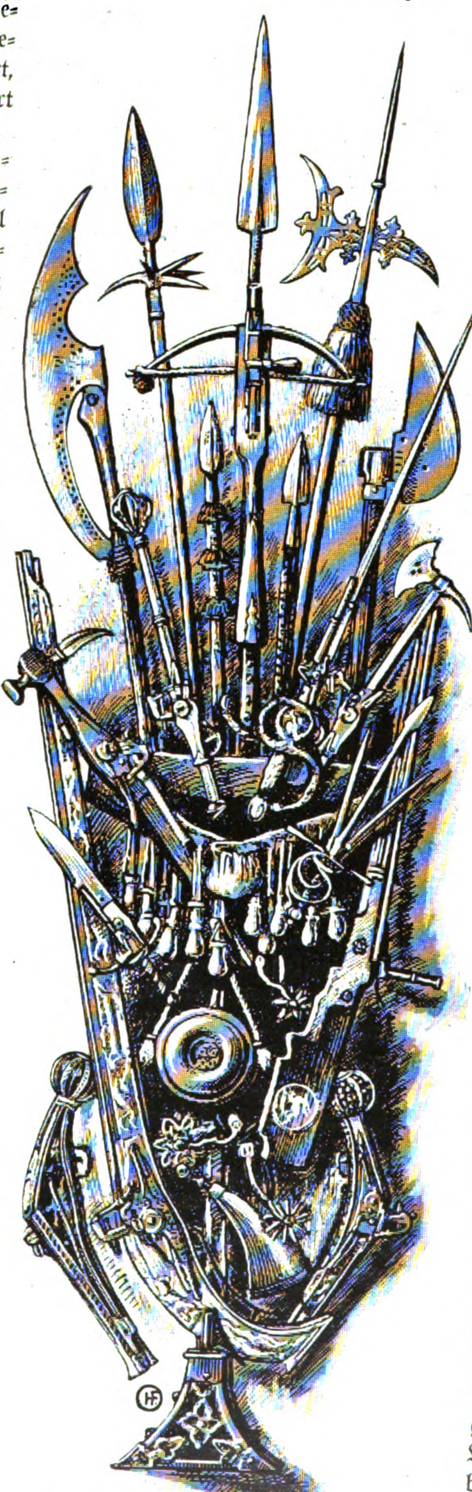
An zahllosen Rüstungen und an reich mit Waffen ausgestatteten Gestellen wandern wir vorüber — die Zeit drängt. Da fällt das

Auge auf ein besonders schön geformtes Schwert, offenbar eine Art von Prunkdegen, dessen kräftig gehaltenes Doppelgefäß aus Stahl mit reicher Goldschau-Tauschierung und künstlerisch ausgeführter Ciselierung versehen ist. Die Klinge trägt im oberen Teile noch heute einen Goldbelag; der Knauf ist durchbrochen (Abbild. S. 75).

Doch auch ein Waffengestell, mit Feuergewehren aus der Zeit der Radschlösser ausgestattet, zieht unsere Aufmerksamkeit an, und da es ein Beispiel gibt für die künstlerische Art, mit welcher in der Ausschmückung des Museums vorgegangen ist, nehmen wir rasch eine Aufnahme, obgleich im Zeughause das Photographieren verboten ist: edle Renaissancearbeit, reiche Auslegung der Holzteile in Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt und Edelmetall und kräftiger Goldbelag auf den Metallverzierungen und im Eisenschnitt (s. nebenstehende Abb.).

Durch eine Reihe von Abteilungen, an 200 Schränken, Gestellen und Konsolen vorüber — sämtlich mit europäischen Waffen früherer Jahrhunderte gefüllt — erreichen wir die Mitte der Hallen, den „Andenkenraum“. Schon früher habe ich auf diese Abteilung des Museums hingewiesen. Sie verdient mit ihrer Reichhaltigkeit eigentlich einen besonderen Tagesbesuch, dem sich dann zugleich die Betrachtung aller der Waffen, Orden und sonstiger Erinnerungsstücke anschließen dürfte, die von Wilhelm dem Großen und aus dessen Zeit, vom Kaiser Friedrich III. und verschiedenen Hohenzollernfürsten herrühren. Auch den Degen alter Heerführer unserer siegreichen Herrscher hat man hier pietätvoll einen Platz eingeräumt. Die Orden der Bedeutungsvollsten wurden durch Kaiser Wilhelm II. für den Andenkenraum gestiftet.

Noch sind wir an der Hälfte der Sammlungen nicht vorübergeeilt, und schon rückt der Zeiger der Uhr im Lichthof dem Augenblick näher, wo das Museum geschlossen wird, schon fangen die alten graubär-



Trophäe seltsamer Ausrüstungsstücke aus der Renaissancezeit.

Typische Uniformfiguren aus dem Berliner Zeughaus.



1843
Trompeter des 3. Ulanen-Regts., jetzt Ulanen-Regt. Kaiser Alexander II. von Rußland (Brandenburgisches Nr. 3).

1901
Offizier der 1. Batterie vom ostasiatischen Bataillon schwerer Feldhaubitzen (feldmarschmäßig).

1806
Unteroffiz. d. Regts. König Nr. 18, Reste im 1 Garde-R. z. F.

1899
Jäger vom Garde-Jäger-Bataillon (feldmarschmäßig).

1843
Kürassier d. 1. Kür.-Regts., jetzt Leib-Kür.-Regt. Großer Kurfürst (Schlesi-

1810
Grenadier d. Regts. Garde zu Fuß, jetzt 1. Garde-Regt. z. F.

1843
Grenadier des 1. Garde-Regts zu Fuß.

1899
Radfahrer vom Inf.-Regt. Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches Nr. 27).

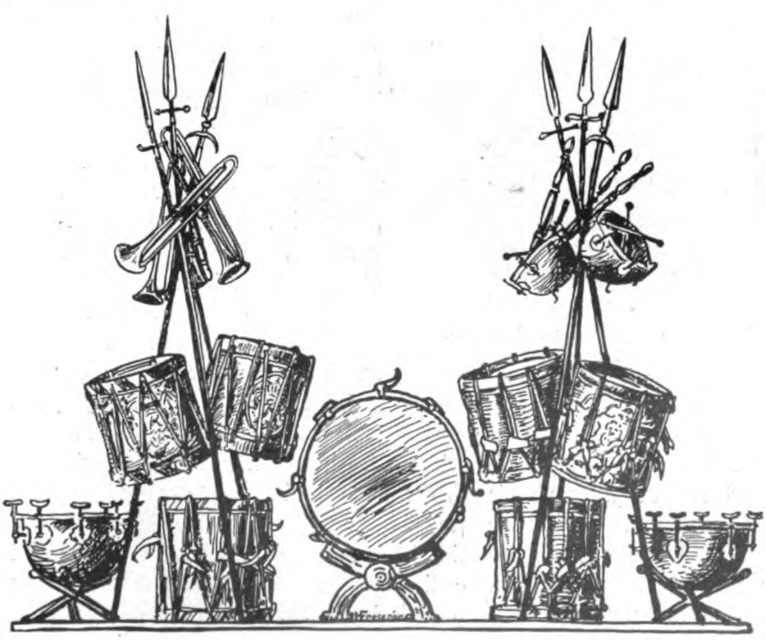
1864
Füsilier des Brandenburgischen Füsilier-Regts. Nr. 35, jetzt Füs.-Regt. Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35

tigen, mit Kriegsdekorationen reich geschmückten Zeughausaufseher an, unruhig auf und ab zu gehen, denn seit fast fünf Stunden sind sie auf dem Posten, die alten Herren. Also schnell vorwärts! Lassen wir alle die Uniformschränke, die Waffengestelle vorbeigleiten und — doch halt! In einer Gruppe nachmittelalterlicher Waffen: Armbrüste, Ballisten, Schnezzer, Helmbarten, Faustrohre, Partisanen, Pulverflaschen und Tschinken, erblicken wir als Mittelstück einen Schild aus getriebenem Eisen von besonderer Schönheit. Ob die Scene etwa das Urteil des Paris darstellt? Jedenfalls sind die in Gold und Silber tauschierten Gestalten von bewundernswürdiger Grazie, und wenn die Handlung in äußerst belebter Umgebung dargestellt ist, so mag es der eben mit dem Lorbeer- oder Myrtenkranze gekrönten Helena zur Beruhigung dienen, daß auch fast alle anderen weiblichen Figuren unbekleidet erscheinen (s. nebenstehende Abbild.)



Prunkschild, aus Eisen getrieben, mit Gold und Silber tauschiert.

Während unser Geheimphotograph den Schild aufnimmt, bitte ich meine Begleiter, den Blick hinaufzurichten nach der gewölbten Decke der Halle und mache darauf aufmerksam, daß fast durch sämtliche Räume sich dort Fahne an Fahne reiht. Um den Stoff möglichst zu erhalten, werden die Fahnen nicht korbartig aufgestellt, sondern hängen wagerecht in ihrer ganzen Breite. So verteilt sich das Gewicht der fast überall schon von Netzwerk umgebenen Seide. Die ungeheure Zahl solcher Feldzeichen, die im Zeughause angesammelt ist, kurfürstlicher, preußischer wie eroberter oder genommener fremdherrlicher, erklärt sich daraus, daß ehedem



Musiktrophäe aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen.

in allen Armeen jeder Truppenkörper seine eigene Fahne besaß: die Schwadron, das Halbbataillon, sogar vielfach die Kompagnie. Darin ist auch der Grund zu finden, daß noch heute eine so große Menge von Fahnen aus Fridericianischer Zeit vorhanden sind. Sie wurden eben, überflüssig gewor-



Typische Uniformfiguren aus dem Berliner Zeughaus.

1812 Stabsoffizier des Garde-Jäger-Bataillons (Paradeanzug). 1808 Husar des 1. Brandenb. Husaren-Regiments (Paradeuniform).

den, in die Zeughäuser abgeliefert. Freilich jetzt hält nur die größte Sorgfalt noch die bemalten Seidenstücke zusammen — die deutschen wie die fremden, deren allein Feldmarschall Blücher weit über hundert von Paris mitbrachte: königliche, republikanische und napoleonische. Leider verblieb ein großer Teil der durch Napoleon aus Berlin entführten Waffen dennoch in Paris, darunter acht von den unvergleichlich schönen, für die Markgrafen und Kurfürsten gestifteten großen bronzenen Kanonenrohren. Alle tragen, in kunstvoller Weise reich verziert, Wappen und Figur der Fürsten und sind mit köstlicher Ciselierung bedeckt. Jetzt stehen sie vor dem Arsenal in Paris — auch das mit dem Bilde des ersten Preußenkönigs. Vier sind verschwunden — wohl in Kriegszeiten geschmolzen —, nur eines ist noch im Zeughause.

Noch einen Blick auf eine Gruppe Fridericianischer Trommeln und Kesselpauken, zwischen Langspontons von Offizieren gruppiert (Abbild. S. 77), und nun weiter bis an das Ende der westlichen Halle. Aber als letztes müssen wir noch die sogenannten „Pariser Soldaten" sehen. Und bald stehen wir vor den mächtigen Schränken, in denen — zwar nicht Pariser, sondern brandenburgisch-preußische Uniformfiguren Aufstellung gefunden haben. Es sind dieselben, die auf der letzten Pariser Ausstellung so lebhaftes Interesse erregt haben. Freilich sind diese Figuren, lebensgroß, zu Fuß und zu Pferde, auch mit einer überraschenden Natürlichkeit hergestellt und geben bis ins kleinste Detail die Uniformierung, Ausrüstung und Bewaffnung der vaterländischen Truppen durch alle Übergänge bis zur Jetztzeit. Es fehlen nicht einmal das Fahrrad und der Jägerhund! (Vergl. die zwei farbigen Einschaltbilder und die nebenstehenden Abbildungen.) Und nachdem wir uns genügend mit den brandenburgischen „Pariser Soldaten" beschäftigt haben, richten wir noch einmal den Blick hinauf zu den Feldzeichen. Es ist auffällig, wie künstlerisch die Herstellung preußischer Fahnen gegenüber den französischen erscheint (s. Titelvignette). Freilich ist der preußische Adler, der „non soli cedit" und das Schwert in den Griffen hält pro gloria et patria, auch ein anderes Bild (s. Schlußvignette) wie der gallische Hahn oder das republikanische Rutenbündel!

Das Glockensignal macht dem Besuch soeben ein jähes Ende. Durch die Ruhmeshalle über die Freitreppe gelangen wir in den Lichthof zurück. „Ah, meine Herrschaften, es eilt noch nicht!“ ruft uns hier ein freundlicher Aufseher zu, und da finde ich gerade noch die Zeit, die Frage einer meiner freundlichen Begleiterinnen beantworten zu können: „Wer hält denn das alles hier in Ordnung?“ Unwillkürlich mußte ich lächeln — sie dachte gewiß an Staubabwischen. Aber meine böse Vermutung behielt ich hübsch für mich und erklärte pflichtschuldigst:

Das Zeughaus hat einen Kommandanten, einen verdienstvollen General, der zwar unter dem Kriegsministerium steht, aber doch bei jeder Gelegenheit mit dem Kaiser, bei dessen lebhaftem Interesse und Verständnis für das nationale Museum, in Berührung tritt. Als Kaiser Wilhelm I. die Ruhmeshalle entstehen ließ, war gerade ein Offizier als Verwalter und Leiter des bisherigen Zeughauses angestellt, der im Kampfe von St. Privat einen Arm eingebüßt hatte und auch auf dem Schlachtbilde in der Ruhmeshalle durch Meister Bleibtreu verewigt worden ist. Oberstleutnant Ising, à la suite des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments, wurde damals auch mit dem weiteren Ausbau der neuen Schöpfung betraut. Im Jahre 1879 zum Kommandanten des Zeughauses ernannt, verblieb er bis zum Jahre 1897 in dieser Stellung, in der ihm der erbliche Adel verliehen wurde und in der er bis zum Generalleutnant vorrückte. Unter General Ising fanden der Umbau, die künstlerische Ausstattung durch Maler und Bildhauer und die Aufstellung der Waffen während der Reihe von Jahren statt. Er durfte, stets durch des Kaisers Wilhelm I., des späteren Kaisers Friedrich und besonders der Kaiserin Friedrich lebhaftes Interesse unterstützt, sein Werk so fördern, daß am 3. November 1883 das Zeughaus der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Freilich war die Ausstattung der Ruhmeshalle damals noch nicht beendet. Fast gleichzeitig mit Exzellenz von Ising war der Regierungsrat Weiß als Direktor in die Zeughausverwaltung berufen worden, und was er in den Jahren bis zu seiner Verabschiedung (gestorben 1897) geleistet hat, das zei-



Typische Uniformfiguren aus dem Berliner Zeughaus.

1814
Unteroffizier d. Regiments Garde du Corps (Paradeuniform), jetzt Regiment der Gardes du Corps.

1803
Musketier d. 8. Infant.-Regts. gen. Leib-Infant.-Regt. (Paradeuniform), jetzt Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. 8.

gen noch zahlreiche Anordnungen von Trophäen usw. Exzellenz von Ising, im Jahre 1897 in den Ruhestand versetzt (gestorben 1898), fand in dem Generalleutnant von Usedom seinen Nachfolger, ebenfalls einem verdienstreichen Offizier, der, im Feldzuge 1866 schwer verwundet, fast immer im Generalstabe verblieb. Ihm zur Seite steht als Direktor (1895 ernannt) ein ehemaliger Artillerieoffizier, Herr von Ubisch, welchen gelehrte Kenntnisse und umfangreiche archäologische Studien ganz besonders für diese Stellung befähigen. Unter seiner Leitung wurden eingreifende Änderungen im Arrangement, äußerst wertvolle Neuerwerbungen durch Tausch (z. B. die neuen Fahnen) oder auch durch Kauf herbeigeführt; ich erinnere nur an die Hamburger goldene Kanone. Erst nach der Übernahme der Zeughauskommandantur durch Exzellenz von Usedom ist von Sr. Majestät auch die feierliche Nagelung neuer Fahnen und Standarten in die Ruhmeshalle verlegt. Es fand die erste 1897, die letzte — der Gardefahnen — am 17. Januar 1901 statt. Die Feier der Einlieferung chinesischer Kriegsbeute war am 16. Dezember 1900. —

Und nun hat auch der letzte Fremde das Haus verlassen — wir möchten doch nicht eingeschlossen werden. Also hinaus und auf Wiedersehen! Auf der Straße aber drückt mir mein alter Kamerad die Hand: „Das Zeughaus in seiner jetzigen Verwendung muß doch einen bedeutungsvollen Wert für die Erweckung patriotischer Gefühle im Volke haben. Aber — sonderbar! Unter den vielen Besuchern schienen mir weitaus die meisten aus dem Arbeiterstande zu sein.“ — „Da haben Sie richtig gesehen. Aber wie's zugeht, daß die höheren Stände so wenig vertreten sind — dafür haben Sie mir ja selbst das Beispiel gegeben, nicht wahr?“ — „Ja, ja, Sie haben recht, ich kann's nicht leugnen. Das soll aber bei mir anders werden!“



Zierat einer Artilleriefahne aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Dreierlei Rüstzeug

Von

Marx Möller

Dreierlei Rüstzeug ist mir beschert:
Ein Kompaß, ein Wanderstab und ein Schwert.

Den Kompaß, der meinen Lebensweg lenkt,
Der immer zum selben Punkte zielt,
Hat mir die fromme Mutter geschenkt,
Die ihn wieder von ihrer Mutter erhielt;
Er erbte lang' von Geschlecht zu Geschlecht;
Sein Weiser deutet so ruhevoll,
Der Pfad, den er zeigt, ist grad' und gerecht,
Und dieser Kompaß heißt: „Ich soll!"

Und ich trage einen Wanderstab,
Den schnitt ich mir auf der Reise ab,
Als meine müden Füße brannten
Von der Landstraße spitzigen Kieselkanten.
Ich zeigte nicht, wie ermattet ich sei,
Denn Kameraden waren dabei,
Die ein lustiges Marschlied bliesen
Und im Steckenschnitzen mich unterwiesen.
Mich soll der Stab vor Mattigkeit schützen,
Ich will beim Wandern auf ihn mich stützen,
Wenn Sonnenbrände die Glieder schwächen;
Und durchs wirre Gezweige soll Bahn er mir brechen,
Wo die Ranken zu dicht und die Dornen zu scharf,
Und dieser Wanderstab heißt: „Ich darf."

Und drittens führe ich noch ein Schwert,
Und dieses Schwert ist sagenalt;
Das hat einst am heidnischen Opferherd
Meinem Urahn sein Vater umgeschnallt;
Das zerspaltet jeden Eichenklotz,
Das ist hart wie unser nordischer Trotz,
Den wir weiter bewahren ungebrochen,
Der sich noch niemals winselnd verkrochen!
Und wäre der Arm auch matt und erschlafft,
Aus dem alten Schwert strömt junge Kraft,
Daß alle Muskeln sich dehnen und schwellen;
Und wenn sich Feinde entgegenstellen,
Wenn Neid und Tücke die Reise mir wehrt,
Dann glitzert das niemals schartige Schwert,
Das oft meine Ahnen geschwungen haben;
Seine Klinge klirrt hell und schrill,
Auf seiner Klinge steht eingegraben
Sein ehrlicher heidnischer Name: „Ich will!"

Ein Kompaß, ein Wanderstab und ein Schwert;
Dreierlei Rüstzeug ist mir beschert.



Die Hexe

Eine Geschichte aus Posen

von

Carl Busse

(Nachdruck ist untersagt.)

Radolice, eins der ärmsten und kleinsten Dörfer im sandigen Teil der Provinz Posen, war eines milden Apriltages in ungewöhnlicher Aufregung. Die Weiber standen vor den niedrigen Türen der baufälligen Hütten, schrien durcheinander, gestikulierten und rannten wie eine aufgescheuchte Geflügelschar immer von neuem nach dem Kruge, um den Männer und junge Mädchen sich unentschlossen drängten.

„Wer geht? Sind neue notiert? Bewahr dich die heil'ge Jungfrau, Kascha Rej!" klang es wirr durcheinander. Ein Fluch dazwischen, ein lautes Gelächter, wenn ein Bursch irgend ein Mädel zärtlich geknufft hatte.

„Er hat kein Glück bei uns," sagte ein Alter schmunzelnd. „Geld ist Geld, aber Ketzer bleibt Ketzer. Ein halbes Jahr keine Messe — was soll da werden?"

„Aber auch ein halbes Jahr keinen Hunger, Pan!“ schrie ein kräftiger Bursche und spuckte aus. „Das Geld klingt. Die Rüben bringen's. Nun, Anastasia Pasek, schönes Schätzchen, wie wär' das? Man bringt ein Heiratsgut mit!“

Die Dirne lachte kurz auf und zuckte die Achseln. Sie hatte ein volles Gesicht, aber, wie die meisten, schlechte Zähne. Die ungenügende Ernährung war schuld daran. „Wenn du meinst, Lukas Woronicz, so geh' selber. Aber es gibt dort keine Barbara Bryk, der man nachlaufen kann!“

Die Umstehenden lachten.

„Hört, wie das Schätzchen eifersüchtig ist! Aber bei allen Heiligen, wenn Barbara Bryk —“

Er konnte nicht aussprechen.

„Sewerhn Kalinka hat Handgeld genommen!“ scholl es von der Schenktür.

Zweifelnd, fragend, erstaunt ward der Name von zwanzig Stimmen wiederholt.

„Sewerhn Kalinka geht! ... Paßt auf, er will heiraten, im November gibt es Hochzeit! ... Was wird Barbara sagen?“

Mit jedem Augenblick nahm der Lärm zu. Die Alten schienen erstaunt; die Mädchen zornig; die Burschen verbargen mühsam ihre Freude.

Anastasia Pasek sah über die Schulter. „Die Wölfe haben das Feld frei!“

„Sie werden noch öfter am Waldrand schleichen wie jetzt!“ rief höhnisch Veronika Budny.

„Wie Gott will,“ nickte Lukas Woronicz, „öfter als vor dem Haus deines Vaters gewiß.“

Hin und her flogen die Worte. Plötzlich rief einer: „Da kommt sie selber — macht Platz! Gelobt sei Jesus Christus, du bist gerad' am rechten Ort, Barbara Bryk!“

Raschen Schrittes hatte sich ein Mädchen dem Kruge genaht. Sie war mittelgroß, von kräftigem Wuchs. Ein grellrotes Kopftuch hatte sie um das schwarze Haar geschlungen. Ihr Gesicht war weißer als das der anderen; zwei kühne, dunkle Augen blitzten trotzig daraus. Auch um den vollen Mund lag ein trotziger, gleichsam kampfbereiter Zug. Und das Rassige des Gesichts ward noch gehoben durch den feinen schwarzen Flaum, den die Oberlippe trug.

Das war Barbara Bryk. Mit leichtem Neigen des Kopfes erwiderte sie den Gruß und schritt geradeswegs durch den Menschenknäuel, der eine schmale Gasse für sie bildete, in das dunstige Schanklokal. Wie sie so dahinging, sah es aus, als wolle der Fuß von dem Fleckchen Erde, das er jeweilig bedeckte, ein für allemal Besitz nehmen — so fest und sicher trat sie auf. Sie beachtete dabei weder die glühenden, begehrlichen Blicke der jungen Burschen, noch die hämische Neugier, mit der die Mädchen ihr ins Gesicht sahen.

Eine der Keckſten trat ihr entgegen. „Weißt du die Neuigkeit schon, Barbara Bryk? Dein Liebster will zur Rübenernte! Geh' mit, weißes Täubchen! Was soll aus Sewerhn Kalinka in Sachsen werden?“

„Vielleicht bringt er dir einen Mann mit, Veronika Budny. Du könntest ihn brauchen!“ Ruhig schob Barbara Bryk dabei das Mädchen zur Seite. Aber es schien, als sei ihr Gesicht um einen Ton bleicher und der Fuß unsicherer.

Die Schenkstube war dicht gefüllt. Mit wartenden Augen saß allein an einem großen Tische der Agent. Er spielte mit dem Bleistift, blätterte in den Listen, die vor ihm lagen, und ließ eine angebrochene Rolle harter Talerstücke ab und zu dumpf gegen das Holz schlagen.

Begehrlich hafteten ein paar Dutzend Blicke an dem Gelde. Und immer, wenn der Agent sich räusperte und die alte Frage wiederholte: „Hat noch jemand Lust, sich gegen den bekannten hohen Lohn zu verdingen?“, belebten sich die stumpfen Gesichter, und die Muskeln zuckten wie in einem inneren Kampfe. Einer blickte stets den anderen an, doch jeder sah alsbald scheu zur Seite, wenn der Agent irgend einen von ihnen schärfer ins Auge faßte.

Ungeduldig klopfte er endlich mit dem Bleistift auf. „Wenn ihr nicht wollt, Leute,“ sagte er achselzuckend und begann die geöffnete Geldrolle einzuwickeln, „so wollt ihr eben nicht. Mein Schade wird's nicht sein, höchstens der eure. Ich krieg' Leute genug. Bei dem hohen Lohn will jetzt jeder die Sachsengängerei mitmachen. Was habt ihr hier? Euer Sand gibt gerade so viel, daß ihr nicht zu verhungern braucht. Verdingen

muß sich die Hälfte von euch so wie so. Na, den Lohn, den ihr hier bekommt, den kennt ihr allein. Dagegen haltet, was ich euch biete! Anfang November könnt ihr aus dem Anhaltischen wieder zurück sein, Oktober vielleicht schon, je nachdem die Ernte dies Jahr ausfällt. Die Reise wird bezahlt, und Handgeld ist gutes Geld! Wer sparsam ist, hat im November die Tasche so voll, daß er den Winter wie ein Graf leben kann. Aber wie gesagt: mir ist es gleich. In Szeklewo drängen sie sich dazu!" Er rief den Wirt zum Zahlen und ließ die Rolle Geld in seiner Tasche verschwinden.

„Macht's mir keiner nach?" rief Sewerhn Kalinka und leerte auf einen Zug sein Glas. „Freies Leben — schönes Leben — wie ein König, heirassa!" sang er.

„Ich, Euer Hochwohlgeboren," sprach da eine kleine stämmige Dirne und drängte sich mit rotem Kopf an den Tisch. „Psia krew, was kann dabei sein?"

„Immer nur 'ran, Pockennarbige! Schöne Leute brauchen sie in Sachsen!"

Unter lautem Hallo meldeten sich noch zwei Mädchen.

Barbara Bryk hatte am Schenktisch inzwischen ihre Einkäufe besorgt — denn der Wirt hielt auch die notwendigsten Waren feil — und wollte die Stube eben verlassen, als Sewerhn Kalinka sie bemerkte. Die Augen, die bisher begehrlich nach den Talern geschielt hatten, wandten sich nun einen Moment ihr zu.

„Was sagst du zu mir, Barbara Bryk?" rief Sewerhn. „Ich geh' mit den Sachsengängern!" Er rief es unsicher, aber bemühte sich, einen herausfordernden Ton anzunehmen.

„Ist nicht das Schlechteste," erwiderte das Mädchen ruhig. „Gott gebe dir Reichtum, und wenn du gleich dableibst, wünsch' ich dir ein langes Leben!" Als wollte sie jede Erwiderung abschneiden, verließ sie rasch den Krug und schritt durch die noch immer vor der Tür versammelte Menge die Dorfstraße hinab. Nach einer Weile bog sie links auf einen Fußpfad, der drüben nach dem Walde und ihrem Häuschen führte.

Noch finsterer und trotziger war ihr Gesicht geworden. Lange blickte sie nicht auf. Erst als ihr ein Tropfen auf die Nase fiel, hob sie das Haupt. „Aprilregen," murmelte sie verächtlich. Aber als die Tropfen sich immer schneller folgten, sah sie sich doch nach einem Schutze um.

Unweit des Pfades stand eine baufällige Hütte, schon windschief und vergraut. Fenster hatte sie nicht mehr, und eine Schütte faulen Strohes war alles, was auf dem gestampften Lehmboden lag. Um die Hütte herum häuften sich Steine, Flaschenscherben und anderer Plunder; wahrscheinlich hatten die Pflüger von den benachbarten Äckern alles mit Fleiß auf diesen unwirtlichen Platz geworfen. Die längst nicht mehr bewohnte Hütte hieß im Volksmunde das „Hexenschloß", und auf das Hexenschloß steuerte Barbara Bryk jetzt zu.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein sich wiederholendes Geräusch, als ob ihr jemand in heftigen Sprüngen nacheile. Sie wandte sich: richtig! Und sie wußte im Augenblick genau, wer mitten durch den Regen hinter ihr dreinlief. Es war kein anderer als Sewerhn Kalinka. Ein rascher Schimmer freudiger Befriedigung flog über ihr Gesicht. Im nächsten Moment war es wieder wie immer. Auch als sie ihren Namen rufen hörte, ließ sie sich mit dem Umdrehen immer noch Zeit.

Keuchend, halb außer Atem, erreichte sie der Bursch. Es war ein baumlanger Kerl, sehnig wie nur einer. Den Hut mochte er im Wirtshaus gelassen haben. Das Haar fiel ihm in die niedrige Stirn.

„Hast einen guten Schritt am Leibe!" rief er ihr zu.

„Es gibt Leute, die auch nicht an Langsamkeit leiden," antwortete sie.

„Wie man's nimmt! — Ich geh' also nun, Barbara Bryk; werd' ein Sachsengänger."

„Bist du mir deshalb nachgelaufen, um mir das zu sagen? Ich hab's schon im Krug verstanden."

Falten gruben sich in seine Stirn. „Du fängst an, wie du gestern aufgehört hast. Machst mir das Weggehen nicht sauer."

„Warum auch? Süß schmeckt besser, sagt meine Mutter."

„Barbara!"

„Nun ja, ja. Wenn du schon nach Sachsen gehst, so geh'! Was willst du noch hier?"

„Weshalb hab' ich denn Handgeld genommen? He? Vorgestern hätt' ich noch selber gelacht, wenn mir's einer gesagt hätt'. Da kam gestern der Zank — zum wilden Tier kannst du einen machen! Und wenn ich nicht wie verhext wär' von deinen Augen, hätt' ich gestern —"

Er hob den Arm wie zum Schlage. Ein kurzes Spottlächeln kräuselte ihre Lippen.

„So aber lief ich davon und nahm in der Wut Handgeld. Mein Name steht da, geschrieben ist geschrieben. Wie lange noch, und weg muß ich. Drei Tage, acht Tage, dann geht's in die Fremde. Wie ich dich heut' gesehen, hab' ich mich gegrämt, daß ich weg soll. Aber dann denk' ich wieder: ein Sommer vergeht rasch, und wenn ich im November mit Geld klimper', hab' ich Weihnachten eine Frau."

Sie hatte mit gleichgültigem Gesicht, aber aufmerksam zugehört.

Stärker rauschte jetzt der Regen. Ohne zu antworten, nahm sie hastig die Röcke zusammen und lief der unwirtlichen verlassenen Hütte zu.

„Wohin willst du?"

Sie deutete hinüber.

„Maria Joseph, ins Hexenschloß! Bist du von Sinnen?"

Statt jeder Erwiderung lief Barbara Bryk nur schneller. Bald hatte sie das schützende Dach erreicht. Sie schüttelte sich wie ein verregneter Pudel.

Unsicher war der Bursch ihr nachgegangen. Doch er blieb auf dem Raine stehen, welcher den unwirtlichen Platz vor der Hütte vom nächsten Acker schied.

„Bitt die heil'ge Jungfrau, daß sie dich vor Schaden bewahrt," rief er und schlug ein Kreuz. „Es geht keiner unter das verfluchte Dach!"

„Hast du Angst, Seweryn Kalinka?"

„Angst — Angst!" Er ballte die Faust. „Stell' mich hin gegen zehn, und dann wart' ab! Gegen Hexen jedoch ist alles vergeblich. Du weißt ganz gut, wer hier gewohnt hat. Du hast sie nicht gesehen — ich aber sah sie schleichen. Mit dem Teufel hat sie ein Bündnis gehabt, die Verfluchte, und der Teufel hat Macht über den Platz. Viele Jahre schon ist sie fort aus der Gegend. Meine Mutter hat sie reiten sehen auf dem Besenstiel durch den Schornstein. Der Platz jedoch blieb verhext: nur Steine wachsen darauf!"

Ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne sich um den heftigen Regen zu kümmern, sprach er. Barbara Bryk strich derweil das feuchtgewordene Haar zurecht.

„Wird nicht so schlimm sein," erwiderte sie dann. „Der Lehrer sagt, es gibt keine Hexen!"

„Pah, der Lehrer! Frag' im Dorf, wen du willst. Der Satan braucht Hilfe. Allein kann er nicht genug Verderben bringen. Gott schütze deine Seele!" Er schwieg. Nur der Regen rann und rauschte. Nach einer Pause: „Es wird so wie so nötig sein, daß er dich in seine Obhut nimmt, wenn ich weg bin!"

Heftig warf das Mädchen den Kopf hoch. „Ich kann mich schon wehren," sprach sie finster.

„Gegen zehn, zwölf Burschen? Psia krew, sie warten nur darauf, daß ich weg bin. Wie die Wölfe sind sie ja hinter dir. Wärst du nicht gestern so gegen mich gewesen, hätt' ich das Handgeld nicht genommen. Vielleicht wär's besser gewesen!"

Ihre Lippen preßten sich zusammen. „Vielleicht! Aber was ist da zu reden?"

„Wenig und viel. Wenn ich im November zurückkomme, will ich nicht hören, daß du das Liebchen von Lukas Woronicz oder von Roman Czarnecki bist. Der Waldhüter ist der schlimmste. Denkt, daß er wunder was ist!"

„Er hat mich bis jetzt in Ruhe gelassen, Sewerlyn Kalinka. Wenn mich einer grüßt, grüß' ich wieder."

„Und wenn er Augen macht wie ein verliebter Kater —?"

„An den Augen ist noch keiner gestorben. Wenn der Lukas und der Sigmund und der Mieczyslaw und weiß Gott wer nur Augen machen, kannst du ruhig sein!"

„Sie sollen nur mehr wagen!" rief er drohend. „Höre, Barbara: wir trinken Abschied im Kruge! Bruderherz, sag' ich und zeig' meine Faust, wer die Barbara Bryk anrührt, solang ich fort bin, den schlag' ich nieder damit, daß er die Engel und Erzengel pfeifen hört! Nun, paß auf: keiner wird etwas wagen."

Ein kurzes Lächeln umspielte die Lippen des Mädchens. „Versuch's! Ein Schade kann nicht dabei sein. Sachsen jedoch ist weit. Es ist besser, ich wehr' mich selber, als daß ich auf dich warte! Wenn die Mannsleut' 'mal toll sind, hilft eben rein gar nichts."

Der stärkste Guß war inzwischen vorübergegangen. Nur ein feiner Sprühregen fiel noch.

Barbara Bryk band das rote Kopftuch fest und trat aus der verrufenen Hütte. Als sie neben dem Burschen stand, machte er über sie und sich das Zeichen des Kreuzes.

„Besser ist besser. Wer weiß, was du mitschleppst!"

Langsam schritten sie nebeneinander. Der Wald kam näher; näher kam das Häuschen der Bryks.

„Geh' jetzt! Ich hab' zu tun. Ohne Feuer kocht keine Kartoffel." Ihre Stimme war gepreßt.

„Und wenn ich schon morgen oder übermorgen fahr', Barbara?"

„Dann geb' dir die heilige Jungfrau viel Gutes!"

Er seufzte. „Ein halbes Jahr geht rasch. Denk an mich, wenn die Wölfe heulen, und laß dich nicht fressen. Komm' ich wieder, hab' ich Geld. Dann kann Hochzeit sein, wenn's dir recht ist."

„Ist mir schon recht. Und die Wölfe werd' ich schon scheuchen. Das versprech' ich dir!"

„Dann leb wohl!"

Es glomm in seinen Augen auf. Mit kräftigem Ruck faßte er sie um die Hüften und riß sie an sich.

Sie wehrte sich einen Augenblick wild, Blitze in den Augen und heiße Röte im Gesicht. Dann zitterten ihre Lippen; in letztem Widerstreben bog sie sich zurück. Doch als sein Mund den ihren berührte, da fühlte auch er das heiße, durstige Brennen ihrer Lippen.

Jäh machte sie sich dann frei. „War nicht vonnöten," sprach sie mit rotem Gesicht. Und ohne sich umzusehen, schritt sie nach ihrem Häuschen und verschwand darin.

* *
*

Die Sachsengänger hatten Radolice verlassen. Die ersten Maitage brachten sonniges Wetter. Nach warmen Regenschauern hatte sich das junge Laub kräftig entfaltet. Die leuchtende Frische des zarten Grüns, das hier aus dunkler Erde brach und sich dort an kahle Äste hängte, tat den Augen wohl. Und wie sich Tag an Tag auch drängte — einen jeden erfüllte die Sonne. Die Bauern machten ihr ein schiefes Gesicht; Regen wär' ihnen lieber gewesen. Aber vom Morgen zum Abend zog die Leuchtende ihre Bahn. Die Felder waren heiß am Mittag, und selbst die Nächte waren schon erfüllt von stiller Wärme, die ins Blut ging.

Auf dem kleinen Hofe, der sich an das Häuschen schloß, hockte die Pani Eusebia Bryk und scheuerte ächzend und stöhnend ein paar Töpfe aus. Sie schielte auf dem linken Auge, davon bekam ihr ganzes Gesicht einen lauernden Zug, als ob sie immer hinten herum einen betrügen wollte. Sie war auch wirklich pfiffig und bildete sich etwas darauf ein. Die Händler, die herauskamen, hatten ihre Weisheit an ihr verloren.

Als könne sie nicht mehr weiter, richtete sie sich jetzt auf und trat, den Strohwisch noch in der Hand, an den rohgeflochtenen Zaun. Scharf spähend wanderten ihre Blicke umher.

„Wieder einer!" murmelte sie dann und schüttelte den Kopf. „Wie die Kater im Frühling. Äh, das Kätzchen ist bissig."

Am Zaun entlang ging sie ums Haus herum. Barbara besorgte das kleine Vorgärtchen.

„Heda, Töchterchen, mach' die Augen auf: die Freunde sind wieder wach. Ein altes Weib sieht keiner, doch wenn der Braten jung ist, hat er viel Liebhaber."

Im Nu war Barbara Bryk aufgesprungen. Vom Wühlen in der Erde waren ihre Finger schmutzig. „Die Wölfe," sagte sie wütend, „noch immer haben sie nicht genug. Wer ist es nun wieder?"

„Mit zwanzig Jahren sieht man besser wie mit vierzig, mein Täubchen. Da drüben — — wer wird's anders sein als Lukas Woronicz?"

„Der kommt nicht mehr," erwiderte das Mädchen kopfschüttelnd. „Seit er vor drei Tagen die Faust zwischen den Augen gehabt,

hat er's verlernt, nach mir zu sehen. Es ist ... ist ... pah, nur der Waldhüter, Pan Roman Czarnecki. Vor ihm bin ich sicher." Sie machte sich wieder bei den Pflänzchen zu schaffen.

„Wie soll das werden, o, ihr lieben Heiligen!" stöhnte die Pani Eusebia. Und kopfschüttelnd trollte sie sich, um weiterzuscheuern und weiterzuächzen.

Barbara hörte mit ihrer Arbeit auf, als die Mutter gegangen war. Finster lehnte sie sich gegen die Tür der Hütte und sah vor sich hin.

Es war alles gekommen, wie sie es nicht anders erwartet hatte. Kaum war Seweryn fort — und schon war der Teufel los! Nicht mehr retten konnte sie sich vor den Burschen! Als ob sie eine Wette untereinander gemacht, wer die Braut erringen würde, waren sie hinter ihr her. Sie schlichen ihr nach, wenn sie ins Dorf kam; sie umschlichen Abends das Haus; sie kamen unter irgend einem Vorwand gar bis in die Stube. Der eine versuchte, durch Geschenke ihr Herz zu rühren; der andere flehte sie an und spielte den Liebenswürdigen; der dritte drohte, er würde sich töten; der vierte steckte sich hinter die Pani Eusebia.

Sie war stolz darauf, daß alle gerade hinter ihr dreinliefen und die übrigen Dirnen des Dorfes kaum beachtet wurden. Sie war stolz darauf und lachte darüber, daß alle Mädchen sie haßten. Aber mehr und mehr wuchs über den Stolz ein Gefühl des Überdrusses, ein Gefühl der geheimen Furcht hinaus. Die ewigen Verfolgungen waren ihr widerwärtig und lästig, sie lehnte sich auf dagegen. Und dazu geschah es gerade jetzt in den warmen Frühlingstagen, daß sie oft schwer die Hände sinken ließ. Dann war es ihr, als streckten hundert begehrende Arme sich nach ihr aus, denen sie nicht entfliehen konnte, die ihr folgten bis in den letzten Winkel, gegen die es auf die Dauer kein Kämpfen gab.

Jetzt war Seweryn Kalinka erst ein, zwei Wochen weg, und schon war es schlimm genug. Wie sollt' es erst später werden?

Wohl hatte bisher nur einer gewagt, sie anzurühren. Und der war böse abgelaufen. Aber die Heiligen mochten wissen, ob die anderen nicht auch ihr Heil auf diese Art versuchen würden, wenn die Worte durchaus nicht verfingen.

Lukas Woronicz hatte ihr von je am wildesten nachgestellt. Vor drei Tagen hatte sie ihm eine böse Antwort gegeben. Er war nicht gegangen. Die Flämmchen waren in seine Augen gesprungen — die Flämmchen, die auch manchmal in Seweryns Augen aufblitzten und vor denen sie zitterte. Als wollt' er sie ersticken, hatte er sie an sich gepreßt. Sie hatte die letzte Kraft zusammengenommen, und während sie mit einer Hand ihn von sich abdrängte, hatte sie die andere zur Faust geballt und ihm die Faust mit voller Gewalt zwischen die Augen geschlagen. Aufbrüllend hatte er sie losgelassen. Da war sie wie der Hase vor dem Hund in Todesangst, mit zitternden Knien, gelaufen. Nur ein Fluch folgte ihr — Lukas Woronicz selber nicht.

Zu Hause hatte sie kaum mehr stehen können. Ihre Brust flog. Sie wußte, so ging das nicht weiter.

In der Kammer hing, von ihrem Vater her, eine alte Jagdflinte und ein Revolver. Sie konnte nicht damit umgehen. Wenn sie's lernte —! Dann sollt' ihr einer zu nahe kommen!

Wenn sie's lernte —! Sie dacht' es auch jetzt, als sie an der Tür lehnte. Und plötzlich drängte sie den Kopf so fest hintenüber, daß er sich gegen das Holz preßte. Es war ihr etwas eingefallen.

Als Roman Czarnecki, der Waldhüter, einige Minuten später am Haus vorbeikam, stand Barbara Bryk am Zaun.

„Gelobt sei Jesus Christus! ... Ein schöner Tag, Pani!"

„In Ewigkeit, Amen! Kommt Ihr vom Dorf, Pan Czarnecki?"

Er pfiff ein paar Töne. „Weiter noch — weiter! Hab' mir Pulver und Blei in der Stadt besorgt. Auch im Dorf war ich. Was geht's mich an, Pani!"

„Wie meint Ihr das?"

„Ich mein', daß Ihr eine harte Faust habt."

„Kann schon sein. Habt Ihr den Abdruck davon gesehen?"

„Das nicht. Nur gehört, daß er deutlich ist. Und ich hab' gelacht. Doch ich sag' Euch, Pani: Eure Faust ist nicht hart genug."

„Pah, will sie noch einer ausprobieren? Er kann's haben!"

Wieder pfiff der Waldhüter nach seiner Gewohnheit. „Einer? Hm! Aber was geht's mich an?"

Barbara Bryk sah ihm in die Augen. „Ihr wißt was!"

„Ach ... nicht zu reden, Pani. Scharfe Ohren hören viel. Ich hätt' geglaubt, das Dorf wird über Lukas Woronicz lachen. Jedoch es schimpft über Euch. Und wie gesagt: Eure Faust ist nicht hart genug. Für **einen** mag's gehen. Aber wenn's drei, sechs, zehn sind ... ich meine nur so."

Es war still. Barbara Bryk atmete schwer.

„Wollt Ihr mir einen Gefallen tun, Pan Czarnecki?"

„Ja — nein! Erst muß ich hören."

„Dann wartet." Eine Minute später brachte sie die Jagdflinte und den Revolver aus dem Häuschen. „Kann man damit noch schießen?"

Ein kurzer Blick. Dann spannte er gemächlich den Hahn, sah durch den Lauf, prüfte auch den Revolver. „Alt und rostig. Was geht's mich an! Man müßt' es reinigen. Dann geht's."

„Wollt Ihr das tun?" Und nach kurzem Zögern: „Wenn es nicht zu viel kostet."

Er gab die Waffen zurück. „Für Geld könnt Ihr's in der Stadt auch haben. Vielleicht besser."

„Und wenn Ihr nun ... es machtet, Pan?"

„Tu' ich's aus Spaß. Bin neugierig, was die Dinger sollen."

„Schießen," sprach Barbara Bryk.

„Versteht Ihr das?"

„N—nein! Aber wenn Ihr morgen beides wiederbringt, könntet Ihr es mir vielleicht zeigen. Ich würd' Euch danken dafür."

„Der Dank hat Zeit," erwiderte Roman Czarnecki, grüßte und ging mit der Flinte und dem Revolver dem Walde zu.

Barbara Bryk hatte ein entschlossenes Gesicht. „Drei, sechs, zehn," murmelte sie vor sich hin. „Kommt nur! Wenn ich den Revolver hab', kann ich's abwarten."

Und doch zitterte etwas geheim in ihr. Die begehrlichen Arme streckten sich immer näher. Und immer ferner zog Sewertyn Kalinka, der allein sie schützen konnte.

Warum hatte er sie verlassen? Wie konnt' er sie den Wölfen preisgeben?

In Trotz dachte sie an ihn. Sie mußte sich selbst immer wieder sagen, daß ihr Benehmen ihn mit dazu veranlaßt hatte, daß er das Geld zur Heirat aus Sachsen mitbringen wollte. Und es wär' doch tausendmal besser gewesen, wenn er hier geblieben wäre.

Eine wilde Liebe schwoll in ihr auf. Sie sprach seinen Namen — so zärtlich wie niemals vor ihm. Das konnt' sie nicht. Und ihre Lippen öffneten sich leicht, als wollten sie sich anderen entgegenbiegen. Sie fühlte den heißen Kuß, den er beim Abschied darauf gedrückt. Im Regen war's. Damals als sie aus dem Hexenschloß kam.

Noch jetzt begriff sie nicht, daß Sewertyn Kalinka so abergläubisch sein konnte. Wie er Furcht hatte vor den bösen Geistern! Nun ja, er hatte die Hexe schleichen sehen!

Barbara Bryk stand noch einen Moment nachdenklich. Dann schritt sie ums Haus herum. Die Pani Eusebia war mit den Töpfen fertig und stülpte sie verkehrt auf die Zaunstaketen.

„Ich möcht' was wissen, Mutter. Wie ist das eigentlich mit dem Hexenschloß?"

„Ach" — Pani Eusebia war verwundert — „frag' hin, frag' her; Bescheid kann nicht jeder geben. War ein altes Weib, die Pani Madurowicz, krumm, graues Haar. Der Mensch liebt die jungen, der Teufel die alten. Hat Bilsenkraut gesammelt und Tränke gerührt, auch bei Vollmond Stechapfel und Tollkirsche gepflückt. Damit ist sie dann verschwunden. In die Stadt, hat sie gesagt, zum Apotheker. Doch es hat ihr keiner geglaubt. Fiel dem Schulzen ein Stück Vieh, wurden die Kinder krank bei Kalinkas den Alten, brannte der Schober mitten auf dem Felde. Wer hat's getan? Die Hexe, die Madurowicz. Um ihr Haus haben die Eulen geschrien; eine graue Katz' hat am Fenster gesessen, und der Teufel hat Nachts oft feurige Kreise um den Schornstein gezogen, eh' er einfuhr. Äh, die Leute ... gezittert haben sie alle, geflucht haben sie ihr, keiner hat sich ihr in die Nähe getraut. Keiner wollt' ihr was verkaufen. Teufelsgeld wollen wir nicht — immer dasselbe, wohin sie gekommen ist. Nun, was blieb

ihr übrig? Eines Morgens hat sie kein Feuer gemacht, hat aus der Stadt ein Wägelchen kommen lassen, ihre Sachen draufgepackt — weg war sie, weg blieb sie. Aus dem Dorfe jedoch kamen die Leute, warfen die Fenster ein, verfluchten das Hexenschloß. Da steht es — keiner traut sich 'rein! Frag' hin, frag' her — wer was besseres weiß, mag reden."

Barbara Bryk hatte mit übereinander geschlagenen Armen zugehört. „Solche Angst haben sie davor," sagte sie. „Und du, Mutter?"

„Ich? Was willst du von mir? Töpfe scheuern — schöne Arbeit!"

„Ich mein', wir sind doch vom Feld beim Gewitter mal ins Hexenschloß gelaufen."

Die Alte hob den schielenden Blick. „Hat's geschadet, Töchterchen?"

„Nicht. Du bist eine kluge Frau, jeder hört auf dich. Warum soll ich nicht fragen? War die Madurowicz eine Hexe?"

Eusebia Bryk knurrte: „Frag' den Teufel. Nur er kennt seine Liebchen."

„Pah, er wird mir nicht antworten. Der Lehrer sagt, es gibt keine Hexen. Ich will's aber genau wissen."

„Dann red' mit dem Propst. In die Stadt mußt du so wie so bald. Möcht' nur hören, was dir einfällt."

„Es eilt nicht," sagte Barbara Bryk. „Nur weil Seweryn Kalinka solche Angst hat!" —

Am anderen Tage brachte Roman Czarnecki die Jagdflinte und den Revolver zurück.

Hastig griff das Mädchen danach. „Ich dank Euch, Pan. Nun, wie ist es?"

„Das sollt Ihr sehen. Gebt einmal her." Er lud. „Paßt auf den untersten Zweig auf dort am Baume." Der Schuß krachte.

„Nun, Euer Wohlgeboren?"

„Wirklich. Er ist nur gestreift. Überzeugt Euch, Pani, daß er gestreift ist. So oder so: am Revolver liegt es nicht, wenn Ihr zu klagen habt."

„Und wollt Ihr mich lehren?"

„Dazu bin ich hier. Seht, so spannt man den Hahn. Nun versucht erst mal — richtig!"

Er zeigte ihr, wie sie laden sollte, und ließ es sich mehrere Male vormachen. Dann ging er weiter. Er ließ sie zielen, erklärte ihr, wozu das Visier da sei. Er führte ihren Arm. Sie zuckte. Da griff er den Arm nur stärker.

„Gezuckt wird nicht, Pani!"

Sie ward rot. „Es war nur so ein Augenblick. Ihr habt einen harten Griff."

„Härter als Eure Faust. Beliebt es?"

Als sie zum erstenmal leidlich traf und er befriedigt nickte, hatte sie ein frohes Gefühl. Nun mögen sie kommen, dachte sie. Und laut: „Ich hab' nicht geglaubt, daß ich es so schnell lerne. Gott lohn's Euch, Pan."

Er nickte. „Morgen fahren wir fort. Heut' hab' ich keine Zeit mehr."

„Aber ... morgen ... ist denn das nötig?"

„Was geht's mich an? Nötig jedoch ist es!"

Barbara Bryk machte rasche Fortschritte. Trotzdem hatte sie vor der halben Stunde, in der Roman Czarnecki den Lehrer spielte, eine stille Angst. Sie nahm sich stets zusammen, daß sie nicht zuckte, wenn er ihren Arm faßte, ihre Hand führte, ihren Kopf bog. Letzteres geschah, als er sie mit der Jagdflinte umgehen lehrte. Im Walde ließ er sie Häher und Eichkatzen schießen. Sie ward immer sicherer. Pulver und Blei brachte er ihr.

„Wenn Ihr in die Stadt kommt, gebt Ihr's wieder," sagte er, wenn sie dafür bezahlen wollte. Und eines Tages beim Abschied deutete er auf den Revolver: „Ein guter Freund. Aber Ihr braucht immer noch einen stärkeren. Es sind zu viel Wölfe. In acht Tagen frag ich nach!" —

Während der ganzen Zeit hatten die Burschen das Haus umschwärmt. Es schien wirklich ein geheimer Plan zu bestehen, die Widerspenstige mit vereinten Kräften zu zähmen. Nur war man sich wohl nicht einig, wie das am besten geschehen könne. Die Lektion, die Lukas Woronicz davongetragen, freute die Nebenbuhler innerlich von Herzen, ob sie auch auf Barbara Bryk schalten. Ein paar Tage wagte sich keiner recht heran an sie. Und als sie einst wieder vom Dorf nach ihrem Häuschen ging und Sigmund Rej, nach Lukas Woronicz der keckste, rasch hinter ihr dreinkam, um sein Heil wieder einmal zu versuchen, blieb sie stehen, wartete, bis er etwa noch zehn Schritt nur entfernt war, und sagte dann: „Wenn Ihr ein Kavalier seid, werft Eure Mütze hoch, Pan!"

„Ihr spottet, schönste Herrin —!“

„Nicht einmal das tut Ihr für mich? Nun, da soll man glauben —“

Sie konnte nicht ausreden. „Alles für Euch, Pani!“ rief der Bursch, der aus ihren letzten Worten Hoffnung sog. Und jauchzend flog die Konfederatka in die Höhe, daß ihre vier Zipfel sich drehten.

In demselben Moment, blitzschnell, hatte Barbara Bryk den Revolver gezogen — ein Krach — „Seht, Pan Rej, so schieß' ich jetzt! Sagt es den anderen! Es sind noch fünf Schuß darin!“

Der Bursche begriff noch nicht. Er raffte die Mütze auf. Ein kleines, kreisrundes Loch war alles, was zu sehen war. „Psia krew, Ihr schießt gut!“

Auf seinen finsteren Blick lachte sie.

„Nehmt's nicht übel. Man will sich doch zeigen — Ihr versteht!“

Mit kurzem Nicken schritt sie ihren Weg weiter. Sigmund Rej starrte mit verbissener Wut bald auf die Konfederatka, bald hinter dem Mädchen drein. Dann hob er drohend die Faust, doch zog er es vor, ohne jeden weiteren Annäherungsversuch umzukehren.

Von diesem Tage an war jede Nebenbuhlerschaft zwischen den Burschen beseitigt. Ein stärkeres Gefühl hatte sie abgelöst. Der Revolverschuß — das war gleichsam eine offene Herausforderung und Verhöhnung.

„So schieß' ich jetzt! Sagt es den anderen!“ — nicht nur Sigmund Rej knirschte mit den Zähnen, wenn er an diese Worte Barbara Bryks dachte! Alle anderen Burschen empfanden gleich ihm. Hatte bisher jeder auf eigene Faust sein Glück versucht — jetzt standen sie zusammen. Ihre Ehre war verletzt. Offen hatte ihnen das Mädchen den Krieg erklärt.

Die vernachlässigten Dorfschönen spotteten und hetzten. Auch für sie war der Zustand unerträglich.

„Was macht die Konfederatka, Sigmund Rej?“ fragte Anastasia Pasek.

„Weit vom Schuß ist immer am besten, Pan Lukas!“ höhnte Veronika Budny.

Die Burschen schäumten. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Wilde Pläne tauchten auf. Sie scheiterten alle daran, daß keiner dem anderen die Braut gönnte.

Endlich rückte einer mit einem Vorschlag heraus, dem jeder zustimmen mußte. Sigmund Rej und Mieczyslaw Osdowski wurden dazu ausersehen, die Sache in die Wege zu leiten.

Barbara Bryk war mittlerweile unbekümmert um die bösen Blicke im Dorfe aus und ein gegangen. Keiner hatte sie mehr verfolgt. Um so verwunderter war sie, als sie auf der Mitte des Heimweges einmal gleich zwei Burschen traf, die ihr direkt entgegenkamen. Sie hatte seit der letzten Affäre solche Zuversicht gewonnen, daß sie auch jetzt den Revolver ruhig schußbereit machte.

Aber Sigmund Rej hob die Hand. „Gelobt sei Jesus Christus. Wir haben nichts Böses vor — nur sprechen wollen wir mit Euch, Pani!“

Sie spannte den Hahn, senkte den Lauf der Waffe jedoch zur Erde.

„Bleibt stehen, wo ihr steht. Und sagt kurz, was ihr wollt. Viel Gescheites wird's nicht sein.“

„Pani,“ begann der eine, „Ihr wißt, daß wir alle in Liebe zu Euch entbrannt sind. Ihr jedoch höhnt einen jeden. So kommt es, daß wir alle wider Euch sind. Ihr habt dem Lukas eine Beule geschlagen und mir die Mütze zerschossen. Wer weiß, was Ihr dem dritten tut.“

„Ich schieß' *unter* die Mütze, Pan Sigmund — zwei Zoll darunter. Dann bin ich wieder einen los!“

„Damit der Gendarm Euch holt? Hopla, Pani — so dumm seid Ihr nicht! Jedoch tut Ihr, was Ihr wollt — wir tun, was *uns* paßt. Und wir haben geschworen, Euch zu bändigen. Gut oder böse — es muß sein. Wollt Ihr *allein* gegen zwölf von uns kämpfen? Dazu müßte Euch die heilige Jungfrau den Verstand verwirren. Nun also — damit es nicht zu Streitigkeiten kommt, sind wir beide zu Euch gesandt. Und wir sollen Euch sagen: gebt gutwillig nach! Wählt Euch selber unter den zehn, zwölf von uns einen, der Euer Bräutigam ist. Mich, den Lukas, den Mieczyslaw oder wen Ihr wollt. Psia krew, einer wird Euch schon gefallen! Dann wollen wir anderen Euch in Ruhe lassen und Euch kein Haar krümmen. Das haben wir bei der heiligen Jungfrau geschworen.“

Barbara Bryk kniff die Augen zusammen und lachte auf.

„Ein guter Plan. Habt ihr ihn vom Advokaten? Und was kostet er?"

„Spottet ruhig, Pani. Bald spottet Ihr nicht mehr. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

„Einen Bräutigam wählen? He, und wenn ich nein sag'?"

„Dann seid Ihr nicht klug. Wir werden Euch zwingen. Alle zusammen haben wir das Bündnis geschlossen."

„Zwölf gegen ein Weib!" lachte sie höhnisch. „Nun, ihr seid mir Kavaliere!"

„Hin, her — Ihr habt uns gekränkt! 's ist keine Ehre für uns, wie Ihr Euch benehmt. Überlegt Euch gut: wen wollt Ihr wählen?"

Hoch richtete sie sich auf. „Ich hab' schon gewählt, Sigmund Rej. Und wenn Ihr neugierig seid, wer mein Liebster ist — — hier! Er spricht kurz, aber deutlich, Pan, deutlich!" Sie ließ den Revolver in der Sonne blitzen.

„Nicht gegen zwölf, Barbara Bryk! Da hilft Euch der Liebste nicht. Nehmt Vernunft an und hört auf uns. Kein anderer kann Euch schützen, nur der, welchen Ihr wählt. Ihr habt Zeit. Acht Tage könnt Ihr nachdenken, und niemand von uns wird so lange Euch in den Weg treten. Das beteuern wir Euch! Nach einer Woche jedoch bin ich wieder hier und hol' mir die Antwort."

„Nehmt sie gleich!" schrie sie trotzig. „Lieber ins Gefängnis als unter euch Wölfe! Der erste, der mir zu nahe kommt — den küßt mein Liebster hier zwei Zoll unter der Mütze!"

Im Bogen, den Revolver in der Hand, schritt sie fest um die Burschen herum.

„Also in acht Tagen!" rief ihr Sigmund Rej nach.

Sie antwortete nicht mehr. —

„Was hast du, Töchterchen?" fragte ihre Mutter zu Hause.

„Ärger!" erwiderte sie.

Pani Eusebia stöhnte, aber fragte nicht weiter. Sie wußte, daß Barbara doch nicht mehr geredet hätte.

Das Herz des Mädchens war wirklich voll Trotz und Ärger. Der Mut verließ sie wohl nicht, das Vertrauen auf die Waffe und ihre Schießkunst noch weniger. Und doch schauerte sie manchmal zusammen, wenn sie an das Bündnis der zehn, zwölf Burschen dachte. Die Eifersucht des einen auf den anderen hatte sie bisher verhältnismäßig gesichert. Jetzt waren sie alle einig gegen sie. Die begehrenden Arme drängten näher, es gab auf die Dauer wohl doch kein Entrinnen.

Und dabei hatte sie Sewerhn Kalinka versprochen, auf ihn zu warten; versprochen, die Wölfe zu scheuchen!

Der Schweiß trat ihr auf die Stirn.

„Pah, der Revolver!" tröstete sie sich. „Er hilft — er muß helfen!"

Roman Czarnecki, der Waldhüter, würde wohl auch dieser Meinung sein. Er wollte ja wieder mal vorsprechen. Sie wartete ordentlich darauf, als müsse er sie sicherer machen. Wartete darauf, um sich das Herz frei reden zu können.

„Ihr habt recht gehabt, Pan," sagte sie, als er ankam, und lächelte absichtlich sehr sorglos. „Die Wölfe tun sich zum Rudel zusammen."

„Wünsch' viel Glück," brummte er. „Glück werdet Ihr brauchen!"

„Den Revolver nötiger. Es war gut, daß Ihr mich gelehrt habt — nun brauch' ich keine Furcht zu haben. Piff — paff, weg sind sie!"

„Meint Ihr, Pani?" erwiderte er gemächlich und hängte seine Flinte am Riemen über den Zaun. „Wenn Ihr das Ding da habt, ladet mal!"

„Ist immer bereit. Was soll's?"

„Nun, was geht's mich an? Aber probieren ist immer besser. Nehmt an: ich bin der Lukas und will Euch was! Legt ruhig auf mich an!"

Den Kopf etwas geduckt und vorgeschoben stand er da.

„Das ist Scherz, Pan Czarnecki."

„Der Ernst wird ähnlich aussehen. Achtung, Pani!"

Blitzschnell war er vorgesprungen, hatte ihr die Waffe aus der Hand geschlagen, sie mit den Armen gepackt, als wollte er sie zerbrechen. Aber noch ehe sie einen Laut herausbekam, hatte er sie auch schon wieder freigegeben.

„Zu spät, Pani. Ihr laßt Euch überrumpeln. Paßt besser auf und schießt schneller."

Sie zitterte. Vor Überraschung zitterte sie, vor Schreck, vor etwas anderem, das sie heiß machte.

„Seid Ihr bereit?"

Mit aller Willenskraft zwang sie das Zittern nieder. „Einen Augenblick, Pan!"

Er nickte und sah nach dem blauen Himmel. Barbara Bryk prüfte fast mechanisch den Revolver. Sie empfand jetzt etwas wie Haß. Sie wollte nicht zucken, sie wollte nicht wehrlos sein, sie wollte nicht zu spät schießen. Was sollte mit den zwölf werden, wenn der eine schon —

„Fertig!" rief sie heftig und warf den Kopf hoch. Und mit gepreßtem Lachen: „Wenn ich Euch nun treff'?"

„Meine Sorge, Euer Wohlgeboren. Es tut keinem anderen weh, nur mir. Seht: so springen die Wölfe vielleicht!"

Statt mit einem Satze, wie vorhin, sich gerade auf sie zu werfen, beschrieb er einen Bogen. Der Schuß streifte seitwärts seinen Ärmel, ein zweiter ging in die Luft — der Lauf war in die Höhe geschlagen —, und schon spürte sie wieder den wilden Druck der Arme, die jede Bewegung lähmten. Sie versuchte kurz, sich ihm zu entringen. Sein heißer Atem streifte sie.

„Ich will ... nicht!" keuchte sie und stemmte sich mit aller Gewalt gegen den Boden.

Doch er hob sie ein wenig, daß ihre Füße nicht mehr die Erde berühren konnten, und setzte sie dann so nieder, daß sie in die Knie brach.

„Laßt mich los!" Rauh, befehlend, seltsam klang es.

„Schon geschehen, Pani."

Sein Gesicht war kaum rot, als er sie aufhob und dann mit einer fast ehrerbietigen Verneigung zurücktrat.

Es war still. Barbara Bryk hatte die Hände gegen die heftig atmende Brust gepreßt. Das Weinen mochte ihr näher sein als das Lachen. Ihr Blick war finster und wich dem seinen aus. Achtlos lag der Revolver neben ihr im Sande. Roman Czarnecki bückte sich danach und blies den Staub ab.

„Erinnert Ihr Euch damals meiner Worte?" sagte er. „Es ist ein guter Freund hier, aber Ihr braucht einen stärkeren. Zu viel Wölfe, viel zu viel. Selbst gegen einen kommt Ihr kaum auf. Nun, was geht's mich an?"

Sie nagte heftig an der Unterlippe. „Wenn Ihr das wußtet," schrie sie plötzlich auf — „warum habt Ihr es mich gelehrt? Warum erst?" Alle ihre Gesichtsmuskeln spannten sich.

„Hat mir Spaß gemacht, Pani Barbara. Und Ihr schießt gut. Alles kann man einmal brauchen — die lieben Heiligen wissen, wann!"

Sie trat an den Zaun, die Finger umkrampften das Flechtwerk. Nach einer Weile sprach sie: „Ihr habt mir Patronen genug mitgebracht. Ich geh' morgen nach der Stadt Dann könnt Ihr sie Euch abholen."

„Ganz nach Eurem Befehl. Übrigens: im Wald krächzen die Häher. Wollt Ihr schießen?"

„Nein!"

„Dann lebt wohl!"

Aber kein Laut rang sich von den festgeschlossenen Lippen Barbara Bryks.

* * *

Eine dumpfe, untätige Verzweiflung war in ihr zurückgeblieben. Sie grollte der ganzen Welt und hätte sie doch am liebsten wieder zu Hilfe gerufen. Besonders von einer heftigen Empfindung gegen Roman Czarnecki war sie erfüllt. Es war kein Haß, aber ein schweigsamer Zorn, der sich in sie hineinfraß. Es schien ihr, als hätte er ein doppeltes Spiel gespielt, als hätte er sie schmählich getäuscht, als hätte er sie nur demütigen wollen. Indem er ihr klipp und klar bewiesen, daß sie nichts, gar nichts gegen die verbündeten Burschen ausrichten könne, hatte er sie jeglichen Halts beraubt. Gerade das verzieh sie ihm nicht.

Das Schicksal brach herein über sie; die letzte Möglichkeit, den begehrlich ausgestreckten Armen zu entgehen, war ihr genommen.

Was nun?

Immer wieder quälte sie die eine Frage. Niemand gab ihr Antwort darauf.

Sie schlief schlecht und fuhr unruhig oft empor. Als es gegen Morgen ging, erhob

sie sich mit schweren Gliedern. Sie mußte ja in die Stadt — Roman Czarnecki mußte die Patronen wiederhaben —, sie wollte nichts von ihm geschenkt. Jetzt erst recht nicht!

Die Stadt war vom Dorfe noch über zwei Meilen entfernt. Barbara Bryk hatte also einen tüchtigen Weg vor sich. Den Revolver ließ sie liegen. Er half doch nicht. Und außerdem hatte sie für heute und die nächsten Tage ja nichts zu befürchten.

Stumpfer als sonst schritt sie dahin. Als sie das Hexenschloß drüben sah, mußte sie an die Madurowicz denken. Bilsenkraut und Tollkirsche hatte sie gepflückt, eine graue Katze hatte vor der Tür gesessen, in feurigen Ringen war der Teufel Nachts in den Schornstein gefahren.

Die Madurowicz hatte es doch eigentlich gut gehabt. Jeder war ihr aus dem Weg gegangen, keiner hatte gewagt, sie zu behelligen.

In finsteren Gedanken schritt Barbara Bryk weiter. Sie sah sich mehrere Male noch nach dem Hexenschloß um. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, was die Mutter von der Madurowicz erzählt hatte. Wie ängstlich hatte sogar SewerGyn es vermieden, dem verrufenen Hause allzu nahe zu kommen! Und Sewergn war der stärkste und tapferste, daran ließ sich nicht zweifeln. Wo er sogar den Mut verlor, da liefen Lukas Woronicz und die übrigen Dorfburschen doch gewiß wie die Hasen.

Sie blieb plötzlich stehen und sah starr vor sich hin. Dann schüttelte sie unwirsch den Kopf, als wollte sie einen törichten Gedanken ein für allemal loswerden. Doch während sie Kilometer für Kilometer zurücklegte, murmelte sie vor sich hin wie jemand, der sich unablässig mit etwas beschäftigt. Ein unsicherer Ausdruck kam dabei in ihr Gesicht. So sieht der verirrte Wanderer in tiefer Nacht einem schwachen Lichtschein entgegen, den er selbst für trügerisch hält, und an den sich doch seine letzte Hoffnung klammert.

In der Stadt besorgte Barbara Bryk die Patronen und einiges andere. Zögernd schaute sie dann in die Fenster des stattlichen Pfarrhauses. Doch als ob sie sich der eigenen Unentschlossenheit schäme, schritt sie plötzlich tapfer die Stufen empor. Vom Pfarrer ging sie zum Lehrer. Ein tiefes Atmen dehnte ihre Brust, als sie wieder ins Freie trat. Mit raschen Schritten machte sie sich auf den Rückweg.

„Es gibt keine Hexen," murmelte sie immer wieder, als wollte sie es sich für immer einprägen. „Es ist Aberglaube!"

Gedankenlos gab sie den Gruß eines Bauern zurück.

„Auch die Madurowicz war keine Hexe. An ihrem Seelenheil hat sie keinen Schaden genommen!"

Sie schob das Kopftuch zurecht.

„Heda, Pani," rief ein Kossäte vom Einspänner herab, „wollt Ihr mit?"

„Danke, Euer Wohlgeboren, ich geh' schon!" Beinahe hätte sie gesagt: „Ich hab' zu denken!"

Und immer wieder: Hexen gibt es nicht, dem Seelenheil schadet es nicht, auch die Madurowicz war keine Hexe. Das Dorf jedoch hat geglaubt, sie stehe mit dem Teufel im Bunde. Deshalb haben alle sie gefürchtet, und keiner ist ihr zu nahe gekommen.

Als Barbara Bryk durch Radolice schritt, glänzten ihre Augen. Sie war beinahe schon zu Hause, als Dorfleute ihr entgegenkamen. Da bog sie zum Hexenschloß hinüber. Sie hielt sich lange darin auf. Trotzdem sie müde vom Wege war, gaben ihr die Gedanken auch Nachts keine Ruhe.

Am nächsten Morgen betete sie lange vor dem Muttergottesbilde. Dann streckte sie die Arme aus. „Sewergn Kalinka, ich halt' dir den Schwur. Die Wölfe sollen mich nicht fressen!"

Pani Eusebia brachte gerade Holz aus dem Walde im Bündel angeschleppt.

„Setz dich, Mutter!" sagte Barbara Bryk und stellte sich selber ans Fenster. „Zwei Köpfe sind mehr als einer. Und wenn uns Gott nicht erleuchtet, wirst du im Alter wenig zu essen haben."

„Barmherziger! Was soll das?"

Die Tochter blieb ruhig. „Was kommen muß, kommt. Wie die Burschen mir nachstellen, weißt du. Ich jedoch hab' dem Sewergn Kalinka versprochen, auf ihn zu warten. Kommt er aus Sachsen, hat er Geld. Dann wird er mich heiraten. Sein Tisch,

sagt er, ist groß genug, daß auch du die Beine darunter stellen kannst."

„Gott segne ihn!" stammelte die Pani Eusebia. „Ich altes Weib könnte verhungern!"

„Nun jedoch," fuhr Barbara in gleichem Tone fort, „wird das alles anders werden. Die Wölfe heulen. Seit ich dem Lukas die Faust ins Gesicht geschlagen und dem Sigmund Rej die Konfederatka zerschossen, sind sie wie toll. Sie haben mir sagen lassen, wenn ich nicht in einer Woche mir einen von ihnen zum Bräutigam wähle, werden sie mich zwingen — zehn, zwölf auf einmal gegen mich. Was ist da zu tun? Da hilft keine Faust, kein Revolver. Wenn ich die Tür verschließ', kommen sie durchs Fenster. So oder so — in acht Tagen werd' ich das Liebchen von Lukas Woronicz oder von dem oder von dem sein. Kommt der Seweryn zurück, schlägt er mich tot oder spuckt aus. Heiraten wird er mich nicht — nun, das ist klar! Du jedoch, wenn du weiß bist, kannst verhungern! Gott will es — ich weiß keinen Rat mehr!"

Sie sah nach draußen. Pani Eusebia war einen Augenblick erstarrt. Dann rief sie alle Heiligen an, raufte sich das Haar, verwünschte das ganze Dorf und sich selbst, bis sie ächzend und nach Luft schnappend zurücksank.

Mit keinem Wort hatte Barbara sie unterbrochen. „Hier hilft das Beten nicht und nicht das Fluchen!" sagte sie endlich. „Ich hab' meinen Kopf angestrengt — streng du den deinen an! Umsonst wird es auch sein!"

Die Pani Eusebia nahm sich zusammen. Man konnte den Gendarm benachrichtigen — aber sollte er Tag und Nacht Wache stehen? Oder man konnte Barbara fortgeben, weit fort, in ein anderes Dorf. Aber wer tat hier die Arbeit, wer half bei der Ernte, wer blieb bei ihr, dem einsamen alten Weibe?

„Es gibt keinen Ausweg," stöhnte sie — „heilige Mutter Gottes, was für eine Welt!"

Als sie ganz mürbe war, sprach das Mädchen plötzlich: „Wenn die Frau Mutter mir helfen will — ich möcht' schon einen Weg noch finden! Jedoch —"

Wie der Blitz war die Alte auf. „Red', mein Täubchen, erbarm dich! Warum red'st du nicht?"

Barbara Bryk trat ganz dicht an sie heran und setzte ihr flüsternd auseinander, was sie plante.

Erschrocken schlug die Pani Eusebia das Kreuz.

„Das ist sündhaft — o, o, was willst du tun, Töchterchen! Damit spielt man nicht. Man hält dem Teufel im Scherz die Hand hin, und er nimmt sie im Ernst."

„Dann willst du verhungern? Gut, gut. Und ich werde das Liebchen von Lukas Woronicz! Wie du befiehlst!"

„Aber Kindchen," ächzte die Alte außer sich.

„Nichts mehr zu reden! Ja oder nein?"

„Es nimmt kein gutes Ende. Die heilige Jungfrau bewahre uns! Wer die Hölle nicht in der Jugend verdient hat, verdient sie im Alter. Der Satan selbst hat die Wölfe gehetzt. Äh, so oder so — ihm entgeht man nicht!" —

Barbara Bryk ging am Nachmittag weit über Land, die Pani Eusebia jedoch stürzte ins Dorf hinein. An diesem und jenem strich sie vorüber. Dann hüstelte sie: ihr entgegen kam die Frau Julia Kobylek. Das war die rechte; die suchte sie.

„Langes Leben, Pani Bryk! Wie geht's, wie steht's, was macht das Töchterchen? Wird immer schöner — he? Was soll es auch machen?"

„O Pani Kobylek, o, o, o! Fragt nicht erst nach. Selbst meiner besten Freundin könnt' ich's nicht sagen. Betet ein Paternoster. Was Besseres weiß ich nicht."

Und stöhnend wollte die Pani Eusebia weiter.

„Maria Joseph, was ist passiert? Kein Wörtchen weiß ich, nicht so viel! Freundin, Gönnerin, schüttet Euch aus! Ihr kennt meine Teilnahme, mein Herz ..."

„Quält mich nicht. Es ist zu schrecklich! Bin ich noch lebendig? Man glaubt es nicht, keiner wird es mir glauben, selbst Ihr nicht, wo ich doch Eure Teilnahme kenne! Laßt mich gehen, Pani. Niemand kann mir helfen!"

Die Augen der anderen brannten in fieberhafter Neugier.

„Vertraut Euch an, redet — bei allen Heiligen, Euch wird leichter werden! Keiner hört uns! Tretet hier ein — Freundin, Gönnerin, ich zittere!“

„Ich darf nicht,“ ächzte Eusebia Bryk. „Selbst wenn Ihr verspräche, kein Wörtchen zu erzählen! Man verspricht sich, man hat seine Zunge nicht so im Zaum, man —“

„Psia krew, Ihr wollt mich beleidigen! Bin ich nicht verschwiegen? Die Zunge beiß' ich mir eher ab ... Beim Blut des Heilands, das könnt Ihr glauben!“

„Glaub' ich, glaub' ich! Jedoch —“ Und plötzlich, raunend, mit schielendem Blick: „Habt Ihr nichts bemerkt ... gestern nacht?“

„So wahr ich hier steh' — nichts, Pani! Was ist los? Mit dem Töchterchen? Hab' ich's nicht gleich gesagt? So sind die Männer ... Heda, wie heißt der Liebste? Sewerny Kalinka — natürlich!“

Eusebia Bryk packte sie an die Schulter. „Wenn er's wäre ... o, o, wenn er's wäre! Hundert Paternoster wollt' ich beten! Doch ein anderer ist es — erschreckt nicht, Pani — ich muß es einem sagen, ich weiß, Ihr sprecht nicht darüber — ein Bräutigam, der stinkt .. Gott schütz' uns alle. Versteht Ihr mich? Denkt an die Madurowicz!“ Sie heulte in die Schürze hinein.

„Pani!“

Mit einem Ruck hatte sich Julia Kobylek losgerissen. Ihre Knie zitterten, als wollten sie brechen, starr blickten ihre Augen. Sie wollte ein Kreuz schlagen, aber die Hand sank nieder.

„Gott sei uns gnädig — was sprecht Ihr da? Seid Ihr von Sinnen?“

Eusebia Bryk nahm die Schürze nicht von den Augen.

„Ich hab's gewußt,“ stöhnte sie — „es glaubt mir keiner. Aber mit leibhaftigen Augen —“ Sie zitterte.

„Mit Euren Augen, Pani?“

„Mit meinen Augen! Eine graue Katz' sitzt vor der Tür wie bei der Madurowicz. Und gestern nacht — erlaßt es mir! Lieber schon tot! O heilige Jungfrau!“

„Teufelsliebchen,“ murmelte Julia Kobylek, „Hexe! Was war's gestern nacht, Euer Wohlgeboren?“

„Der Satan kam selber. Was weiß ich! Hab' gebetet und geschrien — aber überm Haus die feurigen Kreise — und das Töchterchen lacht! Lacht, Pani!“

Abergläubische Furcht stand in den Augen der Dörflerin. Vom jähen Schrecken hatte sie sich erholt, nur ab und zu lief's ihr heiß und kalt den Rücken hinunter. Aber größer noch war die Neugier, die sie durchzitterte. Und sie war die erste, die es wußte! Sie sollt' es durchs Dorf tragen!

Ächzend mußte die Alte immer von neuem erzählen. Es war kein Zweifel: Barbara stand mit dem Satan im Bunde, der böse Geist war in sie gefahren, die Madurowicz hatte ihre Hand im Spiele gehabt!

„Welch ein Unglück! Welch ein Unglück! Aber was hab' ich gesagt, Pani: Euer Haus ist dem Hexenschloß zu nahe, die bösen Geister haben Gewalt darüber. O, lieber Gott, was geschieht alles in unserem Dorfe! Wann fährt der Bräutigam in den Schornstein? Besprengt ihn mit Weihwasser — dann muß er stinkend abdampfen!“

Verzweifelt starrte Eusebia Bryk vor sich hin. „Verflucht der Schoß, der solch ein Kind geboren hat! Wann der Bräutigam kommt? Weiß ich's? Um zehn, elf, zwölf — brennend sieht man ihn durch die Luft fahren. Erbarmt Euch: durch die Luft! Betet ein Paternoster — nichts kann mich mehr trösten!“

Sie schritt fast schwankend davon, während Julia Kobylek, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, zum Krug eilte, um dort zuerst die große Neuigkeit zu verkünden.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß Barbara Bryk ein Bündnis mit dem Bösen geschlossen, durchs Dorf. Es ward verschieden aufgenommen. Die Mädchen, deren Haß mit jedem Tage wuchs, jubelten auf, hegten nicht den geringsten Zweifel daran und fanden hundert kleine, bislang nicht beachtete Einzelzüge, die nun plötzlich in ein ganz neues Licht gestellt wurden. Bei den Weibern überwog mehr die abergläubische Furcht. Die Männer erinnerten sich der Madurowicz. Die Burschen allein lachten ungläubig.

„Der Teufel wird sie schon holen,“ höhnte Lukas Woronicz, „aber jetzt noch nicht. Erst gehört sie uns!“

„In drei Tagen ist die Frist abgelaufen! Dann wollen wir sehen!“ sprach Sigmund

Rej. „Und wenn sie ein Höllenbraten ist —“ Er brummte. „Früher hat sich der Stinkende nur an die alten Weiber gemacht, und die jungen blieben für gute Christenmenschen. Wenn es wahr ist, was die Pani Kobylek erzählt, lohnt die Mühe nicht!“ —

Als es dunkel geworden, ward der Weg zum Walde lebendig. Gläubige und Ungläubige spazierten hinaus, alle wollten sehen, wie es mit Barbara Bryk stand, und ob der Satan wirklich zu ihr in den Schornstein fuhr. Je später es ward, um so mehr wuchs die Erregung. Es fanden sich einige, die schon seit Wochen verdächtige Anzeichen bemerkt hatten. Von Mund zu Mund gingen die Erzählungen, jeder schmückte sie ein bißchen weiter aus.

„Jesus Maria!“ schrie plötzlich ein Weib — „da — da!“

Andere riefen mit.

„Habt ihr noch keine Sternschnuppe gesehen?“ fragte Lukas Woronicz.

„Es war keine! — Doch! — Sie war dick wie mein Arm!“ schwirrte es durcheinander.

„Gestern war Barbara Bryk im Hexenschloß,“ sagte ein alter Bauer. „Was hat sie da zu suchen?“

„Und als sie ’rauskam, saß ihr die graue Katz’ auf der Schulter!“

„Die graue Katze der Madurowicz! Schlagt das Kreuz über eure Kinder und das Vieh. Sonst verhext sie euch beides!“

„Zurück, Pani — nicht so weit vor! Sonst kommt Ihr in den Bannkreis, wo der Feind Gottes Macht über Euch hat. Man sieht von hier — Feuer glänzt in der Nacht weit!“

„Der höllische Bräutigam läßt warten!“ rief Lukas Woronicz. Es kam nicht mehr so überlegen heraus. Die allgemeine Erwartung und Erregung hatte auch ihn angesteckt.

Mit einem Male ein Schrei, der sich fortpflanzte — ein Wimmern — ein Stoßgebet.

Über dem Hause der Bryks war ein feuriger Streifen aufgetaucht, der wie eine brennende Fackel einen Augenblick kreiste und verschwand.

Alle hatten ihn gesehen. Wie eine Lähmung kam’s über die Massen.

„Maria Joseph! — Gott schütz’ uns! — Barmherzigkeit, heilige Mutter Gottes!“ Entsetzt tönte es durcheinander.

„Kein Zweifel mehr! — Satan will uns verderben! — Es stinkt! Es stinkt nach Schwefel! — Der Schwanz glühte den ganzen Himmel entlang! — Seid Ihr bei Verstand? Der Kopf war’s, die Hörner — ich hab’ sie deutlich gesehen!“

Ein paar Weiber lagen auf den Knien und ließen mechanisch die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger rollen, während die Augen, erschrocken und weitgeöffnet, noch immer nach jenem Fleck starrten, wo der feurige Streif erschienen und verschwunden war.

„Was sagst du nun, Lukas Woronicz — he?“

„Da soll man sich wundern, wenn sie alle Burschen abweist! Der mit dem Pferdefuß feiert auf dem Besen Hochzeit mit ihr!“

„Und Hexenaugen hat sie immer gehabt, psia krew! Jeden einzigen hat sie behext damit!“

„Was sollen wir tun? Wie schützen wir uns?“

„An meiner Tür ging sie vorbei — die Ziege, die weiße, gibt keine Milch mehr!“

Kaum das eigene Wort verstand man. Alles andere war vergessen vor dem unerhörten Ereignis.

Mit finsterem Gesicht stand Lukas Woronicz da.

„Wie wird’s mit unserer Verabredung?“ fragte Sigmund Rej. „Die acht Tage sind bald um. Nun, mein Lieber, mir scheint, der Braten riecht angebrannt. Iß ihn allein!“ Er sah sich nach Veronika Budny um.

„Laß mich zufrieden!“ brummte Lukas. Er mischte sich unter eine Gruppe, in der die alte Häuslerin Thomasz das große Wort führte.

„Wenn der Habicht über ihnen ist, kommen die jungen Hühnchen zur Henne. Kenn’ ich, kenn’ ich! Hab’s ebenso gemacht und bin gut gefahren. Paßt auf, was ich sag’: Legt in die Schuh’ ein Blättchen Wegebreit, worüber Weihwasser gesprengt ist. Wer barfuß geht, steckt’s in die Tasche oder den Gurt. Niemand wird euch etwas anhaben. Nur fleißig beten — beten. Das ist immer das Beste. O du lieber Heiland, wie war’s

mit der Madurowicz! Hat gehext hier und da. Bald jedoch machten die Leute einen Bogen, wenn sie ankam, rissen die Kinder von der Straße ins Haus und schlugen das Kreuz. Tut das gleiche, ihr jungen Hühnchen, und der Satan vermag wenig."

In heller Aufregung kam man ins Dorf zurück. Länger als je brannte Licht in den Hütten. Die Burschen tranken im Kruge noch ein paar Gläschen für die Nacht. Aber sie waren kleinlaut. Als einer von dem Termin anfing, den man Barbara Bryk gesetzt hatte, zuckten alle die Achseln.

„Man muß den Tag abwarten," sprach Lukas Woronicz. „Guter Rat kommt über Nacht. Jedoch ich muß sagen — nun versteh' ich erst, woher der Schlag kam — hier, zwischen die Augen. Kein Mädchen hat eine so harte Faust!"

„Und wer trifft die Konfederatka, wenn ich sie durch die Luft wirble? Höllische Künste, meine Lieben, nichts weiter!"

Am nächsten Tage gegen Mittag traf Anastasia Pasek keuchend vom schnellen Lauf und ganz verstört im Dorf ein. Sie hatte Holz im Walde gesammelt, hatte das Bündel gedankenlos auf den Rücken genommen und war auf dem Rückweg an dem Häuslein der Bryks vorbeigekommen. Da saß eine große graue Katze mit feurigen Augen und fauchte. Auf drei Beinen stand ein Kessel vor der Tür, aus dem die Dämpfe stiegen, und Barbara Bryk rührte mit der Kelle um, während sie gellend sang. Gelähmt vor Angst war Anastasia Pasek starr stehen geblieben.

Da hatte Barbara Bryk, die Hexe, mit der Kelle nach ihr ein paar Tropfen der bösen Säfte gespritzt, die im Kessel brodelten. Hui, wie sie gelaufen war! Aber das Kreuz tat ihr weh, und Stiche hatte sie in der Seite — da mußte wohl ein Tropfen des höllischen Giftes sie erreicht haben!

Jeden Tag ereignete sich nun etwas Ähnliches. Die graue Katze kannte bald jeder. Sie spazierte stets neben Barbara Bryk einher. Und immer wilder setzte die sonst ganz brachliegende Phantasie der Dörfler ein. Die graue Katze flog als Fledermaus durch die Luft. Aus den Wolken scholl hin und wieder ein meckerndes Lachen. Das war nicht etwa die Bekassine, das war das Teufelsliebchen, die Hexe. Und jede zweite, dritte Nacht fuhr mit dem glühenden Schweif, der sich wie eine Fackel schwang, der Satan in den Schornstein zu Barbara Bryk. Jeder hatte es schon ein paarmal gesehen, so daß niemand extra deswegen aufblieb.

* *
*

Barbara Bryk hatte wirklich eine große graue Katze mitgebracht. Damals, als sie so weit über Land ging. Es war ein schönes Tier, das bald an ihr hing. Oft hatte sie es im Schoß und kraute ihm den Kopf. „Die Wölfe fürchten sich vor dir," raunte sie ihm zu. „Bleib bei mir, bis Seweryn Kalinka wiederkommt." Sie lachte fast lautlos vor sich hin. „Nun, Mutter," fragte sie manchmal, „wer hat recht gehabt? Die Wölfe haben sich andere Liebchen genommen, und mich frißt keiner!"

Aber die Alte hatte böse Ahnungen. „Bitt' die Heiligen, daß sie es dir nicht anrechnen! Ach, ich wollt', der November käm' und mit ihm die Sachsengänger. Was leicht hängt, fällt oft schwer ab!"

„Keine Sorge. Seweryn Kalinka wird vor Lachen Schmerzen haben. Niemand läßt sich blicken — selbst der Waldhüter nicht."

Es war ungewohnt still um das Haus. Der Forst rauschte von drüben. Der Taubenstößer schrie, die Spechte klopften. Aber Menschen sah man fast gar nicht mehr. Lieber machten die Dörfler Umwege über Umwege, ehe sie daran vorübergingen.

Die acht Tage waren vorbei — aber kein Bursch' zeigte sich. Ihnen allen war der Appetit vergangen. Die große Mehrzahl hatte sich der gewaltigen Erregung, die durchs Dorf ging, nicht entziehen können. Unter den so lange vernachlässigten Schönen suchte sich jeder ein neues Liebchen. Die Beglückten, die stets noch eine geheime Furcht hatten, daß Barbara Bryk eines schönen Tages ihre Galans von neuem an sich ziehen könnte, strengten ihre Phantasie bis aufs äußerste an und erfanden immer neue Geschichten, um die Burschen abzuschrecken. Es gelang ihnen leicht. Und glaubte hin und wieder dieser und jener doch nicht ganz, so hütete er sich wohl, bei der Stimmung des Dorfes seine Zweifel laut werden zu lassen.

Noch weniger aber traute er sich an Barbara Bryk heran. Man konnte ja erstens doch nicht wissen, ob nicht wirklich der Gottseibeiuns dahinter steckte, und zweitens lehrte die Erfahrung, daß es gefährlich war, mit dem Mädchen anzubinden, auch wenn der Satan ihr nicht half.

So hatte sich Barbara Bryk mit einem Schlage gerettet. Eine übermütige Fröhlichkeit war die ersten Tage über sie gekommen. Mit lachenden Augen, ohne etwas fürchten zu müssen, schritt sie hin. Das Bewußtsein der Sicherheit, das sie lange nicht gehabt, machte ihren Gang so fest wie je.

„Heilige Mutter Gottes, ich dank' dir," sagte sie oft für sich. „Es ist ja nicht nur meinetwegen — es ist wegen Sewerŷn Kalinka!" Und wenn sie an ihn dachte, glühte ihr Gesicht, und der Kittel ward ihr zu eng.

Allmählich ward sie es gewohnt, daß niemand sie mehr belästigte, und empfand es nicht mehr als so großes Glück. Betrat sie die Dorfstraße, schlossen sich die Türen, die Kinder liefen vom Spiel fort, die alten Weiber bekreuzten sich. Keiner sprach mit ihr. Es war langweilig.

Eines Tages streichelte sie am Zaun die graue Katze, als Roman Czarnecki, der Waldhüter, gemächlich den Weg entlang geschlendert kam.

Eine jähe Freude zuckte in ihr auf. Sie wußt' selbst nicht, weshalb. Dann nickte sie. Jetzt wird er abbiegen — es geht keiner hier vorüber!

Aber Roman Czarnecki bog nicht ab. Als wäre nichts geschehen, verfolgte er den alten Weg.

Und wieder die plötzliche Freude. Vielleicht weil ein Mensch endlich wieder in ihre Nähe kam. Ob er sie grüßen, ob er mit ihr sprechen würde? Sie streichelte die Katze nicht mehr, aber sie sah auch nicht auf.

„Lebt Ihr noch, Pani?" grüßte er. „Ich hatt' mehr drüben zu tun, im anderen Revier. Da kam ich wenig hier in die Nähe."

„Warum sollt' ich nicht leben, Pan Czarnecki? Stirbt es sich so leicht?"

„Kann schon sein — was geht's mich an! Nun, schießt Ihr noch tüchtig?"

Sie schüttelte den Kopf. Die Katze fauchte.

„Still," murmelte sie und, mit einem halben Blick auf den Waldhüter, mit einem schielenden Blick, wie ihre Mutter ihn hatte: „Bald kochen wir Bilsenkraut und Nieswurz, wenn Herrchen kommt ... wart', mein Liebling ... hui, wie er durch die Nacht fährt!" Und laut: „Ich brauch' den Revolver nicht. Sucht ihn nur! In einer Ecke wird er wohl liegen!"

Prüfend sah er sie an. „Erinnert Euch meiner Worte: Ihr braucht einen stärkeren Freund gegen die Wölfe. He, was meint Ihr, Pani?"

Seine Augen bekamen einen Moment einen seltsamen Ausdruck. Barbara Bryk beugte sich über die graue Katze. Sie war leicht rot, aber vor Freude. Solchen Blick, der ihr sagte, wie sehr sie gefiel, hatte sie lange nicht mehr aufgefangen. Und fast kokett strich sie sich über das Haar und sprach, während ihre Augen sich halb verschleierten: „Ihr meint einen Bräutigam, Pan! Sagt es nur deutlich!"

Er lachte. „Wenn Ihr so wollt —!"

Sie wiegte sich leicht, sah ihn an, sah zur Seite, sah ihn wieder an. „Dank für den Rat. Ich hab' einen ... einen starken. Wißt Ihr das nicht?"

Jäh schüttelte es ihn, eh' er sich bezwingen konnte. „Psia krew," stieß er zwischen den Zähnen hervor, „was redet Ihr da?" Seine Finger krampften sich um den Gewehrriemen. Und ruhiger: „Ist es der Lukas oder der Mieczyslaw oder der Sigmund, Pani? Man will seine Freunde doch kennen!"

„Stärker, Pan Czarnecki, stärker!"

Er schüttelte den Kopf. „Stärker ist allenfalls der Sewerŷn. Aber sein Arm langt nicht hierher."

Sie bog das Haupt etwas zurück. „Ihr müßt weit fortgewesen sein, daß Ihr mit mir redet, und daß Ihr nicht wißt, mit wem ich's halte. Das ganze Dorf spricht nichts anderes. Stärker wie alle Menschen, Pan ... hütet Euch!" Sie blickte ihn groß an. „Versteht Ihr nicht?"

Wie befreit atmete er auf. „So, so ... Der, dessen Namen man nicht nennt ... Ihr habt recht: das ganze Dorf erzählt es!"

Mit einer ungestümen Bewegung ließ sie die graue Katze vom Arm. „Ihr waret im Dorf, Ihr wißt es, und Ihr sprecht doch mit mir? Was fällt Euch ein?"

„Hui, böse Augen, böse Augen! Was geht's mich an? Aber, wie gesagt, Pani — Ihr braucht einen Freund, der stärker ist!"

„Noch stärker? Ihr seid von Sinnen!" Sie lachte wild, gezwungen. „Es gibt keinen stärkeren in der Welt."

„Doch!" erwiderte er gemächlich. „Paßt nur auf! Der Stärkere kommt noch! Lebt wohl — viel zu tun!"

Er ging. So ruhig ging er wie immer.

Barbara Bryk drückte die Hände auf das Flechtwerk des Zaunes. Heftig atmete ihre Brust. „Heda, Pan!" schrie sie. „Wenn Ihr so viel wißt, so sagt mir noch eins! Wer ist stärker als mein feuriger Liebster?"

„Mit Eurer Erlaubnis: Roman Czarnecki, der Waldhüter!"

* *
*

Der Sommer wurde sehr heiß. Die Felder standen gut. Aber Barbara Bryk seufzte, wenn sie die Felder sah, und die Pani Eusebia kam über das Ächzen und Stöhnen überhaupt nicht mehr hinweg. Sie mußte beim Behacken der Kartoffeln helfen und jammerte in einem fort.

„Es war sündhaft, leugne nicht! Gott wird uns strafen! Kein Mensch kommt mehr, selbst die Hunde laufen — o Jesus Maria! Und wer wird bei der Ernte helfen — he? Voriges Jahr, vorvoriges Jahr stritten sie darum. Gleich ein halbes Dutzend — alle wollten sie dabei sein. Ritsch, ratsch — ein halb Dutzend Sensen schaffen. Du aber brauchtest nur zu lachen und ‚Schön' Dank!' zu sagen, da waren sie zufrieden. Diesmal jedoch, was meinst du, wer uns das Korn schneidet? Und wenn wir einen Sack voll Taler geben — o Jesus Maria!"

Barbara Bryk lockerte mit der Hacke die Erde weiter. Das alles wußte sie selber. Manchmal hatte sie schon daran gedacht. „Wird schon werden!" erwiderte sie. Man merkte ihr an, daß sie des ewigen Jammerns müde war. „Schließlich mäh' ich allein!"

Die Alte lachte auf, sagte aber nichts. Schweigend arbeitete jede weiter.

Es bestand seit einiger Zeit eine dumpfe Spannung zwischen ihnen, je unangenehmer sich die Folgen des trügerischen Spieles bemerkbar machten. Der Reiz der Neuheit, die Freude über die wohlgelungene List war bald verflogen. Auch die Dörfler hatten sich mit der neuen Lage der Dinge abgefunden. Die Burschen hatten ihre Mädchen und dachten nicht mehr daran, der „Hexe" nachzustellen und Kopf und Kragen dabei zu riskieren. Und hatten die Weiber in der ersten Zeit ihr heimlich Grauen so weit überwunden, daß sie die Pani Eusebia ausgefragt hatten, so oft sie nur ins Dorf kam — seit die Neugier befriedigt war, hielten sie sich sorgsam zurück. So geschah es, daß nicht nur Barbara, sondern auch ihre Mutter einer jähen Vereinsamung anheimfielen. Das kränkte besonders die Alte, die gern ein Schwätzchen machte. Und es erwuchs ein Groll in ihr gegen die Tochter, die solche unleidliche Lage herbeigeführt.

Tagtäglich ächzte und schalt sie; nichts war ihr mehr recht. Sie behauptete sogar, ihre Gesundheit litte unter dem ewigen Ärger, daß sie wohl bald nach den heiligen Sterbesakramenten werde schicken müssen.

Barbara hatte zuerst gelacht, dann der Mutter achselzuckend vorgehalten, daß ja diese Vereinsamung nicht lange mehr dauern würde. Als das Klagen mit dem Fortschreiten des Sommers immer schlimmer ward, schwieg sie. Und oft lag ihr ein heftiges Wort auf der Zunge, das sie nur mühsam verschluckte.

Wäre die Pani Eusebia nicht gar so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte sie gemerkt, daß auch ihre Tochter bedrückt war. Auch sie litt unter der furchtbaren Stille, die sie umgab. Sie wünschte jetzt manchmal, daß es zwischen ihr und den Burschen Kampf gäbe. Sie sandte oft trotzig die Blicke umher, ob es nicht einem einfiele, sie zu beschimpfen oder sonstwie mit ihr anzufangen. Aber kaum hatte sie das Dorf betreten, so stob groß und klein auseinander und in die Häuser. Und wer doch an ihr vorbei mußte, ging vorbei mit gesenkten Augen und in möglichst weitem Bogen.

Immer wieder mußte sie sich vorstellen, daß alles für ein hohes Ziel geschah, alles um Seweryns willen, um nicht zu verzagen. Sie zählte die Tage bis zu seiner Rückkehr und erlebte schon im voraus den schönsten: den Tag, an dem sie ihm sagen konnte: ich

hab' mein Versprechen gehalten, die Wölfe haben mich nicht gefressen! Wenn sie ihm dann erzählte, mit welch höllischem Liebsten sie die Dörfler gescheucht — hei, was er dann lachen würde! Lachen, lachen und sie küssen ...

Überhaupt waren es nur zwei Menschen, an die sie öfters dachte. Eben an Sewerhn, den Sachsengänger, und daneben, fast öfter noch, an Roman Czarnecki, den Waldhüter.

Sie hatte ihm seltsam nachgestarrt, als er das letzte Mal von ihr gegangen. Ein Zittern war ihr durch alle Glieder gelaufen. Glaubte er nicht an ihr Bündnis mit dem Satan? Nicht an Hexen? Hatte er sie nicht verstanden? Wie er so ruhig gesagt, daß er stärker wäre als ihr feuriger Liebster, hatte sie es selbst einen Moment geglaubt. Sie hatte nicht lachen können.

Ein seltsamer Mensch. Der einzige, der mit ihr redete. Und da sie ganz allein auf sich selbst angewiesen war, zerbrach sie sich oft den Kopf über ihn. —

Die Ernte kam. Da fremde Schnitter durch Radolice zogen und dem Gesindel allerlei zuzutrauen war, legte Barbara Bryk den Revolver zurecht. Zur Abschreckung beschrieb auch der Satan feurige Kreise über der Hütte und fuhr in den Schornstein.

„Sie werden uns in Ruh' lassen!“ sagte das Mädchen und schloß die Stalltüren.

„So sehr, daß das Getreide uns verkommen kann!“

Überall wurden die Sensen geschärft. Von früh bis spät war alles auf den Feldern beschäftigt. Hinter der Reihe der Mäher die sammelnden und bindenden Dirnen. Hier wurden die geschichteten Garben auf den Wagen gepackt, dort wurde der Rechen geführt. Die Gesichter waren rot und schweißig, aber die flinken Hände schafften unverdrossen.

Mit finsterem Gesicht sah derweil Barbara Bryk auf die paar Morgen Landes, die zu ihrem Häuschen gehörten.

Man konnte bieten, was man wollte: keiner wollte sich zu den Bryks verdingen. „Lieber hungern als das Sündengeld,“ sprachen die Leute.

„Sie soll ihrem Liebsten einen Gruß sagen, daß er ihr hilft!“ redete Lukas Woronicz. „Von uns ist keiner so dumm!“

Tapfer hatte das Mädchen angefangen, die Sense zu führen. Aber sie war nicht geübt genug: das war Männerarbeit, die kein Weib tat. Unregelmäßig schnitt sie, die Arme ermatteten, verzweifelt warf sie die Sense fort und sich selbst auf den Rain daneben. Das Weinen war ihr nahe.

Was half's — so weit sie kam, kam sie. Von neuem begann sie zu arbeiten.

„Schlechter Schnitt, schlechter Schnitt, Pani,“ sagte plötzlich jemand neben ihr.

Als ging es um Leben und Seligkeit, mähte sie fort.

„Dadurch wird es nicht besser, Pani,“ sprach Roman Czarnecki weiter.

Es schien ihr, als ob er sie und ihre Schwäche verhöhnen wollte. „Mit dem Mund kann's jeder!“ stieß sie hervor.

Sie hörte, wie er sich bewegte, etwas hinwarf. Mit halbem Blick sah sie hinter sich. Er hatte das Gewehr an einen Baum gelehnt, seinen Rock ausgezogen und an einen Ast gehängt und warf jetzt den derben Stock fort, den er führte.

„Mit Eurer Erlaubnis: man macht das so!“

Ohne weiteres nahm er ihr die Sense aus der Hand. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt, weigerte sich aber nicht. Gleichmäßig und ruhig fraß sich die blanke Sense ins Korn hinein.

„Steht nicht so da, Pani! Ihr könnt schon lesen. Heut' ist besser wie morgen.“

Gehorsam folgte sie ihm. In der glühenden Hitze arbeiteten sie nebeneinander. Eine Stunde verging, eine zweite. Unaufhörlich blitzte das Sensenblatt in der Sonne, unaufhörlich fielen mit leichtem Rauschen die goldgelben Ähren in ganzen Schwaden. Der Schweiß lief dem Waldhüter vom Gesicht, doch schien er keine Ermüdung zu kennen. Und mechanisch schaffte Barbara Bryk ihm nach.

Kaum, daß ein Wort fiel! Die Luft allein sprach um sie: sie brodelte leise und sang ihnen in den Ohren.

Plötzlich pfiff Roman Czarnecki vor sich hin und sah nach der Sonne. „Zeit für mich. Der Wald braucht mich auch. Morgen bin ich früh da. Am Morgen schneidet's sich besser.“

Ein Bündel Ähren in der Hand, stand das Mädchen vor ihm. Sie hatte gleich-

zeitig mit ihm in der Arbeit innegehalten. Nun sah sie schweigend, wie er seinen Rock wieder anzog.

Sie fühlte, daß sie etwas sprechen mußte. „Pan!“ sagte sie. Es klang herausgepreßt, seltsam.

Er hatte die Büchse schon wieder geschultert.

„Ich ... dank' Euch. Immerzu muß ich Euch danken!“ Scham und Trotz war in der Stimme.

„Hab' ich nicht verlangt, Euer Wohlgeboren.“

Sie nahm neue Ähren auf. „Habt Ihr ... keine Furcht?“

Ein halbes Lachen zog über sein Gesicht. „Vor Euch, Pani? Nein!“

Die Sonne hatte ihr Gesicht heiß und rot gemacht. Jetzt ward es noch röter und heißer. „Kommt nicht morgen früh. Ich will's nicht ... und ich will's nicht. Keiner hat Euch gerufen!“

„Stimmt genau. Aber da Euer starker Liebster nicht hilft — wer soll das Korn schneiden? Was sagt' ich, Pani? Ihr braucht einen stärkeren Freund. Maria Joseph, die Hölle ist weit.“

Wieder das halbe Lachen. Es lag mehr in der Stimmfärbung als in seinen Mienen.

Barbara Bryk biß die Zähne zusammen. „Spottet nicht,“ rief sie. Und leise: „Sonst dreht er Euch den Hals um.“

„Hab' noch Verwendung dafür! Also auf morgen! Man soll das Korn schneiden, solange die Sonne scheint.“ Er ging. Nach ein paar Schritten drehte er sich noch einmal um. „Ich vergaß, Pani! Wenn der Satan bald wieder in Euren Schornstein fährt, so seid klüger und bindet die Fackel an eine längere Stange. Könnt sie aus dem Walde holen. Sonst merken selbst die Wölfe im Dorfe bald, wie's mit Eurem höllischen Liebsten steht!“

Ein kurzer Schrei. Roman Czarnecki kehrte sich nicht daran. Er ging im gewöhnlichen Schritt.

Hätte Barbara Bryk einen Revolver bei sich gehabt, so hätte sie den Waldhüter jetzt erschossen.

Kerzengerade stand sie — inmitten der heißen, flimmernden Sonne, der goldenen Ähren. Dann sanken ihre Arme schlaff. Und als Roman Czarnecki nicht mehr zu sehen war, kauerte sie sich, als fehle ihr die Kraft, sich aufrecht zu halten, auf den Boden und legte das Gesicht gegen ein Garbenbündel. —

Vor dem Einschlafen beschloß sie, morgen früh überhaupt nicht aufs Feld zu gehen und jedes Zusammentreffen zu vermeiden. Aber es ließ ihr keine Ruhe. Um fünf Uhr erwachte sie. Um sechs war sie draußen.

Da stand Roman Czarnecki schon in voller Arbeit. Er hatte seine eigene Sense mitgebracht, und nach dem Strich, den er schon gemäht hatte, mußte er bereits gute zwei Stunden geschafft haben.

Gegen Mittag wurde er fertig. Er warf die Sense hin, dehnte sich. Die Muskeln traten voll und kräftig an seinen Armen, über die das Hemd gekrempt war, hervor. Es schienen eiserne Muskeln zu sein.

„Braucht ihr mich wieder, Pani, so ruft mich!“ sagte er. Das war sein Abschied.

Barbara Bryk hätte aufschreien mögen. Ihr war, als müsse sie sich mit aller Kraft gegen ihn wehren. Sie wußte, daß Sewervn recht hatte, daß dieser Waldhüter der Gefährlichste von allen war. Sie sah sich um, ob nicht etwas von ihm dawar, das sie zerbrechen und vernichten konnte. Es wäre gut gewesen — gleichsam eine Befreiung.

Aber Roman Czarnecki hatte alles mitgenommen, auch die Sense.

Da erinnerte sie sich mit Inbrunst an Sewervn Kalinka, und ihr ganzes Denken war ein verzweifeltes Gebet, daß er bald zurückkäme.

„Bald — bald!“ murmelte sie. Sonst frißt mich der Wolf doch! fügte sie in Gedanken bei. Aber nein — das war unmöglich — unmöglich!

Sie sah lange vor sich hin, ehe sie daran ging, die Garben zu binden. —

Da das Getreide schneller, als irgend jemand es gedacht, geschnitten war, hatte sich die Pani Eusebia ein klein wenig beruhigt. Um so aufgeregter war das Dorf.

Von den anderen Äckern aus hatte man noch Mittags vorher das Korn auf den Feldern der Bryks schwanken sehen — am Mittag des nächsten Tages war es gemäht. Da keiner aus dem Dorfe geholfen, so hatte man auch hier seine Vermutungen.

Der Windmüller ward bestimmt, das Teufelskorn nicht zu mahlen. Er gab nach, weil er sonst die Kundschaft des ganzen Dorfes verloren hätte. Man erwog, ob man nicht beim Propste in der Stadt vorstellig werden sollte. Die jungen Mädchen, Barbara Bryks alte Feindinnen, hetzten auch hier wieder am meisten.

Da geschah es, daß beim Schulzen eine Viehkrankheit ausbrach. Sie verbreitete sich weiter. Hier und da fiel ein Stück. Die Erregung war ungeheuer. Das hatte niemand anders getan als die „Hexe", aus Rache dafür, weil niemand sich für die Ernte bei ihr hatte verdingen wollen. Es war sonnenklar.

Niemals war im arbeitsreichen Sommer der Krug so überfüllt gewesen wie jetzt. Und nur über ein Thema ward debattiert: wie schützen wir uns, unser Vieh, unsere Kinder vor der Helfershelferin des Satans?

„Schlagt die ganze Brut tot!" schrie der Sohn des Schulzen. „Dann sind wir sie am sichersten los!"

Aber es tauchten gewichtige Bedenken auf. Die Macht des Bösen war groß. Und ging man tätlich vor, so hatte auch der Herr Gendarm noch ein Wörtlein zu reden. So ward beschlossen, jenes Mittel anzuwenden, welches das Dorf einst von der anderen Hexe, der Madurowicz, befreit hatte. Man wollte die Bryks einfach aushungern und unmöglich machen. Jeder gelobte, ihnen weder etwas zu verkaufen, noch sich irgendwie mit ihnen abzugeben. Dann wollte man sehen, wer es länger aushielt: die beiden Weibsen oder das Dorf.

Als die Pani Eusebia bald darauf wie gewöhnlich im Kruge ein paar notwendige Einkäufe machen wollte, legte der Wirt die breite Hand auf den Schenktisch und sagte: „Sucht nicht nach Geld, Pani! Ich verkaufe Euch doch nichts!"

Fassungslos starrte das alte Weib ihn an. Sie fragte, schimpfte, bat — der Wirt ging gleichmütig seiner Beschäftigung nach und ließ sich nicht im geringsten stören. Er schwieg hartnäckig.

Da raufte sich Pani Eusebia das Haar und schrie, daß es weit nach draußen gellte.

„Macht keinen Lärm hier und schert Euch fort. Die Zeichen der Heiligen Drei Könige stehen über der Tür. Da ist nichts für Euch zu suchen."

Am ganzen Leibe zitternd verließ die Alte die Schenke. Aber sie brauchte dies und das, sie mußte es haben. Vielleicht lieh ihr eine gefällige Bäuerin, was sie im Kruge vergebens begehrt. Sie klopfte an eine Tür nach der anderen — immer das gleiche Achselzucken, das gleiche Schweigen. Kaum einen Fluch gönnte man ihr.

Sie konnte zuletzt kaum noch vorwärts. Sie hatte sich heiser geschrien und geheult. Das ergrauende Haar, das sie verzweifelt gerauft, hing ihr unordentlich um den Kopf; die schielenden Augen waren gerötet.

Die Pani Julia Kobylek war ihre letzte Hoffnung. Aber auch sie schien stumm und taub zu sein.

Da packte es die Pani Eusebia, daß sie mit letzter Kraft aufschrie: „Erbarmt Euch, Freundin, Gönnerin — es ist ja nicht wahr, Barbara ist keine Hexe, belogen haben wir Euch, wegen der Wölfe, damit sie ablassen ... beim heiligen Blut Christi, erbarmt Euch, ich sprech' die Wahrheit!"

„Und warum fällt das Vieh?" höhnte die Pani Julia. Doch als hätte sie schon zu viel gesagt, machte sie eine unmutige Bewegung und schlug der Alten die Tür vor der Nase zu.

Stumpf und gebrochen, den Henkelkorb noch so leer, wie sie ihn mitgebracht, schleppte sie sich zurück. Erst als sie zu Hause ihrer Tochter ansichtig ward, brach der aufgehäufte Groll los.

„Rabenkind, Satansbrut!" Mit Händen und Füßen stieß sie nach ihr. „Verflucht die Stunde, wo ich dir folgte! Hab' gewußt, daß es kein gutes Ende nimmt! O Jecu, Jecu!"

Barbara Bryk begriff erst ganz allmählich, was passiert war. Wortlos nahm sie den leeren Korb. Nach drei Stunden war sie wieder da. Aus einem entgegengesetzt liegenden Dorfe hatte sie das Notwendige besorgt.

Es ward eine schreckliche Zeit. Die Schande, die sie noch im Alter erlebte, fraß am Mark der Pani Eusebia. Seit ihr auch das Dorf abgeschnitten war, kam sie sich wie in einem furchtbaren Gefängnis vor. Gemieden wie die Pest, ohne die Möglichkeit, mit jeman-

dem zu reden, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft aller, die seit mehr als vierzig Jahren ihren täglichen Umgang gebildet, kauerte sie in einem Winkel oder lief unermüdlich durch die zwei Stuben, die Ställe, über den Hof, als verfolge sie jemand. Barbara durfte ihr gar nicht in die Nähe kommen.

Noch immer trug das Mädchen vor ihrer Mutter den Kopf hoch. Wenn sie jedoch allein war, neigte sie ihn tief. Es kam jetzt zuweilen eine so große Schlaffheit über sie. Die Schränke waren leer, aber sie konnte nicht so viel Willenskraft aufbringen, die drei Stunden zu wandern und neue Vorräte einzukaufen. Es kam noch dazu, daß man auch in dem entfernteren Dorfe schon anfing, sie mit scheelen Blicken anzusehen. Die Radolicer mochten gewarnt haben.

So hungerte sie lieber. Ihr tat es nichts. Aber ihre Mutter magerte in der steten Aufregung und bei dem häufigen Ausbleiben der Mahlzeiten mehr und mehr ab. Eines Abends war sie ganz schwach. Sie sprach irre, wie im Fieber, daß Barbara ein Grauen bekam. So ging das nicht weiter — das sah sie ein. Die Pani Eusebia mußte etwas Kräftiges essen.

Sie zermarterte sich den Kopf. In Radolice und dem anderen Dorfe gab es nichts für sie. Ehe sie nach der Stadt kam, war es Nacht. Es blieb nur einer, der vielleicht helfen konnte: Roman Czarnecki, der Waldhüter.

Aber ehe sie zu dem gegangen wäre, hätte sie sich lieber die Zunge abgebissen, hätte sie die Mutter sterben lassen.

Ihr Kopf glühte. Der Abend schritt vor. Das Rauschen des Waldes kam herüber.

Plötzlich stand Barbara Bryk auf. Mit großen Augen starrte sie nach dem Rande des Waldes. Dort bewegte sich etwas. Wer war's? Roman Czarnecki?

Bis zum Halse schlug ihr das Herz in Furcht und Bangen. Erst als sie schärfer spähte, ward ihr leichter. Es war nur ein Reh, das auf die Felder trat.

Nur ein Reh!

Sie sah sich scheu um. Ihre Mutter ächzte und redete drinnen noch immer.

Nur ein Reh. Aber das Reh konnte sie retten. Wozu hatte sie schießen gelernt? Wozu war Roman Czarnecki ihr Lehrmeister gewesen?

Dunkler ward der Abend. Die fernen Lichter des Dorfes erloschen. Mehr und mehr Schmaltiere traten aus den Wäldern. Das Wildern war verboten. Ihren Vater hatten sie deswegen mehr als einmal ins Gefängnis gesteckt.

Sie stand auf, holte die Jagdflinte, prüfte sie. Dann zog sie in einem neuen Gedanken den untersten Schub einer wackeligen Kommode auf. Hier lagen vom Vater alte Sachen. Sie sahen abgetragen aus und rochen muffig. Wenn sie ertappt wurde, aber noch rechtzeitig fliehen konnte, würde jeder sie für einen Burschen aus dem Dorfe halten.

Knapp ein halbes Stündchen später schlich sie in Manneskleidung aus dem Hause. Pani Eusebia war vor Erschöpfung eingeschlafen. Bald darauf fiel ein Schuß. In der stillen Nacht rollte er lang hin.

Als die Mutter aufwachte, sah sie die Flammen im Herde züngeln und eine dunkle Gestalt davor. Sie schrie auf.

„Ich bin's, Mutter," sagte Barbara mit dunkler Stimme. „Bleib wach — hast lange genug keinen guten Bissen gegessen." —

Die Pani erholte sich in den nächsten Tagen bei den kräftigen Fleischgerichten ganz ersichtlich. Sie hatte die Tochter oft von der Seite angesehen, aber sie war's von ihrem Manne gewöhnt, nie zu fragen, woher ein Stück Wildbret stammte. Wenn man zu viel weiß, dachte sie, ist es auch nicht gut.

Was nicht gegessen ward, vergrub Barbara Bryk im Hofe, neben dem Stalle.

So ging wieder eine Zeit hin, die Kartoffelernte konnte bald beginnen. Es hatte sich nichts geändert. Roman Czarnecki war ein paarmal am Hause vorbeigestrichen und hatte einmal auch einige Worte mit dem Mädchen gesprochen. Aber sie ließ ihn gleich stehen. Nachdenklich war er weitergegangen. Und immer von neuem die ermüdende Eintönigkeit dieses Lebens! Die Mutter hatte es noch einmal im Dorfe versucht. Es war ihr noch schlimmer ergangen wie das letzte Mal. Wieder sank sie in sich zusammen, wieder hörte Barbara ihr irres Ächzen, wieder riß sie sich aus der Stumpfheit und Schlaffheit auf und griff zur Waffe.

Sternig war die Nacht, durch die der Wind ging. Nach langem vergeblichem Umherstreichen lehnte Barbara Bryk sich müde gegen einen Baum. Hier mußte das Wild vorbeiwechseln. Die Waffe schußbereit, spähte sie umher.

Aber sie hatte kein Glück. Eine Stunde verging — noch war kein Ästlein unter dem scheuen Huf des Wildes geknickt.

Hin und wieder das Rauschen oben in den Wipfeln, das elektrische Knistern im Moose. Fiel ein Zapfen mit kurzem Schall von den Kiefern, faßte sie die Flinte fester. Irgend welche Furcht hier im nächtigen Walde kannte sie nicht. Und doch, als sie fast reglos über eine Stunde so stand, ward es ihr unheimlich. Die Erregungen all der Tage wirkten nach. So weit war's mit ihr gekommen, daß sie hier auf Schleichpfaden ging, gleichsam im Kampf mit allen — in einem Kampf, der ihre Mutter, der sie aufrieb. Ob sie das Leben so aushielt, bis Sewerhn Kalinka wieder dawar?

Mitten in Wald und Nacht, wo sie nur ihr Herz klopfen hörte, kam die wilde Sehnsucht über sie. Wonach? Nach Geborgensein, nach der früheren Ruhe, nach einem, der stärker war als alle, daß er sie schützen konnte.

Wer war stärker als alle?

Sie wurde rot und atmete so heftig, daß der Rock ihres Vaters, den sie trug, sich über der Brust spannte. Als könne sie keine Luft kriegen, riß sie die Knopflöcher auf.

Da war es ihr, als hörte sie ein Geräusch, das sich wiederholte. Gleich, als käme etwas näher.

Wieder Stille. Es war wohl nichts gewesen.

Rechts von ihr lag eine kleine Waldwiese. Schon wollte sie zurückgehen, als drüben ein Rehbock auftauchte, witterte und langsam dann die Wiese überschritt, ab und zu äsend.

Ein stärkerer Luftzug erhob sich. Es ward ihr kühl. Vorsichtig knöpfte sie den Rock zu, hob die Flinte.

Das Tier mochte sich sicher fühlen. Es kam immer näher. Hinter ihm, wo der Wald über der Wiese wieder begann, tauchten zwischen den Stämmen noch vier, fünf Rehe auf.

Barbara Bryk hielt den Atem an. Immer näher kam der Bock. Jetzt stand er, sich verhältnismäßig scharf gegen den helleren Hintergrund der Wiese silhouettierend, gerade zwischen zwei Stämmen. Aber als käme ihm etwas nicht geheuer vor, warf er plötzlich unruhig den Kopf hoch und witterte von neuem.

Barbara Bryk wußte: es war zehn gegen eins zu wetten, daß er im nächsten Augenblick auf und davon ging. Sekundenlang suchte sie — dann fiel der Schuß. Hochauf bäumte das Tier, ging in ungleichen, schwächer werdenden Sprüngen bis zur Mitte der Wiese und brach dort zusammen.

Das Mädchen stand noch auf dem alten Fleck. Als nach der grenzenlosen Stille all der Stunden jetzt, ein vielfaches Echo wekkend, der Schuß mit scharfem Rollen das geheimnisvolle Schweigen der Nacht durchrissen hatte, überfiel sie eine Todesangst. Ihr war, als müsse sie in wahnsinnigem Lauf davonjagen, daß sie nur fort kam von hier.

Sie biß die Zähne zusammen. Das erlegte Tier durfte nicht liegen bleiben. Scheu und unsicher trat sie auf die Lichtung. Der Bock war tot. Sie seilte mit einem Strick, den sie mitgenommen, die Beine zusammen. So war's am besten möglich, die Beute nach Hause zu schaffen.

Während sie so vor dem Wilde hockte und in fiebernder Hast schnürte, war's ihr wieder, als höre sie etwas. Oder war es ihr Herz, das so laut klopfte?

Plötzlich ein Knacken, als würde ein Hahn gespannt, ein rauhes: „Halt, Schurke!" — ein Schatten, der mit vorgestrecktem Gewehr über die Wiese flog —

„Jesus Maria!" Ein furchtbarer Schrei. Blitzschnell war Barbara Bryk aufgesprungen — zu spät! Sie kam nur wenig weit. Ein eiserner Griff packte sie. Den Griff hätte sie unter tausend anderen erkannt.

„Such' dich lange genug, Bürschchen! Zeig' dein Gesicht — man kennt dich!"

In verzweifelter Gegenwehr schlug Barbara Bryk um sich und bog das Gesicht zur Seite. Ihre Kräfte schienen sich zu verdoppeln. Unter einem wilden Stoß taumelte der Waldhüter zurück.

„Psia krew, willst du noch mehr?"

Wie Schraubstöcke umfaßten seine Finger ihre Arme, rissen sie zurück, hoben sie empor und schleuderten sie zu Boden, daß ihr der Schädel dröhnte und sie stöhnend, in halber Betäubung liegen blieb. Im selben Augenblick preßte sich sein Knie gegen ihre Brust, während er den Strick aus der Tasche nahm, um sie zu fesseln.

„Nun, Mieczyslaw Osdowski, wie schmeckt die Jagd?"

In jäher Atemnot bäumte sie empor; der Hut, der ihr Gesicht beschattet, fiel zurück; ihr Haar löste sich.

„Tod und Hölle!" schrie Roman Czarnecki auf. Als äffe ihn eine Erscheinung, erhob er sich taumelnd und griff sich an den Kopf. Nur sein schwerer Atem war hörbar. „Pani, seid Ihr ... das wirklich?"

Sie antwortete nicht. Noch halb betäubt von der Gewalt des Stoßes, mit dem er sie zu Boden geschleudert, lag sie da mit geschlossenen Augen — totenblaß. Das erlegte Wild lag weiter drüben.

Nacht und Wald rauschten.

„Hab' ich Euch ... deshalb schießen gelehrt?"

Wieder nur das Rauschen. Kurz lachte der Waldhüter auf.

„Ihr habt mir ... viele Nächte gekostet. Die Spuren fand ich. Dies ist das zweite Stück."

Seine Stirn verfinsterte sich, als er des Waldfrevels gedachte.

Als er immer noch keine Antwort bekam, als die Augen sich gar nicht öffnen wollten, rüttelte er sie.

„Pani!" Er beugte sich auf sie nieder. „Pani!"

Barbara Bryk war halb wach. Sie hatte keine Furcht mehr. Sie machte die Augen nicht auf.

Er nahm sie empor. „Pani!"

Die Stimme ward leiser, der Atem kürzer, rascher. Und jäh preßte er die geschmeidige Gestalt, die er im Arm hielt, plötzlich an sich, und sein Mund küßte heiß und durstig ihre Lippen.

Es war ein kurzer Augenblick. Ein Schauer lief durch den Körper des Mädchens. Das war das einzige Lebenszeichen.

Als käme er rasch wieder zur Besinnung, ließ Roman Czarnecki sie zurück ins Gras gleiten. Dann schritt er, gleichsam gegen sich selbst zornig, mit schweren Schritten auf und ab, ohne ihrer zu achten.

Nach einiger Zeit öffnete sie die Augen. Die Augen folgten ihm bei seinem Auf- und Abschreiten unablässig. Endlich merkte er es.

„Steht auf!"

Sie tat's.

„Woher habt Ihr die Kleider?"

„Noch vom ... Vater!"

„So." Ein prüfender Blick. „Zieht Eure an, Pani, wenn's beliebt. Soll ich Euch so ins Gefängnis bringen?"

Sie zuckte zusammen, antwortete aber nicht.

Plötzlich blieb er vor ihr stehen. „Ich bin vom Grafen für den Wald bestellt, Pani. Wenn Ihr noch einmal wagt, Euch hier blicken zu lassen und zu schießen, dann ... dann ..." Seine Augen blitzten durch die Dämmerung im Zorn.

Sie duckte sich, wie wenn ein Gewitter über sie hinginge.

„Lauft!" schrie er dann heiser.

Rasch, aber unsicher schritt sie davon.

„Heda, wohin wollt Ihr? Dort liegt Euer Haus. Und was Ihr da geschossen habt, nehmt mit, psia krew! Ich darf's nicht!"

Sie folgte dem Befehl und warf sich das Wild auf die Schulter. Sie hörte, wie Roman Czarnecki zornig die Gräser mit dem Stocke zerhieb.

Und so schnell sie konnte, gebeugt unter der Last, mit verworrenem Herzen und verworrenen Sinnen, lief sie vorwärts und hielt nicht ein, ob es ihr schon manchmal war, als müßten ihr jeden Augenblick die Knie brechen.

* * *

Der Herbstwind blies die lange Dorfgasse von Radolice entlang, pfiff um das Hexenschloß, stürmte gegen das Häuschen der Bryks. Drin war es still. Die Pani Eusebia schälte Kartoffeln eigener Ernte und ließ die abgeputzten in den wassergefüllten Topf fallen. Sie war grauer geworden seit dem Frühjahr.

Plötzlich flog die Haustür mit lautem Krachen auf.

Der Wind, dachte die Alte und wollte ächzend aufstehen.

Aber schon stürzte Barbara ins Zimmer: „Mutter! — Mutter!“ Ganz außer sich war sie, riß das Kopftuch ab. „Morgen kommen sie ... sie kommen ... verstehst du denn nicht? Sie kommen! Sewerhn kommt!“ Ein Jubeln und Lachen, aber mitten darin warf sie sich lang auf das Bett und begann stoßweise zu schluchzen. Es war zuviel für sie gewesen. Jetzt, wo die furchtbare Zeit überstanden war, konnte sie sich nicht mehr halten. Aus dem abgebrochenen Schluchzen ward ein erlösendes Weinen. Es verstummte allmählich auch. Barbara Bryk hob sich empor, daß sie auf der Bettkante saß, wischte mit der Hand die letzten Tränen aus den Augen und sagte in halber Scham: „Ich bin dumm. Was sagst du nur dazu: jetzt wein' ich!“

Und hastig erzählte sie, wie sie die Neuigkeit in der Stadt gehört habe, wie sie am liebsten auf offenem Markt losgeschrien hätte, wie sie mit dem Wind um die Wette zurückgelaufen sei.

„Warum red'st du nicht? Wie kann man so ruhig sitzen?“ fuhr sie die Pani Eusebia an. Durch die Stube tollte sie wie ein Kind, faßte die graue Katze, die unters Bett kriechen wollte, am Schwanz und zog die kläglich Miauende näher. „Schrei nur, Kätzchen ... deine Rolle ist ausgespielt ... ausgespielt! Sollst aber deine Milch kriegen, solange du lebst! Marsch ... fort mit dir ... mit dir und dem Satan, vor dem sie die große Angst haben.“ Sie lachte laut. „Was nur Sewerhn sagen wird! Und wie er aussieht, und was er mitbringt? Nun, die Heiligen wissen's, meinen Schwur hab' ich gehalten: kein Wolf hat mich gefressen!“ Sie schwieg. Es war ein unvermutet Abbrechen. Und sie wurde rot.

Die Alte schielte zu ihr hin, warf die letzte Kartoffel in den Topf und sagte: „Rühr' die Hände ... es braucht Zeit, eh' das Feuer brennt.“

Sie ging aus der Tür, legte Holz in den Herd und zündete an. Das schwache Flämmchen zuckte her und hin, das leichte Anblasen half auch nicht viel. Aber es war ihr gleichgültig. Sie hatte ganz etwas anderes im Kopf. Weshalb war sie plötzlich still geworden, als sie sich vorstellte, wie sie vor Sewerhn hintreten wollte: Kein Wolf hat mich gefressen!? — Sie mußte an den Waldhüter denken. An ihn dachte sie jeden Tag.

Als sie damals wie betäubt dagelegen hatte — beim Wildern im Forst —, hatten zwei starke Arme sie gehoben, hatten heiße Lippen sie kurz geküßt. Und ganz unendlich wohlig war ihr zu Mute gewesen — so kraftlos hatte sie sich gefühlt und doch so sicher!

Sie war nach Hause gekommen, hatte das Wild verborgen unter den Reisigvorräten im Hofe und hatte zu schlafen versucht. Im Schlaf hoben die starken Arme sie wieder, fühlte sie die heißen Lippen von neuem.

Und eine ewig stachelnde Unruhe trieb sie seitdem. Sie verstand sich selbst kaum. Mit Gewalt redete sie sich ein, daß sie seine Küsse auch das erste Mal nur geträumt hätte. Mit einem wilden Zorn ging sie gegen jeden eigenen Zweifel los.

Es sollte so sein ... es durfte nicht anders sein! Roman Czarnecki durfte sich nicht vor Sewerhn Kalinka drängen! Vor Sewerhn, dem sie das Versprechen gegeben, der sie heiraten wollte, für den sie alle Schrecken der letzten Monate getragen, den sie liebte. Und immer wieder das inbrünstige, verzweifelte Gebet, daß er bald zurückkäme, bald ... bald, eh' es doch zu spät war.

Etwas Ungewisses stand ihr bevor, das fühlte sie, etwas wie eine große Gefahr. Und insgeheim verband sich diese Gefahr mit Roman Czarnecki. Sie mied den Wald auffällig, selbst Reisig ließ sie durch die Mutter holen. Denn im Walde hätte sie ja den einen treffen können, den sie nicht treffen wollte.

Aber Roman Czarnecki war wie vom Erdboden verschwunden. Seit dem nächtlichen Abenteuer ließ er sich nie mehr blicken. Barbara Bryk mochte am Zaune stehen, so lange sie wollte — der Weg, den außer ihm keiner betrat, blieb jetzt ganz leer.

Es ist gut, dachte sie. Wenn er nur heut' nicht käme! Dabei spähte sie aus. Und in der Furcht, daß er kommen könnte, war immer die Erwartung.

Aber, wie gesagt, der Waldhüter betrat den Weg nicht. Der letzte Mensch, der ab und zu mit ihr geplaudert, blieb mit ihm fort. Immer furchtbarer die Einsamkeit. Woran sollte Barbara Bryk denken? Ihre

Gedanken kreisten immer nur um Roman Czarnecki und Seweryn Kalinkas Rückkehr.

Heute in der Stadt hatte sie nun die selige Botschaft gehört, daß die Sachsengänger morgen eintreffen sollten. Wie eine Erlösung klang es. Nicht nur, daß nun die schreckliche Vereinsamung, das ganze böse Spiel aufhörte; nicht nur, daß Seweryn sie nun heiraten würde — auch der Waldhüter war nun abgetan. Nun war sie sicher vor ihm, nun war ihr Weg klar vorgezeichnet. — —

Das Flämmchen, das um das Reisig gespielt, war längst ausgegangen. Barbara Bryk hatte es nicht gemerkt. Sie hockte ganz versunken vor dem Herde, die Hände im Schoß.

Das gelle Schimpfen der dazu kommenden Pani Eusebia, die den Topf schon aufs Feuer stellen wollte, weckte sie erst. Diesmal ließ sie die Flämmchen nicht verlöschen. Während sie kräftig blies, dachte sie: Es ist Unsinn. Die heißen Küsse hab' ich auch das erste Mal geträumt. So wahr ich hoff', selig zu werden!

Der andere Tag kam. Vormittags im Dorf, Nachmittags bei mir, sagte sich Barbara Bryk, als sie sich ausrechnete, wann sie Seweryn Kalinka sehen würde.

Gegen Mittag ward sie unruhig. Der Weg blieb leer. Der Nachmittag neigte sich zum Abend. Der Weg blieb leer. Auf ihrer Stirn lag eine schwere Falte; heiß ging ihr das Blut zu Herzen. Manchmal wußte sie kaum, wen sie eigentlich erwarte: Seweryn Kalinka oder den Waldhüter. Und als ihr das klar ward, fühlte sie einen dumpfen Zorn in sich. „Die Dörfler werden Seweryn Kalinka zurückhalten," sagte sie zu ihrer Mutter. „Sie werden im Krug sitzen und saufen."

„Nicht nur saufen — auch reden! Wart' nicht, sondern bitt' die Heiligen, daß sie uns schützen. Der Winter wird lang."

„Nicht so lang wie der Sommer," murmelte Barbara Bryk. Wieder trat sie vor die Tür.

Es war so dunkel geworden, daß man keine Hand mehr vor Augen sah. Nur aus der Ferne, von Radolice her, blinkten ein paar Lichter.

„Dort wird er sitzen — im Krug! Ich jedoch bleibe allein!" Sie ballte die Hände. „Aber wissen soll er, daß ich leb' und warte!" Lachend ging sie in den Stall. Fast eine Viertelstunde lang kreiste diesmal der Gottseibeiuns mit feurigem Schwanz über der Hütte, bis er endlich in den Schornstein einfuhr.

„Zum letztenmal hab' ich die Wölfe gegrüßt. Morgen kommt Seweryn."

Der Morgen war frisch. Früh schon war Barbara auf.

„'s ist kein Sonntag heut'!" sagte die Mutter unwirsch.

„Für mich doch!" erwiderte das Mädchen und steckte die blanken großen Ohrringe an.

Dann wartete sie wieder. Niemand ließ sich blicken. Das Herz schlug ihr stärker. Heiß und kalt ward ihr. Hatte Seweryn sie vergessen? Hatte er in Sachsen ein anderes Liebchen gefunden? Kam er deshalb nicht? Sie schrie auf und streckte die Hand vor, als müsse sie etwas abwehren. „Heilige Mutter Gottes!" bat sie. War denn alles umsonst gewesen? Sie rief: „Seweryn! — Seweryn Kalinka!" Gerade, als ob er's hören könnte. Eine zitternde Angst, daß er etwa fortbleiben könne, packte sie. Erst jetzt wußte sie, wie sie ihn liebte, wie sie nach ihm schrie. Er sollte sie sichern, er sie retten und erlösen aus der selbstgeschaffenen Einsamkeit, er sie herausführen aus der Qual dieses Lebens, er sie fest umschlingen, daß kein Wolf sich an sie wagte — auch nicht Roman Czarnecki, der Waldhüter.

„Seweryn! — Seweryn Kalinka!"

Kam da nicht jemand? Ihre Augen wurden unnatürlich groß und spähten in die Ferne. Er ist es! jauchzte ihr Herz, und vor Freude schloß sie die Augen. Es ist ein anderer! dachte sie einen Moment später und fühlte eine so große Leere in sich.

Immer näher kam der rüstig Schreitende. Bald war kein Zweifel, daß Seweryn Kalinka es wirklich war.

Sie bog sich weit über den Zaun. Sie riß das Tuch vom Kopf, das rote, und wollte es zum Willkommen schwenken. Aber die schon erhobene Hand sank jäh. Mit geneigtem Haupt, in einem plötzlichen Gedanken, stand Barbara Bryk da. Die weit vorgeschobene Unterlippe gab dem Gesicht etwas Trotziges. Warum winkte Seweryn nicht? Hatte er sie noch nicht gesehen?

Sie trat auf die Straße. Er sah sie. Er sah sie und blieb stehen. Die Hände in den Hosentaschen stand er da und lehnte sich an einen Baum. Ihr Herz zog sich zusammen. Gleich darauf lächelte sie: Er macht sich einen Spaß! Oder vielleicht ... vielleicht wollte er sie allein sprechen, ohne daß die Mutter etwas sah und hörte.

Das würde es sein — natürlich! Wenn man von einer so langen Reise kommt, und wenn man sich lieb hat, will man keine Zuschauer. Er würde sie küssen ... heiß wie zum Abschied ... ein Prickeln lief ihr über den Rücken. Und halbe Röte im Gesicht, riß sie ein paar gelbe Strohblumen ab, die allein noch blühten, und steckte sie in ihr schwarzes Haar. Das Tuch warf sie in den Hof.

So ging sie dem Bräutigam entgegen ... zagend und selig. Sie dachte nur immer, wie es sein würde, wenn sie ihm sagte: Ich hab' mein Versprechen gehalten — ich bin, die ich war — die Wölfe haben mich nicht gefressen!

Je näher sie dem Flecke kam, wo Sewerÿn stehen geblieben war, um so langsamer schritt sie. Warum rief er nicht, warum lief er ihr nicht stürmisch entgegen?

Halb nur hob sie den Blick. Am Baum, das sah sie, lehnte er nicht mehr. Er hatte sich aufgerichtet und eine Hand aus der Tasche gezogen. Nun war sie bald so dicht bei ihm, daß sie in gewöhnlichem Tone miteinander reden konnten. Und immer noch sprach er kein Wort. Sie aber wartete darauf wie auf eine Botschaft des Himmels. Plötzlich blieb sie stehen und hob die großen Augen zu ihm. Schweigend, ohne Regung sah sie ihn an. Alle Kraft ihrer Seele lag in dem Blick.

Da bequemte sich der Bursch dazu, auch die andere Hand aus der Tasche zu nehmen. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er unsicher.

„In Ewigkeit, Ewigkeit. Amen!“ Ihre Stimme zitterte. Ihr Blick ließ nicht von ihm. War das alles, was er ihr zum Willkommen bot?

Er sah schlecht aus, hatte eine graue Farbe. Und er, der Riese, der baumlange, sehnige Kerl, erschien ihr kleiner, weil er sich lässig hielt und den Kopf vorgeneigt trug. Sein unsicherer Blick flog prüfend von unten auf über ihr Gesicht. „Den Gruß hast also doch nicht vergessen!“ sprach er. Es lag viel Schmerz in den Worten.

Als ob ihr jemand gewaltsam die Brust zusammenpresse, mußte sie nach Atem ringen. „Was ... heißt das?“ fragte sie. Ihre Kehle war trocken.

Da wandte sich Sewerÿn Kalinka ab. Ein Stöhnen brach aus seiner Brust. „Barbara!“ schrie er auf. Ein mühsam niedergequältes zorniges Schluchzen war in der Stimme.

Sie zuckte zusammen. Doch mit einem Sprunge war sie bei ihm. Ihre Finger krampften sich in seine Schultern, sie schüttelte ihn: „Mann, was hast du? Rede, Sewerÿn Kalinka!“

Jäh riß er sich los und wich zurück, während er heimlich das Kreuz schlug. „Du fragst noch?“ Jetzt überfiel ihn die Wut. „Hast dich gut amüsiert, während ich weg war — he?“

Sein rohes Lachen trieb ihr das Blut wieder in das wachsbleiche Gesicht. Beide Hände auf die heftig atmende Brust gedrückt, maß sie ihn von oben bis unten. „Sewerÿn Kalinka, ich hab' mein Versprechen gehalten! Frag' die Wölfe im Dorf — sie heulen, wenn sie meinen Namen hören! Der eine bekam die Faust ins Gesicht, der andere einen Schuß durch die Mütze. Keiner hat mich gefressen — ich hab' sie gescheucht und hab' auf dich gewartet. Nun bist du da. Aber du bringst wenig Freude aus Sachsen mit!“

Die Worte waren kurz herausgestoßen, aber deutlich. Noch immer drückten ihre Hände gegen ihre Brust. Und ihre Augen warteten.

Er hatte ein rohgearbeitetes Taschenmesser hervorgeholt, die Klinge geprüft und schnitt, während sie sprach, in die Borke des nächsten Baumes. Die Späne flogen. Er schnitt tief. Alle Muskeln hatten sich gespannt. Als sie zu Ende gesprochen, hörte er zu schneiden auf. Das Messer in der Hand, blickte er sie an, Hohn und Schmerz in den Augen. „Ich weiß,“ murmelte er ... „kein Wolf ... es war kein Wolf!“ Und in jäher Wut stieß er dann plötzlich mit aller Kraft das Messer in den Baum, daß die

Klinge tief ins Holz trieb und der Schaft zitterte. „Wer den Teufel hat, braucht die Wölfe nicht!“ schrie er, gell lachend. „Mein halbes Leben wollt' ich hergeben, hätt'st du lieber einen Wolf genommen! O, gebenedeite Mutter Gottes! Wie hab' ich gearbeitet! Und immer dacht' ich: Der November kommt auch! Hab' ich Geld, hab' ich eine Frau — Barbara Bryk, die Schönste! Jeden Pfennig hab' ich 'rumgedreht. Schnaps holten sich die anderen. Ich aber, wie sehr die Sonne brannte, hab' den Kopf geschüttelt. Je weniger Schnaps, um so besser die Hochzeit! Und komm' zurück, lass' die Taler klimpern und hab' die Tasche voll. Gesungen hab' ich, als es ins Dorf ging. War müde vom Laufen. ‚Ruh' dich,‘ sagen die anderen. Ich aber sag': ‚Nein, ich hab' noch ein Endchen — so bis zum Walde!‘ Da merkten sie's. ‚Viel Glück!‘ schreit Lukas Woronicz. ‚Es sitzt ein anderer im Nest!‘ Wie der Kalk an der Wand seh' ich aus. ‚Du lügst!‘ schrei ich. ‚Wer, verdammter Schuft?‘ Und seh' mich um. Alle haben sie lange Gesichter. ‚Einer, der stinkt, Seweryn Kalinka!‘ spricht Sigmund Rej. ‚Trink' ein Schlückchen — es kam Unglück über das ganze Dorf!‘ Ich glaub's nicht, ich schrei' es jedem ins Gesicht: Ich glaub's nicht! Kommt der Schulze, der Schmied, die alten Bauern. Jeden bitt' ich: ‚Pan, Ihr seid ein alter Mann ... bei Eurer Seligkeit ... erbarmt Euch, ist das wahr?‘ Und jeder, jeder, jeder sagt Ja! Alles hör' ich ... von dir, deiner Mutter ... der grauen Katz' und der Fledermaus ... vom Hexenschloß ... der ganze Kopf schwirrt mir. ‚Trinkt!‘ schrei' ich und werf' Geld auf den Tisch, ‚nehmt alles, aber sagt, daß ihr lügt!‘ Sie fluchen nur. ‚Behalt' dein Geld, wir reden die Wahrheit!‘ Jeder erzählt anderes. Dem fällt das Vieh ... und Anastasia Pasek hat noch Schmerzen vom höllischen Gift ... die Madurowicz reitet mit dir auf dem Besen ... und Satan zieht durch den Schornstein. Ich denk', ich soll verrückt werden. Ich will auf, ich will hin zu dir, ich will dir sagen: Bei den heiligen Wunden Jesu, ist das wahr, Barbara Bryk, bist du die Hexe geworden? Aber sie halten mich fest: ‚Wart' ein Stündchen, Bruder! Vielleicht fährt der Teufel heut' nacht bei seinem Liebchen ein!‘ „Ich wart' und trink', ich bin grau im Gesicht. Und als es dunkel ist, warten wir draußen. ‚Kalter Wind, kalter Wind!‘ sagen die anderen und frieren. Mir ist heiß, als käm' das höllische Feuer bis zu mir. Es brennt mir im Herzen — da steht es schon überm Schornstein! Durch die Luft kommt's. Alle schreien auf. Nur ich bin still, sag' keinen Ton. Ruft der Schuft von Lukas: ‚Jetzt freut sich die Hexe!‘ Da werd' ich wild. Alle müssen mit mir mit in die Schenke. ‚Die teuersten Flaschen, krummer Hund,‘ sprech' ich zum Wirt, ‚die Gläser voll, hab' viel Taler. Psia krew, die Taler müssen versoffen sein.‘ Und ich lach' und schrei: ‚Auf das Teufelsliebchen, die Hexe,‘ und schütt' mein ganzes Glas voll in den Sand. Jeder tut es mir nach. Ich aber sitz' bis zum Morgen, schlag' die Stühle entzwei und bezahl' sie, bis die Taschen beinahe leer sind. Was tut's?“

Er hatte wieder sein gräßliches Lachen.

„Dazu kommt man nun zurück!“ schrie er. „Dazu kommt man nun zurück!“

Wie um das Ächzen zu ersticken, das aus seiner Brust drang, packte er den Baum, in dem noch das Messer steckte, und schüttelte den starken, daß alle Äste sich bogen.

Barbara Bryk hatte ihn anfangs mehrmals unterbrechen wollen. Aber unaufhaltsam rang sich alles das, was er seit gestern gelitten, durch. Da gab sie jede Zwischenrede auf, hörte zu, nickte und sah ihn mit brennenden Augen an. Wie ein Lachen stand es ein paarmal in diesen Augen, doch das Lachen war angstvoll.

Abgemattet ließ er endlich vom Stamm, den er hin und her gebogen, ab.

Da sagte das Mädchen: „Bist du fertig, Seweryn Kalinka? Dann red' ich!“

„Und versuchst deine Hexenkünste!“

„Dann red' ich!“ wiederholte sie lauter. Sie griff in ihr Haar, zog die Herbstblumen heraus und warf sie einzeln, nach der Reihe fort. Dabei sprach sie. Wie die Wölfe sie verfolgt, wie sich alle gegen sie verbündet, wie sie keinen Rat mehr gewußt und ihr Versprechen doch habe halten wollen. Da hätte ihr die Mutter von der Madurowicz erzählt. Es gab nur einen Ausweg — nur so konnte sie ihm treu bleiben.

„Zum Propst bin ich gelaufen, hab' ihm die Hand geküßt: ‚Gibt es Hexen?' — ‚Nein!' Zum Lehrer: ‚Euer Hochwohlgeboren, gibt es Hexen!' — ‚Nein!' Zur heiligen Jungfrau hab' ich gebetet. Da bin ich die Hexe geworden, Sewerym Kalinka, die Hexe fürs Dorf! Da hab' ich Bilsenkraut im Kessel gekocht, da hab' ich die Katz' gekauft in Czernagora, da hab' ich mit Werg und Pech und Feuer den Satan überm Schornstein gemacht. Alle haben's geglaubt, haben mich in Ruh' gelassen, daß ich so vor dir stehen kann wie früher. Und wenn sie mich flohen, mir fluchten, nach mir warfen — ich hab' gedacht: im November kommt Sewerym. Dann ist alles gut. Und hab' vor Freude geweint, als du kommen solltest. Der November ist da — du bist da! Sewerym Kalinka, sieh mich an: glaubst du noch, daß ich ein Teufelsliebchen bin? Ich bin keins, so wenig wie die Anastasia und Veronika — deinetwegen hab' ich das Dorf betrogen, deinetwegen mich schimpfen lassen! Du aber glaubst, was die anderen glauben, du fluchst mir, weil mir die anderen fluchen — heilige Jungfrau Maria, tu ein Wunder, glaub' mir, Sewerym Kalinka, bei dem heiligen Blut Jesu schwör' ich —"

„Spott' nicht mit dem Allerheiligsten!" rief er wild. „Psia krew, das kennt man! Als es euch schlecht ging, hat's deine Mutter der Kobylek erzählt, da sollt' alles nicht wahr sein. Hab' ich nicht selbst gesehen, wie du damals 'reingingest ins Hexenschloß? Hat dich der Teufel doch gefangen und die Madurowicz! Was ich gesehen hab', hab' ich gesehen. Ich glaub' dir nicht — ich glaub' dir nicht, Barbara Bryk!"

Sie taumelte zurück. „Sewerym!" Es war ein verzweifelter Aufschrei.

„Ich glaub' dir nicht!"

Doch sie auf ihn zu: „Mann, Mann, hör' mich —"

„Rühr' mich nicht an!"

Er wich jäh vor ihrer Berührung zurück. Und als sie sich an ihn klammerte, stieß er sie von sich.

Ihre Hände tasteten durch die Luft, als suchten sie einen Halt. Dann brach sie in ein gelles Lachen aus. „Hexe!" schrie sie dazwischen, — „Hexe!" Fast ohne Übergang ward das gelle Lachen zu trostlosem, verzweifeltem Weinen. „Glaub's nicht," wimmerte sie ... „frag' den Propst, den Lehrer, wen du willst!"

Kein Trotz mehr, keine sich aufbäumende Verzweiflung. Ein irres Flehen nur in aller Demut. Alle Glieder waren ihr erschlafft; die Mattigkeit überfiel ihren ganzen Körper.

Und sie sprach und bat in diesem müden Weinen immer von neuem das eine: „Glaub' mir — glaub' mir doch! Laß mich nicht leiden für das, was nur aus Liebe zu dir geschehen ist."

Als hätte sie es noch immer nicht deutlich gesagt, schluchzte sie zum dritten Male hervor, wie alles gekommen sei, was sie getan hätte, um das Dorf zu betrügen.

Der Bursche ward unruhig. Es zuckte und arbeitete in ihm, die Unruhe stieg in seine Augen. Man sah, daß er kämpfte, daß seine Liebe gegen den eingewurzelten Aberglauben stritt. Vielleicht log Barbara doch nicht, vielleicht war es richtig, was sie erzählte.

Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Durch die Zwischenräume der Finger tropfte es. Zusammengesunken stand sie da.

Sewerym Kalinka drehte die Daumen umeinander. Ein langes Schweigen entstand. Es rang in ihm — siegreich wuchs Liebe und Hoffnung empor. Er zitterte.

Barbara! wollte er sagen. Zweifelnd und schon hoffend, mißtrauisch noch und schon gläubig.

Noch brachte er es nicht heraus, noch war's ein halbes Gurgeln, aber seine Arme wollten sich scheu nach ihr erheben, aufschreien wollte er: Bei der reinen Jungfrau, quäl' mich nicht — sag's noch einmal, daß sie im Dorf lügen!

Da wurden seine Augen plötzlich starr und fremd. Als sähe er etwas Furchtbares, das allen Glauben und alle Hoffnung mit einem Male niederschlug, hafteten sie an einem Fleck. Langsam wich er drei Schritte zurück, ohne daß die Blicke von dem, was sie sahen, abließen.

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Mit dem Ärmel wischte er ihn ab. Und mit wildem Schrei: „Die Katze der Madurowicz — die graue Katze!"

„Seweryn!"

Ihr verweintes Gesicht hob sich in Angst aus den Händen.

Er aber, gell: „Die Kunststücke helfen nichts, Satansbrut! Die Hölle kommt dir nach!"

Leise war die graue Katze mit den unhörbaren Raubtierschritten vom Gehöft der Herrin gefolgt. Schnurrend rieb sich das große Tier an ihrem Rock.

Barbara Bryk schrie kurz auf. Blitzschnell hatte sie sich gebückt, die Katze hochgenommen und schleuderte sie zurück, so weit sie konnte, als hätte sie schon begriffen, daß alles, was sie gewonnen, durch die Dazwischenkunft des Tieres wieder verloren war. Und flehend streckte sie die Arme aus.

„Seweryn! — Seweryn Kalinka!"

„Bleib dem Liebsten treu!" rief er in Schmerz und Hohn. Er wich immer weiter, immer noch rückwärts gehend, immer noch den Blick auf die große, kläglich miauende Katze gerichtet, die in Sprüngen davonging.

„Seweryn! — Seweryn Kalinka!"

Da schlug er sich mit der Faust gegen die Stirn und spie aus.

Ihre erhobenen Arme sanken langsam. Die Tränen hörten plötzlich auf. Sie starrte ihm nach, wie er sich umdrehte und immer schneller und schneller dahinschritt, als müsse er aus ihrem Bereich kommen, als säße ihm die Hölle selbst auf den Fersen.

Kleiner und kleiner ward der Riese. Jetzt war er verschwunden.

Auch das Miauen der Katze klang nicht mehr herüber.

Barbara Bryk stand unbeweglich.

Dann schritt sie schwankend ein paar Schritte vor und lehnte sich an den Baum, den Seweryn geschüttelt hatte. Mechanisch betrachtete sie die tiefen Einschnitte in die Rinde. Auch das Messer steckte noch tief im Stamm.

Sein Messer! Er hatte es vergessen.

Sie ergriff es beim Schaft und wollte es herausziehen. Aber ihre Hand war feucht und schweißig, obschon der Tag nicht warm war.

Sie versuchte es mehrmals. Sie zitterte. Sie hatte nicht die Kraft dazu.

* *
*

Es schien, als wäre jede Widerstandskraft in Barbara Bryk gebrochen. Sie redete nichts, aß nichts, arbeitete nichts. Zu furchtbar hatte sie der letzte Schlag getroffen. Was nun werden sollte, wußte sie nicht. Sterben war das beste. Und darum hatte es keine Not: mit dem Winter mußte der Hunger kommen, mit dem Hunger das Ende.

Ächzend griff sie sich manchmal an den Kopf. Sie konnte es noch immer nicht verstehen. Um sich für Seweryn zu retten, hatte sie das Spiel begonnen. Eben dadurch verlor sie ihn. Die Hoffnung hatte sie bisher gehalten. Jetzt brach sie unter dem zusammen, was sie sich ihm zuliebe auferlegt.

Alle glaubten, sie sei eine Hexe. Sewerin glaubte es auch. Es war keiner, der anderer Meinung war.

Und dann, immer öfter, kam der verrückte Gedanke: Vielleicht haben sie alle recht, vielleicht bin ich's! So groß war ihre Verwirrung, daß sie in Angst vor sich selbst zusammenschauerte.

„Teufelsliebchen — Hexe!" murmelte sie vor sich hin. Sie fing an, sich im Dunkeln zu fürchten. Aus unruhigem Schlaf fuhr sie auf. Sie duckte sich scheu, sie zitterte. Vor wem?

Wer rettete sie vor sich selber? Einer, der stärker war! Und eine Stimme sprach dann wohl: „Mit Eurer Erlaubnis, ich bin stärker!" Das war Roman Czarnecki, der Waldhüter. Oder war es Seweryn Kalinka?

Wenn sie ruhiger wurde, wehrte sie sich gegen die verwirrten Gedanken, die sie ängstigten. Sie überlegte. Im Winter, wenn alle Wege verschneit waren, war sie aufs Dorf angewiesen. Im Dorf bekam sie nichts. Da konnte sie samt der Pani Eusebia verhungern. Und Sewerin Kalinka, den sie liebte, würde noch lachen dazu. Wie eine Aussätzige gemieden, hier verhungern in der Öde — das konnte die heilige Jungfrau nicht zulassen, das war zu furchtbar!

Wie ein gemartertes Tier schrie sie; fiebernd sprang sie auf. So durfte es nicht kommen; es mußte noch anders werden. Der Propst sollte es verkünden, daß sie keine Hexe war! Auf den Knien wollte sie vor Sewerin liegen — er liebte sie ja doch noch, er mußte ihr ja glauben, er hatte ja schon

das vorige Mal geschwankt. Wie ein Hund wollte sie ihm nachkriechen, bis er sie aufnahm, bis er sie erlöste. Es war ja kein Leben so!

Erschöpft vom langen Hungern, ermattet durch die ewigen Gedanken, durch die Erregungen des Wiedersehens, schlich sie um das Dorf wie das Wild um die verbotenen Felder. Ließ sich ein Mensch blicken, verkroch sie sich. Nur auf einen wartete sie in fieberhafter Spannung. Ihre Augen lagen in dunklen Ringen. Ihr Schritt, der einst so fest, fast herrisch aufgetreten, war schwankend und unsicher geworden.

Und der eine wollte und wollte nicht kommen. Im Regen kauerte sie; der frühe Novemberabend schlich über die leeren Felder; vom Wege knarrten die nackten Äste kahler Bäume im Wind. Lichter brannten im Dorf. Eins davon leuchtete besonders hell — es kam aus der Schenke.

Sie starrte mit brennendem Auge darauf hin. Vielleicht saß Sewerhn Kalinka bei diesem Licht!

Er saß wirklich dabei. Warm und dunstig war der Schenkraum. Man fand den Burschen jetzt überhaupt nur noch hier im Kruge. Was ihm von seinem Verdienst, von allen Ersparnissen noch übriggeblieben war, jagte er durch die Gurgel.

„Nicht ich trinke — der Kummer trinkt!“ sagte er, wenn die anderen ihn ermahnten.

Den schweren Kopf in die Hände gestützt, saß er jetzt da. Die Stube war leer. Nur der Schmied trank nebenan den abendlichen Magenwärmer.

Sewerhn Kalinka stöhnte. Ein Stachel war ihm seit der Unterredung mit Barbara im Herzen zurückgeblieben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie wirklich die Hexe war. Und doch mußte er immer wieder denken, wie sie aufgeschrien: „Glaub' mir, ich bin's nicht!“ Dreimal hatte sie ihm die Geschichte erzählt, wie sie dazu gekommen sei, sich für ein Teufelsliebchen auszugeben. Wenn sie nun recht hatte, wenn nur die Liebe zu ihm sie zu dem bösen Spiel getrieben —!

„Ich halt's nicht aus!“ brüllte er plötzlich und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Gläser tanzten, der Schmied schrak empor. Stöhnend legte der Bursch den Kopf auf die Arme. „Stell' gleich die ganze Flasche hin!“

Und gierig trank er mit einem Zug gleich ein Viertel der Flasche leer.

„Freundchen, Freundchen,“ sagte der Schmied kopfschüttelnd, „ich bin ein alter Mann, hört mich: Glas ist gut, Flasche ist schlimm. Hütet Euch!“

Er hob nicht mal den Kopf. „Alter Mann,“ murmelte er. Und lauter: „Helfen könnt Ihr mir doch nicht.“

Der Schmied rückte näher. Das ganze Dorf kannte den Kummer Sewerhn Kalinkas.

„Was ist da zu machen? Wollt Ihr Eure Jugend an eine Hexe hängen?“

„Hexe — Hexe? Ist sie denn eine? Höll' und Tod, ist sie denn eine, Pan? Wie ein Mühlrad läuft's mir durch den Kopf — surr, surr, surr, surr — immerzu denk' ich: Spuck aus, laß sie laufen! Und immer hör' ich, wie sie schreit: ich bin keine! Hab' mit ihr gesprochen, hört zu, was sie sagt, ratet mir, seid barmherzig!“

Er erzählte abgerissen, was er von ihr vernommen, was ihn quälte.

„Meister,“ schloß er weinerlich, „wenn ich weiß, sie ist das Teufelsliebchen — gut! Ich lass' sie laufen, ich geh' weg, ich spuck' aus vor ihr! Wenn ich weiß, sie ist es nicht — ich fall' ihr zu Füßen, ich dien' ihr mein ganzes Leben. Aber was weiß ich? Wer hat recht? Wem glaub' ich? Das macht mich verrückt, verrückt. Ich komme nicht los davon!“ Und wieder trank er.

Nachdenklich starrte der Schmied vor sich hin, wobei er mit der Hand mechanisch über die grauen Kinnstoppeln fuhr. Plötzlich legte er die Hand fest auf die Schulter des Burschen.

„Ich weiß was!“ sagte er leise. „Es gibt ein Mittel, Sewerhn Kalinka, das deinen Kummer wendet.“

Der Riese zitterte. Er war schon halb betrunken, aber die paar Worte ernüchterten ihn. „Pan,“ keuchte er, „habt die Gnade — redet!“

„Nicht viel zu reden. Habt Ihr noch nie von Hexenproben gehört? Nein? Äh, Ihr seid jung, unerfahren — ich jedoch bin alt. Vor langen Zeiten, als es noch keine Ketzer gab, fing der Satan Seelen wie jetzt. Kam der eine, kam der andere und zeigte mit

Fingern: Seht das Teufelsliebchen, die Hexe! Der konnt' es beschwören, jener ... es war kein Zweifel — nun, nun, nun, ob sie auch schrie, man hat sie verbrannt bei lebendigem Leibe. Jedoch, wie Ihr Euch denken könnt, nicht immer wußte man es genau. Einer sagt so, der andere so ... was kann da sein, wozu hat man die Hexenprobe? Ein Mittelchen, von Gott selbst offenbart ..."

Sewerhn Kalinka war aufgesprungen. „Euer Wohlgeboren, tötet mich nicht! Mein Leben werd' ich Euch dankbar sein, Euch dienen ... nur sprecht, Pan!"

Der Schmied lachte in sich hinein. „Alte Köpfe arbeiten nicht mehr so schnell ... jedoch mein Großvater selig ... er war noch dabei und hat erzählt. Erzählt von Wasser und Feuer." Scharf sah er den Burschen an. „Wißt Ihr, Sewerhn Kalinka, ob die Pani Barbara zur Probe bereit ist? Es schmeckt nicht gut, wenn die heilige Jungfrau ihre Hilfe verweigert."

„Sie ist bereit, Schmied, sie muß es, sie wird es ... heut', morgen; je eher, um so besser! Was soll sie tun, was soll ich ihr sagen?"

„Jecku, seid Ihr wild! Ein alter Mann ... nichts red' ich, nur fällt mir ein: Da war eine Hexe in Bielsko. Das ganze Dorf wußte, sie war eine, jedoch man wollte Gewißheit. Wird her sein vierzig Jahr', fünfzig Jahr', wer zählt das so genau? Schön, die Hexenprobe! Man hat sie gebracht und ein Eisen rotgeglüht. Darauf sollt' sie laufen mit nackten Füßen. Vorher haben alle gebetet zur heiligen Jungfrau, daß die Wahrheit an den Tag käm'. War sie unschuldig, die Hex', sollt' die heilige Jungfrau sie behüten und sie sicher und unverletzt über die Glut führen. War sie schuldig ... äh, das Eisen brennt wie höllisches Feuer!"

„Und —?" fragte der Bursch mit glühendem Kopf.

„Schuldig war sie, Pan! Keiner half ihr, so viel Heilige es von droben mit ansahen. In Czernogora jedoch soll eine andere drübergegangen sein wie über Sand ... nicht ein Fleckchen hat die rote Glut versengt, weiß waren die Sohlen wie Schnee. Nun, nun ... man erzählt so Geschichten. Besser, als wenn man still sitzt." —

Sewerhn Kalinka hockte mit wüstem Kopf im Krug, bis das Licht herabbrannte. Dann trieb er sich in der Nacht herum. Es ging ihm wie Barbara Bryk: auch er wußte nicht mehr aus und ein.

Aber reden wollte er mit ihr. Als der Morgen dämmerte, warf er sich für ein paar Stunden aufs Bett. Der Kopf war ihm, als er aufstand, nur noch schwerer. Er hatte viel geträumt: mit nackten Füßen schritt Barbara Bryk über das glühende Eisen, das sie nicht versengte. Alle fielen auf die Knie, er aber nahm die Unschuldige in seinen Arm und dankte der heiligen Gottesmutter.

Unaufhörlich mußte er an die Hexenprobe denken. Ein fanatischer Glaube faßte ihn: wenn Barbara Bryk unschuldig war, dann mußte sich die Gottesmutter ihrer und seiner Qualen erbarmen! Und war sie schuldig — Tod und Hölle, dann mochte sie brennen! Mit ihm war es dann doch aus.

Er verließ das Dorf und ging in die Felder. Es dauerte nicht lange, da tönte ein Schrei. Wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat und ihn wiederfindet, jagte Barbara Bryk auf ihn zu. Das Haar löste sich auf einer Seite. Ihr Gesicht totenblaß, übernächtig, abgemagert.

Er erschrak vor ihr.

Sie merkte es nicht. Sie fieberte. Und sie streckte die Arme aus; sie, die Stolze, bettelte in Demut. Sie lachte nicht mehr höhnisch, schrie nicht mehr, brauste nicht auf. Sie war ganz müde und zerschlagen. „Glaub's nicht, stell' mich auf die Probe, frag' den Lehrer, den Propst" — immer die alte Litanei.

Da rückte er heraus, ob sie beweisen wolle, daß sie die Wahrheit rede. Und stockend redete er von sich, seiner Verzweiflung, seiner Liebe. Ob sie alles tun wolle, was er verlange.

Ein Schauer durchlief sie. Sie schloß die Augen: „Alles!" Eine wilde Seligkeit war in ihr, daß er überhaupt sprach. Eine überströmende Dankbarkeit, in der sie ihm am liebsten den Rocksaum geküßt hätte. Sie wagte es nicht.

Schweigend stand er vor ihr mit mächtig arbeitender Brust. „Morgen um dieselbe Zeit — hier wieder," brachte er dann her-

vor. Und als könne er sie nicht mehr sehen, wandte er sich und ging schweren Schrittes dem Dorfe zu.

Sie war am nächsten Tag stundenlang vorher da, um ihn nicht zu versäumen. Ihr Gesicht war leicht gerötet. Sie hoffte wieder, daß alles werden würde wie einst. Es war nicht mehr, daß Sewerhn Kalinka sie heiraten sollte. Es war nur, daß sie wieder Mensch unter Menschen sein sollte, daß der furchtbare Bann von ihr genommen ward, daß sie nicht mehr wie ein räudiger Hund — schlimmer als der — von den Türen verjagt ward.

„Barbara Bryk," sprach der Bursch, und ein Glühen stand in seinen Augen, „willst du beweisen, daß du nicht eine Buhlerin des Satans gewesen? Willst du tun, was wir von dir verlangen? Die heilige Jungfrau selbst soll entscheiden — so oder so —! Bitt' zu ihr, daß sie dir gnädig ist, bitt' zu ihr auf den Knien, bitt' zu ihr zwei Tage lang!" Und durch die Zähne fügte er hinzu: „Ich bitt' auch!"

Sie verstand ihn nicht; sie suchte in seinen Augen nach einer Erklärung, scheu, demütig, voll Angst. Die Augen glühten in einem inneren Feuer.

„Willst du's bestehen, Barbara Bryk? Willst du dich reinigen?"

Sie hing noch immer an ihm, an seinen Augen.

„Ja ist ja, nein nein! Sprich!"

„Ja!" sagte sie.

Eine wilde Angst schien über ihn zu kommen.

„Sag' nur ja, wenn du unschuldig bist!" rief er, und es schüttelte den Riesen förmlich. „Dir selbst zulieb, Barbara Bryk! Sonst sag' nichts und lauf' — lauf', so weit du kannst!" Er sah sie zitternd, gequält, flehend an.

„Ja!" wiederholte sie.

Seine Brust ward frei; hell flog es über sein Gesicht. „Dann komm' Sonntag früh, wenn in der Stadt die ersten Glocken läuten, ins Dorf. Da bin ich!" Und als sie den Kopf hochwarf: „Es tut dir keiner etwas. Nicht wir, nur die heilige Jungfrau. Wirst du kommen?"

Ihr Blick suchte irr von neuem in seinem Gesicht. Sie wollte fragen, sie zögerte — da sah sie, wie er die Lippen zusammenpreßte. „Ich werde ... kommen!"

Stille. Nur ein Krähenruf über den Feldern.

Plötzlich warf er die Arme hoch: „Wenn's doch wahr wär' — heilige Mutter Gottes, wenn's doch wahr wär'!" Und übermächtig packte es ihn, daß er die Arme ausstreckte: „Barbara!"

Sie sah es, hörte es, konnte es nicht glauben, wollte weinen, jubeln, seine Knie umklammern —

Da riß er sich selbst schon zurück. „Leb' wohl! Die heilige Jungfrau sei mit dir!" —

Es war ein Freitag, ein Fasttag. Er ging nicht in den Krug. Er ging zum Schmied. Der Sonnabend kam. Sewerhn Kalinka fastete auch den Sonnabend. Er lag vor dem Kruzifix auf den Knien und stöhnte. Wenn er nicht betete, verließ ihn die Unruhe nicht.

Mit ernsten Gesichtern raunte man im Dorf. Auf der Straße, im Krug, in den Häusern ward getuschelt. Roman Czarnecki trank jeden Sonnabendabend im Krug ein paar Gläschen. Er hörte das Raunen auch. Es interessierte ihn. Er verließ die Schenkstube erst um Mitternacht.

So ward es Sonntagmorgen. Pani Eusebia schlief noch, als Barbara Bryk aufstand. Sie machte leise wie ein Dieb. Sie zog den guten Rock an, flocht das Haar. Die Ohrringe, die großen, ließ sie fort. Sewerhn Kalinka hatte sie damals, beim ersten Wiedersehen, kaum bemerkt.

Sie hatte Freitag und Sonnabend inbrünstig gebetet. Sie rief auch jetzt in dämmernder Frühe die heilige Jungfrau an. Eine ängstliche Erwartung und große Hoffnung war in ihr. Die Nacht hatte sie darüber wenig schlafen können. Als sie in die Frische hinaustrat, zitterte sie am ganzen Leibe vor Frost. Sie biß die Zähne zusammen und kämpfte Fieber und Erschöpfung nieder. So schritt sie dem Dorfe zu.

Ganz Radolice war zu dieser Stunde auf den Beinen. Eine seltsame Aufregung hatte sich der Leute bemächtigt. Aber sie machte sich nicht, wie sonst, in Lärm und Geschrei Luft. Man dämpfte die Stimme, sprach leise, nickte sich nur zu. Und alle hatten ein Ziel: die Schmiede.

Die Schmiede lag am Anfang des Dorfes. Vor ihr, über die Landstraße hinweg, war ein großer freier Platz, sandig, mit spärlichen Gräsern besetzt. Ein Tümpel, auf dem sich des Sommers die Gänse und Enten tummelten, schloß sich daran.

Hier machten die Dörfler, die schon zum Kirchgang gerüstet waren, Halt. Die Männer mit breitkrempigen, schwarzen Hüten, dem langen Rock, dem bunten Einsatz der Weste. Die Weiber in den besten Kleidern. Fast jede trug den Rosenkranz.

Kein lautes Wort ward gesprochen. Abwechselnd flogen die Blicke hinüber zu Seweryn Kalinka und nach der Schmiede.

In der Schmiede glühte schon seit geraumer Weile das Feuer und pustete der Blasebalg. Die Flammen loderten um den alten Schmied.

Draußen, am meisten gegen die Straße vorgeschoben, stand Sewerуn Kalinka. Sein Gesicht war blasser als sonst. Seine Augen glühten. Dem ganzen Gesicht war der verbissene fanatische Ausdruck aufgeprägt. Die rechte Hand hatte sich geballt, als sollte sie nicht zittern.

Es war eine merkwürdige, stille Versammlung. Immer neue Dörfler stießen dazu, begrüßten die anderen durch ein Nicken, flüsterten mit den Nachbarn.

Plötzlich reckten sich die Hälse. Ein Murmeln lief von Mund zu Mund. Alle blickten nach der Landstraße.

„Sie kommt! — Sie kommt wirklich!“ Staunen, Neugier, Erregung färbte die halblauten Rufer. Kein Blick ward mehr vom Wege verwandt.

Etwas abseits von den übrigen stand Roman Czarnecki. Er atmete tief, als er Barbara Bryk erblickte.

Sie war, ohne den Blick zu heben, näher geschritten. Da mochte sie fühlen, daß so viel Augen sich auf sie richteten. Sie hob erschreckt den Kopf und blieb wie gebannt stehen. Ein Zittern lief durch ihren Körper. Unschlüssig trat sie einen Schritt zurück, eine entsetzte Frage in den Augen.

Aus dem Geflüster hob sich ein lauter Ruf: „Barbara Bryk!“

Sie zuckte zusammen. Sewerуn Kalinka ging nicht auf sie zu, er stand unbeweglich. Aber sein Ruf schien sie zu bannen. Langsam kam sie heran. Eine Blutwelle nach der anderen färbte ihr Gesicht.

Die ersten Reihen drängten zurück; ein breiter freier Gang entstand, in dessen Mitte der baumlange Bursch trat.

Als hätte er die Worte eingelernt, sprach er: „Tritt näher heran, Barbara Bryk, und bitt' die heilige Jungfrau um ihren Beistand. Diese hier sind da, niemand hat sie gerufen. Du weißt, was alle sagen. Ist der Satan zu ihr in den Schornstein gefahren?“

Ein Murmeln: „Ja ... ja ...“ Es schwoll an und ab.

„Ist diese hier eine Hexe? Hat sie Unglück gebracht über mich, über euch alle, über das Dorf?“

„Sie hat, Herr ... beim heiligen Gott!“ Zehn, zwanzig, dreißig riefen es.

„Barbara Bryk, nun hörst du es. Du jedoch sagst: du bist es nicht. Du sagst, du hast dich nur so gestellt. Du sagst, du bist unschuldig. Wer kann aufstehen und sprechen: Das ist wahr ... das ist unwahr? Kannst du dein Herz zeigen? Können wir sehen, was deine Gedanken sind? Nur die Heiligen im Himmel wissen sie — die gebenedeite Jungfrau. Zu ihr beten wir, daß sie es offenbar macht. Schützerin der Unschuld ... Rächerin der Schuld, sieh' herab, zeig' uns deinen Willen, segne sie, daß sie über rotes Feuer wie über Sand geht, wenn keine Schuld sie trifft. Königin des Himmels, erbarme dich!“

Wie Ekstase war es über ihn gekommen. Er nahm den Hut ab, kniete nieder, betete inbrünstig. Und alle Versammelten ihm nach. Die Häupter entblößten sich, die Weiber fielen auf die Knie, zögernd folgten die Männer. Wie eine mächtige religiöse Bewegung ergriff es sie. Die Lippen murmelten Gebete, die Finger tasteten zitternd nach den Perlen des Rosenkranzes. Ein Murmeln, Stöhnen, Seufzen ...

Barbara Bryk stand allein. Während Sewerуn Kalinka gesprochen, hatte sie nur einmal, Erbarmen heischend, die gequälten Blicke erhoben. Das Frösteln durchlief sie in unregelmäßigen Pausen. Einmal drehte sich alles im Kreise um sie. Steh' fest! dachte sie. Nur jetzt feststehen. Und wieder sah sie auf. Sie begriff nichts. Sie wollte

schreien: Was wollen die Menschen hier? Sie trat einen Schritt vor, um mit einem Satze allem zu entfliehen, davonzujagen wie ein gehetztes Wild. Aber wie gebannt haftete ihr Fuß am Boden. Und nun stand sie ganz allein, in den knienden Scharen die einzige, die nicht kniete, stand, als wäre sie nicht die Verklagte, sondern die Richterin. Wenn sie nur begriffe, was das alles heißen sollte! Ach, aber ihr Kopf war heiß, dumpf.

Sie sah zur Seite. Und plötzlich wurden ihre Augen größer. Noch einer stand — Roman Czarnecki, der Waldhüter. Das Haupt hatte auch er entblößt. Er schien jedoch nicht zu beten. Einen Moment trafen sich ihre Blicke. Dann wandte der Waldhüter den seinen. Er spähte hinaus, als ob er angestrengt horche, die Landstraße hinunter, als müsse von dorther noch jemand kommen.

Sewerыn Kalinka war der erste, der sich erhob. Noch stärker, glühender, fanatischer war im Gebet sein Glaube geworden. „Sie wird helfen, sie wird entscheiden — Gottesmutter, reine, gebenedeite!“ rief er inbrünstig. Und dann: „Barbara Bryk, bist du bereit?“

Sie sah ihn wie geistesabwesend an. Ihre Arme hingen schlaff hinunter.

Eine unheimliche Stille ringsum.

„Schürze dein Kleid!“

Sie öffnete den Mund, wie um zu fragen. Er wiederholte die Worte. Mechanisch tat sie nach seinem Gebot.

„Zieh' die Schuhe ab!“

Tonlos beugte sie sich unter seinem Blick nieder und fing an, das Band aufzuknüpfen. Aber mitten darin hob sie das Haupt. „Was soll das — Seweryn Kalinka, was willst du von mir?“ Es war ein Aufschrei der Qual.

Die Menge murrte.

Da sank Barbara Bryk gleichsam in sich selbst zusammen. Kein Blutstropfen war in ihrem Gesicht. Sie zog die Schuhe aus, dann auf seinen Befehl die Strümpfe. Sie zitterte selbst nicht mehr. Wie eine Gliederpuppe tat sie alles.

„Platz da! Zur Seite!“

Die Leute stoben auseinander. Ein etwa zwei Meter langes, glühendes Eisen, an dessen Ende die Rotglut fast in Weißglut überging, ward aus der Schmiede mit Hilfe von langen Dornen herübergeschafft.

„Heilige Jungfrau, sieh' herab!“ rief Sewerыn Kalinka wieder. „Führ' sie, wenn sie unschuldig ist, darüber, daß ihr Fuß auf kühlen Federn nicht weicher geht. — Barbara Bryk, nun beweise, daß du unschuldig bist!“

Mit starren Augen sah sie dem glühenden Eisen entgegen. Jetzt erst fing sie an, zu verstehen. Ein gepreßter Schrei entrang sich ihr. Eine sengende Hitze berührte ihren Fuß, daß sie zurückwich. „Sewerыn Kalinka, erbarm' dich!“ rief sie in Angst und Entsetzen. Ihre Stimme kreischte. „Erbarm' dich, erbarm' dich!“ Und sie warf sich auf die Knie vor ihm. „Laß mich fort, töte mich nicht, erbarm' dich! Hast mich ja lieb gehabt — — Maria und Joseph, ich bin keine Hexe, hört es alle, helft mir!“

„Die Probe!“ scholl's aus der Menge. „Die Probe!“ heulten zwanzig, dreißig Stimmen nach. Über alle hinweg klang die des Burschen: „Fürchte dich nicht, Barbara Bryk. Wenn du des Teufels Liebste nicht bist, sengt kein Härchen. Vorwärts — vorwärts. Die Heiligen sehen herab.“

„Erbarm' dich!“ Es war ein Wimmern. Aber seine Augen glühten immer stärker. „Besteh' die Probe — auf!“

„Die Hexe will nicht — setzt sie 'rauf,“ höhnte es durcheinander. Es gab keine Gnade.

Da wurde Barbara Bryk ganz still. Sie erhob sich. Sie sah den Burschen an. Haß, Liebe, Qual — alles war aus ihrem Blick entschwunden. Er war starr, kalt. Inmitten der erregten Menge war sie jetzt die einzige, die ruhig war. Es war eine steinerne Ruhe.

Sie hob den Blick zum Himmel.

Totenstille war plötzlich eingetreten. Barbara Bryk ging mit ihrem alten, festen Schritt, den sie jetzt wiedergefunden — mit dem Schritt, der gleichsam von der Erde Besitz nahm —, auf das glühende Eisen zu.

„Halt, halt!“ schrie da eine rauhe Stimme. „Warten! Laßt sie beten!“ Es war Roman Czarnecki. Er drängte sich ungestüm vor.

„Nicht warten! Ruhig sein! Die Probe —“ scholl es als Antwort aus der Menge. Finstere Blicke trafen den Störenfried, der sich

schon abgewandt hatte und wieder hinaus- und die Straße hinunterspähte.

„Die Probe! Vorwärts, vorwärts!“ rief auch Sewerin Kalinka. Barbara Bryk sah ihn kalt an. Er zuckte zusammen, ward unruhig.

Dann hob sie den Fuß und setzte ihn auf das rotglühende Eisen.

Ein gellender, markerschütternder Schrei. Sie warf die Arme hoch, taumelte zurück, brach zusammen.

Einen Augenblick hörte man keinen Atemzug. Dann in wüstem Durcheinander: „Hexe! Satansbrut! — Die heilige Jungfrau hat entschieden! — Tötet sie! Verbrennt die Hexe!“

Ein halberstickter Wehruf dazwischen: „Barbara!“ Als wäre das Furchtbarste Wahrheit geworden, griff Sewerin Kalinka nach einem Halt.

„Tötet sie! Verbrennt die Hexe ganz!“

Die Vordersten stürzen zu, schwere Knüppel werden sichtbar, in fanatischer Wut drängen die Weiber voran.

In Sekunden spielt sich das ab. Schon sausen die Knüppel durch die Luft. Da ruft eine heisere Stimme: „Der Gendarm! Der Gendarm!“

Einen Moment stutzt alles. In diesem Moment springt Roman Czarnecki vor. Die nächsten schleudert er beiseite.

„Jeden schieß' ich nieder, der sie anrührt!“

Seine Stimme überschlägt sich. Den gespannten Revolver in der Rechten, den Hirschfänger in der Linken, steht er neben dem zusammengebrochenen Mädchen. Er schäumt vor Wut. In seinen Augen flammt es: er hat den Revolver nicht zum Spaß.

Einen Moment lang hat der jähe Zwischenfall allen die Sprache geraubt. Dann tönen aus den hinteren, geschützten Reihen Verwünschungen.

„Packt den Grünrock! Wie kommt der Grünrock hierher? ... Auch er hält's mit dem Satan! — Schlagt ihn nieder, psia krew!“

Ein paar Steine fliegen von drüben.

„Ich schieß'!“ Das ist wieder der Waldhüter. Wie ein Raubtier, sprungbereit, steht er da, den Kopf in den Nacken geschoben.

Von neuem weichen die ersten Reihen weiter zurück. Lauter werden die Verwünschungen der Hinterleute. Aber keiner hat Lust, mit dem Revolver Bekanntschaft zu machen.

Die Älteren schleichen scheu beiseite. Nach der wilden Aufregung greift jähe Ernüchterung Platz. Nur die Burschen bleiben zurück und ein paar Weiber. Lukas Woronicz ballt die Faust in der Tasche.

Hin und her fliegen die Verwünschungen.

„Schlagt ihn tot!“ ruft Sigmund Rej immer wieder. „Wir alle zugleich auf ihn!“

Roman Czarnecki beißt die Zähne zusammen. Er weiß, daß er gegen alle nicht aufkommt. Schon ziehen die stärksten Burschen sich zusammen. Höhnischer, drohender werden die Worte.

Da tönt der Hufschlag eines näher galoppierenden Pferdes heran. Ein heiserer Laut bricht aus der Kehle des Waldhüters.

„Der Gendarm — psia krew!“

Diesmal ist er's wirklich. Mit einem Fluch machen die Burschen, daß sie wegkommen. Kreischend stieben die Weiber auseinander. Nächst dem Satan fürchtet man in Radolice keinen mehr als den Gendarm.

Nur einer ist außer dem Waldhüter noch stehen geblieben: Sewerin Kalinka. Als hätte ihn der Blitz getroffen, als hätte er die Sprache verloren, steht er da. Mit aller Inbrunst hatte er die Gottesmutter angefleht. Sie hatte entschieden, Barbara Bryk hatte gelogen: sie war's, sie war's doch ... die Hexe!

Das hat ihn halb sinnlos gemacht. Schlaff hängen seine Arme. Er starrt auf die bewußtlos Daliegende ...

Roman Czarnecki hat inzwischen in fliegender Eile dem Gendarm alles auseinandergesetzt. „Während Sie den da vornehmen, Pan Wachtmeister, hol' ich ein Tragholz!“ Er nahm's, wo er's fand. Einen Burschen bringt er auch mit, der ihm widerwillig folgt.

Barbara Bryk wird auf die Bahre gelegt, die sonst zum Tragen des Holzes dient. Der Bursch legt das vordere Band über die Schultern und packt an, der Waldhüter das hintere.

Das Mädchen liegt noch bewußtlos da. Auf der Hälfte des Weges schlägt sie die Augen auf. Sie krümmt sich vor Schmerz, schreit, wimmert. Dann sieht sie erst Roman

Czarnecki. Ganz plötzlich ist sie still — sie erkennt ihn. Aber der Waldhüter hat kein Wort für sie. Schweigend schreitet er vorwärts.

So bringt man der Pani Eusebia die Tochter ins Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Barbara Bryk hatte am rechten Fuß furchtbare Brandwunden erlitten. Der von Roman Czarnecki herbeigeholte Arzt stutzte. Aber die Brandwunden waren nicht das Schlimmste. Ein schweres Nervenfieber, dem die Erregungen der letzten Monate vorgearbeitet hatten, stellte sich ein. Der erschöpfte Körper schien es nicht überstehen zu können.

„Pan, Pan, wenn Ihr nicht wäret!" schluchzte die Alte manchmal.

Aber der Waldhüter knurrte. „Was mir Spaß macht, macht mir Spaß!"

Er besorgte fast alles. Er drohte den Dörflern mit Anzeige und setzte es durch, daß sie der Pani Eusebia wieder dies und das verkauften. Wenn auch die Pani nur widerwillige Gesichter sah, sie bekam doch Ware.

Barbara Bryk lag teilnahmlos da, meist schlief sie. Sie delirierte vor sich hin, nur manchmal kam eine furchtbare Aufregung über sie, daß man sie kaum halten konnte. Es schien, als hätte sie Furcht vor sich selbst und wolle sich selbst entfliehen. Oder sie kämpfte bis zur Erschöpfung mit dem Satan und schrie, daß sie zu schwach sei.

Doch sie wurde sofort ruhiger, wenn Roman Czarnecki sich an ihr Bett setzte. So oft er konnte, geschah es auch.

So verging eine Woche nach der anderen. Der Dezember kam. Seit dem Sonntag der Hexenprobe war fast ein Monat vergangen. Der Arzt war zufrieden, das Fieber nahm ab, der Puls wurde regelmäßiger. Eines Tages fühlte sich Barbara Bryk besser. Sie lag bleich, abgemagert in den Kissen. Das Haar war ihr während der Krankheit ausgegangen. Sie war nicht mehr schön. Nur ihre Hände waren feiner geworden.

Sie lag und starrte auf diese Hände. Die Vergangenheit schien verwischt zu sein, kein Gedanke daran kam ihr.

Da sah sie unweit ihres Lagers ihre Schuhe stehen. Sie atmete rascher und blickte sie groß an, als sehe sie daran etwas Absonderliches. Und plötzlich kam es wie ein Blitz: wie sie die Schnüre daran aufgeknüpft in der furchtbaren Stunde. Die Stunde selbst, alles, alles rang sich empor. Die Gedanken ordneten sich. Sie schrie, wollte sich aufrichten und war zu schwach dazu. Mit weit offenen, entsetzten Augen erlebte sie das Ganze noch einmal. Wie sie zur heiligen Jungfrau gefleht, wie man sie mißhandelt hatte, wie sie den Fuß auf das glühende Eisen gesetzt. An alles dachte sie, nur an Sewervn Kalinka nicht.

Wieder ergriff sie die Aufregung. Die heilige Jungfrau hatte sie nicht erhört. Also war sie eine Hexe? Ihr Kopf verwirrte sich. Sie wimmerte vor sich hin. Also war sie eine Hexe, war sie dem Satan ausgeliefert?

„Hilfe! Hilfe!" schrie sie plötzlich verzweifelt. Gell klang es durchs ganze Haus.

Die Pani Eusebia stürzte herein.

„Er wird mich holen," schrie Barbara Bryk angstvoll, mit großen, irrenden Augen — „er holt mich! Heilige Mutter Gottes, erbarm' dich! Warum hilfst du nicht? Keiner hilft, keiner ist stärker!" Und raunend: „Einer doch ... er hat's mir selber gesagt ... wo ist er, Mutter?"

Sie phantasierte fort, bis es klopfte. Die Tür ging auf — der Waldhüter stand auf der Schwelle.

„Da — da!" Ein jubelnder Schrei: „Rette mich ... rette mich! Du bist stärker ... der stärkste von allen ... stärker als der Feurige!"

Sie streckte beide Arme aus. Er zögerte.

„Warum kommst du nicht? Schütz' mich doch ... dann tut er mir nichts!"

Immer weiter bog sie sich vor. Um sie zu beruhigen, trat er an ihr Bett. Da umklammerte sie ihn und ließ ihn nicht los. Dabei lachte sie leise vor sich hin: „Nun bin ich sicher."

Er stützte ihren Kopf. Ganz ruhig wurde sie. Sie lächelte, hob ein paarmal die Augen zu ihm, dann schlief sie ein.

Die Pani Eusebia war ächzend aus dem Zimmer gelaufen. Reglos hielt Roman Czarnecki den blassen Kopf. Dann ließ er ihn vorsichtig nieder aufs Kissen. Und scheu wie ein Dieb küßte er die blutleeren Lippen.

Sie regte sich. Im Schlaf öffnete sie die Lippen ein klein wenig. Und als er sich noch einmal darauf niederbog, schlang sie die mageren Arme um seinen Hals. Wie eine Kette umfingen sie ihn. Er mußte so gebückt bleiben.

Vorsichtig wollte er sich freimachen. Da schlug sie die Augen halb auf.

„Ich liebe dich!“ murmelte sie. „Bleib' bei mir!“

Ein Zucken lief über sein Gesicht. „Ich bin's ja nur,“ sagte er hart, um seine Traurigkeit zu verbergen. „Ich ... nur der Waldhüter!“

„Wer sonst?“ murmelte sie ... „Du bist ... der stärkste ... stärker als alle ... ich ... lieb' dich!“

Sprach sie im Fieber?

„Barbara! Pani!“ rief er und schüttelte sie. „Kommt zu Euch!“

Sie öffnete die Augen ganz weit. Lange sah sie ihn an. Ein blasses Rot flog über ihr Gesicht. Die Arme, die so lange seinen Hals umschlungen, sanken.

„Jetzt erkennt Ihr mich!“ sagte er rauh. „Ihr habt so lange gedacht, ich sei der Sewerhn Kalinka!“

Ein jäher Schreck befiel sie bei dem Namen. „Laß ihn nicht herein!“ schrie sie ... „Er will mich morden ... schütz' mich!“ Wieder drängte sie sich an ihn.

„Barbara!“ rief er. Die Kehle war ihm zugepreßt. „Ist das wahr, Barbara Bryk?“

Sie preßte sich nur fester an ihn und zitterte noch vor Schreck.

„Wie heiß' ich ... sag' es mir!“

„Roman Czarnecki!“

Er sprang auf, daß sie zurücksank, durchmaß die Stube. „Ich ... ich!“ sagte er. Und plötzlich blieb er vor ihr stehen.

Sie hatte die Augen geschlossen; sie wollte sie aufschlagen.

„Sieh mich nicht an,“ sprach er. Es arbeitete in ihm.

Da sanken ihre Lider von neuem.

„Kannst mich ... denn gern haben? Mich, den Waldhüter?“

Wieder die blasse Röte. Und noch einmal hoben sich ihre Arme und umfingen ihn. Wild jauchzte er auf.

„Seit wann?“

„Immer.“

„Barbara!“

Sein Mund suchte ihre Lippen. Wie ein Rausch ergriff es ihn. Vor den Wölfen, vor der Hölle, vor Sewerhn Kalinka hatte er sie sich gerettet.

Sie war müde. In seinem Arm schlief sie ein.

„Auf morgen, Pani!“ sagte Roman Czarnecki zu der Alten, als er das Häuschen verließ. Er mußte sich matt laufen, um mit allem Neuen fertig zu werden. Durchs Dorf schritt er in weitem Bogen über die Felder weg. Die Dörfler haßten ihn. Er lachte darüber. Sie wußten jetzt, daß er seinen Hütejungen noch in der Nacht zum Gendarm geschickt. Aber ob sie wollten oder nicht — sie mußten sich gut mit ihm stellen, schon wegen des Holzes und Reisigs, das sie jetzt im Winter aus dem Walde brauchten.

Barbara Bryk schlief zehn Stunden ohne Unterbrechung. Als sie aufwachte, konnte sie sich aufrecht setzen. Die Milch schmeckte ihr. Neues Leben durchströmte sie, eine wohlige Wärme der Genesung. Dann dachte sie an Roman Czarnecki. Seit sie sich ihm gleichsam ganz ausgeliefert hatte, war sie ruhig und fürchtete nichts mehr.

Es war noch früh. In einer Stunde konnte er da sein. Sie lächelte. Schmücken wollte sie sich für ihn, schön sein. Sie ließ sich den Spiegel geben, sie sah hinein ...

Plötzlich fiel ihr das Glas aus der Hand, glitt von der Decke und zerklirrte am Boden in Scherben. Und in schluchzendem Weinen barg sie das Gesicht in den Händen.

Das war sie! Dieses blasse, eingefallene Krankengesicht gehörte ihr. Und ihr reiches Haar — wo war's? O, sie war ja häßlich — häßlich!

Sie weinte trostlos. Und so hatte Roman Czarnecki sie gesehen, so hatte sie sich ihm aufgedrängt! In Scham und Schmerz riß sie mit den kraftlosen Fingern an der Decke. Dann lag sie lange, ohne sich zu rühren.

Als die Pani Eusebia die Stube betrat, sagte ihr Barbara ruhig: wenn sie nicht wolle, daß sie sterbe, solle sie den Waldhüter nicht mehr einlassen.

Dann lauschte sie auf jeden Tritt. Er kam. Er klopfte, bat, flehte, drohte — ihr Herz hämmerte zum Zerspringen, aber sie schwieg. Jeden Tag ging es nun so, bis

sie ihm sagen ließ, man würde ihn benachrichtigen, wenn er wieder kommen solle.

So ward es Weihnachten, Neujahr. Die Heiligen Drei Könige zogen auch durch Radolice. Der Januar wich dem Februar.

Längst hatte Barbara Bryk schon das Bett verlassen. Aber sie durfte noch nicht aus dem Zimmer. Ihr Gesicht ward voller, gesünder; ihr Haar wuchs wieder. Endlich erlaubte ein windstiller Tag einen kurzen Weg. Sie übte sich wieder im Gehen.

Eines Morgens dehnte sich ihre Brust, als sie in den Spiegel sah. Sie war so schön wie früher. Und mit den alten, festen Schritten ging sie nach dem Walde. Sie fand ihren Weg. Weiße Schneelast lag auf den Bäumen. Der Schritt klang nicht. Hungriges Wild zog vorüber. Noch eine kurze Strecke, dann war ihr Ziel erreicht. Ihr Ziel war die Behausung Roman Czarneckis.

Sie war doch müde. Der erste weitere Weg war es, den sie nach ihrer Krankheit machte. Tiefatmend lehnte sie sich einen Augenblick an einen Baum.

Da kam ihr jemand entgegen. Beide Hände preßte sie aufs Herz.

Er ging mit gesenktem Haupt. Mit erhobenem schritt sie auf ihn zu. Er hörte sie und hob gleichgültig den Kopf.

Doch als sähe er eine Erscheinung, taumelte er zurück. Da trieb das rote Blut in ihre Wangen.

„Gelobt sei Jesus Christus, Roman Czarnecki," sagte sie laut. „Die Barbara Bryk läßt dir sagen, daß du wieder kommen kannst!"

Ein wilder Jubelruf. Mit drei Sätzen war er bei ihr, mit Riesenkräften hob er sie empor und trug sie zitternd durch Wald und Schnee — Barbara Bryk, die Hexe.

Osterglaube

Himmlischer Sonnenbote,
Sieger über Nacht und Tod,
Strahlendes Wunder, der winterumstarrten
Weihnachtshoffnung entsprossen —
Osterglaube, ich grüße dich!

Du bist wie die Bläue des Frühlingshimmels,
Wie Wasserrieseln nach Schnee und Eis.
Du bist wie der Duft der ersten Blüten,
Erlösend bist du wie Sonnenaufgang
Nach durchwachter banger Nacht.

Nicht mit tannenduftigem,
Kindheitstrunkenem Zauber,
Nicht mit der jubelnden, blütenschweren
Maienpracht der Pfingstoffenbarung
Senkest du dich zu uns herab —

Osterglaube, Heilquell von Trost!
Du kommst nicht zu Kindern,
Nicht zu Menschen, die auf hellen Höhen wandeln;
Kämpfern nahest du und Verstoß'nen,
Wegmüden, Leidzerriss'nen.

Die umhüllst du, milden Lichtes —
Erquickung für tränenblinde Augen.
Frieden bringst du, süß wie Kinderschlaf,
Und durchrauschst mit kühler Flut
Die brennende, wunde Seele.

Himmlischer Sonnenbote,
Osterglaube, ich grüße dich!

Adelheid von Sybel



Papst Leo XIII. im zwanzigsten Jahre seines Pontifikates.

Nach dem Original-Ölgemälde des Hofmalers Sr. Heiligkeit Cavaliere Guiseppe Ugolini.

Aus: Die katholische Kirche. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien.
München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.)



Papst Leo XIII.

Von

Martin Spahn

(Nachdruck ist untersagt.)

Es lockt jeden Menschen wohl einmal, darüber nachzudenken, welche Eindrücke aus der ihn umgebenden Welt seine innere Entwickelung von früher Jugend an bestimmten. Zwiefach gern wird der es tun, der im öffentlichen Leben steht, viele beobachtet und auf manche Einfluß übt. Ich überlege oft, woher es kommt, daß den Jüngeren in Deutschland ein konservativer Zug bei aller freiheitlichen Denkart eigen scheint; vielleicht täusche ich mich auch nicht, wenn ich diesem Zuge häufiger bei katholischen als evangelischen Altersgenossen zu begegnen meine. Es versteht sich, daß ich dabei nicht an die Arbeiter, sondern an die jüngeren Männer der besitzenden Stände denke. Da tritt mir nun immer das eine in die Erinnerung: Staat und Kirche haben sich uns Kindern sinnlich greifbar zuerst in Menschen dargestellt, die unsere Seele mit Ehrfurcht vor ihrem Alter erfüllten. Das Bild des ersten, den wir mit der Kaiserkrone geschmückt sahen, war das Wilhelms I., und das Bild Leos XIII. gab uns die früheste Anschauung von einem Träger der Tiara. Wilhelm wie Leo erfolgumstrahlt und allverehrt. Das mag doch nicht ohne Wirkung geblieben sein: wir werden vielleicht allzeit etwas wie eine Verpflichtung in uns spüren, das Erbe dieser Männer mit weißem Haar und dem großväterlichen Auge feinfühlig und so zart wie möglich zu behandeln.

Deshalb kommt es mir, indem ich den Lesern der „Monatshefte“ von Leo XIII. erzählen will, sofort zum Bewußtsein: ich werde von ihm reden müssen, wie ein in die Öffentlichkeit kaum erst eingetretener Mann von dem Greise spricht, der bereits nahe ans Ziel seiner Tage gewandert ist. Zu deutlich steht Leo XIII. mir vor Augen: vollkommen gereiften Wesens, als Persönlichkeit scharf sich abhebend gegen den Horizont seiner Zeitgeschichte, als Mensch um=

leuchtet von der Lichtfülle eines in Arbeit und mit starkem Willen verbrachten Lebens.

Aber sicherlich wird in den folgenden Zeilen auch die dankbare Bewunderung durchklingen, die das wahrhaft ideal betätigte, romanische Mäcenatentum des Papstes dem deutschen Gelehrten einflößt. Und natürlich wird darin ebenso der Katholik zu Worte kommen, der sich dem Oberhaupte seiner Kirche gegenüber weiß.

Ist es nicht immer ein die Seele beklemmendes Ding, das Bild eines bedeutenden Zeitgenossen entwerfen zu wollen? Zunächst bleiben uns in der Regel die besten Quellen, seine Briefe, Aufzeichnungen und der eigentlich aufklärende Teil des amtlichen Schriftwechsels, verschlossen. Vor allem aber sind unsere Beziehungen zu dem Helden, freundliche wie gegnerische, noch ganz persönliche. Zu sachlichem Urteil ermangelt es des Abstandes zwischen Mensch und Mensch, von Meinung zu Meinung: ein und dieselbe Zeitenwelle trägt uns dahin. Unter solchen Umständen werden wir uns stets in Liebe oder Haß, stets in leidenschaftlicher Teilnahme äußern — um so eindringlicher, je mehr der Geschilderte als Mensch oder Talent aus der Menge hervorragt. Leo XIII. ragt daraus hoch empor.

* * *

Joachim Vincenz Pecci wurde am 2. März 1810 als der vierte Sohn seiner Eltern zu Carpineto geboren. Das ist ein Städtchen in der südlichen Ecke des Kirchenstaates, schön gelegen, dort wo das prächtige Gebirge des inneren Landes zu der einsamen, fieberschwangeren Campagna abfällt. Die Familie gehört zu den altadeligen Italiens. Solange Siena blühte, hatte sie ihren Palazzo in dieser köstlichsten und merkwürdigsten unter den größeren Städten Toskanas. Seit Siena verfiel, fanden die Pecci ihr Genügen als päpstliche Lehenträger. Sie bewirtschafteten zumeist ihre Ländereien. Die Bauern brauchten nicht über Unterdrückung zu klagen. Gediegenheit und Frömmigkeit herrschten vor. Des Knaben Mutter war Mitglied im dritten Orden des heiligen Franz von Assisi, und auch der Vater bekannte sich zu strenger Gesinnung.

Nino, so ward das Kind gerufen, wuchs bis zum neunten Jahre daheim auf. Dann brachten ihn die Eltern auf Empfehlung eines Jesuiten nach Viterbo, wo die Gesellschaft Jesu eine Erziehungsanstalt für die Söhne des Adels hatte. Von da ab kehrte der Knabe nur noch in den Ferien zu seiner Familie zurück, und selbst für so kurze Zeiten sollte er nicht mehr lange den Segen und die Wärme häuslichen Lebens genießen. Seine Mutter starb, als er fünfzehn Jahre zählte, fünf Jahre später folgte ihr ein Bruder, nach zehn Jahren der Vater. So blieb Nino ausschließlich in der Obhut von Erziehern, deren System dem Herzen nicht die rechte Muße läßt und das Streben nach Wissen wie den Ehrgeiz der Auszeichnung allzusehr fördert. Der eifervolle Knabe neigte ohnehin nach dieser Seite. Wissenschaftliche Arbeit und öffentliche Tätigkeit wurden für Jahre sein Hauptziel und erfüllten dann jahrzehntelang sein ganzes Leben.

Aus dem Hause zu Viterbo trat Nino 1824 in das römische Kolleg der Jesuiten über, und 1832 bis 1837 war er in der römischen Accademia dei Nobili ecclesiastici, der hohen Schule für den päpstlichen Verwaltungsdienst.

Wir besitzen über diese Jahre eine stattliche Anzahl unmittelbarer Zeugnisse aus der Feder des späteren Papstes selbst; denn viele Briefe, die er damals an seine Angehörigen richtete, sind bereits veröffentlicht worden. Natürlich liefern sie keinen sonderlichen Ertrag. Briefe von strebsamen Knaben haben selten viel Ursprüngliches und Ungezwungenes, sie sprechen auch kaum von anderem als den Studien. Nur gemach wird Nino mitteilsamer; Institutsbriefe bleiben seine Epistel bis zum Schlusse.

Aus diesen Briefen redet vom ersten an ein ungewöhnlich begabter und unmäßig fleißiger Schüler. Es überkommt den jungen Pecci für unser Empfinden sogar zu früh jene Hast, die so viele von uns um jede Ausspannung und um die rechte Freude am Zusammensein mit Familie und Freunden betrügt. Immer ist er geschäftig und weiß nicht, wie er's zwingen soll. Seine Wißbegier läßt sich nicht stillen. Was ihm an Unterrichtsfächern nur dargeboten wird, allem folgt er mit der gleichen Lust, und

Lücken in seiner Bildung verschuldet nicht er, sondern der Lehrplan.

Aber stets ist es ein „Voran, voran“, was ihn bewegt, niemals wünscht er ernstlich zu verweilen und sich zu vertiefen. Es ist kein aufs Zweifeln oder Forschen angelegter Knabe, sondern ein Mensch, der die Schule um des Lebens willen besucht, der lernen will, um später ausüben zu können. Er sammelt Kenntnisse. Er ruht nicht, bis sie sein Eigentum geworden sind und ihn geistig so beweglich als möglich gemacht haben. Auch der Jüngling denkt darüber nicht anders wie das Kind; nichts bedeutet uns, daß beim Eintritt in die Jahre geistiger Selbständigkeit innere Kämpfe seine Seele aufrührten. Sein Vater hatte also den Sohn von vornherein treffend beurteilt. Als er ihn den Jesuiten übergab, dachte er nicht daran, daß Nino seinen Beruf in weltflüchtiger Religiosität erkennen oder sich gelehrter Forschung widmen würde. Auch ein Seelsorger sollte er nicht werden, sondern als Diplomat oder Staatsmann seine Laufbahn machen. Der Vater bestimmte ihn nur deshalb zugleich für den geistlichen Stand, weil die Aufnahme in die Prälatur nicht anders zu erreichen war. In dem Sohn scheint sich kein Widerspruch gegen den Plan des Vaters geregt zu haben: ein glücklicher Mensch, geriet der junge Pecci sofort in die rechte Richtung. Die Erziehungsmethode der Jesuiten bot seiner Natur eben das, was sie brauchte, ohne sie jemals abzulenken oder zu beirren.

Diese Methode bevorzugt solche Lehrgegenstände, in denen gesichertes Wissen, rechnerische Beweisführung, fest sich einprägende Regeln vermittelt werden können: alte Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, Logik und die Anfänge der Metaphysik. Dagegen wird die Geschichte vernachlässigt; nicht als ob ohne Wärme von ihr gesprochen würde, aber das Mitgeteilte haftet an der Oberfläche. Auch für die Unterweisung im Glauben bleibt nur wenig Raum. Auf den Lehrer kommt es bei dieser Methode noch mehr an als sonst. Er gibt das Beispiel stärksten sittlichen Strebens. Seine Hingabe wirkt auf die Schüler ebenso begeisternd wie die Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages überzeugend. Die gleichmäßige Schulung der Lehrkräfte verhindert Widersprüche und Unebenheiten im Unterrichte. Anderseits überläßt man die jungen Menschen nie sich selber, man bildet sie rasch voran, man stachelt auch ihren Wetteifer über die Maßen. Hauptziel ist Beherrschung des Lehrstoffes: unermüdliches Auswendiglernen, dialektische Durchbildung, gewandtes Nachdenken ganzer Gedankenfolgen und -zusammenhänge, sowie behende Verhütung von Einwürfen — darauf legt man vielen Wert. In den unteren Klassen wird das vorbereitet, in den oberen und in der Studentenzeit durchgeführt. Pecci war ein Musterschüler, rastlos tätig und immer wieder bereit, in öffentlichen Disputationen über den glänzenden Erfolg seines Fleißes Rechenschaft zu geben.

Wie man jedoch der jesuitischen Erziehungsmethode unrecht täte, wenn man ihr die humanistische und wissenschaftliche Wirkung neben der praktischen abspräche, so würde man auch die Entwickelung des jungen Pecci einseitig auffassen, bemerkte man nur sein Verlangen der Zurüstung für später. Gewiß, das vor allem zeigte sich schon damals an ihm, daß er zum Manne des Lebens, nicht zum Stubengelehrten geboren war. So wie er keine innige Freundschaft pflegte und sich von seiner Familie kaum in Anspruch nehmen ließ, so hat er auch keine Zeit durch eine jugendliche Schwärmerei für rein gelehrte Tätigkeit verloren. Aber dennoch hat's die Wissenschaft ihm angetan: sie stahl sich ihm vielleicht ins Herz hinein, da er unter den Jesuiten in einer ihr so freundlichen Stimmung aufwuchs und selber zum Studieren gar so eindringlich angehalten wurde. Er hat damals jahrelang die reinen und so unendlich befriedigenden Freuden geistiger Arbeit gekostet. Seine wissenschaftliche Absicht war freilich nicht die unsere. Denn er ist Romane, und auch seine Lehrer waren es. Nach geschichtlicher Betrachtungsweise, nach Erforschung des Werdens der Dinge stand ihm nicht der Sinn, so wenig wie dem ganzen italienischen Volksstamm. Infolgedessen ward es nach unserer Meinung mehr Gelehrsamkeit als Wissenschaft, mehr methodisches Geschick als kritische Schärfe, wozu seine Erziehung ihm in jungen Jahren verhalf. Aber Pecci hat mit nicht geringerem Be-

mühen gearbeitet als irgend ein germanischer Philosoph. In seinen Encykliken offenbart sich bis auf diesen Tag die charakteristische Selbstgewißheit wissenschaftlichen Denkens. Er ist voll der arglosen, ritterlichen Hingabe, der köstlichen Begeisterung für alle wissenschaftliche Arbeit. Wie wird ihm das Herz geschlagen haben, als er in Knabenjahren zum erstenmal hörte, daß der größte aller kirchlichen Gelehrten, der heilige Thomas von Aquin, auf einem Schloß der Pecci geweilt und eine Schwester dort besucht habe! Gleichsam einen Vorfahren mag er in dem gewaltigen Manne erblickt haben, welchem er ununterbrochen als dem „Archimandriten unter den Theologen" huldigt wie nur je ein Hohenzoller den Mächtigen seines Geschlechtes. Hier liegen die Wurzeln zu Leos wissenschaftlichem Mäcenatentum — persönlich ein Mann des öffentlichen Wirkens in Staat und Kirche, in seinem ganzen Wesen dafür angelegt, hegt er seit seinen Studienjahren auch eine innige Liebe für die stille Arbeit der Wissenschaft. Er spricht von ihr mit einem Anteil wie der rastlos beschäftigte Staats- oder Kaufmann, der sich nach dem ruhebeglückten Dasein des Landmannes sehnt. Als wenn er nur ein Glied der internationalen Gelehrtenrepublik wäre, so unterstützt er auf jede erdenkliche Weise, ohne Engherzigkeit alle Mitarbeiter bei ihrem Werke.

Schon von dem Augenblick ab, da Pecci 1824 aus dem verfallenen Viterbo nach Rom übersiedelte, häuften sich die Gelegenheiten öffentlichen Hervortretens für ihn. Er suchte sie; seiner Herrschernatur war es Bedürfnis, sich ans Licht zu arbeiten. 1825 wurde er Papst Leo XII. und 1833 Gregor XVI. vorgestellt. Von 1834 ab lenkten sich die Blicke der leitenden Männer der Kurie auf ihn. Sie behielten ihn im Auge, und 1837 ward er in die Ministerien berufen, um dort in die Praxis eingeführt zu werden. Da wollte es eine Fügung, daß seine Verwaltungstüchtigkeit auf der Stelle eine außerordentliche Probe zu bestehen hatte. Das Jahr 1837 wurde ein entsetzliches Cholerajahr; aber Pecci hielt aus, und angesichts der Schrecken des Todes entwickelten sich seine Tatkraft und Selbständigkeit, die bezeichnenden Eigenschaften seines Charakters von Kind auf, zu ihrem Höhepunkt. Er ist seitdem der sichere, entschlossene und alles bewältigende Mann, als den die Geschichte ihn kennt.

In den nächsten Jahren folgt eine Probe der anderen: man gewinnt den Eindruck, als wenn er ganz rasch zu einer beherrschenden Stellung im Kirchenstaat und an der Kurie emporsteigen würde. 1838 wird er Delegat in Benevent, auf dem südlichsten Außenposten der Regierung, inmitten des Königreichs Neapel. Er soll dort mit dem Räuberunwesen Süditaliens fertig werden, und er wird es. 1841 muß er weiter nach Perugia. Die dortige Delegatur war damals vielleicht das mühevollste und verantwortungsreichste Amt des ganzen Staatswesens. Umbrien bildete den Mittelpunkt aller Bestrebungen zum Sturz der päpstlichen Herrschaft, zur Untergrabung aller Ordnung, zur Schöpfung eines revolutionären Italiens. Schon 1843 überzeugte sich Rom von dem Erfolg seiner Amtstätigkeit deutlich genug, um eine andere Aufgabe für ihn zu wählen.

Pecci wurde aus der Kirchenstaatsverwaltung abberufen und als Nuntius nach Brüssel geschickt. Ohne Zweifel war Belgien in jener Zeit das interessanteste und schwierigste katholische Land, als die Geburtsstätte der ersten ultramontanen Partei. Die kirchlichen Oberen standen hier einem ganz Neuen in der katholischen Bewegung gegenüber, der wichtigsten Folgeerscheinung der Französischen Revolution auf innerkirchlichem Gebiete. Staunend beobachtete Rom, wie sich eine katholische Bevölkerung plötzlich demokratisch organisierte. Die Organisation hatte zum erklärten Ziel politische Machtentfaltung. Seit dem Umsturz der Regierungssysteme und seit der Einführung konstitutioneller Verfassungen konnten die Katholiken durch geschlossene und emsige Beteiligung am Staats- und Gemeindeleben dafür sorgen, daß sich der Staat nach katholischen Anschauungen richtete oder sie wenigstens berücksichtigte. Der Zug der Zeit ging auf Parteibildung und auf die Geltendmachung von Wünschen durch konstitutionelle Mittel. Aber nicht bloß die politische Seite dieser Organisation war ins Auge zu fassen. Da sie die Mehrzahl der Katholiken eines ganzen Landes um-

spannte und sehr rührig war, so mußte auch ihre Wirkung auf das innerkirchliche Leben beträchtlich werden. Schon hatte die Bewegung Frankreich und Preußen ergriffen; ihre Folgen waren unübersehbar. Das vor allem lenkte die Aufmerksamkeit auf sich, daß hier Priester und Laien, Adel und Bürger fast unterschiedslos in einer allgemeinen Vereinigung aufgingen. Es schien offenbar, daß eine Emanzipation der Laien und der niederen Geistlichkeit von dem Einfluß der Bischöfe, eine bedenkliche Nivellierung innerhalb der Bistümer drohte. Jedoch wurde das kirchliche Autoritätsprinzip und die hierarchische Leitung gewahrt, indem sich die Belgier mit desto fröhlicherer Treue der absoluten Gewalt des Papsttums unterstellten.

Der junge Nuntius kam aus der Schule Leos XII. und Gregors XVI. Insbesondere zu Leo XII., dem ersten Papst, den er gesprochen und am Werke gesehen hatte, schaute er mit Bewunderung empor. Die ehrfurchtgebietende, stolze Persönlichkeit und das Priestertum dieses Mannes hatten sich ihm unauslöschlich in das Gedächtnis eingegraben. Beide Päpste waren Gegner der modernen Demokratie. Sie machten weder im Kirchenstaat aus ihren absolutistischen Regierungsgrundsätzen, noch in der kirchlichen Verwaltung aus ihrer Neigung ein Hehl, die vorrevolutionären Beziehungen zwischen der Kurie und den Fürsten in der alten Weise ohne Einmischung der Völker weiter zu pflegen. Ihr jugendlicher Verehrer dachte darin nicht anders als sie. Aber die ultramontane Bewegung schwoll immer mehr an, ihr Einfluß war kaum noch abzuweisen. Und anderseits gerieten die Staaten mehr und mehr in die Gewalt kirchenfeindlicher Strömungen, sei es der Bureaukratie oder liberaler Parlamente.

Pecci hat in Brüssel einen tiefen Eindruck von der neuen Bewegung davongetragen. Freilich ward er kein Bekehrter. Aber er bewunderte den gläubigen Eifer der Massen, den man ehedem nicht gekannt hatte, und er besaß die volle Vorstellung von der Organisationsgabe und Leistungsfähigkeit dieser Partei. Er begriff, daß man große Aufgaben mit ihr durchführen konnte: an ihrer „Feldtüchtigkeit“ war kein Zweifel. Die Furcht so vieler Bischöfe und Theologen, auch der Kurie selber vor einer Erschütterung des innerkirchlichen Gefüges ließ er fortan nicht mehr gelten. Er war viel zu tatkräftig und selbstbewußt, als daß er durch eine allmähliche Verwilderung der Massen hätte geschreckt werden können: so wenig Bismarck durch sein Altpreußentum gehindert worden ist, den Liberalismus für die Gründung des Reiches zu benutzen, so wenig zögerte Pecci trotz seiner streng hierarchischen Denkweise, die ultramontane Bewegung für die Verteidigung der Kirche in Erwägung zu ziehen. Freilich dürfte bereits ein Bindeglied zwischen ihm und der neuen Partei vorhanden gewesen sein. Vielleicht weist uns das abermals auf eine wesentliche Ähnlichkeit mit Bismarck hin. Beiden Männern lag eine schroff konservative, absolutistische Gesinnung im Blute, aber sie ist schon in der Schulzeit unversehens demokratischen Einflüssen zugänglich geworden. Bei dem jungen Pecci sind die Jesuiten die Vermittler gewesen. Sie haben sich als die nie ermatteten Verteidiger des Papsttums in taktischer Hinsicht stets vorzüglich bewährt. So vereinbarten sie von jeher mit ihrer Strenge in rein theologischen Fragen eine ungemeine Biegsamkeit in den Anforderungen der Organisation. Solange die Leitung der Gläubigen durch Rom nicht beeinträchtigt wird, gibt es bei ihnen kaum den Ausschlag, ob die Bischöfe mit der Pfarrgeistlichkeit oder die Orden zwischen dem Papst und den Laien vermitteln, und ob die Laien ein wenig mehr in der Kirche gelten. Die Belgier eiferten ebensosehr nach kirchlicher Haltung in ihren religiösen Meinungen wie nach vollkommenem Gehorsam gegen den Papst; ihre unzähligen Vereine boten dem Mönchtum tausend Mittel zur immerwährenden kirchlichen Einwirkung. Der junge Brüsseler Nuntius, mit der neuen Partei einig in dem Bedürfnis nach strammer Organisation, in der unbedingten Hochschätzung der päpstlichen Autorität und in der dankbaren Anerkennung der Orden, begrüßte sie deshalb zwar nicht als Gesinnungs-, aber als wertvolle Bundesgenossin.

Ende 1845 wurde er nach Rom heimberufen, seine Vorbereitungszeit war beendet. Er hatte sich, wo man ihn auch verwendete, glänzend hervorgetan und beur-

teilte mit sicherem Blick alles, worin ihm Einsicht gewährt worden war. Bereits der unterrichtetste Staatsmann der Kirche, wußte er so verschiedenartige und widerspruchsvolle Richtungen wie Politik und Anschauungsweise der Kurie, Theologie und Praxis der Jesuiten, Treiben und Gesinnung der Ultramontanen wohl zu bewerten. Trotzdem waren seine Erfahrungen bei aller Fülle und Bedeutung einseitig geblieben. Man hatte es in Rom für entbehrlich gehalten, Pecci auch mitten in die deutschen, französischen und oberitalienischen Verhältnisse zu stellen; er hat sie nie mit eigenen Augen gesehen. So überschaute er nur die zentripetalen, nicht ebenso die zentrifugalen Strömungen im kirchlichen Leben: weder die theologische Entwickelung in Deutschland, noch die sogenannten liberal-katholischen Bestrebungen Frankreichs, ebensowenig die Gedankengänge des Rosminikreises in der Lombardei. Vielleicht ist der Lebenspfad dieses großen Menschen doch allzu gerade gewesen.

Ein Ereignis, mit dem die Jahre seiner Vorbereitung abschlossen, läßt die Lücke in Peccis Erfahrungen besonders schmerzlich bedauern. Er machte von Brüssel einen Abstecher nach England. Dort schien eine neue Zeit für die Kirche angebrochen. Ein einziges Mal erblickte er eine ganz protestantische Kultur, ein germanisches Volk, eine sich von alters konstitutionell regierende Nation und einen Katholizismus reinsten Diasporagepräges. Eine neue Welt öffnete sich ihm, auch in der Lage und Art der Katholiken selber. Der Besuch war zu flüchtig, als daß er innerliche Beziehungen hätte knüpfen können; aber mit der größten Bereitwilligkeit ließ er sich alles weisen. Mit jener Gabe wahrhafter Staatsmänner, jede lebendige Kraft schon bei bloßer Berührung herauszufühlen, erfüllte er sich mit Bewunderung für Hof und Volk und mit dauernder Verehrung für die Leiter der kirchlichen Wiedergeburt Englands. Namentlich Newmans milden, tiefen Geist, der ihm zwar nach seiner Schulung am entferntesten stand, aber der beste und begabteste unter allen jenseits des Kanals war, schätzte er fortan in warmer Zuneigung. Die feinfühlige Zurückhaltung, womit er insgemein Andersgesinnten in den Kirchen nordwärts der Alpen begegnet, ist wohl das Ergebnis dieser nur allzu kurzen Fahrt nach England.

* *
*

Pecci war noch nicht wieder daheim, als Gregor XVI. einer Bitte der Behörden von Perugia willfahrte, ihren verwaisten Bischofssitz dem früheren Delegaten zu übertragen; bereits hatte er ihm auch das Kardinalat zugedacht.

Perugia war der Vorposten Roms; es mußte sein Feldlager werden. Der sechsunddreißigjährige Erzbischof sollte hier auf einem ihm vertrauten Boden Mazzini den Sieg abgewinnen, der Revolution gegenüber zugleich den Bestand des Kirchenstaates und die Herrschaft der Kirche über die Seelen Italiens schützen. Die Wasser der revolutionären Bewegung traten soeben in ganz Europa über die Ufer; jeder Tag mochte es mit sich bringen, daß auch die italienische Frage in Fluß geriet. Aber noch ließ sich kaum mutmaßen, wie die Dinge verlaufen würden. Ein entschlossener Mann wie Pecci durfte sich schließlich zutrauen, der Entwickelung ihre endlichen Wege zu weisen.

Ehe jedoch Pecci in sein Amt eingeführt wurde, starb Gregor XVI. (1846). Pius IX. wurde gewählt und veranlaßte einen an der Kurie unerhörten Umschwung in der päpstlichen Regierungsweise und ihren Absichten. Mit so persönlichem Accent als möglich trat der neue Papst in das Getriebe der Welt hinaus. Er fühlte sich verpflichtet, der italienischen Nation zur Einheit zu verhelfen und ihre Führerschaft zu übernehmen. Zugleich dachte er als Politiker liberal und förderte das Streben im Volke nach Anteil an der staatlichen Gewalt. In seinem schwärmerischen Idealismus der schönen Rede und öffentlichen Begeisterung doch wohl die zauberhafteste unter jenen edelgesinnten Naturen aus dem europäischen Adel, welche damals vertrauensvoll der Demokratie ihre Kräfte liehen.

Der junge Diplomat der alten Schule mit dem Blicke voller Bedenken ging daraufhin nicht mehr als Feldherr, sondern wie ein Verbannter nach Perugia. Pius IX. zog die Verbindung mit den oberitalienischen

Katholiken des Manzoni- und Rosmini-kreises vor. Der alte guelfische Gedanke der Vereinigung des Papsttums mit dem lombardischen und toskanischen Bürgertum ward wieder wirksam. Franz Xaver Kraus hat in seinem letzten Buche, im „Cavour", mit hinreißender Wärme geschildert, wie die Rosminianer das durch den Mazzinismus so verderbte nationale Sehnen Italiens mit heiligem Idealismus erfüllt haben. Wohl hätte er auch Pius IX. darob preisen sollen. Aber wie Pius mit Rosmini das Verdienst um die Heimat teilt, so nicht minder die Schuld. Er brachte unter dem Jubel seiner Freunde den Stein ins Rollen: nicht bloß Cavour, auch Mazzini fing ihn auf. Schon 1849 war alles entschieden. Die päpstliche Politik endete in einer furchtbaren Katastrophe: selbst Rom wurde für die Päpste verloren, aufs äußerste der Gegensatz zwischen Kirche und moderner Staats- und Kulturentwickelung verschärft. Argwohn, Verkennung und Heftigkeit durchsickerten Pius' weiche warme Seele.

Pecci mußte in Perugia sein Schifflein vom Strome der Zeiten schaukeln lassen, woher der auch wogte. Süditaliener und hervorgegangen aus dem partikularistisch gesinnten Landadel des Kirchenstaates, dachte er über die italienische Frage anders als die Dichter Norditaliens und der liberale Papst: deren romantisches Vergangenheitsideal ließ ihn so nüchtern wie den Savoyer Cavour. Ohne bedeutsame Stellung im Kampfe, fand er nicht, wie gleichzeitig Bismarck beim Bundestag, Gelegenheit, mit den lebendigen und wahrhaften Kräften im Ringen der Nation Fühlung zu gewinnen und mit ihnen ein staatsmännisches Kompromiß zu schließen. Er sah durch die nationale Bewegung nur die Eigenart, vermutlich auch den Bestand des Kirchenstaates gefährdet und den Mazzinismus im Zuge, das Übergewicht in der Bevölkerung zu erhalten.

Trotzdem nahm er die Entschlüsse des Papstes in peinigender Selbstzucht als Tatsache hin und beugte nur ihren Folgen möglichst vor.

So lange sein Sprengel noch dem Papste als Staatsbesitz gehörte, suchte er durch eine mustergültige Verwaltung den unvermeidlichen Verlust hinauszuschieben oder doch dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung später einmal in Dankbarkeit auf diese Zeit zurückschaute. Seine Tätigkeit bewies, daß das kirchenstaatliche Regiment nicht schlaff und rückständig zu sein braucht. Als sich Umbrien 1860 mit dem Königreich vereinigte, vermied er unnötigen Kampf und Widerstand. Eine Lawine im Falle zu zerteilen, hat er sich nicht zugetraut; er wich aus und wartete ab. Keinen Augenblick scheute er sich, mit der so hart beurteilten italienischen Regierung Beziehungen anzuknüpfen, da er es von Nutzen für die Kirche hielt. Er deckte sich dabei gegen Freund wie Gegner durch die unzweideutige Schärfe und Unwandelbarkeit seiner grundsätzlichen Erklärungen. Gesprochen hat er allzeit gern; aber seine Hirtenworte waren niemals schwärmerisch wie die Programme der Rosminianer, noch bindend wie die Reden Pius' IX. Stets ist die Tragweite seiner Äußerungen genau und absichtsvoll bemessen. Dieser Mann handelt, auch wenn er spricht. Und so entwand er seinen politischen Gegnern schon in jenen Jahren des verbittertsten Kampfes manches Zugeständnis. Der politische Geist und die Weisheit der alten Kurie war in ihm wirksam geblieben: er hat nie gezaudert, den Staat als den Gebieter der Gegenwart zu würdigen, und galt es selbst dem piemontesischen. Daran erkennt man ihn als Staatsmann, daß er jede wirkliche Lebensmacht als Macht geachtet hat: ein Opportunitätspolitiker großen Stiles, Opportunist nicht aus Charakterschwäche, sondern durch Begabung und mit den Notwendigkeiten und Aussichten des Tages meisterlich rechnend.

Als Opportunitätspolitiker versuchte er jetzt auch die Kraft zu nutzen, auf die er im belgischen Ultramontanismus gestoßen war. Vielleicht daß er sich unter dem Druck der italienischen Entwickelung den Katholizismus der Gegenwart in einer gar zu schlimmen Lage vorstellte: es ist, als habe er ihn eingeschätzt, wie wenn er ganz zur Minderheit geworden wäre und von allen Seiten umdrängt würde. Da boten die Vereine, Zeitungen und Schulen der Religion vorzügliche Mittel, die Verteidigung erfolgreich zu gestalten: durch Sammlung, Organisation und steten Ansporn der Gläubigen. Der vollkommene

Überblick, der dadurch dem Leiter ermöglicht wurde, mußte ihn geradezu bestechen. Ist er doch in seiner Sorge um alles und jedes, was ihm untergeben ist, immer bis an die Grenze der Pedanterie gegangen: bereits seine erzbischöfliche Verwaltung, obwohl von Erregung und Unruhe erfüllt, überrascht durch die den Romanen sonst so lästige Pünktlichkeit und Kleinlichkeit der bureaukratischen Geschäftserledigung.

Nun erwies sich freilich der Boden Umbriens als noch nicht bereitet für stramme Zucht und für den Versuch einer politisch-kirchlichen Parteibildung nach Belgiens Beispiel. Die Bevölkerung blieb hinter dem Erzbischof zurück. Aber gleichwie sich ein Reiter auf ein vortreffliches Pferd einreitet, so ward Pecci über diesen Bemühungen mit dem Wesen der ultramontanen Bewegung erfahrungsmäßig vertraut: er bekam sie in seine Gewalt. Es liegt in Peccis Natur viel von der militärischen Art aller modernen Staatsmänner, die den Erfolg für sich hatten: auch er bevorzugt die Absonderung und Uniformierung, auch ihn treibt es zur Verwertung aller Lebens- und Geselligkeitsäußerungen, sogar der Jugendbildung für seine Zwecke. Der Ultramontanismus kam ihm dabei entgegen. Gewiß übersah Pecci nicht, daß die starke Betonung des kirchenpolitischen Elementes durch denselben dem religiösen Geist nicht förderlich ist und die für die Kirche unentbehrliche Pflege individueller Tätigkeit durch das rücksichtslose Parteigebot empfindlich gestört werden kann. Aber das konnte seinen Sinn nicht ändern. Vielmehr sympathisierte er unwillkürlich gerade mit dem kriegerisch-unbändigen Ausdehnungstrieb, der, wie jeder großen Volkspartei, so auch dieser angeboren ist.

In seinem Kopfe keimte damals der Gedanke zu der kühnsten und großartigsten Tat seines Lebens: er erkannte — und welcher europäische Staatsmann wäre ihm dabei vorausgeeilt? —, daß der Kampf zwischen Autorität und Revolution nicht um politische Fragen, sondern vorzüglich auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet ausgefochten werden wird. Er stellte zunächst in seinem Sprengel dem revolutionären Mazzinismus die praktische soziale Tat entgegen. Zu gleicher Zeit löste sich in der ultramontanen Bewegung der sozialpolitische Bestandteil aus, der ihr heute das Gepräge gibt. Das mußte den Erzbischof vollends mit dem Ultramontanismus zusammenführen: außer zu der bloß taktischen Begünstigung kam es jetzt auch zu einem innerlichen Band. Pecci wurde sich darüber klar, was diese „ultramontane Bewegung“ noch für ihn selbst bedeuten würde.

Kein Zweifel, daß der Erzbischof von Perugia an kirchenpolitischem Scharfblick und Geschick, wie an Begabung und Tatkraft alle beim päpstlichen Hofe überragte. Trotzdem mußte der vom Glück anfangs so Verwöhnte sein ganzes Mannesalter im Hintergrunde ausharren und stumm ertragen, daß fast alles, wofür er lebte, in Kirchenstaat und Kirche zertrümmert ward. Nur die paar Bischöfe der Provinz Umbrien unterwarfen sich seinem Einfluß. Durch die Verleihung des Kardinalats Ende 1853 wurde er nicht aus dem Dunkel hervorgeholt. 1870 vermittelte er zwischen Pius IX. und dem Konzil, als der Aufeinanderprall der Gegensätze schon unvermeidlich schien; aber dies eine Mal genügte nicht, ihn in das helle Licht der Weltgeschichte zu rücken. Das nahezu zweiunddreißigjährige Pontifikat Pius' IX. ließ an Länge alle Papstregierungen weit hinter sich, und Pecci war schon siebenundsechzig Jahre alt, als endlich die Stunde seiner Herrschaft schlug.

1877 siedelte er nach Rom über, ward im selben Jahre Camerlengo und am 20. Februar 1878 — wieder in betäubend raschem Wechsel seiner Lage — das Oberhaupt der Kirche. Wen rührt es nicht, daß der Greis die Tiara da mit trauriger Todesahnung empfing? Aber seitdem sträubt er sich gegen die Abberufung mit liebenswürdigem Scherz. Das Salz seiner Seele war in den Jahrzehnten des Harrens und der Ungewißheit nicht schal geworden. So klar er die Politik seines Vorgängers ablehnte, so hatte er doch mit Wärme begriffen, daß Leben und lohende Begeisterung durch Pius' feurige Natur in die Masse der Gläubigen getragen wurde, auf die er seine Politik stützen wollte. Das feine, überlegene Lächeln hatte sich auf seinem Antlitz nicht verloren, kein Mißmut ihm das Herz beschlichen, die Liebe zur Arbeit war nicht ermattet. Aber indem er sich die volle Bestimmtheit der Grundsätze und die



Blick auf St. Peter und den Vatikan.

Rüstigkeit des Handelns bewahrte, durchdrang ihn bereits das Greisenalter mit Milde und Ruhe. Die Muße und Objektivität des Genießens ward ihm neben der Energie des Schaffens und Herrschens zu teil, und deutlicher als früher erkannte er in den Kulturwelten außerhalb der seinen nicht nur die starken Mächte, die er bekämpfen mußte, sondern sein Auge öffnete sich auch in Empfänglichkeit für das Gedeihliche und Zeugende in ihnen.

Aus Pietät nannte sich der Neugewählte den dreizehnten Leo nach dem Papste, bei dessen Anblick sein Knabenherz zuerst glühender gepocht hatte. Die Welt begrüßte ihn sogleich als den Papst der Mäßigung, die Staaten als einsichtsvollen Politiker, die Katholiken sollten ihn kennen lernen als den vorzüglichsten Stellvertreter Christi, der seit manchem Geschlecht des Amtes gewaltet hatte.

* *
*

Sehr rasch gab eine Reihe von Handlungen und Äußerungen die Absichten Leos XIII. kund. In dem ersten Rundschreiben an die Bischöfe ist der Grundgedanke so bezeichnend wie die Einzelheiten: Jener geht darauf ein, daß eine fruchtbare Kulturentwickelung das vornehmste Drängen unserer Zeitgenossen sei, doch bedürften sie dabei der Mitwirkung der Kirche. In diese Erörterung sind nun Motive verflochten, die sofort auch die gegensätzlichen, der modernen Kultur scheinbar unfreundlichen Bestrebungen Leos kenntlich machen, wie eine fast zu sehr betonte Bestätigung der Maßnahmen Pius' IX., ein Lobpreis der Einigkeit und des Eifers der Gläubigen oder ein Ansporn zu regerer Pflege des katholischen Familienlebens, Jugendunterrichtes und Vereinswesens. Gleich das zweite Rundschreiben wendet sich dann gegen den Sozialismus und benutzt die Schilderung seiner Gefahren zu einer unauffälligen Aufforderung an die Fürsten, sich mit der Kirche dem gemeinsamen Feinde gegenüber auf guten Fuß zu stellen. Schon am Tage seiner Wahl hatte sich der Papst an Kaiser Wilhelm gewandt. Er ernannte den besonnenen Franchi zum Staatssekretär. Aufsehen erregte eine Huldigung für den toten Kämpen Montalembert und die Er-

hebung des Engländers Newman zum Kardinal. Ein Empfang der Vertreter der katholischen Presse verlief ebenso merkwürdig durch die Dankesworte des Papstes wie durch seine Warnungen vor Unduldsamkeit und Heftigkeit. 1879 wurde in dem dritten Rundschreiben der Thomismus als unverfälschte kirchliche Philosophie empfohlen und die scholastische Methode als die dem theologischen Unterricht allein zu Grunde zu legende vorgeschrieben; dabei war Leo jedoch ängstlich darauf bedacht, den Anschein der Befangenheit gegen den wissenschaftlichen Fortschritt der Gegenwart von sich abzuwehren. Und dies Bemühen bekräftigte er durch die Öffnung des vatikanischen Archivs für die gesamte Forscherwelt. Dem folgte 1880 noch die Encyklika Grande munus, in der die kirchlichen Unionsgedanken des Papstes angedeutet werden.

Die Durchführung dieser Absichten nahm Leo ohne jede Übereilung in Angriff. Unbeirrt durch die mutmaßliche Nähe des Todes oder durch die verworrene Lage, in der er als Pius' Erbe die Dinge fand, wickelte er eine Aufgabe nach der anderen ab. So gliedert sich seine Wirksamkeit im allgemeinen in drei Perioden: in jeder von ihnen treten andere große Ziele in den Vordergrund. Zuerst machte er dem Kampf wider alle ein Ende, worin Pius IX. die Kirche zurückgelassen hatte. Darauf widmete er sich der Entwickelung seines sozialen und Unionsprogrammes. Zuletzt versuchte er, die zentrifugalen Strömungen im Katholizismus zu behandeln, die, aus dem wachsenden Leben der Kirche sich nährend, Schwierigkeit bereiteten. Unablässig haben ihn wohl nur diplomatische Fragen, darunter vorzüglich das Verhältnis des Heiligen Stuhles zu Italien und die politisch-kirchliche Parteibewegung in den Völkern, beschäftigt.

Das Verhältnis der Kurie zum Quirinal war so verfahren und unerquicklich, daß auch Leos kluge Politik damit nicht fertig geworden zu sein scheint. Er hat wohl immer nur an eine bloße Übereinkunft über besonders brennende Angelegenheiten gedacht. Grundsätzlich vermochte gerade der Staatsmann Leo den Verzicht auf den Kirchenstaat nicht auszusprechen. An dessen Unentbehrlichkeit für die Leitung der Kirche hält er so fest, wie Bismarck Preußens Selbständigkeit im Reiche wahrte. Denn in der Tat gewährte der Besitz eines eigenen Staates wie einer eigenen selbständigen Aristokratie der Kurie Bürgschaften der Unabhängigkeit und Regierungstüchtigkeit, deren dauernder Verlust sie aufs ärgste beunruhigen muß. Der Liberalismus verkennt solche Bürgschaften gern.

Eine sehr viel glücklichere Hand bewies der Papst im Verkehr mit den großen nichtkatholischen Staaten des Nordens und Ostens, sowohl wenn er den Friedensschluß mit Deutschland, als wenn er die Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit Rußland und England bezweckte. Dabei hat er den prinzipiellen Unterschied der Auffassung vom Wesen des Staates, der zwischen der Kirche und der modernen Welt besteht, nie verhüllt, aber in der Praxis die Ebenbürtigkeit von Staat und Kirche gelten lassen. Er führt die Verhandlungen mit den Staaten möglichst in der Weise der alten Kurie, ausschließlich im Schoße der Diplomatie unter geflissentlicher Übergehung der katholischen Volksparteien, wie Windthorst mit Schmerz erfahren mußte. Besonders mit preußischen Staatsmännern ist er darüber in persönliche Beziehungen von freundschaftlicher Wärme getreten. Er zählte zu den Bewunderern Bismarcks, und sein Wort, daß etwas von dem Wesen Karls des Großen in seinem Freunde Wilhelm II. wäre, ist doch wohl das außerordentlichste und freieste, was das Oberhaupt der katholischen Kirche von dem protestantischen Hohenzollern sagen konnte.

So sehr Leo XIII. auch Diplomat ist, so hat das Verhältnis von Staat und Kirche für ihn nicht nur eine diplomatische Seite. Sie nimmt zwar, so wie sich Staat und Kirche zur Zeit als im Grunde feindliche Mächte gegenüberstehen, seine ununterbrochene Sorgfalt in Anspruch; indessen, ein an seine Kirche glaubender Papst wird immer trachten, den Gegensatz aufzuheben und in ein Verhältnis geistiger Verschwisterung, innerlichen Sichdurchdringens umzuwandeln. Leo verlangt danach, daß die Kirche wieder im Herzen der modernen Gesellschaft Wurzel faßt: das war die erste Hoffnung, die er als Papst ausgesprochen hat. Das große Mittel hierfür sieht er sich durch die kon-

stitutionelle Verfassung der Staaten von heute an die Hand gegeben. Sie gewährt die Möglichkeit, auch andere als die herrschenden Anschauungen geltend zu machen. Mit der Lebendigkeit des Publizisten, mit der Wachsamkeit und dem Nachdruck des Parteiführers fördert er deshalb die politisch-kirchlichen Parteien in allen Ländern, die er als Diplomat und Kirchenhaupt nicht kennen mag und darf. Auf den Anschluß aller Katholiken an sie drängt er mit einer zuweilen erstaunlichen Schärfe. Er kämpft da um sein eigentliches Lebensziel, und was ihm als solches vor Augen schwebt, ist ohne Einwand ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Seit Jahrhunderten hat der Staat die Kirche aus allen Grenzgebieten zu vertreiben gesucht; er übt durch sein Rechts- und Erziehungswesen, seine Gesetzgebung und Zwangsgewalt einen unberechenbaren Einfluß bis in das Innerste ihres Gemeinschaftlebens aus. Zugleich ist die ganz mit ihm verwachsene moderne Weltanschauung durch alle Poren des kirchlichen Organismus in diesen eingedrungen. Dawider war, so lange die Staaten absolutistisch regiert wurden, kaum ein Gegenschlag zu führen; Leo XIII. hofft, ihn mit Hilfe der modernen Freiheiten, des modernen Vereinswesens und der Parlamente wagen zu können. Keineswegs bloß in Abwehr von Maßregeln, wider die sich die Kirche sträubt, auch keineswegs in gehässiger Absicht und lechzend nach Schwächung und Vernichtung des alten Gegners, vielmehr mit dem leidenschaftlichen Wunsche, daß die kirchlichen Anschauungen ganz allgemein das Staats- und Kulturleben bestimmen, die Katholiken aber dafür in ehrlicher Anstrengung auf allen Gebieten mitarbeiten mögen. Leos freundliche Stellung zu Deutschland, sowohl zu der Regierung wie zum Zentrum, bezeugt seine Gesinnung unanfechtbar. Seinen stärksten Ausdruck fand dieses Streben in der Encyklika über die soziale Frage vom Jahre 1891. Das Christentum und die Kirche sind immer sozial tätig gewesen, aber Sozial**politik** hatten sie nicht getrieben. Der Sinn dafür hat sich im Bereich der modernen Gesellschaftsanschauungen entwickelt. Rasch ist sie eine Hauptaufgabe der heutigen Welt geworden. Hier nun setzte der Papst mit dem Blicke des Genies ein. Er erklärte sich als den Papst der arbeitenden Stände und bot alles auf, um die Führung in der sozialen Frage an Stelle des Staates in die Hand zu nehmen. Die katholisch-kirchlichen Parteien erhielten in dem Augenblick eine dauernde Lebensberechtigung und ein großes Ziel, die Kirche fand Gelegenheit, auf die Stimmung weiter Kreise außerhalb ihrer Gläubigen zu wirken.

In dem an seltsamer Schönheit so verschwenderisch reichen Roman „Die Wunder des Antichrists“ läßt Selma Lagerlöf „den weisesten von allen Menschen“ einem Franziskaner sagen, daß die Kirche den Antichristen, der der Sozialismus ist, nicht schelten, die Verkünder des unsere Tage bannenden Wortes „Denkt an die Erde“ nicht verbrennen dürfe. „So macht ihr es, ihr guten Mönche! Ihr könntet diese große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, so lange sie noch wie ein Kind in seinen Windeln liegt, und sie zu den Füßen Jesu hintragen, und der Antichrist würde sehen, daß er nichts weiter ist als eine Nachbildung Christi, und ihn als Herrn und Meister anerkennen. Ihr vergeßt, daß die Sibylle ihn unter die Welterneuerer zählt.“ Das sind feine und gute Worte. Vielleicht bewegen sie auch den zum Überlegen, der kleinlich genug denken sollte, sogar in Leos sozialpolitischer Tätigkeit ausschließlich den „herrschbegierigen Priester“, nicht zugleich den schaffenden, mit seinem Herzblut für seine Ideale lebenden Führer der Kirche zu finden. Einem Wirken, wie dem dieses Papstes, klebt persönlich Enges und irdisch Niedriges höchstens wie Schlacken der Menschlichkeit an. Als der Papst fast zur selben Zeit mit der sozialen Frage die Frage der Wiedergewinnung der englischen und der morgenländischen Kirchen für Rom aufwarf und sich sehr um sie bekümmerte, hat er sich vielleicht gar in den Wolkenhöhen des Idealismus verloren.

Der Geist der Versöhnlichkeit, den der Papst den Staaten und den Rom noch verwandten Kirchen offenbarte, wurde in seiner inneren kirchlichen Politik auf eine harte Probe gestellt. Im eigenen Hause hat sich Leo XIII., wie schon sein erzbischöfliches Regiment ankündigte, vor allem als Organisator gezeigt. Er legte den entscheidenden Wert auf den

zweckmäßigen Aufbau und den möglichst weiten Ausbau der Hierarchie, auf die Ausbildung des Kardinalkollegs zu einem vollständigen Zentralverwaltungs-Behördensystem, auf die Durchführung straffer Zucht, auf die Gewöhnung seiner Gläubigen an schlichte Unterordnung unter die päpstlichen Parolen. Die Jesuiten mit ihrer vorbildlichen Geschlossenheit und die politischen Parteien mit ihrer steten Kampfbereitschaft wurden von ihm — vielleicht nicht an sich, aber im Vergleich zu anderen katholischen Vereinigungen — übermäßig gefeiert und mit Vorliebe gehört. Leo ist in steter Berührung mit ihnen durchs Leben gegangen. Dagegen spielen sich die Reformbewegungen aller Art auf fremdem Boden für ihn ab, sowohl die in der Alten wie in der Neuen Welt, sowohl die politischen wie die kulturellen und wissenschaftlichen. Dadurch, wie durch seine Regentennatur können kuriale Traditionen und die herrschenden Anschauungen auf den Papst erfolgreich ihren Druck ausüben. Ihre Macht ist nirgends größer als im innerkirchlichen Leben. Wenn Leo sich da seiner so bewunderungswürdig freien Urteilskraft anvertrauen soll, müssen ihn schon Fragen von solcher Bedeutung beschäftigen, daß er sich seiner Überlegenheit über all die Durchschnittsköpfe gebieterisch bewußt wird.

Die wichtigste Angelegenheit, die seine innere Politik wahrzunehmen hatte, ist die des Katholizismus in den Vereinigten Staaten. Jener gewaltige Vorgang der Entstehung einer ganz neuen Kultur in den nordamerikanischen Ländern greift natürlich auch tief in das Räderwerk der katholischen Kirche. So viel des Unwandelbaren auch immer in dieser Religion sein mag, der Erschütterung durch mächtige Kulturwandlungen kann sie nicht entgehen. Der amerikanische Katholizismus hat, wie alle Lebenserscheinungen dort, eine ausgesprochene Eigenart entwickelt, und Rom mußte fürchten, daß sich das geistige Band zwischen ihm und der hochaufstrebenden nordamerikanischen Kirche allzusehr lockern würde. Entschlossen griff Leo XIII. 1892 ein. Die Leitsätze nun, die er seinem Delegaten mitgab, liegen, um Worte von Franz Xaver Kraus zu wiederholen, „so weit ab von den Geboten der kirchlichen Heißsporne und des zelotischen Pharisäismus, daß nur Leo XIII. selbst den Mut haben konnte, sie niederzuschreiben. Sie sind die letzte große Tat dieses freien, über die Niederungen des Parteiwesens rücksichtslos hinausgehenden kompilatorischen Geistes." Sicherlich durfte sich der Papst mit dem Hinweis auf diese grundsätzlichen Ansichten rechtfertigen, als er später eine einzelne Richtung der Entwickelung drüben als „Amerikanismus" verurteilte.

Gegenüber dem europäischen Streben nach innerkirchlicher Neubildung und nach Anschluß an die Entwickelungsströme der Gegenwart erscheint Leo um vieles befangener. An der christlichen Demokratie, wie sie sich in Belgien und Frankreich, Italien und Österreich Bahn gebrochen hat, fürchtet er die geringe Widerstandsfähigkeit gegen revolutionäre Anwandlungen; auch mußte es ihn peinlich berühren, daß die ihr günstige niedere Geistlichkeit mehrfach Anläufe nahm, sich im Gegensatz zu den Bischöfen wie eine Gewerkschaft neben dem Arbeitgebertum zu organisieren. Die im engeren Sinne sogenannte Reformbewegung, welche in den um die Alpen gelagerten kulturgesättigten Gebieten Mitteleuropas immer mehr anschwillt, steht dem Papste in ihrem Verlangen nach Versöhnung von Welt und Kirche wie in der Art ihres Auftretens nicht so fern. Aber dafür liegen ihm ihre Wege und ihre Auffassung der Dinge durch Erziehung und Umgebung desto ferner; namentlich der Begriff geschichtlichen Werdens und Welkens, von dem diese Reformer mit Vorliebe ausgehen, ist Leo nicht vertraut. Dazu treten dann die besonderen Schwierigkeiten der italienischen Verhältnisse und die unglückliche Berichterstattung über die deutschen. Einiges erklärt sich auch aus Zufällen wie der unvorsichtigen Berufung des ausgezeichnetsten deutschen „Reformers" auf den Amerikanismus. Sie konnte den Papst, der die Dinge drüben wohl besser überblickte als der deutsche Theologe, stutzig machen, und er äußerte seinen Tadel. Im allgemeinen läßt Leo auch hier auf wissenschaftlichem wie politischem Gebiete dem Leben sein Recht. Schritt für Schritt ist er formulierten Forderungen der Wissenschaft entgegengekommen. Noch kürzlich sagte er im Gespräch, daß man es sich sehr überlegen müsse, ehe man der mensch-

lichen Vernunft Grenzen setze. Und daß der Abbate Murri, der Führer der jungen, von der Kurie so befehdeten christlichen Demokratie Italiens, des Papstes Liebling geblieben ist, läßt sich kaum bezweifeln.

Allerdings duldet und schützt der Papst diese Strömungen mehr, als daß er ihnen gerecht wird. Das ist, und vermutlich nichts anderes, das Gebrechen, an dem seine innere Politik leidet. Solches Ausweichen entspricht nicht Leos XIII. zugreifender Art, die jede lebendige Kraft erkennt und verwertet. Hier versagt sich ihm denn auch der gewohnte Erfolg. Wie sehr er immer die Aktionsfähigkeit der Kirche durch seinen Organisatorwillen gesteigert hat, drehen sich die Räder mancherorts doch in der leeren Luft. Gleich Österreich dürfte er Frankreich, den größten und kulturell wichtigsten katholischen Staat, allen seinen Bemühungen zum Trotz, in gefährdeter Lage zurücklassen. Wenn es ihm hier nicht gelingt, so wird das schwerlich ein Nachlassen seiner diplomatischen Fähigkeiten bedeuten, sondern sich aus den zersetzenden Wirkungen erklären, welche der Mangel seiner inneren Politik an Vielseitigkeit für eine gleich der französischen in Gärung befindliche Kirche haben kann.

So verschaffte der Papst der Gesamtkirche eine nach außen machtvolle Stellung, wie sie ihr seit dem siebzehnten Jahrhundert nicht mehr zu teil geworden war. Die Blöße des modernen Staates intuitiv erschauend, dehnte er die kirchliche Wirksamkeit schier grenzenlos aus. Auch dem inneren Leben seines Reiches gab er die stärksten Antriebe. Doch war er hier vielleicht nicht kühn, nicht hoffnungsvoll genug.

* * *

Ob wir nun Ecken, Einseitigkeiten und Fehlversuchen Leos begegnen oder ihn im vollen Erfolge sehen, immer ist er Staatsmann. Man hat sich wohl eingebildet, ihn mit dem Maßstab des wissenschaftlichen Denkers oder religiösen Reformators messen zu können, und nichts als ein Zerrbild von ihm entworfen. Was er dereinst auf der Schule von den Jesuiten an Theologie und Philosophie oder bei der Kurie als kirchenpolitischen Grundsatz in sich aufgenommen hat, daran hat er, wie es scheint, nicht mehr deuteln mögen; er hat es als Handwerkszeug mit sich ins Leben genommen. Mannigfaltig, wie seine Kenntnisse waren, und gewandt, wie er mit ihnen umzuspringen wußte, wurde ihm durch sie die geistige Bündigkeit und Entschlossenheit verbürgt, deren der Politiker nicht entbehren kann. Mehr als solchen Rückhalt gab seine Wissenschaft ihm nicht; der Mann bedeutet in Leo unendlich viel mehr als seine Meinungen. Seit er arbeiten kann, hat er gehandelt. Alles Geistige in ihm fand nur in seinen Taten einen ungetrübten, vollständigen Ausdruck.

Selbst das Seelische in dem Papste ist, über dem Trieb zu wirken, vielleicht zu kurz gekommen. Große Staatsmänner haben oft, wenn nicht immer, die Anlage zu einem überquellend reichen Gefühlsleben in sich, das sie gewaltsam niederdrängen. Nur wie durch einen Zufall, zuweilen erst als Greise, verraten sie Fremden, wie bewegt ihr Inneres ist. Doppelt schwer belauschen wir einen Romanen.

Am häufigsten noch gewährt Leos XIII. Mäcenatentum einen Einblick in sein Gemüt. Wie feinsinnig ist er im Verkehr mit den Gelehrten, wie tief ergriffen in seiner Teilnahme für wissenschaftliche Arbeiten und Institute, wie verständnisvoll in dem Genuß ästhetischer Werte! Fast daß er sich in Bezeugungen seiner Begeisterung nicht genügen konnte von dem Tage ab, da er das Archiv der Päpste öffnete, bis zu der kürzlichen Einverleibung der Bibliotheca Barberina in die Schätze des Vatikans. Schon die Lektüre seiner Encykliken und Dichtungen vermittelt den Eindruck einer künstlerisch aufs zarteste durchgebildeten Natur, deren ästhetische Reife dem Leser ein oft schwelgerisches Entzücken bereitet. Jene kleine Anekdote, die sich Rom vor einiger Zeit erzählte, ist so hübsch erfunden: Man hätte Leo vorgeschlagen, Gabriele d'Annunzios Werke ob ihrer sinnlichen Überreiztheit auf den Index zu setzen; da habe er das an sich gebilligt, jedoch eingeworfen, daß er damit den treffe, der allein noch ein vollkommen schönes Italienisch schreibe. Aber erst im Kreise seiner römischen Akademiegenossen, in den seltenen Mußestunden, da er sich in lateinischen Versen von vergilischer Anmut oder in Prosa-

darbietungen von unübertroffener Eleganz des Stils aussprechen kann, erscheint er ganz beglückt, gleichsam eingetaucht in den Sonnenglanz antik reinen Menschentums, ohne Beengung durch Würden und vorgefaßte Meinungen.

Für uns, die wir außen stehen, gibt es für Leo XIII. wohl nichts so überraschend Bezeichnendes als das menschlich rührende Verständnis, womit er, der Hierarch und unantastbare Mann, die Privatzimmer Alexanders VI. in seinem Palaste wiederherstellen ließ. Seit Julius II. sich weigerte, die Wohnräume des „Ungeheuers" zu betreten, waren sie verfallen und vermodert. Erst durch Leo wurde die Erinnerung an das einzige, was uns mit dem Borgiapapste fühlen lassen kann, wieder geweckt: mit Pinturicchios Bildern von der kindlich holden Lucrezia als Sankt Katherina und von dem Alexander, der vor dem Auferstehenden niederkniet, ist auch etwas von der bezaubernden Liebenswürdigkeit wieder wirksam geworden, die des alternden Borgia Zusammenleben mit seinen Kindern verschönte.

Es bleibt die letzte und intimste Frage an den Papst: die nach seiner Religiosität. Die religiöse Ader in ihm scheint nicht von Anfang an stark gewesen zu sein. Nicht priesterlicher Beruf ließ ihn den geistlichen Stand wählen, und er hat die Priesterweihe erst spät, mit nahezu siebenundzwanzig Jahren empfangen. Wie alles innerliche Leben in Leo, so blieb auch das religiöse in der Entwickelung zurück gegenüber dem Drang zur Tat. Daß er immer schon kirchlich eifrig war, will bei dem Geist des elterlichen Hauses und der Erziehung durch Jesuiten nicht viel besagen. Eigenartige Frömmigkeit, sein Wesen durchdringende Religiosität hat sich in Leos Seele wahrscheinlich erst in den Jahrzehnten seiner Hirtentätigkeit herausgebildet. Dann aber ist er eine Persönlichkeit von stärkster und innigster Gläubigkeit geworden. Deren Charakter in einzelnen Zügen zu erfassen, ist freilich bei einer Natur wie Leo XIII. unmöglich. Kämpfe dürfte dieser Glaube nie bestanden haben, das Hauptbedürfnis zu einer Aussprache über Glaubensangelegenheiten entfiel damit, und der Glaube blieb für Leo völlig eine Sache seiner Seele. Nur das allgemeinste läßt sich also wahrnehmen. Schon in der Kindheit hat er beide, ihrer Entstehung nach so grundverschiedene Weisen des katholisch-religiösen Lebens neuerer Zeit in sich aufgenommen. Seine Mutter hatte eine herzliche Liebe zu dem naiven, zutraulichen, strahlenden Christentum des Heiligen der Umbrischen Lande, und seine Erzieher pflegten das bis zum Grüblerischen nachdenkliche, brennende, zuweilen brünstige Christentum ihres Ordens. Das frohe Lachen, das jubelnde Weinen schlichter Minderbrüder an der Krippe zu Greccio, die der Poverello von Assisi für sie baute, wie das ekstatische Gebet der Verehrer des Herzens Jesu hat Leo XIII. durch sein ganzes Dasein begleitet. Er hat sein Amt als Erzbischof mit einer Wallfahrt nach Assisi begonnen, über dreißig Jahre im Angesichte der friedensreichen, gesegneten Geburts- und Grabesstätte des Sängers des Sonnenliedes zugebracht und eine seiner ersten Encykliken Franziskus gewidmet. Er hat andererseits mit den Jesuiten stete Freundschaft gehalten, sie waren und sind seine treuesten Mitarbeiter, und an der Jahrhundertwende hat er die Menschheit dem Herzen Jesu geweiht. Aber weder franziskanische noch jesuitische Art ist ihm eigen geworden. Wie die meisten katholischen Männer von geistiger Bedeutung und tiefer Frömmigkeit geht er auf in der Verehrung Mariens, und sie ist in seiner Brust immer glühender, immer ritterlicher, immer hingebender geworden — in jenem Gefühl, dem unser deutscher Novalis den kürzesten und seligsten Ausdruck verliehen hat:

> Ich sehe dich in tausend Bildern,
> Maria, lieblich ausgedrückt,
> Doch keins von allen kann dich schildern,
> Wie meine Seele dich erblickt.
> Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
> Seitdem mir wie ein Traum verweht
> Und ein unnennbar süßer Himmel
> Mir ewig im Gemüte steht.

* * *

Wer nicht durch einen Pilgerzug nach Rom geführt wird, versucht den Papst bei einem der Gottesdienste in der Sixtinischen Kapelle zu sehen. Nur zwei- oder dreimal im Jahre nimmt Leo an einem solchen teil. Ein Zufall

fügt es wohl auch, daß er sich in der Stanza d'Eliodoro und in der Camera della segnatura zeigt. Hier wie dort ist der Eindruck, welchen man von ihm erhält, unvergeßlich. In diesen Räumen lebt die Erinnerung an Julius II. unsterblich durch die Fresken, die dank ihm Michelangelo in der Kapelle, der Genius Raffaels in den Stanzen schuf. Da hat jeder Papst gegenüber dem großen Vorgänger einen schweren Stand. Das Jahr 1903 aber fordert geradezu zu einem Vergleiche heraus. Ist es ein Jubeljahr für Leo XIII., weil er den Stuhl Petri nunmehr fünfundzwanzig Jahre innehat, so runden sich gleichzeitig vier Jahrhunderte, seit Julius II. ihn bestieg. Der gewaltige Papst der Renaissance mit dem immer in Groll oder Bewunderung geröteten Antlitz und der maßvolle Papst der Neuzeit mit seinem überlegen feinen Gesicht, der Papst des Zeitalters der Künste und der Papst des Zeitalters der Humanität und Wissenschaft: Mann gegen Mann, Geist gegen Geist treten sie sich gegenüber.

In der Stanza d'Eliodoro hat Raffael Julius' Bildnis gemalt. Der Rovere steht in der Vollkraft der Jahre. Sein Bart ist zwar grau, und sein Körper wird von Schmerzen gequält, womit ihn ein Übermaß seelischer Erregungen geschlagen hat. Aber er glüht immer noch in jugendlicher Reizbarkeit. Nichts von seiner Naturwüchsigkeit ist ihm verloren, in keinem Teile seines reichen Wesens scheint er sich schon ausgegeben zu haben. Ein Mensch aus lauter Blut und Nerven, ein Feuerbrand. Der verständnisvolle und edelste Genosse und Mitarbeiter seiner großen Künstlerfreunde. Nicht sowohl teilnehmend an allem wie eingreifend in alles, was um ihn Leben schafft und Schönheit wirkt. Jedoch ohne andere zu beschränken oder zu binden, ohne Regeln aufzustellen, ohne das in der Entfaltung Begriffene zu beengen oder gar zu hemmen. Julius ist ein Kämpfer und nicht ein Prälat. Ein Feldherr und nicht ein Staatsmann. Ein Mäcen und nicht ein Theolog. Ein Bildner und nicht ein Erhalter. Der Gründer der Macht des Kirchenstaates. Der Befruchter der höchsten Blüte abendländischer Kunst. Am Ende seines Daseins so hochgemut, daß er die Hand sogar zur allgemeinen Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ausstreckt. Der Mann der verwegenen, über Nacht aufblitzenden Pläne, der jähen, nicht aufzuhaltenden Tat, des eisernen Gebotes. Der königliche Geist, der sein „Ich will" und „Es werde" spricht. Der Herrscher durch „terribiltà".

Die Verschiedenheit im Wesen und Auftreten zweier Männer kann nicht größer sein, als sie es zwischen Julius und Leo ist. Wie sehr haben sich doch die Charaktere gewandelt, seit sie in der Renaissance unter dem Zeichen der schaffenden Künste, des frohen Genusses, derber Ursprünglichkeit standen! Uns formt und glättet die nüchterne Gelehrsamkeit, eintönige wirtschaftliche Arbeit, gemessene Anpassung an die Sitten der Gesellschaft.

Leo XIII. ist von Kind auf zart und schwach gewesen; heute ist sein Körper mitleiderregend gebrechlich. Man muß ihn beobachten, wie er sich, umtost von dem stürmischen Evvivaruf der Menge, zitternd zu erheben und sie mit dem Kreuzzeichen zu segnen versucht. Immer wieder sinkt er sogleich auf seinen Thronsessel zurück. Die weißen Gewänder hüllen ihn ein. Das Antlitz wird leichenfarben. Die Lider schließen sich. Schwer drückt die Last der dreifachen Krone auf den hageren Kopf. Und die Hände pressen sich gegen die Brust, als wollten sie den spärlichen Atem in die Lungen drängen. Aber wartet, bis der Papst die Augen aufschlägt! Das sind Augen, wie sie lebendiger und lichter, geistvoller und liebenswürdiger nicht gedacht werden können. Wieviel Tausende den Greis auch umjubeln, jeder ist überzeugt, daß der Strahl aus Leos Seele gerade ihm gelten sollte. So hell strömt all das innige Leben, das der Hochbetagte noch hat, in seinem Blicke zusammen! Leo erscheint in seiner ganzen Menschenfreundlichkeit, in seiner nie zu ermüdenden geistigen Beweglichkeit, in vollkommener Selbstbeherrschung. Man kennt die wenig schöne Form seines Hauptes durch die Aufnahmen von der Seite mit der scharfen, kühlen Umrißlinie oder durch die von vorn, welche das Gesicht unregelmäßig, tief gefurcht, entstellt von Altersspuren zeigen. Sobald Leo die Augen öffnet, eilt es wie Sonnenlicht über diese greisenhaften Züge, die Farbe wird rein und warm, jeder Ausdruck

in dem Antlitz sprechend und voll von Teilnahme. Vom Greisentum bleibt nur noch das Rührende, jenes milde, unvergeßlich beglückte Lächeln, das ganz alten Menschen manchmal gegeben ist. Aber das freudige Wohlwollen in Leos Wesen ist nur das erste, was wir bei seinem Anblick empfinden, sein Alter bewirkt das. Auch die markigen Züge seiner Persönlichkeit kommen zur Geltung. Leo hat nichts Gebietendes an sich, jedoch die Stärke der Festigkeit, nichts Bezwingendes, aber unendlich viel Gewinnendes. Ihn umweht nicht die Majestät der Herrschaft durch Kraft und Leidenschaft; aber die Hoheit reifer menschlicher Bildung und tiefen Glaubens schwebt über ihm. Er ist weniger ein König als ein Mensch. Kein schaffender, inspirierender Mensch, der Wasser aus dem Felsen schlägt, Athene aus seinem Haupte erzeugt, weder ein Prophet noch ein Künstler, weder Moses noch Michelangelo, sondern ein Mensch spiegelklaren Geistes und sicherer Entschlüsse. Ein Staatsmann. Ein Wissender. Er unterrichtet sich von allem, geht allem nach und ist fähig, sich in alles Irdische zu versenken. In seinen Mußestunden liest, überdenkt und dichtet er. Vorzüglich liebt er zu sichten, zu ordnen und zu lenken. Ein Papst, wie er der Welt von heute entspricht, da nicht mehr religiöse Begeisterung und gestaltende Kunst, sondern Staat und Wissenschaft die im Leben vorwaltenden Mächte sind. Leo XIII. ist so klug und gelassen wie Julius II. heißblütig, so praktisch wie jener genial. Er nimmt so viel Anteil an der Menge und ihren Nöten wie jener an den Künstlern und ihren Träumen. Er hat im Vergleiche zu jenem kaum etwas angeregt, er hat dafür viel vollendet. Wird Julius immer als einer der großen Bahnbrecher der Geschichte geehrt werden, so wird Leo sich rühmen dürfen, der Papst der Ergebnisse zu sein.

Doch eines haben Leo und Julius gemein, und bei allem Unterschiede ihrer Art wird man dies, um sie wirklich zu verstehen, desto genauer beachten müssen. Beide vereinigen mit der Würde außerordentlicher menschlicher Bedeutung die Würde des Papsttums. Sie kennen sich als Grund- und Eckstein einer zweitausendjährigen, glorreichen Institution. Sie sind das Oberhaupt der ganzen katholischen Christenheit und von dem Bewußtsein erfüllt, daß sie Gottes Stelle auf Erden vertreten, zum Hort und Bürgen nicht nur der religiösen Wahrheit, sondern aller großen Errungenschaften menschlicher Kultur gesetzt wurden. Sie sind Persönlichkeiten, eigenartige, ausgezeichnete Naturen, aber sie sind zugleich auch Päpste, Träger einer übermächtigen, in ihrem Wesen immer sich gleichgebliebenen Idee.





Die Bucht von Viktoria.

Deutsche Kolonialbilder

Natur- und Menschenleben in Westafrika

Von

Alexander Sokolowsky

Der Trieb des Menschen, fremde Länder mit ihrer Bevölkerung, ihrer Tier- und Pflanzenwelt kennen zu lernen, ist bei uns Deutschen besonders stark ausgeprägt. Aber nur wenigen ist es vergönnt, die Welt aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die meisten Menschen müssen ihren Wissensdrang durch die Lektüre der Schilderungen anderer zu befriedigen suchen. Wen lockten nicht schon als Knaben die begeisterten Reiseberichte eines Heinrich Barth, Robert Flegel, Gustav Nachtigal und anderer Forscher? Wer hätte nicht später als gereifter Mann diese in der Jugend begonnenen Studien wieder aufgefrischt und durch das Lesen anderer Reisewerke erweitert?

Von ganz besonderem Interesse sind für uns Deutsche jene Schilderungen, die uns über Natur- und Völkerleben unserer deutschen Schutzgebiete unterrichten. Noch in zwölfter Stunde sicherte sich Deutschland einen Kolonialbesitz, den zu erhalten und auszubauen eine nationale Ehrenpflicht ist. Die Opfer, die für die Entwickelung unserer Kolonien gebracht werden, sind keine geringen, und so mancher fragt sich, ob unsere Schutzgebiete den großen Aufwand an Zeit, Geld und Menschenleben, die ihnen gebracht worden, auch wert seien. In Anbetracht des bisher geringen Nutzens, der dem Mutterlande durch seine Kolonien erwuchs, könnte die Frage zu Ungunsten der Kolonien ausfallen. Hierbei vergißt man aber, ganz abgesehen von der kurzen Zeit der Bewirtschaftung, die einen Vergleich mit den seit langen Zeiträumen in Besitz stehenden Kolonialgebieten anderer Völker von vornherein ausschließt, daß unsere Schutzgebiete im allgemeinen noch zu wenig für praktische Aufgaben erforscht sind. Erst dann, wenn namentlich durch Kulturversuche mit den verschiedenen Nutzgewächsen der Wert des Bo-

dens nach allen Seiten hin erprobt sein wird, läßt sich ein gedeihlicher Aufschwung unserer Kolonien erwarten. In letzter Zeit werden in dieser Beziehung die anerkennenswertesten Versuche gemacht: hervorragende Fachleute wurden und werden ausgesandt, Versuchsgärten wuchsen aus dem Boden, und über Einführung und Acclimatisation importierter Viehrassen fängt man an, allerlei Erfahrungen zu sammeln.

Eine zweite brennende Frage für die Fortentwickelung unserer Kolonien ist die, welche sich mit den Eingeborenen beschäftigt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die erst dann eine gedeihliche Entwickelung unserer Kolonien prophezeiten, wenn durch Vernichtung der Eingeborenen die gesamte Kulturarbeit den Europäern zufiele. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Vorgehen der Europäer sich vom sittlichen Standpunkt aus in keiner Weise rechtfertigen ließe, wäre die Ausrottung der Eingeborenen auch ökonomisch die größte Torheit, die der Kulturmensch begehen könnte. Wer weiß, wie ungünstig das Klima, namentlich in unseren afrikanischen Schutzgebieten, mit Ausnahme Deutsch-Südwestafrikas, auf den Gesundheitszustand der Europäer wirkt, der muß sich sagen, daß es eine der vorteilhaftesten Aufgaben für den Weißen ist, sich die Eingeborenen für die praktischen Aufgaben der Kolonisierung heranzuziehen. Wenn uns dies bis jetzt noch nicht in dem gewünschten Maße gelungen ist, so liegt das einerseits an der Mangelhaftigkeit unserer ethnographischen Kenntnis, die uns verhindert, in die Volksseele des Eingeborenen einzudringen, andererseits aber auch daran, daß es zuviel von den Naturmenschen verlangt ist, mit einem Schlage dem süßen Nichtstun des Wildlings zu entsagen und sich als Plantagenarbeiter abzumühen. Es werden noch einige Generationen hingehen müssen, bevor die Arbeitsfreude in Fleisch und Blut der Naturkinder übergegangen ist. Dafür ist aber jedenfalls die Gewähr gegeben, daß der farbige Arbeiter die Strapazen der Tropenglut auf freiem Felde besser aushält als der Europäer. Von einem Abhärten und einer Acclimatisation der Europäer an das Tropenklima kann nicht die Rede sein, denn die Malaria verschont auch die Eingeborenen nicht, wenn auch diese weit weniger und in weniger gefährlichem Maße von der tücki-



Auf dem Wege von Lome nach Misahöhe.

schen Krankheit befallen werden. — Natur- und Menschenleben — das ist nach alledem wohl immer noch das ausschlaggebende Thema, um das sich die wichtigsten, Gegenwart und Zukunft unserer Kolonien erörternden Fragen drehen müssen. Wir wenden uns fürs erste den westafrikanischen Siedelungen zu und suchen unsere Schilderungen durch eine Reihe ausgewählter Abbildungen nach sorgfältigen Naturaufnahmen zu erläutern und zu ergänzen.

Nach einer achttägigen Ozeanfahrt von Hamburg aus, bei der wir Funchal auf Madeira, Santa-Cruz auf Teneriffa, Las Palmas, Monrowia, die Hauptstadt des Negerstaates Liberia, Akhra, die Hauptstadt der Goldküste, sowie den englischen Küstenort Quitta mit unserem Woermann-Dampfer berührt haben, kommt endlich unser erwünschtes Reiseziel, die Reede von Lome, in Sicht, die sich durch den weißen Anstrich der Häuser der Faktoreien und den hellen Strand schon von weitem kenntlich gemacht hat. Die Landung ist in Togo außerordentlich erschwert, da eine mächtige Brandung die Küste bespült. Es bedarf daher bei den schwarzen Ruderern außerordentlicher Geschicklichkeit und Anstrengung, die Boote mit Insassen und Ladung vom Schiffe aus glücklich über die großen Brecher der Brandung zu geleiten. Nicht selten kentert das Boot, und die Kruneger stürzen sich bei gegebenem Zeichen in das Wasser. Oft geht hierbei die wertvolle Ladung verloren, und nicht selten ist auch ein Menschenleben zu beklagen, das in den Fluten sein Grab findet. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß neuerdings der Bau einer Mole in Angriff genommen wird, die Menschen und Waren sicher ans Land geleitet.

Gleich beim Betreten des afrikanischen Kontinentes bei Lome befinden wir uns in der üppigsten Tropennatur. Die Brandungswogen donnern gegen einen aus hellgrauem oder gelblichem Sand bestehenden Strand, der sich bis zweihundert Schritt in das Land hineinerstreckt. Hinter dieser Strandzone befindet sich eine üppige Buschwaldvegetation, aus der hier und dort die schlanken Kokospalmen stolz herausragen. Das Buschwalddickicht setzt sich hauptsächlich aus mit Dornen bewehrten Pflanzen zusammen, die einem Durchdringen erschwerenden Widerstand entgegensetzen. Aus dem Grunde führen schon seit langer Zeit begangene Negerpfade durch das Dickicht hindurch; sie geleiten zu einer langgestreckten Lagune, die im Küstenstreifen ihre Nehrung findet. An zwei Stellen verbreitert sich die Lagune und nimmt seeartigen Charakter an; diese Stellen werden Togo- und Wo-See genannt. Ihre Nahrung entnehmen sie dem salzhaltigen Grundwasser und dem geringen Zufluß, den der Sio und Haho ihnen spenden. Durch den feinen Schlick, welchen diese Wasseradern mit sich führen, nimmt das Wasser der Seen gelbgraue Farbe an. Auf diese Weise wird die Strandzone förmlich getrennt von dem



Flußlandschaft mit Ufervegetation.



Natürliche Brücke auf dem Wege von Misahöhe nach Kpandu.

Hinterland, das sich von der Lagune aus allmählich in eine wellenförmig anschwellende Savanne verliert. Mehrere Reihen steil aufragender Berge durchziehen dieses Grasmeer in südost-nordwestlicher Richtung. Im Norden des Landes erhebt sich das bis zu achthundert Meter Höhe ansteigende und steil abfallende Fetischgebirge, das im Osten und Westen verschiedene Ausläufer entsendet. Die Zusammensetzung der Gesteinmassen besteht im wesentlichen aus Granit, Gneis und Quarziten. Dieser Bergrücken fällt im Norden steil ab und senkt sich nach dem Inneren des Landes zu allmählich zum Plateau des Westsudan hinab. In diesem Fetischgebirge haben die meisten Wasseradern Togos ihre Quellen. Es sind dies nicht nur die an den Küsten ausmündenden Flüsse, sondern auch die linken Nebenflüsse des Volta. Nur sehr wenige dieser Wasserläufe sind für die Schiffahrt von Nutzen. Der Volta ist bis Yeggi schiffbar, er trägt sogar bis Kete-Kratschi während der Regenzeit kleine Dampfer. Der Oti, sein bedeutendster Nebenfluß, ist nur teilweise, der Mono nur hundert Kilometer landeinwärts befahrbar.

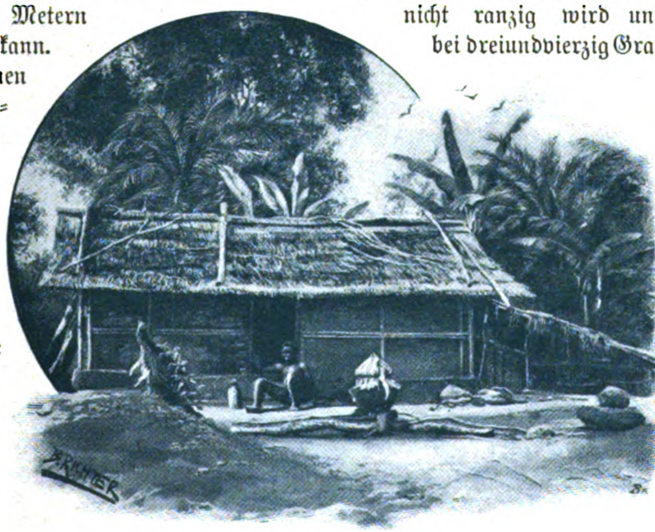
Über diese Landschaft sendet die Tropensonne ihre glühenden Strahlen. An der Küste beträgt die Wärmetemperatur im Jahresdurchschnitt über sechsundzwanzig Grad Celsius. Zur Zeit unseres Winters herrscht dort die größte Hitze, während die Zeit von Juli bis September im allgemeinen als kühlste Periode zu bezeichnen ist. An der Küste macht die frische Seebrise den Aufenthalt am Tage annehmlicher, auch mildert sich nach dem Inneren des Landes zu die Hitze allmählich. Man kennt in Togo zwei Regenzeiten, von denen die eine von Juli bis Oktober, die andere von November bis Februar dauert; sie wechseln mit Zeiten der Dürre ab. Im Gebirge findet infolge der aufgefangenen Seewinde ein allmonatlicher Niederschlag statt. Die Regenzeiten leiten sich mit gewaltigen Gewittern und oft starken Tornadostürmen ein.

Trotz der die Gesundheitsverhältnisse entschieden günstig beeinflussenden frischen Seewinde und der fehlenden Sümpfe läßt das Klima für den Europäer sehr viel zu wünschen übrig. Die gefürchtete Malaria und ihre Komplikation, das Schwarzwasserfieber,

sind häufige Gäste bei den Weißen und haben schon manches Opfer gefordert. Außerdem wurden Leber- und Milzkrankheiten, sowie Ruhr und verschiedene Augenleiden beobachtet, auch ist eine als „Roter Hund“ bezeichnete Hautkrankheit nicht selten. Früher grassierten unter den Eingeborenen die Pocken, heutzutage wird dieser Epidemie durch regelmäßig vorgenommene Impfungen erfolgreich begegnet. Überhaupt sind von der Regierung verschiedene Anstrengungen gemacht, um die Gesundheitsverhältnisse der Kolonie zu heben. In dieser Beziehung bietet die Errichtung des Nachtigal-Krankenhauses in Klein-Popo die beste Gewähr für erfolgreiche Behandlung Erkrankter. Die Eingeborenen werden vielfach vom Guineawurm und Sandfloh heimgesucht, auch soll in den westlichen Gebieten der Kolonie die als Lepra bekannte Hautkrankheit beobachtet worden sein.

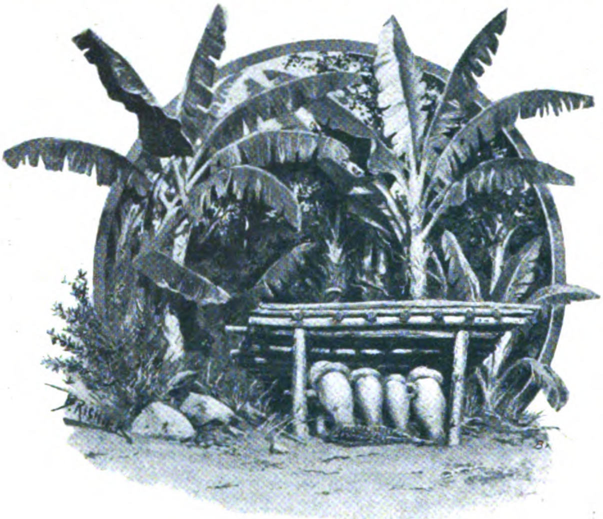
Die warme Temperatur zeitigt unter dem Einfluß der periodischen Regenzeiten eine stellenweise üppige Vegetation. An der Küste finden sich zahlreiche Palmen, unter denen Kokospalmen, Ölpalmen und Fächerpalmen hervorzuheben sind. Als ein Charakterbaum der Küstenlandschaft ist der Affenbrotbaum zu nennen, dessen Stamm einen Umfang von siebenundvierzig Metern und darüber erreichen kann. Diese Pflanze bildet einen ungeheuer großen, halbkugeligen Wipfel von achtunddreißig bis achtundvierzig Metern Durchmesser, der mit seinem untersten Rande den Erdboden berührt. Von dem Buschdickicht hinter der Strandzone war schon die Rede, dagegen ist noch hervorzuheben, daß die flachen Ufer der Lagune von dichtem Schilf umgürtet sind. Die sich hinter der Lagune ausbreitende Savanne wird von hohen harten Gräsern bedeckt, die bis zu vier Meter Höhe vom Boden aufsteigen. Zwischen diesem Grasmeer erheben vereinzelt oder in Gruppen Öl- und Fächerpalmen ihr Haupt; ferner finden sich darin Adansonien und Wollbäume.

Wahrhaft tropisch wird aber erst die Vegetation an den Bergabhängen, ebenso längs der Wasserläufe. Hier bilden sich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit des Bodens üppige Galeriewälder, die den Lauf der Flüsse begleiten; an diesen Stellen sind nicht nur zahlreiche Palmenarten zu finden, sondern auch wertvolle Nutzhölzer, das herrliche Ebenholz, sowie wildwachsende Kaffeebäume gedeihen vortrefflich. Auch eine andere wichtige Pflanze, die Kautschukliane, ist dort anzutreffen. Sie schlingt sich zwischen die Baumriesen, um gleichsam mit ihren Ranken die Pflanzenarten zu einem unentwirrbaren Knäuel zu umstricken. Weiter landeinwärts, auf der Hochebene, verschwinden die Palmen fast gänzlich, indem sich hier eine Baumsavanne ausbreitet. Affenbrotbäume, Tamarinden und Wollbäume, namentlich aber der Schibutterbaum sind die Charakterpflanzen. Der Schibutterbaum hat einen neun Meter hoch werdenden Stamm mit sehr hartem Holz, der aus den roßkastanienähnlichen Samen seiner taubengroßen Früchte die Schibutter liefert. Es ist dies ein grünlich-weißes, wohlschmeckendes Fett, das angenehm riecht, nicht ranzig wird und bei dreiundvierzig Grad zum Schmelzen gebracht wird. Das sehr feste, harte Holz des Baumes ist zu Industriezwecken verwendbar.



Kochscene vor der Hütte.

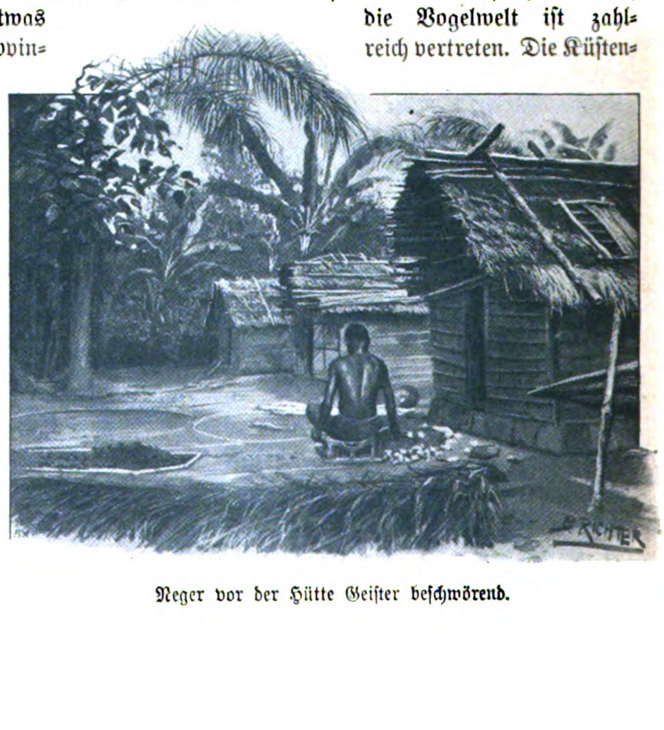
Doch verlassen wir die Vegetationsverhältnisse Togos und wenden wir uns der Tierwelt zu, die diese Gegenden bewohnt. Man



Fetischhütte, umgeben von Bananen.

rechnet tiergeographisch die Fauna Togos zum westafrikanischen Gebiet. Sie hat mit der Kameruns große Ähnlichkeit. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß in diesen beiden Tiergebieten so ziemlich die gleichen Gattungen, oft auch die gleichen Arten angetroffen werden. In Togo sind einige Formen Kameruns in Abarten vertreten. Die Faunen Ober- und Nieder-Guineas sind nach Matschie als zwei etwas voneinander abweichende Provinzen des westafrikanischen Waldgebietes aufzufassen. In den nördlichen Teilen des Togolandes macht sich in der Zusammensetzung der Tierwelt der Einfluß der Hochlandsteppen des Sudan bemerkbar; an der Küste und im Buschdickicht finden sich nur wenige größere Säugetiere.

Ein reicheres Tierleben beobachtet der Reisende erst im Berglande der Kolonie. Unter den Affen ist vor allem der Schimpanse hervorzuheben, der in Togo nicht selten sein soll. Auch verschiedene Seidenaffen sind hier heimisch; ebenso sind mehrere Meerkatzenarten für dieses Gebiet nachgewiesen. Felsige Gegenden des Landes bewohnt ein echter Pavian, während ein Ohrenäffchen in den Bäumen sein Spiel treibt. Flughunde und Fledermäuse, Flughörnchen und Eichhörnchen, Siebenschläfer, zahlreiche Ratten und Mäuse sind ebenfalls vertreten. Im Togohinterlande lebt ein dem europäischen Stachelschwein ähnliches Tier, auch verschiedene Arten von Spitzmäusen sind anzutreffen. Von größeren Raubtieren finden sich im Hinterlande vereinzelt Löwen, ferner Leopard, Serval, Ginsterkatze, Tigerkatze, Zibetkatze, gefleckte Hyäne und Schakal. Der Elefant wird in Togo an der Küste selten angetroffen, dagegen ist er weiter im Inneren häufiger. Er findet sich u. a. in Adeli, welches er bei eintretender Dürre verläßt, um sich dem feuchteren Boëm zuzuwenden. Flußpferde sind im Volta- und Otifluß nachgewiesen. Von Antilopen sind Schirr-, Streifen-, Pferde-, Kuh- und Schopfantilopen zu nennen. Mächtige Büffel durchwandern ebenfalls die Grasflächen. Auch die Vogelwelt ist zahlreich vertreten. Die Küsten-



Neger vor der Hütte Geister beschwörend.

zone sowie die Lagune beleben viele Wat- und Schwimmvögel, während Scharen von Tauben sich in den Pflanzungen und Turakos in den Galeriewäldern angesiedelt haben. Verschiedene Raubvögel, wie Kappengeier, Schopfadler, Habichte, Sperber und Milane, horsten im Gebirge, während das Bergland der Schildrabe bewohnt. Schließlich sei noch des großen Nashornvogels, der im Gebirgswald nistet, und eines grauen Uhus Erwähnung getan. Aus dem Reiche der Kriechtiere seien die, Flüsse und Lagune belebenden Krokodile nicht vergessen, sowie auch eine Anzahl Schlangenarten, unter denen sich verschiedene giftige, als die gefährlichste die Puffotter, befinden. Gänzlich unschädlich sind dagegen die großen Ochsenfrösche, welche das fischreiche Wasser bewohnen. Außerordentlich zahlreich ist das Heer der Insekten, unter denen Termiten, Wanderameisen, Wanderheuschrecken, Stechmücken und Sandflöhe besonders hervortreten. So pulsiert in allen Gegenden unserer Kolonie ein reiches Tierleben, das, entsprechend seiner Organisation, in pflanzlicher oder tierischer Nahrung seinen Unterhalt sucht.



Flußschnellen des Wuri.

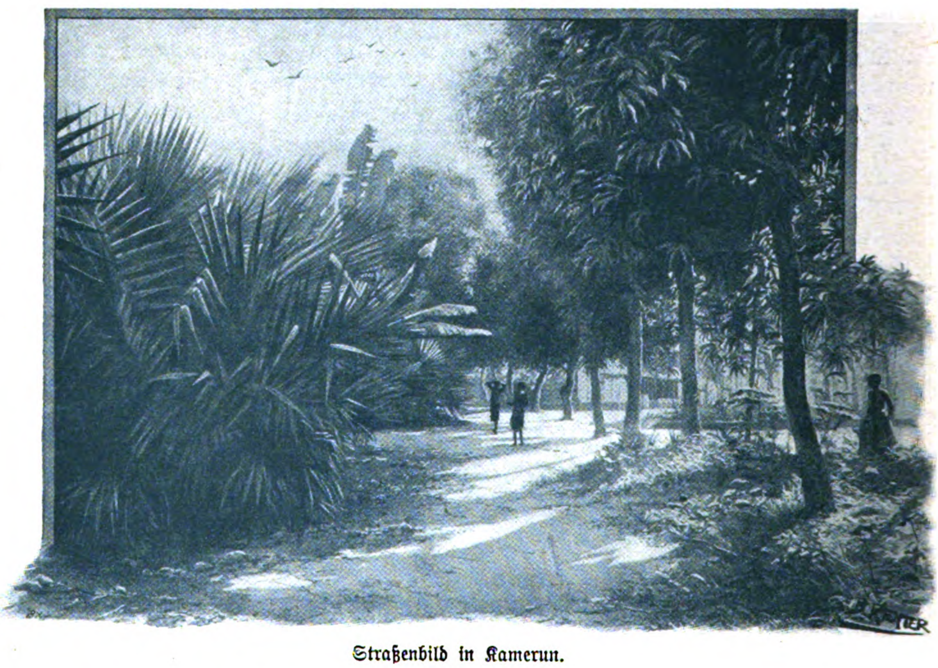
Nachdem wir so das Land Togos, sein Klima, seine Vegetation, seine Tierwelt kennen gelernt haben, treten wir an die interessante Frage heran: Wie ist hier der Mensch beschaffen und wie lebt er darin?

Zeigte sich schon bei der Tierwelt die Abhängigkeit von der Beschaffenheit der Gegend, so ist es erst recht bei dem Menschen nicht gleichgültig, ob er die Küstenniederung, die Savanne, oder die Gebirgslandschaft bewohnt: Tier und Mensch sind abhängig von der Natur der Außenwelt. Die Kulturhöhe eines Volkes ist nicht allein auf seine höhere oder geringere Begabung zurückzuführen, sie ist vielmehr auch beeinflußt von der äußeren Natur der Heimat. Es sind meist die am tiefsten stehenden Völker, denen Mutter Natur verschwenderisch ihre Gaben streut, ohne daß sie sich um ihre Existenz schwer zu mühen haben; es sind aber auch nicht die höchsten, denen der eisige Gürtel der Polaris das Leben sauer macht. Ist es dort der Überfluß, so ist es hier die Entbehrung, die der Entwickelung zu höherer Kultur einen Riegel vorschiebt. Die höchste Kulturstufe erringt sich der Mensch in der gemäßigten Zone. Aber selbst in den Tropen gibt es stellenweise große Kulturunterschiede, da hier die Existenzmöglichkeiten und die Voraussetzungen zur Kulturentfaltung oft sehr verschieden sind.

Die Negerbevölkerung der Küste Togos gehört zu dem Evhestamm, der sich von der Sklavenküste aus zwischen dem Volta- und dem Monofluß bis ungefähr zum 7. Grad nördlicher Breite erstreckt. Wir verdanken namentlich Heinrich Klose wichtige und interessante Forschungsergebnisse über die Bevölkerung Togos. Die Evheneger sind wohlgebildete Menschen, deren Männer schöne, schlanke Gestalten von mittlerer Größe erkennen lassen, während die Gestalt der Frauen etwas kleiner und schwächlicher erscheint. Da diesen Küstennegern die häßliche, plattgedrückte Nase und die aufgeworfenen Lippen der übrigen Neger fehlen, sind die Gesichter von einnehmenden Formen. Aller Wahrscheinlichkeit nach läßt sich dies auf den europäischen Einfluß zurückführen, den seinerzeit der Verkehr mit weißen Sklavenjägern bewirkte. Weiter nach innen zu verliert sich der europäische Gesichtstypus, und es tritt das Negerartige in den Vordergrund. Die Farbe der Haut ist im allgemeinen tiefschwarz, obwohl braune und heller gefärbte Individuen nicht selten vorkommen. Als Stammeszeichen findet sich bei beiden Geschlechtern die Sitte, sich aus den oberen mittleren Schneidezähnen ein klei-

nes Dreieck auszufeilen. Die Mädchen und Frauen finden es schön, lang herabfallende Brüste zu besitzen; aus dem Grunde pressen sie sich vermittels eines Tuches die Brüste herunter. Die bei vielen afrikanischen Völkern ausgeübte Narbenzeichnung steht auch bei den Evhenegern in Gebrauch. Hier sind die Frauen das bevorzugte Geschlecht, indem sie auf Stirn und Backen je drei Einschnitte als Stammeszeichen erhalten. Die Männer tragen meist gar kein solches Abzeichen. Bei der Geburt eines Kindes sind verschiedene alte Ceremonien gebräuchlich. Besonders hervorzuheben ist die Sitte des männlichen Wochenbettes, die sich auch bei verschiedenen anderen Naturvölkern nachweisen läßt.

Die Zahl der Frauen richtet sich nach den Vermögensverhältnissen des Mannes; gewöhnlich ist die jüngere die Lieblingsfrau, die über die anderen die Herrschaft führt. Das Kind wird mehrere Jahre hindurch von der Mutterbrust ernährt. Die Frau ist nach Auffassung der Evheneger das Besitztum des Mannes, über das er frei verfügen kann; er kann sie ihren Eltern zurücksenden oder aber auch zu seinen Gunsten veräußern. Bei Ehebruch entscheidet entweder der Häuptling oder der Giftbecher über die Unschuld der Frau. Eine große Kinderzahl kommt den Ehemännern erwünscht, da die Ausdehnung des Ackerlandes eine große Anzahl von Arbeitskräften erfordert. Aus diesem Grunde werden sogar uneheliche Kinder als eigene betrachtet. Sauberkeit ist eine Tugend, die bei den Evhenegern in großem Ansehen steht: die Frauen reiben sich mit Vorliebe ihren Körper mit Fett ein; außerdem sind bei ihnen verschiedene Pomaden und wohlriechende Parfumerien für die Pflege des Haares beliebt. Die Kleidung besteht aus einem großen Umlegetuch, unter welchem die Frauen an einer Hüftschnur ein kleines Schamtuch tragen. Die Mädchen und jungen Männer verzichten auf das Tragen des großen Umlegetuches, die Kinder gehen gänzlich unbekleidet. Als Kopfbedeckungen stehen bei Mädchen und Frauen für Feierlichkeiten farbige Tücher in Gebrauch. Heute haben jedoch europäische Kleidungsstücke schon vielfach die ursprünglichen verdrängt.



Straßenbild in Kamerun.

Große Geschicklichkeit bekunden die Neger beim Bau der viereckig geformten Behausungen. Die mit Giebeldach versehenen, fünf bis sechs Meter langen Hütten enthalten ein aus



Uferlandschaft am Kamerunfluss. Aquarelle von Dr. A. Sokolowsky.



Faktoreien der Viktoria-Pflanzungsgesellschaft.

Pfeilern und doppelten Querleisten versehenes Gerüst, das mit Lehm ausgefüllt wird. Fenster und Läden sind unbekannt, die Tür ist Lichteinlaß und Tor zugleich. Um den Eintritt frischer Luft zu ermöglichen, wird der Raum zwischen Dach und Giebel nicht ausgefüllt.

Die Evheneger sind sehr geschickte Schmiede; an der Küste finden sich vielfach sogar Goldschmiede, die das aus dem Inneren stammende Gold zu allerlei Schmuckartikeln, namentlich zu Ringen, verarbeiten. Auch Weberei und Spinnerei werden mit Geschick betrieben, namentlich werden vortreffliche Hängematten auf diese Weise hergestellt. In der Töpferei sind die Eingeborenen auch nicht ungeschickt, obwohl ihnen die Drehscheibe unbekannt geblieben ist. Eine Anzahl von Hausgeräten werden aus Holz geschnitzt, namentlich sind auf diese Weise hergestellte Sitzbänke, Schalen, Löffel usw. in Gebrauch. Kalabassenkürbisse werden als Gefäße, flach ausgeschnittene Kürbisse als allerlei Schalen verwandt, die nicht selten mit verschiedenen eingravierten Figuren von Menschen und Tieren geschmückt sind. Außerdem verstehen die Neger aus langen Rohrgräsern und aus Palmblättern Körbe, Matten und andere Gebrauchsgegenstände zu flechten.

Aber auch der Ackerbau steht bei den Evhenegern in sorgfältiger Pflege, namentlich lassen sie sich den Anbau von Reis, Mais und Yams sehr angelegen sein, wobei ihnen der fruchtbare Boden des Landes nicht wenig zu statten kommt. Die Viehzucht erreicht dagegen nicht die Höhe des Ackerbaues. Eine besondere Begabung zeigen diese Eingeborenen für den Handel, selbst die Frauen beteiligen sich daran. Die Evheneger vermitteln den Handelsverkehr von der Küste mit den Gebirgsstämmen. Auch Jagd und Fischerei sind ihnen nicht fremd.

Die Evhereligion setzt sich aus einem Götzen- und Fetischkultus zusammen, doch lassen sich auch verschiedene Züge nachweisen, die auf die Verehrung eines höheren Wesens hindeuten. An der Küste herrscht der Kultus des Gottes Yewe, der den Menschen erschaffen haben soll. Weiter im Inneren, namentlich in den Gebirgsgegenden, ist eine alte Religion mit Göttern und Gottheiten verbreitet. Hier wird als der mächtige Erschaffer der Erde und des Menschen der Gott Mawu gedacht, dem ein ganzes Heer von Untergöttern dienstbar ist. Die Untergötter sind es, denen die Eingeborenen Opfer darbringen, um sie zu versöhnen und die Erfüllung von Wünschen von ihnen zu er-

reichen. Die in Dörfern und am Wege aufgestellten Fetische sind solche Opfer, die als Symbole der Götter dienen. Sie werden nicht verehrt, sondern gelten nur als symbolische Spenden. Über diesen Fetischkultus wacht ein Heer von Priestern, das durch zahlreiche Ceremonien und durch Gottesurteile vermittels des Giftbechers das Volk knechtet. Auch ein religiöser Geheimbund ist damit verknüpft, der durch die selbstsüchtigen Priester im Volke viel Unheil stiftet.



Edea-Fälle.

Im Hinterlande von Togo ziehen als ein besonders interessantes Volk die Bewohner von Kratyi unsere Aufmerksamkeit auf sich. Kratyi ist der Sitz des einheimischen Königs, sowie des Fetischpriesters des Gottes Odente. Die Karawanen müssen vor der Stadt Halt machen, da der Fetisch Pferden und Eseln den Eintritt in die geheiligte Stätte verbietet. Man hält hier große Paviane und andere Affen, die dem Gotte geheiligt sind. Die Leute von Kratyi sind als fanatische Heiden ganz der Macht der Priester unterworfen; der Oberpriester bemeistert sogar den König. In den Dörfern des Odentekultus sind Altäre aufgestellt, die vom Blute der geopferten Tiere triefen. Bei Errichtung eines solchen Altares soll über das Fundament Menschenblut geflossen sein. Die Kratyileute sind mit den Aschanti verwandt. Ihre Körpermaße sind kleiner als die der Küstenneger und der Gebirgsstämme. Die Frauen tragen bei ihnen als Schmuck kreuzweise gestellte Einschnitte auf den Backen, ferner feilen sich die Männer und Weiber gleich den Evhenegern ein Dreieck zwischen den mittleren oberen Schneidezähnen aus. Als Kleidung wird von beiden Geschlechtern ein Schamtuch getragen, über das die Frauen gewöhnlich noch ein kleines Hüfttuch legen. Das bei den Evhe gebräuchliche Umlegetuch wird hier nur selten angetroffen. Bei diesen Eingeborenen sind die Hütten rund und besitzen ein Kegeldach, selten sind sie quadratisch. Die Mauer der Hütte wird auf einem Steinring als Fundament aus Lehm aufgeführt, den man mit Vorliebe den Termitenhaufen entnimmt. Die Böden der Hütten stampfen Evheneger und Kratyileute aus Lehm zu einer Tenne fest. Auch diese Negerbevölkerung nährt sich vorwiegend vom Ackerbau, neben welchem Jagd und Fischerei betrieben werden. In Weberei, Flechterei und in anderen Hausindustrien wird wenig geleistet. Die Kratyileute sind dagegen vorwiegend Händler, die die großen Städte Kete und Kratyi mit Vieh und Lebensmitteln versorgen. Da sie zur Bewirtschaftung ihrer Felder viel Arbeitskraft bedürfen, findet sich bei ihnen ausgedehnt Haussklaverei. Doch ist das Los der Sklaven nicht schlecht; sie leben in eigenen Hütten und bearbeiten frei die ihnen angewiesenen Felder.

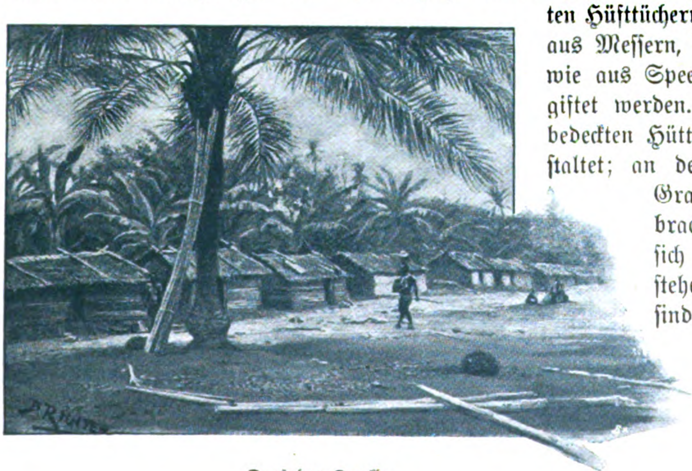
In ihren Sitten und Gebräuchen nähern sich die Kratyileute sehr den Evhenegern. Die große Handelsstadt Kete ist der hauptsächlichste Sitz der in der Togokolonie bis zur Küste vorgedrungenen mohammedanischen Haussa. Ihre Hautfarbe ist ebenholzschwarz, in der Gesichtsbildung verrät sich aber entschieden hamitische Blutbeimischung. Als Tätowierung tragen die Männer Längs-

striche, die sich von der Schläfe bis zum Mundwinkel ausdehnen. Von den fast nackt einhergehenden Eingeborenen unterscheiden sich die Haussa vorteilhaft durch aus Toben, Hemden und Hosen bestehende Bekleidung. Die Frauenbekleidung setzt sich aus einem blauen Hemd und einem ebenso gefärbten Umschlagetuch zusammen. Als Schmuckgegenstände sind Ringe und Armspangen aus Messing oder Silber in Gebrauch. Die Haussa sind vortreffliche Handelsleute, sowie auch teilweise geschickte Schmiede und Mattenflechter.



Negerhütte am Waldessaum.

Es würde zu weit führen, wollte ich mich in eine eingehende Schilderung der verschiedenen Stämme des Hinterlandes Togos hier einlassen, ich beschränke mich daher auf die Schilderung des hochinteressanten Bassarivolkes. Die Bassari sind schön gebaute, kräftige und beträchtlich große Menschen, deren Gesichtsbildung sich durch aufgeworfene Lippen und durch eine breite Nase auszeichnet. Bei den Männern findet sich nicht selten ein geringer Bartwuchs. Als Stammesabzeichen sind bei den Bassarileuten je ein Querschnitt über und parallel der Nasenlippenfalte gebräuchlich; ferner stehen bei ihnen auf den Backen vier Querstreifen von der Schläfe bis zu den Mundwinkeln. Bei den Frauen lassen sich außerdem noch verschiedene Tätowierungsnarben als Schmuck nachweisen. Besondere Sorgfalt widmen die Bassari der Kopftracht. Vielfach ist das Kopfhaar bis auf einen Haarkreis auf der Haarwirbelgegend oder bis auf einen Haarkamm längs der Kopfnaht reduziert. Junge Mädchen scheiteln das Haar an den Schläfen und flechten sich diese Haarpartien in drei Zöpfchen. Da die Bassari die Weberei nicht kennen, ist die Bekleidung sehr primitiv; sie besteht meist aus Tierfellen, die als Hüftschurze verwandt werden. Als Schmuckgegenstände sind bei den Männern am Oberarm eiserne Ringe nicht selten. Die Frauen kleiden sich meist mit ungefärbten, erhandelten Hüfttüchern. Ihre Waffen bestehen aus Messern, Pfeilen und Bogen, sowie aus Speeren, deren Spitzen vergiftet werden. Die mit Grasdächern bedeckten Hütten sind kegelförmig gestaltet; an deren Außenwänden sind Graffito-Ornamente angebracht, die aus kreuzweise sich schneidenden Linien bestehen. Die Eingeborenen sind ihrer Religion nach Heiden, die dem Fetischismus huldigen. Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang sind auch ihre Erwerbsquellen.



Dorf der Dualla.

Gezüchtet werden Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, die Äcker werden hier ebenfalls von Sklaven besorgt. Hirtendienste werden häufig von Fulbeleuten geleistet, die aus den Fulbestaaten in unsere Kolonie eingedrungen sind. Über Schuld oder Unschuld Angeklagter müssen auch hier häufig Gottesurteile durch Giftbecher entscheiden.

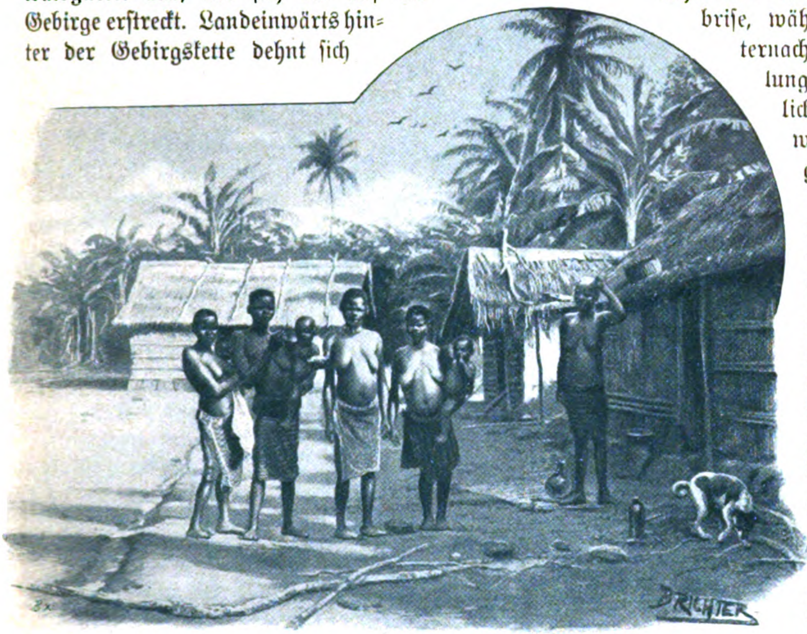
Es geht aus der gesamten Schilderung hervor, daß ein reiches Völkerleben in Togo pulsiert, von dem sich im allgemeinen sagen läßt, daß sich die Küstenbevölkerung kultivierter und friedliebender zeigt als die kriegerisch beanlagten Gebirgsbewohner. Von Norden her dringt die Lehre Mohammeds ins Land, eine für uns Deutsche zur Wachsamkeit mahnende Tatsache.

Kamerun ist die drittgrößte unserer deutschen Erwerbungen und liegt, eingeschlossen von britischem und französischem Gebiet, im innersten Winkel des Meerbusens von Guinea. Die Natur des Landes zeigt in vieler Hinsicht Übereinstimmung mit den Verhältnissen Togos, doch machen sich auch verschiedene charakteristische Abweichungen geltend. Der Strand ist gleich dem Togos flach, wird aber von sumpfigem Schwemmland eingefaßt, auf das ein Mangrovedickicht folgt. Dies dringt sogar noch in den Lauf der Flüsse ein, soweit sich Brackwasser vorfindet. Die Brandung ist namentlich im südlichen Gebiete sehr stark, wodurch sich hier eine zunehmende Versandung geltend macht. Die gesamte Küstenlinie zeigt mit Ausnahme der Einmündungsstellen der Flüsse in den Atlantischen Ozean nur wenig Gliederung. Am tiefsten schneidet das mächtige Kamerunästuarium in die Küste ein, ein Ausschnitt von der Form eines fünfspitzigen Ahornblattes, in welchem die Flüsse Mungo, Abo, Wuri, Dibamba und Kwakwa ins Meer münden. Diese Flüsse werden durch tiefe, vielfach gewundene Kricks miteinander verbunden. Ein anderer mächtiger Strom ist der Rio-del-Rey, der ebenfalls mit einem Ästuarium in das Meer mündet. Zwischen den beiden Ästuarien erhebt sich das groteske Massiv des Kamerunberges, dessen Ursprung auf vulkanische Ursachen zurückzuführen ist. Der aus Basalt zusammengesetzte Gebirgsstock erreicht die gewaltige Höhe von viertausend Metern und ist bis zu einer Höhe von zweitausend Metern mit Wald bedeckt; seine tiefer gelegenen Schichten sind wegen der dort herrschenden guten Bewässerung und ihres fetten Bodens halber äußerst fruchtbar. Der unsern gelegene kleine Kamerun-



Ein Schauri (Dorfberatung) in Kamerun.

berg erreicht eine Höhe von siebzehnhundert Metern und fällt steil zum Meere ab. Gleich hinter der Küste breitet sich ein dichter Urwaldgürtel aus, der sich bis auf das Gebirge erstreckt. Landeinwärts hinter der Gebirgskette dehnt sich ein gewaltiges Hochland aus, das zu einer Höhe von achthundert Metern emporsteigt und nach der Küste zu in zwei Stufen abfällt, wodurch bei den abstürzenden Flüssen Wasserfälle gebildet werden.



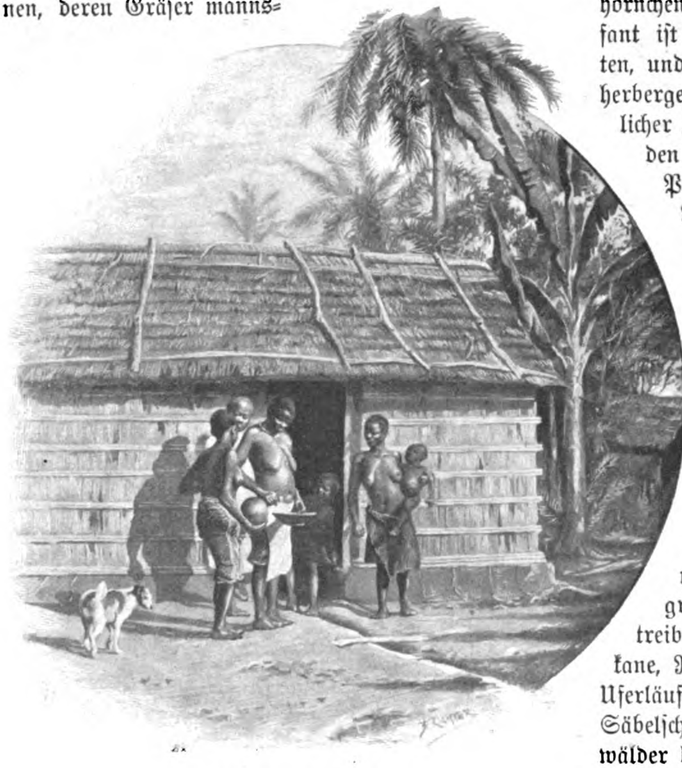
Frauen und Kinder auf dem Dorfplatze.

Der größte Strom Kameruns ist der Sanaga, der durch den breiten Kwakwafluß mit dem Kamerunästuarium in Verbindung steht. Im Laufe des Sannaga befinden sich die Edea- und Herbertfälle, die ein weiteres Vordringen von Schiffen unmöglich machen. Am Nordufer des Kamerungebirges liegen einige kleine Seen: der Elefantensee, der Cotta- und der Sodensee, die ihre Entstehung vulkanischen Vorgängen verdanken.

Auch das Klima Kameruns ist echt tropisch. Namentlich herrscht in der Küstenniederung das ganze Jahr hindurch eine hohe und feuchte Temperatur. Als mittlere Jahrestemperatur werden 25,4 Grad C. angegeben. Die höher gelegenen Stationen Busa, Barombi, Baliburg und Jaunde sind entsprechend ihrer Höhenlage wärmer temperiert. Der klimatische Unterschied zwischen dem wärmsten Monat, dem Februar mit 27 Grad C., und dem kältesten Monat, dem Juli mit 24 Grad C., beträgt nur 3 Grad C. Die Küstenregion steht auch hier unter dem kühlenden Einfluß der Seebrise, während um Mitternacht die Abkühlung durch eine östliche Landbrise bewirkt wird. Regen fällt an der Küste weit bedeutender als im Innern. Infolge des im allgemeinen nicht geringen Niederschlages ist der Unterschied zwischen Trokken- und Regenperiode weniger schroff ausgeprägt; an der Küste sind Gewitter mit Regengüssen zahlreich, nach dem Inneren verlieren sie sich mehr und mehr. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind an der Küste leider sehr ungünstig: Malaria und Schwarzwasserfieber treten auch hier oft als gefürchtete Gäste auf. In den Höhenlagen ändern sich diese Übelstände vorteilhaft, aus welchem Grunde die höher gelegenen Stationen als Erholungsaufenthaltsorte für Genesende dienen.

Der größte Teil der Küstenniederung, sowie des Berglandes ist mit dichtem Wald bedeckt, aus welchem Kokos- und Raphiapalmen ihre Häupter erheben. Der Waldbestand setzt sich vor allem aus mächtigen Wollbäumen, Brotfruchtbäumen, Pandanus, Rot- und Ebenholzbäumen, wilden Kaffeebäumen, Baumfarnen und anderen Gewächsen zusammen; zahlreiche Lianen und Schlingpflanzen klettern dazwischen. Von diesen liefert die Landolphialiane, sowie eine Fikusart den wertvollen Kautschuk. Fächer- und Ölpalmen stehen oft zu ganzen Waldungen angehäuft. Auf der Höhe des Berglandes des Inneren verliert sich der Urwald allmählich in Parklandschaft, die sich wiederum in Grasfluren

auflöst; auf diesen sind hier und dort Fächerpalmen oder kleine verkrüppelte Bäumchen zerstreut. Die Grassavannen, deren Gräser manns-



Familienscene vor der Hütte.

hoch werden können, erstrecken sich bis nach Adamaua hin, wo vereinzelt Laubbäume auftreten, die aus dem Grasmeer wie Inseln hervorragen. Der Baumbestand setzt sich aus Akazien, Tamarinden, Affenbrotbäumen, Schibutterbäumen, Mimosen und anderen Dorngewächsen zusammen, zwischen denen sich Dum- und Delebpalmen befinden. In Bezug auf die Tierwelt ist auch hier wie in Togo die Küstenniederung wenig von Säugern belebt. Außer dem auch in Togo vorkommenden Schimpansen, außer Meerkatzen, Pavianen, Colobus-Arten, sowie den Halbaffen Potto und Galago lebt hier auch der Gorilla, von dem einzelne Exemplare eine gewaltige Größe erreichen. Von Raubtieren sind Leoparden, Servale, Tigerkatzen, Zibet- und Ginsterkatzen und Mangusten zu nennen. Schakale durcheilen die Savannen des Ostens, während Löwen und gestreifte Hyänen im Norden des Schutzgebietes nachgewiesen wurden. Von Nagern sind Stachelschwein, Quastenstachler, Bohrratten, Siebenschläfer und Eichhörnchen aufzuführen. Der Elefant ist im Hinterland nicht selten, und die größeren Flüsse beherbergen Nilpferde in beträchtlicher Zahl. Sumpfige Gegenden der Küste bevorzugt das Pinselohrschwein. Unter den Büffeln ist besonders der Rotbüffel erwähnenswert. Auf den Savannen werden mehrere größere Antilopenarten angetroffen, während das Buschdickicht von der zierlichen Zwergantilope bewohnt wird. Groß ist das Heer der Wat- und Schwimmvögel, die namentlich in den Mangrove-Sümpfen ihr Wesen treiben. Darunter sind Pelikane, Regenpfeifer, Wasser- und Uferläufer, Schlangenhalsvögel, Säbelschnäbler u. a. m. Die Küstenwälder beleben namentlich Graupapagei, Stahlflecktauben, Sporenkuckuck und andere Vogelarten. Im Buschwald finden sich unter anderem Bülbüls, Webervögel und Helmvögel. Die Vogelfauna der Savannenlandschaft wird besonders durch Perl- und Frankolinhuhn charakterisiert. Unter den Schlangenarten sind verschiedene Giftschlangen vorhanden, namentlich ist die Hornviper gefürchtet. Aus der Ordnung der Eidechsen sind Chamäleonarten und Agamen hervorzuheben; Schildkröten, Kröten und Frösche sind in allen Gebieten der Kolonie heimisch. Auch hier ist das Heer der Insekten ein außerordentlich artenreiches: Termiten, Ameisen, Stechmücken, Sandfliegen und Sandflöhe spielen unter ihnen auch in Kamerun die Hauptrolle.

Die eingeborene Bevölkerung Kameruns teilt sich in zwei große Hauptgruppen. Es sind dies die Bantuneger, die zwischen der Küste und dem inneren Randgebirge wohnen, und die Sudanneger, deren Heimgebiete sich in Adamaua und auf dem Hochlande

befinden. Außerdem treten hier noch hamitische, eingewanderte Elemente hinzu. Um das Kamerunästuarium, sowie am Unterlauf der diesem zuströmenden Flüsse liegen die umfangreichen Dörfer der Dualla, eines Händlervolkes, das den Handelsverkehr der Europäer mit den Eingeborenen des Hinterlandes vermittelt. Ihre Hautfarbe wechselt zwischen einem hellen, ledergelben und einem dunkeln, schokoladefarbenen Braun. Die Dualla sind kräftige, kriegerisch beanlagte Menschen, die mit besonderer Begabung der Schiffahrt zugetan sind. Sie kleiden sich in Lendentücher und bedecken bei Regenwetter das Haupt mit einem Hut aus Palmblättern. Als Stammesabzeichen werden vielfach auf Brust und Armen Hautnarben getragen, Gesicht und Bauch werden dagegen selten auf diese Weise verschönert. Als Schmuckgegenstände sind Elfenbeinringe und Perlketten in Gebrauch. Die Weiber durchbohren ihre Ohrläppchen und Nasen, um in die Öffnungen Holzpflöcke und Blätterrollen hineinzustecken. Ihre Hütten, meistens viereckig und mit Giebeldächern bedeckt,



Bei häuslicher Arbeit.

sind für gewöhnlich in mehrere Abteilungen gesondert und mit europäischem Hausrat angefüllt. Auch hier herrscht Vielweiberei je nach den Vermögensverhältnissen des Mannes, namentlich haben die Häuptlinge oft zahlreiche Weiber. Obwohl der Mann die Frau nach seinem Willen verhandeln kann, ist dennoch die Stellung der letzteren nicht niedrig zu nennen, da sie im Hause nach ihrem Gutdünken schalten und walten kann. Ärmere Familienväter verwenden die Frau zur Feldarbeit, wohlhabendere halten dagegen eine größere Anzahl von in eigenen Behausungen wohnenden Sklaven. Obwohl die Dualla nicht ungeschickt im Schmiedehandwerk sind und auch in Holzschnitzereien Begabung verraten, vernachlässigen sie doch die Gewerbetätigkeit aus Interesse für den Handel. Für kommerzielle Zwecke unternehmen sie oft große Geschäftsreisen ins Innere. Unter den Holzschnitzereien sind besonders ihre Bootschnäbel bemerkenswert, die aus phantastisch gestalteten Tier- und Menschenfiguren mit ornamentalem Beiwerk bestehen und wodurch sie mit den Booten bei ihren Wettfahrten paradieren.

Die Dualla sind äußerst intelligente und sprachbegabte Menschen, die sich der Civilisation leicht zugänglich zeigen. Vor kurzer Zeit besuchten drei ihrer Oberhäuptlinge, Akwa, Manga-Bell und Deido, Deutschland, um in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete des Volkes mit der Regierung zu verhandeln und das deutsche Mutterland mit eigenen Augen kennen zu lernen. Schreiber dieses, dem die Aufgabe zufiel, sie mit ihrem Gefolge im Zoologischen Garten und im Kolonialmuseum zu Berlin umherzuführen, hatte Gelegenheit, das vielseitige Interesse, die Würde, das Selbstbewußtsein und die Intelligenz der alten Herren kennen und schätzen zu lernen. Als Nahrung genießen die Dualla wenig Fleischkost, um

so lieber werden Fische gegessen. Die hauptsächlichsten Lebensmittel bilden Bananen, Yams, Koko, süße Kartoffeln, Erdnüsse, Mais; ihre Zubereitung geschieht durch Kochen mit Palmöl, das auch als Getränk benutzt wird. In ihren religiösen Anschauungen — auch Geheimbünde finden sich bei ihnen — unterscheiden sich diese Neger nicht viel von den Evhe Togos, obwohl Priester hier gänzlich unbekannt sind. Für den Kulturzustand der Dualla, wie auch der Evhe Togos, ist der Besitz von Sprachtrommeln erwähnenswert. Es sind dies ausgehöhlte Baumklötze mit verschieden dicken Wandungen, die mit zwei Schlegeln geschlagen werden. Vermittels dieser „Trommeltelegraphie“ verständigen sich die Eingeborenen auf weite Entfernungen hin.



Warenlager der Dualla.

Am Südabhange des Kamerungebirges wohnen die Bakwiri, Busch- und Bergbewohner, die sich hauptsächlich von Jagd und Viehzucht nähren. Die Stämme der Mungo, Abo, Wuri, Dibomba und Lungasis haben an den Kamerunflüssen ihre Wohnsitze, während am Sannaga die Malimba, Bakoho und Edealeute, am Mungo die Batom und Mabum zu finden sind. Hinter diesen sitzen die Banyang, als fleißige Ackerbauer bekannt. Das Grasland wird endlich von den Bali bewohnt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf eine Schilderung dieser Stämme eingehen, ich will nur hervorheben, daß es sich hierbei um Bantustämme handelt, die als hervorstechende Körpermerkmale vorstehende Backenknochen, wulstige Lippen und lange Gliedmaßen besitzen. Ihre Wohnungen bestehen aus viereckigen Lehmhütten mit Schilf- oder Palmblätterdächern. In dieses Völkergewirr sind erst in jüngster Zeit von Norden her Sudanneger gedrungen, die sich im Savannengebiet des Nordens und Ostens der Kolonie ausgebreitet haben. Diese ackerbautreibenden Negervölker besitzen schlanke, sehnige Gestalt und einnehmende Gesichtszüge. Sie bauen hauptsächlich Negerhirse, Erdnüsse, Knollengewächse, Baumwolle und Indigo. Im Gegensatz zu den heidnischen Negerstämmen handelt es sich hier um Mohammedaner. Die herrschende Klasse dieser vor wenigen Jahren eingewanderten Fremdlinge sind Fulbe, welche mächtige Staaten ins Leben gerufen haben. Unter diesen ist Adamaua der hervorragendste. Seinen Sitz hat der Sultan von Adamaua in Yola, doch ist er dem Großsultan der Haussastaaten in Sokoto tributpflichtig.



Siesta vor der Hütte.

Am Schlusse meiner Schilderung des Völkerlebens Kameruns möchte ich auch Völkerelemente nicht vergessen, die nach den neue-

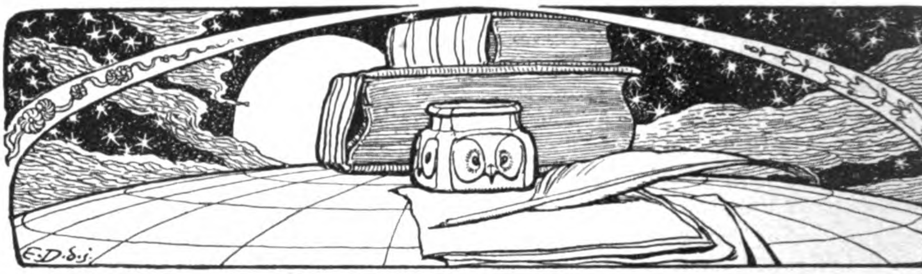
sten Anschauungen als degenerierte Überreste einer früheren Urbevölkerung Afrikas aufgefaßt werden. Diese als Zwergvölker bezeichneten Menschen hausen im Waldgebiet des dunklen Erdteils in Stämmen zerstreut und suchen ihren Unterhalt fast ausschließlich in der Jagd. Als Waffen führen die kleingebauten, scheuen und unsteten Wilden Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen; Speere werden selten beobachtet. Ihr Aufenthalt ist der Wald, wo sie aus Zweigen und Laub sich halbkugelig geformte Wohnungen zurechtbauen.

Die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Zwergvölker zeigen auffallende Ähnlichkeit mit denen der Buschmänner. Da sie ein unstetes Jägerleben führen, verharrt ihr Kulturzustand auf ganz niedriger Stufe. Als Haustiere werden meist nur Hunde, selten Hühner gehalten. Für Kamerun wurden solche Zwergvölker im westlichen Urwaldgürtel, im Ngumba-, Bakoko- und Buligebiete nachgewiesen. Die Körpergröße der als Bakelli benannten Eingeborenen beträgt 1,45 bis 1,60 Meter. Von den umwohnenden Stämmen werden die sich absondernden Zwerge verachtet und kaum als Menschen angesehen. Die Bakelli sollen eifrige Gummisammler und geschickte Jäger sein.

Überblicken wir schließlich unsere beiden geschilderten Schutzgebiete mit ihrem reich gegliederten Völkerleben, so ergibt sich für uns, daß es zwei Kleinodien in der Reichskrone wenn nicht sind, so doch werden können. Und es ist wohl „des Schweißes der Edlen wert", sie zu erhalten, auszubauen, nutzbar zu machen und die Eingeborenen herauszureißen aus der Barbarei, um aus ihnen brauchbare, nützliche und gesittete Menschen zu machen.



Marktweiber.



Literarische Rundschau

Lebensbilder und Denkwürdigkeiten aus Geschichte, Literatur und Wissenschaft

Die von Georg Steinhausen herausgegebenen **Monographien zur deutschen Kulturgeschichte,** deren illustrativer Ausstattung ihr feinsinniger Verleger Eugen Diederichs in Leipzig seine besondere Sorgfalt und Freigebigkeit zu teil werden läßt, sind um einen neuen Band vermehrt worden: den Monographien über den deutschen Soldaten, Kaufmann, Arzt, Richter, Bauern, Gelehrten, Lehrer, Handwerker und über das Kinderleben haben sich die **Fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit** an die Seite gestellt (mit 122 Abbildungen und Beilagen nach Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert; geh. 4 Mk., geb. Mk. 5.50). Auch dieser Band ist aus der Schatzkammer unserer deutschen Vergangenheit, aus Nürnberg, hervorgegangen; ein Gelehrter des Germanischen Museums, Theodor Hampe, hat ihn bearbeitet. Eine eigentliche historische Entwickelung war hier wohl nicht zu geben, der Stoff zerfällt seiner Natur nach vielmehr in einzelne kulturhistorische Bilder, die aber nur um so bunter und lebendiger hervortreten, um von den merkwürdigen Kuriositäten des Spielmann-, Gaukler-, Gauner- und Bettlerwesens vergangener Zeiten zu zeugen.

Franz Kuglers **Geschichte Friedrichs des Großen,** die, von der neueren Forschung überholt (namentlich durch Reinhold Kosers Schriften), ihrer im besten Sinne volkstümlichen Darstellung wegen doch nie ganz veralten kann, hat Dr. Max Mendheim mit zahlreichen teils erläuternden, teils biographischen Anmerkungen neu herausgegeben. Eine biographisch-kritische Einleitung zeigt sich auch gegen die Schwächen des Werkes nicht blind, hebt aber mit Recht die Lebendigkeit und Wärme der Schilderung hervor, mit der sich das Buch auch in Zukunft vornehmlich in die Herzen der Jugend schmeicheln wird, zumal in dieser Ausgabe, die, in Reclams Universalbibliothek erschienen, für den billigen Preis von 1 Mk. (geb. Mk. 1.50) zu haben ist. — Einen wichtigen Sonderbeitrag zur Fridericianischen Geschichte haben wir in dem Buche **Friedrich der Große als Kronprinz im Briefwechsel mit Voltaire,** das Heinrich Hersch deutsch bearbeitet und mit Vorwort und historisch-biographischen Erläuterungen begleitet hat. Es ist in der bekannten Hendelschen Bibliothek der Gesamtliteratur erschienen und also zu sehr wohlfeilem Preise zu haben (mit einem Jugendbildnis Friedrichs; Halle, Otto Hendel). — Von **Eduard Vehses Illustrierter Geschichte des preußischen Hofes bis zum Tode Kaiser Wilhelms I.** (Stuttgart, Frankhsche Verlagshandlung) ist nunmehr auch der zweite, abschließende Band erschienen. Unsere vorjährige Besprechung des ersten können wir hier dem Sinne nach nur wiederholen. Es ist manches in dem Werke, was vor einer strengen wissenschaftlichen Kritik, vielleicht auch vor einem verfeinerten Geschmack nicht standhält; aber „Historie" im höchsten Sinne des Wortes gedachte der Verfasser auch gar nicht zu schreiben. Vielmehr war es seine Hauptabsicht, die preußischen Hof- und Adelszustände „aus Charakteren und Staatsgründen" zu erklären. Daher sind besonders solche Schriften zu Rate gezogen, welche die „geheimen" Triebfedern der Begebenheiten mit ihren Folgen enthüllen, wie sich denn auch viele gleichzeitige Berichte ihrem Wortlaute nach in umfangreichen Citaten verwertet finden. Die Stimmung der Zeiten und Menschen wird dadurch am unmittelbarsten gekennzeichnet; die Erzählung selbst gewinnt durch diese Methode romanhafte Momente, die für reichliche Unterhaltung sorgen. Vehses Buch genießt daher mit Recht den Ruhm, eine unerschöpfliche Fundgrube von Geschichten zu sein, die die Interna der hohen und höchsten Herrschaften ans Licht ziehen. Leute — sagten wir damals und sagen wir heute wieder —, die sich ein Theaterstück lieber aus den Coulissen als vom Zuschauerraum aus ansehen, werden ihre helle Freude daran haben. Doch muß hervorgehoben werden, daß der zweite Band in der Geschichtsauffassung ein gut Teil höher steht als der erste, schon dadurch,

daß er von der bloßen Schilderung preußischer Hofpolitik auf die geschichtliche Darstellung allgemeiner preußischer und deutscher Zustände übergreift. Überall fühlt man die ehrliche Absicht des Verfassers, nur Verbürgtes und Wahres zu berichten, den Klatsch, wo er aus irgend einem Grunde nicht übergangen werden kann, auch als solchen zu kennzeichnen. Die illustrativen Beigaben des Buches — Hunderte an der Zahl — bringen mancherlei Unbekanntes und ausnahmslos nur Authentisches (Stiche, Urkunden, Bildnisse, Handschriften usw.).

Aus der Geschichte der napoleonischen Zeit verdienen zwei Schriften von Freiherrn Binder von Krieglstein hervorgehoben zu werden. Sein Lebensbild **Ferdinand von Schill** (Berlin, Vossische Buchhandlung; Militärverlag; geh. Mk. 6.50, geb. 8 Mk.) führt uns lebendig und packend, zuweilen sogar schonungslos in die Zustände des altpreußischen Heerwesens ein und läßt von diesem Hintergrunde sich das deshalb keineswegs idealisierte Bild des kühnen Reiterführers abheben. Das Geheime Archiv des königl. Kriegsministeriums, des Geheimen Staatsarchivs, des Staatsarchivs zu Stettin, des Ratsarchivs zu Stralsund und mancherlei persönliche Informationen haben dem Verfasser neuen aufschlußreichen Stoff an die Hand gegeben. So soll hervorgehoben werden, daß das Werk zum erstenmal die bisher unbekannt gebliebenen Briefe und Berichte Schills an Friedrich Wilhelm III., sowie des Königs Antworten bringt. Zudem sind die sämtlichen Gefechtsfelder Schills (1806/7 und 1809) vom Verfasser bereist und besichtigt, wovon die zahlreich beigefügten Karten und Pläne belehrendes Zeugnis ablegen. Auch die Abbildungen, darunter außer dem Porträt Schills eine Heliogravüre nach dem Gemälde von A. Hering „Schillscher Offiziere Heldentod bei Wesel", werden interessieren. — Ein Blatt napoleonischer und habsburgischer Kriegsgeschichte liefert desselben Verfassers Schrift **Regensburg 1809** (ebenda; geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.). Sie zeigt, daß es 1809 nicht allein dem Erzherzog Karl zuzuschreiben war, wenn es trotz günstiger politischer und militärischer Lage nicht gelang, den großen Schlachtenkaiser niederzuzwingen; in Wahrheit trugen neben dem Feldherrn doch auch Staat und Heer nicht geringe Schuld am Mißerfolge. Napoleon dagegen war in diesem Kriege fast alles; wenn Frankreich 1809 noch gesiegt hat, so lag das fast allein am Kaiser. Immerhin zeigt eine genauere Prüfung wie diese, daß das Verdienst Napoleons doch vielfach noch übertrieben worden ist. Auch hier haben dem Verfasser viele Hilfsmittel aus den österreichischen, bayerischen und französischen Archiven zu Gebote gestanden. Karten und Gefechtspläne finden sich noch reichhaltiger als im Schillwerke.



Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg.

Zahlreich sind die Schriften, die der Gründungsgeschichte des Deutschen Reiches gelten. Wir heben nur zwei umfassendere Darstellungen hervor: Maurenbrechers **Gründung des Deutschen Reiches 1859 bis 1871**, ein Werk, das schon in dritter Auflage erscheint (Leipzig, C. E. M. Pfeffer; geh. 3 Mk., geb. Mk. 4.25), und das auch nach dem Tode des Verfassers (1892) in Einklang mit den neueren Forschungen gehalten wird, und Generalmajor Albert von Pfisters Erinnerungen: **Deutsche Zwietracht** (Stuttgart, J. G. Cotta), das den Faden da aufnimmt, wo seine früher erschienenen Jugenderinnerungen („Pfarrers Albert") ihn hatten fallen lassen: bei dem Schillerfest von 1859. Die Fortsetzung führt bis unmittelbar vor die Pforten des neuen Deutschen Reiches. Daß der Verfasser ein Süddeutscher ist, macht seine hauptsächlich dem Volksleben und -empfinden zugekehrten Beobachtungen besonders interessant, zumal da Pfisters Darstellungsgabe ganz die frische und fröhliche süddeutsche Farbe trägt. Sein Werk gehört mit zu den beredtesten nationalen Erinnerungs- und Erbauungsbüchern, die wir haben. — Gegen Ottokar Lorenzens Darstellung in seinem hier bereits besprochenen Werke **Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866 bis 1871** (Jena, Gust. Fischer; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.) sind inzwischen von fachmännischer Seite sehr gewichtige Bedenken erhoben worden. Der „nicht-bismarckische (keineswegs bismarckfeindliche) Standpunkt" des Jenaer Geschichtsprofessors ist so zu verstehen, daß er — wie einst in seiner Darstellung des Verhältnisses Goethes zu Karl August — den gekrönten Häuptern, insbesondere dem Kaiser Wilhelm I., ein gut Teil mehr des

Verdienstes an der Reichsgründung zuzuschreiben gesonnen ist, als das bisher geschehen. Doch scheint dem Forscher bei der andächtigen Würdigung all der kleinfürstlichen Werkmeister am Bau jenes Augenmaß verloren gegangen zu sein, das Bismarck mit Recht so hoch schätzte. Heinrich v. Sybels Werk wird sich aller Voraussicht nach mit Ehren auch neben der Lorenzschen Darstellung weiter behaupten können, so wenig die von dieser zuerst herangezogenen mittel- und süddeutschen Quellen aus fürstlichen Archiven (namentlich Badens) gering geschätzt werden sollen. Lorenz richtet seine kritischen Sturmböcke vornehmlich gegen das provisorische Gebäude, das Bismarck 1866 im Norddeutschen Bunde errichtet hatte, und gegen die weiten Zugeständnisse, die er im Versailler Vertrage Bayern machte. Die Vorgeschichte des Krieges, die Stimmung vor der Kaiserproklamation (Titelfrage: Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland?) erfahren neue Beleuchtung, wie denn überhaupt keine Seite ohne dankenswerte Korrekturen unserer bisherigen Anschauungen vorübergeht. Stilistisch freilich ist das Buch **kein** Meisterwerk.

Dem erlauchten Kreise deutscher Fürsten, welche bei der Wiederaufrichtung des Reiches und der Wiederherstellung des deutschen Kaisertums die ehrwürdige Heldengestalt Kaiser Wilhelms I. umgaben, gehört auch der **Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg** an († 13. Juni 1900). Ihm, dessen Verdienste auch Lorenz in seiner Schrift nicht unberücksichtigt läßt, widmet Günther Jansen, der ehemalige Großherzogliche Oldenburgische Staatsminister a. D., eine liebevolle Charakteristik, die wesentlich aus persönlichen Erinnerungen, Eindrücken und Wahrnehmungen schöpft (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50). Sie umfassen den langen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren (1864 bis 1900) und knüpfen vielfach unmittelbar an die großen Begebenheiten der Zeitgeschichte an. So hat hier zum erstenmal die Beteiligung des Großherzogs an der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit (1850 bis 1866) ihre zusammenhängende Darstellung gefunden. Aber auch der Teilnahme des Großherzogs an dem Feldzuge der Mainarmee (1866) und an dem Französischen Kriege — während der Belagerung von Metz, später im großen Hauptquartier von Versailles — gelten besondere Abschnitte, die immer zugleich die begleitenden politischen Vorgänge (Annexion Hannovers; Entstehungsgeschichte der Verfassung des Norddeutschen Bundes; Kaiserfrage) im Auge behalten. Einige für die politische und persönliche Charakteristik des Fürsten besonders bezeichnende urkundliche Beilagen (Denkschrift über die dänische Thronfolge; Brief des Großherzogs an die Großherzogin aus Chailly vor Metz und anderes) bringt der Anhang. Das dem Buche in Heliogravüre beigefügte Porträt nach dem Ölgemälde des Oldenburger Malers Bernhard Winter geben wir in verkleinerter Nachbildung wieder.

Den deutschen Fürsten, die an dem Aufbau des neuen Deutschen Reiches mitgewirkt haben, reiht sich der Sproß eines uralten niedersächsischen Adelsgeschlechtes an: **Rudolf von Bennigsen.** Neben dem des Fürsten Bismarck wird die vaterländische Geschichte auf ihren Tafeln auch seinen Namen bewahren, war er doch einer von den Unvergeßlichen, die im deutschen Volke selbst den nationalen Gedanken zu beleben, ihm greifbare Form zu verleihen verstanden, einer, der sein ganzes Leben in den Dienst einer Aufgabe stellte, eben der Einigung Deutschlands, und, als dies Ziel erreicht war, seine volle Kraft einsetzte, daß dieser hehre Bau nach außen und innen gefestigt, daß ihm die Gewähr der Dauer verliehen und daß in ihm dem deutschen Bürgertum die gebührende Stellung gesichert werde. Noch kurz vor seinem Tode († 7. August 1902) hat er von sich gesagt, das Ziel seines Strebens sei stets darauf gerichtet gewesen, die liberalen Kräfte des Vaterlandes auf dem Boden nationalen Fühlens und Handelns zusammenzuführen. In Bennigsen vereinigte sich der von glühender Vaterlandsliebe und hohem Idealismus erfüllte Patriot, der durch klaren Verstand, andauernde Zähigkeit und großes Vermittlertalent ausgezeichnete Staatsmann mit einem vornehmen, ritterlichen, zu allen Zeiten bewährten, unbeugsamen Charakter von reinster Selbstlosigkeit und Unantastbarkeit. Sein Lebensbild, mit besonderer Berücksichtigung der parlamentarischen Tätigkeit, hat uns Adolf Kiepert, der ehemalige Geschäftsführer der nationalliberalen Partei der Provinz Hannover, gezeichnet. Das Buch, zum erstenmal 1894 zum siebzigsten Geburtstage Bennigsens erschienen, ist jetzt nach seinem Tode in zweiter bedeutend vermehrter Auflage herausgekommen (mit einem Bildnis; Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior]; geh. Mk. 2.50).

Die noch vor wenigen Jahrzehnten nur allzu geläufige und berechtigte Klage, Deutschland sei arm an Denkwürdigkeiten und Autobiographien bedeutender Männer, sollte allmählich verstummen. Die letzte Zeit hat uns eine stattliche Reihe solcher Bücher geschenkt, darunter sogar mehr als eins, dem man mehr vom antiken Lakonismus hätte wünschen mögen. Im allgemeinen aber werden diese Bekenntnisse und Erinnerungen ihrer persönlichen Note wegen bei der gegenwärtigen, dem Subjektivismus so geneigten Zeitstimmung immer eine dankbare und weitverzweigte Leserschaft finden. Besonders den Aufzeichnungen unserer Geschichtschreiber pflegt lebhaftes Interesse von vornherein gewiß zu sein, darf man hier doch jene Kunst der Darstellung und der Einordnung des Persönlichen in das Allgemeine voraussetzen, die solche Bücher erst literaturfähig macht. Ausschlaggebend für ihren Wert aber ist am Ende etwas anderes: der Autor, von dem sie stammen, darf kein bloßer Fachmann gewesen sein, dessen Bedeutung von den vier Wänden seiner Studierstube begrenzt wird, er muß eine interessante Gesamtpersönlichkeit repräsentieren und in das allgemeine Kulturleben seiner Nation nachhaltig eingegriffen haben. Bei **Ernst Curtius** († 11. Juli 1896) ist das gewiß der Fall, und deshalb wird

dem Lebensbild, das sein Sohn **Friedrich Curtius** nach seinen Briefen von ihm entwirft, allgemeine Teilnahme entgegengebracht werden (Berlin, Julius Springer; geh. 10 Mk.). Curtius' persönliches Wesen war von so eigentümlicher Art, so gesättigt von Eigenheit, daß man nie versucht war, ihn mit einem anderen Manne zu vergleichen oder auch nur zusammenzustellen. Nicht nur für seine persönlichen Freunde, sondern für alle, welche die Wissenschaft zu ihm führte und führen wird, muß daher ein Bild seiner Persönlichkeit wertvoll sein, um so wertvoller, wenn, wie hier, die Striche dieses Bildes ganz seinen eigenen Worten entnommen sind, wenn also gewissermaßen ein Selbstporträt seines geistigen Wesens vorliegt. Curtius war eine mitteilende Natur. Sich auszusprechen, war ihm jederzeit Bedürfnis. Daher geben die Jugendbriefe an die Eltern und an eine Cousine, die dem Jüngling Schwester war, aus dem Mannesalter die Briefe an den Bruder Georg und aus den letzten Jahren Briefe an die Gattin und die Kinder reichen Aufschluß über sein inneres Leben, seine wissenschaftlichen Bestrebungen und seine Beurteilung von Fragen allgemeinen Interesses. Briefe an einzelne Freunde ergänzen das Bild, das uns als Grundzug des Gelehrten und deutschen Mannes eine ernste, edle, ethisch-religiöse Lebensanschauung zeigt. Wie in den Briefen, so spricht sich diese auch in den Gedichten von Curtius aus, von denen uns der Herausgeber mit Recht eine Auswahl gibt. Der Gedanke der Verklärung alles Hohen und Tiefen, aller großen und kleinen Dinge des Lebens durch die Kunst war auch hier sein Prinzip. So schließt sich dies Leben zu einer schönen Harmonie zusammen, und wenn auch mancher Ton darin uns Kinder einer anders gearteten Zeit fremd anmutet, unter allen Umständen wird man die Darstellung eines so reich und vielseitig entwickelten Menschenlebens, das in der Ideenwelt der Freiheitskriege wurzelt und bis in die Gegenwart hineinreicht, als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Bildung im neunzehnten Jahrhundert zu würdigen wissen. Curtius' Bildnis, nach der dem Werke beigegebenen Kupferätzung hier wiedergegeben, mag auch unserem Auge die Erscheinung des unvergeßlichen Mannes vergegenwärtigen. — Näher als Curtius steht uns, namentlich dem jüngeren Geschlecht, Heinrich von Treitschke, in manchem das Gegenbild des dem Geist des Altertums ergebenen klassischen Gelehrten und doch in der sittlich-erzieherischen Grundrichtung seines Wesens und Wirkens jenem so innig verwandt. Sein Freund, der Heidelberger Kirchenhistoriker und Romanschriftsteller (George Taylor) **Adolf Hausrath**, legt uns ein Büchlein **Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke** (Leipzig, S. Hirzel) vor, das aus langjähriger persönlicher Kenntnis ein Lebens- und Charakterbild des so früh Heimgegangenen zeichnet. Feines Verständnis für Treitschkes keineswegs leicht durchsichtige Eigenart und eine liebevolle Sympathie sprechen aus diesen Blättern. Namentlich den leidenschaftlichen, nicht selten bis zur Einseitigkeit schroffen Patriotismus des nationalen Historikers hat Hausrath treffend gekennzeichnet und psychologisch erklärt. Nicht nur psychologisch, auch physiologisch. Denn hier erfahren wir zum erstenmal aus dem Munde eines Vertrauten, wie schwer und schmerzlich, bis zur Verbitterung, oft Treitschke unter seiner fortschreitenden Taubheit gelitten hat, wie sehr ihm dieses Leiden das Verständnis für manche Seite des historisch-politischen Lebens verkürzte, was sich dann notgedrungen auch in seinen Urteilen ausprägen mußte. Dem vor einigen Jahren hervorgetretenen, damals hier ausführlich gewürdigten Briefwechsel Treitschkes mit Gustav Freytag, der in demselben Verlage erschienen, stellt sich Hausraths Erinnerungsbuch würdig zur Seite. — Wie Treitschke der Wissenschaft der nationalen politischen Geschichte und der der deutschen Literaturgeschichte, so gehört auch **Rudolf Hayms** Leben († 27. August 1901) beiden Disziplinen gemeinsam an, wenn er uns heute auch hauptsächlich als der Verfasser des klassischen Buches „Geschichte der Romantik" bekannt und vertraut ist. In den Mußestunden der letzten Jahre hat Haym die Erinnerungen aus seinem Knaben-, Jünglings- und Mannesalter, der größeren ersten Hälfte eines langen und überaus glücklichen Lebens (geb. 5. Oktober 1821), aufgezeichnet, die nun unter dem Titel **Aus meinem Leben** aus dem Nachlaß herausgegeben worden sind (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhdlg.). Die Darstellung begleitet die politische Wirksamkeit des Schreibenden — als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung (Abgeordneter der beiden Mansfelder Kreise), als Redakteur der Berliner „Konstitutionellen Zeitung" und als Abgeordneter für Halle und den Saalkreis in der Landtagssession von 1866 bis 1867 — bis zu einem gewissen Abschluß; sonst aber reicht sie nur bis zum Ende der sechziger Jahre und bricht vor der Zeit ab, in der die „Romantische Schule" und die große Herder-Biographie geschrieben wurden. Aber auch das Fragment ist ein beredtes Zeugnis für den unbestechlichen Wahrheitssinn des charaktervollen Mannes, ein durch seine stark persönliche Färbung anziehender Beitrag zur Geschichte der deutschen nationalen Entwickelung. Die rückhaltlos aufrichtige Selbstbeurteilung des Verfassers, die Sachlichkeit des Urteils, auch wo sein eigenes Ich verpfändet ist, regt zu allgemeinen Betrachtungen über Wert und Unwert solcher Autobiographien an, Betrachtungen, wie sie übrigens Dr. **Hans Glagau** in einer eigenen Untersuchung: **Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle** (Marburg, N. G. Elwert) unter besonderer Berücksichtigung der Bekenntnisse Rousseaus (und Augustins), des „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz, der „Bekenntnisse einer schönen Seele" von Goethe, der Selbstbiographie der Frau Roland anstellt, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß es für den Historiker immer gelten werde, die romanhaften Elemente auszuscheiden und Stimmung der Abfassungszeit genau zu prüfen, bevor er solche Schriften als geschichtliche Quellen verwertet. Den

Lebenserinnerungen Hayms sind zwei Bildnisse des Verfassers beigefügt, von denen die Leser hier eins in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben finden.

Von auswärtigen Ländern ist namentlich Frankreich mit ein paar geschichtlichen Charakter- und Lebensbildern vertreten, die auch bei uns Beachtung verdienen. So hat Ludwig Brunier kürzlich den ersten Band einer Charakteristik **Marie Antoinettes, Königin von Frankreich und Navarra**, erscheinen lassen, der sich (XLII u. 312 S.) vorerst mit der Dauphine beschäftigt (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller; geh. 5 Mk.). Der Verfasser tritt mit glühender Liebe und Bewunderung an seine Aufgabe; sein Streben geht dahin, die Gestalt der „zweitgrößten Tochter aus dem Hause Habsburg" und der unglücklichen Königin auch von den letzten Flecken zu reinigen, mit denen die französische Geschichtschreibung ihr Bild entstellt hat. Beim Erscheinen des zweiten Bandes wird sich Gelegenheit bieten, auf das Ganze zurückzukommen. — Die Napoleonliteratur ist neuerdings um eine deutsche Ausgabe des Buches **Napoleon I. in der Verbannung** von O'Meara bereichert worden. Die Übertragung (und Bearbeitung) von Oskar Marschall von Bieberstein (Leipzig, H. Schmidt und C. Günther), leicht und flüssig, macht hiermit eins der hervorragendsten aller napoleonischen Memoirenwerke zugänglich, die je geschrieben worden sind. Zunächst war O'Meara nicht, wie Las Cases, Gourgaud und andere, mit Napoleon von früher her bekannt, trat ihm vielmehr als einem persönlich Fremden gegenüber und sieht deshalb, mit frischerem Auge begabt, auch mehr an ihm als jene; sodann aber war der Verfasser, ein englischer Arzt — sein Buch ist 1822 unter dem Titel: Napoleon in exile or a voice from St. Helena zuerst in London erschienen —, von vornherein mancher Rücksichten ledig, die Landsleute des Kaisers nehmen mußten. — Eine eigene Biographie des **Herzogs von Reichstadt** hatte uns seit Jahren Eduard Wertheimer, der Verfasser des Buches „Die Verbannten des ersten Kaiserreiches", versprochen. Er hat jetzt sein Wort eingelöst und in einem starken Bande das Leben dieses „interessantesten aller Exilierten des ersten Kaiserreiches" nach neuen Quellen kritisch dargestellt (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 9 Mk.).



Ernst Curtius

Um ein richtiges Bild des Kaisersohnes zeichnen zu können, bedurfte es vor allem eindringlicher archivalischer Forschung, an der es gerade den bisherigen Biographen (Montbel, Prokesch, Welschinger) gemangelt hat. Daran hat es Wertheimers Fleiß nicht fehlen lassen: die Archive in Wien, Berlin und in Parma boten reiche Ausbeute, private Quellen erschlossen sich gleichfalls, die gleichzeitige deutsche (und natürlich auch französische) Literatur bot unerwartete Ausbeute. So ist ein Werk zu stande gekommen, das hinfort, zumal es sich auch gut liest und aus der eigentlichen Darstellung allen störenden gelehrten Ballast ausgemerzt hat, als abschließende und bleibende Biographie dieses — nach Wertheimers Charakteristik — „willensstarken, nach Unabhängigkeit und der Vollbringung gewaltiger Taten lechzenden Prinzen" gelten darf. Von den sechs Lichtdruckbildern, die das Werk schmücken, ist das Daffingersche Porträt des Herzogs hier wiedergegeben. — Die Kirchheimsche Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" hat Lady Charlotte Blennerhasset, geb. Gräfin Leyden, eine der geistig vornehmsten Schriftstellerinnen, deren unsere wissenschaftliche Literatur sich rühmen darf, neuerdings um eine Studie über **Chateaubriand** bereichert (Mainz, Franz Kirchheim; mit 60 Abbildungen; geb. 4 Mk.). Die historisch-politischen Partien sind zwar etwas knapp behandelt, wenigstens für deutsche Leser, dafür aber runden sich die literarischen Kapitel in desto größerer Klarheit und Fülle ab. Die hervorragendsten literarischen Schöpfungen der französischen Romantik („Der Geist des Christentums"; „René"; „Die Märtyrer" usw.) werden von einer gründlichen Kennerin des französischen Schrifttums glänzend analysiert und kritisch gewertet. Das Wertvollste aber bleibt für uns das Gesamtbild der Persönlichkeit Chateaubriands, das wir in diesem Buche erhalten: sein Wirken und seine Schicksale sind so reich an innerer Bewegung, sein Leben hat ihn mit so vielen bedeutenden Geistern seinerzeit in Berührung gebracht, und das alles auf einem so gewaltigen, farbenreichen, historischen Hintergrunde, daß auch wir alle Ursache haben, das Buch der Lady Blennerhasset, dem der Verlag eine sehr vornehme Ausstattung gegeben hat, mit Freuden zu begrüßen: es ist liebevoll und

sachlich zugleich; es will begreifen, nicht richten — ein Ziel, dem die besten unserer modernen Biographien und Charakteristiken in schöner Einheitlichkeit zustreben.

In den Orient, dessen geschichtliches Leben sich uns so selten erschließt, führen zwei Erinnerungsbücher, die ihrem Wesen wie ihrer Darstellung nach grundverschieden sind. Aus des Sultans **Abdul-Hamid Privatleben** erzählt Georges Dorys allerlei wenig erbauliche Geschichten (einzige berechtigte Übersetzung mit 31 Abbildungen und einem Faksimile der Handschrift des Sultans; Umschlagzeichnung von Ed. Thöny; München, Alb. Langen; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Ob diese Geschichten von unerhörten Grausamkeiten, menschlichen Schwächen und Verbrechen alle historisch verbürgt sind — wer will das entscheiden! Jedenfalls aber verbirgt sich hinter dem Verfasserpseudonym ein Mann, der seit frühester Jugend inmitten der türkischen Hofgesellschaft gelebt und reichliche Gelegenheit gehabt hat, in die geheimsten Winkel zu schauen. — Mit der hier enthüllten Fäulnis im Inneren kontrastiert seltsam das heldenhafte Bild, das uns Dr. Ryan in seinen Erinnerungen **Unter dem roten Halbmond** (autorisierte Übersetzung von H. von Natzmer; mit Bildnis Osman Paschas; Stuttgart, Rob. Lutz; geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 6.50) von der türkischen Armee und ihrem Verhalten während des Feldzuges von 1877/78 entwirft. Diese Darstellung, so stark sie mit Humor durchsetzt ist, macht durchaus den Eindruck strengster Wahrheit, ehrlichster Sachlichkeit und Unbefangenheit. Der „rote Halbmond" des osmanischen Reiches entspricht dem Genfer „Roten Kreuz", und so erhalten wir hier die Aufzeichnungen der Erlebnisse eines jungen australischen Arztes, der, nachdem er in England seine medizinischen Studien vollendet, 1877 in türkische Dienste trat. Ryan hat als solcher den russisch-türkischen Feldzug mitgemacht und erfreute sich währenddessen der besonderen Gunst Osman Paschas, sowie der Freundschaft Tewfik Beys, dieses glänzend begabten Mannes und hervorragenden Soldaten. Auch er verschmäht die schreienden Farben in seinen Schilderungen nicht, aber immer wieder bricht doch die Bewunderung für den türkischen Soldaten durch, den wir nach seinem Leben und Treiben, in seinem Fatalismus, aber auch in seiner Genügsamkeit, Nüchternheit, Ausdauer und Disziplin aufs genaueste kennen lernen. Plewna und seine heldenmütige Verteidigung steht naturgemäß im Mittelpunkt der Aufzeichnungen. Da diese erst 1897 niedergeschrieben worden sind und der Verfasser inzwischen als Arzt auch an dem deutsch-französischen Kriege teilgenommen hatte, so erhalten seine Urteile über den türkischen Soldaten besondere Bedeutung und besonderen Wert.

Schneller als man es hätte erwarten sollen, künstlich gestachelt durch einen schier leidenschaftlichen Wettbewerb deutscher Verleger, ist die Memoirenliteratur über den Südafrikanischen Krieg hervorgeschossen. Noch einmal werden wir in den brausenden Sturm hineingerissen, den dieses Ereignis bei uns entfesselt hat. Und, so berechtigt mittlerweile die Sehnsucht nach einer ruhigeren Betrachtung sein mag, die heldenmütigen Führer des Burenkampfes werden wir doch noch respektvoll anhören dürfen und müssen, auch wenn sie, wie es bei einigen der Fall, etwas allzu heftig in die Trompete stoßen. Der alte Krüger eröffnet den Reigen. Seine **Lebenserinnerungen**, die den ersten Band (309 Seiten, geb. 6 Mk.) des von der Münchener Verlagshandlung J. F. Lehmann herausgegebenen Sammelwerkes „Im Kampf um Südafrika" füllen, erzählen in schlichter, aber deshalb nur um so beredterer Weise Wirken und Schaffen eines Mannes, der wie Bismarck von sich sagen darf: patriae inserviendo consumor. Dies Buch bedarf keiner weiteren Kennzeichnung und Empfehlung; der Hinweis, daß es da ist, wird jeden — ich wähle ein möglichst allgemeines Wort — Geschichtsfreund danach greifen lassen. Es ist des alten Präsidenten Testament, sein letzter Gruß und sein letztes Wort. Der zweite Band desselben Sammelwerkes bringt die Kriegserinnerungen des Burengenerals Ben Viljoen: **Die Transvaaler im Krieg mit England** (ebenda; mit dem Bildnis des Generals und vielen Abbildungen von Fritz Bergen und A. Hoffmann;



Rudolf Haym.

geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.). Sie sind hauptsächlich für die Beurteilung der Burentaktik und für die innere Geschichte des Krieges interessant, und sie befleißigen sich einer rühmenswerten Ruhe und Sachlichkeit. „Ich beabsichtige nicht über die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit dieses Krieges zu

schreiben," heißt es an einer Stelle des Buches, „weder Bur noch Brite sind im stande, unparteiisch über das zu urteilen, was beide gefehlt haben ... So laßt uns denn versuchen, nur die Vorzüge beieinander zu sehen. Denn wer auch in Zukunft über Südafrika regieren wird, es sei Bur oder Brite, die beiden Rassen werden miteinander leben müssen." So schreibt sich männliche Bescheidenheit und männliches Selbstbewußtsein schön gepaart selber die beste Empfehlung. Die noch zu erwartenden weiteren beiden Bände des Lehmannschen Sammelwerkes sollen „Steijn und die Freistaater" und „Die Buren in der Kapkolonie" behandeln. Das Gesamtwerk kostet 28 Mk. — Auch De Wet, der in Deutschland populärste Burengeneral, hat gesprochen. Sein Buch **Der Kampf zwischen Bur und Brite** (Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna; mit zahlreichen Abbildungen und Karten; geh. 10 Mk., geb. Mk. 12.50) bezeugt an den entscheidenden Stellen eine nicht weniger gerechte und unbefangene Beurteilung der Verhältnisse als Viljoen; seinem eigenen Volke sagt der „schwarze Christian" nicht selten bittere Wahrheiten. Ein großer Schriftsteller ist er nicht; er gibt sich manchen Trumpf achtlos aus den Händen, der sehr wirksam hätte ausgespielt werden können; dafür ergreift desto stärker und unmittelbarer die ungeschminkte Natur und Ehrlichkeit seiner Darstellung und die Gewalt der Tatsachen, die der schönen Phrase nicht bedürfen. Von dem Originalwerk hat A. Oskar Klaußmann im Auftrage des Verlegers eine Ausgabe für die Jugend herstellen müssen, die in der Einleitung eine Reihe von erklärenden Bemerkungen über die Buren und ihr Land enthält und die persönlichen Erzählungen De Wets frei benutzt, um sie dem Verständnis und Interesse der Jugend anzupassen (illustriert, in Leinen geb. Mk. 4.50). — Von sonstigen Erinnerungen tätiger Burenkämpfer sind zu nennen und hervorzuheben die hier schon besprochenen Erlebnisse des Obersten Schiel: **23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika** (Leipzig, F. A. Brockhaus) und die **Ernsten und heiteren Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers** von Franko Seiner, von denen jetzt auch der zweite Band vorliegt (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung). —

Mit dem Reichtum an abschließenden Biographien- und Memoirenwerken, wie er auf dem Gebiete der politischen Geschichte herrscht, kann die entsprechende Literatur der Geisteswissenschaften nicht wetteifern. Freilich, rein zahlenmäßig gemessen, wird hier, auf dem Felde der Literaturgeschichte im weiteren Sinne, vielleicht noch weit mehr hervorgebracht, aber vieles davon zersplittert sich in gelehrte Arbeiten von rein fachwissenschaftlicher Bedeutung oder in flüchtige Studien und Skizzen, die ihr Dasein in Buchform nur schwer zu rechtfertigen vermögen. Manches von dem, was hierher gehört, braucht denn auch oft nur dem Namen nach aufgeführt oder ganz kurz charakterisiert zu werden, um dem Leser zu sagen, ob es ihm und seinen Zwecken etwas zu bieten verspricht oder nicht.

Über das achtzehnte Jahrhundert möchten wir heute nicht zurückgehen. Eine Schrift von Gustav Wahl (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; geh. Mk. 3.20) über den Leipziger Lyriker **Johann Christoph Rost** (1717 bis 1765), den einigermaßen verrufenen Sänger lasziver Schäfergedichte, verdiente an dieser Stelle schwerlich eine Erwähnung, wenn diese literarische Ehrenrettung eines arg Verkannten nicht für die Beurteilung und Wertung der Leipziger Periode Goethes von Bedeutung wäre. Rosts Persönlichkeit, die Wahl hier biographisch erschöpfend dargestellt hat, ist ein lebendiges Zeugnis für die Leipziger Atmosphäre, in die Goethe hineinwuchs, um sie dann bald so siegreich und selbstherrlich zu überwinden; auch Rost, der Gegner Gottscheds und Lehrer Goethes, hilft mit an dem trüben Hintergrund malen, von dem sich schon der „Schäfer an der Pleiße" so wirkungsvoll abhob. — Auch **G. M. De La Roche** († 1788), den Großvater von Clemens und Bettina Brentano, dem Rudolf Asmus eine Schrift gewidmet hat (Karlsruhe, J. Langs Verlagsbuchhdlg.), vermögen wir heute nur noch im Lichte Goethes zu sehen, obwohl wir seinem Biographen gern zugeben wollen, daß La Roche von seiner Gattin Sophie, der Verfasserin des „Fräulein von Sternheim" und der Jugendgeliebten Wielands, allzusehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Asmus betrachtet De La Roche wesentlich als einen Vorkämpfer der Aufklärung, reinigt dabei sein Gedächtnis von einigen Übertreibungssünden („Mönchsbriefe"), für die er nicht verantwortlich zu machen ist, und deckt Züge an ihm auf, die für eine reiche Bildung des Geistes und des Herzens sprechen. — Viel Neues und Gutes hat uns das letzte Jahr über Heinrich von Kleist gebracht. Es sei erinnert an Reinhold Steigs inhalt- und aufschlußreiches Buch **Kleists Berliner Kämpfe** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann; geh. 12 Mk.), an desselben Verfassers **Neue Kunde zu Heinrich von Kleist** (Berlin, Georg Reimer; geh. 3 Mk.), worin wir unter anderem von einem verloren gegangenen zweibändigen Roman des Dichters erfahren, und an Franz Servaes' Lebensbild **Kleist** in der Lotharschen Sammlung „Dichter und Darsteller" (Leipzig, E. A. Seemann; mit 61 Abbildungen; 4 Mk.), eine von allem gelehrten Beiwerk befreite, tief beseelte und plastisch herausgearbeitete Biographie, die allen Literaturfreunden warm empfohlen werden darf. Alle diese Kleistbücher sind übrigens in anderem Zusammenhange bereits früher hier besprochen worden. — Der großen, klassischen Uhland-Biographie — Erich Schmidt hat sie uns versprochen — harren wir noch entgegen. Bis sie erscheint, müssen wir uns an die älteren Darstellungen halten, wie die von Uhlands Witwe, von Hermann Fischer und Ludwig Fränkel (in seiner Uhland-Ausgabe), wenn wir dabei auch auf eine Ausbeute und Verwertung des neuerdings hervorgetretenen Materials verzichten müssen. Wem es weniger auf eine geistige Charakteristik des Dichters als auf eine Schilderung seines äußeren Lebensganges nach

dem Stande neuerer Forschung ankommt, mag auch Max Mendheims kleines Büchlein **Joh. Ludwig Uhland** zur Hand nehmen, das in den Reclamschen „Dichterbiographien" (fünftes Bändchen) erschienen und daher jedem leicht zugänglich ist (Leipzig, Phil. Reclam jun.; geb. 60 Pf.). — Mit dankenswerten **Erinnerungen an Franz Grillparzer** (von 1859 an) hat uns Wilh. von Wartenegg beschenkt (Wien, C. Konegen; Mk. 1.50). Sie bringen manches für den Dichter sehr Charakteristische, vor allem viele Aufklärungen, wie Grillparzer selbst am Ende seines Lebens seine Dichtungen und seine dichterischen Gestalten betrachtete. Auch die Urteile über literarische Zeitgenossen (Kleist, Hebbel, Freytag, Laube, Vischer, Gervinus und andere), sowie über das Walten der österreichischen Zensur sind zum Teil sehr interessant. — Über die Art und den Fortschritt von **Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte** ist Dr. med. S. Rahmer in einer naturwissenschaftlichen Studie (Berlin, Georg Reimer) zu teilweise neuen Ergebnissen gekommen, die im wesentlichen eine „spinale progressive Muskelatrophie" feststellen, deren Ursachen wir noch nicht kennen. Der Verfasser hat recht, wenn er hervorhebt, daß die Krankheit Heines nicht, wie bei anderen, eine Episode in seinem Leben bildet, sondern daß bei ihm Leben und Leiden untrennbar sind und also Biographie und Krankheitsgeschichte nahezu in eins zusammenfallen. — Heines komplizierte Doppelseele als ein Prototyp der modernen neurasthenischen Großstadtseele zu erklären, bildet den Kernpunkt in Max Kaufmanns stellenweise sehr temperamentvoll geschriebener Studie **Heines Charakter und die moderne Seele** (Zürich, Albert Müller; geh. 2 Mk.). Allerlei Exkurse über den Kampf wider das Heinedenkmal, über Heines Verhältnis zu Platen und anderes ist damit verquickt. Das Gedicht und die Briefe, die auf dem Titel als „neu" oder „verschollen" ausgegeben werden, sind schon seit Jahren nicht mehr ungedruckt: Ernst Elster hatte sie in der „Deutschen Rundschau" und in der „Deutschen Dichtung" schon vor längerer Zeit mitgeteilt. — Von einem Verschollenen, einem ursprünglich Hochgesinnten und Reichbegabten, aber früh Verdorbenen erzählt F. Walther Ilges, wenn er wesentlich nach unveröffentlichten Handschriften und Drucken Blätter aus dem **Leben Ernst Ortlepps** (1800 bis 1864) zusammenstellt (München, Ernst Reinhardt, Maximilianplatz 3; geb. 4 Mk.). Während eines drangvollen Wanderlebens hat Ortlepp schier unzählige epische, lyrische und belletristische Werke zusammengeschrieben, anfangs dem eigenen Triebe, dann immer mehr der Not gehorchend, einer Not freilich, die durch eigene Zuchtlosigkeit und Selbstüberschätzung zum großen Teil verschuldet war. Ilges hütet sich wohl, eine der bekannten und beliebten „Rettungen" zu schreiben; er weiß, daß die Erzählung eines solchen Lebens an sich ergreifend und lehrreich wirken muß. Mangel an Selbstkritik, darf man sagen, hat das Schicksal dieses sächsischen Dichters so elend gestaltet, dem die äußere Form so leicht aus der Hand ging, daß er glatte Verse schon für Poesie hielt. So zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. — In die neu begründete Cottasche Handbibliothek, die in erster Reihe die Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in gut ausgestatteten und dabei billigen Einzelausgaben (Band 50 Pf.) enthalten soll, werden auch einzelne klassische Dichterbiographien aufgenommen. So ist hier neuerdings erschienen: **Nikolaus Lenau** von Anastasius Grün (Stuttgart, J. G. Cotta; Handbibliothek Nr. 21), ein Meisterwerk biographischer Darstellung und ein unvergängliches Denkmal des Freundes für den Freund, das bisher nur als Einleitung zu der Cottaschen Gesamtausgabe von Lenaus Werken veröffentlicht war. Ein Anhang: „Briefe von und an Lenau", ausgewählt und erläutert von Johannes Proelß, vereinigt eine Auswahl der wichtigsten biographischen Dokumente aus Lenaus Leben. Sie soll dem Leser einen tieferen Einblick in die Herzenskonflikte gewähren, die Lenaus Lebensgang zu einem so traurigen gestaltet haben, und denen gegenüber sich Grün auf Andeutungen beschränken mußte. — Vielfach in neuem Lichte zeigt uns die sympathische Gestalt **Wilhelm Hauffs** eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges, die wir dem liebevollen Fleiß Hans Hofmanns verdanken (Frankfurt a. M., Mor. Diesterweg; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Auch an Einzelheiten erfahren wir mancherlei bisher Unbekanntes, namentlich aus der Sammlung Hauffscher Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, die der eigentlichen Biographie folgen. Ein Selbstzeugnis aus einem der Briefe, in dem er die veredelnde Macht der



Der Herzog von Reichstadt als österreichischer Offizier.

Liebe seiner jungen Frau, seiner Cousine Katharine Eleonore Luise Hauff, preist, ist ebenso schön wie treffend: „... In welch anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland ist, stehen dem jungen Manne so viel Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben? Ich darf sagen, ich habe sie wie ein Spielzeug zertrümmert, und mit dem ersten Schritt, den ich getan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Platz und eine Stimme erworben, die gültig ist, soweit man unsere Sprache spricht." Aus dem Nachlaß verdienen hervorgehoben zu werden: eine „Studie über zwölf Romane Walter Scotts" (1825), das Fragment eines Turandotmärchens und Proben aus zwei Operntexten. Als Ergänzung zu allen Ausgaben der Hauffschen Werke wird diese schöne Jubiläumsausgabe zu des Dichters hundertstem Geburtstage (29. November 1902) hinfort ebenso willkommen wie notwendig sein. — Seine Forschungen und Sammlungen **Aus Reuters jungen und alten Tagen** hat Karl Theodor Gaedertz nunmehr abgeschlossen. Der dritte (Schluß-) Band (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung; Preis 3 Mk.) brachte noch mancherlei hübsche Brosamen: Gelegenheitsgedichte, Anekdoten, Briefe usw., erläutert und gewürzt durch allerlei Bildnisse, Skizzen und Ansichten, die auf Reuters Leben Bezug haben und zum Teil von ihm selbst entworfen sind. — Einen Zeitgenossen, Freund und dichterischen Gefährten Reuters, **John Brinckmann**, den Verfasser des Kaspar-Ohm, hat W. S. (Wilhelm Süsserott) in einer illustrierten Biographie gewürdigt, die uns zwar ein fest und sicher entworfenes literarisch-kritisches Charakterbild des plattdeutschen Dichters schuldig bleibt, aus Tagebuchblättern, nachgelassenen Werken, Rostocker Universitäts- und Archivakten aber über dessen äußeres Leben sehr viel hübsche Details zusammenträgt (Berlin, W. Süsserott; geh. 2 Mk., geb. Mk. 2.60). — Eine kleine Schrift über **Gottfried Kinkels sechsmonatige Haft im Zuchthaus zu Naugard** von Heinrich Poschinger (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter]; Preis Mk. 1.50), die mehr geben würde, wenn sie zwischen wesentlichem und unwesentlichem kritischer unterschiede, die aber über Kinkels Seelenverfassung mancherlei Neues bringt, sei hier nur registriert. — Eine feinsinnige, geistreich und temperamentvoll geschriebene Charakteristik **Theodor Fontanes** haben wir von Franz Servaes, dem schon genannten Kleistbiographen (Berlin, Schuster u. Loeffler). Die kleine Schrift hat nur den Umfang eines Essays, aber sie gibt in knappstem Rahmen ein so lebendiges literarisches Porträt des Lyrikers, Romanschriftstellers, märkischen Chronisten und nicht zu vergessen: des Menschen Fontane, gemalt mit den Farben persönlicher Erinnerung, daß neben der Leuchtkraft dieses Bildchens manch zehnfach so umfangreiches Gemälde verblassen müßte. — Johannes Proelß' **Scheffel** liegt, wie die Leser wissen, seit einiger Zeit in einer billigen Volksausgabe vor (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; Preis Mk. 2.40). Daneben werden sich die Scheffelfreunde gern die Aufzeichnungen gefallen lassen, die Luise von Kobell nach Briefen und mündlichen Erinnerungen über **Josef Victor von Scheffel und seine Familie** zusammengetragen hat (Schwetzingen-Heidelberg und Wien, Verlag des Scheffelbundes). — Dem Andenken des am 7. Januar 1902 gestorbenen Münchener Germanisten und schwäbischen Dichters **Wilhelm Hertz** widmet sein Freund, der Schillerbiograph Richard Weltrich, zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis Mk. 1.50), deren erste der liebenswürdigen Gesamterscheinung des Dichters gilt, während sich die zweite eingehend mit seinem lieblichen Klostermärchen „Bruder Rausch" beschäftigt. Den reizvollen eigenen Dichtungen Hertzens, vor allem aber seinen meister- und musterhaften Nachdichtungen unserer mittelalterlichen Epen (Gottfrieds Tristan, Wolframs Parzival), wäre es zu wünschen, daß diese warmherzige Schrift ihnen auch aus weiteren Kreisen Leser und Freunde zuführe.

Von den lebenden Dichtern der Gegenwart steht **Wilhelm Raabe** voran. Der siebzigste Geburtstag, den er vor anderthalb Jahren unter reichen und herzlichen Ehrungen feiern durfte, hat uns gezeigt, daß die Liebe zu ihm und seinen Werken denn doch nicht mehr auf eine „Gemeinde" beschränkt ist — ein Wort, das für einen Siebzigjährigen neben seinen Süßigkeiten doch auch seine Bitternis hat —, daß seine Bewunderer und Verehrer sich vielmehr über ganz Deutschland verbreiten. Mancherlei Gelegenheitsaufsätze und -schriften sind damals, zum 8. September 1901, oder bald darauf hervorgetreten, darunter einige von höherem Wert und tieferer Bedeutung. Raabes Freund Wilhelm Jensen erneuerte einige ältere Aufsätze (über „Abu Telfan", den „Schüdderump" und die „Chronik der Sperlingsgasse") zu einem warmen Huldigungsgruß (Berlin, Gose u. Tetzlaff; Heft 10 der von Hans Landsberg herausgegebenen „Modernen Essays zur Kunst und Literatur"; Preis 50 Pf.); Adolf Bartels veröffentlichte seinen wirksamen Vortrag, der sich wesentlich mit Raabes nationaler Bedeutung befaßt, als billiges Flugblatt (Berlin, Georg Heinr. Meyer); Eugen Wolff, der Kieler Professor, betrachtete den Dichter im Zusammenhang mit dem „Ringen nach einer Weltanschauung in der neueren deutschen Dichtung" in einem Vortrag, der, ursprünglich im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes gehalten, dann gleichfalls in Druckschrift erschien (Berlin, Georg Nauck; Preis 50 Pf.). Das Tiefste, Gedankenreichste und Förderlichste aber, was über Raabe bei dieser Gelegenheit geschrieben worden ist, birgt sich in einem Büchlein von Wilhelm Brandes (mit den Bildern Raabes, seiner Heimatstadt und seines Geburtshauses; Wolfenbüttel, Jul. Zwißler; Preis 2 Mk.), dem Wolfenbütteler Gymnasialdirektor, der dem Braunschweiger Dichter durch langjährige Freundschaft eng verbunden und vertraut ist. In sieben Kapitel würdigt Brandes hier den Dichter und seine Werke, seinen Humor, seine Phantasie, seinen Kunstverstand, sein Gemüt, seinen humo-

ristischen Stil und betrachtet endlich den Dichter in seiner Wirkung auf Kritik und Publikum. Die Schrift von Brandes erscheint mir besonders deshalb so wertvoll, weil sie auch solchen, denen die Kunst Raabes zunächst noch spröde dünkt, Anleitung gibt, die tiefer liegenden Absichten des Dichters zu erkennen, vor allem den großen nationalen Gedanken, die erhebende, zur Tätigkeit begeisternde Gemütskraft zu fühlen, die in seinen Werken immer tapferer und energischer sich durchringt. Um zu Raabe zu kommen und in Liebe und Verständnis bei ihm sich heimisch zu fühlen, ist sie der beste Führer und Berater. — Schriften über einzelne Vertreter der jüngeren Dichtergeneration dürfen wir summarisch behandeln. Eine feinsinnige Studie von Gustav Kühl gilt **Detlev von Liliencron** (mit Bildnis; Berlin, Gose u. Tetzlaff; Heft 21 der „Modernen Essays"; Preis 50 Pf.), den der Verfasser nach seinen Dichtungen als Naturalisten, Romantiker und Symboliker charakterisiert. — Einen anderen Lyriker und Novellisten der Gegenwart, der immer noch viel zu wenig bekannt ist: **Prinz Emil von Schoenaich-Carolath**, würdigt Prof. Dr. Hermann Friedrich in einer Schrift, die die wichtigsten Dichtungen dieser eigenartigen und vornehmen Künstlernatur voller Schönheitssehnsucht und tiefsinniger Weltbetrachtung einzeln analysiert (mit Bildnis; Berlin, Siegfr. Cronbach). — Mit sehr kritischen Augen zeigt sich Harry Jung bewaffnet, wenn er in einer kleinen Schrift **Hermann Sudermann** und seine Schöpfungen in chronologischer Reihenfolge durchnimmt (Minden i. W., C. Marowsky; Preis 60 Pf.), nicht ohne von fast allen seinen Werken (bis auf das Drama „Es lebe das Leben!") eine Inhaltsangabe einzuflechten. Sein Endurteil fällt sehr nichtachtend aus. — Auf die interessante Parallele zwischen Sudermanns Roman „Frau Sorge" und Frenssens „Jörn Uhl" ist in letzter Zeit an verschiedenen Stellen hingewiesen worden, von einigen mit der mehr als merkwürdigen Schlußfolgerung, daß hier eine bedenkliche „Abhängigkeit" vorläge. Wie fest und eigenwüchsig Frenssen dagegen in seinem eigenen Boden wurzelt, das mag man sich aus zwei Schriften bestätigen lassen, die der glänzende Erfolg seines letzten Romans hervorgerufen hat, die aber nun auch zurückblicken und des Dichters Entwickelung verfolgen. So namentlich Dr. J. Loewenberg in seinem **Gustav Frenssen** (mit Bildnis; Hamburg, M. Glogau jun.; Preis 50 Pfg.), während Theodor Rehtwisch, wohl der erste, der zusammenhängend und ausführlicher über Frenssen geschrieben hat, in seiner gleichlautend betitelten Studie mehr das Biographische berücksichtigt und sich dann wesentlich mit dem „Jörn Uhl" beschäftigt (mit Bildnis, Faksimile und zwei Abbildungen; 2. Auflage, Berlin, Alex. Duncker; Preis 1 Mk.). — Auch die Jüngstdeutschen finden schon ihre Biographen. So haben wir von Dr. Karl Hans Strobl eine kleine Schrift über **Arno Holz**, die den Dichter auf dem Hintergrunde oder besser: im Vordergrunde der „jüngstdeutschen Bewegung" sieht (Berlin, Gose u. Tetzlaff; Heft 19 der „Modernen Essays"; Preis 50 Pfg.), sowie zwei Essays über **Richard Dehmel**, den Lyriker; von ihnen kommt der Walther Furchts (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; Preis 1 Mk.) in einer Vergleichung seines Helden mit Goethe und Lenau zu dem Ergebnis, daß Goethes einseitiger Optimismus und Lenaus einseitiger Optimismus erst in Dehmel ihre harmonische Vereinigung feierten, während Arthur Moeller-Bruck, im ganzen zwar gleichfalls von glühender Bewunderung für den Dichter erfüllt, etwas objektiver und kritischer zu Werke geht (Berlin, Schuster u. Loeffler; Preis 50 Pfg.). — In den Kreis jener lyrischen Stilisten, die sich um **Stefan George** scharen, und die wir früher einmal im Zusammenhange betrachtet haben, führt uns Dr. Ludwig Klages mit einer Schrift über ihren Führer (Berlin, Georg Bondi; Mk. 2.50). Bei einer so mystischen Erscheinung, wie der Dichter des „Jahres der Seele" es ist, täte eine von allgemeinen, geläufigen Gesichtspunkten ausgehende Einführung in den fremden Kunstkreis wohl not; mit gesuchter Vornehmheit wendet sich Klages aber nicht an die „Vielen", die Fernstehenden, sondern vielmehr an „jene Schicht, die, obschon sie innerlich teilhat, durch unverstandene Ceremonie abgeschreckt zwischen Verwunderung und Scheu verharrt". Man wird sich deshalb zunächst lieber mit den Dichtungen dieser Preziösen selbst bekannt machen — sie sind in demselben Verlage erschienen — und sich dann fragen, ob sich eine nähere, literarhistorische Beschäftigung mit ihnen lohnt.

Ein paar literarhistorisch-biographische Werke über Einzelerscheinungen des ausländischen Schrifttums mögen sich anreihen. Bald nach Björnsons siebzigstem Geburtstage (8. Dezember v. Js.) ist uns das erste auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Lebensbild **Björnstjerne Björnsons**, von dem Norweger Chr. Collin, auch in deutscher Übertragung zugänglich geworden (übersetzt von Cläre Mjöen; 2 Bände, geh. je 4 Mk., geb. Mk. 5.50; München, Alb. Langen). Der bisher nur erschienene erste Band behandelt, geschmückt und erläutert durch 22 Abbildungen, Björnsons Jugend und Werden (1832 bis 1856). Collin, seit vielen Jahren mit Studien über Björnson und seine Zeit beschäftigt, hat alles zu sammeln gesucht, was über des Dichters Leben und Werke an Ort und Stelle aufzuspüren war. Eine reiche Fülle von mündlichen und brieflichen Mitteilungen werfen besonders über Björnsons Kinderjahre und Jugend, sowie über die Entstehung seiner Jugenddichtungen neue Lichter. Der Verfasser hat besonderes Gewicht darauf gelegt, den Ursprung und die allmähliche Entwickelung der Werke aufzuhellen und das Verhältnis zwischen Leben und Dichten zu beleuchten. Gerade darüber tappten wir bisher noch ziemlich im Dunkeln. So stellt sich diese erste große Björnsonbiographie als ein Quellenwerk ersten Ranges dar, unentbehrlich für den historischen Forscher und gleichzeitig ein fesselndes Lebens-

bild, in das auch der gebildete Laie sich mit Genuß vertiefen wird. Den abschließenden zweiten Band werden wir schon demnächst erwarten dürfen. — Eine in demselben Verlage erschienene Einzelschrift desselben Verfassers stellt in fesselnder ästhetisch-kritischer Untersuchung **Björnsons Drama „Über unsere Kraft" und die griechische Tragödie** in Vergleich zueinander, um in beiden eine tiefe und unwillkürliche Verwandtschaft der Grundideen zu finden. — Neben der grundlegenden und umfassenden Arbeit von Collin wird man die früher erschienenen kleineren Schriften über Björnson nicht vergessen dürfen. Georg Brandes vor allem hat für das Verständnis des Dichters in Deutschland viel getan; seine aus verschiedenen Jahren stammenden Aufsätze über den Dichter sind jetzt in einer Broschüre zusammengedruckt und leicht zugänglich (übersetzt von Ida Anders; Berlin, Gose u. Tetzlaff; Heft 11/12 der „Modernen Essays"; Preis 1 Mk.). — Dieselbe Sammlung (Heft 15) bringt aus Professor Dr. Thomas Achelis' Feder eine Monographie über **Leo N. Tolstoi**, die sich, dem Spezialgebiet des Verfassers entsprechend, wesentlich den philosophisch-ethischen Grundzügen in Tolstojs Lebenswerk zuwendet; der Herausgeber der



Cornelia Goethe.

Sammlung, Dr. Hans Landsberg, hat im Anhang dazu eine Übersicht über die russische, französische, englische und deutsche Tolstoj-Literatur hinzugefügt. — Weitere Hefte der Sammlung (Nr. 14 und 16) sind zwei reizvollen Sonderlingsgestalten der Literatur, dem Holländer **Multatuli** (Eduard Douwes Dekker) und dem Amerikaner **Walt Whitman** gewidmet. Jenen hat S. Lublinski charakterisiert, diesen hat Edmund Gosse nach einem Besuch mehr intim-persönlich als literarisch-kritisch silhouettiert. Auch hier danken wir dem Herausgeber eine Zusammenstellung der weit verstreuten Literatur. Der Aufsatz von M. Wilhelm in den „Monatsheften" (November 1902) bleibt nachzutragen. — Von den englischen Dichtern der Neuzeit ist uns in jüngster Zeit **Byron** durch ein paar gute Schriften besonders nahe gerückt worden. Professor Wilhelm Wetz hat sein Leben in der Einleitung zu den Hesseschen Klassikerausgaben eingehend und liebevoll erzählt, Rich. Ackermann ihn mehr literarisch gewürdigt. Zu diesen Arbeiten gesellt sich jetzt eine Biographie des Dichters von Emil Koeppel, Professor der englischen Philologie an der Universität Straßburg. Das leicht lesbar geschriebene Buch, ein würdiges Seitenstück zu desselben Verfassers „Tennyson", vereinigt beides: es entwirft ein farbenreiches, anschauliches Lebensbild des Dichters und analysiert zugleich seine Werke, eins aus dem anderen erklärend und auf das andere beziehend. Der schwierige Stoff hat hier eine Meisterhand gefunden, die bei aller Kürze (250 S.) ein geschlossenes Bild voll Gehalt und Leben gibt (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 44. Band der „Geisteshelden"; geh. Mk. 3.60, in Leinen geb. Mk. 4.80). — Die französische Literatur ist mit zwei Dichterbiographien vertreten: Nikolaus Welter hat uns, wie vor einigen Jahren von Frederi Mistral, dem provençalischen Dichter der lieblichen Mirèio (Marburg, N. G. Elwert), so jetzt von dessen Landsmann, Freund und poetischen Genossen **Theodor Aubanel** (geb. 1829), dem provençalischen Sänger der Schönheit, ein erschöpfendes, mit vielen intimen Zügen ausgestattetes Lebensbild entworfen und damit einen neuen wertvollen Baustein zu der interessanten Geschichte der Feliber-Bewegung in Frankreich geliefert, eines Seitenflügels der französischen Literatur, der für gewöhnlich nur allzusehr, auch im eigenen Lande, vernachlässigt wird. — Eine kleine biographisch-kritische Schrift über **Alphonse Daudet** von Dr. Benno Diederich, dem Verfasser einer großen Daudetbiographie (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter]), mag im Anschluß daran anerkennend erwähnt werden. —

Zwei Frauen-Lebensbilder sollen dieser Rundschau über das weite Reich der Biographie den Abschluß geben. Sie gehören zwei verschiedenen Jahrhunderten an, während deren Beruf und Los der Frauen keine unbeträchtliche Wandelung erfahren haben; wer will, mag daher in den Persönlichkeiten, die hier nebeneinander gestellt werden, zugleich Typen für gewisse Grundströmungen ihrer Zeit erblicken. In das klassische Humanitätszeitalter führt uns das Lebensbild, das Georg Witkowski von **Cornelia, der Schwester Goethes** zeichnet (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening; geh. Mk. 5.50, geb. 7 Mk.). Das Werk, schon früher hier in

anderem Zusammenhange erwähnt, ist bedeutsam genug, um noch ein paar Worte näherer Kennzeichnung fordern zu dürfen. Mit Goethes Schwester ging es uns ähnlich wie mit Goethes Vater, dem vielgeschmähten Herrn Rat: wir sahen wie diesen auch sie eigentlich nur mit den Augen des Dichters. Die historische Gerechtigkeit, deren Forderungen mit dem zunehmenden Reichtum an literarischen Quellen aus der Goethezeit wuchsen, verlangte wie dort so auch hier gebieterisch eine Revision. Wir dürfen uns freuen, daß kein wohlmeinender Dilettant diese Aufgabe eilfertig ergriffen, sondern daß sie von vornherein ein in der Goetheforschung erprobter Mann der Wissenschaft in die Hand genommen hat. So wandern wir mit diesem Buche von Anfang bis zu Ende auf festem, zuverlässigem Boden. Und wenn wir mit der von Blatt zu Blatt fesselnder werdenden Lektüre fertig sind, sehen wir die freilich immer noch problematische Natur in wesentlich anderem Lichte als zuvor. Die Quellen, aus denen Goethe das „unbegreifliche", „undefinible" Wesen seiner Schwester abzuleiten sucht, sind die allzu strenge Erziehung des Vaters, die verzweifelte Ungeduld infolge des Mangels an Schönheit bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften und die fehlende Sinnlichkeit. Doch genügen ihm selbst diese Momente nicht, um die sonderbare Mischung von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, von klarem Verstand und schwärmerischer Gefühlsseligkeit, von Verlangen nach Hingabe und Unfähigkeit, sich hinzugeben, in Cornelia zu erklären. Am merkwürdigsten erscheint sein Versuch, den tiefen Untergrund ihrer Natur in einen Satz zu fassen: „Wundersame Natur meiner Schwester; man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung." Man schrickt, heißt es bei Witkowski, bei diesen Worten zusammen. Ein menschliches Dasein ohne diese drei Stützen müßte von Anfang bis zu Ende Verzweiflung sein. Erstaunt sieht man jedoch, daß Goethe im „Wilhelm Meister" der Therese, einer seiner wackersten, lebensfrohesten Frauengestalten, von dem erfahrenen Jarno ebenfalls die drei schönen Eigenschaften völlig absprechen läßt. „Statt des Glaubens", sagt er, „hat sie die Einsicht, statt der Liebe die Wahrheit und statt der Hoffnung das Zutrauen." Dadurch wird klar, was Goethe mit jener auf den ersten Blick so niederschmetternden Charakteristik seiner Schwester meint. Er findet in ihr den Mangel an Illusionsfähigkeit, den überwiegenden Verstand; mit anderen Worten, was die Natur dem Bruder in so schöner, reicher Fülle gegeben hatte, damit hatte sie bei der Schwester allzu bitter gekargt. Und mehr noch: sie hatte ihr mit dem Mangel zugleich auch das Gefühl des Mangels gegeben. Allzu klar erkannte Cornelia den Abstand von ihrer Umgebung, und in den Jahren des Leidens verlor sie die Fähigkeit, das bescheidene Maß von Glück, das ihr zu teil geworden, zu würdigen. So ward ihr Lebensabend vom Dunkel der Schwermut umhüllt. Wie er sie zuletzt gesehen, lebte ihr Bild in Goethe, als er es in „Dichtung und Wahrheit" zeichnete. Wir sehen es, wie gesagt, mit Hilfe dieser Biographie jetzt anders, neben dem Schatten auch das Licht, neben der Strenge und Herbheit auch die Anmut. Vielleicht hätte Cornelia in einem für weibliche Betätigung freieren Zeitalter die Möglichkeit gefunden, ihre Gaben besser auszubilden und zu nutzen, als es ihr in dem eng gebundenen Kreis der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts vergönnt war.



Hedwig von Holstein.

Wie eben, friedlich und sonnig breitet sich, verglichen mit dem Corneliens, das Leben **Hedwig von Holsteins** aus, die sich selbst am Ende ihrer Tage **Eine Glückliche** genannt hat! Nach ihren Briefen und Tagebuchblättern hat unter diesem Titel nunmehr treue Freundeshand ihre Erlebnisse und Schicksale der Nachwelt übermittelt (Leipzig, H. Haessel; zweite vermehrte und verbesserte Auflage; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Hedwig von Holstein, geb. Salomon, war die Witwe des feinsinnigen, früh verstorbenen Komponisten Franz von Holstein (geb. in Braunschweig 1826, gest. in Leipzig 1878), eine edle Frau von impulsiver Natur, beweglicher Phantasie, zeit ihres Lebens von dem einen großen Wunsch beseelt, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, allem Schönen und Guten mit offener Seele zugewendet. Sie hat die Schranken des Hauses nie mit stürmender Hand durchbrochen, aber — wie fruchtbar wird der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß. Ihr Wohltun hatte etwas Stählendes, zur Tätigkeit Spornendes; ihr Mitleid nichts Niederdrückendes, De-

mütigendes, eher etwas Erhebendes und Adelndes. Aus Wirrsal und Unklarheit einer schwärmerischen Jugend steigt ihre Individualität bald zu voller Harmonie empor, die eine glückliche Liebe vollkommen macht. Ihre Briefe aus der Zeit ihrer Braut- und kurzen Ehezeit geben sich ganz den Eindrücken des bunten, von Reisen und erlesenen Musikgenüssen gewürzten Lebens hin. Dann, früh verwitwet, kehrt sie zu den Bestrebungen zurück, die sie vor ihrer Ehe beseelt hatten: 1866 widmete sie sich in aufopfernder Weise der Pflege der Verwundeten. Von jetzt an gibt es für sie nur noch die eine Aufgabe: zu raten, zu trösten, aufzurichten, zu fördern und wieder lebensfroh und -tüchtig zu machen ... Ein Hauch des Glückes strömt aus diesem Buche, der eines belebenden und beseligenden Einflusses auf die Leserinnen nicht verfehlen wird, so sehr sich die Ideale der Frauenbetätigung inzwischen auch schon wieder gewandelt haben mögen. F. D.

Kleine Mitteilungen.

Von Maxim Gorkis „Nachtasyl", dessen dramatische Aufführung uns bereits Gelegenheit gegeben hat, es ausführlich zu besprechen (vergleiche „Dramatische Rundschau", Märzheft 1903, S. 904), liegt nunmehr auch die Buchausgabe in deutscher Übersetzung von August Scholz vor (München, Dr. J. Marchlewski u. Co., Verlag nordischer und slavischer Literatur). Zur Charakteristik der Dichtung und zur nachträglichen Ergänzung der Besprechung seien ein paar Stellen angeführt:

Natascha (zu dem greisen Pilger Luka): Wie gut du bist, Großväterchen. Wie kommt es, daß du so gut bist?

Luka: Gut bin ich, sagst du? Na ... 's ist doch nicht so, denk' ich ... ja! Siehst du, Mädel, es muß doch auch einer da sein, der gut ist. ... Wir sollen Erbarmen haben mit den Menschen! Christus, siehst du — der hatte Erbarmen mit allen und hat's auch uns so befohlen. Zur rechten Zeit Erbarmen haben — glaub' mir's, es ist immer gut! Da war ich z. B. mal als Wächter in einem Landhaus angestellt, bei einem Ingenieur, nicht weit von der Stadt Tomsk in Sibirien ... Na, schön! Mitten im Walde stand das Landhaus, eine ganz einsame Gegend ... und Winter war's, und ich war ganz allein in dem Landhaus. Schön war's dort — ganz prächtig! Und einmal hör' ich, wie sie näher schleichen!

Natascha: Diebe?

Luka: Ja. Sie schleichen also näher, und ich nehme meine Büchse und trete ins Freie ... Ich sehe, es sind zwei Mann ... eben steigen sie in ein Fenster ein und sind so eifrig bei der Sache, daß sie mich gar nicht sehen. Ich schrei' auf sie los: Heda! ... Macht, daß ihr fortkommt. ... Und sie stürzen, denkt euch, auf mich mit 'nem Beil los ... Ich warne sie — Halt! ruf' ich, sonst geb' ich Feuer! ... Und dabei leg' ich bald auf den einen, bald auf den anderen an. Sie fallen auf die Knie, heißt das: Verschone uns! Na, ich war mächtig tückisch ... wegen des Beils, weißt du! Ihr Waldteufel, sag' ich, ich hab' euch fortjagen wollen — und ihr seid nicht gegangen! ... Und jetzt, sag' ich, mag mal einer von euch im Busch drüben Ruten holen! Sie tun's. Und nun befehl' ich: Einer von euch lege sich hin, und der andere mag ihn prügeln! Und so haben sie auf mein Geheiß sich gegenseitig durchgeprügelt. Und wie sie jeder ihre Tracht Prügel weg haben, da sagen sie zu mir: Großväterchen, sagen sie, gib uns ein Stück Brot, um Christi willen! Nicht 'nen Bissen haben wir im Leibe. Das waren nun die Diebe, meine Tochter ... (lacht) die mit 'nem Beil auf mich losgegangen waren! Ja ... ein paar prächtige Jungen waren's ... Ich sage zu ihnen: Ihr Waldteufel, hättet doch gleich um Brot bitten sollen! Da meinten sie: 's war uns schon über ... man bittet, bittet, und kein Mensch gibt was ... Da geht einem die Geduld aus! ... Na, und so blieben sie also bei mir, den ganzen Winter. Der eine — Sepan hieß er — nimmt gern mal die Büchse und geht in den Wald ... Und der andere, Jakow mit Namen, war immer krank, hustete immer ... Zu dreien, heißt das, bewachten wir so das Landhaus. Und wie der Frühling kam, da sagten sie: Leb' wohl, Großväterchen! Und machten sich auf ... nach Rußland ... Ein paar prächtige Jungen! Hätt' ich kein Erbarmen mit ihnen gehabt, wer weiß, wie's gekommen wäre! Erschlagen hätten sie mich vielleicht ... Dann wären sie vor Gericht gekommen und ins Gefängnis und nach Sibirien zurück ... wozu das? Das Gefängnis lehrt dich nichts Gutes, und auch Sibirien lehrt dich's nicht ... aber ein Mensch — der kann dich was lehren, ja! Ein Mensch, der kann dich das Gute lehren ... sehr einfach! ...

Und an einer anderen Stelle heißt es:

Alle, mein Lieber, alle leben einzig um des Tüchtigsten willen! Darum sollen wir auch jeden Menschen respektieren ... Wissen wir doch nicht, wer er ist, wozu er geboren wurde, und was er noch vollbringen kann. Vielleicht wurde er uns zum Glück geboren, zu großem Nutzen ... Ganz besonders aber müssen wir die Kinder respektieren ... die kleinen Kinderchen! Die Kinderchen müssen Freiheit haben ... Laßt die Kinder sich ausleben ... respektiert die Kinder!



Dramatische Rundschau

Der dramatischen Kunst ist in den letzten Wochen das gefährlichste geschehen, was ihr überhaupt zugefügt werden kann: feindliche Gewalten haben ihre Kreise verwirrt, in das Konzert ihrer Stimmen sind von fremden Instrumenten fremde Töne erklungen, die den reinen Zusammenklang nur stören konnten. Das Klagelied über den alten bösen Feind, die Polizeizensur, ist so oft gesungen worden, daß man sich fast scheut, es vor einem gebildeten Publikum abermals anzustimmen. Doch scheint mir dabei eins allzusehr außer acht gelassen zu sein: die Tatsache nämlich, daß die Zensur der echten Kunst viel weniger durch das schadet, was sie der Öffentlichkeit vorenthält, als vielmehr durch die sensationelle Erregung, mit der sie das Urteil des Publikums, und durch die Nervosität, mit der sie Herz und Hand der Schaffenden verwirrt. Hier wie dort läßt sie einen unholden Bodensatz zurück, der den reinen Becher, die Freude des Schaffens wie die des Genusses, vergiftet. Aber der Feind droht nicht nur von außen; auch drinnen, in der Brust der Künstler selber, wütet sein Stachel. Der Zensur reicht die Kritik die Hand, nicht die berufsmäßige Kritik derer, die außerhalb des Kunstwerkes stehen, die es — Ehrlichkeit und Makellosigkeit des Urteils vorausgesetzt! — als ein fremdes Produkt auf sich wirken lassen, um es am Ende hoch oder niedrig zu bewerten, sondern die Kritik derer, die selber schaffen, die ängstlich auf das Echo horchen, das ihre Schöpfungen in der Öffentlichkeit hervorrufen, und, wenn es ihnen nicht gefällt, darauf Einfluß auszuüben suchen. Diese Antikritik oder Kritik der Kritik kann auf verschiedene Weise erfolgen. Die harmloseste und zugleich tapferste Art scheint mir die zu sein, die Sudermann gewählt hat. Mag er sich im Ton und in den Mitteln seiner Beweisführung noch so sehr vergriffen haben, als er auf eine einreißende „Verrohung in der Theaterkritik" öffentlich glaubte hinweisen zu müssen, das eine war ihm klar, und er hat danach gehandelt: der Kritiker, sagte er sich, muß von dem Schaffenden möglichst scharf geschieden werden; wenn ich als öffentlicher Ankläger auftrete, so muß ich das Instrument des Dichters beiseite legen, als Kritiker muß ich eine andere Feder und ein anderes Tintenfaß benutzen als die, mit deren Hilfe ich meine Dramen schreibe. Er hat sich denn auch, wie gesagt, in seinen „Zeitgemäßen Betrachtungen" über das heikle Thema, die jetzt übrigens auch als Buch vorliegen (Berlin und Stuttgart, J. G. Cotta), bemüht, sein künstlerisches Ich möglichst zum Schweigen zu bringen und allein den Publizisten sprechen zu lassen. Darum habe ich es bedauert, daß nicht wenigstens alle die Entgegnungen, die nicht von den zunächst Angegriffenen kamen, mit dem Satze begannen: der Dramatiker Sudermann geht uns hier gar nichts an; wir haben es allein mit dem Publizisten Sudermann zu tun ... Doch das nebenbei: sein Temperamentsvergehen, wenn es überhaupt eins ist, verblaßt neben dem eines anderen, der seinen ganz persönlichen Groll über vermeintliche kritische Geringschätzung in das Gewand eines Dramas kleidet, um von den Bühnen Deutschlands herab, also von dem geweihten Boden der Kunst, seine billigen Rachepfeile auf die Presse zu schleudern, die seiner Autoreneitelkeit nicht devot genug die Schleppe getragen hat.

Otto Ernst, der Verfasser der Preßkomödie „Die Gerechtigkeit" (Buchausg. bei L. Staackmann, Leipzig), hat von jeher einen starken Zug zur aufgeregten Phrase, zum verstandesspitzen Räsonnement wie zur thesenhaften Berechnung in sich getragen; an ursprünglicher dichterischer Quell- und Triebkraft gab es bei ihm niemals viel zu verschütten. Er war von Anfang an mehr sentimentalisch als naiv, hat sich von Anfang an mehr an das Papier als an das blühende Leben gehalten. Sein „Flachsmann" und seine „Größte Sünde" waren im Grunde ebenso abstrakt und tendenziös erklügelt wie seine „Gerechtigkeit". Der Inhalt dieses mittlerweile über viele deutsche Bühnen, auch über die des Berliner Königl. Schauspielhauses gegangenen Stückes: die niedrigen Intrigen eines Revolverblattes wider den Komponisten Franck, dessen mit Hilfe eines verständnisvolleren Publikums erkämpfter Sieg

und die vernichtende Blamage, mit der die Preßbanditen das Schlachtfeld räumen müssen, ist zu bekannt, als daß er hier noch ausführlich erzählt zu werden brauchte. Auch spielt die eigentliche dramatische Handlung für die Beurteilung des Falles eine gänzlich untergeordnete Rolle; die Begleitumstände, Motive und Tendenzen des Stückes interessieren uns weit mehr als die fünf oder jetzt nach der zahmeren Umarbeitung vier Akte, die sich vor uns abspielen. Dafür sind keine fremden, barbarischen Zufallsmächte verantwortlich zu machen, sondern allein der Verfasser selbst geigt die schrillen Dissonanzen in die Melodie — c'est le ton, qui fait la musique. Was für ein Zwitterding zu stande kommt, wenn Kunst sich in Kritik verwandelt, in eine kritische Selbstverteidigung wider vermeintliche Ungerechtigkeiten, dafür ist diese „Gerechtigkeit" ein klassisches Beispiel. Otto Ernst wettert gegen die Gehässigkeit der „Schandpresse", die um kleinlicher, egoistischer Rücksichten wegen mit der Ehre und dem Glück der Schaffenden spielt — aber tut er im Grunde etwas anderes? Auch bei ihm auf der Seite des Verfolgten eitel Licht und Sonnenschein — auf der Seite der neidischen, hämischen Verfolger höllische Finsternis. Das moderne Drama — haben wir uns eingebildet — habe ein für allemal dafür gesorgt, daß hinfort niemand, der künstlerisch ernst genommen zu werden beansprucht, sich wieder getrauen dürfe, zu der bequemen Schwarz-Weiß-Malerei zurückzukehren, die die Tugend in lichte Engelsgewänder, die Bosheit in pechrabenschwarze Teufelskleider steckt. Die neue Kunst — haben wir uns eingebildet — würde sich bemühen müssen, die Menschen so gemischt aus Gutem und Bösem zu sehen, wie das Leben sie uns zeigt, und gerade in der Kompliziertheit die feinen Nuancen aufzudecken, haben wir für die Aufgabe gehalten, an der sich vorüberzudrücken keinem ernsten Dichter sein Gewissen mehr erlauben werde. Frommer Wahn! Otto Ernst kehrt unverzagt, als habe er davon nie etwas läuten hören, zu der reinlichen Scheidung zurück, deren sich die Marlitt mit so sicherem Erfolge bediente: seine Lumpen sind Lumpen, seine Tugendbolde sind Tugendbolde. Darf man irgendwo von Parteilichkeit reden, so hier. Denn schutz- und wehrlos sind die armen Opfer dieses Dramatikerzornes seinem Messer ausgeliefert; sie müssen stillhalten, bis der Dichter triumphierend ihren Skalp in den Händen schwingt und ihn auf dem Altare des unschuldig Verfolgten niedergelegt hat. Dieser unschuldig Verfolgte, der Wohltäter der Menschheit, den die Preßtreibereien zu Grunde richten möchten, heißt im Stücke Felix Franck; im Leben und in Wirklichkeit würden wir ihn anders rufen. Und wem gilt denn eigentlich dieser pathetische Feldzug? Otto Ernst wird nicht müde, immer wieder und wieder zu betonen, im umgearbeiteten Stück selbst wie in Zuschriften an die Zeitungen, daß er nicht daran gedacht habe, nicht daran denke, die anständige Presse zu treffen — zum Überfluß habe er in seiner Komödie ja auch ein paar Vertreter journalistischer Ehrlichkeit und Tüchtigkeit zu Worte kommen lassen. Nur die „Revolverpresse" habe er treffen wollen; nur der „Schandpresse" gelte sein Zorn. Und darum eine fünfaktige Komödie? Eine „Komödie", die sich nur so nennt, um das schwere Geschütz ihres sittlichen Pathos am Ende vor sich selber wie vor dem Publikum nicht gar zu lächerlich erscheinen zu lassen? Schießt man auf Spatzen mit Kanonen? O nein, Otto Ernst meinte die Presse im allgemeinen, als er von seiner Muse sich mit Schwert, Lanze nnd Hellebarde wappnen ließ; man braucht nur hinzuhorchen, bei welchen Tiraden seine Stimme am erregtesten klingt, wo sein beleidigtes Ich am lautesten sich empört ... Noch einmal: wir werden uns nicht darüber täuschen lassen, daß Otto Ernst in seinem letzten Werk eine oratio pro domo gehalten, daß er sich ein Bekenntnis und ein Plaidoyer von der Seele gewälzt hat, das eigentlich nur autobiographisches Interesse bietet. Leider ist die Persönlichkeit des Autors literarisch noch nicht gewichtig genug, um ein solches Unternehmen zu rechtfertigen.

Wie die Kritik der Kritik, so fälscht auch die Zensur die künstlerischen Werte. Von zwei Dramen, die die Zensur verfolgt, ist in den letzten Wochen und Monaten so viel die Rede gewesen, Neugier und Sensation im Bunde haben so viel daran herumgetiftelt und gedeutelt, so viel in sie hinein interpretiert, daß es schwer fällt, sich durch den papiernen Brei hindurchzuschlagen und rein die Sache ins Auge zu fassen. **Paul Heyses** Drama „**Maria von Magdala**" (Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart) schalten wir dabei zunächst aus, weil es eine eingehende, gesonderte Betrachtung verdient und weil es wohl beanspruchen darf, nach einer vollendeteren Bühnenaufführung beurteilt zu werden, als ihm die Darstellung des Hamburger „Thaliatheaters" vorerst zu geben vermochte. Dagegen gehört **Max Dreyers** „**Tal des Lebens**", das wir in einer Privatmatinee des Berliner „Deutschen Theaters" in fast unverdient guter Aufführung kennen gelernt haben, durchaus in das Quodlibet der freiwilligen und unfreiwilligen Komödien und Schwänke, die sich in dieser „Dramatischen Rundschau" der Faschingzeit nun einmal zusammenfinden (Buchausgabe bei Georg Heinrich Meyer, Berlin). Sehen wir zunächst einmal von allen äußeren Zufälligkeiten ab, die sich um das Stück gerankt haben, und betrachten zunächst allein den Inhalt. Das „Tal des Lebens" ist eine Art idealisierten Spreewaldes, in ein mitteldeutsches Duodezländchen des achtzehnten Jahrhunderts verlegt. Es liefert dem Städtchen seit Menschengedenken die Ammen, dralle, rotbäckige Dirnen, die in ihrem Beruf keine Sünde erblicken, ihn vielmehr mit allerlei schönen Bräuchen schmücken und weihen. Soeben ist man wieder dabei, den „Ammenkönig", den Vater eines am 1. Mai getauften Sonntagsbuben, zu küren und zu kränzen, da schickt der Hof eine Keuschheitskommission ins Dorf mit dem Gebot, daß hinfort jede un-

eheliche Geburt mit dem Tode an der Mutter geahndet werden solle. Man weiß wohl, warum. Auf dem Throne sitzt ein Markgraf, dem alle Lebenselexiere seines Leibmedikus nicht zu dem ersehnten Erben verhelfen wollen und der sich deshalb dies Geschenk durch Förderung der öffentlichen Sittlichkeit glaubt verdienen zu können. „Der Himmel kann doch nicht wollen, daß mein schönes Land preußisch wird! ... Ich sah ihn immer lächeln, Friedrich, den seine Flatteure ‚den Großen' nennen, lächeln mit seinem süffisanten Gesicht. Herrgott, bescher' mir einen Leibeserben." Bei der Empörung, die die unholde Botschaft im „Tal des Lebens" hervorruft, vergißt sich Hans Stork, der Ammenkönig, so weit, daß er einem der markgräflichen Husaren den Säbel aus der Scheide reißt. Er wird zur Strafe dafür selber unter die Soldaten gesteckt, und weil er als unsicherer Kantonist verdächtig ist, weist ihm des Markgrafen Weisheit auf der Schloßwache den Platz just vor den innersten Gemächern an, dort, wo die junge hübsche Markgräfin, von ihren schläfrigen Kammerherren und Hofpoeten nur schlecht unterhalten, ihre einsamen Tage vertrauert. Hans Stork aus dem „Tal des Lebens" ist eine Sensation in ihrem trübseligen Dasein, Jugend findet sich zu Jugend — das weitere und übrige verlegt der dezente Dichter in den „Pavillon hinter der Grotte am Schwanenteich" und in den Zwischenakt. Das Resultat verkünden zu Anfang des um neun Monde später spielenden vierten Aktes die bekannten 101 Kanonenschüsse. Der Markgraf schwelgt in Vaterfreuden, und das ganze Ländle soll daran teilhaben. So kommt er ins „Tal des Lebens", um sich eine Amme für den Erbprinzen zu holen, und da mit dem Ehering keine zu haben, nimmt er am Ende auch eine ohne Ehering: „Soll ich meinen Buben jetzt vielleicht mit preußischer Milch aufziehen lassen?" In die allgemeine Amnestie, die damit ausgesprochen, ist auch der inzwischen mit Beihilfe der Markgräfin glücklich desertierte Hans Stork einbegriffen ... Man wird mir recht geben, wenn ich diese zum Teil denn doch über Gebühr lockeren Vorgänge überhaupt nicht als „Drama" gelten lasse. Drama ist Entwickelung einer Handlung aus der inneren Konsequenz der Verhältnisse und Charaktere; hier aber sehe ich nicht mehr als einen recht bedenklichen Witz, eine pikante Anekdote, die ein von seinem Bühnenehrgeiz übel beratener loser Schalk aufs Theater schleppt, wo sie sich selber ihre Pointe mordet. Von der Kleinlichkeit und Peinlichkeit der hahnebüchen karikierten Hofscenen ganz zu geschweigen, auch die Scenen und Menschen im „Tal des Lebens" lassen von der saftigen Natur und der lachenden Lebensfreudigkeit, die Dreyer sonst wohl bewiesen hat, wenig erkennen. Was für einen bunten, kraftstrotzenden Wirbeltanz der frohen, daseinslustigen Kreatur könnte hier ein mit der Poesie unserer deutschen Landschaft und unseres deutschen Volkstums gesättigter Dichter entfesseln! Aber die hohen Namen aus unserer deutschen Dichtung, die wenn nicht auf der Bühne, so doch im Roman und in der Novelle Ansätze zu dieser urwüchsigen deutschen National- und Charakterkomödie geliefert haben: Reuter, Keller, Raabe — sie wollen einem angesichts dieser possierlichen Armut kaum recht über die Lippen. Karg, dürr, leer ist dieser „historische Schwank"; aber — „ein gefährlicher Angriff auf die öffentliche Sittlichkeit", wie ein Verteidiger der Zensur vor dem Oberverwaltungsgericht gesagt hat? Dafür scheint er mir den Narrenstempel der Karikatur denn doch gar zu deutlich auf der Stirn zu tragen. Das Publikum und die Kritik würden ihn in seiner Nichtigkeit und Operettenhaftigkeit schon erkannt und an den Pranger gestellt haben. Die Zensur aber mit ihren grellen Scheinwerfern gibt dieser und mancher ähnlichen Belanglosigkeit, wie ein Beobachter deutscher Verhältnisse aus der Ferne richtig gesagt hat, einen „weithin leuchtenden Schimmer", den sie weder im Guten noch im Bösen zu rechtfertigen vermögen.

Was Dreyer auf norddeutsche, das sagt **Ludwig Thoma** auf süddeutsche Art. Die Schnurre, die er in seiner leider drei-, nicht einaktigen Komödie „**Die Lokalbahn**" erzählt (Buchausgabe bei Albert Langen, München), könnte in einem unserer humoristischen Wochenblätter, in den „Fliegenden", im „Schalk" oder im „Dorfbarbier" gestanden haben: Dornstein soll eine Eisenbahn erhalten, doch die Anlage des Bahnhofes, dreiviertel Stunden vom Weichbild der Stadt, paßt der Bürgerschaft nicht. Da macht der tapfere Stadtvater sich auf, beim Minister „vorstellig zu werden". Aber vor der hohen Excellenz knickt er zusammen; „Grüß Gott!" und „Ade!" ist alles, was er hervorbringt. Wieder daheim, wird er von der ungeduldigen Erwartung seiner Bürger fast erdrückt. Soll er ihr gläubiges Vertrauen enttäuschen? Wenn er schon nicht leugnen kann, daß alles halt beim alten bleibt, so will er doch wenigstens seinen Dornsteinern den schönen Glauben lassen, daß ihr Bürgermeister ein mutiger Kerl sei. Und so erfindet er sich denn eine kräftige Rede, mit der er dem Minister gehörig unter die Augen geleuchtet habe. Darob allgemeine Begeisterung, Fackelzug und Liedertafelständchen: „Wer hat dich, du schöner Wald?" Aber im nüchternen Licht des nächsten Morgens scheint den guten Dornsteinern der bürgermeisterliche Männerstolz vor Ministersesseln denn doch bedenklich. Wer weiß — mit großen Herren ist nicht gut Kirschenessen —, vielleicht bekommen sie nun überhaupt keine Bahn und auch keine Lateinschule. Der Herr Bürgermeister hätte wohl etwas sachter auftreten können! Genug, die Stimmung in Dornstein ist über Nacht gründlich umgeschlagen: der korrekte Amtsrichter, des blonden Bürgermeistertöchterleins Bräutigam, zieht sich aus Sorge um seine Carriere zurück, die Stadtverordneten kommen und beklagen sich über die allzu schroffe Opposition. Bis endlich der ob so jähen Glückswechsels ganz verdatterte Bürgermeister verspricht, in einer zweiten Audienz beim Herrn Minister Pater peccavi zu sagen. Die

Dornsteiner sind gerührt durch diese Selbstüberwindung; der korrekte Adolf, inzwischen über den loyalen Sachverhalt aufgeklärt, kehrt zurück; Liedertafel und Feuerwehr bringen eine neue Ovation. Zur Abwechselung singen sie diesmal: „Still ruht der See ...“ Die muntere Keckheit und Frische, die im ersten Akte dieser deutschen Philistersatire sprudelt, versiegt leider in den folgenden zwei; was vielleicht ein guter Einakter geworden wäre, wird ein ziemlich fader Dreiakter. Überhaupt: der umständliche Apparat der Bühne erdrückt solche Schmächtigkeiten. Aber alle flattern sie heutzutage, wie die Mücken in schwüler Sommernacht, in den lockenden Lampenschein des Theaters: Lyriker, Romanschriftsteller, Novellisten, Feuilletonisten und Anekdotenerzähler. Kein Wunder, daß sie sich die Flügel daran versengen. In München, der Heimat des Verfassers und der Heimat des Schwankes, wird uns versichert, hat „Die Lokalbahn“ außergewöhnlichen Beifall gefunden; in Berlin, wo wir sie in einer ganz süddeutsch gefärbten, vortrefflichen Aufführung des „Neuen Theaters“, mit der prächtigen Frau Marie Conrad-Ramlo aus München als Gast, kennen lernten, ist sie skeptischer und kühler aufgenommen worden. Dreyers „Tal des Lebens“ würde es in München wahrscheinlich ebenso ergehen. Das beweist uns, daß wir hier wie dort von dem heiß ersehnten und umworbenen Ideal der „deutschen Komödie“, für deren vis comica die Mainlinie doch kein Hindernis sein dürfte, noch immer weit entfernt sind. Aber bleiben wir einmal beim Wirklichen, und vergleichen wir Stücke wie die „Lokalbahn“ mit unseren sogenannten deutschen Lustspielen, mit den Werken der Blumenthal, Kadelburg und Lubliner! Dann erkennen wir doch, daß wir zwei verschiedene Pfade vor uns haben, die zu völlig verschiedenen Zielen trachten. Dort, bei Blumenthal und Genossen, die größere Gewandtheit und Eleganz, aber auch die größere Frivolität und oberflächlichere Witzelei — zumeist noch dazu über ernste Dinge wie Liebe und Ehe, nach französischem Muster —, hier, bei Thoma, Dreyer und anderen, die größere Tölpelei und Ungeschlachtheit der Form, aber auch ein wohliges Behagen am inneren deutschen Leben, eine aufkeimende Freude an der trotz aller Ecken, Knubben und Knorren herzhaft tüchtigen deutschen Natur. Ja, einige glückliche kräftige und frohsinnige Bedürfnisse spielen darin, die uns etwas von dem niederländischen Saft und Humor unserer leider nur allzu bescheidenen deutschen Komödie schmecken lassen, etwas von Hans Sachsens derb-gesunder Schalkspossе, von Kleists „Zerbrochenem Krug“, von Anzengrubers „Kreuzelschreibern“, von Hauptmanns „Biberpelz“. Mögen kecke Burschen wie Dreyer und Thoma den deutschen Philister noch so sehr hohnigeln, wir vergessen doch keinen Augenblick, daß sie mit ihm die Füße unter desselben Vaters Tische strecken. Der „ewige Student“ in ihnen macht sich lustig über die kleinstädtischen Liedertafeln und Kriegervereine mit ihren „Wer hat dich, du schöner Wald?“ und „Hipp, Hipp, Hurra“ oder über die selige Kleinstaaterei von Anno dazumal — aber wenn er einmal in guter Stunde so ganz bei sich selber ist, da singt doch auch er aus vollem Herzen das „Heil dir im Siegerkranz“ oder „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, und die Stimme zittert ihm vor frommer Wehmut: „Nur in Deutschland, ja nur in Deutschland.“ Das ist der Humor davon, sagt der tapfere Nym in Shakespeares Fünftem Heinrich.

Über das, was die Berichtzeit sonst noch an Scherzhaftigkeiten gebracht hat, darf Referat und Kritik eilig hinweggleiten. Adolf L'Arronge, der jetzt fünfundsechzigjährige Verfasser von „Mein Leopold“, kehrte mit dem „Sanatorium Siebenberg“ (erste Aufführung am „Berliner Theater“) zu seinem heute leider mit ihm gealterten Lieblingsgenre des Volks- und Lehrstückes zurück. Ein Sensationsprozeß, von dem die Zeitungen gerade widerhallten, gab dem durch eine friedliche Verlobung gutmütig beendeten Rededuell zwischen medizinischer Wissenschaft und medizinischem Kurpfuschertum eine gewisse Aktualität, die aber über die Verbrauchtheit der Motive und Mittel nicht hinwegzutäuschen vermochte. — Die Franzosen endlich, bei uns nach wie vor liebevoll bewirtet, ritten ihre alten Steckenpferde. Ein neuer Stern aus Paris, von dem man sonst hier zu Lande noch nichts wußte, ging über dem Berliner „Residenztheater“ auf: Pierre Véber ist der Name des Verfassers, und sein vieraktiger Schwank „Lutti“ kehrt der hier und da bei seinen Landsleuten sich ankündigenden Verfeinerung des Schwankes resolut den Rücken, um sich wieder mit schier barbarischem Behagen dem alten tollen Clownwirrwarr der plumpen Mißverständnisse und Verwechselungen in die Arme zu werfen. Aus ihrer Laszivität machen derlei Stücke so wenig Hehl, daß die Zensur es für unter ihrer Würde zu halten scheint, ihren moralischen Scharfsinn an ihnen zu erproben. Feiner und vorsichtiger, mit einer dreisten Grazie, wenn man so sagen darf, tritt das Lustspiel „Die Notbrücke“ von Fred Grésac und Francis de Croisset auf, das im Berliner „Trianontheater“ Donnays anmutig-liebenswürdige „Liebesschaukel“ abgelöst hat. Es befleißigt sich sogar einer höchst sittlichen Tendenz, indem es in einem amüsanten Kampf zweier Frauen um einen Mann am Schluß die Legitimität über die Illegitimität siegen läßt. Am Schluß — zwischen Anfang und Ende freilich liegt auch hier manche Strecke, auf der gar schlüpfrig zu gehen ist.

Friedrich Düsel.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Americanische Schreibtische



Grösste Auswahl in Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Schreibmaschinentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken etc. in allen Preislagen. **Für Export** Lieferung ab eigenem Transitlager im Zollhafen Köln. Illustrirter Katalog gratis und franco.

Groyen & Richtmann, Köln.

Filiale **Berlin,** Kronenstr. 68/69.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre,** wie à la **Chartreuse,** à la **Benédictine, Curaçao** etc. **selbst bereiten,** und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen,** welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart** bereitet werden. Jede Patrone giebt $2^1/_2$ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** und **franko** deren hübsche Broschüre kommen.

Frühjahrs-Kur.

Soden am Taunus.

Geschützte Lage.

Mildes Klima.

Beginn: 15. April.

Prospecte durch die Kurdirection.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA

unübertroffenes Mundwasser

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Zu haben in besseren Parfümerie-Drogen- & Friseur-Geschäften

Technikum Hildburghausen

umfasst: Höhere Maschinenbau- und Elektrotechnikerschule Baugewerk- und Tiefbauschule. Programme durch das Sekretariat.

Professor M. Tolle. Herzogl. Direktor.

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämmtliche **Bedarfs-Artikel.** Ganz enorm billige Preise. Apparate von M. 3.— bis M. 585.— Illustrirte Preisliste kostenlos.

Christian Tauber
Wiesbaden. W.

Bildschön



ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt: Radebeuler

∗ **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** ∗

von Bergmann & Co. Radebeul-Dresden allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.

à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dr. H. Lange,

Atlas des Deutschen Reiches.

Neueste Bearbeitung in 30 Karten.

Preis kartoniert 4 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Der Boerenkrieg

1899—1900

Eingeleitet mit einem Überblick über die Geschichte der Boeren-Freistaaten und ihre Handelsverhältnisse

Von
∗ ∗ ∗

Erster Teil

Mit zahlreichen Abbildungen, Gefechtsskizzen und einer Karte des Kriegsschauplatzes in Natal

Preis geheftet 5 Mark

Der Boerenkrieg

1900—1902

Eingeleitet mit einem Überblick über die Geschichte der Boeren-Freistaaten und ihre Handelsverhältnisse

Von
∗ ∗ ∗

Zweiter Teil

Mit zahlreichen Abbildungen, Gefechtsskizzen und einer Karte von Südafrika

Preis geheftet 4 Mark

Bis zum 21. Februar gingen nachfolgende neu erschienene Werke 2c. 2c. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig nur die Titel und behalten uns eine etwaige Besprechung nach genauer Auswahl für später vor.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v.: Kaiserin Augusta. Ein Lebensbild. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Alcott, Luisa M.: Kleine Frauen oder Meg, Jo, Beth und Amy. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Heft 1. Preis halbjährlich 5 M. Leipzig, Ed. Liesegang's Verlag.

Auskunftsbuch für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin W., Elßholzstraße.

Barrili, Anton Giulio: Ephen und Ulme. Roman. Deutsch von Thea Svetek. Preis 3 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Becker's, K. F., Weltgeschichte. 4. Auflage, neu bearbeitet und fortgeführt von Prof. Dr. Grotz und Prof. Dr. Miller. Lfrg. 51/58. Preis der Lfrg. 40 Pf. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Schriftleiter A. Seidel. 4. Jahrgang. Heft 8/9. Preis des Heftes 60 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Beutler, Margarete: Gedichte. Preis M. 3.50. Berlin, M. Lilienthal.

Blüthgen, Victor: Novellenstrauß. Allerhand Geschichten. Preis 3 M. Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H.

Bormann, Edwin: Vivat lætitia! 20 neue hochdeutsche Kommerslieder nach bekannten Melodien. Edwin Bormann's illustrierte Humor-Bibliothek. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.

Brose, Maxim.: Die deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1901. Sonder-Heft der Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Preis M. 1.50. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Brunier, Ludw.: Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. Erster Teil. Wien, Wilhelm Braumüller.

Busse, Ludwig: Geist und Körper, Seele und Leib. Preis M. 8.50. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Calistus, F.: Die Kunst des Schlittschuhlaufens. Eine systematische Anleitung. Preis M. 1.50. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Canstatt, Oscar: Äußere oder innere Kolonisation? Ein Beitrag zur Frage: Wohin senden wir unsere Sträflinge? Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Cauderlier, Em.: L'évolution économique du XIX[e] siècle. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Collin, Chr.: Björnstjerne Björnson. Erster Band: 1832—1856. Preis 4 M. München, Albert Langen.

Concord. The journal of the international arbitration and peace association. Vol. XIX. Nr. 1. London, The international arbitration and peace association.

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 2. Heft 5. Preis 1 M. München und Prag, G. D. W. Callwey.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 1. Fritz Reuter: Ut mine Stromtid, von Prof. Dr. Paul Vogel. Heft 2. Otto Ludwig: Makkabäer, von Dr. R. Petsch. Heft 3. Hermann Sudermann: Frau Sorge, von Prof. Dr. G. Boetticher. Heft 4. Theodor Storm: Immensee und Ein grünes Blatt, von Dr. Otto Ladendorf. Preis jedes Heft 50 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Diederich, Franz: Worpsweder Stimmungen. Preis 2 M. Berlin, Meyer u. Wunder.

Dierks, W.: Wie ein gutes Lesebuch sein sollte. Preis 75 Pf. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung.

Dohse, Richard: Aus stillen Stunden. Gedichte. Preis 1 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Drerup, Engelbert: Welt und Leben. Gedichte. Preis geh. M. 2.20, geb. 3 M. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

El-Correi: Reinhard Hofer. Die Geschichte eines Idealisten. Preis geh. 4 M., geb. 5 M. Leipzig, Lotus-Verlag.

Erfindungen und Erfahrungen, Neueste, auf den Gebieten der praktischen Technik, Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Koller. XXX. Jahrgang. Heft 2/3. Preis des Heftes 60 Pf. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Ernst, Otto: Die Gerechtigkeit. Eine Komödie in 5 Akten. Leipzig, L. Staackmann.

Ernst, Otto: Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. Leipzig, L. Staackmann.

Errera, L.: Gemeinverständlicher Vortrag über die Darwin'sche Theorie mit Berücksichtigung einiger neueren Untersuchungen. Preis 1 M. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgeg. von August Sauer. Neunter Band, viertes Heft. Preis 4 M. Wien, Carl Fromme.

Fäh, Adolf: Geschichte der bildenden Künste. Lfrg. 4/5. Preis der Lfrg. M. 1.70. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.

Fischer, Marthe Renate: Auf dem Wege zum Paradies. Thüringische Novellen. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow.

Frendt, Therese: Thränen. Lieder und Gedichte der Einsamkeit. Preis 1 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Fuchs, Hanns: Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalt. Berlin, H. Barsdorf.

Glahn, Thomas: Junges Blut. Novellen. Preis 75 Pf. Berlin, Albert Goldschmidt.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Bd. 1, 6, 12 u. 30. Preis des Bandes M. 1.20. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. 14. Bd. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Goldacker, Max: Das Duell in sittlicher Beurteilung. Preis 1 M. Leipzig, O. Gracklauer.

Goldstein, Julius: Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes, mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Preis M. 1.60. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Gorky, Maxim: Nachtasyl. Scenen aus der Tiefe in vier Akten. Deutsch von August Scholz. Preis 2 M. München, Dr. J. Marchlewski u. Co.

Griebens Reiseführer. Band 100: Rom und Umgebung. Praktischer Führer von W. Schultz-Riesenberg. Preis 3 M. Berlin, Albert Goldschmidt.

Haberlandt, M.: Die Haupt-Literaturen des Orients. 1. Teil: Die Literaturen Ostasiens u. Indiens. 2. Teil: Die Literaturen der Perser, Semiten und Türken. 2 Bände. Preis des Bandes 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Hassert, Kurt: Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee (Die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln). Leipzig, Dr. Seele u. Co.

Hauck, Bruno: Aus meiner Seele! Gedichte. Preis M. 2.20. Haimhausen, E. v. Schmidtz.

Hauptmann, Carl: Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. Preis 3 M. München, Georg D. W. Callwey.

Heimann, Moritz: Kritik der Kritik? Preis 50 Pf. Berlin, Verlag Helianthus.

Herwarth von Bittenfeld, Agnes: Sie muß heiraten. Roman. Preis M. 2.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Hodermann, Max: Unsere Armeesprache im Dienste der Caesar-Uebersetzung. Zweite Auflage. Preis 1 M. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Hoffmann, Georg, und Ernst Groth: Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Hofmann, Rafael: Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt. Preis 75 Pf. Haimhausen, E. v. Schmidtz.

Horaz: Ausgewählte Oden, übertragen in deutsche Dichtung von Josef Neß. Preis 80 Pf. Gießen, Emil Roth.

Kerr, Alfred: Herr Sudermann, der De. Di.. Dichter. Ein kritisches Vademecum. Preis 1 M. Berlin, Verlag Helianthus.

Kienast, Friedr. August: Durch Kampf zum Sieg! Gedichte aus der Jugendzeit bis zur Wende des Jahrhunderts. Preis M. 1.25. Leipzig, R. Streller.

Kiepert, Ad.: Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Preis geh. M. 2.50, geb. 3 M. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Krafft-Ebing, Freiherr R. von: Über gesunde und kranke Nerven. Preis geb. 2 M. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Kunst, Die. Herausgegeben von Richard Muther. Venedig als Kunststätte von Albert Zacher. Preis kart. M. 1.25, geb. M. 2.50. Berlin, Julius Bard.

Künstler-Monographien. LXIII: Ludwig von Hofmann. Von Oskar Fischel. Preis 3 M. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.

Kuthe, Fr. W.: Auf Reitschule. Schauspiel in fünf Akten. Preis M. 1.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Lampert, K.: Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lfrg. 23/30. Preis der Lfrg. 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Landau, Wilh. Freiherr v.: Beiträge zur Altertumskunde des Orients. III. Die Stele von Amrith. — Die neuen phönicischen Inschriften. Leipzig, Eduard Pfeiffer.

L'Arronge, Hans: Das Stärkere. Schauspiel in vier Akten. Preis 2 M. Berlin, Meyer u. Wunder.

Larsen, Karl: Was siehst Du aber den Splitter — Preis geh. 4 M., geb. 5 M. Berlin, Axel Juncker.

Limburg, Jenny: Sturmgeklärt. Lyrisch-epische Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Linke, F.: Moderne Luftschiffahrt. Berlin, Alfred Schall.

Litterscheid, Franz: Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Loewe, F.: Flagellanten. Ein Epos. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Leipzig, Paul List.

Loewenberg, J.: Gustav Frenssen. Von der „Sandgräfin" bis zum „Jörn Uhl". Preis 50 Pf. Hamburg, M. Glogau jr.

Magnus, H.: Das Kurpfuscherthum. Eine medicin-geschichtliche Studie. Preis 75 Pf. Breslau, J. U. Kern's Verlag.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Zweiter Band. Astilbe bis Bismarck. Preis 10 M. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Meyer, M. Wilh.: Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Heft 1. Preis 1 M. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mommert, C.: Aenon und Bethania. Die Taufstätten des Täufers. Nebst einer Abhandlung über Salem, die Königsstadt des Melchisedek. Preis 2 M. Leipzig, E. Haberland.

Nippold, Fr.: Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Orth, K.: In den Minen. Roman. Preis 1 M. Berlin, Albert Goldschmidt.

Pannwitz, Rud.: Prometheus. Marburg, Robert Reese.

Pichler, Ad.: Das Sturmjahr. Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848. Preis M. 2.50. Berlin, Meyer u. Wunder.

Polonskij, Georg: Geschichte der russischen Literatur. Preis geb. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg.

Poschinger, Heinr. v.: Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde Preis 5 M. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Poths-Wegner: Lola Montez. Roman. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Leipzig, Paul List.

Rogge, B.: Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon, Königl. Preuß. Kriegsminister. Ein Lebensbild. Preis 50 Pf. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Roth, Karl: Sappho's Verse. Byzantinischer Roman. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Sandré, E. C. W.: Der Drilling. München, J. Schön.

Schanzer, Rudolph: Cabaret und Variété. Ein Brettl-Allerlei. Berlin, Th. Mayhofer Nachf.

Schneider, Franz: Aus der Hölle in den Himmel. Ein Scherzgedicht. Preis 1 M. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Sievers, Wilh.: Süd- und Mittelamerika. Eine allgemeine Landeskunde. 1. Heft. Preis 1 M. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Sudermann, Herm.: Verrohung in der Theaterkritik. Zeitgemäße Betrachtungen. Preis 60 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Voltz, Joseph: Zur Trinkgeldfrage in Gasthäusern und Schankwirtschaften. Herausgegeben von der Anti-Trinkgeld-Liga Hamburg.

Waetzoldt, St.: Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade. Drei Vorträge. Preis M. 1.60. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Wahl, Bruno v.: Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Heft 8/12. Preis des Heftes 2 M. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.

Warncke, Paul: Worpswede. Preis 1 M. Berlin, Meyer u. Wunder.

XCIV. Band
Heft 560

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Mai 1903

Die Pflegemutter

Erzählung

von

Ernst Wichert

II.

Gerta war Nachmittags zu einem Kaffeekränzchen versagt. Sie hatte Kopfschmerzen und würde sich leicht haben entschuldigen können. Sie beschloß dann aber doch, nicht zu fehlen, da sie sich Hoffnung machte, den Maler zu sehen. Er pflegte von dergleichen Zusammenkünften der jungen Damen immer Kenntnis zu haben und sich so einzurichten, daß er Gerta wenigstens auf der Straße begegnete. Sie täuschte sich auch nicht. Ihre Freundin Ludmilla überraschte sogar die muntere Gesellschaft diesmal durch die Anzeige, daß Herr Rödelsberger versprochen habe, in ihrer Mitte zu erscheinen und eine Mappe mit Skizzen vorzulegen, worüber natürlich großer Jubel war. Er kam auch und suchte die Gelegenheit, Gerta heimlich zuzuflüstern: „Ich bringe dich nach Hause."

„Das kann nicht sein," antwortete sie ebenso leise. „Ich kaufe aber im Papierladen von Biester an der alten Brücke noch etwas ein. Wenn du zufällig ..."

Er nickte. Als die Skizzen besehen waren, versicherte sie, daß ihr Kopfweh sie nötige, sich heute schon früher zu verabschieden. Man solle sich dadurch aber gar nicht stören lassen. Rödelsberger packte seine Mappe zusammen und sagte, daß er sich auch bald werde empfehlen müssen. Man neckte ihn, daß er's so eilig habe, nun Gerta fortgegangen sei, was er sich schmunzelnd gefallen ließ.

Im Laden, der meist nur von Kindern besucht wurde, ließ sich Gerta Vorlagen für Aquarelle zeigen und hielt sich bei der Auswahl so lange auf, daß der Maler Zeit gewann, ihr unauffällig zu folgen. Als er dann wirklich kam, um nach Kreidestiften einer bestimmten Art zu fragen, begrüßte er sie, als ob es sich wirklich um ein zufälliges Zusammentreffen handelte. Er erbot sich dann, beim Aussuchen der Vorlagen zu helfen, und trat mit ihr, die Blätter mitnehmend, an das tiefe Fenster, das nach dem Graben zu gelegen und durch ein Regal mit Schulbüchern, Kalendern und allerhand Kartons halb verstellt war, so daß sie vom Ladentisch aus nicht beobachtet werden konnten. Er überzeugte sich davon, umfaßte sie rasch und zog sie an sich. „Du liebste, allerschönste —" flüsterte er ihr ins Ohr. Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn und trat dann zur Seite, da er sie küssen wollte. „Nein, nein! Du darfst nicht ..." Die Tränen rollten ihr über die Wangen.

„Was hast du denn?" fragte er. „Warum kann ich dich nicht nach Haus begleiten?"

Nun schüttete sie ihm eilig und immer im Flüsterton ihr Herz aus; was der Vater

für Absichten mit ihr habe, und welchen Rat ihr die gute Friederike gegeben, die sie wie einen Schutzengel verehre. Er müsse sich in die Notwendigkeit fügen, ihr fern zu bleiben, um gar keinen Verdacht aufkommen zu lassen, sonst werde er alles verderben. „Du weißt ja, daß ich dich liebe," schloß sie ihren Bericht, „und dir allzeit sicher bin. Gedulde dich nur eine Weile und bleibe mir gut."

Der Maler wollte in zorniger Aufwallung laut Widerspruch gegen solche väterliche Tyrannei erheben. Gerta aber legte die Hand auf den Mund und sah ihn bittend an. Er stieß einen Laut des Unmuts aus. „Und der Aktenhefter! Wenn er es wagt —!"

„Still, still!" bedeutete sie ihn. „Was hast du von ihm zu fürchten?"

Nun trat er wieder näher zu ihr heran und faßte ihre Hand. „Wir müssen einen Ort ausfindig machen, an dem wir uns heimlich treffen können," flüsterte er zärtlich. „Ich halt's nicht aus, in deiner Nähe zu sein und dich nicht zu sehen und zu sprechen!"

Gerta war's, als ob das Ladenfräulein ihren Standplatz hinter dem langen Tisch verlassen hätte. „Ich denke, dieses Blatt ist das hübscheste," sagte sie laut. „Ich werde mir's einrollen lassen." Zugleich trat sie hinter dem Regal vor. „Ich bitte, liebes Fräulein."

Der Maler folgte widerwillig, indem er ein Stück Melodie summte und sein Bärtchen aufwärts drehte. Er besah die Stifte, die längst für ihn hingelegt waren. Gerta nahm die Rolle und bezahlte. „Adieu," sagte sie, „und schönen Dank."

„Adieu, adieu, mein Fräulein," wiederholte er gesucht gleichgültig und vielleicht verdrießlich. Er wandte sich gleich wieder dem Ladenmädchen zu.

Gerta war schon auf der Straße. Sie schien es sehr eilig zu haben, denn sie lief mehr, als sie ging, bis sie versichert sein konnte, daß Röbelsberger ihr nicht nachkäme. Was hätte sie ihm antworten können, wenn er noch dreister in sie gedrungen wäre?

Am Abend war der Rechnungsrat im Kriegerverein. Er schickte aber Urban, um den Damen Gesellschaft zu leisten. Das gelang ihm freilich nicht nach Wunsch. Denn obgleich er allerhand Scherze versuchte und auch Friederike, so schlecht ihr zu Mute war, ein paarmal wirklich zum Lachen brachte, saß doch Gerta ganz teilnahmlos hinter ihrer Stickerei und blickte höchstens verwundert auf, wenn die Stimmen lauter wurden. Sie antwortete nur, wenn eine Frage ausdrücklich an sie gerichtet war. Auch diese Stunden gingen vorüber.

Nachdem der Sekretär sich entfernt hatte, geschah, was Gerta erwartete: Friederike fing über das Ereignis des Tages, den Besuch der Großmutter, zu sprechen an. Sie dürfe sich nicht wundern, daß der Vater so rücksichtslos verfahre; er sei durch diese Frau zu tief gekränkt und jetzt zu peinigend an traurige Erlebnisse erinnert worden. Bei seiner Heftigkeit hätte eine scharfe Aussprache nicht vermieden werden können. Gerta wisse ja nun auch aus eigener Anschauung, mit wem man's zu tun habe, und werde begreifen, daß der Vater jeden weiteren Verkehr abschneide. Gerta ließ die Arbeit in den Schoß sinken und beugte sich über die Stuhllehne zurück. „Und die ist wirklich die Mutter meiner Mutter?" rief sie unmutig. „Wie kann das sein?"

„Zerbrich dir nicht das Köpfchen darüber," bat Friederike. „Deine Mutter hatte freilich mehr von ihrem Vater, der bei allen seinen Schwächen — er verstand nicht in der wirklichen Welt zu leben — ein feinfühlender Künstler war, wie sie ihm auch äußerlich ähnlich sah. Er nahm eine Frau, von der er wahrscheinlich hoffte, praktisch ergänzt zu werden. Die Ehe soll nicht eigentlich unglücklich gewesen sein, da die unausbleiblichen Zwistigkeiten beiden Teilen nicht tief gingen, aber sie war zuletzt unhaltbar geworden, weil sich eine gemeinsame Wirtschaft unmöglich erwies, jeder seinen Weg verfolgte und darin vom anderen nicht behindert sein wollte. Es kam zur Scheidung. Rosa war erst Lucettis Spielzeug, dann sein Stolz gewesen; für regelmäßigen Schulunterricht hatte er nicht gesorgt, ihr aber spielend viel von seinen Künsten beigebracht. So sehr er sie liebte, mußte er sie doch der Mutter lassen, da ihm nun jede Häuslichkeit fehlte. Es wurde für sie eine schwere Aufgabe, sich und das Kind durchs Leben zu bringen,

aber Rosa war schön und begabt, und daran knüpften sich gerade Hoffnungen. Ich will gern glauben, daß sie ihrer Tochter Glück wollte, wie sie es verstand. Daß Rosa einen kleinen Beamten mit nicht bedeutendem Vermögen heiratete, zerstörte augenblicklich die Pläne, die sie mit ihr hatte. Da sie sich von ihr nicht trennen wollte, zog sie ins Haus und übte nun den unheilvollsten Einfluß auf die junge Frau, die sie ihrem Manne zu entfremden bemüht war. So kam es zwischen deinem Vater und ihr zu fortwährenden Streitigkeiten, die damit endeten, daß er ihr den Stuhl vor die Tür setzte. Er konnte kaum anders, wenn er nicht in kurzem völlig ruiniert und um seinen Posten gebracht sein wollte. Wie sie sich zu rächen suchte, mag ich nicht erzählen. Du weißt genug, um meinen Schreck verständlich zu finden, als ich sie erkannte, und deinem Vater nicht unrecht zu geben, wenn er sie unfreundlich abwies."

„Und dann starb meine Mutter," sprach Gerta leise vor sich hin.

„Ja — sie ist gestorben," bestätigte Friederike nach kurzem Zögern.

„So jung! — Es war vielleicht ein Glück für sie. Sie hat unter diesen Zerwürfnissen schwer gelitten, nicht wahr?"

„Gewiß. Sie liebte ihre Mutter."

„Und ihren Mann?"

„Warum diese traurigen Erinnerungen heraufbeschwören, Kind? Auch dein Vater war sehr unglücklich."

„Ja — auch mein Vater." Nach einer Weile fragte sie: „Und was wollte die Großmutter nun?"

„Geld, viel Geld." Friederike erzählte ihr, was sie von Kelch erfahren hatte.

„Und der Vater kann ihr nicht geben, was sie verlangt?"

„Er will es jedenfalls nicht."

„Aber es scheint doch, daß sie sich in ihrer Weise ehrlich forthelfen will. Wenn sie in Not ist, muß doch für sie gesorgt werden."

Friederike sah vor sich hin. „Ich habe auch schon so viel nachgedacht, wie ihr zu helfen und zugleich der Wiederkehr einer solchen Begegnung vorzubeugen wäre," sagte sie. „Wenn ich selbst ... Ich hatte eine kleine Erbschaft gemacht, auch im fremden Dienst, ehe ich in deines Vaters Haus kam, etwas erübrigt. Was ich von ihm erhielt, habe ich nicht verbraucht und so mein Guthaben auf der Sparkasse vergrößert. Ich dachte an meine alten Tage, aber es wird mir gewiß an nichts fehlen, solange ich lebe. Und deine Großmutter will ja auch nur ein Darlehn und kommt vielleicht in die Lage, es zurückerstatten zu können. Bis zu zweitausend Mark, glaube ich, könnte ich ..."

Gerta sprang auf und fiel ihr um den Hals. „Du wolltest —!" rief sie. „Ach, du bist so gut — so gut! Du Liebe, Einzige!"

„Ich weiß nur nicht recht, wie ich ihr's anbieten soll," äußerte Friederike bedenklich.

„Es wird sich ja ermitteln lassen, wo die Großmutter logiert."

„Jawohl. Es sind doch besondere Gründe... Ich möchte nicht gern persönlich zu ihr in Beziehung treten."

„Aber das ließe sich dann doch sehr einfach machen. Ich könnte ja —"

„Du? Unter keinen Umständen," fiel die Tante mit großer Entschiedenheit ein. „Das würde der Vater mit Recht sehr übelnehmen. Laß mich die Sache nur bedenken; es wird sich gewiß eine geeignete Mittelsperson finden lassen."

Damit küßte sie Gerta und schickte sie zu Bett.

* *
*

Am anderen Morgen kam ein Brief „An Fräulein Kelch." Die Aufschrift war von einer kräftigen, aber anscheinend wenig geübten Hand aus steilen lateinischen Buchstaben zusammengesetzt. Friederike brachte ihr den Brief. „Doch nicht von Herrn Rödelsberger?" sagte sie.

„Ach nein — gewiß nicht," versicherte Gerta nach flüchtigem Hinsehen. „Ich weiß selbst nicht ..." Sie riß das Couvert auf und blickte rasch über das Blatt hin nach der Unterschrift. Im Augenblick zuckte es über ihr Gesicht, als ob sie etwas Unerwartetes betroffen gemacht hätte; dann lächelte sie aber.

„Nun, Kind —?"

„Ach —! Es ist eine Einladung — zu einer Freundin."

Sie faltete das Blatt wieder zusammen und behielt es mit dem Couvert in der

Hand. Friederike beruhigte sich bei der Antwort.

Gerta hatte blitzschnell überlegt. Der Brief kam von ihrer Großmutter. Wenn sie das sagte, verlangte die Tante sicher, ihn lesen zu dürfen. Ob Grund wäre, ihn ihr vorzuenthalten, ließ sich nicht gut auf der Stelle entscheiden. Wie ihr beim Überfliegen der Schrift nicht entgangen war, handelte es sich wirklich um eine Einladung, wenn auch nicht zur Gesellschaft. Und ihre Großmutter durfte sie doch wohl eine Freundin nennen, ohne etwas Unwahres zu sagen. Jedenfalls verzieh sie sich diese Irreführung, wenn es eine war. Sie meinte verpflichtet zu sein, in diesem Fall selbständig zu handeln.

Der Brief lautete: „Mein liebes Großtöchterchen! Dein Vater hat mich schnöde abgewiesen und jeder Hoffnung beraubt, meine geschäftlichen Angelegenheiten zur allgemeinen Zufriedenheit ordnen zu können. Er ist sogar in seiner brüsken Manier so weit gegangen, mir das Haus zu verbieten. Ich setze mich den größten Unannehmlichkeiten aus, wenn ich mir den Eintritt zu erzwingen suche. Ich will auch mit einem so groben Menschen weiter nichts zu tun haben. Verzeih', daß ich so von Deinem Vater spreche, aber es ist die Wahrheit, und ich bin zu tief gekränkt. Meines Bleibens ist hier nicht. Ich möchte aber doch von meiner lieben Enkelin, dem teuren Vermächtnis meines einzigen Kindes, gern Abschied nehmen. Das wird mir nicht zu verdenken sein. Ich wohne im Goldenen Lamm zwei Treppen hoch Nummer 27 und bin Nachmittags zwischen vier und sechs Uhr anzutreffen. Komm und tröste in ihrem tiefen Kummer durch ein freundliches Wort zum Abschied deine alte Großmutter."

Gerta las das Schreiben, nun sie in ihrem Stübchen allein war, erst genauer. Es gründete sich auf eine Tatsache, die ihr bereits bekannt war. Friederike hatte sie ihr zu erklären versucht, aber es blieb doch noch so vieles dunkel — vielleicht absichtlich im dunkeln gelassen. Warum zeigte sich denn die Großmutter gegen Friederike so feindlich gesinnt? So unbedingtes Vertrauen sie dieser schenkte, ihre Großmutter hatte doch auch auf ihre kindliche Teilnahme Anspruch. Es war ja so natürlich, daß die alte Frau sie noch einmal sehen und von ihr Abschied nehmen wollte! Mehr schien sie gar nicht zu wollen. Es konnte im väterlichen Hause nicht geschehen; da blieb doch nichts übrig als der Besuch im Gasthause. Etwas Unschickliches war gewiß nicht dabei.

Das lag so auf der Hand, daß sie anfangs meinte, der Tante den Brief zeigen und ihr sagen zu können, wozu sie entschlossen sei. Dann aber stutzte sie doch wieder. Es konnte kaum zweifelhaft sein, daß ihr Vater, wenn sie ihn um Erlaubnis fragte, mit Entschiedenheit den Besuch verbieten würde, so erzürnt er auf die alte Frau war. Und durfte Friederike, wenn sie ins Vertrauen gezogen wurde, etwas anderes tun, als sie an ihn zu verweisen? Sie würde gewiß auch sehr ernstlich abraten. Was dann tun?

Nein, sie durfte nichts erfahren. Was hinter ihrem Rücken geschah, hatte die Gute nicht zu verantworten. Nun wurde doch ihr Entschluß wieder wankend. Durfte sie gegen den vermutlichen Willen derer, die ihr am nächsten waren, selbständig handeln? Wenn sie sich aber befangen zeigten, gar nicht unbefangen prüfen **konnten**! Durfte sie ihrer Großmutter eine ganz billige Bitte abschlagen, nur weil sie wußte, daß man dies ververlangen würde? Mußte sie nicht, gerade weil sie dies wußte, ihrem Gefühl folgen und die Gefahr, bei jenen anzustoßen, auf sich nehmen? Gewiß, sie durfte nicht zögern, ihre Pflicht als Enkelin zu erfüllen, so wenig sie sich sonst auch zu der fremden Frau, die sich ihre Großmutter zu nennen das Recht hatte, hingezogen fühlte. Was auch geschehen war, ihre Großmutter blieb sie doch!

Alle diese Überlegungen gaben vielleicht noch nicht einmal den Ausschlag. Es kam sicher etwas Unbewußtes hinzu. Gerta hatte sich's nie mit klaren Worten eingestanden, daß ihr im väterlichen Hause etwas fehle, was ihr auch Friederikes Liebe nicht voll ersetzen könne, daß da in irgend einer Weise ihrer Natur von frühester Jugend an Zwang angetan worden sei und noch immer angetan werde. Sie meinte, es müßte einmal auf ihrer Seite einen eigensinnigen Widerstand gegeben haben, dieser aber mit Gewalt gebrochen sein, so daß noch eine schwache Erinnerung nachwirke. Was sie sollte und

was sie wollte, war nicht immer im Einklang; sie fügte sich, aber oft nicht ganz frei und überzeugt. Und stets schwebte ihr, wenn dergleichen Gedanken sie quälten, das Bild der Mutter vor Augen. Schleierhaft, aber doch erkennbar. So, als ob etwas in ihr unterdrückt würde, was der Mutter angehört hatte, von der gar nicht gesprochen werden sollte, sie begriff nicht, warum. Nun plötzlich war ihr da einiges Licht gekommen; kein sicheres, aber doch ein paar Stellen des Dunkels grell beleuchtend. Ihre Mutter war vermutlich Sängerin gewesen, ihr Großvater ein Musiker, ihre Großmutter eine Abenteurerin — sie gehörten in eine ganz andere Welt, als in der sie aufgezogen war. Aber sie selbst kam doch auch da her, und ganz konnte die Spur in ihr nicht ausgelöscht sein. Es reizte ihre Phantasie, sich da hineinzudenken, was doch wieder nicht recht gelingen wollte, da jeder feste Umriß fehlte.

So sah sie sich durch diese halben Eröffnungen mehr beunruhigt als zufriedengestellt. Und eine Gestalt aus jener anderen Welt war ihr nun leibhaftig über den Weg geschritten. Sollte sie an ihr vorübergehen, ohne zu hören, was sie ihr zu sagen hätte? Das wäre ihr für alle Zeit ein Vorwurf gewesen.

Sie setzte sich ans Klavier und spielte stundenlang. Wie wenn sie ihre Fertigkeit prüfen und sich beweisen wollte, daß sie es trotz mangelhaften Unterrichts zu etwas gebracht hätte. Der Großvater stand hinter ihr und sah ihr auf die Hände. Sie sang auch, und die Stimme klang glockenhell. Es schien ihr ein ungewohntes Vergnügen zu bereiten, die Töne lang auszuziehen und kräftig anschwellen zu lassen, als ob sie eine Probe anstellte, wie sie einen großen Raum würden füllen können. Ihre Mutter stand in der Ferne und hörte ihr zu. Nur von ihr konnte sie die Stimme haben, denn der Vater war ganz unmusikalisch. Sie schalt sich, daß sie nicht fleißiger geübt hatte, und nahm sich vor, von jetzt ab sich keiner Versäumnis mehr schuldig zu machen. Es fiel ihr nun auch ein, daß sie schon einmal aufgefordert war, bei einem Kirchenkonzert mitzuwirken. Sie hatte zu Hause die Erlaubnis nicht erhalten und gar nicht einmal ernstlich zu bitten gewagt. Aber man mußte ihr doch eine Leistung zugetraut haben, und das war ihr jetzt nicht gleichgültig.

* *
*

Nachmittags ging sie nach der Stadt, um Noten umzutauschen. Das war auch wirklich ihre Absicht, nur nicht die einzige, auch nicht die vornehmlichste. Der Gasthof zum Goldenen Lamm lag in einer Nebenstraße nahe dem Markt. Dahin lenkte sie ihre Schritte. Es war ihr lieb, daß niemand sie an der Tür befragte. Sie stieg gleich die beiden mit einem schadhaften Läufer bedeckten Treppen hinauf und sah sich im halbdunkeln Korridor nach der Zimmernummer um. Sie erkannte sie in einem Seitengange, der fast finster zu nennen war. Nun schlug ihr das Herz bis in die Schläfen, aber sie nahm sich zusammen und klopfte an.

Ein heiseres „Herein“ überhob sie jeder weiteren Überlegung. Als sie die Tür öffnete, sprang ihr ein weißer Pudel bellend entgegen, so daß sie schon wieder zurücktreten wollte. Als Mrs. Sleepers aber energisch „Amor!“ rief, setzte er sich sofort auf die Hinterbeine und fing vor dem Gast zierlich zu tanzen an. „Habe nur keine Angst, liebes Kind,“ sagte sie, „er tut nur so grimmig, wenn ein ihm Fremder kommt, ist sonst aber der artigste Hund. Mach' dein Kompliment, Amor, und dann kusch' unters Bett.“ Der Pudel verstand sie und gehorchte. Gerta fühlte sich an die Hand gefaßt und nach einem alten Sofa geführt, das hinter einem mit nicht fleckenfreier Decke belegten Tische stand, auf dem unordentlich die verschiedensten Sachen lagen. „Ja, das ist nun das ganze Erbteil meines teuren Sleepers. Sein Bruder — ich meine den Pudel — verunglückte ebenfalls bei dem Sturz vom Seil, da ihm die Platte auf den Kopf fiel; Amor aber sprang glücklich ab und kam mit einer Verstauchung davon. Er hat nicht mehr den früheren Wert, da seine besten und wirklich erstaunenswerten Kunststücke den Partner forderten, ist aber doch nun mein einziger Schatz. Engagiert man auch nicht leicht irgendwo eine alte Frau mit einem Hunde, so kann ich ihn doch allenfalls auf Jahrmärkten oder in Bierlokalen produzieren. Amor ist sehr klug und geht selbst

mit dem Teller herum. Es sieht so possierlich aus."

Gerta wurde es bei diesen Mitteilungen recht weh zu Mut. Ihre Großmutter mit einem dressierten Hunde auf Märkten und und in Bierhallen umherziehend — es war ihr eine qualvolle Vorstellung. „Hoffentlich geht es dir bald besser," sagte sie, um doch etwas zu sagen.

„Bringst du mir das Geld?" fragte die Alte aufmerkend.

„Welches Geld, Großmutter?"

„Ich dachte schon, dein Vater hätte dir's mitgegeben."

„Ach nein. Papa weiß gar nicht, daß ich hier bin."

„Weiß nicht — so, so."

„Überhaupt niemand."

„So, so! Aber du bist zur alten Großmutter gekommen — das ist hübsch von dir, das freut mich." Sie nahm ihre Hand und tätschelte sie.

„Um Abschied von dir zu nehmen. Du schriebst ja ..."

„Ich sage, das freut mich, auch wenn du das Geld nicht bringst. Es ist erstaunlich, wie ähnlich du deiner Mutter siehst, wirklich erstaunlich."

„Meiner Mutter —"

„Ja und deinem Großvater. Er war ein schöner Mann und ein genialer Musikus Alle Instrumente konnte er spielen. Es ist mir sehr schwer geworden, mich von ihm scheiden zu lassen, obgleich er mir nicht treu war. Aber was er verdiente, brauchte er für sich, und ich mußte doch leben. Wenn ich frei war, brachte ich mich mit meiner Tochter besser durch."

„Meine Mutter war Sängerin," sagte Gerta schüchtern. Sie hätte so gern mehr von ihr erfahren und wagte doch keine Erkundigung.

„Ja, sie hatte eine schöne Stimme," bestätigte die Alte, „und sah aus wie ein Engel. Die Herren waren immer ganz entzückt und forderten meist da capo. Für das Abendessen hatten wir nie zu sorgen, und oft floß der Champagner in Strömen. Das waren gute Zeiten — ja, ja!" Sie seufzte.

„Sang die Mutter denn nicht im Theater?" fragte Gerta, die sich in dieser Schilderung nicht zurechtfinden konnte.

„Bewahre!" antwortete Mrs. Sleepers von oben her über die Achsel hin. „Dabei ist nichts zu verdienen, wenn eine nicht schon in Paris ausgebildet ist und die kostbarste Garderobe mitbringt. Wie kommt ein armes Mädchen dazu, die Tochter eines Musikus, der selbst knapp das Sattessen hat? Es gibt schon Mittel und Wege, aber von denen wollte Rosa nichts wissen. Sie sang in einem noblen Café chantant, reizend kostümiert —"

„Kostümiert —?" Gerta schrak auf. Sie dachte an das Kostümbild der Mutter, das ihr plötzlich zum Verständnis kam.

„Natürlich, das zieht mehr an und kostet noch nicht einmal so viel als eine feine Balltoilette. Ach! du hättest deine Mutter sehen und hören müssen. Es ging uns gut und hätte uns auch weiter gut gehen können, und Rosa hätte um eine brillante Partie nicht in Verlegenheit zu sein brauchen. Gar nicht. Da kam Kelch —"

„Mein Vater —"

„Ja, dein Vater. Er war damals ein hübscher Mensch, militärisch stramm, hatte Orden und Ehrenzeichen auf der Brust und auch eine Anstellung, sogar ein bißchen Vermögen, und war in seinen Kreisen ein geachteter Mann, auch damals noch ganz jugendlich forsch, wie man's ihm heut' nicht mehr zutraut. Der kam mit guten Freunden ins Lokal und sah Rosa und verliebte sich in sie, wie alle Welt sich in sie verliebte, und kam darauf jeden Abend — er hatte ja nichts Besseres zu tun — und bändelte dann auch mit uns an, was eine leichte Sache war, und brachte uns in der großen Stadt, wo es Nachts auf den Straßen für ein hübsches Mädchen nicht ganz sicher war, regelmäßig nach Hause. Und da — — na, das war unser Unglück."

Gerta erhob sich. „Es ist doch wohl besser, wenn ich nichts weiter erfahre," sagte sie scheu.

Die Großmutter hielt sie am Arm zurück. „Was denn, Kindchen, was denn? Das Unglück war, daß Kelch meiner Rosa einen Heiratsantrag machte, einen ganz reellen Heiratsantrag, und daß Rosa ihn annahm. Das waren zwei Dummheiten auf einmal, die daraus entstanden, daß beide sich und die Welt nicht kannten — besonders sich

nicht. Ich bitte dich, was will ein Subalternbeamter mit einer Frau, die das große Leben gekostet hat, viel bewundert ist, täglich eine neue Aufregung braucht, um sich wohl zu fühlen, von der Wirtschaft nichts versteht und mit Geld nicht umzugehen weiß? Noch dazu ein Mann von strengen Grundsätzen in seiner kleinbürgerlichen Enge und von kribbeligem Ehrgefühl! Und wie konnte Rosa sich einreden, des Treibens auf den Brettern überdrüssig zu sein, Sehnsucht nach einer geordneten Häuslichkeit zu empfinden, den Beifall entbehren zu können und einen Mann zu lieben, der sie ganz egoistisch für sich allein haben wollte? Feuer und Wasser können sich nicht mischen. Sie müssen in ewigem Kampf miteinander sein: das Wasser will das Feuer auslöschen und das Feuer das Wasser verzehren. So geschah denn, was jeder Verständige vorhergesehen hatte: sie konnten beide nicht aus ihrer Haut und fühlten sich darin, so aneinander gebunden, gegenseitig immer unleidlicher. Was will das bißchen Liebe bedeuten? Es verraucht bald, wenn es nicht von innen her fortwährend genährt wird. Und es geht wohl gar in Abneigung über, sobald die Fessel drückt. Ich messe Kelch nicht alle Schuld bei, soweit von Schuld überhaupt die Rede sein kann. Aber Rosa litt schwer, und ich stand natürlich auf ihrer Seite. Sie konnte doch nicht anders sein, als sie war. Das Unglück wurde vollständig, als du kamst."

Gerta zuckte schmerzlich. „Als ich ..."

„Ja, dafür konntest du nichts. Aber ein Kind gehörte in diese Ehe nun schon gar nicht hinein. Sonst mag es ja zwei, die voneinander streben, zusammenhalten und sogar wieder vereinigen; hier brachte es nur Sorge ins Haus und bewies den Eheleuten, wie unmöglich eine Verständigung für sie sei. Rosa sollte nun ganz Mutter sein, all die Dienste übernehmen, denen ihr schwächlicher Körper nicht gewachsen war, ihre ganze Lebensweise ändern, dabei sparsam wirtschaften, um die notwendigen Mehrausgaben einzubringen. Das ging bald über ihre Kraft. Sie erkrankte schwer und —"

„— starb," fiel Gerta ein. „Ich weiß es ja: sie starb nicht lange nach meiner Geburt, und ich Unselige war die Ursache ihres Leidens."

Die alte Frau sah sie mit einem verwunderten und zugleich forschend aufmerksamen Blick an. „Sie starb," sagte sie, „aber nicht bald nach deiner Geburt, sondern viele Jahre später im Auslande."

Gerta stieß einen unverständlichen Laut aus. Sie war durch das Gehörte so überrascht, daß sie dazu nicht gleich Stellung zu nehmen vermochte. Warum hatte man ihr das nicht gesagt — im Gegenteil sie glauben lassen, daß der Mutter früher Tod die Ehe getrennt habe? Auf ihrem bleichen Gesicht mochte die ganze Ratlosigkeit zu lesen sein.

„Ja, war dir denn das nicht bekannt?" fragte die Großmutter, ihr näher rückend und ihre kalte Hand nehmend.

„Nein — nein —" stieß Gerta mühsam hervor. „Ich sehe, man hinterging mich ..."

„Wer?"

„Aber man mußte doch einen Grund haben — einen gutgemeinten Grund. Der Vater freilich ließ mich nie vertraulich an sich kommen. Aber daß auch die liebste, freundlichste, gütigste ... Ach! wie kann ich das verstehen?"

„Von wem sprichst du, liebes Kind?"

„Von Tante Friederike, meiner Pflegerin und Erzieherin, meiner zweiten Mutter, meiner Wohltäterin und besten Freundin. Sie versetzte mich in den Irrtum —"

„Ah, diese Schlange!" rief die Alte, jede Beherrschung verlierend. Ihre Augen blitzten haßerfüllt unter den Halbrundbogen der buschigen Brauen. „Diese Schlange!"

Gerta fuhr entsetzt zurück. „Friederike —?"

„Friederike. Natürlich belog sie dich, weil sie dir nicht die Wahrheit sagen konnte, ohne sich zu verdächtigen. Ich sehe jetzt ganz klar, was mir schon sehr wahrscheinlich wurde, als ich diese Person im Hause des Herrn Rechnungsrats antraf. Eine Schlange nenne ich sie, und auch in dein nichtsahnendes Herz hat sie sich eingeschlichen."

„Nein, da muß ein Irrtum obwalten," sagte Gerta ganz verschüchtert. „Tante Friederike! Wenn du sie kennen würdest, wie ich sie kenne ... du tust ihr schwerstes Unrecht."

„So, so! Schwerstes Unrecht. Meinst du? Ich denke doch, ich kenne sie länger als du. Wenn ich so etwas sage, ist's wohl-

überlegt. Oder zweifelst du? Hoffentlich glaubst du deiner Großmutter mehr als so einer —"

Gerta stand auf und wandte sich unwillig ab. „Ich will nichts weiter hören," fiel sie ein. „Laß mich —"

Mrs. Sleepers hielt sie fest. „Und willst nicht wissen, weshalb deine Mutter aus dem Hause ging," fragte sie, „deine Mutter? Ah! du bist alt genug, in diese häßlichen Dinge Einblick erhalten zu können. Daß es geschieht, ist nötig zur Rechtfertigung deiner Mutter, zu meiner Rechtfertigung. Ich darf dir nicht als eine Verleumderin erscheinen. Und es tut mir auch wohl, mich rächen zu können, indem ich die Wahrheit sage." Sie zog Gerta, die einer Ohnmacht nahe war, auf das Sofa zurück. „Es wäre vielleicht mit der Zeit noch alles gut geworden. Während Rosas Krankheit aber kam Friederike ins Haus — eine weitläufige Cousine, hieß es —, ich weiß nicht, wieviel die Verwandtschaft wert ist; als sie kam, sah sie in ihrer Kleidung einer Dienstmagd ähnlich, und sie brachte auch nur einen kleinen Korb mit Sachen mit. Sie trug das Haar glatt gescheitelt und schien die Augen nicht aufschlagen zu können, wenn man mit ihr sprach, aber sie hatte es faustdick hinter den Ohren. Gott, sie war so arbeitsam und umsichtig, so fleißig bis in die sinkende Nacht hinein, so ordnungsliebend und sparsam, so bedächtig mit dem Kinde und mit dem Hausherrn immer einerlei Meinung. Es dauerte nicht lange, so übernahm sie die ganze Wirtschaft und erhielt die Kasse. Rosa hatte kein Wort mehr mitzusprechen, auch als sie wieder gesund geworden war. Wenn sie sich einmischte oder beklagte, gab's Streit — nicht mit Friederike, die stets Sanftmut heuchelte, aber mit ihrem Mann. Riekchen verstand ja alles am besten, machte alles zur Zufriedenheit des Hausherrn, führte über jeden Pfennig Rechnung, kochte vortrefflich, blieb stets zu Hause, leistete ihm freundlich Gesellschaft, wenn er es seiner Frau abgeschlagen hatte, sie zu einem Vergnügen zu begleiten! Riekchen hier und Riekchen da. Rosa konnte sie nicht leiden, aber Kelch nahm immer Partei für sie, hatte für sie nur gute Worte — bald waren sie ein Herz und eine Seele. Das läßt sich eine Frau nicht bieten. Wir paßten auf, und ich brachte es heraus, was vorging. Ich brachte es heraus, entlarvte die Scheinheilige. Sie hatte bereits meinen Herrn Schwiegersohn ganz in ihre Netze verstrickt, sich alle Rechte der Gattin zugeeignet. Natürlich schlug Rosa Lärm, verlangte, daß die heimtückische Person mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen würde. Ich unterstützte sie. Es kam zu furchtbaren Scenen. Du kennst die Heftigkeit deines Vaters; er versagte uns beharrlich die einzige Genugtuung, der eine Verzeihung hätte folgen können, beleidigte seine Frau, vergriff sich gar tätlich an uns und verbot mir das Haus. Da kam Rosa zu mir und erklärte, bei mir bleiben zu wollen. Kelch tat nichts, sie wieder zu versöhnen. Im Gegenteil — er wollte frei sein, um sein Schätzchen heiraten zu können, und mutete Rosa zu, gegen ihn auf Scheidung zu klagen. Den Gefallen tat sie ihm und der sauberen Dame nicht, die sie verdrängt hatte. Recht zur Strafe sollte er an sie gekettet bleiben, so lange sie lebte. Und über ihren Tod hinaus, setze ich hinzu. Wir brauchten ihn nicht, gingen ins Ausland, bereisten alle großen Städte. Rosa Lucetti wurde eine Berühmtheit. Leider erlag sie in Südamerika einem tückischen Fieber. Ich meldete es ihrem Mann, aber den Totenschein erhielt er nicht. Jetzt in meiner Not habe ich ihn ihm zum Kauf angeboten, aber er meint ihn ja nicht mehr zu brauchen: Friederike ist nicht seine Frau und doch noch heut' in seinem Hause. Deshalb wohnt er auch wohl so außerhalb der Stadt, damit niemand ihm in die Fenster sehen kann. Aber seiner Tochter hätte er das doch nicht antun sollen!"

Gerta hatte längst schon nur noch mit halbem Ohr zugehört. Der Kopf war ihr gegen die Sofalehne gesunken, die Augen hielt sie geschlossen. In ihrem Eifer hatte die Großmutter gar nicht mehr auf sie achtgegeben. Da sie sich nun zu ihr wendete, um sie zu umarmen, mußte das todbleiche Gesicht sie erschrecken. Sie ergriff ihre schlaffe Hand, die eiskalt war. „Um Himmels willen — wie ist dir?" rief sie. Der Versuch, den Körper aufzurichten, mißglückte. Gerta lag in einer tiefen Ohnmacht. Sie holte Wasser herbei, benetzte ihr die Stirn

und die Augenlider, suchte ihr etwas einzuflößen. Erst nach längerer Zeit gelang es ihr, sie wieder ganz zu sich zu bringen. Und nun machte sich der Seelenschmerz des armen Kindes in schluchzendem Weinen Luft. Die Hand der Großmutter stieß Gerta fort, als ob jede Berührung ihr Pein verursachte. „Laß mich — laß mich —“ jammerte sie, „du hast mich so unglücklich gemacht!“

Der alten Frau schien bange zu werden. „Aber, was hab' ich — was hab' ich —?“ stotterte sie. „Ich mußte doch deine Mutter ... Wie hätt' ich deinen Vater schonen können, und sie ...“

Allmählich erholte Gerta sich so weit, daß sie, ohne vom Schwindel niedergeworfen zu werden, aufstehen und durchs Zimmer gehen konnte. „Friederike — Friederike —“ murmelte sie, „ich werde an allem irre.“ Dann nahm sie mit einer hastigen Bewegung Schirm und Handschuhe vom Tisch. „Leb' wohl, Großmutter,“ rief sie, „wir sehen einander nicht wieder.“

Mrs. Sleepers eilte ihr nach. „Das sage nicht, Kindchen, das sage nicht. Ich denke doch, du wirst meine Sache bei deinem Vater führen. Ich habe dir die Augen geöffnet — das mag wehgetan haben, ist aber heilsam. Du weißt jetzt, wie du ihn anfassen kannst. Wenn er mich los sein will, muß er tief in den Beutel greifen. Gib ihm das zu verstehen. Ja, was soll denn aus mir werden? Meine einzige Enkelin kann mich doch nicht auf die Straße stoßen. Wahrhaftig, ich brauche das Geld.“

Gerta wendete sich an der Tür zurück. „Würdest du es von Friederike annehmen?“ fragte sie, der verneinenden Antwort gewiß.

Die Alte stutzte. „Von Friederike? Wie kommst du darauf? Hätte sie etwas geäußert —?“

„Sie sagte, sie möchte es dir von ihren Ersparnissen geben. Ich meinte, aus gutem Herzen. O Gott, o Gott — jetzt begreife ich ...“

„Das ist das schlechte Gewissen. Sie weiß, was sie mir schuldig ist. Viel mehr, viel mehr! Wenn ich das Geld nehme —“

„Du wirst nicht, Großmutter!“

„Wenn ich das Geld nehme, erhalte ich nur, was sie mir schuldig ist. Warum nicht? Sie ist mir viel mehr schuldig auf das, was sie an meiner Tochter gesündigt hat, viel mehr.“

„Und wenn, Großmutter —! Dein Stolz muß dir verbieten —“

„Was — was? Ich verstehe nicht, was du meinst. Ich war stolz auf meine Tochter — jawohl. Und ich möchte stolz auf meine Enkelin sein. Aber zu stolz, um das Geld von so einer anzunehmen, die es doch nur meiner Tochter sträflich entzogen hat — das versteh' ich nicht, Kindchen. Sag' ihr —“

„Nochmals leb' wohl, Großmutter,“ unterbrach Gerta sie unwillig und griff mit zitternder Hand nach dem Türdrücker. Sie glaubte umsinken zu müssen, wenn sie noch eine Minute das Zimmer mit dieser Frau teilte, deren Gesinnung sich so verletzend für ihr Gefühl offenbarte.

„Sag' ihr, daß ich ihr den Totenschein Rosas obendrein geben will,“ rief Mrs. Sleepers ihr in den Korridor nach. „Es kann ja sein, daß es ihr um ihn besonders zu tun war. Verstehst du? Aber zögere nicht. Ich kann nur noch wenige Tage ...“

Gerta war schon auf der Treppe und hörte nichts weiter. Sie eilte auf die Straße und blieb erst hinter der nächsten Ecke schwer atmend eine Weile stehen. Ihr schwindelte der Kopf, die Häuser schoben sich kreuz und quer zusammen und übereinander, die Pflastersteine waren in kreisender Bewegung; sie mußte die Augen schließen und die Hand an einen Laternenpfahl legen. Zum Glück sah sie kein Bekannter. Nachdem sie sich notdürftig erholt hatte, setzte sie ihren Weg fort, immer mit beschleunigten Schritten, die Hauptstraße vermeidend. In Schweiß gebadet, langte sie zu Hause an und lief gleich die Treppen hinauf nach ihrem Stübchen. Dort warf sie sich aufs Bett und drückte das Gesicht in die Kissen, die von ihren Tränen naß wurden.

* * *

Was sie in diesen Stunden erlebt hatte, machte sie um Jahre älter. Das also war ihre Mutter und das Friederike! Das Bild beider mochte durch Liebe und Haß gefärbt sein. Aber die Tatsachen waren doch nicht erdichtet. Sie stimmten nicht zu der Idealvorstellung, die sie sich von ihrer Mutter

gemacht hatte, und Friederike, der sie doch in jedes Winkelchen des Herzens zu sehen meinte, sank noch viel, viel tiefer — so tief, daß die Gedanken ihr gar nicht bis auf den Grund zu folgen vermochten.

Und was nun beginnen? Das eine stand fest, daß sie im Hause nicht bleiben konnte. Wohin aber? Und was mit sich anfangen, um das Leben zu verdienen? Gleichgültig — nur fort, fort! Ja — war das Leben denn überhaupt noch erträglich nach diesen häßlichen Erfahrungen? Wenn so etwas geschehen konnte ... Warum war sie denn noch nach Hause gegangen? Warum nicht gleich in den Fluß oder in den Stadtgraben, als sie am Tor über die Brücke schritt? Hätte sie nur ins Wasser hinabgesehen! Aber die Angst hatte sie weitergetrieben. Und nun wußte sie auch, wovor sie sich geängstigt hatte —: daß Max Rödelsberger ihr nachkommen und sie aufhalten und ihr ins Gesicht sehen und sie befragen könnte, was geschehen sei. Vor Scham wäre sie in die Erde gesunken.

Nun war es für heute zu spät. Sie fühlte sich so schwach, als könnte sie kein Glied rühren. Und der Gedanke an Max löste auch wieder andere Gefühle aus. Wie schön hatte sie sich das Leben an seiner Seite gedacht! Und nun sollte sie auf alles Liebesglück verzichten müssen, weil ... Nein! sie hatte ja jetzt einen Grund, dem Vater den Gehorsam aufzusagen und sein Haus zu verlassen, um weiter selbst über sich zu bestimmen. Und dann ...

Sie mochte so länger als eine Stunde gelegen haben und merkte nicht, daß die Tür, die sie in ihrem Kummer zu verschließen vergessen hatte, sich leise öffnete. Erst als eine warme Hand sich auf ihre Schulter legte und eine freundliche Stimme fragte, ob sie schlafe, merkte sie, daß Friederike bei ihr war. Sie entzog sich ihr mit einer Bewegung des Oberkörpers und gab keine Antwort.

„Bist du unwohl?" fragte Friederike und nach einer kurzen Pause, als alles still blieb: „Willst du nicht herunterkommen? Der Papa ist bereits zu Hause und hat Urban mitgebracht. Er fragte schon mehrmals nach dir."

„Ich kann nicht — ich will nicht," stöhnte Gerta.

„Ja, was fehlt dir denn, Kind? Nachmittags schienst du doch noch ..." Sie schob die Hand über ihren Kopf hin und suchte die Stirn.

Wieder eine unwillige Abwehr. „Du hörst, ich **will** nicht."

„Aber das ist sonderbar. Der Vater wird das nicht verstehen. Mache ihn nicht ungeduldig."

„Mag er doch — mir ist's gleich."

„Willst du mir nicht sagen —"

Gerta warf sich auf dem Bett herum und kehrte ihr das erhitzte Gesicht zu. „Geh' nur, geh'!" schluchzte sie. „Du bist schlecht — ich weiß alles."

„Gerta!" schrie Friederike auf. „Wo bist du gewesen?"

„Bei meiner Großmutter," antwortete Gerta schroff, „und — ich weiß alles."

Friederike trat einen Schritt vom Bett ab und drückte die Hand aufs Herz, das stürmisch klopfte und nach Sekunden wieder aussetzte. „**Was** weißt du?" fragte sie kaum hörbar.

Gerta wendete sich ab und schwieg. Auch auf wiederholte Fragen schwieg sie. Friederike sah wohl ein, daß jetzt nicht die Zeit einer Aussprache sei. „Ich will melden, daß du krank bist," sagte sie. „Der Vater wird es nicht glauben wollen, aber ... Du bist wirklich krank, und ich will's melden. Morgen —"

„Morgen ... Gut, morgen. Es muß ja sein —" schnitt Gerta ihr das Wort ab.

Friederike stand noch eine Minute am Bett und blickte voll innigsten Mitleids nach der zusammengekrümmten Gestalt; sie schien auf ein Zeichen zu warten, daß sie doch bleiben solle. Da es nicht gegeben wurde, schlich sie gebückt hinaus und legte hinter sich die Tür fest an. „Armes, armes Kind," seufzte sie.

Bald darauf brachte die Magd eine Tasse Tee. „Zünden Sie die Lampe an," sagte Gerta, „und dann stören Sie **mich** nicht weiter."

Als sie wieder allein war, stand sie auf und drehte den Schlüssel um. Sie ließ auch die Fenstervorhänge herunter. Und dann ging sie im Zimmer hin und her, die Stirn in die Hand gestützt. Das ließ sich ja Friederike gar nicht sagen! Es war so furcht-

bar peinlich für ein junges Mädchen und für die Tochter des Mannes, der mitbeteiligt war. Sie würde es nicht über die Lippen bringen können und gewiß nicht so sagen, wie sie es empfand. Aber sie konnte schreiben! Da war's möglich, jedes Wort genau zu bedenken, jede Zeile abzuwägen, nur das Notwendige stehen zu lassen. Zwar sehr schwierig war auch das, mit der Feder den richtigen Ausdruck zu finden, wie er dann unauslöschbar schwarz auf weiß haften mußte. Aber der Versuch konnte doch gewagt werden. Ja, ja! sie wollte ihn wagen. Sobald Friederike den Brief gelesen, würde es einer Erörterung der Tatsachen gar nicht mehr bedürfen. Das konnte für beide Teile eine große Erleichterung sein.

Und so saß Gerta denn an ihrem Tischchen und schrieb bis in die Nacht hinein, erst immer nur kurze Sätze nach langem Nachdenken, dann flüssiger und zuletzt in stürmender Eile. Sie schrieb sich ihr Leid vom Herzen, und wirklich war sie ruhiger und gefaßter, als sie das Blatt überlas. Kein Wort war ausgestrichen, und einer Reinschrift bedurfte es nicht. Den Brief trug sie selbst noch in der Nacht vor die Schlafstubentür der Tante. Da mußte Friederike ihn finden, die stets die erste im Hause auf war.

Dann schlief sie bis zum Morgen. Als sie erwachte, überkam sie freilich ein Angstgefühl, als müßte Friederike gleich anklopfen und sie zur Rede stellen. Aber es kam nur das Mädchen und brachte ihr den Kaffee mit gestrichenen Brötchen. Auch als um acht Uhr der Rechnungsrat bereits nach der Stadt gegangen sein mußte, wurde auf der oberen Treppe kein Schritt hörbar. Erst lange zwei Stunden darauf meldete Friederike sich.

Sie sah sehr bleich und traurig aus, schlug die Augen nieder und preßte die Lippen zusammen. Gegen ihre sonstige Gewohnheit küßte sie Gerta nicht zum Morgengruß, reichte ihr nicht einmal die Hand. „Du hast mir einen Brief geschrieben, Gerta," sagte sie dann leise, „und ich verstehe das. Er spricht für mich deutlich genug aus, was du erfahren hast, armes Kind. Nun wirst du wissen wollen, was ich zu entgegnen habe. Ich ließ dir Zeit, ruhiger zu werden, aber es kann sein, daß sie noch zu kurz war. Wir mußten doch zum Ende kommen."

Gerta hatte trotzig abwarten wollen, was sie ihr endlich zu antworten habe; nun entwaffnete sie doch der Anblick der heißgeliebten Pflegerin, der sie gewiß großen Schmerz bereitet hatte. Sie hielt sich nicht länger zurück, sondern faßte mit beiden Händen ihre Hand. „Nicht wahr," rief sie, „die Großmutter sprach die Unwahrheit? Es ist Verleumdung, Irrtum, Mißverständnis. Der Zorn machte sie blind. Wie könntest du — du —"

Friederike wehrte sie sanft ab. „Ich bin schuldig," sagte sie, „und habe dich um Verzeihung zu bitten. Nicht bestreiten kann ich, sondern nur zu erklären versuchen — und ich weiß nicht einmal, ob mir auch nur das gelingt."

Gerta ließ die Arme sinken und trat zurück sie deckte die Hände über die Augen und atmete schwer. „Du — bist — schuldig ..." keuchte sie mühsam.

Eine Weile schwieg Friederike. Dann zuckten ihre Schultern, als hätten sie eine Last abzuwerfen; sie richtete den Kopf auf und sagte in ihrer ruhig freundlichen Weise: „Setze dich zu mir, Kind, und höre mich an. Das Häßliche wird dir dann vielleicht weniger häßlich erscheinen. Deine Großmutter ist Partei, und auch ich bin Partei. Aber ich darf mich wohl darauf berufen, daß ich dir dein Leben lang Gutes getan und mir dein Vertrauen erworben habe. Du wirst mir glauben müssen, daß ich dir die Wahrheit zu sagen das aufrichtigste Bestreben habe."

Gerta fiel in den Sessel am Schreibtisch, Friederike setzte sich nicht weit von ihr in die Sofaecke. „Zwar die ganze Wahrheit zu sagen, ist sehr schwer," fuhr sie fort, „— vielleicht für mich unmöglich. Denn ich habe zu bedenken, daß es deine Mutter ist, die ich anklagen müßte, um mich zu entschuldigen. Ich selbst habe stets alle Sorge darauf verwendet, dir deine Mutter, die du nie gekannt hast, in reinstem Licht erscheinen zu lassen, um dein Herz mit Kindesliebe für sie zu erfüllen. Du wirst begreifen, daß ich auch von dem, was dir deine Großmutter über sie mitgeteilt hat, nichts verraten konnte, ohne diesen Zweck zu vereiteln. Denn du

magst sie dir so reizend vorstellen, wie du nach ihrem Bilde irgend willst — und sie war wirklich sehr schön —, so wird die Sängerin im Café chantant, die Tochter eines liederlichen Musikus und dieser Frau, doch nicht auf der Höhe stehen bleiben können, auf die sie dein Traum gestellt hat. Dein Vater betrachtete es als sein Unglück, daß er zufällig in Gesellschaft von Kollegen das Lokal besucht, sie gesehen und gehört hatte. Wie du ihn kennst, wirst du ihn dir kaum begreiflich machen können als den Verehrer einer Sängerin von Couplets, die in einem von Tabaksrauch und Bierdunst erfüllten Saale das wenig anspruchsvolle Herrenpublikum zum lärmenden Beifall herausfordert. Aber auch er war einmal jung und hatte feuriges Blut, die fesche Coupletsängerin, die namentlich Soldatenlieder mit eigener Trommelbegleitung so prickelnd vorzutragen verstand, gefiel ihm, und er war schon in sie ganz toll verliebt, ehe er noch von ihren sonstigen Lebensgewohnheiten und von ihren häuslichen Verhältnissen irgend etwas wußte. Das hätte ihm kaum geschadet. Und auch daß er bald keinen Abend mehr an der lichtstrahlenden Tür des wenig vornehmen Lokals vorüberging und sich nicht damit begnügte, die schöne Sängerin von der vordersten Reihe aus anzustarren und zu beklatschen, sondern sie auch mit ihrer Mutter in einem Nebenraum zu Tisch lud und später nach Hause begleitete, selbst im Hause ihr Gast war, würde ihn, auch wenn er den berauschenden Trank bis zur Neige ausgekostet hätte, nicht um sich selbst gebracht haben. Er war nur nicht leichtsinnig genug dazu. Gerade seine ehrenhafte Gesinnung spielte ihm den schlimmsten Streich. Da er sich einbildete, sie zu lieben, und ihr gefälliges Entgegenkommen für Liebe nahm, meinte er sich über jedes gesellschaftliche Vorurteil hinwegsetzen und ihr seine Hand anbieten zu sollen. Die Mutter, an das ungebundene Leben gewöhnt und wenig erbaut von der Aussicht, in einen kleinbürgerlichen Haushalt eingepferchet zu werden, wohl auch einsichtig genug, die Unfähigkeit ihrer Tochter für die ihr gestellte Aufgabe zu erkennen, war sehr entschieden gegen die Partie und tat alles, was in ihren Kräften stand, sie zu verhindern. Aber Rosa folgte ihr diesmal nicht. Es war ihr etwas ganz Neues, daß jemand sich ernstlich um sie bemühte, noch dazu ein unzweifelhafter Ehrenmann, dessen Brust das Eiserne Kreuz schmückte. Sie machte sich schwerlich Gedanken darüber, welche Pflichten sie auf sich nahm, und ob sie ihnen genügen könnte; es schien ihr lockend, etwas zu erreichen, worauf sie schon gemeint hatte verzichten zu müssen, und sie fragte nicht danach, was ein kleiner Beamter ihr sonst bieten könnte. Sie täuschte sich auch nicht darüber, daß sie sich in einem glänzenden Elend bewegte und von ihrer gewissenlosen Mutter ausgebeutet würde. Sie hatte Momente, in denen das Treiben um sie herum sie anekelte, und es fehlten nicht sentimentale Anwandlungen voll aufrichtiger Sehnsucht nach einem stillen, bescheidenen, mit einem geliebten und geachteten Manne geteilten Heim, nach der kleinen Hütte, in der das große Glück wohnen könnte. So widerstand sie allen Anfechtungen, ging das Verlöbnis ein und willigte auch in die Bedingung, sofort von der öffentlichen Bühne abzutreten und die Zeit bis zur Hochzeit zurückgezogen zu verleben. Das Vergangene sollte nach Möglichkeit in Vergessenheit gebracht werden. Und dann heirateten sie wirklich und nahmen die Mutter ins Haus."

Friederike schwieg ein Weilchen und blickte zaghaft hinüber, ob sie fortfahren dürfe. Da Gerta, den Kopf aufgestützt, mit geschlossenen Augen unbeweglich dasaß, begann sie wieder leise und prüfend: „Ich will deiner Mutter nichts Böses nachsagen. Wozu auch? Das, was in ihrem Erbteil, in ihrer Erziehung, in ihrer Lebensgewohnheit, in ihrem Bedürfnis nach künstlerischer Betätigung lag, reicht völlig aus, ihre Trostlosigkeit über den unseligen Entschluß schon nach wenigen Monaten und die furchtbaren Folgen desselben für beide Teile zu erklären. Mit dem kleinen Gehalt ließ sich nur auskommen, wenn die Frau selbst in der Wirtschaft tätig war und jede Ausgabe bedachte. Rosa hatte gar keine Vorstellung davon, wie das anzufangen sei, und auch nicht die mindeste Neigung, es zu erlernen. Ihre Mutter wollte sich nur aufwarten lassen und hetzte unaufhörlich, ihr Kind solle sich nicht zu den Diensten einer Magd hergeben. Die beiden Frauen langweilten sich tagüber, wenn Kelch auf

dem Bureau war, und verschonten ihn nicht mit Vorwürfen, sobald er nach Hause kam und sich weigerte, sie zu irgend einem Vergnügen zu führen. Er sollte hübsche Kleider und Schmuck schaffen, den Leuten seine schöne Frau zeigen, die er doch ganz für sich hatte haben wollen. Sie lachten ihn aus, wenn er eifersüchtig nicht leiden wollte, daß sie in früherer Weise frei und ungeniert mit Herren verkehrte, deren Aufmerksamkeit sie auf sich zog. Bald fanden sich auch die alten Bekannten aus dem Café chantant zu ihr und nahmen wenig Rücksicht darauf, daß sie jetzt die Frau Sekretär geworden war. Es kam zu ernsten Reibungen zwischen ihnen und dem Manne, und Rosa nahm nicht dessen Partei. Warum wollte er sie hindern, sich mit ihren guten Freunden zu amüsieren, da er ihr doch durch sein strenges Wesen schon das Haus verleidete? Die Mutter bestärkte sie in diesem trotzigen Verhalten. Aber es kam schlimmer. Die Herren machten in Abwesenheit Kelchs Besuch und brachten Geschenke, die gern angenommen wurden. Sie verpflichteten ja zu nichts, antwortete Rosa, als er dahinter kam und sie mit Vorwürfen nicht verschonte. Er verbot jeden Umgang, den er selbst nicht gewählt habe. Nun kamen die Herren dreist des Abends, baten den Hausherrn um die Erlaubnis, ein Stündchen bleiben zu dürfen, führten andere Gäste ein. Kelch begriff, daß schroffes Einschreiten zum Bruch mit Rosa führen müßte. Er stand noch immer im Bann ihrer Schönheit. In solcher Gesellschaft nun mußte Rosa wieder ihre Schelmenliedchen singen; die Mutter begleitete sie auf der Gitarre. Und bald wünschte man sie auch wieder in ihrem hübschen Kostüm zu sehen; sie mußte zugeben, daß sie es verwahrt hätte, und ließ sich erbitten, ‚einmal zum Spaß‘ wieder den Putz anzulegen. Bei dem einen Mal blieb es dann natürlich nicht. Rosa wurde mit Beifall überschüttet und war glücklich. Kelch hatte den Tingel-Tangel also jetzt in seiner Wohnung. Er knirschte innerlich vor Wut und mußte auch fürchten, sein Amt zu verlieren, wenn dieses Treiben seinen Vorgesetzten bekannt würde. Einmal durchbrach sein Jähzorn alle Schranken der Mäßigung: er jagte die Gäste aus dem Hause und drohte mit der Polizei, wenn sie sich wieder blicken ließen. Nun machten die Damen ihm eine furchtbare Scene.“

„Ende, ende —!“ stöhnte Gerta.

„Der gequälte Mann verzweifelte noch nicht,“ fuhr Friederike, ihr zunickend, fort. „Rosa hatte ihm eine Hoffnung gegeben, die ihn in allem Jammer aufrecht hielt und innigst beglückte. Er redete sich ein, jener Rückfall in die alten Neigungen sei eine natürliche Folge der etwas gewaltsamen Überleitung in die ganz veränderte Lebensstellung. In diese werde Rosa sich nun durch einen Vermittler leicht eingewöhnen. Eine Mutter bringe dem Kinde Gefühle entgegen, die ganz unabhängig von ihrem Willen seien und einen Zwang übten, dem sie sich gern füge. Durch das Kind wisse sie sich in der Familie, und ihm werde sie willig Opfer bringen, die sie dem Manne nicht schuldig zu sein glaubte. Wie gründlich ging er fehl, da er die besondere Natur seiner Frau nicht beachtete! Rosa trug ihre Bürde bald als eine niederdrückende Last, die sie der Freiheit beraubte, über sich nach Gefallen zu verfügen. Zu ihrem Schrecken verhäßlichte sich ihr Gesicht; in leidenschaftlicher Empörung zertrümmerte sie den Spiegel, der ihr Bild verunstaltet wiedergab. Sie wollte nicht mehr ausgehen, sich keinem Menschen zeigen. Und zu Hause weinte und jammerte sie unaufhörlich, wodurch sie ihren Zustand natürlich verschlimmerte. Zu keiner Tätigkeit war sie zu bewegen, tagüber lag sie auf dem Sofa, um die Wirtschaft kümmerte sie sich gar nicht mehr, alles ging, wie es wollte, drunter und drüber. Kelch hatte alle seine Mittel bereits nahezu erschöpft, er sah seinen gänzlichen Ruin vor Augen. In dieser Not schrieb er an mich mit der Bitte, zu ihm zu kommen und ihm zu helfen.“

Gerta hob den Kopf ein wenig. „Ach! Nun sprichst du endlich von dir.“

„Ich hatte Kelch als recht junges Ding gesehen, als er aus dem Kriege zurückkehrte und mit dem Bataillon in seine Vaterstadt einzog, einer der Sieger, und nicht der geringste, wie das Eiserne Kreuz bewies. Ich wand Eichenlaub um seinen Helm, erhielt zum Dank einen Kuß und ging stolz an seiner Seite durchs Tor. Die mannhafte Gestalt machte einen starken Eindruck auf

meine kindische Phantasie; er wurde mir der Held, von dem ich in Büchern gelesen und geträumt hatte. Nur eines Wortes würde es bedurft haben, und ich hätte mich ihm versprochen für eine ganz ungewisse Zukunft. Ich gefiel ihm sichtlich auch, und wer weiß, wenn wir damals länger als wenige Tage zusammen gewesen wären ... Es kam zu keiner Erklärung, und da er auch nicht schrieb, wußte ich nun, daß er verständig meine Armut und die lange Wartezeit bedacht und mich später rasch vergessen hatte. Bei mir war's nicht eine ebenso flüchtige Neigung, aber ich trat bald darauf in den Dienst und hätte sehr töricht sein müssen, wenn mir jetzt noch eine Hoffnung geblieben wäre. Viele Jahre vergingen, und wir sahen einander nicht wieder. Durch die beiderseitigen Verwandten mochten wir von Zeit zu Zeit immer knappe Nachricht erhalten, wo und wie wir lebten. So erfuhr ich auch, daß er geheiratet hätte und wenig mehr. Sehr überrascht war ich also, als ich seinen Brief erhielt, und was darin stand, so vorsichtig er sich auch ausdrückte, konnte mich nicht im Zweifel lassen, daß er meines wirtschaftlichen Beistandes dringend bedurfte. Er tat mir sehr leid, und ich hielt es auch für meine Pflicht, ihm in der Not beizuspringen. So kam ich denn in sein Haus, wie ich glaubte nur zu vorübergehendem Aufenthalt. Ich fand die Dinge sehr viel schlimmer, als ich hatte ahnen können, und es gehörte wirklich mein sehr energisches Eingreifen dazu, auch nur notdürftig einen geregelten Gang herzustellen. Die Eheleute hatten gar kein Verständnis mehr füreinander; Kelch war fortwährend durch das unvernünftige Verhalten seiner Frau geärgert und in Aufregung gehalten, Rosa fühlte sich in ihrem krankhaften Zustande sehr unglücklich und gab ihm, ganz unfähig, ihre augenblicklichen Gefühle zu beherrschen, eine geradezu feindselige Gesinnung zu erkennen. Sie behandelte mich bald wie ihre Dienerin, die sich allen ihren Launen fügen müsse, bald wie ihre vertrauteste Freundin, bei der sie ihren Mann verklagen dürfe, und setzte mich dadurch oft in die peinlichste Verlegenheit. Ihre Mutter benahm sich hochmütig und jammerte immer über den tiefen Fall aus den glänzendsten Verhältnissen in diese Lumpenwirtschaft, der sie längst den Rücken gekehrt hätte, wenn sie's übers Herz bringen könnte, ihr geliebtes Kind zu verlassen. Es gehörte viel Geduld und fester Wille dazu, unter solchen Umständen auszuharren. Kelch wenigstens dankte mir's, daß ich ein wenig Ordnung herstellte und ihm das Dasein wieder erträglich machte. Mehr verlangte ich ja auch nicht. — Dann wurdest du geboren, Gerta. Deine Mutter wollte dir nicht die Brust reichen, nur möglichst bald wieder gesund und frei sein; sie stand vor der Zeit auf, erkrankte an einem Milchfieber und schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben. Es gingen Monate hin, bis sie wieder ganz zu Kräften kam. Ich habe die Wirtschaft besorgt, die Kranke gepflegt und das Kind mit der Flasche aufgezogen. Ich rühme mich dessen nicht — es ist nicht meine Art —, aber die Tatsachen muß ich nebeneinander stellen, um von dir verstanden werden zu können."

Da Gerta die Lippe biß und schwieg, fuhr sie fort: „Schon während der Krankheit konnte ich bemerken, daß Frau Lucetti sich darin gefiel, ihrer Tochter etwas auf mich Bezügliches einzuflüstern. Ich wurde beobachtet, besonders wenn Kelch zugegen war, und man tauschte Blicke, die eine beleidigende Bedeutung für mich hatten. Bald fehlte es auch nicht an spitzen Reden, die deutlich erkennen ließen, daß man Kelch schuld gab, mich mit zu freundlichen Augen zu betrachten, und mich in Verdacht hatte, ihm gefällig entgegenzukommen. Es war in Wirklichkeit nichts geschehen, was das Tageslicht hätte scheuen müssen, aber richtig mochte wohl sein, daß Kelch gern mit mir sprach und lobend anerkannte, was ich für sein liebes Töchterchen tat, und bestreiten will ich auch nicht, daß ich ihn tief bemitleidete und durch die Milderung der unausbleiblichen Verdrießlichkeiten heiterer zu stimmen suchte. Wir beide harmonierten eben in so vielen Dingen, über die sich die Eheleute nie verständigen konnten, und es wäre gewiß sonderbar gewesen, wenn sich daraus nicht ein freundschaftliches Verhältnis ergeben hätte, das leicht unbewußt in eine verwandte Form überschlagen konnte. Rosa war nicht eigentlich eifersüchtig, dazu liebte sie ihren Mann zu wenig, aber sie fühlte doch, daß ich ihr bei ihm im Wege war, da er bei mir alle

die Eigenschaften besonders schätzte, die ihr abgingen und auch gar nicht einmal erstrebenswert erschienen, während ihre eigenen Vorzüge nicht mehr so sieghaft wie früher wirkten. Das Kind überließ sie mir wohl, weil sie zur geduldigen Wartung gar kein Geschick hatte, und doch war es ihr verdrießlich, daß ich in den Augen ihres Mannes an Mutterstelle trat und dem Kinde eine Neigung zuwandte, die sich aus der Neigung zum Vater erklären konnte. Die spöttischen und anzüglichen Bemerkungen ihrer Mutter wurden bald so deutlich, daß ich sie nicht mehr überhören durfte. Sobald ich erkannte, wessen man mich beschuldigte, beschloß ich, das Haus zu verlassen. Ich stellte Kelch vor, daß ich nun wohl nicht mehr gebraucht werde, da Rosa wieder ganz gesund und das Kind aus dem jugendlichsten Alter heraus sei. Es traf ihn wie ein Donnerschlag. Er beschwor mich, zu bleiben. Ich wisse ja doch am besten, daß das Hauswesen ohne mich gar nicht bestehen könne, nach meinem Abzug wieder sofort die traurigste Unordnung einreißen werde, Rosa gar nicht fähig sei, die Wirtschaft zu führen und das Kind zu pflegen. Was dann aus ihm werden solle? Er habe endlich aufgeatmet, nachdem sein Zustand unerträglich geworden, habe gehofft, daß ich ihm helfen werde, ihn erträglich zu erhalten. Ob ich ihn denn zu Grunde gehen lassen wolle? Er glaube gern, daß es mir in jedem fremden Dienst besser gefallen könne, aber ich solle auch bedenken, welchen Segen ich hier stifte. Sei es mir um Lohn zu tun, so wolle er sich für seine Person gern aufs äußerste einschränken, um mir Verluste zu ersparen. — Das sei's nicht, sagte ich. — Was denn aber? — Ich konnte doch den Grund nicht nennen, wollte auch nicht. Seine Bitten wurden endlich so dringlich, daß ich ihnen nicht widerstehen konnte. Ich versprach, ihn nicht zu verlassen, möge geschehen, was wolle. Ich mußte ihm die Hand darauf geben. Und ich blieb. Das war meine Schuld, Gerta, daß ich blieb, obgleich ich wußte, was deine Mutter von mir dachte, und in meinem Herzen Unruhe empfand. Das war meine Schuld, und alles Weitere, das ich doch nicht bereuen konnte, folgte aus ihr."

Wieder verhielt sie sich eine Weile schweigend, das Kinn auf die Brust gesenkt und mit den nervös tastenden Fingern das Kleid über dem Knie ausstreichend. „Der Grund blieb Kelch doch nicht verborgen," nahm sie dann ihre Beichte wieder auf, „Frau Lucetti sorgte dafür, daß er darüber nicht im unklaren gelassen wurde. Sie wollte entweder mich unter allen Umständen entfernen oder ein Agitationsmittel zu anderen Zwecken erlangen. Kelch war wütend. Nun erst recht bestehe er darauf, daß ich nicht gehe. Es kam wieder zu Auftritten von maßloser Heftigkeit auf beiden Seiten. Frau Lucetti drohte, ihre Tochter werde mir Platz machen, und Rosa erklärte, sich von ihrer Mutter nicht trennen zu wollen. Da Kelch fest blieb, schienen sie sich wieder zu beruhigen. Nicht lange darauf wurde er aber durch einen Vorschlag überrascht, der ihn wo möglich noch mehr aufregte. Rosa wollte in Begleitung ihrer Mutter eine Gastspielreise unternehmen und so viel Geld zusammenzubringen suchen, daß man dann sorgenfreier leben könne und die Bedürfnisse der Frau leichter Befriedigung fänden. Wenn Rosa unter ihrem Mädchennamen in fernen Städten auftrete, werde dem Herrn Sekretär keine Unannehmlichkeit daraus erwachsen können, und daß sie in dieser kleinbürgerlichen Misere gänzlich verkümmere, werde ihr nicht zugemutet werden. Dein Vater wollte natürlich nichts davon hören und verbat sich jedes weitere Wort. So leicht ließ sich aber Frau Lucetti nicht zum Schweigen bringen. Immer wieder und immer dringlicher kam sie auf ihren Plan zurück. Kelch hatte keine ruhige Stunde mehr. Endlich waren die Verhältnisse so gespannt, daß ein Bruch erfolgen mußte. Er beschuldigte seine Schwiegermutter, die Tochter zur Auflehnung gegen ihn zu verführen, und warf sie, da sie nicht gutwillig abziehen wollte, aus dem Hause. Wenn Rosa ihr folge, höre sie auf, seine Frau zu sein! — Rosa fügte sich scheinbar. Bald aber kamen Briefe, die sie ihrem Mann verheimlichte; sie ging Vormittags aus, was ich ja nicht hindern konnte; ich bemerkte, daß sie heimlich Sachen packte und fortschickte. Eines Tages kam sie nicht wieder. Ihr Aufenthalt war nicht zu entdecken, die Polizei wußte nur, daß Frau Lucetti abgereist

sei. Nach Wochen erst langte ein Brief aus Wien an. Rosa schrieb, sie habe das Haus nicht länger mit mir teilen mögen; sie werde zurückkehren, sobald ich es geräumt habe. Übrigens gefalle sie sehr und glaube, daß ihre Stimme sich noch gebessert habe; ihre Einnahme sei schon recht gut und werde sich steigern, wenn sie längeren Kontrakt machen könne. Jetzt erst fühle sie sich wieder in ihrem Element. — Kelch zerknitterte den Brief in der geballten Faust und warf ihn ins Feuer. Jetzt sei es aus, rief er, ganz aus, er habe keine Frau mehr. Wenn Rosa ihm das antun konnte —! Ich suchte ihn zu beruhigen, stellte ihm vor, daß sie kaum das richtige Verständnis für das habe, was ihn so tief empöre, unter dem Zwange der mütterlichen Einwirkung stehe, erbot mich nochmals, sofort in meine Heimat zurückzukehren, jedes Hindernis der Wiedervereinigung mit seiner Frau zu beseitigen. Er wiederholte nur immer, daß er keine Frau mehr habe, keine Verpflichtung gegen die anerkenne, die ihm solche Schmach bereite. Er verwünschte seine Verblendung, weinte wie ein Kind und sagte, daß er sich das Leben nehmen müsse. Er hob dich aus der Wiege, legte dich in meinen Arm und rief: ‚Erbarm dich dieser da, die schuldlos ist!‘ Du schriest, und ich trug dich summend in der Stube herum. Zu antworten brauchte ich nicht. Wie hätte ich dich verlassen können?“

Gerta stützte den Kopf in die Hände und schluchzte laut auf, aber sie sprach kein Wort, und auch Friederike träumte eine Weile vor sich hin. „Was dann kam,“ sagte sie darauf, „erklärt sich freilich nicht aus dem Unglück allein. Es sprengte nur die Türen auf, daß wir wieder zueinander konnten, die wir uns gar nicht hätten trennen sollen von Anbeginn unserer Bekanntschaft. Ein Sonntag folgte dem anderen in langer Reihe, und gerade an diesen arbeitsfreien Sonntagen äußerte sich Kelchs Stimmung meist besonders verzweifelt. Sein ganzes Leben sei verstört, klagte er, und er wisse nicht mehr, was er wünschen und von sich weisen solle, was recht und unrecht sei. Stundenlang saß er am Fenster, sah aber nicht auf die Straße hinaus, sondern meiner Beschäftigung mit dem Kinde zu. ‚Es ist mir immer, du seiest die Mutter,‘ sagte er, ‚und ich wollt', es wäre so, dann wüßt' ich es gut aufgehoben.‘ — ‚Es hat ja einen Vater,‘ antwortete ich ablenkend. Dazu schüttelte er so finster und traurig den Kopf, daß es mir durch und durch ging und eine böse Ahnung mich beschlich. In der Nacht konnte ich nicht schlafen und horchte immer nach seinem Zimmer hin. Es schlug eins, und er war noch nicht zur Ruhe gekommen. Jetzt glaubte ich ihn zu Bett, und dann ging er wieder die knarrende Diele auf und ab. Er seufzte und stöhnte — ich hörte es deutlich, da nur eine Tür zwischen uns war — und kramte in den Schubladen seines Schreibtisches. Und dann vernahm ich ein sonderbares Knacken, einmal und noch einmal. Ich konnte meine Beängstigung nicht länger im Zaum halten, sprang auf, warf mir die Röcke über, schob den Riegel zurück und trat bei ihm ein. Er saß am Tisch — eine Pistole in der Hand — den Lauf gegen seine Stirn gerichtet. Er erschrak furchtbar, als er mich sah, faßte sich aber ebenso schnell und setzte die Bewegung fort, die das Eisen dem Gesicht näherte. Ich fiel ihm mit einem Aufschrei in den Arm, riß ihm die Pistole aus der Hand und schleuderte sie in einen Winkel des Zimmers. ‚Du weißt nicht, was du tust!‘ rief er und schüttelte mich an den Schultern. ‚Warum hinderst du mich, mir das Leben zu nehmen, wenn du ihm nicht zu geben vermagst, was es erhalten kann?‘ — ‚Vermag ich das nicht?‘ rief ich außer mir — ‚Du liebst mich doch?‘ — Er riß mich an seine Brust. ‚Und du — du? Sprich die Wahrheit!‘ — ‚Gott sieht mir ins Herz,‘ antwortete ich, ‚es ist voll Erbarmen und Liebe.‘ — Da küßte er mich zum erstenmal, und dann — — — blieb die Tür unverriegelt. — Nach Monaten trat eines Tages Rosa unangemeldet ein. Sie hatte augenblicklich kein Engagement und sagte, sie wolle ihrem Manne jetzt wieder eine gute Frau sein; er möge verzeihen und vergessen, wie sie verzeihen und vergessen wolle. Kelch wies sie ab und zeigte auf mich: ‚Da steht meine Frau und die Mutter deines Kindes!‘ — Er verlangte, sie solle die Scheidungsklage gegen ihn einreichen; er werde sich für den schuldigen Teil bekennen, unweigerlich jede Bedingung eingehen, wenn sie ihn freigebe und ihm das Kind lasse. Sie ant-

wortete mit einem Hohnlachen. Nie, nie, nie solle das geschehen! Sie sei, wie er wisse, eine Katholikin und halte das Band der Ehe für unauflöslich. Nie, so lange sie lebe, solle ich, die sie vertrieben, seine Frau werden, und das sei seine Strafe. Dabei blieb sie trotz aller Vorstellungen und Bitten. Sie hat Wort gehalten. Mit ihrer Mutter ging sie außer Landes und ließ nichts mehr von sich hören. Eine Ehe konnten wir nicht eingehen, auch nicht, als ihr Tod gemeldet war, denn deine Großmutter rächte sich, indem sie den Beweis versagte. So ist's geblieben. Was sie dir von mir mitgeteilt hat, ist die Wahrheit. Kelch ließ sich an diesen Ort versetzen, wo er ganz unbekannt war, niemand etwas von seinem unglücklichen Schicksal wußte. Er bezog die Wohnung vor dem Tor, um sich von gesellschaftlichem Verkehr möglichst fern halten zu können und Neugierigen keinen Einblick in seine Häuslichkeit gewähren zu brauchen. Der Sonderling, den er anfangs vorgab zu sein, wurde er mit der Zeit wirklich. Vieles in seinem Wesen, was dich abgestoßen hat, wird dir jetzt erklärlich erscheinen. Er fürchtete, daß du die Neigungen deiner Mutter geerbt haben könntest, und suchte alles in dir zu unterdrücken, was an sie erinnerte. Nie solltest du erfahren oder auch nur ahnen, was ich ihm war. Darum wünschte er auch, das erwachsene Mädchen nicht länger im Hause zu behalten, und war auf eine Heirat für dich bedacht, die deine Entfernung ganz unverfänglich machte. Die Großmutter hat deinen Frieden gestört, und es blieb mir zu meinem tiefsten Schmerz nichts übrig, als dir vollen Aufschluß zu geben, damit du den Lebenden gerecht werden könntest."

Friederike stand auf und trat vor Gerta hin, ihr die Hand zu reichen. Die aber wich mit einem Zucken der Schulter jeder Berührung aus und wendete das Gesicht dem Fenster zu. „Laß mich allein," bat sie mit zitterndem Ton, „— du bist mir so fremd geworden — ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen ... Aber ich danke dir, ich danke dir für deine Offenheit, nur fordere nicht ... Ach Gott! ich kenne mich ja selbst nicht mehr — finde mich vielleicht nie mehr zurück. — Nein, sage mir nichts mehr, ich kann's nicht verstehen. Ich bitte dich, laß mich allein."

Es war ein sehr schmerzlicher Seufzer, der sich der beklommenen Brust der Freundin entrang, die vor dem geliebten Wesen so tief hatte hinabsteigen müssen. Es schien so schwer, es verlieren zu sollen. Sie strich mit leiser Hand über Gertas Schulter hin und ging.

* * *

Nun war Gerta allein. Aber was wollte sie mit sich anfangen? Sie stand nicht mehr auf dem Boden, der sie bis jetzt getragen hatte. Und die Welt um sie herum war eine andere geworden. Das Maß, nach dem sie die Dinge geschätzt hatte, paßte nicht mehr, und ein anderes fehlte noch. Die Schleier wurden gehoben, aber was sich dahinter bewegte, war fratzenhaft und den Blick verwirrend. Sie fühlte das Bedürfnis, ins Licht zu sehen, in gar nichts anderes als das Licht, sprang auf und zog mit leidenschaftlichem Eifer die Fensterflügel auseinander, hielt die flache Hand unter die Augen und deckte den Horizont zu. So weit sie konnte, legte sie den Kopf ins Genick und starrte hinauf.

Eben trat die Sonne um das Dach vor; sie wendete ihr das Gesicht zu und hielt die Augen trotz des stechenden Schmerzes weit offen. Nur Licht, Licht! Diese Finsternis in ihr war zu schrecklich.

Ganz geblendet trat sie zurück. Nun tanzten feurige Bälle um sie her, wohin sie blickte; sie mußte sich aufs Bett werfen, weil sie ein Schwindel erfaßte. Den Verstand glaubte sie zu verlieren. War das ihre Mutter? Friederike verleumdete sie. Aber warum könnte es nicht so gewesen sein, wie sie sagte? Es ergab sich alles so natürlich eins aus dem anderen. Beschuldigte sie sich nicht auch selbst aufs schwerste? Es konnte alles wahr sein bis aufs letzte Wort, was Friederike von ihrer Mutter sagte — die Ehebrecherin blieb sie doch, und ihretwegen konnte das zerrissene Band nicht wieder geknüpft werden. Ach — Friederike —! Von keinem sonst auf der Welt hätte es ihr so wehgetan.

Ruhig und gerecht Schuld gegen Schuld abzuwägen, war sie jetzt außer stande. Wenn

sie irgend einen Gedanken geradeaus verfolgte, so war es der: was soll aus mir werden? Daß sie nicht im Hause bleiben könne, stand nun erst recht für sie fest. Am liebsten nicht noch eine zweite Nacht unter demselben Dache mit denen, die sie in ihrem sittlichen Rigorismus gar nicht mehr meinte ansehen zu können, ohne schamrot zu werden. Sie überlegte, ob sie in der Stadt eine Freundin hätte, die sie auf ihre Bitte, auf kurze Zeit wenigstens, aufnehmen würde. Aber was sollte sie als Grund angeben? Unmöglich konnte sie ihren Vater bloßstellen, der so sorglich das Geheimnis zu hüten gewußt hatte. Auf das Siegel der Verschwiegenheit war kein Verlaß, und was für Vermutungen mußten nicht schon durch die bloße Tatsache, daß sie von Hause fortging und in der Stadt ein vorläufiges Unterkommen suchte, überall in Bekanntenkreisen geweckt werden, auf was für Fragen, die nicht beantwortet werden konnten, hatte sie sich gefaßt zu machen! Nein, das durfte nicht sein. Eher wollte sie jede Pein ertragen. Aber auch wenn sie weiter hinaus dachte — wohin sollte sie gehen, auf welche Weise ihren Unterhalt erwerben? Was hatte sie gelernt, womit sich etwas verdienen ließe? An wen konnte sie sich wenden, wenn sie unter Fremden einen Dienst anzunehmen beabsichtigte?

Noch nie war es ihr in den Sinn gekommen, daß sie sich auf sich selbst zu stellen hätte. Sie dachte sich das sehr schön, völlig unabhängig zu sein, nur gehörte eben dazu, was sie nicht hatte: Vermögen oder eine Fähigkeit, die sich in Geld umsetzen ließe. Ihr schwebte ihre Mutter vor, die Sängerin, und mit Hilfe des Kostümbildes glaubte sie die anmutige Gestalt auf dem Podium stehen und ihre Lieder vortragen zu sehen. Nur zu sehen. Denn von der Stimme war nichts übriggeblieben, ihre eigene Stimme müßte denn an sie erinnern; und von dem, was sie gesungen hatte, war auch nicht mehr eine Zeile aufbewahrt. Es handelte sich gewiß um niedliche Pikanterien, kokett vorgetragen und mit schwebenden Bewegungen der schönen Büste begleitet. Sie konnte sich, je mehr ihre Phantasie nachhalf, das alles jetzt vorstellen, ohne Anstoß daran zu nehmen oder auch nur eine unangenehme Empfindung zu haben. Ihre Mutter mußte sich ja schon als ein junges Ding durch die Welt helfen; und was hatte sie anders als ihr bißchen Schönheit und Stimme! Der Kanarienvogel hätte sich nur nicht einfangen lassen müssen. Daß er aus dem engen Bauer gern ausbrechen wollte, war zu verstehen. Ihr Vater verstand es nicht — das war bei seiner Sinnesart natürlich —, und Friederike verstand es auch nicht und entschuldigte höchstens gutmütig. Aber es war zu verstehen, wenn man sich in die Seele der Sängerin versetzte, die nie erfahren hatte, was häusliches Glück sei, ihrer Gaben nicht mehr froh werden konnte, etwas anderes leisten sollte, was ihrer Natur zuwider war, und wieder frei zu sein verlangte um jeden Preis. Für Gerta gewann es einen besonderen Reiz, sich mit geschlossenen Augen zu vergegenwärtigen, was sie selbst von heiteren Liedern im Besitz hatte, und sich damit auf ein Podium zu versetzen, in Gedanken prüfend, ob wohl ihre Stimme den Saal durchdringen und ihr Vortrag prickelnd genug wirken würde. Es überraschte sie selbst, wie schnell sie lernte, dem Publikum gefällig zu sein und sich beliebte Unarten anzugewöhnen. Ob sie es am Ende gar mit ihrer Figur und ihrem Gesang wagen könne? Das wäre ihr vor wenigen Tagen noch nicht einmal im Traum gekommen; jetzt schien ihr die Frage durchaus nicht ungeheuerlich. Sie fühlte plötzlich, daß sie Künstlerblut in den Adern hatte, und daß es nicht mehr eingedämmt war, sondern frei und heiß zum Herzen und vom Herzen strömte. Ernstlichen Erwägungen hielten diese Luftbilder ja nicht stand, aber daß sie sich lockend vordrängen konnten und nicht entrüstet fortgescheucht wurden, mußte doch Bedeutung haben. Es war ja auch keineswegs nötig, daß sie gerade im Café chantant auftrat. Vielleicht, wenn sie ihre Stimme ausbildete ... Es war ja bis jetzt keinem Menschen eingefallen, darauf zu achten, ob sie hierzu kräftig und wohlklingend genug sei, und ihr auch nicht. Wie aber es anstellen, eine Künstlerin zu werden, wenn das Talent vorhanden war und die Mittel fehlten? Da wurden ihr die Flügel wieder schwach schon zum nächsten Ausfluge.

Zwischen diesen krausen Gedankenreihen tanzte immer eine nur zu bekannte Gestalt

herum, sie noch mehr verwirrend. Hatte sie nicht einen Freund, zu dem sie in der Not flüchten konnte, um sich von ihm beraten zu lassen? Stand ihm nicht sogar der erste Anspruch auf vertrauliche Mitteilung zu? Max, ihr Max — der geliebte Mann! Er war Künstler, und Gerta schien erst jetzt ein Licht aufzugehen, wie es so kommen mußte, daß sie einen Künstler liebte. Ja, sie meinte sich erst jetzt ihrer Liebe völlig bewußt zu werden. Das Bangen, das sie befallen hatte, wenn sie an den Kampf dachte, der ihr seinetwegen bevorstand, war völlig gewichen. Sie fürchtete ihren Vater nicht mehr, rechnete mit seinem Einspruch nicht weiter. Es verstand sich jetzt von selbst, daß sie nur ihrem Herzen zu folgen und sonst keine Rücksicht gelten zu lassen hatte. Wenn sie das väterliche Haus aufgab, wozu sie doch unter allen Umständen entschlossen war, mußte sie über sich verfügen können, wie sie's vor sich selbst zu verantworten im stande war. Berief sich ihr Vater auf gesetzliche Rechte, so glaubte sie ihn jetzt wohl zu einem Verzicht nötigen zu können. Kein Bedenken weiter: sie mußte Rödelsberger aufsuchen und sich in seinen Schutz stellen. Das war sie dem geliebten Manne schuldig!

Diese schließlichen Erwägungen beruhigten sie sehr. Sie ließ sich das Mittagsessen aufs Zimmer bringen und aß wenigstens die Suppe und etwas Gemüse, um nicht hungrig zu bleiben. Den Vater wollte sie jetzt nicht sehen und sprechen. Daß er durch Friederike von allem, was sie anging, unterrichtet war, nahm sie als unzweifelhaft an. Er würde im Augenblick selbst eine Begegnung nicht wünschen, überlegte sie, und wenn sie dann doch nicht weiter zu umgehen wäre, müßte sie dadurch an Peinlichkeit verlieren, daß sie ihm gleich bestimmte Entschlüsse entgegenbrächte.

Am Nachmittag in der sechsten Stunde ging sie aus, ohne sich bei Friederike zu melden. Das Herz war ihr leicht und fast froh, als sie der Stadt zuschritt und dort die alte Kirche aufsuchte, in der Rödelsberger arbeitete. Sie erinnerte sich, daß er ihr den Weg durch das kleine Kettengäßchen angezeigt hatte, wo sie die hintere Pforte offen finden würde. Sie trat in den dämmerigen Raum ein und wandte sich dem um einige Stufen erhöhten Chor zu, der sein magisches Licht durch drei hohe buntglasige Spitzbogenfenster im polygonen Abschnitte erhielt. Ein Lettner mit schwerem Holzkruzifix trennte ihn von dem Hauptschiff der Kirche. Links über die hintere Ecke hin war ziemlich hoch hinauf eine graue Leinwand gespannt, die das Chorgestühl auf dieser Seite verdeckte. Von Zeit zu Zeit knarrte eine Leiter oder ließ sich ein Pfeifen vernehmen, das Bruchstücke einer Melodie zu Gehör brachte und dann wieder verstummte, wahrscheinlich wenn die Arbeit erhöhte Aufmerksamkeit forderte.

Gerta stieg ohne Zögern die Stufen hinauf, querte das Steinmosaik, indem sie über einige langgestreckte Bischöfe und Ritter hinwegschritt, und hob den Vorhang da, wo er am Altar befestigt war, ein wenig zur Seite. Sie sah in den unten halbdunkeln, nach oben hin helleren abgegrenzten Raum, der mit Gerüsten, Arbeitstischen und Farbetöpfen bestellt war. Auf einer Leiter nahe der Wand stand Rödelsberger, mit dem Ausgießen der Kontur eines Heiligenkopfes in der gemalten Nische über dem Chorstuhl beschäftigt. Die anderen Nischen waren schon mit altertümlich steifen Figuren ausgefüllt. So vertieft war er in seine Arbeit, daß er ihr Kommen nicht bemerkte. „St—st!" machte sie, nachdem sie sich umgeschaut hatte, und nach einer kleinen Weile noch einmal.

„Wer da?" rief er, ohne zurückzusehen.

„Max, ich bin's."

Nun setzte er rasch den Pinsel ab und wandte das Gesicht zur Seite. „Gerta — du? Aber das ist ja eine köstliche Überraschung. Warte einen Augenblick — nur einen halben. Die Farbe darf mir hier nicht eintrocknen."

„Störe dich nur gar nicht," bat sie, „wir können auch so miteinander sprechen."

„Das wäre!" rief er. „Nun ich dich endlich einmal bei mir habe! Nein, ich bin sogleich fertig; hier setzt die Linie an, dann hat's keine Not weiter. Du darfst mir das nicht übelnehmen. Bei dieser Art von Technik —"

„Was denkst du? Wenn du erlaubst, sehe ich dir zu, Max; es ist mir sehr interessant."

„Aber deshalb kommst du doch hoffentlich nicht, liebes Herz. — So — es ist gut, das

Licht ist auch nicht mehr hell genug, keinen Strich weiter!" Er legte Malstock und Pinsel auf ein als Tisch dienendes Brett, warf den Kittel ab und eilte die Leiter hinunter mit geöffneten Armen auf Gerta zu, die ihm nicht auswich. „Das ist ja ein Glückstag!" rief er, sie an sich ziehend und küssend.

Sie begriff sich selbst nicht, daß sie so gar keine Scheu hatte, sondern ihm willig den Mund hinhielt und die Hand drückte. Vor wenigen Tagen hätte sie, wenn sie wirklich gekommen wäre, sicher strenge darauf gehalten, daß er sich keine Freiheit erlaubte. Jetzt fühlte sie sich sehr beglückt durch seine stürmische Zärtlichkeit und erwiderte sie so leidenschaftlich, als könnte sie ihm nicht schnell genug beweisen, daß sie ihm ganz angehöre. Er selbst schien darüber verwundert. „Du hast wohl eine zuverlässige Türhüterin mitgebracht?" fragte er.

Sie schüttelte den Lockenkopf. „Nein, ich bin ganz allein gekommen."

Ihm blitzten die Augen. „Allein? Das ist ja herrlich. Und niemand weiß —"

„Niemand."

„So erlaube, daß ich die Pforte abriegele, lieber Schatz," sagte er, nachdem er ihr wieder mit Küssen gedankt hatte. „Ich erwarte zwar keinen Besuch, aber man kann doch nicht wissen —"

„Nein, laß!" bat sie. „Es ist gleichgültig. Mag man mich doch bei dir sehen. Es ist jetzt ganz gleichgültig."

„Das verstehe ich nicht," sagte er stutzend. „Warum ist's jetzt gleichgültig? Was ist geschehen, Liebchen?"

Gerta lehnte sich an seine Brust. Plötzlich füllten sich ihr die Augen mit Tränen. „Ach, Max ..." flüsterte sie.

„Ja, was hast du denn? Sprich doch!"

„Wie werde ich es dir nur sagen können? Ich war so mutig, der Notwendigkeit dieses Schrittes so bewußt. Und nun ..."

„Aber so foltere mich doch nicht — sprich!"

„Ach, Max — ich muß das Haus meines Vaters verlassen."

Er hob hastig den Kopf. „Du mußt —? Meinetwegen?"

„Auch deinetwegen."

„Dein Vater will dich zwingen —?"

„Das ist's nicht allein."

„Komm, sage mir alles."

Er führte sie nach einem Chorstuhl seitwärts vom Gerüst, setzte sich darauf und zog sie auf den Schoß.

Sie legte den Arm um seinen Hals und schloß sich dicht an ihn. „Am liebsten wäre mir's, du fragtest gar nicht nach dem Warum," sagte sie. Es war ihr blitzschnell zur Erkenntnis gekommen, daß sie ihm das Geheimnis des Hauses gar nicht preisgeben dürfe. „Wisse vorläufig nur dies," fuhr sie nach kurzem Bedenken fort, „daß ganz unvermutet meine Großmutter, die wir längst tot glauben mußten, sich eingefunden und mir Aufklärungen über Vorfälle aus meiner ersten Lebenszeit, über meinen Vater und Tante Friederike gegeben hat, die mich auch dann bestimmen müßten, fortan meinen eigenen Weg zu gehen, wenn mein Vater nicht auf die Verbindung mit dem Sekretär Urban bestünde, was er doch tut. Ich bin furchtbar traurig gewesen gestern und heute — es hat so auf mich eingestürmt wie noch in meinem ganzen Leben nicht; ich dachte, das Herz müßte mir stillstehen. Ich habe Tante Friederike so lieb gehabt, und nun ... Still davon. Ich hatte ja noch einen, dem ich volles Vertrauen schenken konnte, daß er mich in keiner Not verlassen werde — dich, Max, dich! Und so wie ich mir das recht innig vorstellte, war mir auch wieder wohl und leicht. Ach, wenn ich dich nur habe!"

Er konnte aus diesen Andeutungen nicht recht klug werden, gab sich aber auch keine Mühe, das Dunkel aufzuhellen. Er hielt sich an die Tatsache, daß Gerta zu ihm gekommen war, und meinte, das Weitere werde sich finden. Er hatte nicht einmal die Geduld, sie aussprechen zu lassen, sondern küßte ihr das Wort vom Munde fort. Sie war so ganz anders, als er sie je gefunden hatte — so viel nahbarer; daran hatte er seine Freude. „Nun weiß ich doch, daß du mir gut bist," schmeichelte er.

„Könnten wir nur gleich Hochzeit machen," sagte sie unschuldig.

Max lächelte wohlgefällig. „Das wäre schön! Wenn dein Vater aber seine Einwilligung versagt —"

„Die ließe sich ihm jetzt vielleicht abtrotzen," fiel sie sehr ernst ein. „Jedenfalls soll er sofort erfahren, daß ich dich liebe und keine Macht der Erde mich von dir trennt."

„Du süße, holde —! Sage ihm nur, daß du bei mir gewesen bist, so weiß er alles.“

„Das will ich. Er soll sich überzeugen, daß ich Ernst mache. Morgen gehe ich fort.“

„Und wohin?“

„Wo du bist, da will ich auch sein, Max. Du weißt in Berlin gut Bescheid. Kannst du mir einen Rat geben, an wen ich mich dort wende, wo ich die erste Zeit ein Unterkommen finde, um was für Arbeit ich mich bemühen soll? Danach wollte ich dich vor allem fragen. Ich kann dir nicht zumuten, mich zu begleiten, da erst dein Werk hier beendet sein muß. Aber du wirst mich an eine befreundete Familie empfehlen, mir die Mittel und Wege anzeigen, wie ich zu einer gesicherten Stellung gelange, in der ich abwarten kann, bis jedes Hindernis unserer Vereinigung fortgeräumt ist. Ach, es kann ja noch eine schmerzlich lange Zeit vergehen, bevor mein Vater sich bestimmen läßt. Und wenn ich gar doch bis zur Mündigkeit warten müßte ... Aber ich werde nicht ermüden. Kann ich nur hin und wieder ein Stündchen mit dir zusammen sein, so werde ich immer neuen Mut gewinnen, auch das Schwerste zu ertragen.“

Er wiegte sie auf seinem Schoß und zog die Nadel aus dem Hut, der ihn hinderte, ihr das schöne, wellige Haar zu streicheln. Er fiel auf die Erde. Das Mäntelchen war schon von ihren Schultern abgeglitten und lag auf der Stuhllehne. Seine Küsse wurden immer feuriger. „Wie glücklich ich bin!“ rief er. „Du willst dein Los mit mir teilen! Ja, ich werde für dich sorgen, vertraue mir. Du gehst in meine Wohnung, die jetzt leer steht. Ich gebe dir ein Billet an meine Wirtin mit, die eine gute und verständige Person ist. Sie wird alles tun, was zu deiner Bequemlichkeit erforderlich ist, dich auch an ihren Tisch nehmen. Sobald ich hier fertig bin — und ich werde mich jetzt natürlich beeilen —, komme ich zu dir, Liebste, und wir sehen dann weiter zu, wie wir uns einrichten. Es müßte ja nicht gleich geheiratet sein. Wenn zwei einander gewiß sind —“

„Ja, das meine ich auch,“ sagte sie, doch ein wenig gedämpft, als könnten seine Worte nicht ganz in ihrem Sinn gesprochen sein. Seine Liebkosungen verwirrten sie. Sanft wand sie sich von ihm los und setzte sich auf den Stuhl neben ihn, doch seine Hand festhaltend. „Sei gut —“ bat sie ihn. „Wir dürfen nicht so — und an diesem heiligen Orte ...“

Er lachte. „Sei nicht närrisch, Liebchen,“ sagte er. „Dies ist mein Atelier, und es stehen ein paar alte Chorstühle darin. Nein, versage dich mir nicht aus solchen Bedenken! Bist du zu mir gekommen, so sei nun auch ganz bei mir.“

„Ich bin ganz bei dir,“ entgegnete Gerta, seine Hand streichelnd, „und damit ich es bleiben kann — schone meine Schwäche. Es handelt sich um so ernste Dinge! Ich nehme dein Anerbieten an, so schwer mir's verdacht werden wird. Gerade weil ... Aber wir müssen doch weiter denken. Wenn du nun nach Hause kommst und deine Wohnung wieder beziehst —“

„Ja, dann braucht sich doch nichts zu ändern, liebes Herz,“ rief er. „Sie hat Raum genug für zwei bescheidene Leute, die sich aus Liebe zueinander einzuschränken wissen.“

Gerta stutzte. „Für zwei —?“

„Nun ja, für dich und für mich. Du wolltest dich mir ja ganz anvertrauen.“

„Ach —! Wenn wir ein Paar wären —!“

„Was hindert uns denn, ein Paar zu sein? Ein glückliches Paar? Ich habe dir fürs erste nicht viel zu bieten, aber dazu reicht's aus. Es wird nicht einmal nötig sein, daß du durch Handarbeit etwas zuverdienst. Obgleich ich nichts dagegen sagen will, wenn es dir so lieber ist. Verkaufe ich das große Bild, das ich auf der Ausstellung habe, so können wir ja auch in aller Form Hochzeit machen. Ich denke, dein Papa wird dann kirre geworden sein und gern seinen Segen geben.“

Gerta hatte seine Hand losgelassen. Flammende Röte war ihr über die Wangen die Stirn hinaufgeschossen. „Du sprichst recht leichtsinnig,“ schalt sie, „und ich will dich so nicht weiter hören. Du weißt nicht, weshalb ich das väterliche Haus verlasse. Wenn ich mir je schuld geben müßte ...“ Sie wendete rasch den Kopf ab und senkte das Gesicht in die Hände.

Max legte den Arm um ihre Schulter und suchte sie an sich heranzuziehen. „Aber

liebes Herz," flüsterte er ihr ins Ohr, „ich will dir doch nur beweisen, daß du unter allen Umständen auf mich rechnen kannst. Siehst du, ich frage gar nicht, weshalb du so Knall und Fall auf und davon gehst. Du wirst gute Gründe haben, sage ich mir, dich von allen philiströsen Beschränkungen frei machen zu wollen. Dazu helfe ich dir gern, wie ich kann. Aber wir müssen uns nach der Decke strecken, Liebchen. Ich bin Maler und lebe vorläufig so ziemlich aus der Hand in den Mund. Du teilst mit mir, nichts kann mir erwünschter sein, nichts mich stolzer und glücklicher machen. Aber unbedingtes Vertrauen mußt du mir schenken. Es soll nicht zu Schanden werden. Wie auf einen Felsen kannst du auf mich bauen!"

Gerta weinte leise und antwortete nicht. Das Herz zitterte ihr, halb vor Bangigkeit, halb vor freudiger Erregung. Sie mißtraute seiner Versicherung gewiß nicht; aber was er ihr zumutete, lag so himmelweit aus der Bahn, in der sich ihr Leben bis jetzt bewegt hatte, erinnerte sie so quälend an das, was sie Friederike entrüstet zum Vorwurf machte — sie entzog sich ihm nicht, gab ihm aber auch kein Zeichen der Zustimmung.

Er wollte seines Sieges schnell gewiß sein, ließ sich auf die breite Stufe vor den Chorstühlen niedergleiten und kniete so vor ihr. „Überlege nicht," flüsterte er, „folge deinem Herzen! Höre es immer wieder: ich liebe dich mehr als mein Leben — ich bin überselig in deinem großherzigen Vertrauen. Und nun störe nichts weiter diese Stunde des Glückes. Du liebe — liebe — liebe —!"

Er umfaßte ihren schlanken Leib mit beiden Armen und drückte das Gesicht in ihren Schoß. Gerta fühlte, daß sie alle Macht über sich verlor; ein Schwindel ergriff sie, mit den zitternden Fingern faßte sie in sein Haar, richtete seinen Kopf auf, legte ihre Stirn an die seine. Er suchte ihren Mund, sie erwiderte seine Küsse. Und nun saß er neben ihr in dem engen Raum, halb über sie gebeugt, und preßte sie an sich. „Mein — mein — in alle Ewigkeit mein!" Ihr war's, als müßte sie ersticken, um ihr Leben ringen. Sie drängte ihn fort, sprang auf, trat die Stufen hinab.

„Ich darf keine Minute länger bleiben," sagte sie, beklommen atmend. „Du bringst mich von Sinnen. Und ich will nicht so ... Leb' wohl!"

Er streckte die Hände nach ihr aus. „Gerta —!"

„Nein, laß mich gehen. Ich erschrecke vor mir selbst. Wohin bin ich ..."

„Komm! setze dich wieder zu mir, Liebchen. Ich verspreche dir, jetzt ganz vernünftig zu sein."

„Ich glaube dir nicht! Ich glaube mir nicht — fort, nur fort. Leb' wohl!" Sie hob ihren Hut von der Erde auf und griff hastig nach dem Mäntelchen, das ebenfalls am Boden lag.

Der Maler stand endlich auf und trat zu ihr. „Es kann unmöglich deine Absicht sein, Gerta —" sagte er in etwas verdrießlichem Tone.

„Halte mich nicht auf," bat sie. „Es ist wirklich die höchste Zeit." Sie schob die Leinwand zurück und trat in die Kirche hinaus, deren Seitenschiff sie mit raschen Schritten durchmaß.

Er eilte ihr nach und umfaßte sie. „Hab' ich dir wehgetan, Gerta?" fragte er zärtlich.

„Nicht, wie du's meinst," antwortete sie, „aber ich will nicht weiter daran denken."

„Ich verstehe dich nicht. Hast du Launen?"

„Fast muß ich's selbst glauben. Ich weiß nicht, wie mir das heute kam."

„Was, Gerta?"

„Dieser Besuch bei dir — und das andere." Sie waren an die Tür gelangt, Gerta immer einen halben Schritt voraus. „Und morgen?" erkundigte er sich.

„Morgen — bin ich nicht mehr hier."

„Mit welchem Zuge fährst du?"

„Ich weiß es noch nicht bestimmt. Komm jedenfalls nicht nach dem Bahnhof hinaus. Es ist ein ungemütliches Abschiednehmen da auf dem Perron."

„Aber ich muß dir doch den Brief an meine Wirtin behändigen, Gerta."

„Ich werde ihn nicht brauchen."

„Wie? Du hast dich anders besonnen?"

„Ja, Lieber. Verzeih mir — ich bin so schlicht bürgerlich erzogen und habe Schranken um mich gehabt, die ich nun nicht durchbrechen kann, ohne jeden Halt zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß du's gut mit mir meinst und ehrlich dein Wort halten willst

— aber du kennst mich nicht genug und würdest, wenn ich dir nachgäbe, nur zu bald einsehen, daß du dir eine unerträgliche Last aufgebürdet hättest. Ich täuschte mich in mir selbst. Wie ich bin, kann ich dir so nicht angehören, ohne mich tief unglücklich zu fühlen. Das wäre dann dein eigenes Unglück. Also laß mich meinen Weg allein gehen, bis die Zeit fortgeräumt hat, was unserer Vereinigung hinderlich ist. Ich will hoffen, es wird noch alles gut."

Sie reichte ihm die Hand und zog zugleich mit der linken die Pforte auf. „Nochmals — leb' wohl!"

Max hielt sie fest. „Und das soll ein Lebewohl sein?" sagte er verstimmt. „Liebst du mich wirklich noch?"

Gerta wendete sich zurück und schlang die Arme um ihn. „Nur zu sehr!" rief sie. Ein langer heißer Kuß suchte ihm noch glaubhafter als Worte diese Versicherung zu geben.

Kopfschüttelnd sah er ihr nach, als sie nun auf die Straße trat. Sie war ihm heute ein Rätsel gewesen. Dieser Besuch gegen Abend, ohne jede Begleitung, in der einsamen Künstlerwerkstatt — er hatte kein anderes Motiv dafür finden können, als daß sie sich ihm in die Arme werfen wollte. Denn was sie von häuslichen Zerwürfnissen andeutete, schien doch nur den Zweck zu haben, ihr über die erste Verlegenheit hinwegzuhelfen. Es wäre eine Beleidigung für sie gewesen, wenn der heißblütige junge Künstler den Augenblick ungenützt gelassen hätte. Und nun dieser plötzliche Temperaturumschlag, dieser unerwartete Abfall, dieses kalte Sturzbad! Er ärgerte sich über Gerta, dann noch mehr über sich selbst, daß er sich so ungeschickt benommen hatte. Sollte er das liebe Mädchen doch mißverstanden haben? Ganz und gar mißverstanden haben? Und durfte er darüber jetzt nicht eigentlich froh sein? Es dämmerte etwas von dieser Einsicht in ihm auf, und gleich darauf ergoß sich auch ein Strom hellen Lichtes in sein Herz. Als er nach seinem Arbeitsgerüst zurückging und seine Gerätschaften für den anderen Tag ordnete, hatte er schon das wohltuende Gefühl, daß Gerta ihm nun erst recht teuer geworden sei.

* * *

Sie aber setzte ihren eiligen Gang fort, gar nicht um sich schauend, die Brust voll stürmischer Empfindungen. Wie durch unsicheres Dämmerlicht schritt sie hin, kein Gegenstand war scharf umrissen. Wohl- und Wehegefühle rangen in ihr und ließen sie nur langsam zur Klarheit über sich selbst kommen. Es war ihr, als ob sie sich aus einer großen Gefahr gerettet hätte, und dann wieder, als ob sie unzufrieden mit sich sein müßte, weil sie sich selbst nun doch nicht genügt hatte. Warum brach sie nicht die Brücke hinter sich ab? Sie hatte doch ihrer Mutter Tochter sein wollen — dieser richtigen Mutter, die nicht mehr die himmlische Erscheinung war, zu der sie verklärt aufschaute, sondern ein recht irdisches Geschöpf mit nur zu menschlichen Trieben, Leidenschaften und Gebrechen! Dieses Wesen hatte Fleisch und Blut, lebte — und von diesem Leben erhielt sie ja doch ihren Teil. Weshalb zuckte sie zurück, als Max sie an der Hand nahm und zur ersehnten Freiheit führen wollte? War sie schon wieder eine ganz andere geworden? Die frühere vielleicht: das gut erzogene, peinlich gewissenhafte, jeder Ausschreitung abholde Fräulein — Friederikes Kind! Ja, das alles hatte sie doch von ihr, die sie zu hassen meinte, weil sie ihrer Mutter Platz eingenommen.

Zu schnell war der Wechsel vor sich gegangen, die neuen Eindrücke hatten keinen Bestand haben können. Die Welle, die ein plötzlicher Sturm hoch auftrieb, erreichte schon ihr Höhemaß und sank schnell wieder zurück. Gerta konnte sich eines taumelnden Gefühls nicht erwehren, wie sie unter ihren in den Sand einsinkenden Füßen die Flut mit rasender Eile abziehen sah. Wie leicht sie sich's gedacht hatte, dem väterlichen Hause in sittlicher Entrüstung den Rücken zuwenden zu können! Und jetzt schon verblaßte der schwarze Punkt, der alles Licht schien verdunkeln zu wollen, fast bis zur Unkenntlichkeit. Es war ja das alte Haus, in dem sie ihre Kindheit und Jugend verlebt, ihre Puppen herumgetragen, ihre Schularbeiten gemacht, mit ihren Freundinnen gespielt hatte. Und die Menschen darin waren dieselben wie alle die Jahre — der eine böse Tag hatte an ihnen nichts verändert, nur Gertas Augen getrübt. Und nun sahen ihre Augen wieder

heller. Das war der Gewinn dieser Selbsteinkehr.

Friederike! Diese gute Seele, dieses liebe Herz! Hatte sie sich nicht aufgeopfert für den unglücklichen hochehrenwerten Mann, für sein verlassenes Kind? War sie ihr nicht die treueste Mutter alle die Jahre gewesen, die warmherzigste Freundin? Konnte das eines Fehls wegen vergessen werden, der doch in ihrer Lage so leicht wog? War nicht die Trennung der Eltern unvermeidlich, auch wenn sie gar nicht lebte? Nein, sie hatte den häuslichen Frieden nicht gestört. Und warum, wenn er doch unheilbar gestört war, sollte sie ihre Wohltaten zurückhalten, Mann und Kind dem Verderben preisgeben, nur um sich nicht zu gefährden? Es lag etwas Heroisches in dem Entschluß, bei dem Verlassenen auszuharren auch ohne jede Hoffnung für sich selbst ... Eine so selbstlose Hingabe! Und alle die langen Jahre nichts für sich wollen — mit der bescheidensten Stellung einer Wirtin, einer Erzieherin zufrieden sein —, sich eine Zurückhaltung auflegen, die alle Welt täuschte, nie der Tochter gegenüber die leiseste Andeutung ... Welche Seelenstärke, welch feines Taktgefühl! Wahrlich, wenn sie ein Unrecht beging, glich sie es durch tausend Guttaten wieder aus. Und Gerta wollte ihre Richterin sein? Der so viel Liebe zu teil geworden war —? Was wäre aus dem armen Kinde geworden, von dem die Mutter nichts wissen wollte und dem der Vater nichts sein konnte? Zu fremden Leuten wäre es gegeben, sorglos behandelt, schlecht erzogen, vielleicht der Mutter nachgelaufen — längst ein verlorenes Geschöpf! Wie hatte sie nur einen Augenblick übersehen können, daß Friederike gar nicht im stande war, ihr etwas Unverzeihliches anzutun?

Immer freier atmete Gerta, je mehr diese versöhnlichen Vorstellungen Macht über ihr Gemüt gewannen. Sie hatte schon das Tor hinter sich und schritt nun ohne Eile durch die Allee, in der ein frischer Wind die gelben Blätter um ihre Füße kräuselte. Im Westen zog schweres Gewölk auf und deckte den Himmel bis auf einen schmalen rotgelben Streif, der sich schnell verengte. Nicht weit vom Hause kam Gerta eine männliche Gestalt entgegen. Sie erkannte den Sekretär Urban. Auch er faßte sie ins Auge und steuerte sogleich auf sie zu. „Guten Abend, Fräulein Gerta," sagte er, tief den Hut ziehend. „Nur gut, daß Sie kommen. Man ist zu Hause schon Ihretwegen in Sorge."

„Weshalb?" antwortete sie unsicher.

Er blieb vor ihr stehen. „Ich bin nicht näher unterrichtet," lenkte er ab, „aber es schien mir so ... Wenn Sie das übrigens beruhigen kann — die Angelegenheit mit Ihrer Frau Großmutter ist geordnet."

„Durch Sie?"

„Ja. Fräulein Friederike ersuchte mich gestern darum. Ich habe Mrs. Sleepers das Geld eingehändigt und sie zur Bahn gebracht. Sie legte ein Schreiben an ihre Enkelin in meine Hand. Ich habe es im Hause abgegeben."

„So werde ich es ja wohl da vorfinden. Ich danke Ihnen, Herr Sekretär. Adieu!"

Er zögerte.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, nochmals umzukehren und Sie bis zur Gartentür zu begleiten?" fragte er.

Gerta überlegte einen Augenblick. „Wenn Sie sich nicht allzusehr versäumen ... Es wäre mir lieb, ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können, lieber Herr Sekretär — dazu böte sich nun die Gelegenheit."

Er schritt neben ihr hin. „Auch ich hätte gewünscht —"

„Vielleicht erledigt es sich in einem," griff sie vor. „Ich weiß, was Sie bezüglich meiner für Absichten haben, lieber Herr Sekretär, und daß mein Vater Sie ermutigt hat —"

„Ich habe mir allerdings Hoffnung gemacht, mein bestes Fräulein," fiel er ein, „Ihre Zuneigung gewinnen zu können, und ich würde mich sehr glücklich schätzen —"

„Auch nachdem Sie meine Großmutter kennen gelernt haben?"

„Ich wüßte nicht ... Das hat für mich gar keinen Zusammenhang."

„Nun denn —! Sie dürfen nicht getäuscht werden —: als ich von Ihrem sehr ehrenwerten Antrag Kenntnis erhielt, war ich bereits heimlich verlobt."

Er zuckte zusammen. „Fräulein Gerta —! Das freilich ... Ihr Herr Vater wußte nicht darum."

„Nein, auch jetzt noch nicht. Aber in einer Stunde soll er alles erfahren haben — auch daß ich eben von dem Manne komme, dem ich mein Wort gegeben. Ich sehe voraus, daß er sehr erzürnt sein wird, aber mein Entschluß ist gefaßt, lieber jede Unbill zu ertragen als meinem Herzen untreu zu werden. Diese offene Erklärung war ich Ihnen schuldig, lieber Herr Sekretär. Ich hoffe, sie wird Ihnen den Verzicht erleichtern. Das ist mein ehrlicher Wunsch."

Sie gingen noch einige Schritte schweigend nebeneinander her. Dann gelangten sie zur Gartenpforte. Gerta trat ein, schloß sie hinter sich und reichte Urban über das Staket die Hand hin. Er berührte sie, ohne sie zu drücken, und entfernte sich mit gesenktem Kopfe.

Gerta zog die Hausglocke. Das Mädchen öffnete. Sie legte im Flur Hut und Mantel ab und begab sich sogleich in die Wohnstube, wo sie Friederike vermutete. Auch ihr Vater war dort. Er mußte auf und ab gegangen und in der Nähe der Tür stehen geblieben sein. Eine Wolke lag auf seiner Stirn. Er musterte die Tochter mit einem inquisitorischen Blick und sagte: „Dein Benehmen ist sonderbar, Gerta. Wird man endlich erfahren, woran man mit dir ist?"

Sie antwortete nicht, sondern schritt an ihm vorüber auf Friederike zu, die am Tisch saß und die verweinten Augen niederschlug. Gerta schlang die Arme um ihren Nacken, küßte sie stürmisch und rief: „Friederike — liebe Friederike — sei mir wieder gut! Wie konnte ich dich so verkennen? Du bist ja das beste, treueste Wesen, das Gott erschaffen hat! Laß mich deine lieben Hände küssen und dich um Verzeihung bitten, wenn ich dich gekränkt habe — immer, immer wieder. Sage mir, daß du mir wieder gut bist."

Friederike kam dieser zärtliche Ansturm ganz unerwartet; eher auf eine schroffe Abkehr hatte sie sich gefaßt gemacht, sobald sie sich Gerta zu nähern versuchen würde, und deshalb abwarten wollen, ob sie überhaupt Beachtung finden würde. Nun stürzten ihr die Tränen aus den Augen; sie zog das geliebte Mädchen an ihre Brust und auf ihre Knie und vergrub das Gesicht in ihrem Lockenhaar. „Mein liebes, liebes Kind," schluchzte sie, „so hast du mich wiedergefunden! O — nie hab' ich dir gezürnt, glaube mir. Ich begriff deinen Schmerz, deine Anklage — vor dir war ich im Unrecht. Und nun entsühnt mich deine Liebe."

„Sprich nicht so," bat Gerta. „Ich war so abscheulich, so kleinlich, so undankbar. Aber jetzt nimmst du mich wieder zu Gnaden an, nicht wahr? Und es ist unter uns alles, wie es gewesen ist."

Der Rechnungsrat hatte von Friederike erfahren, was unter ihnen vorgegangen war, und Gertas Unverstand gescholten, während sie eifrig ihre Partei nahm. So fühlte er nun, was diese Begrüßung bedeutete, und wurde selbst ungewöhnlich weich gestimmt. „Du hast recht," knurrte er, mit seiner Rührung kämpfend. „Friederike ist die Güte und Treue selbst. Keine rechte Mutter konnte dich mehr lieben."

Gerta drückte Friederike noch einmal innig an sich und erhob sich dann, um zu ihrem Vater zu treten. Sie küßte seine Hand und sagte ernst: „Ich weiß nicht, ob auch zwischen uns alles werden kann, wie es war. Du wirst mit mir sehr unzufrieden sein, wenn du erfährst, wie ich deinen Wünschen entgegen über mich verfügt habe. Wisse aber auch, daß ich ohnedies mit mir einig bin, in deinem Hause nicht bleiben zu können."

„Gerta!" rief er auffahrend.

„Du wirst das natürlich finden müssen, Vater, nachdem sich deiner Tochter der Schleier gelüftet hat, der ihr wohltätig ein häusliches Geheimnis verhüllte. Es ist nichts anderes möglich. Aber ich möchte dich nicht mit der Sorge um meinen Unterhalt weiter beschweren; erlaube daher, daß ich mir fortan mein Brot selbst zu verdienen bemüht bin."

„Unsinn — Unsinn!" polterte er. „Ich werde doch wohl noch meine einzige Tochter bis zur Verheiratung zu verpflegen im stande sein — hm, hm — in oder außer dem Hause."

„Ich möchte dich nicht im Irrtum darüber lassen, lieber Vater, daß dieser Zeitpunkt vielleicht ferner liegt, als du glaubtest," entgegnete Gerta. „Ich bin eben deinem Freunde, dem Herrn Sekretär Urban, begegnet und habe ihn darüber aufgeklärt, daß seine weitere Bewerbung um mich keinen Zweck haben könnte."

Kelch schien auf so etwas vorbereitet. Jedenfalls nahm er die Nachricht hin, ohne sich aufzuregen. „Es tut mir leid," bemerkte er nur, „daß du dir eine gute Partie verschlägst. Zu deinem Glück zwingen kann ich dich ja nicht."

Gerta schöpfte tief Atem: das Schwerste war noch vorzubringen. „Ich werde dich noch mehr bekümmern müssen," sagte sie, allen Mut zusammennehmend, „aber es ist heut' der Tag der Abrechnung, und da darf nichts zurückbleiben. Ich habe mich heimlich einem anderen Manne versprochen und will warten —"

Der alte Herr wurde sehr unruhig, trat von einem Fuß auf den anderen und strich sein borstiges Haar von der Stirn auf, die dunkelrot gefärbt war. „Friederike hat mir auch davon eine Mitteilung gemacht," unterbrach er sie gallig. „Der Maler — was? der Rödelsberger? Es ist Torheit. Ein Windikus! Er hat keine gesicherte Stellung, ist ein Freigeist. Was weißt du denn von ihm?"

„Daß er mich liebt und daß ich ihn liebe," antwortete Gerta ganz schlicht. „Er hat mein Wort und ich das seine. Ich komme soeben von ihm."

„Pah — pah — pah!" Der Rechnungsrat setzte sich wieder in Bewegung und trappte scharf. „Es ist zum Tollwerden! So ein Künstler —! Das hat keine Grundsätze, geht leichtsinnig Verpflichtungen ein, und nachher ist das Unglück da. Wenn man selbst so etwas durchlebt hat ... Sei verständig, Gerta, übereile nichts! Ich würde gewissenlos handeln, wenn ich ... Nein, nein, nein! ich kann dazu nicht meine Einwilligung geben."

„Ich werde warten, bis ich ihrer nicht mehr bedarf," entgegnete Gerta fest. „Dann bist du von jeder Verantwortung frei. Schande soll dir deine Tochter nicht machen. Ich hoffe, Max wird mir treu bleiben. Täusche ich mich darin ... Aber ich täusche mich nicht."

Kelch machte verzweifelte Anstrengungen, einen Ausbruch des Zornes zurückzuhalten; er hüstelte in kurzen und rauhen Lauten, strich mit den Fingern an der Kehle hin und her, preßte die Lippen zusammen und rückte sich in den Schultern zurecht. Ein paarmal hielt er in seinem Gange an, wenn er an Gerta vorüberkam, als wollte er sprechen, schüttelte doch aber nur den Kopf und ging weiter. Es sei ja doch nutzlos, mochte er denken.

Auf dem Tische lag ein Brief in großem Couvert. Es stand darauf: „An Fräulein Kelch" und unten seitwärts: „D. G." Gerta blickte darauf, und Friederike schob ihn ihr hin. Sie öffnete und zog ein halb gedrucktes, halb geschriebenes, mit einigen Siegeln versehenes Blatt heraus, das an Reinlichkeit zu wünschen ließ. Die Sprache war ihr fremd bis auf ein Attestat des deutschen Konsuls am Schluß; sie las aber den Namen ihrer Mutter und wußte nun auch, was das Kreuz oben bedeutete. Einige Minuten lang stand sie sinnend. Dann trat sie ihrem Vater entgegen und reichte ihm das Papier. „Der Totenschein meiner Mutter," sagte sie leise.

Er blickte auf und sah ihr verwundert in das bleiche Gesicht.

„Der Totenschein —? Wie kommst du ... Ah! ich vergaß."

Er versuchte die Schrift zu lesen. Einige Worte, die dem Lateinischen ähnelten, wurden ihm verständlich; er konnte nicht zweifeln, daß er wirklich den Totenschein in Händen hatte, und murmelte das Datum zwischen den Lippen. Es lag viele Jahre zurück.

„Vater," sagte Gerta, plötzlich von einem Gedanken erfaßt, der ihr das Blut in die Wangen trieb und das Auge mit feuchtem Glanz erfüllte, „ich habe eine Bitte an dich."

Er dachte an den Maler und meinte, sie wolle die Gelegenheit benutzen, ihn ihren Wünschen williger zu stimmen.

„Nein, nein," wehrte er ab, „sprich mir jetzt von dem Menschen nicht. Ich kann mich nicht so rasch mit der Vorstellung vertraut machen —"

„Aber es betrifft gar nicht mich," unterbrach sie ihn lächelnd.

„Du sagtest doch, eine Bitte —"

„Freilich — nur nicht für mich. Obgleich ..."

Sie senkte den Kopf und blickte auf ihre Hände, deren bewegliches Fingerspiel ihre innere Unruhe verriet.

„Nun — nun — nun? Was ist's?“ knurrte er.

Gerta trat rasch auf ihn zu und legte die Arme um seinen Hals. „Mache Friederike zu deiner Frau!“ rief sie.

Das kam ihm ganz unerwartet. Er hob die Schultern und stieß einen kurzen Laut der Überraschung aus, während das Töchterchen den Kopf an seine Brust legte und sich fester ihm anzuschmiegen suchte, ohne ihn ansehen zu dürfen. Dann entstand eine lautlose Stille. Gerta hörte sein Herz schlagen. „Du bittest das — du?“ brachte er endlich heraus.

„Es ist mein innigster Wunsch,“ sagte Gerta. „Ich verehre Tante Friederike wie eine Mutter und möchte sie auch so nennen dürfen.“

„Aber man wird das — sehr sonderbar finden,“ murmelte er wieder in den Bart. „Nachdem wir so alt geworden sind — hm, hm!“

„Wen geht's etwas an als euch beide? Und seid ihr nicht miteinander alt geworden?“ warf Gerta ein. Sie machte sich von ihrem Vater los und trat um den Tisch zu Friederike, die aufgestanden, aber abgewendet stehen geblieben war und die Hand auf das Herz drückte. „Komm, Friederike, ich führe dich zu ihm,“ sagte sie mit warmem Ton.

„Mir ist die Form entbehrlich,“ antwortete Friederike, sanft den Kopf schüttelnd, „und ihm ist sie vielleicht eine unbequeme Fessel. Früher — ja früher ...“

„So denke an mich,“ bat Gerta, „die du doch lieb hast. Nun ich wissend bin — wie stehe ich zwischen euch? Vater und Mutter will ich euch nennen dürfen vor aller Welt.“

Sie streckte die Hand nach ihrem Vater aus. Er ergriff sie ohne Zögern und ließ sich von ihr führen. „Riekchen,“ sagte er ungewöhnlich weich, „es kommt uns zwar nichts hinzu, da wir immer wie gute Eheleute gelebt haben und nur durch den Tod geschieden werden konnten — aber Gerta hat recht, ihr sind wir's schuldig zu tun, was wir schon lange getan hätten, wenn das äußere Hindernis früher gehoben wäre. Die Leute werden ja die Köpfe zusammenstecken und über das junge Paar ihre Glossen machen — das wird sich ertragen lassen und ihnen bald langweilig werden, wenn wir ihnen nichts zu reden geben wie bisher. Falls du also einverstanden bist, Riekchen —“

Friederike fiel nicht ihm, sondern Gerta um den Hals und küßte sie so leidenschaftlich, daß an ihrem Glück- und Dankgefühl kein Zweifel bleiben konnte. Dann reichte sie Kelch die Hand und sagte: „Wir wollen es so still betreiben, lieber Alter, daß die Gratulanten gar nicht wissen, wann sie antreten sollen. Es bleibt alles, wie es ist; um die Frau Rechnungsrat brauchst du dir kein graues Haar wachsen zu lassen.“

Nun zog er sie an sich und drückte die Lippen auf ihre Stirn, indem er ihren Kopf zwischen die Hände nahm. „Bist du zufrieden?“ fragte er Gerta.

„Bitte um Bitte,“ nahm Friederike nach einer kleinen Weile das Wort. „Eine Bitte habe nämlich auch ich noch und an mein liebes Pflegetöchterchen, das bald mein rechtes Töchterchen werden soll. Darf ich sie aussprechen?“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte der Rechnungsrat sehr zuversichtlich.

„Ich weiß doch nicht ...“

„Aber Tante Friederike —!“

„Gut denn! Du hast uns morgen verlassen wollen —“

„Dummes Zeug!“ fiel er wieder ein.

„Das darf doch jetzt nicht geschehen,“ fuhr Friederike fort, ohne auf ihn zu achten. „Wie auffällig müßte das bemerkt werden, wenn es nun doch bekannt wird, daß dein Vater mich, seine Wirtschafterin, zu heiraten Anstalt trifft. Man würde ja mit anscheinend gutem Grunde behaupten, diese Heirat habe dich aus dem Hause getrieben. Das darfst du uns nicht antun, Gerta. Besser ist's, ich verreise auf ein paar Wochen, bis alles geordnet ist, und komme am Hochzeitstage wieder. Siehst du das ein?“

Gerta brauchte sich nicht zu bedenken: das war das Richtige. Auch Kelch mußte sich überzeugen, daß eine zeitweise Entfernung Friederikes die künftige Regelung des gesellschaftlichen Verhältnisses der Eheleute zu den Stadtbekannten, woran ihm doch viel lag und in seiner Stellung liegen mußte, sehr erleichtern würde. Er blickte nun aber

auch weiter und meinte, die Gründe für Gertas Entschluß, sich von ihnen zu trennen, seien doch offenbar überhaupt hinfällig geworden. Wäre von einer Verfeindung nicht die Rede und bestehe sogar zur Stiefmutter die freundschaftlichste Beziehung, so lasse sich wirklich nicht erkennen, weshalb nun die Hausgemeinschaft solle aufgehoben werden müssen.

Friederike gab ihm recht.

„Ihr übergeht doch wohl eine wichtige Tatsache," sagte Gerta. „Ich gestand dir schon, lieber Vater, daß ich heimlich verlobt sei. Du bist mit meiner Wahl nicht einverstanden, was ich ja hinnehmen muß. Die gehorsame Tochter aber, die sich dem väterlichen Machtspruch fügt und zurücktritt, kann und will ich nicht sein. Nehme ich mir nun die Freiheit des Handelns, so muß ich auch die Pflicht anerkennen, mir eine unabhängige Lebensstellung zu schaffen. Bleibe ich Hauskind, so könnte ich doch meinen Verlobten nicht verleugnen, und damit wäre eine dauernde Ursache zu Streit und Verdrießlichkeiten aller Art gegeben. Ich mag aber nicht Unfrieden in dein Haus bringen und weiche lieber. Willst du mich, anfangs wenigstens, unterstützen, so werde ich deiner Güte dankbar sein. Euch zu kränken, ist wahrlich nicht meine Absicht."

Über die Stirn des Rechnungsrates flogen wieder bedrohliche Wolkenschatten, und das Kratzen im Halse wurde so empfindlich, daß es sich in einem scharfen Hüsteln Luft machen mußte. Er schien es aber doch nicht für klug zu halten, jetzt den Fall näher zu erörtern, und äußerte deshalb nur, übrigens nicht unfreundlich: „Jedenfalls hat die Sache unter den jetzigen Umständen weiter keine Eile. So lange Friederike abwesend ist, wirst du mir wohl die Wirtschaft führen müssen, und was später geschieht, mag eine offene Frage bleiben."

Dabei beruhigten sich denn auch alle Teile. Das Abendessen wurde aufgetragen und in heiterer Stimmung eingenommen. Kelch ließ sogar eine Flasche Wein aus dem Keller holen und hielt eine kleine Rede, die in ein Hoch auf seine liebe Hausfrau auslief, worauf die Gläser hell zusammenklangen. Er fühlte sich offenbar wohler und freier als je, scherzte gemütlich und legte von Zeit zu Zeit seine breite Hand über die seiner Nachbarin oder streichelte ihr die Wange. Gerta nickte ihr sehr glücklich zu.

* * *

Am anderen Vormittag packte Friederike, nachdem Kelch aufs Bureau gegangen war, in Ermangelung eines Koffers, für den sich bisher nie ein Bedürfnis gezeigt hatte, eine kleine Kiste mit ihren Sachen, wobei Gerta half. Sie wollte nach ihrer Heimat fahren, wo noch Verwandte von ihr lebten, die sie so lange nicht gesehen hatte, und auch einen Vetter als guten Mann zur Hochzeit einladen, die freilich nach einer Haustrauung nur im engsten Kreise gefeiert werden sollte. Sie wurde nicht müde, Gerta allerhand Anweisungen für die Wirtschaft zu geben, damit der Vater nichts zu vermissen habe, notierte auch mit Bleistift auf einem Blättchen, was jeden Tag in der Woche gekocht werden könne, und worauf bei Zubereitung der Speisen besonders zu achten sei. Gerta dankte ihr, daß sie der Großmutter geholfen habe. Friederike lächelte. „Es geschah nur, um Kelch Ärgernisse zu sparen," versicherte sie, „und die Heimlichkeit nützte doch gar nichts. Urban erstattete seinen Bericht so schlau, daß der Vater gleich alles wußte. Er hatte mir schon die Leviten gelesen, als du kamst, und verlangt, daß ich das Geld mir von ihm erstatten lasse."

„Hat er's denn?" fragte Gerta.

„Aber gewiß! und mehr als das. Wir haben ja in diesen Jahren für unser einziges Kind ein ganz hübsches Sümmchen zusammengespart. Wirst schon einmal Augen machen! Und ist auch gar nicht nötig, daß wir dann schon tot sind. Brauchst du's früher, so wird der Vater nicht ängstlich den Daumen darauf halten, dafür laß mich sorgen." —

Mittags verspätete sich der Rechnungsrat um mehr als eine halbe Stunde. Das war noch nie vorgekommen. Er habe schon mit dem Standesbeamten gesprochen und den Tag der Eheschließung über zwei Wochen festgesetzt, erzählte er sehr vergnügt, aber auch noch einen Besuch machen müssen, der ihn sehr aufgehalten, da wichtige Dinge zu verhandeln gewesen wären. Als er bald

nach dem Essen wieder fortging, sagte er, obgleich er sein Nachmittagsschläfchen hatte kürzen müssen, ganz lustig: „Heute abend kann ich dich von deinen wirtschaftlichen Pflichten noch nicht entbinden, Liebchen, wie ich gern möchte. Ich bringe einen Gast mit, der gut aufgenommen sein will. Gerta ist in der Küche noch zu ungeübt, hat mir auch dafür einzustehen, daß er sich bei uns gut unterhält."

„Einen Gast?" fragte Friederike, die Augenbrauen hoch spannend. „Und heut' gerade am letzten Tage?"

„Ja, es ging nicht anders," meinte er schmunzelnd, indem er ihr die runde Schulter klopfte. „Bei meinem Besuch konnte ich nur halb zum Schluß kommen. Nun, ich hoffe, er wird euch nicht unangenehm sein — wirklich ein ganz liebenswürdiger Mensch."

Weiter ließ er sich über ihn nicht aus.

„Da bin ich aber doch neugierig," stachelte Friederike, als er sich entfernt hatte, und stieß Gerta im Vorübergehen leicht mit dem Ellbogen an. „Er wird doch nicht noch einen Freier für dich in petto haben?"

Gerta ging auf diesen Scherz gar nicht ein. —

So um halb sieben Uhr — es war die Stunde, in welcher der Rechnungsrat regelmäßig zu Hause einzutreffen pflegte, wenn er den Abend nicht im Kasino verbrachte — stand Gerta am Fenster der Wohnstube und träumte in das Gärtchen hinaus. Da knarrte die Pforte. Der Rat hatte sie einem Herrn geöffnet, der nun vor ihm eintrat. „Max!" schrie sie auf. „Tante Friederike, der Vater bringt Max mit!"

„Wie du mich erschreckt hast, unartiges Kind!" schalt die gute Seele „War das denn wirklich eine Überraschung?"

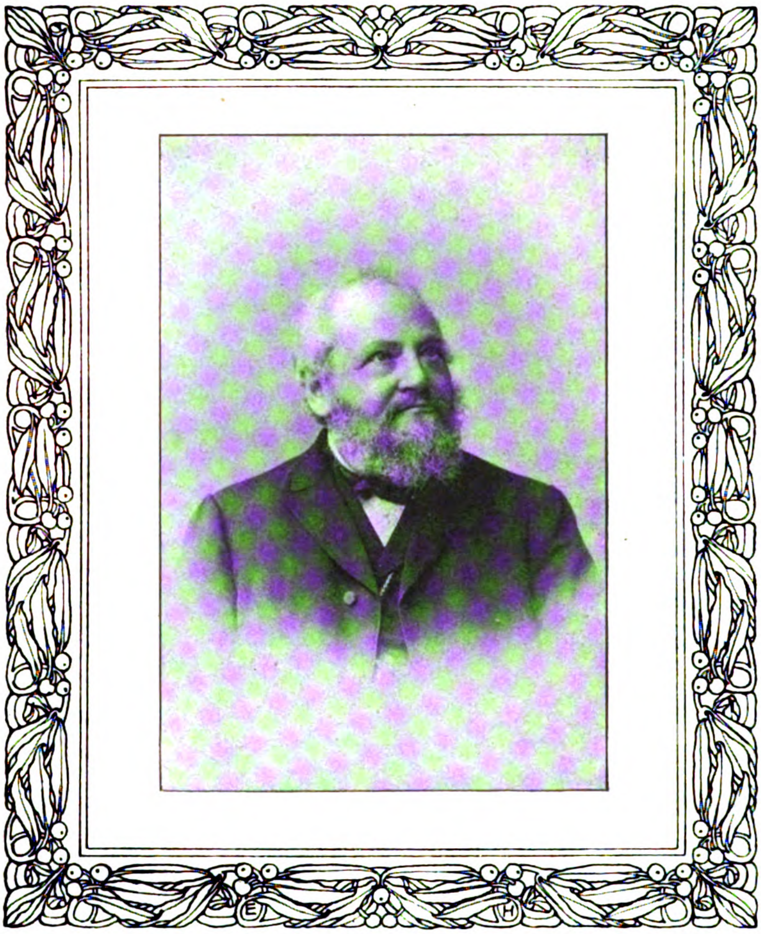
Und alles fiebert noch nach dir

Und alles fiebert noch nach dir.
Da wirfst du schon ins Schloß die Tür
Und stürmst hinab die Stufen.
Ein lachend „Lebewohl" verklingt —
Ich weiß nicht, was in mir zerspringt.
Und hätt' dich gern zurückgerufen.

Mir ist's, als ob mein Glück entschwand.
Als hätte eine Totenhand
Sich auf mein heißes Herz gelegt.
Die Schatten raunen um mich her.
Mir wird so schwer zu Mut, so schwer —
Als gäb' es keine Wiederkehr.

Ich starre in mich unbewegt.

Kurt Holm



Gedichte

Aus dem Nachlaß

von

Hieronymus Lorm

(Nachdruck ist untersagt.)

Aus dem Tagebuche

I

Entfärbt sind meine Rosen,
Verglommen ist mein Stern,
So daß dem Freudelosen
Des Lebens Wonne fern.

Doch ohne zu besitzen,
Mein Herz die Rosen preist,
Und die Gedanken blitzen
Gleich Sternen mir im Geist.

II

Nicht Glück ist, schon im Glück geboren sein!
Denn eh's erkannt wird, mag's verloren sein.
Doch wer ein bleibend Glück sich selbst erbaut,
Muß auch ein Weiser unter Toren sein.

III

Zur Ewigkeit bekennt sich Liebe,
Ob keine hier bestehen bliebe,
Bezeugend, wie im Menschen flammt
Ein Fühlen, das aus Himmeln stammt.

Zu glücklich

Sie geht so schön, so ruhevoll und heiter
Durchs Leben hin und heischt vom Glück nichts weiter!
Ein Freier naht ihr, der sie lang geliebt,
Und dem gelassen ihre Hand sie giebt.

Nun fühlt sie, als die Tage zieh'n von dannen,
Sich drüber wolkenlosen Himmel spannen.
Er wiegt die Unruh' ird'schen Lebens ein
In frommen Friedens überird'schen Schein.

Da überkommt sie einst im tiefen Schlummer
Ein unbegriff'ner, namenloser Kummer.
Sie sieht das Antlitz eines Manns, der kaum
Bisher ihr anders nahte als im Traum.

Doch heute forscht er streng in ihrer Seele,
Und vorwurfsvoll beklagt er, daß ihr fehle
Ein heißes Stürmen, Schmerz und Bitternis
Und einer Leidenschaft gewalt'ger Riß.

Gefesselt sonst vom wachenden Verstande,
Wie jauchzt ihr Herz, entkleidet seiner Bande!
Es pocht in wollustvollem Übermut
Mit unerhörter, wilder Lebensglut.

Mit heißer Stirn erwacht die Frau und fächelt
Die Glut in ihrer Brust, indem sie lächelt.
Ein Keim doch neuen Seins, das fühlt sie tief,
Bewegt jetzt ihr Gemüt, das sonst nur schlief.

Sie hat, erkrankt, den Todeskuß empfangen,
Eh' noch der Keim zu Qualen aufgegangen;
Ihr Leben war ein Reisen durch ein Land
Gewesen nur, das niemals sie gekannt.

Lebenslust

Alles Sehnen, alles Trachten
Schließt mit hoffnungslosem Schmachten!
Dies auch stimmt die Zeit herab.
Kühne Wünsche, die auf Erden
Wild und heiß empfunden werden,
Schweigen vor dem nahen Grab.

Frühlingszauber ist verklungen,
Liebeszauber ward verschlungen
Von des Daseins harter Pein;
Auch der Geist mit seinen Lehren
Fühlt zuletzt in allen Sphären
Sich verlassen und allein.

Dennoch bleibt ein Glück vorhanden!
Mit geheimnisvollen Banden
Knüpft sich's an die Menschenbrust;
Denn es ist die unerklärte,
Selbst in Gram und Qual bewährte,
Nie erschöpfte Lebenslust.

Der Einsame

Auf dem Platz zum Park hinüber
Wandl' ich einsam hin und her;
Leid umfaßt mich immer trüber,
Denn das Leben drückt zu schwer.

Seh' ich aller Menschen Streiten,
Stets zum Kampf das Schwert gezückt,
Will mich fast der Wahn geleiten,
Daß die Einsamkeit beglückt.

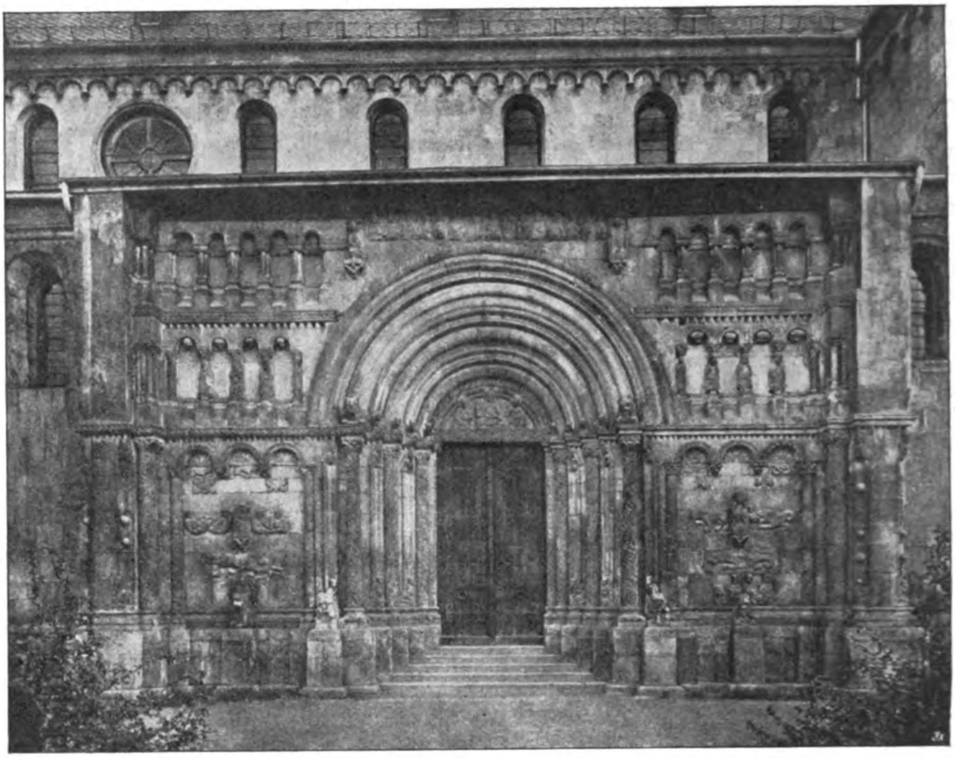
Zwar kann Lebenslust nicht blühen
Hinter der verschloss'nen Welt,
Doch der Strahl des Geists nicht glühen
Dem, der Massen sich gesellt.

Und so windet sich mit Qualen
Durch die Einsamkeit mein Herz;
Will's der Erde sich vermählen,
Treibt's das Grauen himmelwärts.

Ein Gegensatz

Der Fürst, ermangelnd jedes Schmucks und Bandes,
Drum unerkannt, durchwandert gern das Feld;
Da hat sich einst ein Bauersmann des Landes,
Der ihn nicht kennt, dem Fürsten zugesellt.

„Ich bin ein arbeitsamer Knecht, gesegnet
Mit Sorg' und Müh'!" so spricht der Fürst sich aus,
Worauf der arbeitsame Knecht entgegnet:
„Ich bin ein freier Fürst in meinem Haus."



Portal der Schottenkirche.

Regensburg

Ein oberpfälzisches Städtebild

von

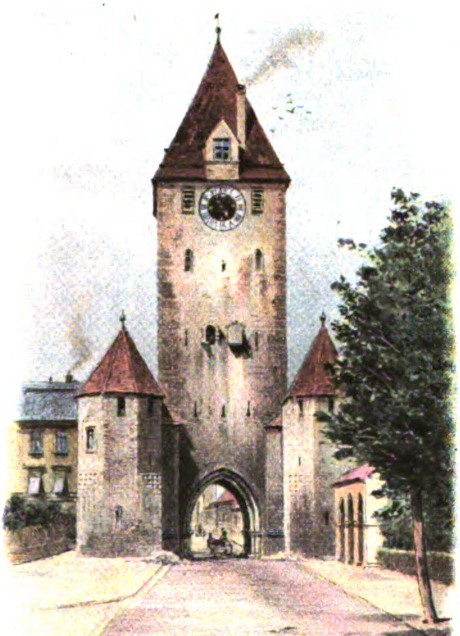
Joh. Grière

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine Hinterlassenschaft aus mittelalterlicher Zeit, verschrumpft, entfärbt, windschief, kauert das alte Regensburg am rechten Ufer der Donau. Aus dem unendlichen Gewirr der Gassen und Gäßchen wachsen dunkle, trutzige Türme, an alte Patrizierhäuser angebaut, mit ihren feinen gotischen Fenstern hoch und massig in die freie Luft empor. Von Turm zu Turm flattern schwarze Scharen krächzender Dohlen, die in den durchbrochenen Helmen des mächtigen Domes ihre Heimstätte haben. Aus unzähligen Schloten quellen Hopfendämpfe über die Stadt und mischen ihren herben Geruch mit dem gewürzigen Dufte des Weihrauchs der benachbarten Kirchen. Verfallende Häuser, Zeugen einer längst verflossenen Zeit, atmen ihre dumpfe Feuchtigkeit in die engen, stets dämmerigen Gassen hinein. Und überall ein seltsames Gemisch von Altem und Neuem, Gemeinem und Besonderem: zwischen vulgären Haustüren tauchen kleine formschöne Portale ehemaliger Kapellen auf, an sonst unscheinbaren Gebäuden bezaubern zierliche zwei- und dreigeteilte gotische Fenster, unter Dächern an den Ecken springen hübsch gestaltete Konsolen hervor, hier überrascht ein Erker, dort heben sich Skulpturen von der Einförmigkeit alter Mauern ab, treten Reliefs aus ihnen heraus, Wappen zieren die Wände, arkadengeschmückte Höfe, gewölbte Hallen tun sich auf. Dem forschenden Auge erscheint der Geist des Mittelalters, nicht des Mittel-

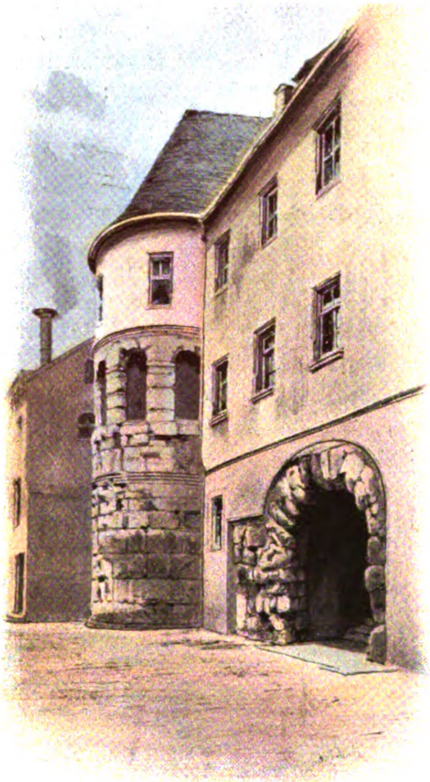
alters, das in verschwenderischer Pracht und Fülle die dem weltlichen Leben dienenden Profanbauten hervorrief, nein, jener frühen Zeit, da die Menschheit schüchtern, mit heißem Herzen und wachsendem Begehren nach Formen für einen ewigen Inhalt tastete, nach dem künstlerischen Ausdruck für die Melodien, die Glaube und Hoffnung, über das Diesseits hinaus, in ihrer Seele sangen. So sind die unzähligen Kirchen und Kapellen Regensburgs entstanden, die noch heute der Stadt einen besonderen Stempel aufdrücken.

Regensburg, die mittelalterliche Stadt, ist ein ganz anderes Wesen als Nürnberg, diese Perle des Mittelalters, diese reizvolle Traumerscheinung unter den Städten Deutschlands. Die Blüte des bedeutend älteren Regensburg neigte sich schon zum Welken, als Nürnberg jung und kräftig in die Höhe wuchs. Verdankt Nürnberg seine Herrlichkeit dem von Kraft und Gesundheit strotzenden Bürgertum, so trägt das alte, streng vornehme Regensburg einen ganz entschieden hierarchisch-aristokratischen Charakter. Darum in Nürnberg die üppige Pracht bürgerlicher Heimstätten, die reichgebauten Kirchen, in Regensburg die großzügigen Geschlechterhäuser, die unendliche Fülle kirchlicher Gebäude in den einfachsten Formen der ältesten christlichen Zeit bis zur höchst entwickelten Gotik. Drückt Nürnberg auch in seinen Kirchen die gesättigte Fülle einer reichen, in sich befriedigten Existenz aus, so sprechen die meist einfach streng emporwachsenden Gotteshäuser der Stadt Regensburg von dem Ringen und Streben hungernder Menschenseelen in jener Zeit, die den Anfängen des Christentums noch so nahe stand, daß alle Tage das Wunderbarste erwartet und sehnsüchtig herbeigewünscht wurde: das Reich Gottes auf Erden! In Nürnberg herrschte der glänzende, lichterfüllte Tag, in Regensburg die matt erleuchtete Nacht der Kirchen und Klöster. Nürnberg gedieh durch glückliche Umstände und durch seine klugen, dem Leben entgegen geöffneten Augen, indes Regensburg, vom Glück verlassen, in Dämmerung und Träumerei versank. Nürnbergs künstlerisch empfindende Kaufleute haben die reichen Schätze des Mittelalters wohl zu erhalten, auszunützen, zu vermehren verstanden; in Regensburg hat man, dämmernd und träumend, vieles Schöne und Interessante dem Untergange preisgegeben. Verschwunden sind die Stadtgräben und Türme; manches altberühmte Haus ist abgebrochen worden, malerische Stadtteile sind durch geschmacklose Neubauten ihres intimsten Reizes entkleidet. Regensburg gleicht einer Rumpelkammer, aber der Rumpelkammer eines alten vornehmen Hauses, aus der liebevolle Hände und Augen erstaunliche Schätze zu Tage fördern können.



Ostentor.

Der Boden, auf dem sich die Stadt Regensburg erhebt, ist schon in alter Zeit bewohnt gewesen. Als die Römer im Jahre 15 v. Chr. bis an die Donau vordrangen, fanden sie hier wahrscheinlich eine blühende keltische Niederlassung, Ratisbona, vor. Auf den gewaltigen Überresten der starken Festung Castra regina, die von den Römern an dieser Stelle errichtet wurde, ist das heutige Regensburg



Porta praetoria.

aufgebaut. Ganze Häuserzüge folgen getreu den römischen Straßen, die Fundamente der Gebäude ruhen auf mächtigen römischen Quaderbauten, die in vielen Kellern sichtbar zu Tage treten. Feingebildete Götterstatuen, Münzen und Waffen sind der Erde entrissen worden, aber mancher Schatz schlummert wohl noch da unten, verborgen in den Resten heidnischer Sanktuarien, die heute als Untergrund christliche Kirchen tragen. Bloßgelegt wurde vor einigen Jahren das nördliche römische Stadttor, die Porta praetoria, nebst dem unteren Teile des östlichen Flankenturmes. Dunkel dräuend schaut dieses Denkmal untergegangenen Lebens aus dem Bräuhause des Bischofshofes, in das es eingebaut ist, hervor.

Als die Fluten der Völkerwanderung über die Römerherrschaft vernichtend dahingerauscht waren, ebbte das Leben dämmernd hin, bis im sechsten Jahrhundert das Dunkel sich lichtete, um die eifrig aufstrebende Stadt Regensburg hervortreten zu lassen. Ihre Umrisse lassen sich bald genau unterscheiden. Da, wo zur Zeit der römischen Herrschaft die Quaderbauten des Hauptquartiers gelastet hatten, erhob sich nun der Hof der bajuvarischen Stammesherzöge. Über den Boden, der einst, einige Meter tiefer, die würdevollen Schritte der Römer zum Heiligtume der Juno getragen hatte, eilten jetzt die schnellen Füße glaubenseifriger Bekenner des Christentums aus Franken- und Irenland. In neuerbauten Kirchen sammelten sie unruhige, sehnende Menschen und kündeten den wunderbar Beglückten die Nähe des Himmelreiches. Und wenn die feurigen Augen dieser ersten Bekenner in den hageren Gesichtern ausgeglüht hatten, so legte man ihre irdischen Reste in römische Sarkophage, schloß sie in dunkle, geheimnisvolle Krypten ein und ließ wuchtige Gotteshäuser über ihnen emporwachsen, die von dem modernden Gebein die lebendige Himmelsluft abschlossen. Aber diese Gotteshäuser wurden schon nicht mehr unter den Agilulfingischen Herzögen erbaut. Die Zeit hatte sie verweht, wie sie vor ihnen die mächtigen Römer hinwegfegte. Bayern war der Monarchie des großen Karl einverleibt worden, und Regensburg wurde aus einer herzoglichen eine königliche Residenz. Die deutschen Karolinger regierten von der nun glänzenden Stadt aus das Reich, bauten für ihre

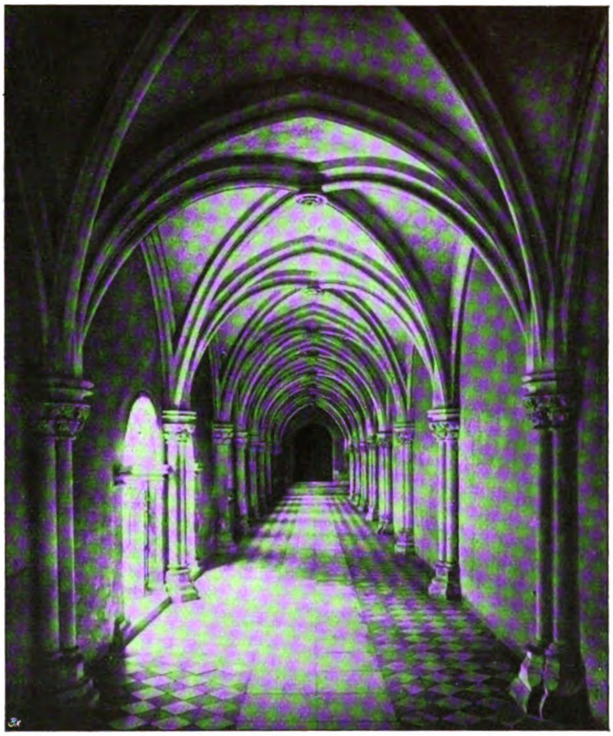


Portal des Vorhofes von St. Emmeram und Glockenturm von St. Rupert.

Herrschergelüste weiträumige Paläste, ließen, mit ihren Frauen vereint, Kirchen und Abteien zum Himmel aufsteigen und beschenkten sie mit reichen Schätzen. Zu ihrer Zeit wird Regensburg als die berühmteste Stadt Deutschlands geschildert, deren Reichtum an Gold, Silber, Leinewand und Scharlachzeug ganz sagenhaft erscheint. Die Regensburger hatten geringe Zölle zu bezahlen, führten ihren Handel über die schon von den Römern angelegten Heerstraßen und ließen zahlreiche Schiffe die Donau befahren, die an ihren Türen vorüberfloß. Von großer Bedeutung war damals Regensburgs Salzhandel, den es, mit Passau vereint, von den Römern übernommen hatte. Verschwunden sind lange schon die Königspaläste, der blühende Handel ist dahingesiecht, nur die Kirchen stehen unentwegt und geben dem begierig Lauschenden noch heute den Ton an, der in der Lebensmusik der damaligen Zeit der alles beherrschende war.

Der letzte Karolinger wurde neben seinem Vater in der düsteren Kirche der Benediktinerabtei St. Emmeram begraben, und Regensburg hörte auf, Königsstadt zu sein. Im Herzogshofe residierten die bayerischen Herzöge, die unter der Oberhoheit der deutschen Kaiser standen. Die deutschen Kaiser aber begünstigten Regensburg, seinen Handel und seine Kirchen. Dem Handel verliehen sie Zollfreiheiten, den Klöstern schenkten sie Boden. Streitigkeiten zwischen Kaiser und Bischof machten die Stadt, die nie ganz herzoglich und nie ganz bischöflich war, zu einer Reichsstadt. Regensburg blähte sich nun auf in stolzer Daseinsfreude, und die Stadt konnte sich bald rühmen, „daß die Ihrigen immer mit den vordersten gehen und sitzen, auch ihr Schild in Venedig im teutschen Haus zu oberst stehe, auch die Regensburger vor anderen Städten und Bürgern dort obenan säßen“. Glänzende Turniere und pompöse Aufzüge der Kaiser füllten die Stadt mit perlendem Leben.

Aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfiel der Handel, es kamen unruhige Zeiten, die Zollfreiheiten wurden genommen oder eingeschränkt, Bayern griff in

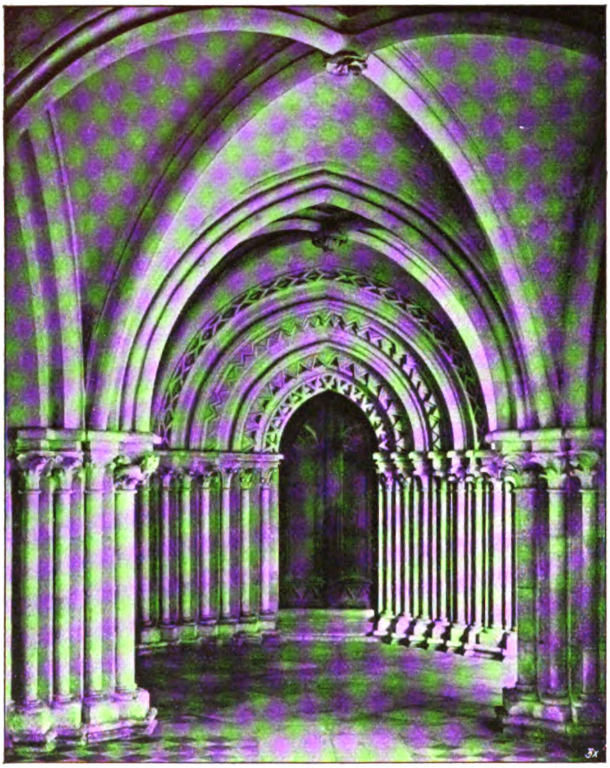


Kreuzgang von St. Emmeram.

den Salzhandel ein, die neu aufblühenden Städte München, Nürnberg und Augsburg entrissen in begehrlicher Jugendlichkeit dem alten Regensburg die Attribute des Lebens, leiteten seine Einnahmequellen in ihre Kanäle, bald konnte der Zins für die Warengewölbe in Venedig nicht mehr bezahlt werden, fremde Kaufleute traten an die Stelle der Regensburger: das Siechtum der Stadt war da.

Während der wirtschaftliche Verfall der Stadt sich langsam, aber unaufhaltsam vollzog, gediehen die Kirchen und Klöster in der Stille um so vorzüglicher. Im Laufe der Jahre hatten sich in Regensburg eigentümliche Verhältnisse ausgebildet. Starkes Streben nach Freiheit und Herrschaft hatte fünf unabhängige Reichsstände geschaffen: die Stadt, das Bistum, die Benediktiner-

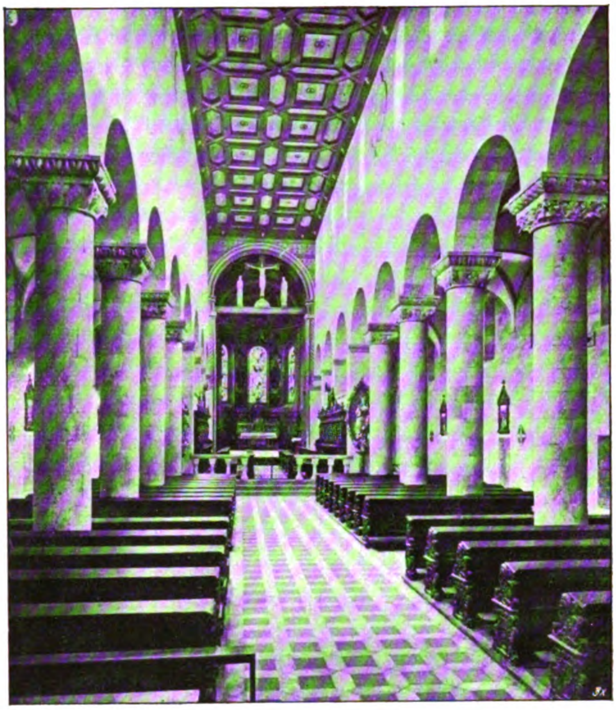
abtei zu St. Emmeram, die adligen Damenstifte zu Nieder- und Obermünster. Von diesen fünf Unabhängigen war jedes auf die materielle oder geistige Abhängigkeit des anderen bedacht, und so gab es denn nicht viel Frieden auf dem Regensburger Boden. Die Stadt hatte den kühnen Plan, die Geistlichen steuerpflichtig zu machen, doch diese beschwerten sich erfolgreich beim Kaiser. Ordensleute aller Art überfluteten die Stadt, immer widerwilliger empfangen und kaum mehr begünstigt. Die städtischen Machthaber glaubten den Klerus, den die Kaiser als Unterstützer ihrer Herrschaft gern zahlreich in den Städten ansiedelten, nicht mehr nötig zu haben. Mit Zorn blickten sie auf Klöster und Kirchen, die, ungeheuren Truhen gleich, unendliche Schätze sicher vom Leben abschlossen, indes die Stadt allmählich verarmte. So bekämpften sie denn mit Gewalt und List jede neue Niederlassung und beschränkten, wo es anging, die älteren in ihren Rechten. Auch die Klöster bekämpften sich gegenseitig, denn da sie in unbegrenzter Entwickelung gehemmt wurden, wuchsen aus brachliegenden Kräften Neid und Intrige heran. Große und kleine Zänkereien gingen von Kloster zu Stadt und von Kloster zu Kloster. So verbot 1306 eine städtische Verordnung den Bürgern bei hoher Strafe, den „weißen Brüdern“ irgend etwas zu schenken, für sie zu arbeiten, ihnen ein Haus zu verkaufen usw. Aber die Dominikaner erwarben dennoch Grundstücke, bauten Kloster und Kirche und dehnten sich so weit aus, daß der Abt des Schottenklosters eine Mauer bauen ließ, um sie nicht zu dicht an sein Kloster herankommen zu lassen. Der Dominikaner prächtige weiße Gewandung eroberte sich im Nu die Herzen der Bürger, die große Opfer brachten, um bei ihnen begraben werden zu können. Jedoch der übrige Klerus empörte sich gegen ein Monopol der Dominikaner. Bischof und Ordensprovinzial erließen Bestimmungen, die die Rechte des Klerus gegeneinander abgrenzten. Dennoch gelang es manchem reichen Bürger, sich bei den Dominikanern einzuschmuggeln, um unter ihrem Schutze dem ewigen Leben entgegenzuschlummern.



Portal am Kreuzgang von St. Emmeram.

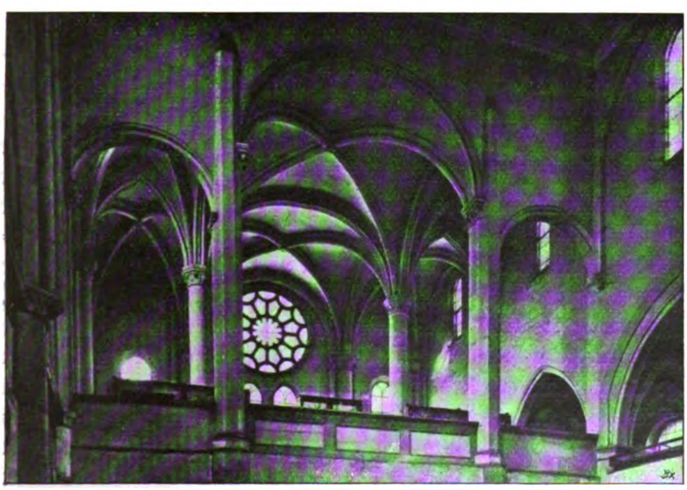
Die große Disziplinlosigkeit, die schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in mehreren Klöstern Regensburgs ausbrach, bereitete den Boden für die Aufnahme der „neuen Lehre“ in der Stadt. Zwar der Bischof entfernte die widerspenstigen Elemente, berief von auswärts Mönche und Nonnen von erprobter Gesinnung, stellte die gebrochene Klausur wieder her und ließ die Nonnenklöster dem Eintritt der Männer streng verschließen; aber dauernd halfen diese Maßregeln nicht. Heimlich gärte es weiter, davon zeugten allerlei mehr oder weniger offene Plänkeleien. So hatten die gereizten Nonnen von St. Clara einen langen Konflikt mit der Stadt, weil die Turmwächter ihnen gegenüber durch Pfeifen und Singen

den Klosterfrieden störten. Sie hätten den Turm gern gemietet, doch die Stadt gab ihn nicht her und verweigerte sogar die Erlaubnis zum Bau eines Gerüstes, das die frommen Nonnen vor den neugierigen Blicken der Wächter schützen sollte. Die Reibereien wuchsen aus unbefriedigten Gemütern empor wie Unkraut aus brachliegendem Felde, und als die ersten Wehen der Reformation durch die Stadt gingen, barsten die Fesseln schnell.



Inneres der Schottenkirche.

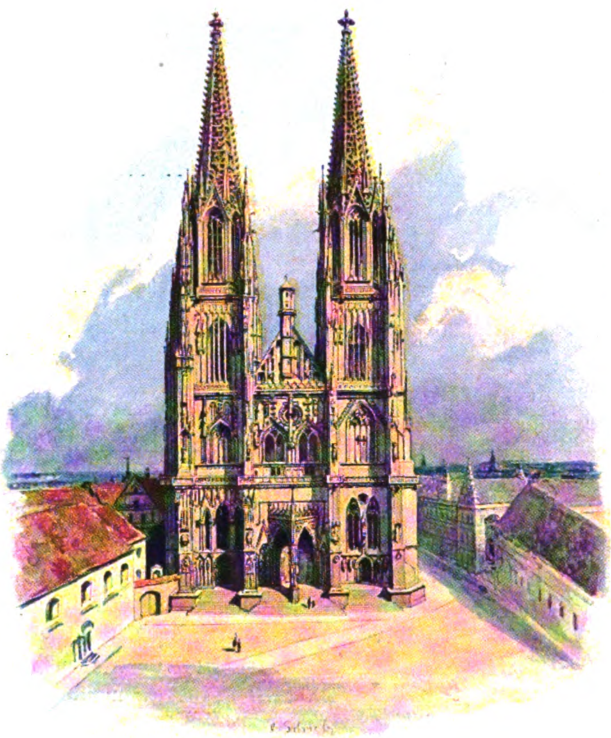
Im Jahre 1522 schon legte ein Guardian des Minoritenklosters die Kutte ab und ließ sich ein geschlitztes Wams anfertigen. Als der Prior des Dominikanerklosters ihm Vorstellungen darüber machte, nahm der Mönch einen schweren Engel vom Altar, schwang ihn über dem Haupte des alten Mannes und hätte diesen beinahe erschlagen. Prior Moritz Fürst von den Dominikanern entwich im Jahre 1525 mit der Äbtissin in Arlesberg, Käthchen Hinzenhauser, nach Nürnberg und nahm sie dort zur Frau. So flatterten allenthalben die Vögel aus Kloster und Kutte heraus dem sonnigen Tag entgegen, führten auch die verborgenen Klosterschätze an die Luft und verschwendeten sie mit Genossen und Genossinnen im Taumel der Freiheit. Manche Mönche freilich zogen die Kutte nur aus, um Prediger der neuen Lehre zu werden, und die im alten Glauben Zurückbleibenden erstarkten an Strenge der Auffassung. Sie hatten viele Konflikte mit der Stadt durchzukämpfen, weil sie nur „nach der alten Art“ predigen wollten.



Empore in der Ulrichskirche.

Seit den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts schon hatte die neue Lehre in der Bürgerschaft ihre Anhänger, und in manchen Privatkapellen, deren Regensburg viele besaß, wurde „neuartiger“ Gottesdienst gefeiert. Im Jahre 1541 hielt Karl V. in Regensburg Reichstag, auf dem Melanchthon und Eck das bekannte Religionsgespräch führ-

ten. Da prallten denn die Gegensätze kräftig aufeinander: hie „neue", hie „alte" Lehre! Viel von sich reden machte Landgraf Philipp von Hessen, der übermütig, zwei beißende Hahnen auf dem Gewandärmel, in die Stadt eingezogen war. Von ihm berichtet die



Hauptfassade des Domes.

Widmannsche Chronik, daß er an der kirchlichen Eröffnung des Reichstags keinen Teil nahm, „er hat dyweill sein seuegfräß in seiner Herwerg". Bei der Rückkehr der Fürsten und Herren aus der Kirche „lag das verlorn Kind Hessn im Fenster auffm rathaus". Und als am Pfingsttag der Kaiser feierlich in die Kirche zog, „ließ der Heß zu Tisch blosen". — Einige Tage später zog der Landgraf mit Erlaubnis des Kaisers vom Reichstage ab.

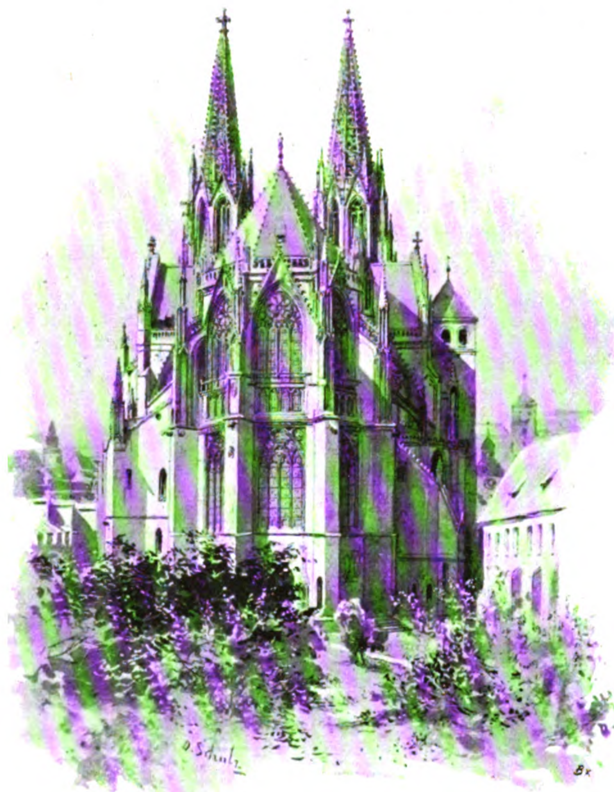
Aber erst im Jahre 1542 wurde der Protestantismus offiziell in Regensburg eingeführt. Der Rat nahm gleich einige Klöster in Besitz, mußte sie aber wieder herausgeben. Als jedoch ein Sturm die im Besitze der Protestanten befindliche St. Oswaldkirche abdeckte, überfiel man die Dominikanerkirche durch einen Schwibbogen, der von der Poetenschule zu ihr führte, und hielt dort wieder protestantischen Gottesdienst. Hundert Jahre lang, unter beständigem Streiten und Kommissionieren, beteten die Dominikaner im Chor und sangen die Protestanten im Schiff der Kirche. Endlich kam ein Vergleich zu stande, der den Dominikanern die Kirche zurückgab.

Zwar hatte in Regensburg die ganze Bürgerschaft die neue Lehre angenommen, doch Bistum, Klöster, Stifte und Kirchen blieben im Besitze der Katholiken; nur die drei der Stadt gehörigen Kirchen wurden dem lutherischen Bekenntnis eingeräumt. Aber die Stellung der Katholiken war recht fatal: so lange Regensburg Reichsstadt war, konnten nur zwei Katholiken Bürger sein, und einige katholische Kaufleute, die hier als Reichstagsschutzverwandte lebten, mußten eine jährliche Abgabe entrichten.

Das Bild der Stadt veränderte sich unter der fortschreitenden Verarmung immer mehr. Der Dreißigjährige Krieg fügte einige energische Züge hinzu, indem er andere wegwischte, und bald zeigte sich unter der alten Vornehmheit Regensburgs etwas Ärmliches, Fadenscheiniges. Der „immerwährende Reichstag", dieser Schemen eines Schemens, blies noch einmal frisches Leben über die Stadt, aber gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts geriet das Gemeinwesen in immer tieferen Verfall. Im Jahre 1803 kam Regensburg — Stadt, Bistum, Stiftungen und Klöster — als Fürstentum mit dem neu errichteten Kurfürstentum Aschaffenburg an

den früheren Kurfürsten von Mainz, Primas und Reichskanzler von Deutschland, Karl von Dalberg. Er war nun der Herr aller Kirchenschätze, von denen jetzt viele nach jahrhundertelangem Schlaf ans Licht kamen, um zur Bezahlung der Kriegskosten eingeschmolzen zu werden. Nachdem die Franzosen im Jahre 1809 über die Stadt dahingebraust waren, brachte das Jahr 1810 eine neue Wendung: Regensburg wurde eine bayerische Provinzialstadt. Und diese Stadt wurde durch die Säkularisation der Reichsstifte und Klöster ihres hervorragend geistlichen Charakters entkleidet.

Der Katholizismus aber wuchs wieder weit über den Protestantismus hinaus, und Regensburg ist die Stadt der Kirchen und Klöster geblieben. Die Ordensleute zwar sind bis auf wenige verschwunden, doch die Glocken ihrer Kirchen tönen so lebendig wie je, und in den alten Klöstern, die keine Kutte mehr beherbergen, ist viel junges Leben eingeschlossen, um dem Dienste der Kirche geweiht zu werden. Unendlich fast erscheint der Zug der Priesterkandidaten, die in schwarzen Röcken und weißen Überkleidern von dem alten Schottenkloster zum Domgottesdienst schreiten. Die lange, vielfach gewundene Gesandtenstraße ist voll von den schwarz-weißen Gestalten, zwischen denen zuweilen das brennende Rot des Domherrengewandes aufblitzt. Kleine Kapellen, unscheinbar zwischen den Häusern verstreut, ziehen die Vorübergehenden aus dem nüchternen Tageslicht für einige Augenblicke in ihr geheimnisvolles Dunkel, wo das Licht aus roter Ampel, wie eine Rose in nachtschwarzem Haar, schimmert und glüht. Alte Frauen streicheln den steinernen Leib ihrer Heiligen, küssen die Fingerspitzen, streicheln und küssen und gehen getröstet und hoffnungsvoll von hinnen. Hier und da ein Papierfetzen, mit ungelenker Hand beschrieben: Die da eintreten, ihr eigenes Leid zu klagen, werden um ein Gebet für fremdes Elend ersucht. Weihegeschenke und Votivbilder füllen die Wände, ein Dank an die unbekannten göttlichen Mächte, die „wunderbar geholfen" haben. Es ist, als ob die toten Bekenner unter der Erde ihr Werk fortsetzten. Die Seele, die sie vor einem Jahrtausend in ihren Kirchenbauten niederlegten, ist heute noch lebendig und gibt von ihrem Atem an die neuen Generationen, die da in Zweifel und Unruhe, in Hoffen und Fürchten kommen, um sich von ihr anhauchen zu lassen.

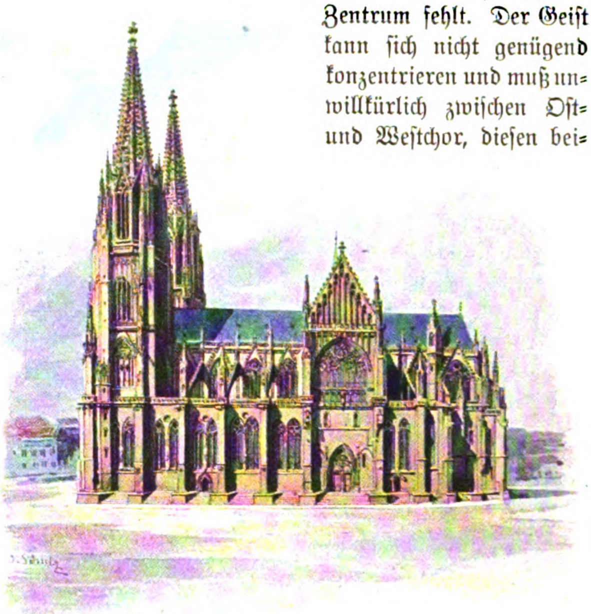


Ostseite des Domes.

Die beste Illustration zu einer besonderen Art des religiösen Kultus gibt in Regensburg die Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei St. Emmeram, jener Abtei, von der das religiöse und wissenschaftliche Leben in Süddeutschland ausging. Das allmähliche

Werden und Ausgestalten dieser Kirche beruht auf der Verquickung von Gottesanbetung und Heiligenverehrung, welches seltsame Gemisch aus den Formen des vollendeten Baues klar abzulesen ist. Weich fließende Empfindungen sind da zu einem steinernen Ausdruck gekommen, der unantastbar ist.

Zuerst stand, vielleicht schon zur Zeit der Römer, das Georgskirchlein an dieser Stelle. Dort wurde im siebenten Jahrhundert der Leib des Bekenners Emmeram bestattet. Später „erhob" man den Leib, mauerte ihn in eine Krypta ein und ließ eine neue Kirche über ihm erstehen. Die Mauer des Chores dieser frühromanischen Pfeilerbasilika schloß mit dem halbkreisförmigen Umgang, der um die Confessio führt, ab. Unter dem Hochaltar, in engem Grabkämmerlein, umschlossen von einem römischen Sarkophag, ruhen noch heute die Gebeine des Heiligen. Aber das kleine Fenster (fenestella), das in alten Zeiten den Gläubigen den Einblick in die Confessio gestattete, ist seit langem verdeckt. Einige Jahrhunderte später legte Abt Ramwold hinter der Emmerams-Krypta eine neue Krypta an, die er als Begräbnisstätte für sich bestimmte. Und wieder eine Zeit später erbaute Abt Reginhard eine dritte Krypta für den Bischof Wolfgang. Diese Krypta wurde im Westen an die Kirche angebaut. Die Westfassade fiel, und es entstanden über der neuen Krypta, die mit Gewalt der Kirche eingefügt werden sollte, ein westliches Querschiff und ein westlicher Chor. Nun war wieder ein neuer Heiliger dem Kirchenbau einverleibt und durch diese Häufung toter Glieder die Monstrosität einer doppelchörigen Anlage geschaffen worden. Dieser doppelte Chor, etwas eigentümlich Deutsches, ist der Ausdruck eines Gefühles, das sich nie genugtun konnte und sich zuletzt eifervoll in Unförmlichkeiten offenbarte. Welch eine Zersplitterung! Gegenüber dem Altar, der Heimstätte Gottes, errichtete man die Heimstätte eines Heiligen. Dadurch teilte man die Kirche räumlich und geistig in zwei Hälften, die ohne organischen Zusammenhang waren; das alles beherrschende Zentrum fehlt. Der Geist kann sich nicht genügend konzentrieren und muß unwillkürlich zwischen Ost- und Westchor, diesen beiden Polen in dem Bau, zwischen Gottesanbetung und Heiligenverehrung hin und her flattern. Der einheitlich schöne Eindruck, den die Westfassade vermittelt, der ungehinderte Ausblick auf die im Hintergrund goldenfeierlich schimmernde Concha ging verloren; der Eingang durch das Seitenschiff — einen Chor links, einen Chor rechts — erzeugt eine Unruhe des Gefühls, die fern von aller Harmonie ist.



Südseite des Domes.

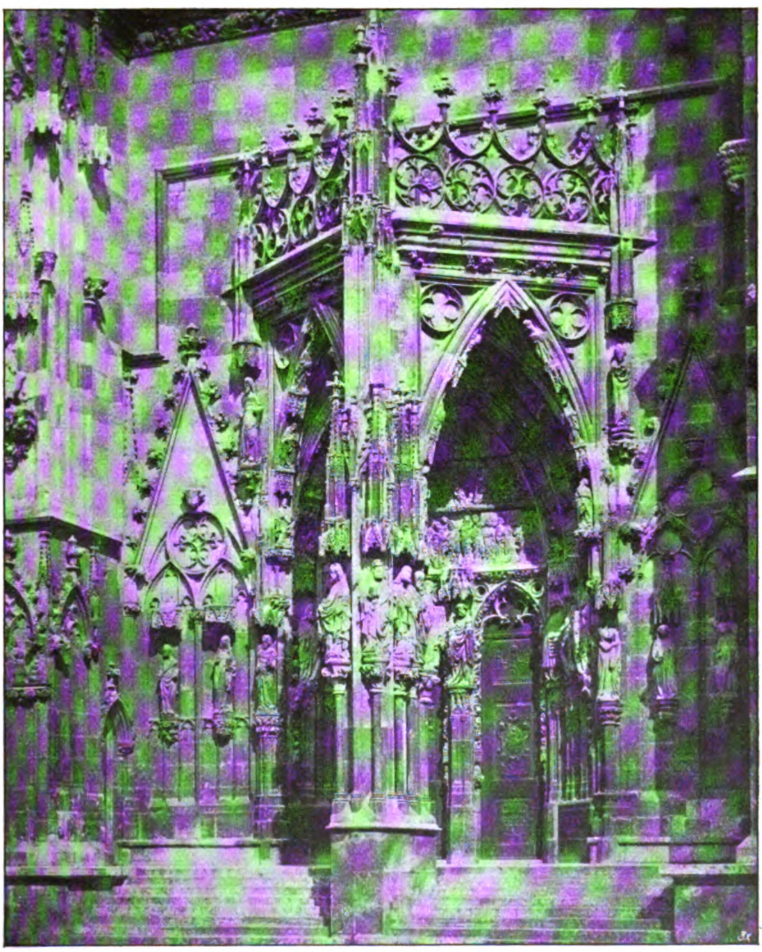
Zu der Formlosigkeit des Baues stimmte die Düsterkeit des Raumes in alter Zeit wohl nicht übel, denn diese betonte noch die Erscheinung des Ungeheuerlichen. Eine Ahnung davon gibt der westliche Teil der Kirche, der sogenannte Dionysiuschor, der seit seiner Anlage unverändert geblieben ist. Unendlich erscheinen die Flächen der nackten grauen Wände, massiger die unbekleideten Pfeiler; ein Hauch der Askese weht durch diesen Raum, der der Seele des aufmerksam Betrachtenden den Eindruck einer erhabenen Zerrüttung vermittelt. Da befindet sich an

der mächtigen Fläche der Rückwand eines Altars ein schmaler Eingang, wenig vom Boden erhöht: knapper Raum für einen einzigen Menschen, der sich seufzend bewegt, der Horizontalritze entgegendrängt, die ihn von den Gebeinen eines Heiligen trennt. Zu diesem nackten, kahlen, seltsamen Raum will leidenschaftliches Flehen vorzüglich stimmen.

Der weitaus größere Teil der Kirche hat seine Formen so reich verkleidet, daß der frühromanisch strenge Kern kaum mehr zu entdecken ist. Und das ist eine Zersplitterung aus benachbarter Zeit, die sich leider auf fast alle romanischen Bauten der Stadt ausdehnt; zu der baulichen Unform tritt hier die dekorative Unform: die Laune des achtzehnten Jahrhunderts hat die Kirche im reichsten Barockstil umgemodelt. Eine Farbenpracht in Weiß-Gold-Grün glüht und sprüht von Decken, Wänden und Pfeilern, deren Formen unter der reichen Verkleidung fast zusammengeschrumpft erscheinen. Nirgendwo eine gerade Linie, alles in krausem Getändel gefüllt; aus der großzügigen, geraden Starrlinigkeit weiten Raumes ist ein launisch gepolstertes Nestchen geworden, aus dem die steif gespreizten Glieder von Engeln und Heiligen überall hervorwachsen.

In Weiß und Gold treten zu beiden Seiten des Hauptaltars geräumige Oratorien aus den Wänden und verstärken den Eindruck eines fürstlichen Hoftheaters, der sich hier unwiderstehlich aufdrängt. Statt herber Askese glühende, prickelnde Lebenslust.

Neben der gespreizten Herrlichkeit aber, an den Wänden der Seitenschiffe, dehnen sich in unendlicher Reihe die Grabdenkmale aus, die im Laufe der Jahrhunderte wie Garben von den Totenfeldern der Kirche aufgelesen und aufgeschichtet worden sind. Unter ihnen sind herrliche Schöpfungen, die für die Regensburger Plastik des Mittelalters eine lobtönende Sprache sprechen. Zwei Frauengestalten, auf Stein ruhend, sind von besonderer Schönheit: majestätisch ernst erscheint die Königin Uta, von bezaubernden Liebreiz die selige Aurelia, deren feingliederige lange Gestalt einseitig von einem Weinlaubkranz mit Reben umgeben

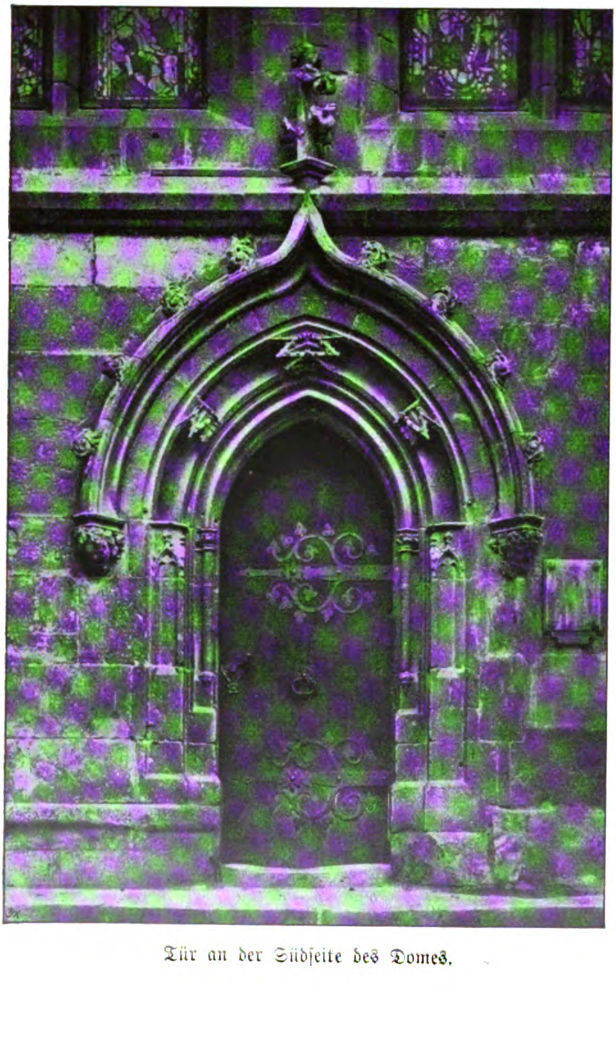


Hauptportal des Domes.

ist.* In Vorhalle und Vorhof der Kirche sind die Totensteine so dicht eingemauert, daß kaum ein Ritzchen für ein bescheidenes Gräslein frei bleibt. Seltsame Skripturen hier und da. So kündet ein langatmiger Denkstein auch den Hingang des „Reichsdiktators“ Zink, des Vorstehers einer Kanzlei, der den Schreibern die Akten des immerwährenden Reichstages „diktierte“. Viele alte Grabsteine sind verschleudert worden; sie sind in Flurwände oder Böden von Privathäusern eingemauert, manches mag zur Kanalisation des in der Nähe vorüberfließenden Vitusbaches gedient haben. Der herrliche St. Emmeramer Kreuzgang mit seinem Reichtum an interessanten Motiven ist in den Besitz der Familie von Thurn und Taxis übergegangen, die die ehemalige Abtei durch Hinzufügung eines Renaissanceneubaues zu ihrem Schloß umgestaltet hat.

* Abgüsse dieser beiden Meisterwerke befinden sich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

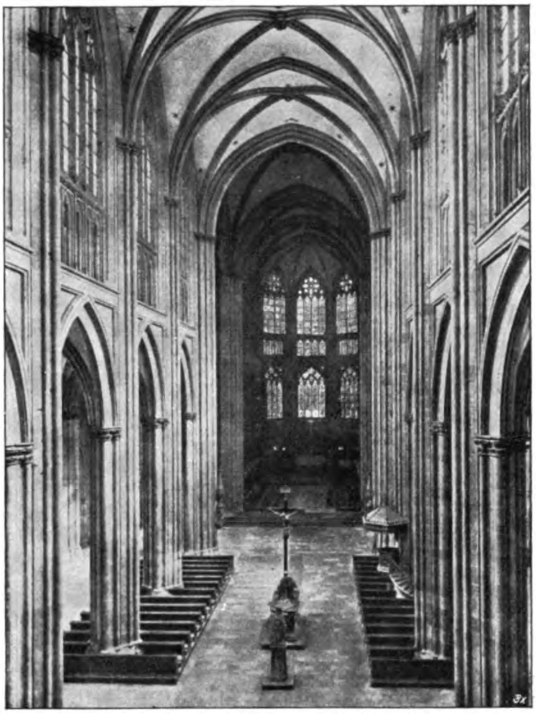
Derselbe Überschwang des Gefühls, der als echt deutsche Erscheinung in der St. Emmeramskirche so genau zum Ausdruck kommt, zeigt sich an dem berühmten Portal der Schottenkirche zu St. Jakob. Diese selbst, die einzige Säulenbasilika im bayerischen Stammlande, die auch wieder ein westliches Querschiff hat, macht trotz der phantastischen Dekoration einen ernst-erhabenen Eindruck. Sie erfüllt die Seele mit beschaulicher Ruhe, erzeugt die harmonische Geschlossenheit des Wesens, die der gotische Bau mit seinem unruhvollen Streben nicht zu verleihen vermag. Alte Säulen aus dem längst verfallenen Kreuzgang dienen in sinnvoller Weise den Zwecken der Kirche. An ihnen, wie besonders auch an den Kapitälen, deren keines ganz dem anderen gleicht, offenbart sich die übersprudelnde deutsche Phantasie, die immer wieder neue Formen erstehen ließ und in deren oft ungeheuerlicher Häufung die Schönheit suchte, die die antike Kunst längst durch Einheit des Stiles festgelegt hatte.



Tür an der Südseite des Domes.

Der Portalbau nimmt die ganze Höhe des Seitenschiffes ein und ist beinahe zwölf Meter breit. In drei Stockwerken baut sich die Fassade, deren Mitte das eigentliche Portal bildet, auf. Diese ganze Fläche, vielfach durch Säulen und Säulchen eingeteilt, ist, in etwas roher Ausführung, ungeheuer reich geschmückt. Die Säulen sind in verschwenderischer Art durch Linien- und Blattwerk ornamentiert. In ausgehöhlten Pfeilern laufen Säulen, die oben aus Menschenleibern entspringen und unten, geteilt, von knienden Gestalten auf die Schultern genommen und vor der Brust wieder zusammengefaßt wer-

den. Von überall her schauen lächelnde Fratzen, selbst die Löwen und Löwinnen auf dem Gesimse verzerren den breiten Mund zu grober Heiterkeit. Das Eigentümlichste aber ist der Reichtum an Menschen- und Tiergestalten, der über die ganze Fassade zerstreut ist. Diese Gestalten sind nicht etwa um ihrer selbst willen da. Sie haben unbedingt die Aufgabe, dem Volke eine Geschichte zu erzählen, die es interessieren und zum Kirchenbesuch ermuntern soll. Die ganze Fassade ist eine zu Stein gewordene Predigt, die heute niemand mehr verstehen kann, wenn sie auch auf mannigfache Weise gedeutet wird. Und da schaut denn deutsches Wesen, vielleicht mit dem stammverwandten irischen verschwistert, wieder deutlich heraus: der Stein muß sich gefallen lassen, die Rolle des Wortes zu spielen; Architektur und Poesie werden miteinander vermischt, damit die Überschwenglichkeit des Gefühls zum Ausdruck gebracht werden kann. So steht man vor diesem Portale, bewundernd zugleich und beunruhigt, die deutsche Eigenart in ihrer Tiefe und ihrem Reichtum respektierend und doch die Harmonie des Eindrucks schmerzlich vermissend.



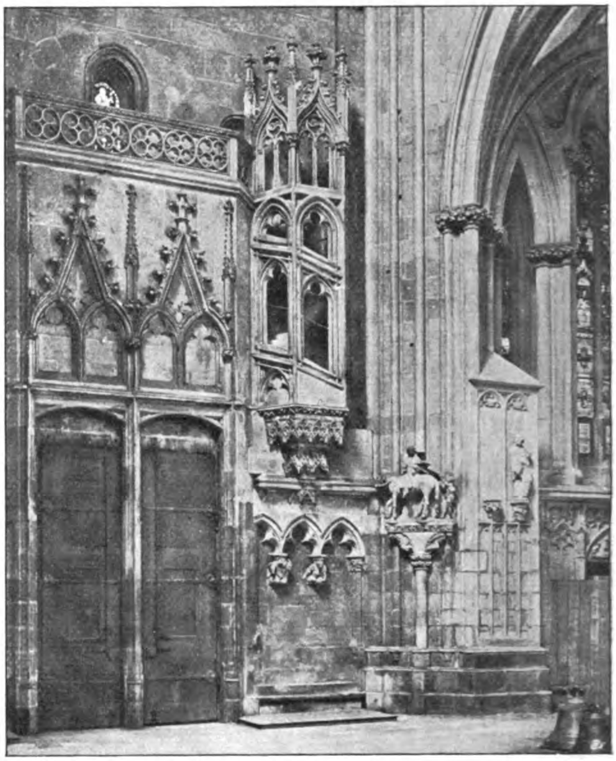
Mittelschiff des Domes.

Der romanischen Kirchen sind viele in Regensburg, doch gibt es keinen Zentralbau unter ihnen. Sie alle haben die basilikale Anlage, und die Querschiffe springen, mit einer einzigen Ausnahme, nicht über die Abseiten hinaus. Es zeigt sich daran eine bayerische Eigentümlichkeit. Geruhig stehen sie da und lassen ihre Türme, seien es einzelstehende wie bei der Alten Kapelle und bei Obermünster, seien es Fassadentürme wie bei Niedermünster, St. Jakob usw., ins Licht hinaufwachsen, mit den zahlreichen übrigen Türmen den Reiz des Stadtbildes ungemein vermehrend.

Die St. Ulrichskirche, angeblich baufällig, die durch Ludwig I. vor dem Abbruch gerettet wurde, und die heute als Museum dient, ist ein originelles Bauwerk des Übergangsstiles und steht deutlich unter dem Einflusse nordfranzösischer Gotik.

Drei gotische Kirchenbauten Regensburgs, die Dominikanerkirche, die Minoritenkirche und der Dom, wurden ungefähr zu gleicher Zeit, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, begonnen, aber zu sehr verschiedenen Zeiten vollendet.

Die Dominikanerkirche ist wahrscheinlich die älteste dieser Kirchen, zumal es ja die Dominikaner waren, die den gotischen Stil in Deutschland verbreiten halfen. Äußerlich fällt das sehr einfache Bauwerk höchstens durch die schönen Maßverhältnisse seiner Fenster auf. Durch ein altertümliches Portal — zwei spitzbogige Eingänge ruhen unter einem großen Rundbogen — erschließt sich das Innere, das in seiner einfachen Schönheit einen ganz überraschenden Eindruck macht. Streng und ernst und schmucklos, dem Charakter der Bettelmönchkirchen entsprechend, wächst da die nackte Form in die Höhe: schlank und doch weit strebend und umschließend zugleich, leuchtend in einfacher Weiße, gleicht sie dem Dominikaner selbst, unter dessen formlos verhüllendem schwarzem Mantel die schneeige Weiße des Gewandes hervorglänzt, dem strengen Wesen einen idealen Zauber verleihend. Nirgend ein Bild, nirgend eine Statue! Auch keine überreiche



Innenseite des Hauptportales des Domes.

Ornamentik stört den reinen, jungfräulichen Eindruck, den diese herrliche Schöpfung hervorbringt: triumphierend herrscht die Linie allein. So atmet an dieser Stelle die in die Höhe strebende Kunst, die der entschiedene Gegensatz zu den Horizontalbauten der Griechen ist, dennoch einen Hauch klassischen Geistes; aus ihrer Schlichtheit spricht Adel und Würde. Zu den langen schlanken Formen stimmen vorzüglich die eigentümlichen Hornkonsolen, die die Dienste tragen. Die Seitenschiffe zeigen durch vereinzelte phantastische Einfälle etwas weniger Strenge. Bei einem Knospenkapitäl — es gibt deren nur wenige, die Kapitäle zeigen meist die einfache Kelchform — wandeln sich die Knospen in lächelnde Panther- oder Hundeköpfe. Drei originelle Konsolen zeigen in der Verborgenheit des nördlichen Seitenchores, daß der Bauherr auch ein wenig über spielerische Laune verfügte, die er freilich in einem Winkel versteckte: ein Jüngling ist mit krampfhaft gespreizten Händen unter der Last tot zusammengesunken, ein stöhnender Mönch zieht die kurzen Beine in Todesangst hinauf, aber Bruder Diemar, der ruhig visierende Baumeister, kniet aufrecht und stark unter dem lastenden Gewicht, das Küttlein, schwarz angestrichen, auf dem Rücken.

Auch in dieser Kirche wieder ein ganzes Totenfeld. An den Kreuzgang schließt sich die Albertuskapelle an, ein vollkommen erhaltener mittelalterlicher Lehrsaal, wahrscheinlich der Hörsaal des größten deutschen Dominikaners, Albertus Magnus, der, einige Jahre Bischof von Regensburg, hier die philosophischen Disziplinen lehrte.

Die Minoritenkirche hat ein eigentümliches Schicksal gehabt. Diese Kirche, in der einst die Stimme des berühmten Kanzelredners Berthold erschallte, dient seit ihrer Profanation im Jahre 1810 als Exerzierhaus und Turnschule für die in den ehemaligen Klostergebäuden untergebrachten Soldaten. Nahe dem Portale der Kirche, durch Süd- und Nordmauern, sind große Einfahrtstore gebrochen worden, die das Durchfahren von Lastwagen gestatten. Die Reste des Kreuzganges, durch den die Mönche fromm mit dem Brevier geschritten, werden heute als Arrestlokal benutzt, und zwei den Kreuzgang umgebende Kapellen dienen zu Schuh- und Fourniturenmagazinen. Eine Macht löst die andere ab. Und was in Jahrhunderten mühsam erworben, verschleudert oft eine einzige Stunde in alle Winde. So wurde das ganze Inventar der Minoritenkirche an Paramenten, Glocken, Gemälden, Altären, Beicht- und Kirchenstühlen, Kruzifixen, Leuchtern usw. meistbietend versteigert, wofür eine Summe von 3993 Gulden 35 Kreuzer brutto einging. Die Pauken vom Musikchore erhielt der Theaterdirektor, die prachtvollen Glasgemälde kamen zum Teil nach München ins Nationalmuseum. Zu den versteigerten Grabmonumenten gehörte auch der Stein des

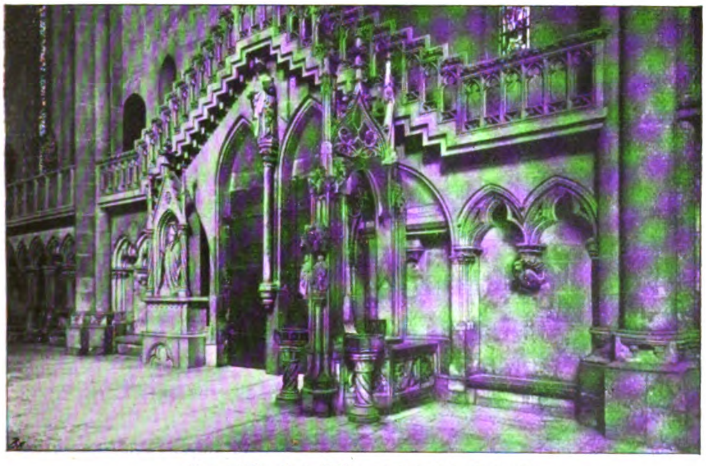
Bruders Berthold. Er diente eine Zeitlang mit zur Pflasterung eines Hausflures, und des Hauses Segen, die Kinderlein, mögen in frohem Spiel oft auf ihm herumgetrippelt sein, bis er zufällig entdeckt und in den Domkreuzgang zurückgebracht wurde. Eine große Anzahl der prachtvollsten Marmorplatten wurde zum Pflastern der Latrinen in der Kaserne benutzt. Die Glocke vom Turm tönt nicht mehr, aber scharfe Kommandostimmen schmettern über den ehemaligen Klosterhof, und Abends ruft das Horn die Soldaten heim zur Klosterkaserne.

Dunkel von Alter und Wetter steigt inmitten der Stadt der mächtige Dom empor, dessen herrliche, lichtdurchflutete Helme über alle Türme hinausragen und weithin die Gegend beherrschen. Der Dom repräsentiert nicht jene Art der Gotik, die das Streben in die Höhe zum äußersten Ausdruck gebracht hat. Von lokalen Einflüssen bewegt, zeigt sich in diesem edlen Bauwerk das Bedürfnis nach Weiträumigkeit. Der Raum ist weit und frei, breit die Nebenschiffe, die Höhe maßvoll, durch horizontale Gliederung gleichsam niedergezogen und im Streben beruhigt. Und überall ist es leicht erkennbar, daß hier die gewohnten romanischen Verhältnisse einfach ins Gotische übertragen worden sind. Die drei Schiffe haben im Osten einen selbständigen Abschluß, die mittlere Chornische ist zwar um ein Joch weiter östlich gerückt, doch wird dadurch die Form nach außen nicht verändert, da Kapellen und übergebaute Sakristeien die sanfte Rundung des Ganzen wahren. Auch hier das Querschiff, das nicht über die Seitenschiffe vorspringt.

Die Ausführung des Baues ist nicht ganz korrekt; das südliche Seitenschiff ist in Maß und Schmuck vom nördlichen Seitenschiff verschieden, wie auch die Fassade der beiden Schiffe ohne jede Übereinstimmung gestaltet ist. Bewundernswert ist trotzdem oder gerade deswegen der einheitliche Gesamteindruck.

Daß die Phantastik des deutschen Geistes in den romanischen Bauten nicht begraben wurde, sondern etwas ewig Lebendiges ist, das alle Formen zu überwuchern strebt, bekundet auch der Regensburger Dom. Im Inneren ist es besonders das südliche Seitenschiff, das eine beunruhigende Menge von Einzelheiten zeigt, die dem Charakter der Gotik nicht entsprechen. Zu der zerklüfteten Vielgliederigkeit des Außenbaues hingegen stimmt die Fülle der Phantastik ganz gut. Einfach schön ist das Südportal, in dessen Art ursprünglich auch wohl das Westportal gedacht war. Eine reiche Stiftung aber veränderte den Plan. Verschwenderisch üppig, reich an plastischem und ornamentalem Schmuck, in verwirrender Fülle der Gestaltung deckt die Westfassade den Bau, als ob sie nicht ganz zu ihm gehöre, ein überreiches Kleid an der Schönheit gutgeformten Leibes.

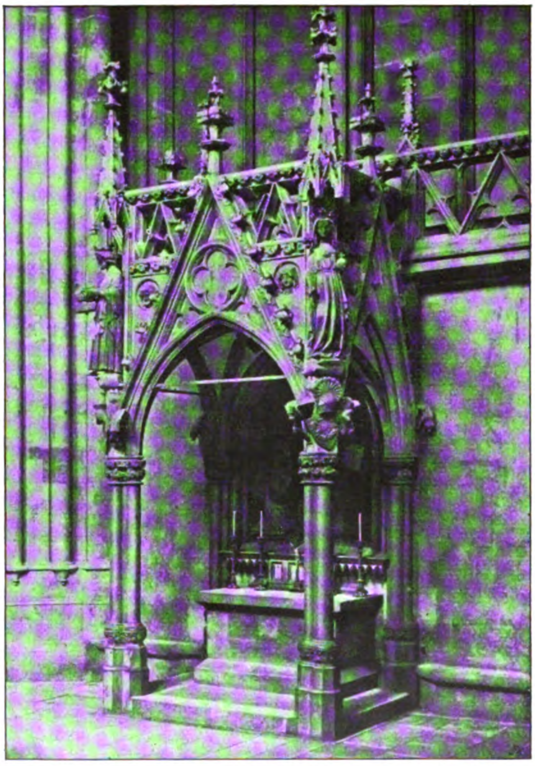
Der Dom besitzt schöne gotische Altäre, einen herrlichen Ciboriumaltar. Das Sakramentshäuschen, dessen Schöpfer, der Dombaumeister Wolfgang Roritzer, wegen Teilnahme an einer Empörung enthauptet wurde, ist augenscheinlich unter dem Eindruck des berühmten Sakramentshäuschens von Adam Kraft entstanden, hinter welchem es aber an Adel der Form weit zurückgeblieben ist. Zahlreiche Grabsteine künden wieder rühmlich die alte Regensburger Plastik. In einem Winkel verborgen dämmert das Grabmonument Karls von Dalberg, dessen nackte, freie Schönheit dem Charakter der gotischen



Innenseite des Südportales des Domes.

Kirche freilich nicht entspricht. Ihm gegenüber ein ähnliches Erzeugnis freieren Geistes. An ihm offenbaren sich die dunkeln Triebe der Fanatiker, die in blindem Eifer den schlanken Frauenleibern, die da aus dem Marmor hervorwachsen, die Brüste verstümmelten.

In Einsamkeit und Stille liegt der Kreuzgang; an ihn angeschlossen schlafen zwei alte Kirchen, St. Stephan, der ehemalige Dom, und die Allerheiligenkirche. Der alte Dom soll aus dem sechsten Jahrhundert stammen; die Allerheiligenkirche hat byzantinischen Grundriß. In beiden Kirchen stehen uralte Altäre, die die Form eines Tisches haben, aus Stein gehauen und innen ausgehöhlt sind, um den Leib eines Heiligen aufnehmen zu können. Durch schmale Spalten an den Wänden führten die Gläubigen Tuchstreifen ein, um mit ihnen die Gebeine zu berühren. Vor dem Eingang in den



Rupertusaltar im Dom.

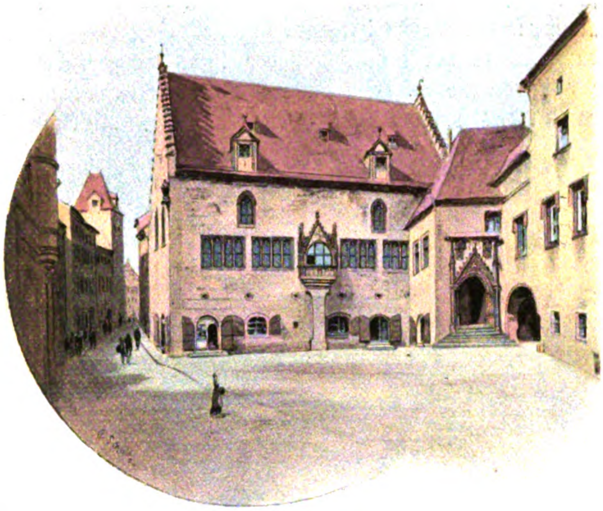
Kreuzgang liegt die Kapelle der Verlassenheit, deren kleiner Raum stets von Bittenden angefüllt ist. Aus der Wand ragt ein Christuskopf, und die Sage verheißt, wenn der ganze Christus aus der Wand herausgewachsen sei, dann sei der Jüngste Tag da.

Da, wo heute die protestantische Neupfarrkirche steht, stand im Mittelalter die Synagoge, und die Gegend rings um den Neupfarrplatz war die Judenstadt. Im Jahre 1519 trieben die Bürger Regensburgs die Juden aus der Stadt, zerstörten Häuser und Synagoge. Der Domprediger, Dr. Balthasar Huebmeier, ließ an der Stelle der Synagoge eine hölzerne Kapelle bauen. Diese Kapelle, an der Huebmeier erster Kaplan wurde, hieß nach einer bemalten Tafel „Zur schönen Maria". „Die schöne Maria" ist mit dem politischen, kirchlichen und künstlerischen Leben der Stadt eng verknüpft. „Zur schönen Maria" wurden große Wallfahrten gemacht, der Rat nahm die reichlich fließenden Opfer ein und geriet darüber in Streitigkeiten mit dem Bischof. Auch mit dem Kaiser gab es Streitigkeiten wegen der Vertreibung der Juden, seiner „Kammerknechte". In allen den Wirren bildete „Die schöne Maria" den Mittelpunkt. Sie verrichtete Wunder, die von Huebmeier zu examinieren und zu publizieren waren. Die Begebenheiten bei der hölzernen Kapelle riefen eine zahlreiche Flugblattliteratur hervor, die teilweise durch Holzschnitte der berühmten Regensburger Maler Altdorfer und Ostendorfer illustriert wurden.

Ob die Tafel mit dem Bilde der „schönen Maria" von Altdorfer selbst herrührt, oder ob sie schon früher vorhanden war, ist ungewiß. Das Original ist wahrscheinlich nicht mehr erhalten. Vielleicht ist es nach Einführung der neuen Lehre als „abgöttisch" zerstört worden. Altdorfers bekannter Schnitt der „schönen Maria" wird wahrscheinlich genau dem Original entsprechen. Eine nur wenig verschiedene Darstellung gibt es von Ostendorfer. Nach diesen beiden Typen entstanden zahlreiche Nachahmungen, bekannt unter dem Namen „Regensburger schöne Maria", die alle ihren Urtypus in dem berühmten Bilde zu St. Maria Maggiore in Rom haben. In

allen Kirchen der Stadt sind die „schönen Marien" verstreut. Sehr nahe dem Altdorferschen Holzschnitt kommt das Marienbild in St. Johann, das lieblich-einfältig und etwas verwundert dreinschaut. Die „schöne Maria" von St. Kassian ist streng, ernst, abgeschlossen. Aber die entzückendste aller Regensburger Marien ist die Maria in dem kleinen Kapellchen „Maria Läng",* nicht die Maria, die der Kapelle den Namen gibt und die lang und steif auf dem Altar steht, nein jene, die bescheiden eine Seitenwand schmückt. Sie ist mit ihrem offenen, liebevollen Blick ein erquickendes Bild einfach herzlicher Mütterlichkeit.

Mußten sich schon die kirchlichen Bauwerke im Laufe der Jahrhunderte manche Umgestaltung gefallen lassen, die vielfach den Kern ihres Wesens verbirgt, so war das Schicksal der Profanbauten doch noch trauriger. Was Feuer und Krieg verschonte, wurde durch Rücksichten der Nützlichkeit oder blinden Unverstand vernichtet, verstümmelt, umgeformt. Es gibt noch zahlreiche Bauwerke romanischen und gotischen Stiles in der Stadt, aber die wenigsten erregen einen ganz reinen Eindruck. Vielfach vertreten sind Bauten des Übergangstiles, sowie altgotische Bauten, die mit ihren durch zierliche Säulchen geteilten Spitzbogenfenstern und den kelchförmigen Knospenkapitälen einen entzückenden Anblick gewähren. Leider sind viele formschöne Fenster vermauert oder verunstaltet worden. Hier und da sitzen quadratisch nüchterne Glasscheiben unter dem grob zugemauerten Bogen, dessen feine Umrisse sich noch deutlich abheben. Der beobachtende Blick erkennt an glatten Wandflächen die Bogenlinie eines romanischen Portales, die feinen Züge eines Spitzbogentürchens, aber Ziegelstein und Mörtel verschließen die einstige Schönheit. Die Manie zu zerstören und zu verändern, die so charakteristisch für das Kindesalter ist, scheint plötzlich über eine ganze Generation erwachsener Menschen gekommen zu sein, denn es ist auffallend, wie



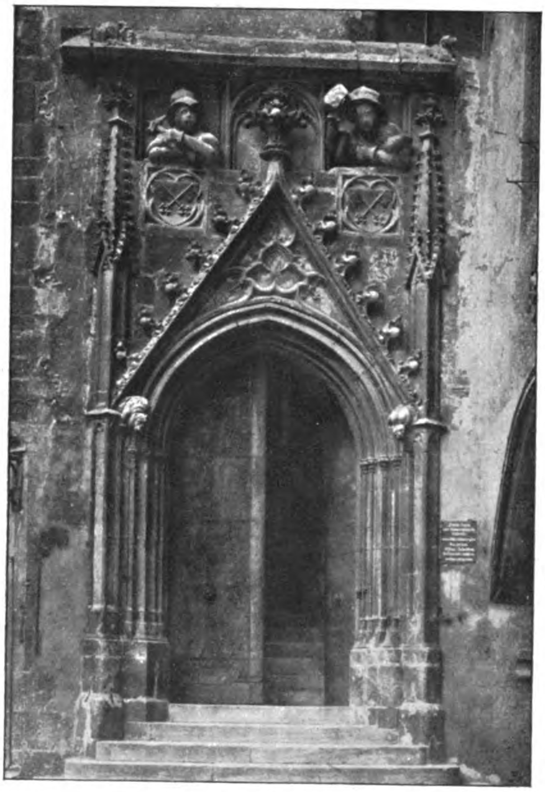
Das alte Rathaus.

an den schönen Bauwerken herumgewirtschaftet worden ist. Nicht genug damit, daß das Äußere der Gebäude verflacht und ernüchtert wurde, auch das Innere wurde verstümmelt, interessante Hofarchitekturen verbaut und niedergerissen.

Die wehrhaften Türme freilich, die größte Eigenart der Stadt, sind glücklich erhalten geblieben. Überall wachsen sie neben den burgartigen Geschlechterhäusern dunkel und massig und viereckig in die Höhe, aus ihren zahlreichen Stockwerken schauen zwei- und dreigeteilte gotische Fenster, und um ihr stumpfes Dach flattern die Dohlen. Sie sind in der ganzen Stadt zerstreut und verleihen ihr einen kriegerischen Charakter. Es ist, als ob der gewaltige Römergeist noch lange im Boden der Stadt gespukt und sich in ihnen wieder einmal offenbart habe. Einer der besterhaltenen Türme ist der „Baumburger Turm", der auch im Inneren noch interessante Gemächer enthält. Er steht auf dem Watmarkt, der in seiner Engigkeit, umgeben von hochgewachsenen, altersdunklen Häusern, einen intimen mittelalterlichen Reiz ausübt. Zehn Stockwerke hoch, erhebt sich in der Wahlenstraße der „Goldene Turm", einer der höchsten Türme der Stadt.

* „Maria Läng" genannt, weil die Kapelle das Bild der Muttergottes in der richtigen „Länge" enthalten soll.

Renaissancebauten gibt es wenige in Regensburg, denn zur Zeit, als die Renaissance in Deutschland einzog, war die Stadt zu sehr verarmt, um kostspielige Bauten aufführen zu können. Der Aufschwung, den der „immerwährende Reichstag" brachte, ließ dann Werke der Spätrenaissance und des Zopfstiles erstehen. Ein guter Renaissancebau ist das Thon-Dittmer-Haus am Haidplatz, das wahrscheinlich von Altdorfer aufgeführt wurde. Leider sind die Arkaden, die in mehreren Stockwerken den Hof einschlossen, vermauert worden. Von besonderem Interesse sind die Kapitäle der unteren und mittleren Arkadenreihe, deren phantastische Frührenaissance mit alten romanischen Motiven verquickt erscheint.



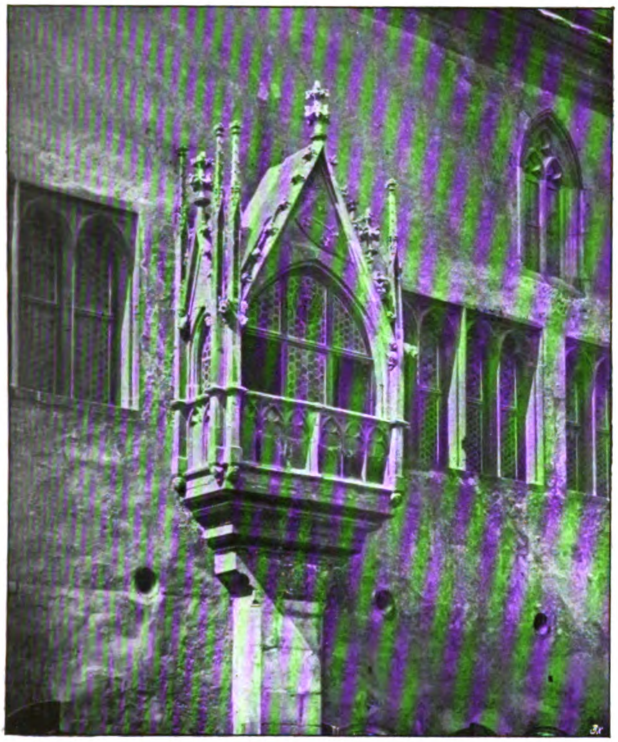
Portal am Rathaus.

Diese tauchen in Regensburg zu allen Zeiten wieder auf. Nicht widerspruchslos wurde hier das Neue angenommen; die uralte Rumpelkammer lieferte stets einen originellen Schmuck, um das Fremde heimisch zu machen. Die durchbrochenen Steinbrüstungen der Arkadenstockwerke zeigen ein Muster, das typisch für die Regensburger Höfe ist. Es ist aus rechtwinklig gegeneinander gestellten, etwas konvex geformten Steinen von gebranntem Ton gebildet und wirkt sehr anmutig. Einen reizenden kleinen Hof besitzt die Herren-Trinkstube auf dem Haidplatz. Am Haidplatz, der den intimen mittelalterlichen Charakter gut bewahrt hat, liegt auch, zinnengekrönt und wehrhaft, das „Goldene Kreuz", in dem einst durch die Liebe Karls V. zu der Regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg das Leben des Don Juan d'Austria erweckt wurde. Bekanntlich hat Georg Ebers das Schicksal dieser schönen Regensburgerin zum poetischen Gegenstand eines seiner letzten Romane gemacht.

Das Dollingerhaus hat, wie viele andere Patrizierhäuser, fallen müssen; der Dollingersaal, an dessen Wänden der sagenhafte Kampf Dollingers mit dem Heiden Kraco dargestellt ist, wurde in das neu erbaute Erhardihaus übergeführt, das katholischen Vereinszwecken dient. Eine Zierde der Stadt ist das Goliathhaus, das sich am wirksamsten darstellt, wenn man ihm von der alten Brücke aus entgegenschreitet. Hinter dem sich ein wenig aufwärts windenden Brückengäßchen tritt das Haus mit seinem Zinnenkranz und den achteckigen Türmchen so gewaltig hervor, als stehe es auf der Wacht vor feindlichen Überfällen. Riesengroß und gutmütig spottend blickt der Landsknecht Goliath auf den kleinen schlauen David hernieder, der sich scheinbar spielerisch an seiner Schleuder zu schaffen macht. Dieses Freskogemälde, das zu den Wahrzeichen der Stadt gehört, stammt von Melchior Boxberger. Er hat es wahrscheinlich auf Bestellung der Thundorfer ausgeführt, denen das Haus gehörte, und von denen einer, Bischof Leo Thundorfer, der Grundsteinleger des Domes war.

Das Haus, von dem aus das politische und wirtschaftliche Leben Regensburgs geleitet wurde, das uralte Rathaus, ist in seinem ältesten, gotischen Teile sehr reizvoll.

Die Fassade wird durch einen getürmten Erker unterbrochen, unter dem in mittelalterlicher Zeit ein eiserner Käfig, das Narrenhäuschen, hing, in dem die nächtlichen Unruhstifter zur Strafe öffentlich ausgestellt wurden. Ein entzückendes Portal, über dem zwei gut charakterisierte Köpfe, „Schutz und Trutz", aufsteigen, führt ins Innere. Die Brüstungen der Treppe zeigen schönes Maßwerk, manche Säle prachtvoll kassettierte Decken. Die dämmernde Weite des großen Reichssaales tut sich auf, in dem fast ein halbes Jahrtausend die Reichstage abgehalten wurden. Eine besondere Zierde des Rathauses sind die handgewebten Teppiche, die interessante Scenen aus dem Minneleben, dem Leben der „wilden Leute" und der Sagenwelt darstellen.



Erker am Rathaus.

In Höfen und Hintergebäuden ist noch vieles Originelle aufzustöbern, wilder Wein und Efeu bedecken manches interessante Mauerwerk; aber die Klage über zerstörte und vernachlässigte Schönheit wächst bei emsigem Forschen immer mehr an. Entzückende malerische Partien gibt es auch heute noch. So ist der Kornmarkt mit seiner Umgebung von feinem Reiz. An ihm erhebt sich zierlich mit Erkern und Giebeln der Herzogshof, dräut der massig gebaute Heidenturm, der ehemals durch einen Schwibbogen mit dem Herzogshof verbunden war und diesem als Zuflucht diente, ruht die Alte Kapelle mit dem einzelstehenden Glockenturm. In Kram- und Tändelgasse schaut nur ein ganz schmaler Himmelsstreifen auf die ausgestellten Trödlerwaren, die den Weg fast ganz versperren. Von besonders intimer Wirkung ist der Eingang in die Stadt von der alten Brücke aus. Da steigt die Straße an und windet sich, die Häuser treten vor und weichen zurück, kleine Winkel bilden sich, zinnengekrönte Fassaden schieben sich vor wie abschließende Wände — alles ist so unruhig, so wechselnd, so vielgestaltig, so geschlossen, dämmerig und unsauber, daß kein Zweifel bestehen kann: hier ist Mittelalter! Überall laufen enge schmutzige Gäßchen gleich Röhrlein der Donau entgegen, die hinter ihnen schwach aufblitzt und eilig weiterströmt. Charakteristisch für diese Wege ist das Hexen- oder Kuhgäßchen, von dem die Sage erzählt, daß hier einst ein Bäckergeselle von einer Hexe oder einer Kuh beim Begegnen an der Wand zu Tode gedrückt worden sei. Beim Anlegen dieser Gassen brauchte man auf Wagen freilich noch keine Rücksicht zu nehmen. Alle diese Gassen und Gäßchen, die sich um die Donau gruppieren, zeigen einen ganz ländlichen Charakter, und es entsteigen ihnen manchmal die Düfte eines wohlkonservierten Mittelalters. Zu allen Tageszeiten werden Bierkrüge und Rosenkränze durch sie hindurchgetragen. Buben und Mädchen jedes Alters, trippelnde Kinder und schlürfende Greisinnen eilen mit der „Maß" durch die Straßen: Morgens zum Frühstück, Mittags

zum Kaffee und ganz besonders Abends, wenn die Gebetglocke läutet. Dann nehmen die Männer den Hut vom Kopfe und behalten ihn in der Hand, bis der letzte Glockenton verklungen ist. In den Bierkellern verstummt das Deckelklappen für einige Augenblicke, um dann doppelt lärmend wieder zu beginnen.

Bier! Das regiert die Stadt seit alten, alten Zeiten. Welch einen Aufruhr würde es geben, wenn noch einmal ein Machthaber das Brauen verbieten wollte, wie es im Jahre 1317 wegen geringer Getreideernte geschehen ist. Wieviel Streitigkeiten hat die Stadt in Jahrhunderten mit der Geistlichkeit geführt, die mit dem Bierbrauen ein sehr einträgliches Geschäft ausübte. Immer wieder verbot der Magistrat dem Klerus das Bierbrauen, und niemals achtete dieser auf des Magistrates Einspruch. Heute noch erinnern die Namen der Bräuhäuser an ihren klösterlichen Ursprung: Karmeliten-Bräuhaus, Augustiner-Bräuhaus, Jakobiner-Schenke, St. Clara-Brauerei, Bischofshofer-Bräuhaus, Jesuiten-Brauerei! Typisch für Regensburg sind die Kapellen-Bierhäuser: die Thomaskapelle am Römling, ehemalige Hauskapelle der Auer, die Barbarakapelle in dem Hause „Zum Löwen im Gitter“, die Salvatorkapelle, jetzt Gasthaus „Zum weißen Hahn“.

Als man so vieles reformiert,
Manch Kirchlein säkularisiert,
Ward die Kapellen abgetan,
Nun kräht darin der weiße Hahn.

So steht unter anderen Sprüchen an der Wand der ehemaligen Salvatorkapelle geschrieben. Sie ist es, die unter den Kapellenwirtshäusern den einheitlichsten Eindruck macht. In zierlicher Spätgotik erbaut, wird sie durch eine kräftige Rundsäule in zwei Schiffe geteilt. Da stehen die Wirtstische, lärmen die Gäste, eilen die Kellnerinnen. Zu den gotischen Sterngewölben hinauf zieht



Herzogshof und Heidenturm am alten Kornmarkt (Moltkeplatz).

statt des Weihrauchduftes der graue Cigarrendunst, und statt des silbernen Altarglöckleins klirren die Seidel.

Die Thomaskapelle ist leider geteilt und durch stilwidrige Malereien verunstaltet worden: oben ein Wirtsraum, unten ein Wirtsraum. Der Chor ragt noch mit drei Achteckseiten über die Straßenfront hervor. Kapitäle, Konsolen und Schlußsteine zeigen eine reiche Ornamentik. Das vornehme Geschlecht der Auer, dessen Haupt sich von vierzig gewappneten Mannen zur Kirche geleiten ließ, und das eine förmliche Schreckensherrschaft in der Stadt ausübte, ist zu Staub verflogen; an der Stätte seines Stolzes lassen kleine Leute die Billardkugeln über verschmutztes Tuch gleiten und kommandieren den Trunk: „Eins, zwei, drei: G'soffa!“

Vielgestaltig ist übrigens das Schicksal der säkularisierten Kapellen. Manche sind zu Privatwohnräumen, andere zu Geschäftszwecken hergerichtet worden. Die Hauskapelle der früheren Domdechantei bildet in ihrem oberen Teile ein Zimmer, im unteren einen

Pferdestall. Die Kapelle St. Simonis und Judae sucht man auf, um Kleiderstoffe zu kaufen, die Hauskapelle des „Haus in der Grieb“ dient als Lagerhaus für altes Eisen. In der Verenakapelle befindet sich ein Glaswarengeschäft; die Sigismundskapelle, die zum Thon-Dittmer-Haus gehört, ist ein Magazin geworden. Überall Kapellen, geweihte und profanierte; überall Kirchen, in Schmuck und in Schutt. Daneben Bierhäuser, Bierhäuser in unendlicher Zahl. Kirchen und Bierhäuser, das sind die Wahrzeichen der Stadt von heute.

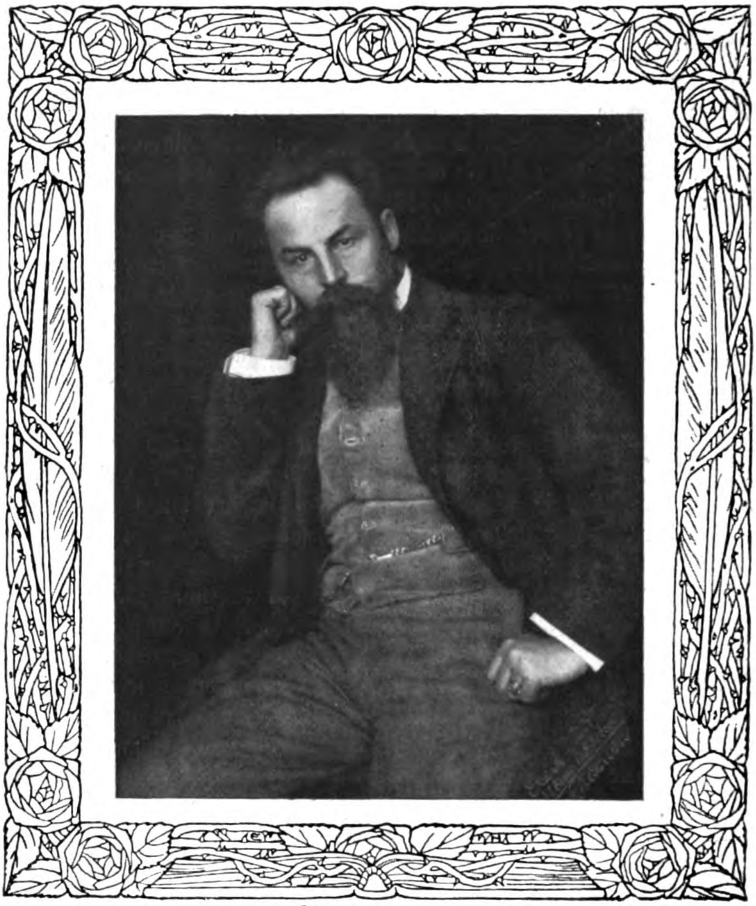
Nicht der Teil der Stadt, der sich jenseits der ehemaligen Wälle im Halbkreis um den alten Kern herumlegt, ist Regensburg. Was außerhalb der von dem Fürsten Anselm zu Thurn und Taxis geschaffenen Anlagen entstanden ist, ist zwar hübsch und modern, aber es ist auch ein wenig unecht und muß vor der teilweise verschütteten Vornehmheit der Innenstadt vergehen. Indes: Schauen und Bewundern im Inneren, Leben und Atmen da draußen!

Hinaus auf die alte Brücke, die zur Zeit ihrer Erbauung als ein Wunder der Welt galt! Da liegt Regensburg, das echte Regensburg, die mittelalterliche Großstadt, in fast ungetrübter alter Erscheinung. Von Turm zu Turm, von Giebel zu Giebel gleitet das träumende Auge. Und die träumende Seele erfaßt den starken Römergeist, der sich hier eine Grenzwacht gegen das Barbarentum schuf, und der gerade dadurch diesem Barbarentum die ersten Mittel zur Kultur schenkte. Die große römische Vergangenheit forderte an dieser Stelle eine große christliche Gegenwart. Sie ist gekommen und ist Vergangenheit geworden gleich jener. Aber die Reste beider Kulturen werden von dem Boden Regensburgs selten treu bewahrt. Das kommt daher, weil die schöpferische Kraft, die hier lange Zeit ausgiebig tätig war, versiegte und in der wohlverdienten Ruhe zum erhaltenden Element geworden ist.

An der ruhenden Stadt gleitet die Donau vorüber wie in alten Zeiten; sie hat die Ruhe noch nicht gefunden. Sie ist das Leben selbst, das zwar hineinlugt in die Stadt, aber doch unaufhaltsam vorbeifließt, vorbei an dem alten, in Dämmerung und Müdigkeit versunkenen Wesen, das die Tage der Jugend mit Begeisterung und Kraft ausfüllte und nun zum Schlafen ein Recht hat.



Haidplatz.



Glühwurmzeit

Novelle

von

Anton Freiherrn von Perfall

Schloß Waitzen lag im Rauhreif; seine Mauern erschienen noch schwärzer unter dem blühweißen glitzernden Dache.

Zwischen dem Spitzengewebe der Ulmen im Parke stieg strahlenlos der blutrote Sonnenball herauf, einen zarten Lichthof im Nebel bildend, in dem das schwarze Geäste sich zu duftigen Rosengirlanden wandelte.

Auf dem freien Platze vor der Tür standen in Gruppen die Treiber, stampften mit den Füßen vor Kälte, während die Hunde an den Leinen die Schwänze einzogen und winselten.

Der Herr „Major“ hatte die Jagd bestellt, ein ganz gewöhnliches Fuchsriegeln, zu dem er nur die nächsten Nachbarn geladen.

Jetzt stand man schon seit einer Stunde da, und noch rührte sich nichts.

So machte er es immer. Das Frühstück ließ ihn nicht los, die warme Stube und — die schöne Editha, nicht etwa sein recht-

mäßiges Eheweib, sondern sein Mündel, wie er das bildsaubere Mädel nannte, das er seit einem Jahre im Hause hatte; die Tochter eines verstorbenen Kriegskameraden, sagte er, die er förmlich an Kindes Statt angenommen. Andere sagten freilich anders: daß unter dem verstorbenen Kriegskameraden die frühere Geliebte des tollen Waitzen zu verstehen sei. Andere wieder anders, ganz anders: Wenn der Major ledig blieb, erbte der Sprosse einer ihm völlig fernstehenden Nebenlinie, Rolf von Waitzen, Leutnant in Seiner Majestät drittem Ulanenregiment.

Man konnte sich denken, was sich da für liebevolle Augen auf den Major richteten; und gerade diesen liebevollen Augen zu Verdruß und Besorgnis hatte er die Editha zu sich genommen.

Er selber dachte wohl nicht mehr an das Heiraten — in seiner Jugend, hieß es, habe er einen Biß in das Herz bekommen, der es ihm für immer verleidet —; und dann die einundzwanzigjährige Editha und der alte Major — das fehlte gerade noch!

Aber die anderen, die mit den liebevollen Augen, kamen darüber doch nicht zur Ruhe, und jemanden nicht zur Ruhe kommen lassen, das freute nun einmal den tollen Waitzen.

So sitzt er wohl auch jetzt in seiner Jagdstube bei Tee und Cognac und sieht mit Behagen auf das schlotternde Volk herab.

Und dabei ist er wieder der beste Herr, nicht halb so hart, wie er aussieht. Wenn es gilt, friert er selber wacker mit. In Feuer und Wasser hat er schon sein Probestück gemacht, wenn es darauf ankam, zu helfen und zu retten. „Man muß die Kerle immer in Atem halten," das war nun einmal sein Grundsatz, gleichviel ob es einem Waitzen oder einem armseligen Treiber galt.

Heute aber war er selbst außer Atem. Ein Brief, der mit der Morgenpost gekommen, hatte es ihm angetan, von seinem „Vetter", wie er sich nannte, dem Leutnant Rolf.

Er hatte den jungen Menschen, welcher seit einem Monat in der nächsten Kreisstadt in Garnison stand, alles vergessend, was zwischen ihnen lag, zum Fuchsriegeln eingeladen, er, der Major von Waitzen, der familienälteste, und hatte eben eine glatte Absage erhalten. Er, der Leutnant, bedaure, daß es ihm die Verhältnisse auf Schloß Waitzen nicht gestatteten, zu erscheinen. So eine Frechheit! Die Verhältnisse! — Das hieß die Editha! Und niemand anders hat dem Jungen das eingegeben wie die Frau Mama, die sich bei dem Herrn Leutnant eben auf Besuch befand.

Er hatte den Rolf zwar seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, aber damals war er ein Prachtbube mit zwei offenen Waitzener Augen, die er von Herzen liebgewonnen — und er hatte sich sein Lebtag in solchen Augen nicht getäuscht.

Aber es war noch ein besonderer Grund, daß ihn der Brief so verdroß. Die Alte hatte ihn durchschaut. Sie wußte sehr wohl, daß es mit der Editha seine Richtigkeit hatte, daß sie wirklich sein Mündel war. Sie wußte aber auch, daß er für ihre Zukunft in arger Sorge war, und daß diese Sorge der Rolf am besten tilgen konnte — und darum das Fuchsriegeln!

So eine Schleicherin! Als ob er selbst das alles so fein ausgezirkelt und sich nicht wirklich gefreut hätte, den lieben kleinen Rolf wiederzusehen. Aber recht hatte sie doch; zu unterst in seiner Seele lauerte der Gedanke, und jetzt war er schamlos bloßgelegt, und er mußte darüber erröten.

Da machte er es, wie er es immer in solchen Fällen machte, er polterte sich den Verdruß von seiner Seele.

Zum Kuckuck mit dem grünen Jungen, wenn er sich von seiner Mutter so gängeln läßt! Die Füchse kommen auch ohne ihn auf dem Riegel, und die Editha, die ist überhaupt zu gut für so einen — für jeden, wie er sie kennt. Keinem gönnt er das liebe Mädel!

Heiliger Gott, wie er nur daran denken konnte! Ganz kalt überlief es ihn. Wenn es nun wirklich so gekommen wäre, und der Rolf —

Aber versorgt wäre sie doch gewesen, nicht dem rücksichtslosen Haß der Verwandten ausgesetzt, wenn er heute die Augen zumachte. Eine Heimat hätte sie. An dem Grabe drüben an der Mauer der Dorfkirche könnte sie wenigstens — —

Unsinn, Alter, wer denkt denn an das Grab! Du doch nicht! Hast ja noch Leben für ein Dutzend solcher Jungens in den Adern. Könntest ja selber noch — —

Da beeilte er sich, daß er aus seinem Zimmer kam, nach unten, wo in der Jagdstube die Gäste warteten, einige Gutsnachbarn, Förster, Beamte vom Kreisgerichte; auch der Rittmeister von Tek war eingetroffen, in dessen Schwadron der Rolf stand.

Der Major strahlte vor Gesundheit. Der weiße buschige Schnurrbart erhöhte nur die Wirkung der verwetterten braunen Haut, während die blauen Augen unter den buschigen Brauen in voller Lebenskraft leuchteten. Der massive Wuchs neigte stark zur Fülle, welche sichtlich nur rauher Sport und nüchterne Lebensweise im Zaume hielt.

Etwas derb Ritterliches ohne den konventionellen Zug des Soldatischen lag über der ganzen Erscheinung.

Waitzen begrüßte stürmisch seine Gäste, denen nicht entging, daß etwas Übertriebenes in seinem Wesen lag, das ihm sonst völlig fremd war.

„Na, der Rolf kommt also nicht?“ sprach er den Rittmeister an.

„Vom Regiment aus liegt kein Hindernis vor,“ meinte der Rittmeister.

„Weiß ich — weiß ich — kenn' auch das Hindernis — jawohl — Na, dann schießen wir unsere Füchse halt ohne den Herrn Leutnant. — Was, Ratenov,“ kehrte er sich zu einem behäbigen Herrn, der den heißen Kaffee schlürfte. „Du kannst ja auch ein Lied singen von den Herren und Damen Verwandten. Gott bewahr' das Haus! Was macht denn deine verehrte Gattin?“

„Wie du siehst, kreuzwohlauf, ich bin ihr Puls, ihr Herzschlag, ihre Jugend und ihr Alter. Aber das versteht so ein Hagestolz ja nicht.“

„Meinst du, Alter?“

„Na, warum gehst du denn nicht auf die Freite?“

„Ich — alter Kerl?“

„Alter Kerl! — So sehen Sie aus —“

„Und dann, weißt du, Ratenov, bei dir war das ganz anders, wenn man sich so etwas mit Gewalt erzwingt, der ganzen Welt zum Trotz, den lieben Herren und Damen Verwandten zum Ärger, wie du mit deiner Fritzi. Das hält fest, das glaub' ich. Teufel auch, da soll einer kommen!“

„Na, alter Freund, was den Trotz gegen die ganze Welt und den Ärger der Verwandten betrifft, das könntest du dir ja auch noch leisten.“

„Wie meinst du das, Ratenov?“ fragte Waitzen betroffen.

In diesem Augenblicke trat eine junge Dame in das Zimmer und begrüßte den Major als Onkel. Sie wollte ihm die Hand küssen, er wehrte ab und küßte die schneeweiße Stirn, welche goldblonde Löckchen umrahmten.

Der Duft der Jugend lag über der ganzen Erscheinung, holdeste Weiblichkeit. Sie wirkte doppelt in diesem Kreise von Graubärten, im Tabaksqualm, der den Raum erfüllte, während zu den Fenstern der weiße Winter hereingrinste. Editha — das Mündel des Majors. Dieser hielt ihr beide Hände und ließ einen langen Blick auf ihr ruhen.

„Der Herr Leutnant kommt nicht,“ rief er dann mit geheimem Wohlbehagen, „seine Mama erlaubt es nicht! Jetzt habe ich dir den ganzen Tag verdorben, nicht wahr?“

„Aber, Onkel, ich kenne ihn ja gar nicht.“

„Eben darum wollte ich, daß du ihn kennen lernst, den Erben von Waitzen. Ein Prachtjunge, er hätte dir gefallen und du ihm auch — wette ich. Sehen Sie, Rittmeister, das ist das Hindernis, von dem ich eben gesprochen. Was sagen Sie nun zu einem Ulanen, der davor stutzt? Ist er noch wert, im Sattel zu sitzen? — Rittmeister von Tek,“ stellte er Editha dem Gaste vor.

Diese war in ihrer argen Verlegenheit froh, daß in diesem Augenblicke der Förster eintrat und zum Aufbruch mahnte.

Es bestand eine auffallende Ähnlichkeit zwischen diesem treuen Diener und seinem Herrn, dem Major, eine Ähnlichkeit, wie man sie so oft bei alten Eheleuten findet.

„Was hast du denn wieder zu hetzen,“ grollte der Major, „und wenn man draußen ist, rührt sich nichts im Bogen!“

„Das ist nicht meine Schuld, Herr Major.“

„Weiß ich schon.“

„Scheint nicht, Herr Major, sonst würden Sie mir nicht vor allen den Herren — den Vorwurf —“

„Ja, zum Teufel, soll ich denn in meinem eigenen Haus nicht mehr —“

„Sie haben vom Bogen gesprochen, Herr Major.“

„— oder in meinem eigenen Bogen nicht mehr zu befehlen haben?"

„Haben auch, Herr Major."

„Haben auch! Na also, wenn du nur das zugibst!"

Alles lachte. Es kam immer so mit den beiden.

„Also, meine Herren, Aufbruch! — Recht hat er ja. — Wo machen wir Mittag, Max?"

„Auf dem Rodlschlag, Herr Major, wenn's gefällig ist."

„Und wenn's nicht gefällig ist, auch auf dem Rodlschlag natürlich."

Die Gäste brachen auf. Der Major blieb mit Editha zurück. „Kommst du nach, Editha? Es wird ein herrlicher Wintertag, — wenn auch Rolf nicht gekommen —"

„Aber, Onkel, was kümmert mich dieser Rolf! Im Gegenteil, froh bin ich — ja froh, Onkel — ich könnt' ihm ja doch nicht gut sein."

„Du? Ja, warum denn?"

„Weil — weil — ich mag ihm ja unrecht tun, weil ich den Gedanken nicht losbringe, daß er auf etwas wartet."

„Auf meinen Tod meinst du?"

Da schlug Editha beide Arme um seinen Nacken und barg ihr Haupt an seiner Brust.

Waitzen streichelte sanft das Blondhaar. „Wäre dir wirklich leid um mich, Editha?"

Sie drückte das süße Joch nur fester.

„Um so einen alten Grobian, bei dem du deine Jugend vertrauerst?"

„Den ich lieber habe als alle die jungen Schmeichler," erwiderte Editha.

„Lieber? Wirklich lieber?" Waitzen faßte seine Mündel fester.

„Dem ich Dank schulde bis an mein —" Da spürte sie einen heftigen Ruck. Der Major hatte ihre Umschlingung gelöst.

„Laß mich mit dem Dank in Ruhe." Seine Stimme klang jetzt viel rauher. „Ich will keinen Dank. An den Rolf habe ich dich verkuppeln wollen, das ist alles. Da ich schon kein Kind habe, wollt' ich wenigstens mein Mündel auf Waitzen wissen. Glatter Egoismus, der den Tod überdauert, der verlangt keinen Dank. Deshalb brauchst du nicht nachzukommen, Editha."

Der Major ging zur Tür. Editha sah ihm ganz verstört nach. „Ich hab's ja gewußt!" sagte sie mit erregter Stimme.

Da hielt Waitzen an. „Was hast du gewußt?"

„Der Name schon ist mir verhaßt."

„Welcher Name?"

„Rolf! Ich warne dich vor ihm."

„Vor Rolf — mich?" Der Major lachte. „Aber Kind! — Ja, wie stellst du dir ihn denn vor? Nimm das Gegenteil von mir, jung, schön, voll Geist und Leidenschaft, dabei von tadellosen Formen — gerade heraus — zu gut zum Soldaten."

„Und gerade heraus —" erklärte das Mädchen, des Majors Wangen streichelnd, „zu gut für Editha, bei der es gerade für ihren lieben, guten Onkel langt."

„Das hieß' ja fast so viel, als daß du ihn ein bißl lieb hast den guten Onkel."

„Fast? Von ganzem Herzen," erwiderte Editha, und blühende Lippen drückten sich auf den Mund des Majors.

Ein quiekender Ton drang herauf vom Hofe, wie aus einer Kindertrompete. Der Förster mahnte ihn.

Waitzen ging der Ton durch Mark und Bein, es klang wie eine Parodie auf seine Empfindung. Er riß sich los. „Ich erwarte dich, Editha, es gibt einen herrlichen Wintertag, und der Schnee ist fest und trocken." Unter der Tür blieb er noch einmal stehen. „Wenn du nicht kommst" — sein Blick ruhte so seltsam auf ihr, ganz anders wie sonst, „dann — dann glaube ich dir kein Wort."

Zum erstenmal kam Editha ein Gedanke, und sie wunderte sich, daß er ihr nicht schon lange gekommen. Wenn es mehr wäre als väterliche Liebe, was er an ihr tat. Was dann? Ein eisiger Schreck packte sie.

Sie verehrte ihn, sie war erfüllt von Dankbarkeit für ihn, sie liebte ihn als den väterlichen Freund, als den zweiten Vater, sie liebte sein edles Herz, seine frohe Laune, seine klaren, schönen Augen, seinen weißen Schnurrbart, der ihn so vortrefflich kleidete, seine hohe Gestalt, seine Stimme — ja, war denn das nicht genug? Und eben jetzt, wie er sie so stürmisch umfaßte, küßte... Aber das war ja das Sonderbare — zum erstenmal, daß sie etwas anderes empfand als Liebe für ihn, etwas sich Sträubendes, Feindseliges fast. Abscheulich, wenn er das wüßte. Sie eilte zum Fenster und spähte durch die Vorhänge.

Die Jäger hatten schon den Hof verlassen, nur der Schloßherr war noch zurück, im Gespräch mit dem Förster, und immer wieder blickte er herauf.

Editha aber fand ein Vergnügen daran, sich zu verbergen. Endlich trat sie vor und winkte mit dem Tuche.

Da war es zu drollig, wie er vor Überraschung bald über die Hundeleine gestolpert wäre und in allen Taschen nach seinem Sacktuch suchte, den Gruß zu erwidern, während der Förster einen fuchsteufelswilden Blick heraufschoß.

Editha winkte, bis alles im Nebel verschwand, der sich jetzt grau und schwer vor die Sonne gelegt. Der rosige Schein war von den Ulmen gewichen. Raben schwangen sich krächzend in dem dürren Geäste — mit dem herrlichen Wintertag des Majors schien es nichts werden zu wollen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Jagd ging schlecht. Zu dem Nebel gesellte sich ein richtiges Schneegestöber; Reineke hatte, wohl den Witterungswechsel ahnend, seinen Bau nicht verlassen. Nicht einmal das Faß Bier und die Würstel auf der Wiese konnten die Laune verbessern. Das Bier war zu kalt, die Würstel mundeten trocken nicht — vor allem aber fehlte die schöne Editha, deren Kommen der Major verkündet hatte.

Bei dem Gestöber kein Wunder. Die Nachmittagsbögen machte man mehr pflichtschuldigst, um die Zeit bis zum Diner auszufüllen, als zum Vergnügen.

Waitzen stand auf seinem Lieblingswechsel. Zwei Dickungen waren durch einen schmalen Streifen dichten Stangenholzes miteinander verbunden, seit Waitzener Menschengedenken wechselten hier die Füchse, wenn getrieben wurde, aber ein flinker Schütze gehört hierher, der den flüchtigen Rotschwanz in der schmalsten Lücke zu fassen weiß.

Der Major war heute nicht bei der Sache. Er hielt das Gewehr lässig unter dem Arm, anstatt, wie gewohnt, in der Brusthöhe, um schußbereit zu sein. Ein Roter war ihm schon durchgewischt, einen zweiten hatte er gefehlt, und der Trieb war gleich zu Ende.

Seine Gedanken waren bei Editha. Sie war nicht gekommen. Das Schneegestöber war keine Entschuldigung, sie war nicht wetterscheu — sie wollte nicht kommen. Und recht hatte sie, ganz recht; wer weiß, was er sich sonst eingebildet hätte, er alter Narr.

Aber er bildete sich ja gar nichts ein, er hatte ja den Rolf eingeladen, mit einer geheimen Genugtuung im Herzen.

Das tut man doch nicht, wenn man selbst — Versorgen will er sie — weiter nichts — um jeden Preis! Ja —

Um jeden — nur nicht um den ihres Glückes. Er will ja nur ihr Glück.

Wer weiß, ob dieser Rolf es ihr bieten könnte. Jugend allein genügt nicht. Mit dieser hochmütigen Jugend! Als ob es damit getan wäre, als ob das Alter nicht viel inniger, ehrlicher empfinden könnte! Alter? War er denn alt? Alt ist, wer sich alt fühlt. Damals war er alt, als er den Mut nicht fand, seine Geliebte mit starkem Arm ihrer Familie zu entreißen, die sie ihm, dem armen Leutnant Waitzen, weigerte.

Das arme Wesen verkümmerte in einer aufgezwungenen, lieblosen Ehe.

Damals war er alt, trotz seiner vierundzwanzig Jahre. Heute fühlte er sich als Jüngling mit seinem heißen Begehren, obwohl er dreißig Jahre älter geworden. Das starke Wollen ist die Jugend, das Zaudern und Schwanken, die Schwäche ist das Alter.

Liebe? Von welcher Seite wird sie denn die Liebe kennen lernen, wenn er heute die Augen schließt — ein armes, verlassenes Mädchen, das man auf die Straße setzt — eine willkommene Beute.

An die Witwe des Majors von Waitzen würden sie sich schwerlich wagen. Rolf kann ihr das Witwengehalt nicht verwehren nach Waitzener Hausrecht.

War das nicht einige Ehejahre mit ihm wert? Er wird ihr mit seiner Liebe nicht lästig fallen, gewiß nicht. Er wird ihr väterlicher Freund bleiben. Eine Kriegslist soll das Ganze sein, die er gegen seine Verwandtschaft ausspielt.

Warten, bis ein junger Freier für Editha kommt? Da kann er lange warten, und darüber stirbt er, und Editha ist verlassen. Er hat nichts zu vererben als ein kleines Arsenal von Sätteln, Flinten und einigen hundert Geweihen.

Also nur sich klar sein, was man will. Er will die Zukunft Edithas sicher stellen

— alle seine Bemühungen sind umsonst —, es gibt nur ein Mittel — er greift danach.

Und Editha? Sie verwechselt in ihrem kindlichen Gemüt dankbare Liebe mit einer anderen, von der sie höchstens gelesen. Er übt den wohltätigen Betrug, gibt sein ganzes Herz, die Treue des reifen Mannes für die wilde Flamme, die Tausende verzehrt, bis sie einen beglückt.

Ein Fichtenbusch bewegte sich, das Schneepolster auf dem Gipfel fiel herab. Der Schnee knisterte unter Tritten — für einen Fuchs zu laut — ein Reh wohl —

Der Major hob das Gewehr an die Wange, der Jagdeifer hatte ihn wieder erfaßt. Jetzt bewegte sich etwas zwischen den Stangen. Die Schneeflocken fielen so dicht, daß man es nicht erkennen konnte.

Der Major setzte ab. Plötzlich stutzte er. Eine niedliche braune Pelzmütze erschien, die er kannte — und doch traute er seinen Augen nicht — ein Gesicht — — das Gewehr wäre ihm fast entfallen — Editha stand vor ihm, mitten im Schnee! Ihr Gesicht war gerötet von der Anstrengung, wirr hingen die feuchten Haare in die Stirn.

Sie sah sich nach allen Seiten um, hatte sich offenbar verirrt und ihn noch nicht erblickt.

Einen Augenblick weidete er sich an ihrem Anblick: der Schnee ringsum erhöhte noch der Eindruck dieser blühenden Jugend.

„Editha!“ rief er dann.

Sie wäre fast in den Schnee gefallen vor Schreck, dann stapfte sie lachend, das Röckchen hoch erhoben, daß die gelbledernen Gamaschen sichtbar wurden, auf Waitzen zu.

„Das habe ich ja herrlich getroffen! Oder wäre dir ein Fuchs lieber? Ja, ja, gesteh's nur, ein Fuchs wäre dir lieber. Aber ich bin doch froh, daß ich glücklich da heraus bin. War das eine Arbeit! Und kein Schuß, nach dem man sich ein bißchen hätte orientieren können.“

Editha hatte die Mütze abgenommen und klopfte den Schnee ab.

„Aber wie kannst du auch bei dem Wetter —“ meinte der Major, dem jetzt sein ganzer kühner Mut versagte.

„Wenn ich es dir versprochen habe! Die alte Liesl ließ mich ja zu Mittag nicht. Jetzt bin ich ihr aber glücklich durchgebrannt. Nein, wie du schön aussiehst, Onkel, der leibhafte Winterkönig!“

„Zu dem der Frühlingsbote durch den Schnee gewatet kommt, er soll sich trollen, der alte Griesgram.“

„Nein, Onkel, so war es nicht gemeint. Mir geht's wie dir, ich liebe den Winter. Er meint es viel ehrlicher als der wetterwendische Frühling.“

Waitzen stieg es heiß herauf bei diesen Worten. Jetzt oder nie! Und doch hätte er lieber mit einem Ungeheuer gerungen als sein Herz diesem Kinde geöffnet. Er stellte die Büchse an den Stamm neben sich.

„Editha!“ Er machte eine unbeholfene Bewegung mit den Armen wie ein schlechter Schauspieler, der etwas bekräftigen will.

„Onkel!?“ Das klang ganz empörend spöttisch.

„Du bist doch nicht zu deinem Vergnügen durch den Schnee daher gewatet?“

„Wozu denn sonst?“ fragte Editha mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Du hast doch mir eine Freude damit machen wollen —“

„Aber das ist ja gerade mein Vergnügen — weißt du denn das nicht schon lange? Wenn deine Augen so herzlich leuchten — wie jetzt z. B., dein Herz nur für mich schlägt —“ Das Mädchen hatte beide Hände auf seine Brust gelegt und sah zu ihm auf.

Sein Blick versank in den blauen Augensternen, dann faßte er die beiden Hände und hielt sie fest.

„Editha — der Winterkönig hat eine Frage an dich. Möchtest du meine Augen immer so leuchten sehen, bis sie brechen, mein Herz immer so schlagen, bis es stillsteht? Möchtest du das, Editha?“

„Für mein Leben gern, Onkel, aber wie — soll ich denn das —“

Da schlang er die Arme um ihren Nacken und zog sie an sich. „Editha, werde mein Weib!“ Er fühlte ihr jähes Erbeben, sah, wie sie die Augen plötzlich schloß, wie vor etwas Ungeheurem. Aber jetzt gab es keinen Halt mehr, er fühlte neue Jugendkraft in sich aufsteigen. „Ich liebe dich, nicht väterlich, als Mann lieb' ich dich, und jetzt sage mir, kannst du mich wiederlieben? Sieh mich an, Editha.“

Da schlug sie die Augen auf zu ihm.

„Nur kein Mitleid, Editha.“

„Ich liebe dich von ganzem Herzen und kann dich nicht mehr lieben, wenn ich dein Weib werde. Warum willst du nicht, daß ich deine Tochter bleibe?“

„Weil ich nur als dein Gatte für deine Zukunft sorgen kann.“

„Deshalb? Wirklich nur deshalb?“

„Editha, ich bin ein Greis gegen dich. Antworte, willst du mein Weib werden? Ich verlange nicht mehr Liebe, als du mir bisher erwiesen, nur mein sein sollst du — ganz mein eigen.“

Ja, ich will — Weib oder Kind, alles gleich, wenn ich dich nur lieben darf.“

„Editha, so freit der Winterkönig um den Frühlingsboten.“

Waitzen preßte die jugendliche Gestalt an seine beschneite Brust. Ein Fichtenwedel ließ seine weiße Last auf die Häupter des Paares herabfallen und schreckte sie auf.

Ein Treiber näherte sich mit einem kläffenden Hund an der Leine, und schon trat der Förster, weiß wie ein Schneemann, vor die Dickung. „Darf man gratulieren?“ fragte er.

„Gewiß, Alter,“ meinte Waitzen strahlend.

„Wo liegen's?“ Der Förster sah sich nach der Beute um. „Zwei müssen's sein, hab's g'nau abg'spürt.“

„Gib dir keine Mühe, Alter. Hier steht deine künftige Frau Majorin — jetzt bring' deine Gratulation an — sonst habe ich nichts zu stande gebracht.“

Der Förster stand wie erstarrt. „Das Fräulein will den Herrn Major —“

„Heiraten, Alter.“

„In dem G'stöber?“

„In dem G'stöber gerade nicht, aber längstens in einem Monat.“

„Hm, ja, ja. Das is dem Herrn Major sein' Sach' — mir is g'rad' um den Wechsel leid. Zwei Füchs, so wahr ich leb', g'rad' auf Ihna zu. Das wird Ihna no leid tun, Herr Major, ganz g'wiß!“

„Wollen's nicht hoffen,“ meinte Waitzen. „Jetzt blas ab, wir wollen nach Hause. Brauchst kein Geheimnis daraus zu machen, es darf jeder wissen. Ich geh' mit Editha voraus, bring' die Herren nach ins Schloß, sie werden's auch satt haben.“

Der Major nahm Editha beim Arm und schlug mit ihr den nächsten Weg nach dem Schlosse ein, den Förster in sprachlosem Erstaunen zurücklassend.

Das Jagdmahl ward zum Verlobungsschmaus. Man dachte nicht daran, sich den frohen Abend durch Bedenken und Stirnrunzeln zu vergällen.

Der Major erschien auch wirklich um Jahre verjüngt. Von Editha strahlte so viel Liebe, Herzensgüte und frohe Laune aus, daß man über den holden Anblick alle Zukunft vergaß.

Als sie sich nach dem Essen aus dem Kreise der Männer entfernt, machte man seine schlechten Witze über den armen Rolf, der seine Absage vielleicht mit Schloß Waitzen bezahlen mußte, und trank auf den rechten, noch ungeborenen Erben.

Der Major schwankte bedenklich, als er sich spät Nachts in sein Schlafzimmer begab.

Auf dem Gange trat ihm die alte Liesl entgegen, nach dem Förster Hübner das zweitwichtigste Inventarstück, welches er seinerzeit mit Schloß Waitzen übernehmen mußte.

Der Major wollte die Lästige, die ihn offenbar aufpaßte, beiseite schieben, aber das ging nicht so leicht.

Die Liesl hielt ihm die brennende Kerze vor die Nase und beleuchtete hartnäckig sein weinrotes Antlitz, aus dem jetzt grell der weiße Schnurrbart leuchtete.

„Ei, ich hab' ja meine Gratulation noch nicht anbringen können, gnädiger Herr.“

Eine Fülle von Spott lagerte sich um den faltigen Mund, und die klugen schwarzen Augen durchforschten das Gesicht des Majors.

„Das ist aber rasch 'gangen und mitten im Schnee, hat mir der Hübner erzählt, mitten im Schnee — da hätt' ich doch lieber die Glühwürmerln abg'wart'.“

„Mach', daß du zu Bett' kommst mit deinen albernen Glühwürmerln,“ grollte der Major, die Alte beiseite schiebend.

„Nicht so albern, gnädiger Herr, all's hat sein' Zeit. Jawohl! Der Schnee und die Glühwürmerln! — Der Schnee und die Glühwürmerln.“

Die Liesl wackelte den langen Korridor zurück, dann eine Treppe hinauf. Das Licht in ihrer Hand wurde immer kleiner, zuletzt schwankte es wirklich wie ein Glühwürmchen in der Luft. Der Major sah ihm nach, bis es in der Finsternis verschwand.

Er fand keinen Schlaf. Sonderbar, immer von neuem umkreisten ihn kleine, feurige Punkte und flüsterten ihm die tollsten Sachen ins Ohr, die Glühwürmerln der alten Liesl.

* *
*

Ganz Waitzen war auf den Beinen, vom Schloßturme herab wehte die blau=weiße Flagge. Die dritte Brigade zog durch das Dorf auf das Manöverfeld.

Noch hörte man in weiter Ferne das dumpfe Rasseln der Feldbatterien, und der Staub hatte sich noch nicht gelegt, den der Zug aufgerührt, da blitzte es schon wieder auf zwischen den Obstbäumen der Landstraße, Hufschlag erscholl, Kommandoworte — die Ulanen rückten an.

Das war doch etwas ganz anderes wie die Artillerie mit ihrem schweren Fuhrwerk!

Die Hauptsache aber war: eine Eskadron blieb eine Nacht im Quartier.

Das war eine Ehre für Waitzen, die es schon lange nicht mehr genossen. Auf allen Herden brodelte es schon seit frühmorgens, die lieben Gäste zu empfangen.

Am Turmfenster des Schlosses stand die Frau Majorin — Editha.

Soldatenkind und seit einem viertel Jahre Soldatenfrau, kein Wunder, daß sie Gefallen an dem ritterlichen Schauspiel fand.

Wie schade, daß der Fritz das wieder versäumt! Aber die Rehjagd war erst seit acht Tagen auf, die versäumte er keinen Morgen.

Da hielt ihn kein Wetter und kein Schmeichelwort zurück. Ja, einmal heuchelte sie sogar ein Unwohlsein, nur um ihn auf die Probe zu stellen. Er bestand sie nicht, er ging auf die Birsch. Heute hatte er ihr hoch und teuer versprochen, vor Ankunft der Truppen zu Hause zu sein.

Fünfzig Mann mit ihren Pferden mußten untergebracht werden, da gehört doch der Herr in das Schloß.

Die erste Eskadron zog gerade vor dem Schloßtore mit klingendem Spiele vorbei.

Hier stand der Vetter Rolf. Ein wahres Glück, daß die Eskadron im Nachbardorfe Quartier nahm. Es wäre ihr doch peinlich gewesen, ihn allein zu empfangen, ihren natürlichen Feind, der sie wohl für die gewöhnlichste Erbschleicherin hielt. Und doch war sie begierig, ob sie den ihr Unbekannten nicht herausfand.

Im ersten Zuge befand er sich nicht. Der Offizier, der ihn führte, ein kleiner Mann, warf keinen Blick herüber auf das Schloß. Der zweite Zug nahte, da hatte sie ihn schon.

Der Große auf dem Rappen mit dem blonden Schnurrbart! Er sah steif herüber. Der helle Hochmut leuchtete ihm aus dem Gesicht — und die schnarrende Kommandostimme!

Ja, das war er. Ein unangenehmer Mensch, und an den wollte sie der Major einst verkuppeln.

Was er sich wohl dachte, wie er da vorbeiritt, der Herr Vetter? Welche fromme Wünsche er wohl in seinem Innersten herübersendete? O Gott, Gott, nur einen kräftigen Buben, so einen richtigen Waitzen, nur diesem hochmütigen Menschen zum Ärger und Verdruß; so einen süßen kleinen Jungen für die langen einsamen Stunden, zum Herzen und Küssen.

Die zweite Eskadron trabte heran, in eine Staubwolke gehüllt. Kommandorufe ertönten. Die Quartiermeister sprengten hin und her. Die Reiter saßen ab, führten ihre Pferde den Ställen zu.

Ein Trupp von zehn Mann ritt in den Schloßhof, geführt von einem jungen Offizier.

Editha konnte mit Muße ihren Gast beobachten. Es war eine ritterliche Erscheinung, fast zu ritterlich, um streng militärisch zu erscheinen. Unter dem Helme, der etwas schief auf dem Kopfe saß, drängte sich gewelltes schwarzes Haar, wie es in der Armee sonst nicht Sitte war. Auch der kurz geschorene Vollbart, der die Männlichkeit der Erscheinung erhöhte, war wohl nur im Manöver gelitten, während die großen schwarzen Augen auch einem Dichter hätten angehören können.

„Abgesessen!" — Auch die Stimme hatte nicht den schneidenden militärischen Klang.

Editha stellte im stillen einen Vergleich mit dem abscheulichen Vetter an, der eben vorbeigeritten, und dankte der Vorsehung für den glücklichen Zufall. Dann eilte sie hinab, ihre Pflicht als Hausfrau zu erfüllen, da nun einmal der Hausherr fehlte.

Als sie die Treppe betrat, erblickte sie bereits den Offizier im Hausflur.

„Wo steckt denn der Herr Major?" Diese Frage war an die alte Liesl gerichtet, welche dem Gaste den Weg wies, und fiel Editha durch ihren kordialen Ton auf; in einem fremden Hause schickt sich das einfach nicht. O dieses Militär!

„Ja, mein Gott, auf der Jagd hat er sich halt wieder verhalten. Das macht er nimmer so."

„Auch seitdem er verheiratet?"

„Mei Herrgottle, das macht bei dem nix mehr aus."

Der Offizier lachte. „Wirklich? Und die gnädige Frau? Wohl noch nicht auf?"

Editha verstand die Antwort Liesls nicht.

„Dann, bitte, melden Sie mich. Einquartierung — Leutnant von Waitzen."

Editha konnte einen leisen Aufschrei nicht ganz unterdrücken, während ihre Hand das Stiegengeländer preßte. Der Erbfeind in ihrem Hause!

Der Offizier sah herauf.

Liesl starrte ihn mit aufgesperrtem Munde an. „Ja, aber — wenn Sie sich nur nicht irren —"

„Daß ich Waitzen heiße?" bemerkte lachend der Offizier.

„Das nicht — das muß ich ja glauben — aber im Quartier. Der Herr Major hat ausdrücklich g'sagt, der Herr Vetter der käme —"

„Gott sei Dank nach Haching ins Quartier. Aber ich bedaure, gute Frau, der Herr Major muß das mit dem hohen Stab ausmachen, der im letzten Augenblicke eine kleine Verschiebung eintreten ließ. Hier sehen Sie selbst, daß ich kein Eindringling, bin."

Der Offizier wies ihr den Quartierschein. „Übrigens werde ich Ihrem Herrn nicht lange lästig fallen. Übermorgen geht's wieder fort, so lange wird ein Waitzen hier doch Unterkunft finden. Wollen Sie mir gefälligst ein Zimmer anweisen und mich bei Ihrer Herrin melden?"

Editha hatte jetzt Mühe, all' die feindseligen Gefühle zu wecken, die der Herr Vetter so reichlich um sie verdient.

Wie war es nur möglich, mit einem so harten hochmütigen Gemüte so auszusehen!

Besser wäre es, sie ginge ihm gleich entgegen, als daß sie den feierlichen Empfang abwartete; so schritt sie die Stiege hinab, eine möglichst ernste Miene annehmend.

Liesl war eben im Begriff, den Gast in den oberen Stock zu führen.

Auf der ersten Treppe trafen sie sich. Der Leutnant konnte seine Überraschung über den Anblick, der ihm wurde, nicht verhehlen.

„Der Herr Vetter," erklärte die Liesl mit einem vielsagenden Blick.

„Leutnant von Waitzen," fügte der Gast bei.

Die Wangen Edithas röteten sich — im Unmut natürlich.

„Es fand eine Verschiebung statt. Meine Eskadron trat an Stelle der ersten, welche hier bleiben sollte," setzte der Offizier, im sichtlichen Bestreben sich zu entschuldigen, hinzu. „Ich bedaure sehr, gnädige Frau, Ihnen Ungelegenheiten — es war wirklich nicht meine Absicht."

Das Unbehagen über die eigentümliche Situation kämpfte in dem jungen Manne mit einer schlecht verhehlten Bewunderung der schönen Frau.

„Bitte, Herr Leutnant," erwiderte Editha förmlich, „es ist ja Einquartierung. Führe den Herrn auf sein Zimmer, Liesl."

Editha verließ den Vetter, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen. Jetzt kam ihr erst der Verdruß über das rücksichtslose Ausbleiben ihres Gatten.

Was mußte sich dieser junge Mann nur denken? Erst drei Monate verheiratet und schon vernachlässigt. Gewiß empfand er eine geheime Schadenfreude über die unglückliche Ehe.

Unglücklich? Nein, das war sie nicht, gewiß nicht. Fritz trug sie auf Händen, sah ihr alles von den Augen ab. Nur die Jagd — diese verhaßte Jagd!

Heute verschwendete sie alle Zärtlichkeit, ihn zurückzuhalten. „Aber, Kind, schlaf' doch ruhig weiter, bis zum Frühstück bin ich längst wieder da," erwiderte er und ging.

Das schnitt ihr durch das Herz. Seltsame Bilder woben sich — wie es doch anders sein könnte! Über einem schlief sie ein: Es war auf dem Fuchsriegel, wo sie sich mit Fritz verlobte im Schneegestöber, aber Sommer, alles blühte und duftete, und die Käfer summten. Fritz hielt sie umfangen, aber sein Bart war schwarz, sein Haar voll und weich. Anstatt Schnee überrieselte sie

ein Blütenregen. Das Bild stand noch vor ihr, als sie mit einem schweren Seufzer erwachte.

Daran war nur die dumme Birsch schuld, und jetzt mußte sie noch zu allem Überfluß den Herrn Vetter empfangen. Ein schöner Mensch! Na wart', Fritz, das sollst du mir büßen.

Editha ging nach den Stallungen, um nach dem Rechten zu sehen. Den Herren Ulanen sollte nichts abgehen auf Waitzen.

Da sah sie den Major den Staffelweg heraufpusten, der aus dem Parke in das Schloß führte, hinter ihm Förster Hübner, einen Rehbock im Rucksack.

Der Major war blaurot im Antlitz vor Anstrengung, sein Atem glich dem Keuchen einer Maschine, und er mußte wiederholt stehen bleiben, um auszuschnaufen.

Editha versteckte sich und beobachtete ihn. Sie suchte nach einer Ähnlichkeit mit dem Vetter. Ja, um die Augen herum, wenn man sich Mühe gab — jetzt waren ja alle Züge aufgedunsen. Größer war der Fritz; wenn er nur nicht so dick würde — das Doppelkinn entstellt ihn ganz.

Endlich hatte der Major den Berg bezwungen, da trat Editha vor.

Er begrüßte sie stürmisch mit Handdruck und Kuß, daß sie sich förmlich wehren mußte.

„Na, was hab' ich gesagt, da ist er!“ Er zeigte auf den Rehbock im Rucksack. „So wär's, wenn man in den Federn blieb. — Einquartierung schon da?“

Editha nickte.

„Aber was hast du denn? Irgend etwas Unangenehmes?“

„Durchaus nicht.“

„Ich meine, vielleicht die Offiziere — es gibt ja allerhand Volk dabei —“

„Ein reizender junger Mann, bildschön, ein vollendeter Kavalier,“ erklärte Editha.

„Na also — da gibt's ja einen frohen Tag. Sorge nur für Küch' und Keller. Die ersten Ulanen sind verwöhnte Jungens. Wie heißt er denn, der bildschöne Mann?“ Der Major lachte und streichelte das Kinn Edithas.

„Rolf von Waitzen.“

Der Name wirkte wie eine platzende Bombe.

„Das ist nicht möglich — ein Irrtum — Rolf liegt ja in Haching. Er selbst hat ja darum nachgesucht.“

„Er selbst stand eben vor mir und nannte seinen Namen.“

„So! Na, dann soll er etwas erleben! Einquartierung, Editha, hörst du, nichts weiter als Einquartierung. Keinen überflüssigen Tropfen soll er haben. Er hat kein Recht mehr auf Gastfreundschaft. Du sagst bildhübsch? Na, dann muß er es erst geworden sein. Eine Nase hat er ja, wie — wie — eine Gurke!“

„Das konnte ich nicht finden,“ entgegnete Editha, seltsam gereizt durch die erwachende Eifersucht des Gatten.

„So? Nicht? Na, dann um so besser! Ich gönne ihm eine Apollonase, von ganzem Herzen, nur — nur — An deiner Stelle, Editha, würde ich mich überhaupt mit dem Menschen gar nicht abgeben, der dich in seinem Innersten doch haßt, verachtet vielleicht.“

„Das glaube ich nicht, Fritz, so sieht er gar nicht aus.“

„Na, jetzt machst du mich aber doch neugierig. Jetzt muß ich ihn mir doch gleich einmal ansehen.“

Der Major verbarg vergebens seine Erregung hinter Scherzen.

„Aber nicht wahr, Fritz, du machst erst ein bißchen Toilette?“

„Natürlich, damit ich mit dem Ausbund von Schönheit konkurrieren kann. Will ich aber gar nicht, Editha.“

Ein Blick traf sie, in dem mehr Weh lag als Zorn.

„Fritz!“ Sie trat auf ihn zu und streichelte seine erhitzten Wangen. „Sei doch kein Kind, beleidige mich nicht.“

„Ich — dich — beleidigen?“

„Ja, du beleidigst mich, mit dem Gedanken beleidigst du mich, den ich auf deiner Stirn lese. Dieser junge Mensch wird ihn auch lesen und seinen Spott damit treiben.“

„Recht hast du, Editha! Er soll nichts darauf lesen — lieber — Aber es ist auch ganz etwas anderes, als du meinst. Verlasse dich darauf, Editha. So einen im Hause haben, neben sich bei Tische, der einem gewissermaßen den Tod aus den Augen sieht — das — das — Aber du kannst ja recht haben, vielleicht denkt er gar nicht so — vielleicht — er könnte ja mein Sohn sein. Ich will's einmal probieren mit ihm. Gib

doch den Johannisberger her — er ist doch einmal ein Waitzen.“ Der Major eilte in das Schloß, den Vetter aufzusuchen.

Editha kramte in Küche und Keller. Eine ungewohnte, nervöse Hast hatte sie ergriffen.

Aber das macht nur diese ewige Grabesruhe, die leiseste Lebensäußerung verursacht dann förmlichen Schmerz. Ganz gut für sie und Fritz — so ein kleines Aufstochern.

— — — — — — — — — — — — — — —

Editha deckte den Tisch. Es machte ihr Freude, daß einmal jemand da war, der ihren Geschmack bewundern konnte. Fritz, der rauhe Weidmann, hatte wenig Sinn dafür.

Liesl ging ihr wacker an die Hand. Nichts war ihr gut genug für den „schönen“ Vetter, wie sie den Leutnant nannte. „Der wenn halt sein Sohn wäre, das wär' was ganz anderes,“ meinte sie. „Warum ist er auch damals nicht auf die Jagd kommen?“

„Das hätte ihn auch nicht zum Sohn gemacht,“ meinte Editha.

„Wer weiß,“ erwiderte die Liesl.

Editha ließ einen kostbaren Römer mit dem Waitzener Wappen fallen.

Von dem Augenblick an sprach sie kein Wort mehr mit der Liesl.

Um ein Uhr ließ sie mit der Glocke das Zeichen geben. Es war ihr dabei ganz seltsam zu Mute. Bis jetzt war nur ein paarmal der Herr von Ratenov ihr Tischgenosse gewesen, sonst aßen sie stets zu zweit seit ihrer Verheiratung.

Sie traute ihren Ohren nicht. Aus dem Nebenzimmer hörte sie das Lachen des Majors, die Stimme des Vetters; und da traten sie schon ein, Arm in Arm, und das Antlitz des Gatten leuchtete förmlich vor Heiterkeit.

„Hier stelle ich dir jetzt unseren hochmütigen Vetter Rolf vor, und dir,“ wandte er sich zu dem jungen Manne, der in der nagelneuen, schmucken Uniform sich gar ritterlich ausnahm, „deine bitterböse, höchst gefährliche Base Editha.“

Der Major schlug eine helle Lache auf.

„So und jetzt wollen wir uns für all das Unrecht, das wir uns gegenseitig angetan, tüchtig rächen! Los die Schwerter!“

Der Major band sich nach alter Sitte die Serviette um und präparierte sich zu ernstlichem Kampfe.

„Ah so, du weißt ja noch gar nicht, wie das sich so rasch gemacht hat,“ begann er dann, die Verwirrung Edithas beobachtend. „Na, kurz gesagt, der Rolf ist derselbe Prachtkerl, wie ich ihn vor zehn Jahren kennen gelernt, und alles übrige ist dummes Weibergeschwätz — und die Editha —“ wandte er sich an den Gast, „na, das wirst du wohl schon selbst herausgebracht haben, daß sie keine so gefährliche Person ist. So, und jetzt reicht euch die Hände zur Versöhnung. Ei, tut das verschämt! Feste! Feste!“

„Von Herzen gern, wenn die gnädige Frau —“ meinte Rolf verlegen.

„Was gnädige Frau — deine Base — hie Rolf, hie Editha! Und jetzt gebt euch einen herzhaften Kuß, wenn schon, denn schon.“

Rolf drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß auf Edithas Hand.

„Herrgott, und das will ein Ulan sein!“ spottete der Major.

Rolf taute rasch auf. Die feindselige Stellung zu „Onkel“ Fritz, welche ihm schon als Kind von seiner Familie förmlich aufgedrängt worden, war ihm längst verhaßt. Was kümmerte ihn das alte Waitzen! Er hatte nicht die geringste Sehnsucht nach dem langweiligen Neste, und er dachte keinen Augenblick daran, seine Zukunft darauf zu bauen.

Jetzt hatte er sich das alles in einer halben Stunde vom Halse geredet und in dem Onkel den besten, ehrlichsten Mann kennen gelernt.

Sein frischer Humor, sein natürliches, harmloses Wesen weckte auch in Editha den Schalk; der alte, reich geschnitzte Speisesaal hatte schon lange nicht mehr so frohes Gelächter gehört.

Rolf und Editha nannten sich du. Oft verwickelten sie sich in ein so angelegentliches Gespräch, daß sie darüber den Hausherrn ganz vergaßen.

Und dieser nahm es gar nicht übel, sondern schmunzelte, seine Cigarre qualmend, dem Sekt tapfer zusprechend, auf die beiden, gerade als ob es seine Kinder wären, an deren jungem Glück er sich weidete..

„Weißt du auch, lieber Rolf,“ begann er plötzlich aus dieser Stimmung heraus, vom Weine ganz erhitzt, „daß ich auf dich schon eifersüchtig war heute?“

Das Paar brach das Gespräch rasch ab. Editha wurde feuerrot.

„Editha fand dich nämlich ‚bildhübsch‘, besonders deine Nase gefiel ihr so gut.“

Die sichtliche Verlegenheit der jungen Leute ergötzte ihn. Zugleich stieg ganz aus der Tiefe ein anderer Gedanke in ihm auf, und die Geister des Weines trieben ihn gewaltsam heraus.

„Weißt du auch, Rolf, was du versäumt hast damals mit dem Fuchsriegeln?“

„Jedenfalls einen lustigen Abend,“ meinte Rolf.

„Langt nicht — langt nicht —“.

„Aber Fritz, wie kannst du nur von der alten Geschichte sprechen?“ versuchte Editha ihn abzulenken, während Rolf aufstand, auf die Uhr sah und tat, als habe er sich längst im Dienst versäumt.

Der Major hielt ihn fest. „Hilft dir alles nichts, du sollst es wissen. Hier, sieh sie dir nur an — die Editha hast du versäumt! Jawohl, für dich hatte ich sie bestimmt.“

Editha schleuderte die Serviette auf den Tisch und stand auf.

„Ach was, Unsinn, was ist denn dabei? Das soll doch kein Geheimnis sein — von mir aus —“

Editha trat hastig an das Fenster.

„Na, jetzt erst recht.“ Der Major stieß mit dem Fuß auf den Boden, sein Gesicht flammte. „An demselben Tage habe ich mich mit ihr verlobt, draußen im Walde auf einem Fuchsriegel, mitten im Schneegestöber; die alte Liesl meinte zwar, ich hätte auf die Glühwürmer warten sollen —“

Jetzt wandte sich Editha; auch Rolf, welcher sich mit seinem Säbelgehänge zu schaffen machte, sah auf. Ihre Blicke trafen sich, ruhten nur eine Sekunde ineinander.

„Na, ’s ist auch so gegangen, nicht wahr, Editha?“ Er streckte ihr seine Rechte entgegen. „Will ich dich denn kränken, wenn ich dem jungen Herrn da ein bißl seine Sünden vorhalte? Wer weiß — ob’s nicht besser — wenn ich bedenke, daß wir drei jetzt ebenso beieinander säßen und uns gern haben könnten —“

„Ich bitte dich, Onkel, über solche Dinge scherzt man nicht.“

Ein Trompetensignal drang zum offenen Fenster herein.

Rolf atmete erleichtert auf.

„Der Dienst ruft, Onkel, du mußt entschuldigen.“

Eine Ordonnanz trat ein, mit einem Schreiben für den Leutnant.

Er öffnete es, war sichtlich unangenehm überrascht.

„Du siehst, Onkel, die Ruhe Waitzens ist mir nicht beschieden. Die Ordre lautet auf sofortigen Aufbruch.“

Der Major war empört. „So eine Verrücktheit, das hat’s zu meiner Zeit denn doch nicht gegeben: ins Quartier! — ’raus aus dem Quartier! Der Teufel kenn’ sich da aus. Und ich hab’ mich so gefreut auf einen gemütlichen Abend mit dir und den Kameraden. Jetzt kann man wieder allein Trübsal blasen.“

„Aber, Onkel, du allein!“ Rolf sagte es in einem seltsam innigen Ton, der dem Major zu einer anderen Zeit vielleicht aufgefallen wäre.

„Nun ja, das ist ja alles gut und recht. Nicht wahr, Editha, du verstehst mich schon! Ein Mann in meinen Jahren möchte wieder einmal unter Männern sein — ordentlich pokulieren. Wir waren ja im besten Zuge.“

Ein zweites Signal mahnte zur Eile. Rolf ergriff die Hand Edithas und zog sie langsam an seine Lippen.

„Wenn es nicht zu weit geht, Vetter Rolf, kannst du Fritz vielleicht die Freude machen, für einen Abend —“

Die Lippen Rolfs blieben länger als notwendig an der kleinen Hand haften. „Ich werde mich zum zweiten Male nicht versäumen, schöne Base,“ flüsterte er mit einer Betonung des „zweiten“, welche Editha die Unvorsichtigkeit des Gatten erst recht empfinden ließ.

Zehn Minuten später ritt die zweite Eskadron unter Leutnant von Waitzens Führung zum Dorfe hinaus.

Der Major hatte sich zum Schlafe zurückgezogen; oben am Turmfenster, aus dem die blau-weißen Fähnchen lustig flatterten, stand Editha und blickte der Staubwolke nach zwischen den Pappeln der Landstraße.

So mußte Fritz, ihr Fritz in seiner Jugend gewesen sein, gerade so.

* * *

Die Manöver spielten sich seit acht Tagen völlig im Waitzener Bezirke ab.

Der Donner der Geschütze mischte sich mit dem Geknatter der Gewehrsalven. Da und dort tauchten blitzende Linien auf im grünen Gelände, und Ordonnanzen flogen hin und her der Landstraße entlang.

Der Major war empört über die Beunruhigung seines Jagdrevieres, obwohl ihn die wiederholte Anwesenheit Rolfs dafür einigermaßen entschädigte.

Er hatte den Jungen rasch liebgewonnen, wie es so seine Art war. Und immer wieder tauchte der Gedanke in ihm auf: wenn er doch dein Sohn wäre; ja, er setzte sich so fest in seinen Kopf, daß er Rolf fast dafür nahm und nicht mehr daran dachte, in ihm den lästigen Erben zu sehen.

Er wunderte sich selbst, daß das Gefühl der Eifersucht, welches ihn damals, als Editha ihm Rolfs Ankunft meldete, fast übermannte, plötzlich völlig verschwunden, einer väterlichen Liebe gewichen war, die er fast gleichmäßig für beide empfand, für Editha und Rolf, so daß er sich den Ausdruck „meine Kinder“ schon ganz angewöhnt hatte.

Einstmals, als er sie beide in der Rosenlaube im Garten sah, da kam ihm völlig klar und deutlich der Gedanke: Wenn sie jetzt Mann und Weib wären und er der glückliche Vater, läge nicht mehr Glück darin für sie, mehr Würde für ihn? Und dabei dasselbe erreicht, ihre Zukunft gesichert und für ihn doch nicht verloren.

Mit Riesenschritten nahte ihm das Alter, unaufhaltsam. Er fühlte es Tag für Tag näher schleichen, und sie entfaltete sich erst, sie hat ihren Sommer noch nicht angetreten.

Warum hat er nicht auf die Glühwürmer gewartet, wie die alte Liesl meinte, dann hätte er es nimmer gewagt.

Das war nur im Winter möglich, im Schneesturm; ganz jung kam er sich damals vor, voll Glut der Empfindung, und jetzt — jetzt schämte er sich förmlich vor Rolf.

Dabei war Editha voll Zärtlichkeit für ihn, sah ihm jeden Wunsch vom Auge ab und verkehrte wie ein harmloses Kind mit Rolf. Der leiseste Verdacht nur erschien ihm wie ein Verbrechen gegen sie.

Nachmittags hatte ein Gewitter die Schwüle des Tages gebrochen, jetzt lag ein heißer Dunst über der Landschaft, in welchem sich die Düfte des feuchten Heues, der verdunstenden Pflanzensäfte dicht über der Erde hielten, ihre Bewohner in einen narkotischen Taumel versetzend.

Der Geruch war um Sonnenuntergang so lästig, daß sich die Gesellschaft aus dem freien Garten unter die Glasterrasse begab, die vor dem Speisesaal lag, um die Bowle auszutrinken, welche dem endgültigen Aufbruch der Ulanen galt.

Es war die Jagdgesellschaft des Majors, auch Herr Ratenov fehlte nicht, dazu Offiziere umliegender Truppen. Editha war die einzige Dame.

Das fortgesetzte Gespräch über Sport und Jagd bildete um sie eine Leere, in welcher sie sich immer wieder mit Rolf wie auf einer Insel im Weltmeer traf.

Er war heute nicht so heiter wie sonst, der Abschied lastete auf ihm. Morgen ging es zurück in die Garnison.

Zwar hatte ihn der Onkel auf die herzlichste Weise aufgefordert, Schloß Waitzen als seine Heimat zu betrachten, aber er wußte sehr wohl, daß er keinen Gebrauch davon machen werde, machen dürfe. Er war kein Jäger; der Onkel Fritz war ein herzensguter Mann, ihm höchst sympathisch, aber was band ihn an ihn, ihre Ideenkreise gingen weit auseinander. Blieb nur Editha.

Und gerade wegen Editha durfte er nicht zurückkehren, wenn er ein Ehrenmann sein wollte — nie mehr! Denn er liebte Editha.

Er liebte sie von dem ersten Anblick an im Stiegenhause, er liebte sie um so glühender, je mehr er sich bewußt wurde, daß er sie aus eigener Schuld verloren.

Noch hatte er sich beherrscht, aber er fühlte, wie ihn das weiße Haar des Gatten, das ihm erst ehrfürchtige Zurückhaltung gebot, von Tag zu Tag mehr reizte. Was hatte der Winter mit dem Frühling zu tun?

Er fühlte, daß auch ihr Bewußtsein erwachte, daß sie ängstlich wurde, gewaltsam förmlich, während in ihrem Inneren das unheilvolle Feuer sich entzündete.

Es war Zeit! höchste Zeit! Das eher zunehmende Vertrauen des Majors verdroß ihn mehr, als es ihm ein Anreiz war.

Jetzt saßen sie sich gegenüber; und mitten unter dem Lärm der Stimmen, dem schal-

lenden Gelächter wurde ihnen alles klar, und sie lasen es sich aus den Augen, daß ihnen alles klar war, und das Trennungsweh überfiel sie wie ein hungriger Wolf.

Herr von Ratenov erzählte eine endlose Fuchsgeschichte, der Major revanchierte sich mit einem Rehbock, unter den Offizieren bildete wieder einmal das Pferd den Mittelpunkt erregter Debatten.

„Fühlst du nicht auch den schweren Duft, der aufsteigt von den Wiesen? Mich betäubt er ganz.“

„In allen Gliedern,“ erwiderte Editha.

„Und da spricht man von luftreinigenden Gewittern, von wohltätiger Entladung. Ich glaube nicht recht daran. Das zittert alles zu lange nach,“ meinte Rolf.

„Und doch, ich weiß nicht — diese Spannung zuvor — es kommt auf die Nerven an — ich finde sie noch unerträglicher.“

„Ja, da hast du recht, das kommt auf die Nerven an.“

„Da sind sie schon wieder bei den Nerven,“ unterbrach der Major das Jagdgespräch. „O, diese moderne Jugend! Jage tüchtig, Rolf, und du fühlst deine Nerven nicht mehr.“

„Ich will sie aber fühlen, lieber Onkel, das ist der ganze Unterschied zwischen uns und euch.“

Ein heftiger Disput erhob sich darüber.

„Der Nerv ist alles: Rasse, Tüchtigkeit, Schönheit. Nur ein nervöses Pferd wird auf dem Rennplatze Erfolg haben,“ meinte ein Kamerad Rolfs.

„Rennplatz zugegeben,“ erwiderte der Major. „Aber das ist doch nicht mehr Natur, das ist schon Verkünstelung, Überkultur. Die Natur verlangt starke Nerven, Nerven, die auch Widerstandskraft haben, die auch Blut sehen können, ohne sich abzuspannen, und ein schönes Weib, ohne unruhig zu werden.“

Editha hatte sich während des Gespräches, von ihrem angeheiterten Gatten nichts Gutes mehr erwartend, mit der Dienerschaft beschäftigt und verstand es, sich unauffällig zu empfehlen, bevor der Major in sein volles, höchst bedenkliches Fahrwasser kam.

Als man jetzt ihre Abwesenheit gewahr wurde, da explodierte das der Hausfrau zuliebe unterdrückte Lachen und ließ der derben Laune freies Spiel.

„Sieh' doch nach Editha,“ forderte der Major plötzlich Rolf auf, „sage ihr, wir seien schon wieder ganz artig.“

Rolf zögerte. Editha werde wohl schlafen gegangen sein.

„Da kennst du sie schlecht, die hält länger aus als ich. Im Garten wird sie halt schwärmen. Sieh' nur nach und bring' sie her, die Ausreißerin.“

Rolf ging in den Garten. Der Sternenhimmel strömte ein sanftes, schattenloses Licht aus, in dem der Duft der feuchten Wiesen und der Blütenbüsche schwebte.

Rolf vermied den Kiesweg und schlich spähend von Busch zu Busch. Er wußte es bestimmt, sie floh ihn, wenn er sie nicht überraschte. Dieses begierige Schleichen erregte ihn immer mehr.

Zwei Leuchtkäfer umgaukelten ihn, er mußte an den guten Rat der alten Liesl denken, den sie dem Major gegeben.

Ein herrliches Weib, diese Editha! Noch nicht einmal ganz aufgeblüht, und schon zum Verblühen verurteilt an der Seite eines Greises.

Wie nur dieser sonst so vortreffliche Mann über diesen wunden Punkt hinwegkam: ein armes Kind — sein Mündel, das ihm sein Freund auf dem Totenbette anvertraut hatte. Wenn es wirklich brutale Nötigung —? Als ob es nicht alle erdenklichen Nötigungen gebe, Dankbarkeit zum Beispiel. Gleichviel, auch das, wenn es wäre, dann würde er sich nicht das geringste Gewissen — Schäme dich! Dein väterlicher Freund, dessen Gast du bist — —

Editha! — Dort saß sie unter dem Jasminbusch, ihr helles Kleid leuchtete aus dem Dunkel.

Rolf stand regungslos, ein Boskett deckte ihn. Er konnte ihr Gesicht nicht unterscheiden, überhaupt keine Gestalt, es war, als ob eine Flocke Wiesennebel hängen geblieben wäre zwischen dem Strauch, der seinen betäubenden Duft herübersendete. Jetzt bewegte sie sich, irgend ein Ton ging von ihr, ein zarter Atem, ein Seufzer vielleicht — —

Rolf horchte gierig darauf. All sein Sein drängte nach dem süßen, weißen Phantom, das jeder Körperlichkeit entkleidet schien.

Jetzt waren es Tränen — ganz deutlich — und jetzt — gar nicht wie aus Men-

schenmunde, wie aus weiter Ferne — sein Name — ja, sein Name war es — Rolf!

Editha! Er rief es nicht, aus ihm heraus gab etwas Antwort.

Sie war aufgesprungen, lauschte. Da trat er vor. Die Reue kam ihm, er sah die Gestalt des Majors vor sich.

„Ich soll dich holen, Editha!" sagte er mit unsicherer Stimme.

„Deshalb riefst du meinen Namen?" Es lag ein Ton in der Frage, der alle seine guten Vorsätze zu Schanden machte.

„Nicht deshalb, ich mußte ihn rufen wie du den meinen eben. Leugne nicht, Editha, er galt ja nicht mir, den Sternen, der Nacht, der tiefsten Verborgenheit. Jetzt, wo ich ihn gehört, gibt es kein Zurück mehr, Editha! Nur eine Frage: Hat dich Liebe bestimmt, meinen Onkel zu heiraten? Sage ja, und ich gehe — für immer."

„Ja!"

„Zum väterlichen Freund, zum Wohltäter? Er überredete dich, zwang dich — nicht mit der Faust —"

„Störe meinen Frieden nicht, Rolf — ich sagte ja — mehr verlange nicht —"

„Friede trieb nicht meinen Namen auf deine Lippen, und eine Lüge kann ihn nicht retten. Ich liebe dich, Editha!"

„Ich beschwöre dich, Rolf —" Editha wollte fliehen.

Rolf vertrat ihr den Weg. „Bei was beschwörst du mich? Bei deiner Schönheit? Bei deiner Jugend? Bei dem Recht eines Greises, der mich hinterlistig um dich betrogen?" Rolf hatte ihre Hand erfaßt.

„Das lügst du! Du selbst, dein Stolz — wärst du damals gekommen —"

„Editha, habe Mitleid — der Gedanke ist tödlich. Was kann die Zeit an unserer Liebe ändern?"

„Die Zeit nicht, aber die Pflicht."

„Deine Pflicht ist, die Liebe zu bewahren, die du ihm geschworen im Schneegestöber, an die rühre ich nicht — die unsere gehört dieser Sommernacht, lasse sie uns unter ihren Blüten begraben, dann zurück zur kalten Pflicht. Siehst du die Käferchen, wie sie den feurigen Kreis um uns ziehen?"

Editha konnte den Blick nicht wenden von den leuchtenden Punkten, die sie umkreisten. Sie fühlte seinen Arm sie umfassen — seinen zitternden Atem. „Bei der Ehre deines Namens —" ächzte sie mühsam.

Die Arme drückten sie immer fester.

„Wenn du mich wirklich liebst, Rolf, habe Erbarmen —"

Da ließ der Druck nach.

Sie erhob sich schwankend.

„Führe mich zu ihm."

Er reichte ihr willenlos den Arm.

„Und jetzt sprich! Jetzt kann ich alles hören. Einmal muß es ja doch sein — und es soll ohne Sünde sein."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Major war ausgelassen heiter, er fühlte sich wie ein Junger so frisch. Das machten die lieben Kameraden, das Heraufbeschwören froher alter Zeiten, die treffliche Bowle, der schöne Sommerabend und noch etwas, was ihm schon seit Wochen das Herz erwärmte und die schlimmsten Sorgen verscheuchte — er hatte auf einmal einen Sohn bekommen! Keinen so kleinen, klebrigen Burschen, für dessen Leben einem jede Stunde angst sein mußte, der das ganze Haus in Aufregung versetzte, ihm Editha raubte, die zärtliche Mutter, nein, einen fejchen fertigen Leutnant, wie er ihn nimmermehr erlebt hätte, einen echten rechten Kameraden — Rolf!

Ja, er war sein Sohn, er fühlte für ihn wie für einen Sohn, ja, gerade heraus, er verlangte sich gar keinen anderen mehr; ein Waitzen war er auch!

Aus war es mit dem auf seinen Tod lauernden Vetter, der ihm immer unheimlich war wie ein in der Ferne lauerndes Unglück. Und wenn er heute die Augen schloß, hinterließ er Waitzen nicht einem verhaßten Erben, dem Feind Edithas, sondern seinem geliebten Rolf, der die Tante auf Händen tragen wird.

Vielleicht wartet er gar nicht so lange mit der Übergabe, wenn Rolf heiratet — und das wird nicht mehr lange währen.

Man war glücklich vom Pferde auf das Weib gekommen, in diesem Kreise lebensvoller Männer kein ungewohnter Übergang. Derbe Anekdoten wechselten mit eigenen Erlebnissen.

Waitzen war nicht prüde, aber auch kein Freund von frivolen Anschauungen. Im großen ganzen war das weibliche Geschlecht

nie seine Schwäche. Jetzt störte ihn geradezu der Ton, der angeschlagen wurde. Diese leichtfertige Schätzung des Weibes beleidigte sein Ohr in den Räumen, die Editha bewohnte. Mehr, sie beunruhigte ihn. Wenn man diesem Völkchen zuhört, gab es überhaupt kein reines Mädchen mehr, von einer treuen Frau gar nicht mehr zu reden.

Doch hörte er immer gespannter zu, gewann er immer mehr Interesse an dem Stoffe.

„Ich behaupte, jedes Weib hat einmal im Leben seine schwache Stunde. Es handelt sich nur darum, daß man so glücklich ist, sie zu erraten,“ behauptete einer der Offiziere.

Da gab es Waitzen einen Stich. Scharfe Erwiderung lag ihm auf der Zunge. Dann fiel sein Blick auf den Platz, den Rolf eingenommen. Wo blieb er denn so lange?

Rasch riß er den Gedanken ab, der plötzlich in ihm sich bildete.

„Laßt doch endlich einmal die Weiber. Das Weidwerk, hurra!“

Er hob das Glas.

Man lachte so sonderbar.

Waitzen reizte dieses Lachen.

Man stieß an.

„Alles zu seiner Zeit, Herr Major,“ meinte der junge Leutnant, der eben den kühnen Ausspruch über das weibliche Geschlecht getan. Die Zunge ging ihm schon schwer. „Ich werde auch noch leidenschaftlicher Jäger, ich verspreche es Ihnen. Alles zu seiner Zeit! Wenn Venus flieht, kommt Diana gezogen —“

Man verwahrte sich gegen seine Behauptung. Man meinte, die beiden Damen kämen der Erfahrung nach vortrefflich miteinander aus, und trank auf das solide Bündnis. Waitzen sprach kein Wort mehr. Rolf kam immer noch nicht. Er benützte den lärmenden Trinkspruch, verließ unbemerkt den Tisch und trat auf die Terrasse.

In drückender Schwüle lag der Garten, kein Blatt bewegte sich.

Er horchte. Kein Tritt, kein Laut. Von der Wiese her wehte schwerer Heuduft. Der Kopf brannte ihm. Dieses verdammte Pokulieren! Was wollte er denn eigentlich? Rolf? Lächerlich! Mehr, niederträchtig. Von so einem Gelbschnabel von Leutnant sich irre machen lassen.

Hat er diese Woche über nur das geringste bemerkt? Waren sie nicht beide offen und ehrlich wie Kinder? Machten sie ihm gegenüber ein Hehl aus ihrer Freundschaft? Keinen Augenblick. Und das ist doch das erste, wenn — — Und Editha! Sein Liebling! Der ihm alles zu danken hatte — ein Herz wie Gold!

Sie hatte ganz recht, daß sie wegblieb, das war doch keine Gesellschaft für sie, keine Gespräche. Das wird sie auch Rolf gesagt haben. Er wird ihr recht gegeben haben und ihr Gesellschaft leisten, einen Bummel mit ihr in dem Garten machen, die schöne Sommernacht genießen.

Schäme dich, Alter! Ja, Alter! Das ist alt, greisenhaft, so eifersüchtig sein.

Er machte eine energische Bewegung und wandte sich wieder dem Eßzimmer zu — da blendete ihn etwas förmlich im Dunkel des Gartens, bei dem großen Fliederbusch. Er sah noch einmal hin. Glühwürmer zogen ihre Kreise, große, lichtsprühende Kreise. Er konnte den Blick nicht davon wenden. Die Worte der alten Liesl fielen ihm ein. Die Stunde der Glühwürmer — —

Da trat er schon die Stufen hinab in den Garten. Erst wollte er rufen, laut rufen nach seiner Frau, nach Rolf. Dann besann er sich eines anderen. Er schwieg und schlich von Busch zu Busch, vermied den Kiesweg und trat auf das Gras. Er war ein vortrefflicher Birscher.

Sonderbar, er empfand jetzt denselben grausamen Reiz im Anschleichen, Ausspähen. Wie er sie erschrecken wird, wenn er plötzlich vor ihnen steht, redete er sich ein, während sein Gesicht vor Eifer brannte. Und auf allen Seiten leuchteten die mystischen Kreise, blitzten die grünschillernden Pünktchen auf. Bald sah er sie zu Tausenden, der ganze Garten schien erfüllt davon.

Horch! Jetzt vernahm er etwas — ein Flüstern — Knistern.

Er hielt den Atem an, nickte mit dem Kopf, schlich wieder vor, drückte sich hinter einen Busch.

Da schritten sie gerade auf ihn zu, Arm in Arm. Sie erschien leidend, ganz ermattet, als ob er sie stütze.

Jetzt blieb er stehen. Sie beugte den Kopf etwas zurück, daß sie der Mondschein

voll traf. Totenbleich war sie; dann legte sie die Hand vor die Augen.

Der Major spähte mit verhaltenem Atem durch die Zweige. Jetzt war es eine seltsame, grausame Lust, er ersehnte fast das Erwartete, Furchtbare — so spannten sich alle seine Nerven.

Rolf blieb stehen, beugte sich vor ihr Antlitz. Seine Augen schimmerten feucht.

Jetzt mußte es kommen.

Seine Flüsterstimme: „Jetzt weißt du alles! Jetzt verurteile, wenn du kannst."

„Das ist es eben, daß ich es nicht kann, nie können werde — das ist die Sünde."

„Du und Sünde! Du, Editha —!"

„Ja, ich —" Editha raffte sich jäh auf. „Ich müßte dich verachten können, hassen, daß du es gewagt —"

„Dir meine Liebe zu gestehen, ohne Verlangen, ohne Begehren, nur um meine Qual zu lindern? Glaubst du, daß er selbst es täte, mich verachten darum, hassen? Wer weiß, was er täte!"

„Ich weiß es! O, ich weiß es!" Editha bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. „Entsetzlich!"

„Beruhige dich, er soll es nie erfahren. Kein Blick soll seine Ruhe stören."

„Deine Flucht wird ihm alles sagen. Er liebt dich ja wie einen Sohn — und du mußt — du kannst nicht mehr — hier —"

„Für so schwach hältst du mich — oder für so feig? Ich bleibe — und wenn ich je mit einem Wort, mit einem Blick — Oder zweifelst du an dir selbst — nach dieser Stunde? Das kann nicht sein, es kommt keine gefahrvollere mehr. Zweifelst du an dir selbst? Sag', Editha? Nur die Wahrheit kann uns noch retten. Zweifelst du an dir selbst — dann — allerdings — dann gäbe es nur eines."

Eine verhängnisvolle Pause trat ein.

„Nein —" kam es dann gepreßt. „Ich habe guten Mut."

„Dann komm!" Rolf nahm ihren Arm. „Wir brauchen vor ihm nicht zu erröten. Vergessen! Begraben!"

Sie schritten dem Hause zu.

Waitzen hielt noch immer wie im Krampf die Zweige des Busches in seiner Faust und blickte dem Paare nach. Ja, wenn vor seinen Augen das Furchtbare sich erfüllt hätte, wenn dieser Jüngling der Leidenschaft unterlegen wäre, wenn Editha vor seinen Augen ihn entehrt hätte, wenn er im gerechten Zorn des beleidigten Gatten vor sie hätte treten können, sie niederschmettern im Angesicht ihrer Schuld — ein Nichts wäre es gewesen gegen diese Qual, die er jetzt litt mit seiner makellos gehaltenen Ehre, im Angesicht des größten Sieges, den je zwei Menschenkinder über sich errungen. Machtlos — machtlos, zu einer ewigen Lüge verurteilt.

O, es war ihm jetzt plötzlich alles so klar — daß sie sich lieben mußten, diese beiden — daß er vor einem Jahre selbst noch nichts anderes gewollt. Daß er eine Torheit, mehr, ein Verbrechen begangen, das nun seine Sühne finden muß. Aber wie? Wie?

Wer weiß, was er täte! — Ich weiß es! O, ich weiß es! Entsetzlich! Und dabei bedeckte sie ihr Antlitz mit den Händen. Welches Bild sie da wohl sah?

Waitzen faßte krampfhaft nach dem Herzen, so schmerzte es ihn.

Er sah auch das Bild. Und das Leben war doch so schön. Er fühlte sich so gesund, so jugendlich. Er hätte noch viele, viele Jahre die Lüge mit ansehen können.

Wenn er es gleich täte? Er griff nervös nach allen seinen Taschen. Nein, so wertlos ist das Leben doch nicht. Diese verhaßten Glühwürmer sollen wenigstens nicht seine Leiche umkreisen.

Lauter Lärm vom Hause her weckte ihn aus seinen Gedanken. Die Gäste brachen auf. Sie dürfen keinen Verdacht schöpfen, um keinen Preis.

Waitzen drückte einen Augenblick beide Hände auf das Antlitz, dann strich er sich den Schnurrbart gerade und ging festen Schrittes der Terrasse zu. Er sah Editha umringt von den ausgelassenen jungen Männern, hörte ihr dröhnendes Gelächter.

„Wo steckt denn der Alte?" rief eine Stimme.

Das Wort verklang nicht mehr, es blieb ihm im Ohre sitzen und bohrte sich schmerzhaft in sein Hirn. Der Alte! Der Alte!

Einen Augenblick faßte ihn die Wut, er fühlte eine wilde Kraft, jede Muskel spannte sich in seinem Körper. Es war ihm, als müsse er mitten hineinspringen und mit der Faust sein Lebensrecht beweisen.

Da traten einige der Herren ins Freie, erblickten und begrüßten ihn lärmend. Eben wollte man eine Streife durch den Garten nach ihm machen.

„Ja, so eine Bowle, Herr Major, die kann einem Jungen an. Den Rolf hat's auch beim Schlafittich. Sehen Sie sich ihn nur einmal an, Herr Major. Bleich wie der Mond —"

Waitzen trat auf diese Worte plötzlich vor Rolf, der eben ein Glas Wasser hinunterstürzte. „Wahrhaftig! Wie du aussiehst! Bist doch sonst ein strammer Trinker."

„Es ist so schwül draußen, Onkel. Ich weiß selber nicht — Oder macht es der starke Heugeruch. Mir schwindelt ganz." Rolf schien wirklich nicht völlig fest auf den Beinen.

„Ja, ja, der starke Heugeruch! Davor muß man sich in acht nehmen, überhaupt vor solchen Sommernächten. Sie verwirren unsere Sinne und legen sich wie Blei um unsere Seele."

Rolf wischte sich mit seinem Batisttuche den Schweiß von der Stirn.

„O Editha —" wandte sich Waitzen in seinem alten jovialen Ton zu seiner Frau. „Da sieh' sie dir einmal an, Rolf, und schäme dich — der kann kein Heugeruch und keine Sommernacht und keine Bowle an. Das nenne ich Jugend! Ja, die Weiber! Die Weiber! Da kommst du gut an. Die halten uns zehnmal aus. Was uns verwirrt, das macht sie erst recht hell. Wo hast du denn gesteckt, Ausreißerin? Glühwürmchen gejagt?" Er nahm sie zärtlich beim Kinn, hob ihr Köpfchen und sah ihr fest in die Augen.

Sie hielt seinen Blick mutig aus, obwohl er sich seltsam veränderte. Als aber seine Finger plötzlich ihren Hals preßten, da griff sie hastig danach. „Fritz! Du tust mir ja weh! Ich war im Garten — unter der Föhre — ich säße wohl noch dort — wenn mich nicht Rolf —"

„Wenn mich nicht Rolf —?"

„— gestört hätte," vollendete Edith mit unsicherem Atem.

„Das mußt du ihm schon verzeihen. Er tat es in meinem Auftrage — der gute Junge! Mein braver, treuer Rolf! Aber jetzt, meine Herren —" Der Major wandte sich zu seinen Gästen, die eher Miene machten, sich wieder zu setzen. „Höchste Zeit. Sie haben morgen Dienst — und es soll nicht heißen, der Major habe Sie verführt. Gute Nacht!"

Rolf besaß nicht die Kraft Edithas, oder fühlte er sich nicht so reines Herzens — er hielt den Blick Waitzens nicht aus und floh vor ihm.

In zehn Minuten war alles still im Schlosse.

Waitzen saß in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch und wühlte in Papieren. Alle Schubladen waren herausgezogen, und ihr Inhalt quoll über.

Es war sichtlich kein Plan in seiner Arbeit. Er stöberte in bestaubten Paketen, nahm hastig einen Brief heraus, um ihn ebenso hastig auf den Boden zu schleudern. Zuletzt blickte er starr auf die Tabelle eines Schußregisters, weitab mit seinen Gedanken.

Ringsum an den Wänden hingen die Jagdtrophäen, auf die er so stolz war. Stattliche Hirschgeweihe, eine Unzahl von Rehgehörnen. Dann und wann schweifte sein Blick darüber hin, als ob er in der Erinnerung neue Kraft suche.

Was war denn geschehen? Etwas, was naturgemäß geschehen mußte. Die Liebe regte sich in Editha. Dafür kann sie doch nichts. Ihre Pflicht ist nur, sich zu beherrschen, seine Ehre zu wahren, ihm die Treue zu halten, ihm, der sie über die Wahrheit hinweggetäuscht, der ein frevelhaftes Spiel getrieben mit ihrem unerfahrenen Herzen — der sie gekauft, an die Kette der Dankbarkeit gelegt.

Hatte er ein Recht auf mehr, auf die Liebe, die jede fremde Wallung ausschließt? Hat er sie verlangt, als er um sie warb? Hat sie solche Liebe versprochen? „Ob Frau, ob Kind, wenn ich dich nur immer lieben darf," sagte sie damals im Schneegestöber. Da lag ja alles darin.

Also freigesprochen — sie! Aber er — Rolf! Den er mit Liebe überhäuft, in dem er seinen Sohn gesehen! Warum floh er nicht zur rechten Zeit, wenn er schon das Unvermeidliche sich nahen fühlte? Warum störte er ihren Frieden? Wenn sie nicht über sich gesiegt — er hätte Schmach und Schande gebracht über sein Haus.

Hatte er also eine Verpflichtung, ihn zu schonen, nicht vielmehr eine andere, als Offizier, als Edelmann — ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Und was dann? Ihn fordern, töten vielleicht? Der Onkel mit dem grauen Haar, der väterliche Freund, der einst das sehnsüchtig gehofft, was er jetzt rächen will.

Soll er dann weiter leben an ihrer Seite, die ihn haßte als den Mörder ihres Geliebten?

Und wenn Rolf ihn tötet? Man kann es ja so einrichten. Das war schon oft da. Dann wäre wenigstens Friede. Für ihn! Und für Rolf? Der ewige Vorwurf, ein verpfuschtes Leben.

Er könnte nicht einmal die Frucht des unnatürlichen Mordes genießen. Editha wäre für immer verloren für ihn. Wenn das seine Rache wäre? Eine kleinliche, häßliche Rache.

Scheidung! Ein erbärmlicher Ausweg! Der Lächerlichkeit preisgegeben — und wieder im Wege! Immer im Wege, wohin er blickte.

Also fort! Freiwillig! Aber wie? Die Leiche des Selbstmörders verschließt ihnen für immer den Weg zu ihrem Glück.

Und haben sie es denn verdient — das Glück? Heute im Garten —? Sie vielleicht — aber er! Liebt er ihn denn noch? Diese Frage kommt nicht in Betracht. Eine andere aber. Wenn schon der Tod der einzige Ausweg ist — ist er nicht leichter, wenn man ihn zum Opfer macht, wenn man für ein verlorenes Leben zwei neue schafft, mehr wohl, eine ganze blühende Folge von Leben? Sieh' ihn dir einmal so an, den Tod, ob er dann nicht an Schrecken verliert!

Man kann ja verunglücken — auf der Jagd. Die Jagd! Sie war ihm seit Jahren einziger Lebensinhalt. Warum begnügte er sich nicht damit? Warum mußte er ein Weib nehmen?

Wenn er wieder zurückkehrte zu ihr, in ihren Genüssen Vergessenheit suchte —

Und Rolf wird wiederkommen, und alle seine guten Vorsätze werden sein wie Rauch, und Editha ist ein Weib, ein junges schönes Weib. Dann kommt die Schmach — und er wird weiter jagen?

Der Tag graute schon. Eine zarte Röte rang sich empor im Ost.

Er stand auf, trat an die Tür des Schlafzimmers nebenan, horchte.

Alles still. Leise öffnete er.

Editha lag in tiefem, ruhigem Schlummer, engelhaft schön. Keine Spur von Schuld lag in diesen reinen Zügen. Und doch träumte sie von ihm!

Wenn er jetzt ihr Vater wäre. „Editha, Rolf wirbt um deine Hand." Wäre das ein Glück! Und das hat er töricht verscherzt.

Er trat näher an das Bett. Die Tränen traten ihm in die Augen. Jetzt war es ihm wirklich, als ob sein Kind vor ihm läge.

Da erwachte sie, fuhr erschreckt auf, sah sich schlaftrunken um.

„Was ist? Fritz? Wo kommst du —? es ist doch noch nicht —"

Waitzen war verwirrt, suchte nach einer Ausrede.

„Ich will auf die Jagd, Editha — vier Uhr —"

„Aber, Fritz, wir haben doch so lange — mir ist der Kopf so schwer. Aber geh' nur, es wird dir gut tun — geh' nur, Fritz —"

Die Augen fielen ihr schon wieder zu.

„Ich bin so müde, so ganz wie tot —"

Er ergriff ihre Hand, küßte sie. „Grüße mir Rolf —"

„Rolf! Ja — ja. Rolf!"

Es kam Waitzen vor, als ob eine leise Röte aufstieg auf ihren Wangen. Es war ihm, als müsse er sie rauh angreifen, ihr das Bild entreißen, das eben jetzt vor ihre Seele trat. Wie ein Kork stieg es herauf in seiner Kehle. Dann schlich er leise aus dem Zimmer, ohne sich nur umzusehen.

Die Sterne erloschen. Es war Birschzeit. Es blieb ihm ja nichts mehr übrig, als auf die Jagd zu gehen. Was sollte sie sonst denken.

Hastig zog er sich um. Dann trat er an den Gewehrschrank, wählte lange.

Es war ihm ja gar nicht um das Schießen — nur Luft — und nicht mehr zurück zu ihr; sonst dachte er nichts.

Endlich nahm er eine kurze Büchsflinte, die schon längst außer Dienst gestellt war, und schob die Patrone hinein.

Der Schreibtisch war noch in Unordnung. Rasch legte er alles zurecht, schloß die Schublade, setzte sich, ergriff die Feder, warf sie

ebenso rasch wieder weg, hängte das Gewehr um und eilte aus dem Zimmer.

Ein strahlender Morgen. Die beängstigende Schwüle der Nacht war einer schaurigen Frische gewichen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Editha erwachte, war das ganze Zimmer mit goldigem Lichte erfüllt. Sie schloß noch einmal in dem traumhaften Wohlgefühle, welches dieses köstliche Bad ihr verursachte, die Augen.

In dieser Stunde ist die Seele jeder holden Verführung zugänglich.

Rolfs Bild umschwebte sie, von jeder Schuld befreit. Es war mehr ein Gefühl als ein geistiges Sehen, ein wohliges Erfülltsein, eine Vollendung ihres ganzen Wesens, eine unbeschreibliche Harmonie.

Indem sie ihren linken Arm lässig ausstreckte, berührte ihre Hand etwas eisig Kaltes. Sie fuhr jäh auf. Es war das Kissen ihr zur Seite. Fritzens Bett lag unberührt, die Decke war noch zugeschlagen.

Sie legte die Hand auf die Stirn. Da fügte sich die ganze Reihe von Tatsachen. In unerbittlicher Ordnung schloß sich eine an die andere.

Er war nicht zur Ruhe gegangen. Und doch stand er an ihrem Bette — im Jagdanzug, drückte ihre Hand. Sie bat ihn selbst noch: „Es wird dir gut tun." Und warum ging er nicht zu Bett nach dem Gelage — gleich auf die Jagd?

Nicht gleich! Sie hörte ihn noch lange nebenan im Zimmer, ein Rauschen von Papier — darüber schlief sie ein. Oder währte das Gelage wirklich so lange? fast bis zum Morgen, daß er es nicht mehr der Mühe wert fand, zur Ruhe zu gehen? Und doch — es war erschrecklich schwül, als sie die Terrasse verließ. O, diese Jagd! — sie war an allem schuld.

An allem? Woran? Die Röte stieg ihr ins Gesicht.

Sie stieg aus dem Bette, ging an die Tür zum Zimmer nebenan, horchte — öffnete sie. Es war leer.

Auf dem Schreibtische lagen noch einige Briefe. Sie hob sie auf. Geschäftsannoncen, eine Jagdeinladung.

Die Feder war noch naß. Seltsam! Schreiben war sonst seine Leidenschaft nicht — nach so einem Gelage — vor der Jagd — Unwillkürlich trat sie an den Gewehrschrank. Sie sah sofort die Lücke. Er war wirklich auf der Jagd.

Das beruhigte sie förmlich. Sie wußte selbst nicht, warum ihr auf einmal so bange war. Als ob sie sich schuldig — schuldig —? Im Gegenteil! Sie konnte mit Stolz auf „gestern" blicken.

Es war doch ein harter Kampf. Jetzt, nachdem er ausgekämpft, fühlte sie das so recht. Er war ausgekämpft — für immer. Jetzt war sie gefeit gegen jede Versuchung. Rolf kann getrost wiederkommen.

Eine rechte Torheit war's von ihm, mehr, eine Gewissenlosigkeit, sie so zu beunruhigen. Liebe? Als ob man sich nicht ohne Schuld, ohne dieses Erzittern und Erröten, ohne diesen entsetzlichen Gefühlskrampf herzlich gut sein könnte! Immer diese Liebe! Sie war ja so glücklich, so zufrieden, bis er kam — bis gestern noch.

Mein Gott, wenn Fritz eine Ahnung davon hätte — es wäre fürchterlich. Und wie leicht hätte er sie überraschen können im Garten. Er suchte sie ja. Er kam nach ihnen zurück zu der Gesellschaft.

Editha eilte an das Fenster. Ein neues plötzliches Angstgefühl überkam sie. Wenn er wirklich etwas gemerkt, sie belauscht hätte ...

Sie rief sich sein Kommen aus dem Garten zurück — jedes Wort, jeden Blick. Nichts Verdächtiges. Er war heiter, gütig, herzlich wie immer.

Alberne Gedanken! Weil er nicht zu Bett gegangen — auf der Jagd? Als ob er das nicht oft —

Da ging der Förster über den Hof, auffallend eilig, wie es schien.

Sie öffnete das Fenster, rief seinen Namen. Er erschrak.

„Sind Sie mit meinem Mann gegangen?" fragte sie.

„Der Herr Major ist doch schon zu Haus?" fragte der Förster.

„Warum soll er denn schon zu Hause sein?"

„Ich meinte bloß — weil vor einer Stunde ein Schuß gefallen, gegen den Föhrenschlag zu."

„Ein Schuß? Sie glauben, daß der Major geschossen?"

„Sicher der Herr Major. Es darf sonst niemand schießen in der Gegend. Da dachte ich, er müsse schon zu Hause sein. Entschuldigen, gnädige Frau.“

Er wollte weitergehen.

Editha hielt ihn zurück. Sie konnte sich einer steigenden Beängstigung nicht erwehren.

„Wäre es nicht besser, Sie — Sie gingen ihm entgegen — gegen den Föhrenschlag? Wenn er etwas geschossen hätte — er soll nicht so schwer tragen.“

„Wenn er etwas geschossen hätte, wäre er wohl längst zu Hause, gnädige Frau,“ lautete die Antwort. „Aber ich kann schon nachsehen.“

„Ja, sehen Sie nach. Sofort! Ich bitte Sie darum.“

Editha mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, der am Fenster stand.

Warum denn nur diese Angst? Er kam ja oft noch später. Weil ein Schuß gefallen? Als ob das so etwas Besonderes —

Und doch wunderte sich der Förster auch, daß sein Herr noch nicht zu Hause war.

Um acht Uhr mußte Rolf fort mit seiner Eskadron. Fritz wollte ihn zu Pferd ein Stück weit begleiten.

Die Uhr zeigt schon halb acht.

Es klopfte leise. Die alte Liesl. Editha fuhr erschreckt auf. Sie konnte dieses lautlose Schleichen nicht ertragen und dieses ewig erstaunte Gesicht.

„Was willst du denn schon wieder?“ fragte sie ärgerlich.

„Schon wieder? Ich hab' gnädige Frau heut' noch gar nicht —“

„Schon gut — schon gut. Also —“

„Der Herr Vetter sitzt schon beim Frühstück, um acht Uhr muß er fort. Da dacht' ich, der Herr Major möchte ihm vielleicht doch adieu sagen.“

„Der Herr Major ist noch nicht zurück von der Jagd.“

„Auf der Jagd, der Herr Major? Nach der Nacht? Wenn nur der Herr Major sich nicht zu viel — Ich sag's nur — in den Jahren —“

„Der Herr Major weiß selber, was er zu tun hat. Melde Herrn von Waitzen, daß mein Mann noch nicht zurück.“

„Und gnädige Frau? Ganz ohne Abschied werden Sie doch den lieben Herrn nicht — — Er hat schon lang nach Ihnen gefragt, ob Ihnen die Bowle gut bekommen. O, das tät ihn gewiß kränken.“

Editha hatte sich dem Fenster zugewendet und spielte ungeduldig mit den Spitzen ihres Morgenkleides.

„Du schwätzt zu viel, Liesl — geh'! Geh'! Ich werde schon kommen. Geh' doch!“

Sie wandte sich zornig um und stampfte mit dem Fuße.

Liesl machte eine demütige Verbeugung, zu der ein gewisser spöttischer Zug in ihrem Antlitz nicht paßte, und entfernte sich ebenso lautlos, wie sie gekommen.

Und mit dieser lästigen Aufpasserin sollte sie weiterleben? Oder schlimmeres wie lästige Aufpasserin — gefällige Kupplerin! Oft schien es ihr so.

Was nun tun? Zu Rolf an den Frühstückstisch — oder ihn ohne Abschied ziehen lassen? Dann wird er glauben, sie fürchtet sich — oder gar die Scham —? Und dazu hatte sie keinen Grund — gewiß nicht. Oder sollte sie warten, bis doch Fritz heimkam? Er mußte ja jeden Augenblick kommen.

Ob es ihm nicht auffallen mußte, wenn sie Rolf so lange allein —?

Da war sie schon über sie gekommen, diese Unsicherheit, die nur die Schuld verleiht. Fort damit! Natürlich geblieben! Was hätte sie getan, wenn kein Gestern gewesen wäre? Sie säße schon längst neben Rolf beim Frühstück. Also! Aber rasch!

Sie flog förmlich die Treppe hinab, so daß sie erst Atem holen mußte, ehe sie in das Frühstückszimmer trat.

Rolf saß darin in Uniform. Sein derb gesundes Aussehen, die brennende Cigarre in seiner Hand, deren Duft bereits den ganzen Raum erfüllte, sein völlig sicheres Entgegenkommen, wie er ihr die Hand küßte — das alles verdroß sie und beruhigte sie zugleich.

„Und der Onkel? Kater natürlich?“ fragte Rolf.

„Da kennst du ihn schlecht. Er ist auf der Pirsch. Ich erwarte ihn jeden Augenblick.“

„Donnerwetter! Es war ja schon zwei Uhr.“

„Und um drei Uhr ging er. Ja, die Jagd erhält jung.“

„Ja, das ist wirklich wahr," meinte Rolf.

Editha machte sich mit dem Kaffeeeinschenken zu schaffen.

Eine kurze Pause im Gespräch entstand.

Rolf reichte Editha den Zucker. Ihre Blicke trafen sich. Editha fühlte das Blut in ihre Wangen steigen.

„Also um neun Uhr ist Aufbruch?"

„Um neun Uhr," wiederholte Rolf.

Wieder stockte das Gespräch.

„Entsetzlich, dieses Garnisonleben. Die reine Wüste."

Editha atmete schwer auf und drückte das Taschentuch an die Stirn. Ganz bleich war sie geworden.

„Was ist dir, Editha?" fragte Rolf beherzter.

„Nichts! Fritz bleibt so lange aus."

„Aber Kind — auf der Jagd —"

„Ein Schuß ist gefallen. Der Förster — horch?" Editha sprang auf und horchte gespannt. „Nein. Ich glaubte Tritte —"

„Jetzt machst du mir wirklich selber bange," meinte Rolf.

„Nicht wahr? Als ob etwas in der Luft läge — irgend ein — Jetzt kommt wer —" Editha eilte an das Fenster.

Rolf folgte ihr.

„Sieh' doch, was haben die zusammen —"

Ein Knecht lief eben den Ställen zu. Ein Soldat trat heraus. Sie sprachen lebhaft miteinander. Der Knecht eilte weiter.

„Gott, die Leute —" beruhigte Rolf.

Ein Trompetensignal ertönte.

„Da hörst du's ja. Abmarsch! Erstes Zeichen."

„Nein, das ist es nicht. Ich bitte dich, Rolf. Da läuft schon wieder einer. Irgend etwas geht vor. Ich bitte dich —"

„Aber was soll denn vorgehen, Editha?" Rolf ergriff beschwichtigend ihre Hand. „Du bist wirklich krank."

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, der Kopf der alten Liesl erschien.

Editha zuckte zusammen. Das Gesicht erschien ihr ganz verzerrt, drohend fast.

„Der Herr Leutnant möchte einen Augenblick —"

Er mußte gewaltsam seine Hand aus der ihrigen befreien, die ihn krampfhaft festhielt. „Eine Ordonnanz, Editha, weiter nichts. Ich komme gleich wieder." Er ging hinaus.

Die Liesl blieb unter der Tür stehen. „Es ist gar keine Ordonnanz — der Förster —"

Editha fühlte das Zimmer sich drehen. Sie mußte sich an eine Stuhllehne festhalten und schloß unwillkürlich die Augen, um sich vor Schwindel zu wahren.

Als sie wieder aufsah, war die Liesl verschwunden, und ein unbestimmtes Geräusch drang zu der geöffneten Tür herein.

Da raffte sie sich auf und eilte hinaus auf den Flur, auf die Terrasse. Hier kam ihr Rolf entgegen. Sie erschraken beide aneinander.

Editha stockte der Atem. „Tot?"

Rolf schwieg und senkte das Haupt.

Es war nur ein kurzer, rauher Aufschrei, der sich ihr entrang, ein jähes Zusammenzucken und eine graue Blässe, die über ihr Gesicht zog, sonst blieb sie aufrecht.

„Führe mich zu ihm — wenn du den Mut hast."

Da warf er den Kopf auf.

„Ja, den Mut, Rolf —"

„Den habe ich — komm!" Er bot ihr den Arm.

Wenige Schritte davon stand der Förster. Seine stumme Trauer, dieses gebeugte Haupt, diese schmerzlich eingezogenen Schultern lösten erst in Editha den lauten Schmerz. Sie brach in lautes Schluchzen aus, hängte sich förmlich an den Alten.

„Wie ist's denn geschehen? Ich will alles hören, Dörmann. Tot — gib Antwort — tot gefunden?"

Der Förster nickte mit dem Kopfe. „Im Föhrenschlag. Ich habe mich nicht getäuscht." Seine Stimme zitterte noch vor Entsetzen.

„Und was glaubst du? Ein Unglück — ein böser Zufall — oder ein Verbrechen?"

„Von einem Verbrechen kann keine Rede sein. Es ist nur ein Schuß gefallen, die Büchse ist frisch abgeschossen."

„Also — böser Zufall! Er hat sich selbst — aus Unvorsichtigkeit natürlich —"

„Hm!"

Der Förster suchte mit dem Blick den Boden.

„Wird wohl so sein. Aber was er in dem Dickicht gewollt hat, das versteh' ich nicht. Die Hähne gespannt! So ein vorsichtiger Herr."

Der Förster schüttelte das Haupt, die hellen Tränen liefen ihm in den grauen Bart.

„Wie denkst du dir denn das, Rolf?" fragte Editha, nach Fassung ringend, ohne ihn anzusehen.

„Er wird wohl eine Fährte verfolgt — oder —"

„Eine Fährte? In einem Dickicht, in dem Sie nicht den Boden sehen?" fragte ungläubig der Förster.

„Du sagtest oder, Rolf. Oder?" fragte hastig Editha weiter.

„Oder sich anzubirschen, einen Weg abzukürzen. Mein Gott, es ist ja so viel möglich — wenn das Unglück will —"

„Führen Sie mich zu ihm — ich muß zu ihm," erklärte Editha mit plötzlicher Energie.

„Wär's nicht besser, gnädige Frau — es ist kein Anblick für eine Dame," wandte der Förster ein.

„Ich bin seine Frau, Dörmann — führen Sie mich zu ihm."

„Wenn Sie es befehlen —"

„Editha, ich beschwöre dich — du — du überschätzt deine Kraft. Du wirst das Bild in deinem Leben nicht mehr —"

„Vergessen, meinst du? Ich will es auch nicht vergessen. Kommen Sie, Dörmann."

Rolf wollte sie stützen. Sie wehrte ihm.

„O, ich kann schon allein —"

Die Leiche des Majors war, zuwider den gerichtlichen Vorschriften, auf Befehl Dörmanns in das Försterhaus gebracht worden.

Dörmann hatte sie nur mit Hilfe seines Hundes im dichtesten Teil einer Fichtenjugend gefunden. Aus der Lage des Gewehres, dessen Riemen sich in den Zweigen einer jungen Fichte verwickelt, war wohl ein Unglücksfall anzunehmen, nur war völlig unerklärlich, zu welchem Zweck sich ein so erfahrener Jäger, der jeden Weg und Steg im Revier kannte, in eine solch unwegsame Dickung begab. Außerdem waren es noch verschiedene andere Umstände, welche den alten Praktiker Dörmann bedenklich machten. Wie der Riemen um den Zweig sich schlang, die Fußspuren, die ebenso plötzlich wie sinnlos vom Schlage abbogen — Lieber wollte er mit der Behörde in Konflikt kommen, als daß auch nur ein Schatten des grauenhaften Verdachtes, den er sorgfältig in seinem Innersten barg, auf seinen geliebten Herrn fiel.

Die Leiche lag im Dienstzimmer auf einer rasch mit Holzböcken errichteten Bahre. Tannreis bedeckte den Leib bis über die Schußwunde.

Der Förster eilte voraus, die auf die rasch verbreitete Kunde herbeigeeilten Leute der Dienerschaft und aus dem Dorfe zu entfernen.

Kaum war es ihm gelungen, erschien Editha. Sie blieb unter der Tür stehen, die Hände wie zum Gebet gefaltet, die Züge hart wie aus Marmor, den Blick fest auf den Toten gerichtet.

Das Antlitz war nicht im geringsten entstellt, es erschien eher jünger, jede Falte schien geglättet. Die aufgedunsenen Züge erschienen jetzt in der keuschen Bläße des Todes edler als im Leben. Ein sanftes, ironisches Lächeln zog sich um den Mund.

Plötzlich wie von einem zwingenden Gedanken erfaßt, sank Editha vor dem Toten auf die Knie, wühlte mit nervösem Griffe die Hand aus dem Tannreis, drückte die Lippen darauf, in ein leises Wimmern ausbrechend.

„Fritz! Fritz! Warum hast du mir das getan? Fritz! Nur einmal noch sieh' mich an. Fritz!"

Sie schrie es laut, mit einer zornigen Kraft, sich über das Totenantlitz beugend. Dabei verschob sich die schützende Zweigdecke, die furchtbare Todeswunde erschien, der zerfetzte, blutüberströmte Rock — da taumelte sie von einem unüberwindlichen Grauen gepackt zurück in die Arme Rolfs.

Der junge Mann fühlte ihr innerliches Sträuben.

„Wir haben ihn ja beide verloren, Editha."

Diese Worte brachten ihr erst wieder die Lage in Erinnerung.

Gestern um diese Zeit hätte sie sich an gleicher Stelle ohne Bedenken an die Brust des Freundes geworfen.

Und es soll sein wie gestern — es muß sein wie gestern, wenn sie diesem Toten noch ins Antlitz schauen will.

So blieb sie regungslos in den Armen Rolfs.

Der Förster hatte sich zurückgezogen. Sie waren allein bei dem Toten, und es war eine Frage, die sie beide an ihn richteten. Das starre Antlitz gab keine Antwort darauf.

Immer stürmischer stieg sie herauf die Frage in den Herzen beider, bis sie sich auf Edithas Lippe drängte.

„Glaubst du an ein Unglück, Rolf?“ flüsterte sie.

„Ich muß daran glauben.“

„Du möchtest und — kannst nicht. Sei ehrlich vor diesem Toten.“

„Und wenn dieser Tote selbst den Glauben verlangte — an ein Unglück.“

„Um einem schlimmeren auszuweichen — So meinst du doch, Rolf?“

„Um mehr noch, Editha, um viel mehr.“ Rolf flüsterte es nur ganz leise. „Wenn er als Opfer gefallen wäre — für uns —“

Editha schauerte zusammen.

„Was dann?“ fragte sie mit starrem Blick auf den Toten.

„Dann wäre es unsere Pflicht, dafür zu sorgen —“

„Zu sühnen wäre dann unsere einzige Pflicht — unsere einzige Pflicht.“

Editha warf sich auf die Knie und barg das Haupt in das duftende Tannengezweig auf der Brust des Toten.

Ein Trompetensignal tönte schrill in die feierliche Stille des Raumes. Aufbruchszeichen für die Eskadron.

„Ich muß fort, Editha. Der Dienst ist unerbittlich. Morgen bin ich wieder da. Leb' wohl, Editha!“

Sie rührte sich nicht.

„Editha, leb' wohl! Hörst du mich nicht? So höre ihn. Er wird nicht schweigen in uns, bis sich der Wille erfüllt, der ihn in den Tod getrieben.“

Editha hob ihr Haupt nicht. Es war ihr, als werde der Druck ihrer Hand von dem Toten leise erwidert. Glaube ihm nicht, dem Verführer! Bleibe bei mir!

Wieder tönte die Trompete. Eine lustige Weise — der rhythmische Tritt von Pferdehufen — Waffengerassel — ein gellendes Kommando, aus dem sie noch Rolfs Stimme heraushörte — ein ferner, ferner Klang, den sie nicht mehr zu deuten wußte — dann schwanden ihr die Sinne.

Die Gerichtskommission kam. Der Förster mußte wohl oder übel stören.

Er fand seine Herrin besinnungslos, das Haupt in das blutige Tannreis gebettet.

— — — — — — — — — — — — — —

Schloß Waitzen war zum Lazarett umgewandelt. Sein neuer Herr, welcher drei Wochen nach dem Begräbnis des Majors mit seiner Eskadron nach Frankreich marschiert, hatte dazu den Auftrag gegeben.

Unter diesen Umständen hatte Editha es für ihre Pflicht angesehen, zu bleiben. Es gab keine bessere Gelegenheit zu sühnen, wenn zu sühnen war, über die Zeit bitteren Vorwurfes und Grames hinwegzukommen.

Seltsamerweise verstand sie sich jetzt vortrefflich mit der Liesl, die ihr mit männlicher Tatkraft zur Seite stand.

Jetzt schlich Liesl nicht mehr, sondern trat ganz fest auf, und anstatt einer ständigen Mahnerin, wie Editha erwartet, war aus ihr eher eine beratende Freundin geworden.

Das war so gekommen. Editha wollte nach dem Begräbnis ihres Gatten sofort Waitzen verlassen. Sie hatte sich bereits nach einer passenden Stellung umgesehen. Jedoch die Ereignisse gingen über ihre Kraft, die geheimen Vorwürfe, die furchtbare Überzeugung, welche sich in ihr festgesetzt, daß ihr Gatte freiwillig aus dem Leben geschieden, daß die Begegnung mit Rolf im Parke, von ihm beobachtet, der einzige Grund sein könne, zehrte an ihrer Gesundheit.

Vier Wochen lag sie auf den Tod, ohne für das, was um sie her vorging, ein Verständnis zu haben. Liesl war ihre Pflegerin.

Die Fieberphantasien der Kranken enthüllten der Alten die ganze Wirrnis ihrer geängstigten Seele.

Liesl war trotz ihrer treuen Gesinnung gegen den Major von Anfang an empört über seine Heirat — hatte sie sich doch im Laufe der Jahrzehnte in den Gedanken hineingelebt, ihrem Herrn eine Frau zu ersetzen — gerade ihre ehrliche Natur lehnte sich dagegen auf. Das war in ihren Augen ein garstiger Betrug, welchen sie ihrem Herrn nicht zugetraut hätte. So beobachtete sie mit Argusaugen die junge Ehe und ärgerte sich fast über die tadellose Treue der jungen Frau. Ein bißl Angst um sie hätte sie dem Major wohl gern gegönnt.

Dann kam der junge Herr ins Haus — Rolf! Ein sündhaftes Kuppelgelüste überkam sie, dessen sie sich selbst oft schämte.

Sie wurde noch wachsamer, und der Erfolg blieb nicht aus. Die geheime Neigung

der beiden blieb ihr kein Geheimnis. Damit erwachte aber sofort wieder die Liebe zu ihrem Herrn und die Besorgnis eines schlimmen Ausganges. Mit der Schadenfreude war es zu Ende, so wurde sie zur lästigen Aufpasserin, die an allen Türen horchte, zur Unzeit dazwischen trat.

Da kam der verhängnisvolle Abend. Sie wußte nichts von dem, was sich im Parke ereignet, aber das Benehmen des Majors fiel ihr auf, als er sich zur Ruhe begab. Sie beobachtete ihn scharf. Etwas war nicht geheuer. Er sperrte sein Zimmer hinter sich ab. Sie horchte lange an der Tür. Er ging hastigen Schrittes auf und ab, wohl eine halbe Stunde lang, dann raschelte er auf dem Schreibtisch herum. Das war sonst nicht seine Art. Sie ging zur gnädigen Frau, nach ihren letzten Befehlen zu fragen.

Die lag halb angekleidet mit verweinten Augen — das sah sie deutlich — auf der Chaiselongue und fuhr erschreckt auf, als sie eintrat. Keine Frage nach ihrem Gatten, wo er so lange blieb. Sie fertigte sie kurz ab, sichtlich erregt.

Um drei Uhr Morgens hörte sie den Major die Stiege hinabgehen, sichtlich bemüht, kein Geräusch zu machen.

Am Morgen kam die entsetzliche Kunde.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Herr den Tod freiwillig gesucht habe. Der Bericht des Försters, die Aufnahme des Tatbestandes ergänzten diese Überzeugung nur dahin, daß der Unglückliche sich alle Mühe gegeben, seinen freiwilligen Tod als Unglücksfall erscheinen zu lassen.

Der Grund war klar, und es war ihr eine Genugtuung, daran so fest glauben zu können. Er wollte Editha und Rolf nicht im Tode noch im Wege stehen. Selbstmord hätte sie für immer getrennt — ein Unglücksfall gab sie frei.

Jetzt wußte sie, was sie einzig zu tun hatte. Ihr guter Herr durfte sich nicht umsonst geopfert haben, wenn er Ruhe haben sollte in seinem Grabe.

Ein mütterliches Gefühl erwachte in ihr für die Kranke.

Als Editha wieder klar denken konnte, da lockte sie ihr das alles als klares Geständnis auf ihre Lippen, was sie im Fieber verworren gesprochen, und ihre derbe Art des Zuspruches und Rates, ihr drolliger Eifer, mit dem sie alle Bedenken auf die Seite zu räumen bestrebt war, die sich in Editha angehäuft, tat Wunder.

Editha genas an Körper und Seele. Die Arbeit im Lazarett tat das übrige. Dieses männliche Zugreifen, dieses Umgebensein von menschlichem Leid, von heroischem Mut und verzweifeltem Verzagen, dieses Schmerzenstillen und köstliche Dankernten war am besten angetan, in ihrem Innern das völlige Gleichgewicht wiederherzustellen.

Das Leben erschien ihr von einer neuen kraftvollen Seite. Sie hatte kein Recht, darauf Verzicht zu leisten. Es rief förmlich nach ihr, und mit diesem starken Sich-Fühlen erwachte von neuem die Erinnerung an Rolf, die Liebe, mit der sie so tapfer gerungen hatte.

Liesl erhielt jede Woche ein Schreiben von Rolf, in dem er sich nach dem Lazarett erkundigte, neue Anordnungen traf, nie vergaß, den Namen Editha einzuflechten. Und Liesl versäumte es nie, der jungen Herrin den Brief vorzulesen.

Die Schlacht von Sedan war geschlagen, siegreich drangen die deutschen Truppen gegen Paris vor, Rolf von Waitzen mit seiner Eskadron immer voran.

Und wie Editha ihr neuer Beruf reinigte und stärkte, zu neuem Leben rief, so ihn der wilde Taumel des Sieges, die lodernde Flamme der Begeisterung, die aus jedem Streiter einen Helden machte.

Der Widerschein davon durchleuchtete sogar seine Briefe an die alte Liesl, und die Fragen nach Editha nahmen eine immer größere Breite an, richteten sich immer mehr an diese selbst.

Der letzte Brief war vor zehn Tagen gekommen. Da stand etwas darin, was Editha mächtig bewegte:

„Wir sind in unaufhaltsamen Anmarsch auf Paris. Wenn das der Major erlebt hätte! Übrigens ist es mir gerade so, als **wenn** er es wirklich mit erlebte; er ist immer um mich bei Tag und Nacht, auf dem Marsche wie im Feldlager. Wir waren nie bessere Freunde, und oft sprechen wir zusammen von Editha. Nur Gutes natürlich. Gestern nacht — ich lag in strömendem Regen in einem Rübenacker, nicht einmal ein Feuer

konnten wir erhalten — da kam er geradeswegs von seinem geliebten Waitzen und erzählte mir alles, was dort vorgeht. Editha ist der reinste Engel; wenn du ihr nicht mit einem ganzen Himmel lohnst, hast du es mit mir zu tun. Nun, wir wollen sehen, was zu machen ist, wenn es Gottes Wille ist, und der alten Liesl soll auch ein warmes Plätzchen in dem Himmel nicht fehlen: — hat er sich denn bei euch nicht sehen lassen, der gute Onkel? Oder habt ihr kein Auge dafür? Oder geht es zu lärmend zu im Schloß? Das lieben sie nicht, die Geister. Hier am stillen Wachtfeuer oder beim Reiten durch die rabenschwarze Nacht ist das anders. Sage Editha, sie soll nur einmal ganz im stillen horchen, bei geschlossenen Augen — oder ganz im Dunkeln, dann wird sie hören und sehen. Wir hier im Felde sehen alle Geister — die Pforte des Jenseits ist uns eben doch näher gerückt."

Liesl ließ den Brief, dessen Inhalt gewiß nicht ihr galt — wer schreibt denn solche Sachen an eine alte unwissende Frau —, wohlweislich im Zimmer Edithas liegen und hatte die Genugtuung, ihn eine Stunde darauf nicht mehr zu finden.

Zehn volle Tage waren vergangen, seit Editha den Brief, den sie gierig gelesen, zu sich gesteckt. So lange hatte er noch nie auf ein Schreiben warten lassen.

Und der Kampf entbrannte immer heißer im Herzen Frankreichs. Das Schloß war bis unter das Dach angefüllt mit Verwundeten. Trotzdem war für heute abend die Ankunft eines weiteren Transportes angezeigt.

Editha hatte den Brief unzählige Male gelesen. Wenn man das mitlas, was zwischen den Zeilen stand, wurde man den ganzen Tag nicht fertig damit.

Sie hatte auch schon ganz im stillen gehorcht und die Augen geschlossen, aber es pochte und hämmerte allzu mächtig in ihrem Inneren, als daß sie etwas hätte hören oder sehen können; und doch war die Pforte des Jenseits, von der er geschrieben, ihr auch ziemlich nahe gerückt. Es verging kein Tag, daß nicht einer ihrer Pfleglinge diese Pforte unter ihren Augen betrat, und nie verfehlte sie dabei einen neugierigen Blick mit einzuschmuggeln, aber es half nichts. Das Leben war zu laut in ihr, um sie, und der Brief in ihrem Mieder mit den lieben Schriftzügen ließ erst recht keine Geisterstimme aufkommen. Das verdroß sie ganz. Sie, ein Weib, sollte eher empfänglich dafür sein als ein Mann, ein rauher Krieger, der tagelang nicht aus dem Sattel kam.

Den ganzen Tag über hatte sie sich den Verdruß darüber herausgearbeitet. Jetzt war die Herbstnacht eingefallen, jeden Augenblick konnte der neue Transport kommen, dann folgte eine unruhige Nacht.

Da drängte es sie hinaus ins Freie. Vielleicht war jetzt die rechte Geisterstunde.

Der Mond zog herauf zwischen den roten Buchen. Der kräftige Geruch des Herbstes stieg auf aus den Büschen ringsum.

Editha suchte die verborgensten Plätze auf. Keiner war der rechte. Hier störte sie das grelle Mondeslicht, dort die erleuchteten Fenster im Krankensaal, die sie immer wieder ablenkten.

Plötzlich stand sie vor der Bank unter den Föhren. Sie hatte sie sorgfältig gemieden seit dem verhängnisvollen Abend; und auch jetzt empfand sie wieder die alten Schauer. Aber die suchte sie ja gerade; nur in Schauern berührt uns das Überirdische.

Sie setzte sich und schloß die Augen. Feurige Punkte wie Glühwürmer tanzten vor ihr auf und ab.

Die Erinnerung kam. Die Sommernacht senkte sich auf sie herab.

„Editha!" Rolf trat auf sie zu. Er begann wieder seine sündhafte Werbung. Sie wies ihn wieder entschlossen ab.

„Wenn du mich wirklich liebst, Rolf, habe Erbarmen! Und jetzt sprich, jetzt kann ich alles hören. Einmal muß es ja doch sein — und es soll ohne Sünde sein." Dann öffnete er jede Falte seiner Seele, sein eigenes tapferes Ringen mit seiner Leidenschaft. „Jetzt verurteile, wenn du kannst." — „Das ist es eben, daß ich nicht kann, nie können werde. Das ist die Sünde! Ich müßte verachten können — hassen — daß du es gewagt —" — „Glaubst du, daß er selbst es täte, mich verachten, hassen? Wer weiß, was er täte?" — „Ich weiß es — ich weiß es, was er täte."

Jedes Wort kam wieder, das damals fiel. Dann seine letzte Frage. „Zweifelst du

an dir selbst? Sag', Editha? Dann allerdings — dann gäbe es nur eines."

„Nein," antwortete sie. Wo war da eine Schuld? Und wenn er wirklich hinter den Büschen verborgen alles gehört.

„Fritz! Wo liegt da eine Schuld?" stellte sie jetzt laut die Frage in die Nacht hinaus. „Warum gingst du ohne eine Frage an mich? Ohne mich zu hören? Berühre nur leise meine Seele, wenn du eine Schuld an ihr findest."

Das Rollen eines schweren Fuhrwerkes klang durch die Nacht vom Schlosse her. Lichter schwankten, verworrene Stimmen wurden laut. Der Verwundetentransport war wohl angekommen.

Sie hatte nicht die Kraft und nicht den Willen, sich zu erheben, so süß war dieses Versinken in sich selber.

„Ja, ich liebe ihn, Fritz, ich mache kein Geheimnis daraus. Du hast ihn ja auch geliebt. Du hast mich sogar bestimmt für ihn. Aber jetzt fließt dein Blut zwischen mir und ihm. Soll es ewig fließen, Fritz? Gib mir nur ein leises Zeichen, wie du ihm gegeben am erloschenen Wachtfeuer."

Ein leises Knistern und Flüstern ging durch das dürre Laub. Es formte sich immer mehr zu Worten in ihren Ohren, denen sie gierig lauschte.

Sei kein Kind — die Toten zürnen nicht. Sie sehen die Wahrheit und zürnen nicht. Folge ihm nur, Editha.

Da stockte ihr der Atem. Ein kaltes Rieseln ging durch ihre Adern.

Jetzt rief's wirklich „Editha!" Ein dunkler Schatten löste sich vor ihr von der Wiese.

„Fritz! Ich fürchte mich!"

„Editha!"

Da sank sie auf die Bank zurück, die Arme abwehrend vorgestreckt.

„Ich bin's! Rolf!" Ein Arm umfing sie, warmer Atem umspielte ihr Antlitz. Die Todesschauer flohen, glühendes Leben hielt sie umfangen.

„Rolf! Mein Rolf!"

Sie klammerte sich fest an ihn, ein erlösendes Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Die Gewalt des Wiedersehens stillte jeden Zweifel.

Sie stellte keine Frage mehr, nicht an sich, nicht an den Toten, das ewige Gesetz der Liebe flammte vor ihr in klarer eherner Schrift, und was noch von Schuld an ihnen haftete, verloderte spurlos in seiner göttlichen Glut.

Die alte Liesl rief vom Schlosse her nach allen Windrichtungen nach ihrer Herrin.

Da erwachten sie. Jetzt erst bemerkte Editha, daß der Geliebte den linken Arm in der Binde trug.

Er gehörte selbst zu dem Transport. Als Liesl das Paar Arm in Arm im spärlichen Lichte einer Laterne auf sich zukommen sah, schlug sie erst ein Kreuz vor Entsetzen; dann aber war ihre Freude ohne Grenzen.

„Jetzt glaub' ich's selber, daß der Herr Major dabei im Spiel ist. Ja, das sieht ihm ganz gleich! Wenn er sich einmal was in Kopf g'setzt hat!"

Der von Liesl so plötzlich Heraufbeschworene störte jetzt keinen Augenblick mehr die stille Harmonie des Paares, im Gegenteil er erhöhte sie nur.

Jetzt war es ihre heilige Pflicht, sich treu zu lieben.

Es war wirklich sein Geist, der über ihnen schwebte, als sie das Haus betraten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die Glühwürmer wieder schwärmten, war stille Hochzeit in Waitzen.

Den Leuten fiel auf, daß die Ceremonie in der Dorfkirche sehr kurz, der Aufenthalt des Paares am Grabe des Majors aber sehr lange währte, gerade als ob sich dort erst die richtige Trauung vollzogen hätte.

Und so war es auch.

Eleonore Liechtenstein

Eine Freundin Josephs II.

Von

Christian Meyer

(Nachdruck ist untersagt.)

Die deutsche Geschichte zählt unter ihren berühmten Frauen nicht wenige politische Charaktere; doch zeigt sich auch hier sofort der tiefe Gegensatz, der überall und zu allen Zeiten deutsches und welsches Wesen getrennt hat. Weniger der Grad des Einflusses, den die einzelnen Frauen der beiden Nationen auf ihre Zeit gewonnen haben, als die Art und Weise, wie er zur Geltung gebracht wurde, ist das unterscheidende Merkmal zwischen den politischen Frauencharakteren Deutschlands und Frankreichs. Keine der berühmten Frauen unseres Vaterlandes ist in gleichem Maße wie ihre französischen Ruhmesgenossinnen über die natürlichen Schranken ihres Geschlechts hinausgegangen. Unsere Geschichte hat keine Jeanne d'Arc aufzuweisen, wenn auch deshalb niemand behaupten wird, daß es den deutschen Frauen jemals an patriotischem Opfermut gemangelt habe. Die geschichtlichen Frauen Deutschlands bieten deshalb ein in ruhigere und harmonischere Farben getauchtes Bild dar: fast ausnahmslos finden wir bei ihnen neben den heroischen Eigenschaften, welche sie über ihre nächste Berufssphäre hinausheben, auch die zarteren Seiten vertreten, die das Glück eines engeren und engsten Kreises ausmachen. Ist dies auch kein Ruhm in dem gewöhnlichen Wortsinn, so ist es doch eine Zierde, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß häusliche Tugenden und echt weibliches Empfinden recht wohl neben den glanzvollen, nach außen wirkenden Eigenschaften Platz finden können.

Von solcher Art ist die Frau, welcher die nachfolgenden Seiten gewidmet sind. Eleonore Liechtenstein gleicht einer der fürstlichen Frauen, wie sie die römische Kaiserzeit in Marmor gebildet oder wie sie Tizian und Holbein gern gemalt haben. Sie war kein Ideal, aber ein typischer Charakter ihrer Gesellschaft, eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, mit allen Vorzügen und Schwächen ihres Geschlechts und ihrer Zeit, voll von Gegensätzen, voll Geist und Spott, Anmut und Kraft, herzlich und derb, stark im Wollen, unabhängig im Urteil, ihrer Überzeugung getreu, streng sittlich, aufopfernd, stolz, keusch und barmherzig. Obwohl aus der Aufklärungszeit erwachsen, behielt sie doch eine Abneigung gegen die philosophischen und humanisierenden Bestrebungen ihrer Zeit; ihre Sympathie wandte sich mehr den herrschenden Ständen und Personen als dem Volke zu; ihr politischer Enthusiasmus war mehr loyal als patriotisch, aber sie hatte eine lebendige Teilnahme für das öffentliche Leben und fühlte das Unglück der Zeit, den Gegensatz der herrschenden Ideen bis ins tiefste Herz. Sie war eine Zeitgenossin der Frau von Stein, der Angelika Kaufmann, der Landgräfin Karoline von Hessen, der unglücklichen Maria Antoinette von Frankreich und der Königin Luise von Preußen. Sie gehörte der vornehmen Gesellschaft Österreichs an, war eine Aristokratin von Geburt und Gesinnung, eine der ersten Frauen am Hofe Maria Theresias und Josephs II. Sie erlebte die Französische Revolution und wurde die Stammutter eines Geschlechts, dessen Enkel und Urenkel ihrer mit Stolz und Verehrung gedenken.

Eleonore Liechtenstein (geb. 7. Juli 1745) war eine geborene Fürstin von Öttingen-Spielberg, eine Tochter des Fürsten Johann

Aloys I., jenes wunderlichen und gutmütigen Duodezsouveräns, von dem der boshafte Ritter von Lang in seinen bekannten Memoiren erzählt, daß er, nachdem seine tiefverschuldeten Güter unter kaiserliche Sequestration gekommen waren, weil er nichts mehr zu regieren hatte, tagelang im Fensterflügel seines Schlosses oberhalb des Thores gelegen, die aus und ein gehenden Leute beobachtet und mit ihnen con amore geplaudert habe. Auch die sonstigen Zustände am Öttingenschen Hofe waren nicht dazu angetan, einen bildsamen Einfluß auf begabte jugendliche Gemüter auszuüben. Zur Vollendung ihrer Erziehung wurde Eleonore mit ihrer Schwester in ein französisches Kloster nach Straßburg gebracht. Die Mädchen vergaßen dort ihre Muttersprache fast gänzlich, lernten Französisch, etwas Geschichte und Geographie, Reliquien einfassen, Altarpolster sticken und ähnliche Künste. Im Jahre 1760 starb ihrer Mutter Schwester, die Herzogin von Guastalla, und vermachte ihnen ihr ganzes bedeutendes Vermögen. Eleonore wurde dadurch mit einem Schlage aus einer mittellosen, fast armen Prinzessin zu einer der reichsten Erbinnen.

Die nächste Folge dieses Glückswechsels bestand darin, daß die beiden jungen Mädchen noch im Sommer desselben Jahres an den Wiener Hof kamen, mit dem, wie die meisten süddeutschen Adelsfamilien, auch die Öttingen seit alters intime Beziehungen unterhielten. Es dauerte auch nicht lange, so hatten die Schwestern Freier aus den höchsten Kreisen der österreichischen Gesellschaft gefunden. Leopoldine verlobte sich mit dem jungen Grafen Ernst Kaunitz, dem Sohne des Staatskanzlers, zwei Monate später (22. März 1761) Eleonore mit dem Fürsten Karl Liechtenstein, der sich bereits im Siebenjährigen Kriege aufs vorteilhafteste ausgezeichnet hatte und in der Stufenleiter militärischer Ehren bis zum Generalmajor emporgestiegen war. Sie hatte ihn zum erstenmal gesehen, als er mit der Siegesnachricht der Erstürmung von Schweidnitz als einer der Hauptteilnehmer dieser glorreichen Waffentat in Wien seinen Einzug gehalten hatte.

Die ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlebte Eleonore meist auf ihren Gütern in Mähren und auf denen ihres Mannes in Niederösterreich; die Wintermonate wurden in Wien zugebracht. Die erste Gelegenheit, nach außen hin bedeutsamer hervorzutreten, fand sich für die junge Frau, als sie im Jahre 1764 mit ihrem Gemahl der Krönung Josephs II. in Frankfurt als Ehrendame beiwohnen mußte. Auf dem Wege dahin wurde in München, wo die Mißwirtschaft des bayerischen Hofes Eleonore scharfe und treffende Worte entlockte, und in Öttingen Halt gemacht.

Ergötzlich ist die Schilderung, welche die Reisende von einem Besuche an dem benachbarten Ansbachischen Hofe macht. Eleonore fuhr in einem alten viersitzigen Wagen, den schon ihre Mutter verwünscht hatte und der unterwegs auch zweimal brach; dabei war sie hofmäßig gekleidet und stieß mit ihrer hohen Frisur immer an die Decke des Wagens. Der Markgraf Friedrich Karl Alexander — derselbe, der später sein Land an Preußen abtrat — empfing die Liechtenstein inmitten seines kleinen Hofstaates kühl und feierlich wie ein großer Souverän. Die Hofherren waren nicht unterhaltend, die Damen häßlich, abscheulich angezogen und in einer Weise dekolletiert, wie Eleonore es noch nie gesehen. Bei dem Diner brachten alle Toaste aus. Nachher zeigte der Markgraf dem Gaste seine Pferde und Hunde, die er für seine Parforcejagden aus England hatte kommen lassen. Eleonore blieb indessen bei den Damen. Abends war Spiel und Souper, und sie fuhren dann müde und gelangweilt nach Hause.

Am 19. März trafen sie in Frankfurt ein. Wer kennt nicht die anschauliche Schilderung, die Goethe von der Krönung Josephs II. in „Dichtung und Wahrheit“ gegeben hat? Eine große Anzahl Herren und Damen aus den vornehmsten Kreisen ganz Deutschlands hatte sich in Frankfurt zusammengefunden. Schon damals ging Joseph seine eigenen Wege, die weitab von der überlieferten Bahn führten. Durch den frühzeitigen Tod seiner ersten Frau, der schönen, melancholischen Isabella von Parma, war er in den Jahren, wo anderen der frohe Lebensgenuß erst recht aufzugehen pflegt, zu stiller Zurückgezogenheit und träumerischen Grübeleien veranlaßt worden. „Mein Herz ist von Schmerz erfüllt“ — schreibt er unmittelbar

vor seiner Krönung an seine Mutter —, „wie kann ich von einer Würde erfreut sein, von der ich nur die Last und keine Annehmlichkeit kenne; ich, der ich die Einsamkeit liebe und nur schwer mit unbekannten Leuten verkehre, soll immer in der Welt sein und Gespräche mit fremden Personen führen; ich, der ich nur wenige Worte habe, soll den ganzen Tag schwätzen und auf angenehme Weise nichts sagen.“ Doppelt bedeutsam klingt aus einem solchen Munde das Lob, das der junge König über die in Frankfurt anwesenden deutschen Frauen äußert: „Die deutschen Frauen gefallen mir in ihrer äußeren Erscheinung viel besser als die Frauen in Wien, sie sind fröhlicher und haben mehr Geist.“



Eleonore Liechtenstein.

Seit dem Krönungsfeste war Eleonore Liechtenstein in nähere Beziehung zum Hofe gekommen. Es ist ein wahrhaft erquickendes, fast idyllisches Bild, eine Oase inmitten der Wüsteneien der zahlreichen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Hof Maria Theresias. Von ihren Töchtern war im Jahre 1760 die älteste, Maria Anna, zweiundzwanzig Jahre alt, Maria Christine achtzehn, Elisabeth siebzehn, Amalie fünfzehn, die jüngeren, Johanna, Josephine, Karoline und Antonie, waren Kinder von zehn bis fünf Jahren. Außer Joseph waren noch vier jüngere Söhne, Karl, Leopold, Ferdinand und Max, da. Einen jähen Riß in das schöne Familienleben machte der plötzliche Tod des Kaisers im August 1765. Einige Zeit glaubte man, die Kaiserin werde in der Heftigkeit ihres Schmerzes die Regierung an den Sohn abtreten; erst nach und nach gewann die mutige Frau wieder die Lust am Leben.

Die nächsten Jahre nach dem Tode des Kaisers waren für Eleonore von dem buntesten Wechsel des Hoflebens in Anspruch genommen. Nicht ohne ihre Mitwirkung war die zweite Heirat Josephs mit der bayerischen Prinzessin Josepha, der Schwester des Kurfürsten Max Joseph, zu stande gekommen. Bekanntlich war diese Ehe eine der unglücklichsten, die je geschlossen wurden, und konnte die Verdüsterung in Josephs Gemüt, anstatt sie, wie man gehofft hatte, zu heben, nur noch steigern.

So lange Maria Theresia lebte, hat die politische Stimmung das gesellschaftliche Leben des Adels nicht gestört. Wer vermöchte dieses heitere, innerlich bewegte Leben mit seinen Reizen und Genüssen zu schildern! Wir erkennen es nur aus den Briefen und Bildern jener Zeit. Im Frühjahr, wenn der Hof nach Laxenburg ging, zerstreute sich die ganze vornehme Gesellschaft in die Bäder und Schlösser. In fröhlichen Zügen streiften Herren und Damen durch Park und Wald, über Feld und Wiesen, bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zum Vergnügen, bald um einen Besuch zu machen. Die Korridore und Säle hallten wider von Musik und Gesang, von neckischen Scherzen und fröhlichem Lachen, von Tanz und Spiel. An einsamen, regnerischen Tagen rückte alles zusammen und brachte so viel Unterhaltung, daß die Zeit rasch verging. Gewiß war in diesem Leben viel kindische Lust und Ausgelassenheit, aber es spielten auch heftige Kämpfe und Leidenschaften, Neigung und Abneigung, Leid und Entsagung aller Art hinein.

Eine größere Rolle spielt in den Briefen Eleonores die Verbindung der jüngsten Kaisertochter Maria Antonie mit dem Dauphin von Frankreich. Wir erfahren da, was das spätere unglückliche Schicksal dieser Fürstin natürlicherweise vergessen machen mußte, daß ihr Charakter schon in jener frühen Jugend die bedenklichsten Blößen aufwies, die jeden Weiterschauenden mit schweren Sorgen für

ihre Zukunft erfüllen mußten. Die Erziehung Maria Antonies, die ausschließlich mit Rücksicht auf ihre künftige hohe Stellung eingerichtet wurde, hätte bei ihrem Hang zum Leichtsinn gerade nach entgegengesetzten Normen geleitet werden müssen; so aber beschränkte man sich darauf, ihr die geläufige französische Aussprache und einiges Wenige aus der Geschichte und Literatur beizubringen. Am 21. April 1770 nahm sie Abschied von ihrer Mutter und ihrer Vaterstadt, um sie niemals wiederzusehen. Eleonore Liechtenstein war von der Kaiserin eingeladen worden, die Prinzessin zu begleiten, hatte aber die Einladung abgelehnt. In den Wiener Kreisen berührte es unangenehm, daß die Dauphine in Straßburg ihre deutsche Begleitung entließ ohne ein Wort des Abschieds an die Getreuen, die ihr in Anhänglichkeit gefolgt waren. „Die kleine Person," schrieb damals Eleonore, „ist hier vollständig verdorben worden, indem man ihr immer nur von dem Glanz und den Festen, welche sie in Frankreich erwarten, erzählt hat."

Am bekanntesten ist Eleonore Liechtenstein durch ihr Verhältnis zu Joseph II. geworden. Joseph liebte die Fürstin Jahre hindurch offen und innig; ob sie ihn wiederliebte, ist eine Frage, die wohl niemals genügend beantwortet werden wird. Hat sie ihn geliebt, so hat sie es meisterhaft verstanden, ihre Gefühle zu verbergen und ihnen den Schein einer uneigennützigen Freundschaft zu geben. Bekanntlich hat Joseph nach dem Tode seiner zweiten Frau, der bayerischen Josepha, trotz der eifrigen Gegenbemühungen des Hofes, nicht wieder geheiratet. Mit desto größerer Empfänglichkeit gab er sich dem Verkehr mit der Wiener Gesellschaft hin. Ganz besonders war es der sogenannte Kreis der fünf Damen, der ihn bis in seine letzten Tage mächtig fesselte.

Die Perle dieses Damenkranzes war Eleonore Liechtenstein; außer ihr nahmen daran teil ihre Schwester Leopoldine Kaunitz, ferner ein zweites Schwesternpaar, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Fürstin Leopoldine Liechtenstein. Alle wohnten in dem von der Schenkengasse und Freiung gebildeten aristokratischen Viertel nahe beieinander und kamen jede Woche wenigstens einmal, später drei- bis viermal, gewöhnlich in den Abendstunden von acht bis zehn Uhr, zusammen. Außer Joseph waren in diesem Kreise nur seine beiden treuesten Freunde, der Feldmarschall Lascy und der Oberstkämmerer Rosenberg, zugelassen. Alles Spiel war scharf verpönt, nur anregende Unterhaltung wurde getrieben, wobei die Damen in einfacher Haustoilette sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten.

Hier verlebte Joseph seine glücklichsten Stunden. Durch den Tod seines Vaters war er deutscher Kaiser geworden, während die Regierung der österreichischen Lande in den Händen der Mutter blieb und Joseph zu einer ähnlichen Rolle wie sein Vater verdammt war. Unangenehme Konflikte konnten bei diesem Doppelverhältnis nicht ausbleiben. Aber auch sonst zeigte sich schon in den ersten Jahren der Mutter gegenüber eine weitgehende Meinungsverschiedenheit des Sohnes. Namentlich in einem Punkte, in den Anschauungen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, war eine Verständigung zwischen beiden unmöglich. Maria Theresia war bigott und von unduldsamer Härte gegen akatholische Konfessionen. „Toleranz und Indifferentismus," schreibt sie einmal an Joseph, „sind die wahren Mittel, alles zu untergraben; nichts ist so notwendig und heilsam als die Religion. Willst du, daß jeder sich eine Religion nach seiner Phantasie bilden soll? Kein bestimmter Kultus, keine Unterwerfung, wohin kommen wir? Ruhe und Zufriedenheit würden aufhören, das Faustrecht und andere schreckliche Zeiten wiederkehren. Ich will keinen Verfolgungsgeist, aber noch weniger Indifferentismus und Toleranz; danach will ich handeln. Ich wünsche zu meinen Ahnen hinabzusteigen mit dem Troste, daß mein Sohn ebenso religiös denke wie seine Vorfahren, daß er zurückkomme von seinen falschen Raisonnements, von den schlechten Büchern, daß er nicht jenen gleiche, die ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was heilig, ehrwürdig ist, und die eine imaginäre Freiheit einführen wollen, welche in Zügellosigkeit und Umsturz übergehen kann." Als im Jahre 1770 gegen mährische Konvertiten mit der Strenge des alten

Strafgesetzes eingeschritten werden sollte, schrieb Joseph seiner Mutter: „Ich erkläre positiv: wer dieses geschrieben, ist unwürdig zu dienen, ein Mann, der meine Verachtung verdient." Welche Heftigkeit der Auffassung und des Ausdrucks liegt nicht in diesen Worten! Und rasch wie sein Urteil war sein ganzes Wesen. Rasch war sein Gang, rasch seine Gebärde, rasch sein Tun. Auf seinen Reisen ging es mit Windeseile vorwärts, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe. Mehrmals war er in Lebensgefahr. Immer war er bereit zu lernen, er ging dabei ins einzelne, ins kleinste. Viel zu wenig hat er den Rat befolgt, den ihm der große Friedrich in Neisse gegeben hatte: er möge sich nicht von Bagatellen erdrücken lassen, das ermüde den Geist und verhindere, an große Sachen zu denken. Sein Haushalt, seine Tagesordnung waren gleich einfach. Gern nahm er den Schein an, als wenn er niemanden bedürfe. Er war gewohnt, zu befehlen, streng, rücksichtslos, oft gewaltsam, zerschmetternd und doch wieder gütig und mild, barmherzig, voll Verständnis für jedes Leid, zumeist für die Seufzer der Armen und Bedrängten. Er war seit Jahrhunderten der erste Fürst seines Stammes, welcher wieder in die offenen Kreise des Lebens hinaustrat, der erste Fürst, welcher ein erträgliches Deutsch sprach und schrieb. Wohin er kam, bezauberte er alle, hoch und niedrig, mit seinem offenen, freundlichen Wesen. In Deutschland war er in jenen Jahren der populärste Fürst, die Freude und die Hoffnung der Jugend.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Ihre letzten Lebensjahre waren für sie eine Quelle unausgesetzter Verstimmungen und Kränkungen gewesen. „Bin nicht mehr en vigeur," schreibt sie in jener Zeit einmal an Joseph, „bin allein, verlassen, der Tod meiner Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt, alles das drückt mich nieder." Jetzt erst kam Joseph dazu, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seine tiefeingreifenden Reformgedanken zur Ausführung zu bringen. Fassen wir den Gesamtinhalt und Charakter seiner Reformen in kurzen Worten zusammen, so werden wir sagen müssen, daß sein Staatsideal die absolute einheitliche Monarchie unter der Herrschaft des Gesetzes gewesen ist. Österreich war bis auf Josephs II. Zeiten herab mehr ein Föderativstaat, gelenkt von den Ständen und Korporationen der einzelnen Länder, als ein einheitlicher Staat mit strammer, zentralisierter Verwaltung gewesen. Hier mußte zuerst Hand ans Werk gelegt werden. Vor allem wurde den Ständen, den Grundherren und den Städten jede Ausübung einer obrigkeitlichen Tätigkeit entzogen, sodann allgemach ein ständisches Recht nach dem anderen aufgehoben, bis endlich 1788 mit der Auflösung der Landtage die letzten Überbleibsel der alten Rechte zertrümmert waren. In den Städten hörte die alte Zunftgliederung auf, alle Bürger sollten in gleiche Pflichten und Rechte eintreten, auf dem Lande wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Zinsen und Fronden wurden gesetzlich bestimmt, das persönliche und Eigentumsrecht des Bauers geschützt. Ein neues Civil- und Strafgesetzbuch ward erlassen, das Unterrichtswesen nach neuen Grundsätzen geregelt, die deutsche Sprache als allgemeine Geschäftssprache eingeführt. Am tiefgehendsten waren jedoch die kirchlichen Reformen, unter denen das placetum regium, das Toleranzedikt, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt und die Aufhebung der Klöster obenan stehen. Schade nur, daß diese dringend notwendigen Maßregeln zu rasch und gewalttätig durchgeführt wurden, als daß sie in einem Lande wie Österreich, in dem infolge der jahrhundertelangen Mißwirtschaft fast alle gesunden Keime abgestorben waren, einen Anspruch auf längeren Bestand hätten haben können. Dennoch blieben ihre segensreichen Wirkungen nicht aus: wurden auch viele von dem Thronnachfolger wieder aufgehoben, ja mußte sich Joseph selbst zur Zurücknahme mancher entschließen, so blieben andere doch bestehen, wie es überhaupt gerade für das alte träge Österreich schon von unermeßlichem Werte war, daß einmal von oben herab die Ausrottung der überkommenen Mißstände energisch in die Hand genommen wurde. Die Wirkung der josephinischen Reformen auf die tiefer Gebildeten seiner Zeit schildert uns Herder in den „Briefen über die Humanität" mit fol-

genden Worten: „Joseph hat viel, sehr viel und weniges müßig gesehen und das Innere seiner Länder bis zum kleinsten Detail kennen gelernt. Er wollte nur Billiges, Nützliches, Gutes. Oft war, was er wollte, nur die erste Pflicht der Vernunft und Humanität, der gesellschaftlichen Rechte. Golden sind seine Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert, er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Seite des menschlichen Elends hat er berührt. Er unterlag nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstherrschers. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Untertanen hat ihn gebeugt. Seine Fehler hat er mit ins Grab genommen, das Gute, das er gewollt, wird, obwohl einesteils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten, denn es ist dem größten Teile nach reines Gute zum Ertrage der Menschheit."

Weniger anerkennend war die Stimmung im eigenen Lande. Den Anhängern der Aufklärungstheorien, die gerade damals fast in ganz Europa in den Kreisen der Regierenden wie der Regierten tonangebend waren, erschienen die josephinischen Reformen als eine Halbheit: der Katholizismus blieb nach wie vor die Staatsreligion, der Protestantismus war nur geduldet, der Adel noch immer zu sehr begünstigt, die Verwaltung zu scharf und willkürlich. Die Anhänger der alten Ordnung wieder erblickten in den Reformen einen Eingriff in das göttliche und menschliche Recht, die Vernichtung des Adels, die schrankenlose Freiheit und den Beginn der sozialen Revolution. Die Beamten empfanden die gesteigerte Arbeit, die größere Verantwortlichkeit und die strengere Zucht als eine Last; der Adel, die Geistlichkeit, die Städte murrten über den Verlust ihrer Sonderprivilegien, nur der Kleinbürger und der Bauer nahmen die Reformen wie eine Befreiung von alten, drückenden Fesseln auf.

Auch in der Gesellschaft der fünf Damen machte sich offene Opposition gegen das neue Regime wiederholt geltend. In den Abendunterhaltungen trug der Kaiser nicht selten seine Reformgedanken vor und verbreitete sich in lebhafter Selbstverteidigung über die neuerlassenen Gesetze. Aber niemals hat Eleonore Liechtensten an dem Charakter ihres kaiserlichen Freundes gezweifelt; sie erkannte und achtete die offene Ehrlichkeit seines Wesens, seinen guten Willen, sein warmes Herz für alles, was das Wohl seines Volkes betraf. Daß sie durch dieses revolutionäre Vorgehen gegen die alten kirchlichen Einrichtungen beängstigt und verstimmt wurde, wer möchte dies ihrem Frauengemüt verargen!

Es ist bekannt, daß Joseph in den letzten Jahren seiner Regierung selbst Hand an die Zerstörung seines mit so unsäglichen Schwierigkeiten aufgebauten Werkes zu legen genötigt war. Anstatt daß mit den Jahren die neuen Einrichtungen gekräftigt worden wären, wurden sie vielmehr von der immer kühner auftretenden Opposition erfolgreich unterwühlt. Selbst der Bruder und Thronfolger, Großherzog Leopold von Toskana, einer der wenigen, denen Joseph sein ganzes Vertrauen schenkte und der zu Anfang zu den begeisterten Anhängern seiner Reformen zählte, zog sich allmählich in das andere Lager hinüber. Dazu kam das Fehlschlagen der josephinischen Politik in den Niederlanden, in Ungarn, in den Beziehungen zu Preußen, Rußland und der Pforte. Joseph ist auch in seiner äußeren Politik eine tragische Erscheinung dadurch gewesen, daß er stets nicht nur das Beste — denn welcher gewissenhafte Fürst wollte das nicht! —, sondern auch das Richtige wollte, daß ihm aber dieses sein Wollen regelmäßig bei der Ausführung ins Gegenteil umgeschlagen ist. Zuerst schlug in Ungarn die Empörung in hellen Flammen auf, später folgten die katholischen Niederlande, Hand in Hand mit der gleichzeitigen Französischen Revolution, bis zum völligen Abfall von Österreich. Den Schluß in dieser Kette von Unglücksfällen bildete der schlimme Ausgang des Türkenkrieges, in dessen Strapazen sich der Kaiser den Keim zu unheilbarem Siechtum holte. „Versunken in mein eigenes Mißgeschick" — schrieb er im Dezember 1789 an seinen Bruder Leopold — „und in das des Staates, mit einer Gesundheit, welche mich jeder Erleichterung beraubt und mir die Arbeit noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der

Unglücklichste unter den Lebenden; Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. Du kennst meinen Fanatismus, darf ich sagen, für das Wohl des Staates, dem ich alles geopfert habe; das bißchen guten Ruf, das ich besaß, das politische Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, alles ist dahin; beklage mich, mein teurer Bruder, und möge Gott dich vor einer ähnlichen Lage bewahren!"

Fast schon auf seinem Sterbebette unterzeichnete Joseph den berühmten Widerruf seiner Gesetze in Ungarn und vernichtete damit auf Jahrzehnte hinaus den Kulturfortschritt in diesem Lande. Einsam und verlassen brachte er die letzten Lebenstage hin, keine liebende Hand legte sich über seine Augen, die Geschwister hielten sich herzlos abseits, nur sein Liebling, seine Nichte Elisabeth von Württemberg, ließ sich, obgleich sie ihrer Entbindung entgegensah, in einer Sänfte an das Sterbelager tragen, wurde aber schon nach den ersten Worten des Kaisers so ohnmächtig, daß man sie wegbringen mußte. Am nächsten Tage tat sie eine Fehlgeburt, und am anderen Morgen war sie eine Leiche. „Und ich lebe noch!" rief Joseph bei dieser Kunde aus.

Der letzte Gruß galt den fünf Damen: am Vorabend des Todestages brachte Lascy ihnen ein Abschiedsbillet des Kaisers. In der Frühe des 20. Februar 1790 hauchte Joseph nach kurzem Todeskampfe seine große und edle Seele aus. „Die Geschichte" — fügte die „Wiener Zeitung" der Todesnachricht bei — „wird ihm die Gerechtigkeit leisten, daß er mächtige Vorurteile zum Teil glücklich besiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Throne eröffnet, sondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit seiner Regierung so viele wichtige Anstalten gemacht und so viele segensvolle Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlassen, daß der Dank der Nachkommenschaft seinen Namen verewigen wird."

Mit dem Tode ihres kaiserlichen Freundes erlosch auch Eleonores Glücksstern. 1789 war ihr Gemahl an einem Faulfieber, das er sich im türkischen Feldzuge geholt hatte, gestorben; 1795 fiel ihr ältester Sohn, auf den sie große Stücke gehalten hatte, im Duell von der Hand des Barons von Weichs, eines jungen Domherrn aus Osnabrück. Gegenstand des Streites soll die schöne und geistreiche Fanny Arnstein, eine geborene Itzig aus Berlin, die Gattin des Bankiers und schwedischen Generalkonsuls Nathan Adam Arnstein, gewesen sein, in deren Salons sich alles zusammenfand, was Wien an Intelligenz aufzuweisen hatte. Sie hat eine gewisse Bedeutung für die Geschichte Wiens, denn sie vertrat hier zuerst jene Bewegung im Judentume, welche in Berlin mit Moses Mendelssohn begonnen hatte .und in der Rahel ihren Gipfelpunkt gewann. Der zweite Sohn, Wenzel, der für den geistlichen Stand bestimmt war, machte der Mutter durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel vielen Kummer; erst als er das Priesterkleid abgelegt hatte und Soldat geworden war, besserte sich seine Aufführung. 1795 starb Leopoldine Kaunitz, die treue Schwester und Beraterin. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche noch in demselben Jahre den Grafen Clemens Metternich, den späteren österreichischen Staatskanzler, heiratete.

Nachdem Eleonore Liechtenstein in ihrer Jugend den höchsten Glanz der österreichischen Monarchie unter Maria Theresia gesehen und späterhin Joseph II. näher als irgend eine andere Frau gestanden hatte, mußte sie am Ende ihres Lebens den Zusammensturz des alten Staatsgebäudes mit erleben. Sie starb an demselben Tage, an welchem die Reste der großen Armee die Beresina zu überschreiten begannen. Zu Kromau in der Gruftkapelle, die sie ihrem Manne hatte erbauen lassen, wurde sie neben ihm und ihrem ältesten Sohne beigesetzt.

Eleonore Liechtenstein war eine Frau, deren Wert erst dann erkannt werden kann, wenn sie mit eigenem Maße gemessen wird. Ihr Leben fiel in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aber ihre Bildung wurzelte in der Kultur der ersten Hälfte desselben und war deswegen ganz französisch. Sie verstand wenig von der bildenden Kunst, wenig von der Musik und noch weniger von den Naturwissenschaften; nur in der Geschichte und Literatur besaß sie gründliche und umfassende Kenntnisse, die sie aber nicht im Kloster Straßburg, sondern durch spätere fleißige Lektüre erworben hatte. Sie

fing mit den französischen Klassikern an und endete mit den deutschen. Nur Rousseau ist ihr zeitlebens fremd geblieben. „Ich danke Gott" — schreibt sie 1806 —, „daß ich niemals die Werke dieses verführerischen Autors gelesen habe; mein Abbé hielt mich immer davon zurück, er hätte mir eher Voltaire erlaubt."

Im Wiener Verkehr lernte sie zwar Deutsch, aber sie vermochte sich darin nur unvollkommen und schwer auszudrücken, und wenn sie auch später die besten Werke der deutschen Literatur kennen gelernt hat, ihren tieferen Gehalt hat sie nicht erfaßt, so wenig wie den Wohllaut, die Kraft und Innigkeit der deutschen Sprache. Sie erkannte dies und drang bei ihren Kindern frühzeitig darauf, daß sie deutsch denken, sprechen und schreiben lernten. Sie munterte ihre Tochter auf, deutsche Briefe zu schreiben: „Wenn du auch nicht so gut schreibst als die Frau Herder, welche sich durch ihr ganzes Leben geübt hat und unter einem solchen Meister, wie ihr Mann ist."

Dagegen blieb sie den Aufklärungstheorien zeitlebens abgeneigt, indem sie in ihnen nur die Verneinung aller positiven Religion und der altüberkommenen sozialen Verhältnisse erblickte. Ein wahres Entsetzen mußte ihr daher die Französische Revolution einjagen. In der Politik war sie eine Freundin der alten feudal-föderalistischen Zustände, wenn sie auch wohl erkannte, daß diese nicht für jede Zeit paßten. Als 1802 eine Restauration der theresianischen Staatsordnung angestrebt wurde, sagte sie: „Die Zeit der Kaiserin Maria Theresia war vielleicht die glücklichste für die Monarchie, aber ich wünsche sie nicht zurück; ist auch nicht möglich, die politischen Verhältnisse sind anders geworden."

Mit ganzer Seele hing sie an der alten Ordnung des Reiches, und als diese zusammenbrach und das Kaisertum sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, war sie tief erschüttert. Sie war ein durch und durch gesunder und offener Charakter, alles Mystische und Phantastische war ihr zuwider. Es erregte nur ihre Heiterkeit, als in den siebziger Jahren Mesmer mit dem tierischen Magnetismus seinen Schwindel trieb, als Gall über die Schädellehre Vorlesungen hielt und der Abenteurer Casanova so viele wundersüchtige Frauen begeisterte. Ebenso haßte sie alle Geheimtuerei und Geheimbündlerei und wollte weder von den Freimaurern und Illuminaten, noch von den Rosenkreuzern etwas wissen.

April

Ich liebe dich, du toller Fant, April,
Dein Sonnenlachen, wie dein Seufzen schrill,
Mit deinen windzerzausten braunen Locken,
Dem tiefen Klang der Auferstehungsglocken,
Mit deinen weißen Anemonenhängen,
Den blütenflaumbedeckten Kirschbaumgängen.

April, April, mein Herz ist wild wie du,
In stetem Wechsel treibt es immerzu,
Heut leicht und licht, wie blaue Lenzluft weit,
Und morgen sturmesdunkel — tiefverschneit.
Es hat so nächtig öde finstre Gänge —
Und hat so weiße Anemonenhänge.

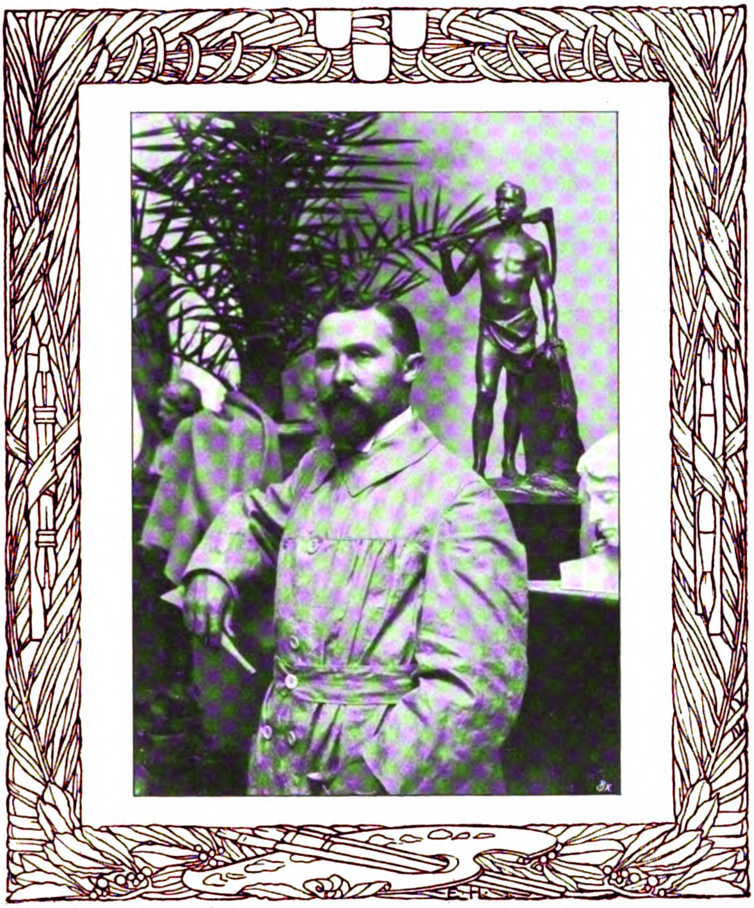
Eugen Stangen



Ernst Müller: Im Sturm am Strand.

Zu Storck: Seelenleben in Körperformen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Ernst Müller.

Seelenleben in Körperformen

Ein Geleitwort zu den Werken des Bildhauers Ernst Müller

von

Karl Storck

(Nachdruck ist untersagt.)

Aber je genäuer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint ... Darum nimm dir nimmermehr für, daß du etwas besser mügest oder wollest machen, denn es Gott seiner erschaffnen Natur zu würken Kraft geben hat." Albrecht Dürer, der dieses Wort gesprochen, das in einem Gesetzbuch des Naturalismus obenan stehen könnte, hat sich von den frühesten Tagen seines Schaffens an um die Gestaltung geistiger und seelischer Vorstellungen gemüht, die an sich in der Natur nicht sind. „Ritter, Tod und Teufel" bietet das beredte Beispiel, wie er neben die in der Natur gesehene Gestalt des Ritters als ganz gleichwertige Erscheinungen Gestaltungen seiner Phantasie stellt. Aber auch dort, wo es am meisten galt, genau nach dem Leben zu gestalten, im Bildnis, erkennen wir deutlich des Künstlers Ringen nicht mit dem Körper, sondern mit dem Geiste, genauer um den Geist, die Seele des Dargestellten. Man rufe sich nur die beiden Köpfe des Hans Imhof und des

Hieronymus Holzschuher ins Gedächtnis zurück. Leonardo da Vinci, dem kein Würmchen so gering war, daß er es nicht des genauesten Studiums für wert gehalten hätte, der mit der nüchternen Sachlichkeit des Mathematikers alle Erscheinungen nach Linie und Fläche berechnete, mit der grausam kalten Hand des ersten Anatomen alles zerlegte, erklärte die auffällige Tatsache, daß in den Gestalten eines Künstlers immer ein Stück seiner eigenen Erscheinung steckt, damit, daß die Seele die Bildnerin ihres Körpers sei, den sie sich nach ihrem Ebenbilde geschaffen habe. Und in der Tat. Ist nicht das Rätsel, das uns des Meisters Wunderbildnis der Monna Lisa aufgibt, das ungelöste Rätsel der Seele Leonardos selbst? Diese Augen, die einen so offen ansehen und doch nichts entschleiern, die einem aber bis ins Innerste der Seele dringen; dieses Lächeln um den Mund, das kein Lächeln mehr ist, wenn man es lange ansieht — es ist derselbe Blick, dasselbe Lächeln, mit dem Leonardo unverstanden unter den Menschen seiner Zeit ging, mit dem er sie unwiderstehlich anzog und doch im gleichen Augenblick alle Vertraulichkeit von sich stieß. In diesem Gesicht liegt die Güte jenes Menschen, der kein Fleisch genoß, weil ihm der Gedanke an die geschlachteten Tiere wehtat; aber auch jene grausame Phantasie, die Kriegsmaschinen erdachte, auf denen der Tod als Fahrer ganze Schwaden von Menschen hinmähen sollte. Und diese sichere Ruhe, ist es nicht jene „Ruhe, stärker als der Sturm", durch die Leonardo den jungen wilden Michelangelo Buonarotti so sehr erregte, die Ruhe, die von vorangegangenen Stürmen kündet, wie das stille sanfte Rauschen, in dem der Herr sich dem Propheten Elias auf dem Berge Horeb offenbarte?! Nein, dieses Bild ist nicht bloß das getreue Bildnis jener Monna Lisa, die ihm in der Gattin des trefflichen Florentiner Bürgers Francesco del Giocondo entgegentrat. Diese Frau lieh bloß die Körperformen her, in denen Leonardo seine eigene unendlich reiche und seltsam widerspruchsvolle Seele ausdrückte.



Ernst Müller: Löwe von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

Aber besteht nun nicht ein Widerspruch zwischen Reden und Handeln, zwischen Worten und Werken dieser Meister? Sie sagen, „alle Kunst ist in der Natur, und wer sie da herausreißt, der hat sie." Aber sie bilden Gestalten, die kein Auge je gesehen hat, und lassen Seelen Bildnerinnen von Körpern sein. Ist das nicht Lüge?

Nein, es ist Wahrheit. Denn alles das steckt ja in der Natur darin. So gut wie die Mythen, die die Völker in ihrer Kindheit schufen, als sie die Lüge noch nicht kannten, so gut wie alles Seelische und Geistige überhaupt tatsächliche Wahrheit ist. Denn das ist dieser Künstler wunderbare Natur, daß, was sie in der Natur nicht sehen können mit ihren leiblichen Augen, sie mit den Augen ihres Geistes, ihrer Seele schauen.

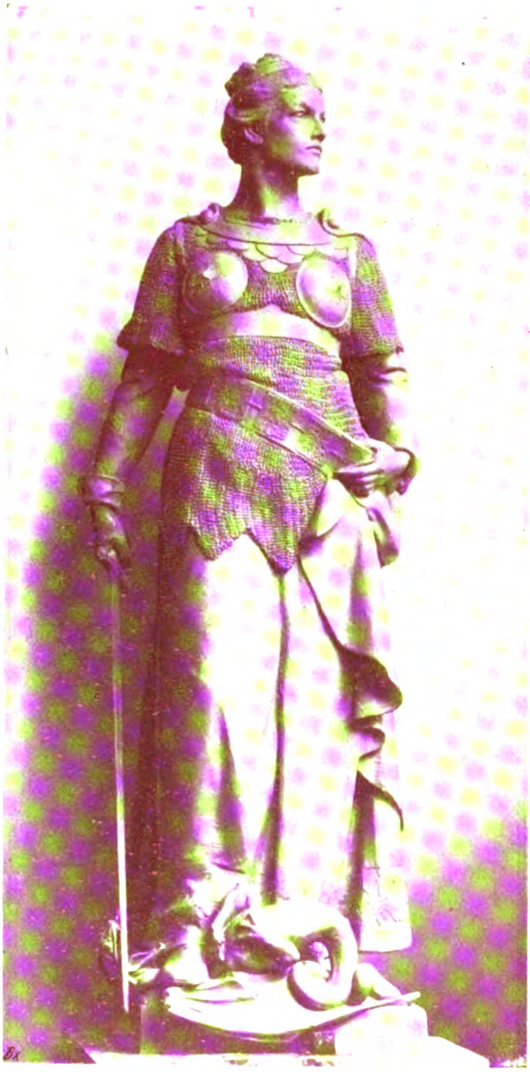
Sehen und Schauen sind die beiden großen Gegensätze aller Kunst. Sie decken sich nicht mit Realismus oder Naturalismus und Idealismus; vor allem nicht, wenn man den letzteren im Sinne von Schönheitsgestaltung auffaßt. Denn diese Schönheit offenbart sich doch ausschließlich im Körper. Realismus und Naturalismus sind im Grunde nur Berg und Tal in der Wellenbewegung, die die Auffassung von körperlicher Schönheit im Laufe der Zeiten durchmacht. Diese Bewegung geht von der möglichst treuen Kopie der Einzelerscheinung in der Natur bis zum Schaffen eines aus einer unendlichen Zahl dieser Erscheinungen abgeleiteten Kanons, wie ihn Polyklet und Lysipp für das Altertum aufgestellt haben, wie ihn die Renaissance wenigstens anstrebte. Die seelische Kunst dagegen bedarf keines schönen Körpers zum Ausdruck, und gar ein schöner Normaltypus würde ihr ihre Aufgabe nur erschweren. Es ist für dieses Verhältnis bezeichnend, daß die griechische Kunst diesen Normaltypus aufgab, als sie Charakteristik anstrebte.

In der Natur der Bildhauerei liegt es nun, daß die Entwickelung sich zumeist auf jener Linie zwischen getreuer Naturnachbildung und idealistischem Typus bewegt, daß sie das Körperliche fast ausschließlich betont, daß sie im Grunde für freie, schweifende Phantasie wenig Gelegenheit bietet. Leonardo da Vinci, der bekanntlich beide Künste übte, hat auch auf diesen Unterschied zwischen Malerei und Bildhauerei hingewiesen und gemeint, daß jene mehr den Geist, diese mehr den Körper des Künstlers anstrenge, woraus natürlich auch eine Verschiedenartigkeit der Stoffgebiete folge. In der Tat müssen Gedanken und Gestalten der Phantasie, muß die Verkörperung des im Grunde Körperlosen in einer Kunst, die mit einem so greifbaren, dreidimensionalen Material arbeitet, seltsam berühren. Könnte man sich Böcklins Gemälde, trotzdem einer ihrer Hauptvorzüge in ihrer glänzenden Raumgestaltung liegt, in der Plastik denken? Oder wem haben die Engelsköpfe auf der Stuhllehne des Klingerschen „Beethoven“ nicht zunächst das etwas peinliche Gefühl wachgerufen, daß sie sich in den Körper Beethovens eindrücken müßten, sobald er sich zurücklehnen würde? Wäre das Ganze ein Gemälde, man hätte diesen Engelsköpfchen gegenüber niemals den Eindruck des Körperlichen gehabt, sondern sie als flatternde Gedanken aufgefaßt.



Ernst Müller: Löwe von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

In der Bildhauerei steht an Stelle dieser Phantasiegestaltung die psychologische Durchdringung des Körpers, die Gestaltung der Seele in den Körperformen. Weil das ebenso selten ist wie die Böcklinsche Fähigkeit, phantastische Fabelwesen zu gestalten, weil dazu eine Art geistiger Sehschärfe gehört, die an sich mit dem gesteigerten Sehenkönnen des Künstlerauges nichts zu tun hat, sind Bildhauer dieser Art zu allen Zeiten so selten gewesen. Deshalb behauptet die Masse der Bildhauer im Gegensatz zur Ma-



Ernst Müller: Das Reichsschwert.
Figur von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

sich etwa die erst vor wenigen Jahren enthüllten Gelehrtenfiguren auf der Potsdamer Brücke in Berlin, die ihre ganze Charakteristik durch allegorische Beigaben erhalten, als Gemälde vor, jetzt, wo uns schon die genrehafte Bildnisbehandlung eines Knaus (Mommsen, Helmholtz) als gemacht und unwahr erscheint.

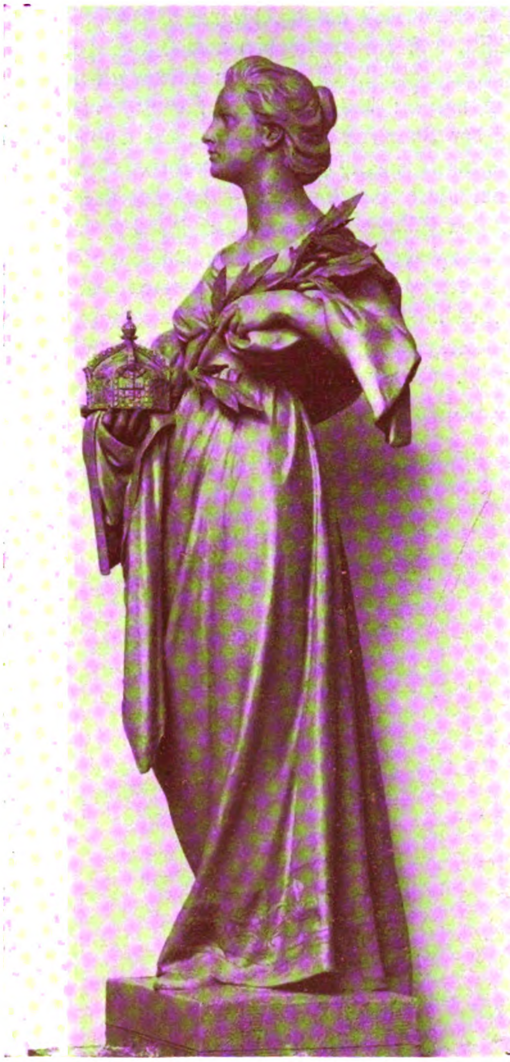
Es ist aber kein Grund einzusehen, weshalb es dem Bildhauer nicht möglich sein sollte, die menschliche Persönlichkeit ohne erklärendes Beiwerk geradeso überzeugend darzustellen, wie dem Maler. Den Vorteil, der im sinnlichen Ausdrucksmittel der Farbe liegt, gleicht das Plastische des Materials, das völlig den Raumverhältnissen des Körpers folgen kann, doch zum wenigsten aus. Was aber bei der Darstellung des Individuellen erreichbar ist, muß auch für die des Typischen gelten. Denn dieses ist ja nur gehobene Individualität. So gut es gelingen muß, eine eitle Frau zu charakterisieren, so gut muß man auch die Eitelkeit durch eine Frauengestalt ausdrücken können, ohne daß man dieser eine Pfauenfeder oder einen Spiegel in die Hand gibt. Niemand wird leugnen, daß es menschliche Erscheinungen gibt, in denen eine gewisse seelische Eigenschaft ihres Trägers in geradezu augenfälliger Weise zum Ausdruck kommt. In einem solchen Falle würde also bereits eine ganz treffende naturgetreue Wiedergabe dieser körperlichen Er-

lerei heute noch wie ehedem, in der Theorie und mehr noch durch die Praxis, daß ohne allegorische Zutaten nicht auszukommen sei. In diesen Beigaben stecken dann die sogenannten Gedanken und Einfälle, hier ist der Spielraum der Phantasie, während in der Hauptgestalt selbst nur die körperliche Erscheinung wiedergegeben wird. Und man verträgt dieses äußerliche Verhältnis, einem Bildwerk seinen geistigen Gehalt durch Beigaben zu verleihen, der Bildhauerei gegenüber auch heute noch in weiten kunstliebenden Kreisen, die es bei der Malerei undenkbar und unerträglich finden würden. Man stelle

scheinung zum Ausdruck der betreffenden seelischen Eigenschaft ausreichen. Das Wählenkönnen, das Betonen des Wesentlichen gegenüber dem Zufälligen, ist für jede künstlerische Arbeit unerläßlich. Diese Arbeit in höchstem Maße zu leisten dadurch, daß er überhaupt nur solche Individuen wählt, die ihrer körperlichen Erscheinung nach die betreffende Eigenschaft haben können, daß er sodann alles diesen Ausdruck Steigernde herausholt, das andere zurückdrängt, ist die Aufgabe des Künstlers, der in Körperformen Seelenleben gestalten will. In unserer heutigen Plastik sind die verschiedensten Bestrebungen nach

einer Verjüngung bemerkbar. Meunier brachte mit der schärfsten Naturbeobachtung die Bereicherung des Darstellungsgebietes, indem er „das Volk bei der Arbeit aufsuchte". Rodin und Trubetzkoi heben das Wesentliche skulptureller Formenbildung auf, um impressionistische Stimmungen wiedergeben zu können, in deren Augenblickshaltung für mein Gefühl ein Widerspruch zu dem starren und festen Material liegt. Klinger bemüht sich, durch eine Erhöhung der sinnlichen Ausdrucksmittel im farbigen Material der Bildhauerei neue Werte zu gewinnen. Unsere neuere Kunst weist denn auch einige Meister auf, die ihr Ziel darin erblicken, in plastischen Formen vom Leben der Seele Kunde zu geben. Diese Kunst bedarf keiner neuen technischen Ausdrucksmittel; sie hegt die bescheiden stolze Meinung, daß die Kunst immer neu bleiben muß, so lange es ihr gelingt, persönlichstes Innenleben zu offenbaren. Und unsere Zeit hat einen dieser Künstler bereits mit dem Ruhmeskranze der allgemeinen Anerkennung gekrönt, den Norweger Christian Sinding.

Aber nicht ihm gilt unsere Betrachtung, sondern einem deutschen Künstler, der, indem er seiner innersten Art treu blieb, nach ungewöhnlichem Lebenslauf in schweren Kämpfen zu dem gleichen Kunstideal kam — Ernst Müller. Daß der Name dieses Künstlers noch nicht zu den gefeierten gehört, darf uns von einer eingehenden Beschäftigung mit seinen Werken nicht abhalten. Denn die Aufgabe der Kunstschriftstellerei ist nicht, den Erfolg zu bestätigen, sondern ihn jenen Schaffenden zu erleichtern, deren Werke sie dessen würdig erachtet. —



Ernst Müller: Die Reichskrone.
Figur von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

Ernst Müller hat seinem Namen zur näheren Unterscheidung den der Stadt Braunschweig beigefügt, nicht weil er hier geboren ist oder hier schafft, sondern weil Braunschweig ihm zuerst die Gelegenheit gegeben hat, mit einem monumentalen Werk vor die Öffentlichkeit zu treten. Im Spätsommer 1902 ist der Bildschmuck der Braunschweiger Kaiser-Wilhelm-Brücke enthüllt worden, durch den diese Brücke über den bescheidenen Okerfluß in künstlerischer Hinsicht unter die bedeutendsten Deutschlands gehört. Der monumentale Stil des Schmuckes; die glückliche Art der Gliederung, wobei den vier äußeren zu krönenden Postamenten durch die gleichartigen Löwen ein mehr allgemein dekorativer Charakter für die Fernwirkung verliehen wurde, im Gegensatz zu den vier individuell gestalteten Frauenfiguren für die inneren Postamente, die eine Nahbetrachtung verlangen und ja auch ihrer Stellung nach erhalten müssen; die treffliche Art der

plastischen Arbeit an sich, die nie außer acht gelassen hat, daß es sich hier um freistehende Figuren handelt, die also von allen Seiten leben müssen; das glückliche Zusammenstimmen der Bildwerke untereinander, deren Zusammengehörigkeit zu einer höheren Einheit jedem sofort bewußt wird — das alles erhebt den Bildschmuck dieser Brücke zu einer hervorragenden Leistung, bei der das Kunstwerk den gegebenen Vorbedingungen des Zweckes nicht nur entspricht, sondern sie noch zur Steigerung der Wirkung auszunutzen versteht. (Die nachträgliche Hinzufügung der Beleuchtungskandelaber hat allerdings dieses schöne Verhältnis wesentlich beeinträchtigt. Doch ist die Hoffnung berechtigt, daß dieser Zustand nur von kurzer Dauer sein wird.)



Ernst Müller: Scepter und Krone.
Figur von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

Aber diese künstlerische Leistung erscheint erst dann im rechten Lichte, wenn man bedenkt, daß es sich hier im Grunde um ein Denkmal Kaiser Wilhelms handelt. Da erhalten wir denn, wenn es dessen überhaupt bedarf, den bündigen Beweis, daß es, um den alten Kaiser zu ehren, durchaus nicht nötig gewesen wäre, in allen größeren und kleineren Städten Kaiserstandbilder zu errichten, deren künstlerischer Wert zumeist recht zweifelhaft oder, genauer, deren künstlerischer Unwert meist recht unzweifelhaft ist. Man hätte Mittel finden können, mit denen man seine Verehrung des Kaisers ebenso sichtbar kundgetan hätte; das gewaltige Werk, die große Zeit, die sich in der Gestalt des ersten deutschen Kaisers verkörpert, wäre dabei deutlicher zu erhellen gewesen, man wäre dem Idealbild einer echten, nicht konventionellen, sondern jeweils den örtlichen Verhältnissen angepaßten Denkmalskunst näher gekommen und hätte überdies im nationalökonomischen Sinne viel mehr und Gesunderes geleistet. Es ist aber doch recht äußerlich, zu behaupten, daß dieses Hineinbeziehen solcher nationalökonomischer Erwägungen ein Mangel an Pietät sei. Warum sollte nicht das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werden, wenn das letztere, also die Kunst, dabei nicht zu kurz zu kommen braucht, wenn der Gedanke an die Person, der das Denkmal errichtet wird, ebenso lebendig erhalten wird? Oder will man etwa bestreiten, daß ein nach dieser Person benannter Park, eine schöne Halle, eine Bibliothek, ein Museum, ein Brunnen, ein Theater oder dergleichen weniger im Gedächtnis haftende Denkmäler seien als Standbilder? Man denke doch an die Renaissance. Wie wenige eigentliche Personendenkmäler in der Form von Standbildern großen Stils hat sie geschaffen; wie haben dagegen die Großen jener Zeit es verstanden, durch

schöne, dabei einem öffentlichen Zwecke dienende Baudenkmäler, durch Anlagen oder auch bloß Stiftungen ihr Gedächtnis lebendig zu erhalten bis auf den heutigen Tag. Es ist kürzlich berechnet worden, daß bei uns im letzten Jahrzehnt mehr als zwanzig Millionen Mark für Denkmäler des Kaisers aufgewendet worden sind. Und was haben wir dafür erhalten? Eine lange Reihe mehr oder weniger gelungener Bildnisstatuen, von denen keine einzige ein wirklich gewaltiges Kunstwerk ist. Noch schlimmer sind die pomphaften Idealisierungen des gerade durch seine Schlichtheit so gewinnenden alten Herrn, der so gar nichts vom herrischen Imperator, aber so viel vom guten und gerechten Fürsten an sich hatte. Wie es aber um die Erfassung des großen Gedankens bestellt ist, das zeigt sich darin, daß z. B. am Berliner Kaiserdenkmal über hundert allegorische Tier- und Menschengestalten aufgeboten worden sind, während es doch gerade seine Einheit und Einfachheit war, die das Ideal des vom Kaisertum gekrönten Deutschen Reiches dem Volke durch Jahrhunderte lebendig erhielt. Jene aber, die meinen, daß ein würdiges Kaiserdenkmal in der Kaisergestalt gipfeln müsse, seien darauf hingewiesen, daß die wirksamsten dieser Denkmäler die von Bruno Schmitz sind, deren Kraft und Bedeutung doch ausschließlich im Architektonischen liegt, während das ja meist beigegebene Kaiserstandbild dagegen nicht aufkommen kann und in manchen Fällen den Eindruck eher abschwächt. Und wer wollte bestreiten, daß derselbe Architekt für seine Phantasie mehr Anregung gefunden hätte, daß seine Gestaltungskraft sich reicher und mannigfacher hätte bewähren können, wenn er vor Aufgaben gestellt worden wäre, irgend einen öffentlichen Bau zur monumentalen Erinnerung an Kaiser Wilhelm zu errichten?!

Daß Braunschweig nicht sein Kaiser-Wilhelm-Denkmal wie andere Städte erhielt, daran trugen zunächst die politischen Stimmungsverhältnisse in der alten Welfenstadt die Schuld. Daß daraus ein Verdienst für die Kunst wurde, ist allein dem Bildhauer Ernst Müller zu danken, der die naheliegende, durch die bereits fertige architektonische Basis noch erhöhte Gefahr einer herkömmlichen Lösung der Aufgabe glücklich vermied und mit den verhältnismäßig sehr bescheidenen Mitteln erstaunlich viel leistete, wozu allerdings auch ein opferfreudiger künstlerischer Idealismus mitwirken mußte.

Es galt acht Postamente zu bekrönen. Vier derselben liegen an den Enden der breit ausladenden Brücke, die vier anderen



Ernst Müller: Erinnerung an Kaiser Wilhelm I.
Figur von der Kaiser-Wilhelm-Brücke in Braunschweig.

innen an den vier Eckpunkten des eigentlichen Brückenüberganges. Diese architektonische Grundlage legte von vornherein eine Zweiteilung nahe, wobei, wie schon oben bemerkt, der Künstler die äußeren Postamente mehr dekorativ zu verwenden sich entschloß, während er die vier inneren zur Darstellung der Idee benutzte, wobei es ihm aber doch gelang, jenen äußeren Schmuck mit dem inneren in eine gedankliche Verbindung zu bringen. Der Künstler hatte von vornherein auf das beliebte Motiv der „Herrschertugenden" verzichtet, weil diesen an sich der individuelle Charakter fehlt, außerdem die persönliche Beziehung völlig verloren gehen muß, wenn die Gestalt desjenigen fehlt, dem sie nachgerühmt werden. Er hat auch nicht die bekannten Personifikationen Germania oder Brunsvigia von neuem bemüht, noch etwa aus der Oker einen jener Flußgötter aufsteigen lassen, an denen unser christliches Vaterland so reich ist. Er hat sich vielmehr einfach die Fragen gestellt: Woran soll die Zukunft vor allem denken, wenn sie des Kaisers Wilhelm gedenkt? Welches ist die mit ihm in Verbindung stehende Tat, deren Gedächtnis am längsten leben soll? Die Antwort war einfach: Der Reichsgedanke, der unter Wilhelms I. Regierung zur Tat geworden, der in seiner Krönung zum Kaiser Ausdruck gefunden hat. So hat der Künstler diesen Gedanken verkörpert. Und zwar hat er die vier äußeren Postamente durch kräftig modellierte Braunschweiger Löwen gekrönt (Abbildungen S. 258 u. 259), die Fahne und Schwert unter den Pranken halten und damit davon Kunde geben, daß auch Braunschweig für die Erfüllung des Gedankens gekämpft hat, den die vier Frauengestalten verkörpern, die auf den vier inneren Postamenten ihren Platz gefunden haben. Es sind vier würdige Frauengestalten, die in ihrer edlen Schlankheit nichts mit dem Riesendamentypus gemein haben, dem so oft der Ehrenname „Germania" zu teil wird. Es sind vielmehr lebenswahre deutsche Frauengestalten voll überzeugender individueller Charakteristik, trotzdem oder auch weil in ihnen gleichzeitig die Grundeigenschaften des deutschen Volkes ins Typische gehoben sind.



Ernst Müller: Kegeljunge. (Bronzestatuette.)

Das Deutsche Reich erwuchs aus Kampf, das Schwert ist sein Hüter. Die gepanzerte Gestalt (Abbild. S. 260), die mit dem rechten Fuß den Drachen innerer Zwietracht zerdrückt, schaut in jener ruhigen Sicherheit, die eine große vollbrachte Tat verleiht, ohne Herausforderung, aber mit einem so stolzen Selbstbewußtsein hinaus, daß man fühlt, sie wird keine Beleidigung ertragen. Die durch starken Willen gebändigte Kraft, der Mut

des deutschen Volkes kommen in ihr zu überzeugendem Ausdruck. — Die zweite Gestalt (Abbild. S. 261) trägt in ruhigem Schreiten ohne alles lärmende Pathos, aber der Würde wohl bewußt, die Krone in der Hand, den Lorbeer im Arm. Dem siegreichen Fürsten bietet das siegreiche Volk die Krone dar. Nicht Knechte, „nicht Roß noch Reisige“, nein das Volk. Und dieses tritt dem Helden nicht mit gesenkten Blicken, sondern mit offenen, treuen Augen entgegen; es fühlt das Herz frank und den Nacken frei, wenn es sagt: Sei mein Herr! Die treue Ergebenheit gegen den angestammten Herrscher, aber auch das Freiheitsgefühl des deutschen Volkes sprechen aus dieser Gestalt; kein revolutionäres Freiheitsgefühl, sondern Individualismus, Stolz der Persönlichkeit, die sich unter gerechter Herrschaft frei entfalten kann. — Des Volkes Herz und Geist hatte es ersehnt, das Volk in Waffen hatte es errungen, des Volkes Liebe einem Fürsten gegeben, so war der deutsche Reichsgedanke zur Tatsache geworden. Die dritte Gestalt (Abbild. S. 262) verkörpert diese Tatsache, das Reich. Die Gestalt ist wuchtiger als die anderen; ohne alle Bewegung steht der Körper ehern auf dem felsigen Grunde. Die vom Reichsband umwundenen deutschen Stämme ragen so hoch herauf, daß sie das Reich stützen, ohne daß dieses danach sucht. Auf dem ernsten Haupte ruht die Krone, die rechte Hand hält das Scepter, die linke den Reichsapfel. Die Augen schauen weit offen hinaus. Die ganze Gestalt macht den Eindruck des Bewußtseins moralischer Kraft, aber auch der sittlichen Verantwortung, die die Größe auferlegt. — Die vierte Gestalt (Abbild. S. 263) endlich ist in den Formen weicher gehalten, ist nicht Trägerin starker Kraft, großen Wollens oder herrlicher, aber auch schwerlastender Würde. Die Steigerung zur gedankenreichen Symbolik ist hier nicht angestrebt. Das ist eine einfache deutsche Frau, die jenes Buch der Geschichte liest, das den Namen Wilhelms trägt. In die Erinnerung an den alten Kaiser versenkt sie sich gern mit einem Gefühl des Glückes und der Liebe und auch mit jenem phantasievollen Träumen, das aus der oft harten und grausamen Geschichte schöne, poesievolle Sagen schafft.

Also sind die Gedanken, die uns die Betrachtung dieser Gestalten erweckt. Man wird nicht bestreiten, daß nur wenige deutsche Brückenfiguren und nur wenige deutsche Kaiserdenkmäler dem Geist und dem Herzen des Beschauers so viel Anregung zu bieten vermögen. Aber auch das Auge findet ergiebige Weide. Müllers Gestalten haben alle etwas Emporstrebendes; sie wachsen von unten nach oben und lasten nicht von oben nach unten wie so viele plastische Werke. Und dieses Emporstreben ergreift den Beschauer selbst, auch er fühlt sich emporgehoben, er fühlt den Schwung dieser Künstlerseele mit. Und wenn unser Auge an den einfachen Linien der Gewandung emporgleitet, so gerät es nicht auf Gesichter von



Ernst Müller: Kinderbüste. (Marmor.)

jener akademischen Schönheit, die man als kalt bezeichnet, sondern auf Gesichter, deren freundlichem Zauber man in Liebe sich beugt, ohne daß man recht weiß warum, ohne daß man die Schönheiten einzeln aufzählen könnte. Es ist dem Künstler eben gelungen, trotzdem er in sein Werk eine so große Gedankenwelt zwang, die sie verkörpernden Gestalten von



Ernst Müller: Kinderbüste. (Marmor.)

aller blutlosen Abstraktion frei zu halten. Er hat Menschen von Fleisch und Blut gestaltet, in deren lebendigen Körperformen ein reiches Seelenleben sich ausspricht.

Bei der Zentralisation unseres Kunstlebens und der darüber unterrichtenden Presse auf einige wenige Großstädte ist es leicht erklärlich, daß über diese hervorragende künstlerische Tat nur wenig zu lesen und zu hören gewesen ist, zumal dem Künstler selbst nichts ferner liegt, als für sich Reklame zu machen. Aber ich bin überzeugt, daß man immer mehr zur Anerkennung dieser Leistung gelangen und den dafür offenbar hervorragend beanlagten Künstler häufiger zu monumentalen Aufgaben heranziehen wird. So mag man diese Braunschweiger Brückenfiguren als einen Markstein für das künftige Schaffen Ernst Müllers betrachten und damit gleichzeitig als einen Abschluß seiner ersten Schaffensperiode, deren Werken der monumentale Charakter fehlt. Zwar haben wir auch in diesen Schöpfungen, vielleicht sogar noch sprechender als in dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal, die Gestaltung seelischen Lebens in Körperformen. Aber alles trägt mehr einen intimen Charakter, zuweilen sogar den des Genrehaften. Das erste Werk aber, das Müller seit der Vollendung der Braunschweiger Figuren geschaffen hat, ist, trotzdem es durchaus nichts vom öffentlichen Bildwerk an sich hat, in Form und Ausdruck voll einer inneren Monumentalität. Aus dem Künder individuellen Seelenlebens ist der Symbolist der Seele selbst geworden (Abbild. S. 274).

Ernst Müller hat noch keine lange Künstlerlaufbahn hinter sich, wenn er auch bereits in reifen Mannesjahren steht. Er ist ein neues Beispiel dafür, daß künstlerisch begabte Naturen, wenn sie erst in höheren Lebensjahren und gar von einem praktischen Beruf her zur Kunst gelangen, in dieser zumeist eine eigenartige Stellung von hoher geistiger Selbständigkeit einnehmen. Voraussetzung ist natürlich dabei, daß es ihnen gelingt, in technischer Hinsicht den Dilettantismus zu überwinden. Solche Männer pflegen bereits eine geschlossene Weltanschauung ihr eigen zu nennen, an der praktische Lebenserfahrungen ganz anders mitgearbeitet haben, in der außerkünstlerische Geistesmächte viel stärker beteiligt sind als bei jenen, die von Jugend an im Künstlerberuf aufgingen. Ein Mann, der mit eigenen Augen ins Leben zu sehen gewohnt ist, der seine eigene Gedankenwelt bereits in

sich trägt, wird niemals in solchem Maße der schulmäßigen Überlieferung und dem Akademikertum verfallen wie der werdende Jüngling, der als Akademieschüler zunächst natürlich die Anschauungen seines Lehrers einfach übernimmt. Denn schon bei der Wahl des Lehrers wird der reifere Mann von persönlichen Erwägungen geleitet, und er wird sich nur die Lehrer suchen, die seiner persönlichen Art entsprechen.

Auch das Verhältnis zur Technik wird bei dieser ungewöhnlichen Entwickelung ein anderes sein als beim regelmäßigen Bildungsgang des Künstlers. Während dem jungen Kunstschüler das technische Erkennen an sich auf Jahre hinaus das Wichtigste ist, sein eigenes Gestalten sich in dieser Zeit fast ausschließlich in der vorbildlichen Bahn des Lehrers bewegt, bringt der reife Mann bereits fertige künstlerische Pläne und Absichten mit, wobei ihm die Technik nur das Mittel zur Verwirklichung sein soll. Wir können deshalb in diesem Falle fast immer einen geradezu erbitterten Kampf um die technischen Ausdrucksmittel beobachten, oft auch ein ganz selbständiges technisches Experimentieren mit Versuchen, die von den schulmäßigen weit abweichen. Man denke zum Vergleich nur an die eigenartige Technik, mit der Böcklin, Klinger, Stuck sich an die Plastik gemacht haben, nachdem sie vorher nur malerisch tätig gewesen waren.

Dieses Ringen mit dem Material, das er bändigen mußte, um den Gedanken, die, lange zurückgedrängt, dann mit verdoppelter Kraft hervorbrachen, Gestalt zu geben, hat Ernst Müller in schweren Kämpfen durchgemacht. Der am 23. Januar 1860 geborene Pastorssohn aus Ölper war ja bereits ein dreißigjähriger Mann, als er das Modellierholz zur Hand nahm, um in weichem Ton zu formen, was er innerlich sah, was seine Seele erregte. Es waren wohl meist stürmische Gedanken und trübe Bilder, denn ein schwerer Schicksalsschlag hatte dem eifrigen Kaufmann, der seit zehn Jahren in großen Exporthäusern tätig gewesen war und nun gerade sich für eine wichtige Auslandsreise vorbereitete, die unerwünschte Muße aufgezwungen. Ein früher wenig beachtetes Ohrenleiden verschlimmerte sich so sehr, daß er das Gehör fast völlig verlor. In den Monaten, während denen er Heilung suchend in der Klinik des Professors Trautmann saß, ward ihm das Bosseln im Ton ein Zeitvertreib. Da sich aber das Gehör nicht so besserte, daß es für eine aussichtsreiche Weiterverfolgung des bisherigen Berufes ausreichen konnte, brach Müller entschieden mit der Vergangenheit und erkor zum Lebensberuf die Kunst, die ihm in kranken Tagen Trösterin gewesen war. Mit der verbissenen Energie des gereiften Mannes, der keinen spielerischen Träumen Glau-



Ernst Müller: Reliefbildnis.

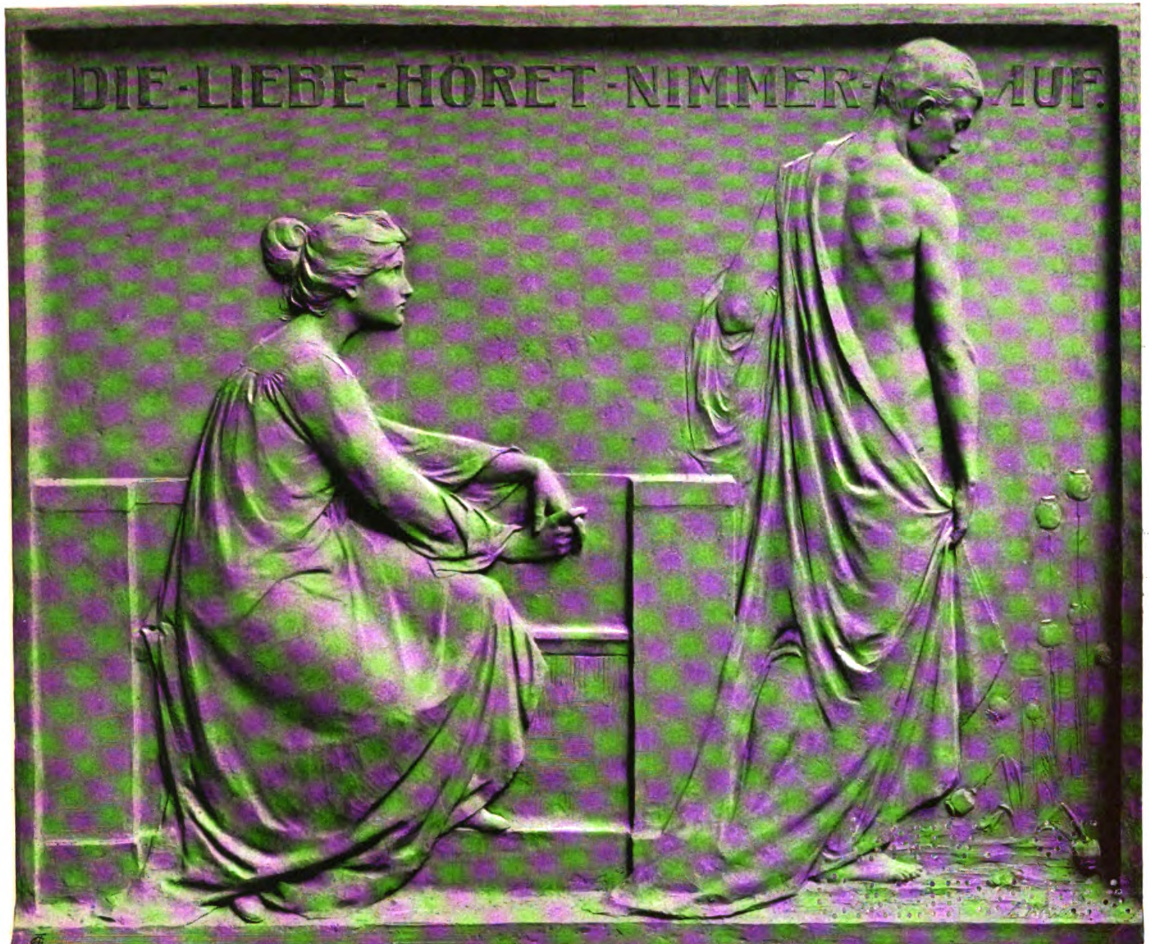
ben schenkte, der sich vielmehr bewußt war, daß es hier eine völlig neue Lebensgestaltung galt, nahm er den Kampf auf. Ein bitterer Kampf! Ein Kampf um das bescheidenste materielle Dasein. Es galt Handlangerdienste zu tun, und Handwerkerarbeit in Stuckgeschäften war die erste Staffel auf dieser Leiter zur Kunst. Schwerer noch war der Kampf um diese Kunst selbst. In den öffentlichen Anstalten Berlins, im Kunstgewerbemuseum, in den Hörsälen für Anatomie holte sich Müller Belehrung. Sein Ringen hörte nicht auf, als sich nach zwei Jahren eine materielle Sicherung fand, die bei bescheidensten Ansprüchen sein Leben versorgte. Denn jetzt traten jene inneren Zweifel an ihn heran, die noch keinem Künstler erspart geblieben, die aber hier eine doppelt schmerzliche Wühlarbeit verrichteten, da zu dem schmerzhaften körperlichen Leiden, dem Ringen um die künstlerischen Ausdrucksmittel die Erkenntnis sich gesellte, daß ihm für seine künstlerischen Absichten kein Lehrer helfen könne oder es auch nicht wollte. Nicht wollte, weil ihnen das Streben dieses Mannes nicht das richtige zu sein schien, weil ihnen die getreue oder stilisierte Wiedergabe des menschlichen Körpers als höchstes Ziel erschien, während der Schüler darin nur das Mittel sah, ein tieferes Wollen zu offenbaren.

Aber Ernst Müller verlor den Mut nicht. Er mietete sich einen Raum, in dem er Modell stellen konnte, und arbeitete nun unermüdlich nach der Natur. Neben dieser waren ihm Lehrmeister alle großen Kunstwerke von der ältesten Zeit bis auf die neueste, in denen er ein verwandtes Streben zu erkennen glaubte. Und auch hier bewährte sich die tröstliche Tatsache, daß alles, was eitel Ungemach und Hemmnis zu sein scheint, auch fördernde Werte in sich trägt. Wie kam ihm jetzt seine praktische Tätigkeit in Stuckgeschäften und Steinwerkstätten zu gute. Wie nützt auch jetzt noch allen seinen Arbeiten die genaue Kenntnis des Materials und seiner Bearbeitung gegenüber jenen zahlreichen Plastikern, die nur noch in Ton modellieren, aber nicht mehr „bildhauern“, d. i. ein Bild aus dem Stein hauen können. Man muß die treffliche Arbeit an seinen Marmorbildwerken sehen — sehen, wie er das geheime Leben dieses wunderbaren Steines zu steigern versteht, oder die ganze Skala der Wirkungen betrachten, die er dem Korn der Bronze abzugewinnen weiß, um zu ermessen, wie viele Schönheiten den meisten Plastikern entgehen, weil sie das rein Handwerkliche ihrer Kunst nicht beherrschen.



Ernst Müller: Porträtbüste.

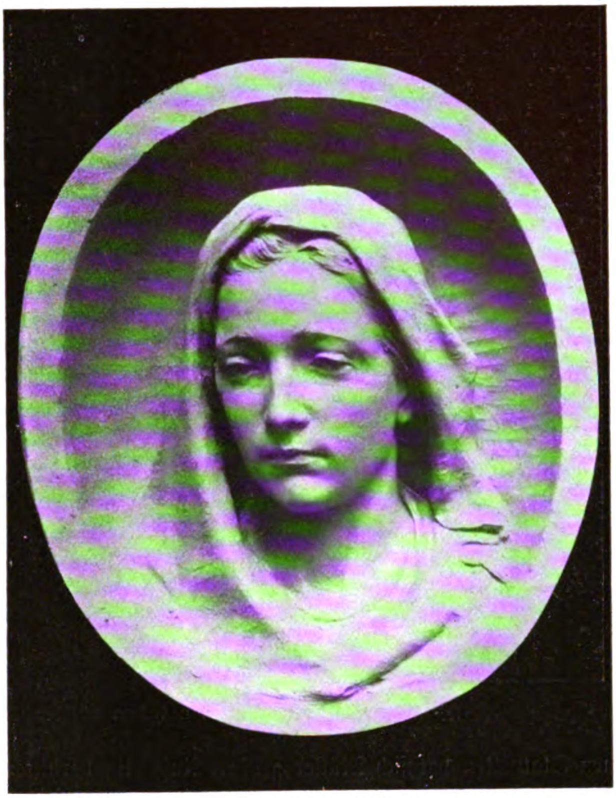
Wer wollte ferner verkennen, daß auch jenes schwere Unglück, das in Ernst Müllers Leben so bestimmend eingriff, der Verlust des Gehörs, sicher viel zur Vertiefung seiner Kunst bei-



Ernst Müller: Grabdenkmal. (Marmorrelief.)

Zu Storck: Seelenleben in Körperformen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Ernst Müller: Grabrelief.

getragen hat? Wieviel seelischer ist Beethovens Musik geworden, nachdem ihm die Quelle äußeren Hörens verstopft war. Auch bei Ernst Müller hat der Umstand, daß der eine Weg seiner Beziehungen zur Außenwelt ihm verlegt wurde, dazu beigetragen, daß er sich um so mehr in die Innenwelt seelischen Lebens versenkte.

Die eiserne Willens- und stählerne Arbeitskraft Ernst Müllers überwand überraschend schnell alle Schwierigkeiten. Nachdem er schon vorher einige kleinere Arbeiten gezeigt hatte, erschien er auf der „Großen Berliner Kunstausstellung" vom Jahre 1895 mit einer großen Gruppe „Im Sturm am Strande" (vergl. Einschaltbild), die jetzt in Bronze in der Bremer „Kunsthalle" steht. Ein Bild, das er zufällig während eines Sturmes auf der Insel Baltrum beobachtet hatte, wurde ihm zur Verkörperung des Gedankens, wildeste Aufregung und höchste Ruhe in einer natürlichen Einheit darzustellen. Vielleicht ist die Aufgabe nicht ganz gelöst. Der Oberkörper der Frau spricht wohl nicht genug von der Angst, die sie verzehrt, wogegen die zum Aufsprung bereite Gesamthaltung sehr gut getroffen ist. Dem tiefen Eindruck des kräftig herausgearbeiteten Gegensatzes zwischen dem angstvoll aufs sturmzerwühlte Meer hinausstarrenden Weibe, das mit verzweifelter Anstrengung nach dem Boote sucht, auf dem der Gatte heimkehren soll, und dem in der behaglichen Ruhe des satten Schlafes schlummernden Kinde wird sich niemand entziehen können. Und ist es nicht ebenso rührend wie wahr, daß die Mutter unter ihrer Angst das Kind nicht leiden läßt, daß, während ihr ganzer Körper vor Aufregung bebt, der Arm ruhig und sicher verharrt, der das Kind hält!

Es folgen nun Jahre ruhiger und steter Arbeit, ohne alle innere Hast, auch ohne jenen so vielen Künstlern verhängnisvollen Drang, um jeden Preis von sich reden machen, den Erfolg ertrotzen zu wollen. Der Künstler hat in dieser Zeit neben der Arbeit für die Braunschweiger Brücke eine Zahl von eindrucksvollen Kunstwerken geschaffen, darunter eine ganze Reihe kleinerer, für die bronzene Kleinplastik außerordentlich geeigneter Figuren von hervorragender Feinheit der Arbeit, treffsicherer Charakteristik und vielfach voll köstlichen Humors. Das braunschweigische Bauernpaar, das vom Museum in Braunschweig erworben wurde, steht neben dem schußwilden „Kegeljungen" (Abbild. S. 264). In die deutsche Märchenwelt führt das niedliche „Aschenbrödel", das von aller süßlichen Auffassung frei, voll traulicher Liebenswürdigkeit ist. Verführerisch wirkt die auf den Strand geworfene „Muschelnixe", derb die „Frau mit dem Kaninchen", während die kleine, frisch nach der Natur geknetete Gruppe der am Freßnapf sich drängenden Jagdhunde die ganze Täppigkeit und ungeschlachte Zutunlichkeit der jungen Tiere köstlich wiedergibt. Aber auch in diesen klei-



Der Künstler im Atelier, nach dem lebenden Modell arbeitend.

nen Statuetten hat sich Müller größere Aufgaben gestellt. So in der nackten, durch den wunderbar weichen Fluß der Körperlinien bezaubernden Frauengestalt „In Fesseln“, einem Bilde der in ihrem Stolz gebrochenen Weiblichkeit, die, wehrlos gegenüber der rohen Gewalt, nur den einen Wunsch hegt, zu vergessen und zu vergehen.

Aus der ganzen Art der Kunst Ernst Müllers ergibt sich, daß er für das Bildnis hervorragend begabt sein muß. Wir zeigen aus der großen Zahl seiner Bildnisbüsten die dreier Kinder, weil in ihnen die ungezwungene Kindlichkeit so überzeugend zum Ausdruck kommt, dabei aber gleichzeitig in jedem dieser Gesichtchen bereits eine Ahnung des künftigen Menschen liegt (Abbild. S. 265, 266 u. 267). Ein beredtes Zeugnis für des Künstlers psychologischen Tiefblick legt die Damenbüste ab, die wir in der Abbild. S. 268 zeigen. Die schwierige Aufgabe war, den eigentümlichen Widerspruch zwischen der oberen, fein abgeklärten Gesichtshälfte und der seltsam unruhigen Mundpartie wiederzugeben und gleichzeitig bis zu einem gewissen Grade zu erklären. Wir fühlen, daß der Mund in Bewegung ist, daß dieser gleichzeitig verbittert trotzige und überlegen ironische Zug nicht schon dem Gesicht an sich angehört. Den hat erst das Leben hineingezeichnet und zwar erst das gegenwärtige Erleben, denn dieser Zug ist noch keineswegs fest eingegraben. Er redet von Kampf, dem Kampf um ein hohes geistiges Ziel. Das sagt die kluge Stirn, der zwar etwas flackernde, aber doch tiefdringende Blick. Offenbar gelingt es der Frau nicht, dieses Ziel zu gewinnen. Mund und Kinn sagen uns nur, daß sie trotzig darum weiterkämpft, daß sie aber der Außenwelt diese Kämpfe unter der Maske der Ironie verbirgt.

Das Reliefbildnis unserer Abbild. S. 269 mag uns zu Ernst Müllers Grabdenkmälern hinüberleiten, die ja auch insofern zu dieser Gruppe gehören, als sie an gewisse, in den Verhältnissen gegebene Vorbedingungen geknüpft sind. Ein Bildnis ist auch dieses Relief, aber so wunschlos ist das Gesicht, so friedsam, mit dem leisen Leidenszug um die Augen so fast unirdisch, daß wir auch, ohne es zu wissen, fühlen: dies ist das Bildnis einer Toten. Ernster Frieden, ruhig gewordene Trauer, dabei aber eine gewisse heimliche Scheu und andächtige Ehrfurcht vor



Ernst Müller: Nachklänge.

Zu Storck: Seelenleben in Körperformen. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

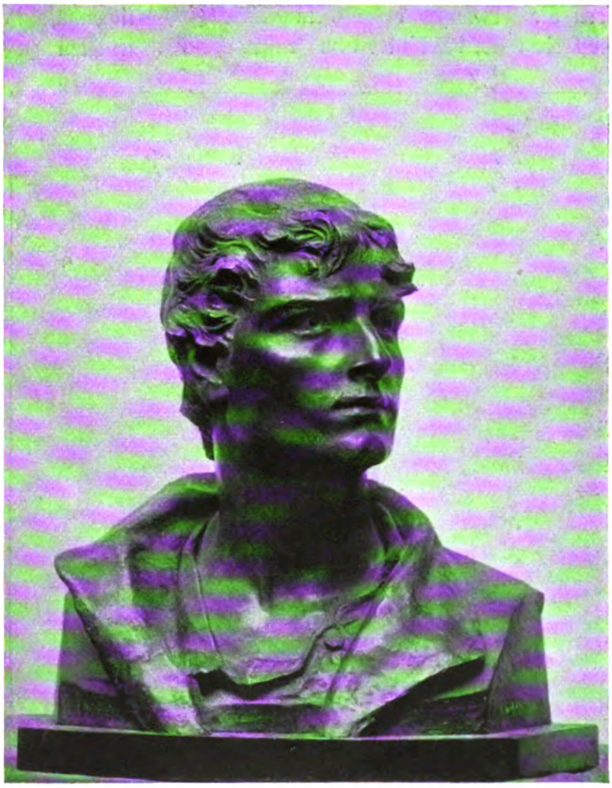
der geheimnisvollen Welt des Todes liegt in der Frauengestalt (vergl. Einschaltbild), die in einfacher Würde auf dem Stein einer Familiengruft sitzt. Die linke Hand hält die Friedenspalme so lässig, die rechte faßt ans Herz — regen sich etwa in diesem Zweifel, ob drüben der Friede so sanft, die Ruhe so wunschlos ist, wie wir hier träumen?

Hier bietet sich übrigens auch die Gelegenheit, einen Einblick in das Werden des Kunstwerkes zu gewinnen, der wenigstens bis zu einem gewissen Grade für unseres Künstlers Verhältnis zur Natur bezeichnend ist. Auf dem Atelierbild, das wir in der Abbild. S. 270 bieten, sehen wir dieses Grabdenkmal in einem etwas früheren Stadium, daneben das Modell, das für die Mädchengestalt gesessen hat. Man betrachte nun, wie die endgültige Fassung den seelischen und geistigen Gehalt noch gesteigert hat gegenüber der früheren, die ihrerseits auch bereits über das Zufällige des Modells hinausgehoben ist.

Die große Reliefplatte, die das betreffende Einschaltbild zeigt, schmückt das Grabmal eines Jünglings, der kurz vor der Heirat als Verlobter gestorben ist. Auf der Bank, die gerade Raum bot für das in trautem Gespräch vereinte Liebespaar, sitzt die Braut. Verständnislos sieht sie das Unfaßbare, daß der Geliebte von ihr fortgeht, schweigend in des ewigen Schweigens Land, an dessen Eingang die Mohnblumen blühen. Es ist kein wissender Schmerz, und darum wird er auch eher heilen. „Die Liebe höret nimmer auf" hat hier auch den für den Überlebenden tröstlichen Sinn, daß dem jungen Menschenkind in diesem einen Reif nicht alle Lebensblüten erfroren sind.

Bleibt beim Bildnis die Treue gegenüber der Persönlichkeit des Dargestellten immer das oberste Gesetz, darf der Künstler hier in der Betonung einer seelischen Eigentümlichkeit nur so weit gehen, als es sich mit der Wahrheit gegen die betreffende individuelle Gesamtpersönlichkeit verträgt, so ist der Fall ein ganz anderer, wenn der Künstler dem Dargestellten gegenüber keine Verpflichtungen hat, wenn er einen Menschen nur deshalb und nur insoweit darstellt, als er ihm für die Verkörperung einer seelischen Eigenschaft bedeutsam erscheint. Hier gilt es nicht die Charakteristik eines einzelnen, sondern vielmehr durch Betonung bestimmter Eigentümlichkeiten einer Einzelerscheinung unter Vermeidung der bloß für diese charakteristischen Merkmale einen Typus zu schaffen.

Auf diese Art hat Ernst Müller drei hervorragende Werke geschaffen: „Revolutionär", „Die deutsche Frau", „Glaube". Man wird in dieser Aufzählung gleichzeitig die steigende Wertungsreihe erkennen. Denn im „Revolutionär" (s. nachstehende Abbild.) kommt doch bloß die eine Seite revolutionärer Art zum Ausdruck. Dieser Mann ist weder Träger noch Schöpfer geistiger Revolutions-


Ernst Müller: Der Revolutionär.

werte, die doch erst die „körperliche“ Umwälzung heraufzubeschwören pflegen. Er hat keine neuen Geistes- oder Gefühlswerte geprägt, er hat nicht die Glutfunken neuer Wünsche, nicht das Feuer neuen Sehnens in die Menschheit geschleudert. Aber er hat alles das in sich aufgenommen und schreit nach der Tat. Mühsam nur bändigt er die glühende Flamme, nur unter Aufbietung aller Kräfte scheint er ruhig. Aber er ist wie ein Vulkan. Ein Luftzug nur, nur ein leichter, außer ihm liegender Anlaß, und aus ihm bricht das verheerende Element hervor.

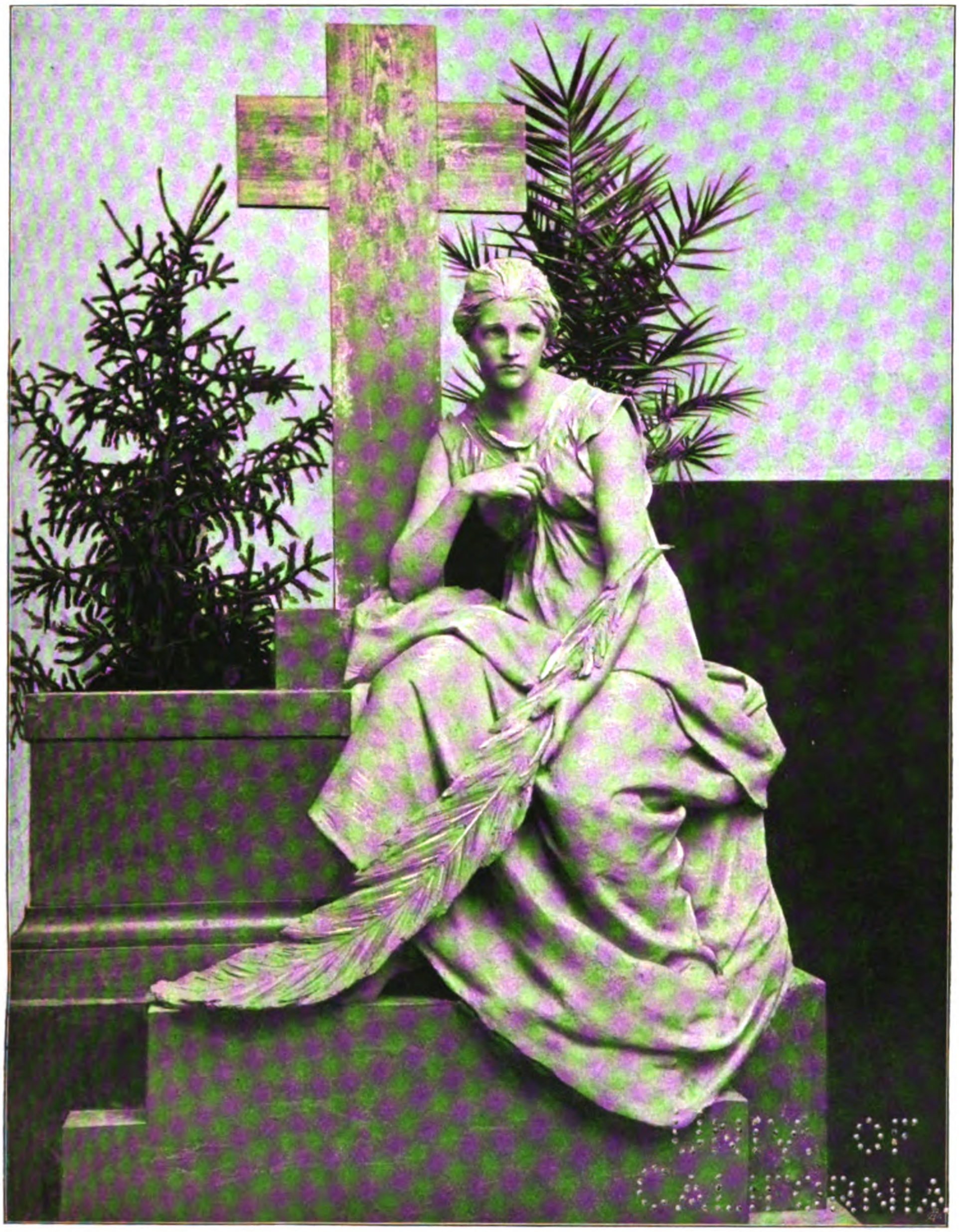
Wie anders das liebliche, nein das liebe Bild der „Deutschen Frau“ (s. nachstehende Abbild.). Auch hier nichts vom bekannten Typus der Germania, nichts was an Stahlpanzer oder riesenhafte Stärke erinnert. Nicht die menschgewordene nordische Schlachtgöttin Brünhilde, auch nicht die racheschnaubende Kriemhild aus der „Nibelungen Not“, sondern die Kriemhild des Nibelungenliedes — die Kriemhild, die hinter dem Fenster versteckt den geliebten Mann erschaut, die dem Werbenden fragelos ihr Herz schenkt, die liebevoll stolz ist auf des Gatten Besitz, die Tag und Nacht für ihn sorgt, die auch dem Toten Treue hält: die deutsche Frau. Im gesunden Körper die edle Seele, das reine Herz, der keusche Sinn. Wir vergöttern sie nicht, wir bewundern sie nicht, aber wir lieben sie.

Und nun das Werk, das in dieser Reihe zweifellos den Höhepunkt bedeutet, „Der Glaube“ (Abbild. S. 273). Von diesem Antlitz geht ein wundersamer Zauber aus, dem sich so leicht niemand entziehen kann. Dabei ist das Gesicht durchaus nicht klassisch schön. Es gehört wohl einem Mädchen aus der unteren Gesellschaftsschicht an, einer Frau, die bereits Kummer und Not durchgemacht hat, aus Sorgen bisweilen schon beinahe in Zweifel geraten ist. Aber der Glaube ans Leben, an die Mächte über und in ihm ist in ihr so stark, daß es nur eines kümmerlichen Lichtleins bedarf, um ihn hell aufleuchten zu lassen, daß nur ein blasser Abglanz von Güte in dieses Leben zu schimmern braucht, um ihn zum felsenfesten Vertrauen zu steigern. Ich glaube — spricht dieses Bildwerk —, glaube an die Güte, und darum ist alles gut. —



Ernst Müller: Die deutsche Frau.

Zwei Werke Ernst Müllers möchte ich noch besprechen, die wieder einen anderen Typus seines Schaffens kennzeichnen, und zwar den für die Gesamtrichtung seiner Kunst höchsten. Bei der getreuen Wiedergabe einer Einzelerscheinung den hervorstechenden Zug im seelischen Leben des Dargestellten erkennen, ihn deutlich hervortreten lassen und so in der körperlichen Erscheinung gewissermaßen die psychologische Analyse eines Charakters geben, war die erste Stufe. In einem Gesicht, einer menschlichen Erscheinung den Ausdruck einer seelischen Eigenschaft erkennen und nun diese durch die Steigerung jener Züge körperlich ausdrücken, ist



Ernst Müller: Grabfigur. (Marmor.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

die zweite Stufe. Bei der dritten handelt es sich um ein seelisches Erlebnis, eine geistige Erkenntnis des Künstlers. Will er sie mitteilen, so bedarf der bildende Künstler dazu des Körpers. Er schafft also einen Körper, um durch ihn der Welt sein seelisches Erleben mitteilen zu können, er läßt dieses gewissermaßen sich „materialisieren". Zu dieser Höhe ist Müller in seinen vollendetsten Werken emporgestiegen.

„Nachklänge" heißt das eine dieser Werke (vergl. Einschaltbild). Was uns hier zunächst gefangen nimmt, ist zweifellos der Reiz der körperlichen Erscheinung. Die meisterhafte Komposition der Gruppe, in der die beiden Gestalten in allen Linien, in jeder Bewegung individuell gehalten sind; die psychologische Kunst, die trotz der Geschwisterähnlichkeit in jedem einzelnen Zug den Gegensatz von Knabe und Mädchen heraushebt, aber doch wieder beide Gestalten in der Erscheinung wie im Erleben zu einer höheren Einheit zusammenzwingt; endlich gerade hier die herrliche technische Arbeit — diese Vorzüge reichten ja völlig aus, uns das Werk lieb zu machen, auch wenn es „nur" eine Porträtgruppe wäre. Aber es ist mehr.



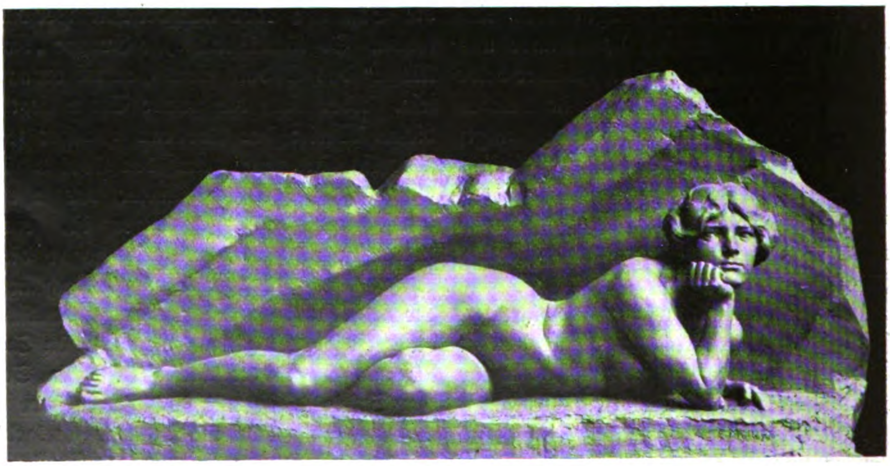
Ernst Müller: Der Glaube.

Es liegt in der Natur jeder Entwickelung, daß die höhere Stufe die vorangehenden in sich schließt, daß diese gewissermaßen in ihr mit enthalten sind. Die oben besprochenen Köpfe „Revolutionär", „Deutsche Frau" und „Glaube" würden nicht so überzeugend wirken, wenn nicht jeder von ihnen individuell wahr wäre, nicht die Wahrheit des charakteristischen Porträts in sich schlösse. Denn gerade daß ihr diese Wahrheit fehlt, ist ja die Schwäche aller allegorischen Personifikation. So könnte auch diese Gruppe „Nachklänge" das Bildnis eines Geschwisterpaares sein. Aber auch die zweite Stufe liegt in diesem Werke: der Ausdruck gewisser seelischer Empfindungen durch den Körper. Die Bezeichnung, die der Künstler, der ja auch zur Namengebung gezwungen ist, seinem Werke gegeben hat, entspricht sogar dieser Stufe. „Nachklänge"; also das Nachklingen der Musik will der Künstler veranschaulichen, die verschiedene Art, wie die Musik im Spieler und im Hörer nachwirkt. Die Seele der Spielerin ist mit den Tönen frei geworden, die Stimmungen sind ausgelöst, Friede und sinnige Ruhe haben sich in ihr Herz gesenkt. Beim hörenden Knaben dagegen arbeitet das Gehörte nach. In sich versunken lauscht er dem Liede, das jetzt in

seiner Brust erklingt. Was wir auf seinem Gesichte sehen, ist nicht sinnliches Behagen über den Wohllaut des Gehörten, sondern inneres Verarbeiten, neues Denken, neues Schaffen. Und hier sind wir bei dem angelangt, wodurch dieses Werk auf die höchste Stufe gehoben wird. Denn es ist die Verkörperung des eigentümlichen und unter den Künsten allein stehenden Doppelwesens der Musik. Bei allen anderen Künsten reicht zur Wirkung die Schöpfertat des Künstlers aus; nur die Musik bedarf überdies der Reproduktion. Darum ist hier die Gestaltung der Idee in zwei Körpern innere Notwendigkeit, während jener Gegensatz der Ruhe und Bewegung, den die andere Doppelstatue Müllers, „Im Sturm am Strande", versinnbildet, auch in einer einzigen Gestalt hätte dargestellt werden können. Nur natürlich aber ist es, daß das männliche Wesen die Schöpferkraft vertritt, das Weib dem Kunstwerk zum Leben nach außen, zum „Erklingen" verhilft.

Während dieses Werk in seiner ganzen äußeren Art noch einen gewissen genrehaften Zug hat, ist Müllers letzte Schöpfung (s. nachstehende Abbild.) voll monumentaler Größe. Hier sehen wir die Früchte der langen und eingehenden Beschäftigung mit dem Braunschweiger Brückendenkmal reifen.

Auf einer Felsbank liegt nackt ein blühendes Weib. Trotz der äußeren Ruhe des ausgestreckten Körpers, der einem die ägyptischen Sphinxe ins Gedächtnis ruft, liegt in ihm etwas katzenartig Lauerndes und Sprunghaftes. Der in scharfem Knick mit dem Ellbogen auf die Erde gestützte Arm trägt den emporgereckten Kopf, die Linke krallt sich krampfhaft in die Erde. Jeder Muskel des Gesichtes ist gestrafft, die Augen starren mit banger Spannung in die Ferne. Dort — fühlt diese Frau — naht etwas. Sie sehnt es, zwingt es herbei; sie haßt es, sie liebt es; sie begehrt es und möchte es vernichten; sie fühlt, daß das Kommende sie bezwingen, ihr bisheriges Dasein töten wird, und sie kann ihm nicht entrinnen, und sie will es nicht. Was ist es? — Hier ist das Weib. Dort naht der Mann. O Rätsel des Lebens! Rätsel Weib, das den Mann lockt und zu sich zwingt, daß er es erkenne. Rätsel im Weibe. Es muß vergehen, um Leben zu geben. Sein bisheriges Sein muß vernichtet werden, auf daß es ein neues Sein in sich bergen, daß es Leben geben kann. Leben erblüht dem Sterben, Tod dem Spenden des Lebens. Soll sie den Tod des bisherigen Seins ersehnen, um das neue noch unbekannte Leben kennen zu lernen? Soll sie den hassen oder lieben, der diesen Wandel in ihr schafft, durch den sterben muß, was sie bisher war, der allein ihr aber auch Erwecker sein kann zum neuen Sein?! — Ein Rätsel bleibt es.



Ernst Müller: Das Rätsel „Weib".

In heimatlicher Fremde

Von

Wilhelm Jensen

Schon leuchtet's bunt aus grünen Blättern hier,
Und Sonnenstille liegt am Gartenrande.
Frühling und Sonne — auch im fremden Lande
Umfangt mit dem Gefühl der Heimat ihr.

Und Kinder spielen dort am Wegesrand,
Umbreitet von der Linde Knospenzweigen,
Mit hellen Stimmen singend; einen Reigen
Verschlingen lenzesfroh sie Hand in Hand.

Und fremd umgibt mich weder Zeit noch Raum:
So hört' ich einst dies selbe Lied schon singen;
Selbst sang ich's mit beim leichten Rundeschwingen
Der Knabenheimat unterm Lindenbaum.

Ein Reigenlied uralter Tage, gleich
Von ihren Kindern einstmals schon gesungen;
Ein Dämmerweben von Erinnerungen
Aus Frigga-Holdas altem Wunderreich.

Und vor mir taucht's herauf: Ein kleines Ding,
Goldblonden Haares, hielt die Hand des Knaben;
Wie's dann geschah, nicht weiß ich's; wir begaben
Abseits davon uns aus dem Tänzerring.

Da lag die Sonne still am Gartenrand,
Des Frühlings erste Blumen bunt entfaltend;
Wir standen stumm, den Atemzug verhaltend,
Und schauten staunend drauf, noch Hand in Hand.

Das alte Lied klingt her vom Lindenbaum;
Ein winzig Paar dort löst sich aus dem Reigen;
Zusammen gehn sie fort und stehn und schweigen
Und blicken auf den Lenz. Es ist wie Traum.

Osterzauber

Novellette

von

Kurt Julius Wolf

(Nachdruck ist untersagt.)

Von Marias „Amen" klang ein fromm ergreifender Nachhall noch lange durch die Dunkelheit im Zimmer; Magdalena aber konnte nicht beten in dieser Nacht. Der Märzsturm, der das Haus umbrauste, hatte ihre Seele aufgestört. Hilflos, die Augen weit geöffnet, lag sie im dumpfen Bett wie auf der Folterbank. Sie sehnte sich nach Schlaf; aber dieser allbarmherzige Bruder der Nacht legte seine milde Hand nicht kühlend, erlösend auf ihre heiße Stirn und die brennenden Lider. Sie mußte ohne Ende liegen und leiden unter den quälend eintönigen Stimmen der Nacht, die im verworrenen Chor bald nah, bald ferne tönten.

Harte Efeublätter raschelten um den Fensterrahmen, von irgendwo aus der Tiefe des Hauses klang das Trommelgeräusch eines schlecht schließenden Fensterladens ... Stille dann. Ganz im weiten nur ein rätselhaftes Singen, das plötzlich wie ein Schrei erstickte und unterirdisch weitergrollte. Dann war das große Rauschen wieder da, das Wehen des Sturmes, der mit heftigen Flügelschlägen über die Wipfel brauste und auf allen Giebeln und Schloten seine wilde, fahrige Weise pfiff.

O, wäre doch diese Nacht vorüber und der kommende Tag, von dem sie nun wußte, daß er die große Veränderung ihres Lebens brachte! Sie fürchtete sich davor wie vor dem Schritt in eine fremde, unwirtliche Gegend. Sie hatte so sanft und sorglos gelebt das letzte halbe Jahr, als müsse dieses freundliche, vom Geiste des Vaters noch im Tode geleitete Nebeneinander zu dreien immer dauern.

Nun war aber das Trauerjahr abgelaufen, und was uneingestanden und doch fast mit Händen zu greifen gleichsam über den Köpfen der Pfarrhausbewohner schwebte — morgen mußte es sich erfüllen. Und wie nun Johannes nach dem Abendbrot heute die Schwester gefragt, ob er anderen Tags nach der Kirche mit einem ernsten Anliegen zu ihr kommen dürfe, da hatte sich das Uneingestandene plötzlich nach zwei Seiten hin offenbart, und unter tiefstem Erbeben fühlte sie, daß auch sie ihn mehr wie einen Bruder liebte.

Fast schuldbewußt suchte sie das Gesicht der Schwester, die ihr zur Seite in tiefen, regelmäßigen Atemzügen den beneidenswerten, selbst vom Heulen des Sturmes nicht gefährdeten Schlummer der Glücklichen genoß. Sie sah das feine, durch die glatt anliegenden Haare dunkel und scharf begrenzte Oval von weißen Kissen abgehoben und glaubte sogar ein Lächeln zu erkennen, das wie Traumesabglanz auf den stillen Zügen lag. Und ihre Blicke, die die Dunkelheit hellsehend machte, drangen durch die geschlossenen Lider bis auf den geheimsten Grund der Schwesterseele. Reine Gefühle blühten und dufteten hier wie ein Garten voll weißer Lilien. Und dieser Garten leuchtete im Frührot der aufgehenden Sonne

und hatte seine Pforten weit aufgetan vor einem schlanken blonden Manne, der sich ihm andächtig näherte.

Magdalena fühlte, wie ihr bei diesem Gedanken das Blut ins Gesicht stieg, und schämte sich dessen vor der schlafenden Schwester. Und um den ruhigen Schlaf nicht durch ihre brennenden Blicke zu stören, saß sie nun aufrecht, mit abgewandtem Gesicht durch die in matter Helle abgesetzten Fenstervierecke starrend. Von dort aber überflog sie plötzlich der Anhauch der sturmatmenden Nacht wie eine verwegene Lockung, die zugleich etwas Kühlendes, Erfrischendes hatte.

Sie wußte nun, was sie erlösen würde, und erhob sich vollends. Sie streifte das Kleid über und schlich leise, leise hinaus. Im Korridor legte sie sich den Mantel um die Schultern, fand auch das Kopftuch glücklich heraus. Dann huschte sie hinunter in den Garten.

Schon gleich nach dem Öffnen der Hoftür schlug ihr der Wind die luftigen, weichpressenden Fänge ins Gesicht. Das Atemholen war schwer bedrängt; aber doch tat ihr die frische Luft unbeschreiblich wohl. So gut es ging, atmete sie tief auf. Und wie sie sich nun stemmen mußte beim Vorwärtsschreiten, um den fauchenden Stößen standzuhalten, wie über ihr die alten Bäume im Garten sich aufrauschend zur Seite neigten, da überkam sie eine wilde, wehe Begeisterung, daß sie den Kopf aus der Hülle befreite und Brust, Stirn und Wangen den brausenden Strömen bot.

Nun kühle, du Starker, das Feuer, das mir im Herzen brennt!

Allmählich wurde sie ruhiger. Sie ging tiefer in den Garten, ganz nach hinten bis zum Zaune, welcher den Pfarrgarten vom Dorfe schied. Inmitten dunkler, unbewachsener Bodenmassen sprangen einzelne Dachgiebel spitz und finster in den fahlen, wolkenüberzogenen Nachthimmel, unter denen die Hauswände und die Hofmauern zum dunklen Kern einer schlafenden Menschensiedelung verwuchsen.

Nur vereinzelt leuchtete noch ein einsames Kammerlicht herüber, rötlich und still. Auch schien das Leben noch nicht ganz erstorben. Bald war es ein Hundeblaff, den ihr der Sturm ins Ohr trug, bald eine körnige Männerstimme, von jähen, kecken Aufschreien aufgescheuchter Mädchen begleitet. Und manchmal huschte es draußen am Zaune entlang, eilig und in tiefer Vermummung. Mädchen aus dem Dorfe waren's, den Rock von hinten über den Kopf heraufgezogen, Krüge und Flaschen in der Hand, damit nach altem Brauch in mühsam gewahrter Schweigsamkeit zum Bache eilend, um Osterwasser zu schöpfen.

Über den Aberglauben der plumpen Geschöpfe mußte sie lächeln; aber der Wille zur Schönheit weckte doch in ihrer entbehrenden Mädchenseele ein schüchternes Echo.

War sie nicht auch eine Übersehene?

Als sie sich nach dem Pfarrhaus zurückwandte, sah sie, daß in seinem Zimmer noch die Lampe brannte. Wie magisch angezogen durch dieses Licht, ging sie, ohne zu verweilen, durch den ganzen Garten zurück. Sie kam schließlich dem Hause so nahe, daß sie den Lichtkringel an der Decke flimmern sah.

Nun stand sie still, von kahlen Ästen gedeckt. Nichts sah sie als das Licht und immer nur das Licht, das aus seinen Fenstern fiel. Sonst war's still da oben. Allein das Rauschen über ihrem Haupte schwoll und verzitterte.

Da löste sich plötzlich ein Glockenton aus der Nacht, hell und rein, mit dröhnendem Nachschlag. Langsam löste sich der zweite, der dritte rollte, sie schlugen zusammen und schieden wieder, aufjubelnd und nachzitternd in feierlichem Ernst, und nun wellte in ehernen Schwingungen von nah und fern das Geläut der Osterglocken über das mitternächtige Land.

Im Pfarrhaus oben ging ein Fenster. Eine schlanke, dunkle Gestalt erschien darin, leicht nach vorn gebeugt in die Nacht hinauslauschend.

Und immer noch läuteten die Glocken.

Es war, als wogte die Melodie der Ewigkeit zwischen Erde und Himmel. Mächtig umher schallte sie auf Schwingen des Sturmes — laut und bebend bald, aus machtvoller Nähe die Seele bis ins Tiefste erschütternd, und bald verschleiert leise, leise, milde Mahnung, wie aus traumhafter Ferne kommend.

Jesus Christus, der Erlöser, lebte. Jesus Christus war auferstanden aus dem Grabe, und die Glocken jubelten Hosianna dem Heiland der Welt und seiner Not und Tod überwindenden Liebe.

Die dunkle Gestalt am Fenster oben war zusammengesunken. Magdalena sah nur den Kopf noch, der auf der Fensterbank auflag, und den das Stubenlicht mit einer Goldkontur umsäumte.

Der Wind aber, der über die Hauswand fuhr, trug in abgerissenen Sätzen ein Gebet zu ihr ins Finstere.

„Komm zu mir, mein Herr und Heiland, wie zu den schlafenden Jüngern in der Nacht von Gethsemane. Nach deinen Worten laß mich beten: nicht wie ich will, sondern wie du willst. Denn, siehe, dieses törichte Herz ist irre geworden und wie berauscht vom Duft der Blume, die im Tale blüht. Seine Stätte aber ist auf dem Berge, wo der Schwester Antlitz vom Widerschein des Himmels leuchtet. Diese Stätte laß mich finden, deine Stärke gib mir, daß mein Fuß nicht strauchelt, und über mein banges Herz komme die reinigende Kraft deiner zu Gott führenden Liebe. Unser Vater, der du —“

Magdalena hörte nichts mehr. Es war über sie gekommen wie eine süße Betäubung erst und wie Befreiung dann, die so plötzlich kam, daß das Herz in starken, springenden Schlägen pochte und die Pulse in den Schläfen wie im Fieber hämmerten.

Und schon wollte sie es hinausjubeln in Nacht und Sturm, was sie so über alle Maßen selig machte, da fiel es sie wie Erschrecken an, daß dieser Schrei auch die Schlafende dort oben aus einem Glückstraum aufstören müsse, der jahrelang die Zukunftshoffnung der besten, edelsten Frauenseele gewesen. Und den Vater sah sie auf dem Karfreitagssterbelager, der im verklärenden Licht einer anderen Welt die Hand der geliebten Ältesten und die des Freundes und Nachfolgers ergriff: „Haltet auch ferner fest an der Liebe,“ hörte sie die sanfte, brechende Stimme sagen, „zum Segen der Gemeinde und zum Ruhme des Herrn. Gott segne euch, meine Kinder.“

Da glaubte auch Magdalena, daß ihre Liebe Sünde wäre, und verbarg das Gesicht in den Händen. „O Vater im Himmel,“ schluchzte sie, in die Knie sinkend, „erbarme dich meiner!“

* * *

Am anderen Morgen war Maria die erste, die sich im Hause regte. Als sie in der Wohnstube das Fenster öffnete und der Wind so viel würzigen Erdgeruch aus dem Garten herauftrug, überkam sie gleich die rechte Osterstimmung. Sie lehnte den Kopf ans Fensterkreuz und träumte in die Ferne, die draußen hinter dem Dorfe nebelte. Osterzauber lag in der Luft, aus dem sich immer wieder das Bild des Gekreuzigten löste, verkörperte Erlösersehnsucht, aus verblutender Hülle zu himmlischer Verklärung aufsteigend.

Gleich darauf brachte die Haushälterin einen Strauß Passionsblumen vom jungen Herrn Pfarrer.

„Ei der Tausend,“ sagte sie, vor dem Fräulein die Augen aufreißend, „wie Sie das gleich verändert, Fräulein Maria! Viel jünger, viel hübscher sind Sie so. — Nun, entschuldigen Sie, daß ich das in meiner Einfalt so heraussage. Man war eben so ans Schwarze gewöhnt; aber mit dem Hellen hält man's doch lieber, das versteht sich. Und es kleidet Sie doch! Warten Sie nur, der Herr Johannes wird es auch finden, wenn er's vielleicht auch nicht sagt.“

Maria lächelte nur, ihr stilles, freundliches Lächeln, mit dem das gute Herz immer gleich die Überlegenheit verdrängte. Dennoch entging es der Haushälterin nicht, wie auf Augenblicke ein verschämtes, bräutliches Rot das klare und feine Gesicht überflog.

Nach der alten Christine kam Magdalena ins Zimmer, müde, fast leblos. Sie war so blaß.

„Wie siehst du aus, Kind!“ rief Maria, auf die Schwester zueilend.

Magdalena nickte nur mit einem trüben Lächeln, als wollte sie sagen: Ich weiß —

„Bist du krank?“ fragte Maria und sah ihr besorgt in die Augen.

Sie konnte diesen prüfenden Blick nicht ertragen und wurde brennend rot. Auf einmal war auch das bißchen Fassung hin.

Aufschluchzend lehnte sie an der Schwester Schulter.

„Ich bin müde, Maria,“ hauchte sie tonlos, „ich bin ein unseliges Geschöpf. Ich kann nicht beten und habe kein Gefühl für den Tag der Auferstehung. Ich möchte fortgehen — weit fort — dahin, wo mich niemand kennt, und ich möchte doch wieder bleiben, so gern. Sag', muß ich fort, Maria?“

„Aber Lena, Kind —!“

„Auch wenn du — wenn ihr —?“

„Gewiß, Herzchen, du bleibst bei uns — bei mir,“ verbesserte sie sich errötend. „Wir bleiben zusammen.“

Damit umarmten und küßten sie sich.

Nach dem zweiten Läuten gingen sie in die Kirche.

Die Leute auf der Straße grüßten ehrerbietig die Töchter ihres alten Herrn Pfarrers. Die Alten, Grauhaarigen sahen Maria dabei an, Maria, die Liebreiche, die den Kranken beistand und die Leidenden tröstete. Die Jungen und die noch nicht fertig waren mit dem Leben, hingen am süßen Blondkopf Magdalenas, der über Nacht so bleich geworden war.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Eingange knieten sogar ein paar polnische Mägde. Niemand wehrte es ihnen.

Magdalena stieg langsam zur Empore hinauf. Sie sollte heute in der Ostermotette das Solo singen. Maria ging zwischen den gedrängt vollen Bänken hindurch nach vorn zum Familienstuhl der Pastorsangehörigen. Dort saß sie der Kanzel zu Füßen, vor Augen den kleinen, schmucklosen protestantischen Altar, dessen Sammetdecke sie vor Jahren mit goldenen Lettern bestickt hatte.

Gerade als der Chor die Motette anstimmte, kam Johannes aus der Sakristei. Er schien ihr bleicher als gewöhnlich. Er ging mit festen Schritten zum Altar und kniete so plötzlich nieder, daß man das Knie auftreffen hörte. Schwer legte sich seine Stirn auf die gefalteten Hände.

In diesem Augenblick setzte auf der Empore Magdalenas Stimme ein, mit süß gesättigtem Wohllaut in die kahle Wölbung der Kirche hineinschwellend:

> Was betrübst du dich, meine Seele,
> Und bist so unruhig in mir?
> Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken,
> Daß er mir hilft mit seinem Angesicht.

So mit den echten Herzenstönen einer nach Trost verlangenden Seele gesungen, wirkte das erbauliche Lied des Psalmisten doppelt ergreifend. Manches feuchtgewordene Auge suchte das blasse Gesicht unter der dumpfklingenden Orgel. Niemand konnte sich seinem Zauber entziehen. Auch Johannes kniete regungslos. Nur manchmal, wenn die süße Sopranstimme zum ganzen Schmelz der Jugendfrische anstieg, schien ein Beben durch seine Gestalt zu gehen. Als er sich nach Beendigung des Gesanges erhob und das Altarbuch aufschlug, zeigte es sich, daß sein Gesicht gerötet war. Der erste Blick von der geglätteten Seite flog zur Empore hinauf. Dieser Blick berührte Maria so unpriesterlich, daß sie die Augen aufs Gesangbuch senkte. Auch fand sie, daß heute der Altarlektion, die er mit starker Stimme verlas, die rechte Wärme fehlte.

Alles dies überflog ihr klares Gemüt wie ein trübender Hauch. Johannes schien ihr auf einmal weit entrückt und in eine fremde, bedrohliche Sphäre getaucht. Als er die Kanzel bestieg, setzte sie sich nicht wie sonst bequem in ihrem Stuhl zurecht, um sich so, fast ohne körperliche Empfindung, vom tiefen Strom der Gedanken hinaustragen zu lassen in das selig durchschauernde Lichtbad der Gotteserkenntnis; sie saß mit geradem Rücken und festsitzendem Kopf in sich selbst zusammengedrängt, wie auf der Hut vor dunklen Gewalten, die auf dem Grunde dieses Stromes verborgene Quellen hatten. Er war nicht mehr der vertraute Bruder, der die flüchtigen Bilder ihrer Seele mit der Gestaltungskraft des überlegenen Geistes zu klaren Vorstellungen formte — in seinem Ernst, in seinem Ringen nach Selbstbeherrschung sah sie ihn über sich als den Zeugen einer unter frommen Irrtümern langsam aufsteigenden Wahrheit, an die sie nicht gedacht, die sich aber in ebendiesen Unterdrückungsversuchen schließlich selbst offenbarte.

Mit einer Stimme, die von tiefer innerer Bewegung zeugte, begann er seine Osterpredigt.

Im Anfang führte er die Zuhörer in die Natur hinaus. Er wies darauf hin, wie das harte Joch des Winters nun wieder von der Erde gewichen und im dunklen Schoß die Kraft des Wachstums sich aufs neue rege, Keime treibend, Knospen ansetzend, und wie das nun alles in Wald und Feld und Garten mit Macht ans Licht dränge, um — über ein kleines — in der Sonnentaufe seine lenzprangende Auferstehung zu feiern.

Dann erhob er sein Thema ins Religiöse. Hingerissen vom Zauber des Johannesevangeliums, in dem er sich am tiefsten offenbart, ließ er die Gestalt des Heilands herniedersteigen in all ihrer süßen Heiligkeit, eins mit Gott, dem Vater und Urquell alles Seins, durchleuchtet ganz und gar von einer unwandelbaren Liebe zu den Menschen, sanft und unendlich leidensfähig in diese Welt gekommen, die verirrte und verblendete, im Netz ihrer Sünden verstrickte Menschheit durch die Macht des Glaubens zu Gott zurückzuführen. Die Menschen aber verstehen ihn nicht und heften ihn unter Spott und Hohn ans Kreuz. Die wenigen, die an ihn glauben, wagen nicht, ihn zu befreien. Gott selbst scheint ihn verlassen zu haben. So muß er denn den bitteren Tod erleiden, beweint von Maria und den Jüngern, begraben in einem ausgehöhlten Felsen.

Aber siehe — am dritten Tage ist der Stein abgewälzt vom Grabe; Jesus Christus ist auferstanden und zum Vater gegangen.

„Wir alle ringen so mit dem Tode," schloß er, die voll aufgeschlagenen Augen wie in bittender Beschwörung auf Magdalenas blasses Gesicht gerichtet, das sich schwer atmend gegen die Emporenbrüstung neigte, „täglich, stündlich. Niemand denke an den leiblichen Tod, denn dieser führt unmittelbar zu Gott. Ich meine den inneren Tod, das Unterliegen der Seele. Wie oft, daß wir in unseren besten Vorsätzen wankend werden und mit getrübten Augen den Weg des Heils nicht finden können, der aus dem Labyrinth des Lebens herausführt. Groß ist die Macht der Versuchung, und wir sind Sünder allzumal.' Dann mag es wohl geschehen, daß unsere Herzen sich vor Gott verschließen und hart werden wie jenes Felsengrab, in dem der tote Heiland liegt. Aber wie schwer auch der Stein ist, der auf uns lastet, wir dürfen dem Banne des Irdischen nicht unterliegen. Denn uns ist ein besseres Leben bereitet. Zu diesem lasset uns aufstreben, auf daß wir eins werden mit Gott. Amen."

Als er geendet hatte, ging es wie ein Beben durch die Gemeinde. Es war, als fiele eine einzige, nach Erlösung verlangende Massenseele, die sich da aus hundert andächtigen Herzen an ihn gedrängt hatte, vom Gipfel der Gottesnähe in die dumpfe Enge der individuellen Existenz zurück.

Ein steinaltes Mütterchen wischte sich die Tränen aus dem Auge.

„Ja, ja, die Welt ist schlecht," seufzte sie, den grauen Kopf bewegend. „Wenn's nur nicht mehr so lange dauert."

Auch Magdalena weinte still vor sich hin.

Maria hatte die Kirche verlassen.

* * *

Als Magdalena eine Viertelstunde später nach Hause kam, fand sie die Schwester wieder in Schwarz gekleidet. Auch schien es, als habe sie geweint.

Sie wollte nun auch nicht mehr in hellen Kleidern sein und schickte sich an, der Schwester Beispiel zu folgen.

„Wenn du für diesen Tag die ernste Farbe wählst, wie kann ich mich in diesen Leichtsinn kleiden?!"

Aber Maria hinderte sie daran.

„Du bist doch viel jünger, Lena," sagte sie mit dem ermutigenden Eifer einer Mutter, „und du mußt nicht Leichtsinn mit Lebensfrische verwechseln."

„Ich weiß nicht, warum du dich älter machst, als du bist. Oder willst du, daß ich mit meiner Jugend meine ganze Torheit fühle? Ich weiß es ja, wie klein und schwach ich bin, und daß du immer die Bessere, Größere warst, immer so gut und so voll Liebe. Wenn ich könnte, möchte ich weniger jung sein und mehr so wie du."

„Bleibe, wie du bist, Kind. Selig sind die geistig arm sind; denn das Himmelreich ist ihr."

„Du machst mich ganz bestürzt, Maria, so bang' vor etwas, das ich mir nicht enträtseln kann. Warum nur so ernst, so feier-

lich? Nun kommt er doch bald. Freut man sich darauf denn gar kein bißchen?"

„Der Stein ist abgewälzt, Magdalena."

Da klopfte es. Magdalena erschrak. Es war Johannes, der in die Stube trat. Mit einem scheuen Gruß wollte sie aus dem Zimmer eilen.

Maria aber sagte: „Bleib'!"

Und sie blieb. Sie wich ein paar Schritte zurück und mußte sich an die Fensterbank lehnen; denn sie bebte am ganzen Leibe.

Johannes schien sie nicht zu sehen. Sein Auge war fest auf Maria gerichtet.

„Das Jahr ist voll," sagte er leise und stockend, „und wir begehen heute zum zweitenmal Ostern seit dem Tode Ihres Vaters, meines hochverehrten väterlichen Freundes. Es hat Ihnen gefallen, dieses Haus, in dem Sie aufgewachsen sind, seither als das Ihre zu betrachten, Maria, — ‚einstweilen' aber nur, wie Sie damals auf meine Einladung erwiderten. Nun ist das Trauerjahr abgelaufen, und zugleich bedarf wohl auch das ‚einstweilen' seiner Erneuerung. Ich bin deshalb zu Ihnen gekommen, Maria, Sie für immer in diesem Hause festzuhalten als die von der dankbaren Gemeinde längst ersehnte Frau Pfarrerin."

Er reichte ihr die Hand, die sie herzlich drückte.

„Ich danke Ihnen, Johannes," sagte sie freundlich, „aber das Opfer wäre zu groß. Sie dürfen im Dienste des Herrn sich selbst nicht ganz vergessen. Den notleidenden Gliedern der Gemeinde werde ich auch ferner beistehen, sobald sie meiner bedürfen; die zukünftige Frau Pfarrerin aber" — sie ging zu Magdalena und küßte sie auf die Stirn — „erwartet Sie hier."

Dann ging sie still hinaus.

Im Walde

Wie hat der Wald in wenig Tagen
Zu grüner Wildnis sich gewandt,
Nicht lang ist's her, sah kahl ich ragen
Sein Astgewirr zur Wolkenwand.

Nun füllt ein Zwitschern rings die Bäume,
In Düften lastet Strauch an Strauch,
Durch blendend weiße Lichtesäume
Schwingt sich der frohe Morgenhauch.

O lerne, Herz, von Blütenzweigen,
Wie man ein reiches Glück erträgt
Und demutvoll, in stillem Neigen
Die Blicke stumm zu Boden schlägt.

Maria Stona



Stratford: Shakespeares Geburtshaus.

In Shakespeares Heimat

Von

Helene Vulpius

Also pünktliches Eintreffen an der Mitte von England!" Wie oft tönten diese Worte in mein Ohr, wenn es sich um Ausflüge in die Umgegend von Leamington handelte. Eine kräftige, gedrungene Eiche, deren mächtige Äste weithin Schatten spenden, bildet eine Meile von Leamington in der „laubgrünen" Grafschaft Warwick dem Volksmunde nach die Mitte Englands. Sie steht in einer Gegend, die nicht nur landschaftlich sehr lieblich ist, sondern auch überreich an historischen und literarischen Erinnerungen. Wir befinden uns ja hier mitten im „Shakespeare-Land", wie dieser Teil von Warwickshire oft genannt wird. Eine Radfahrt von einer Stunde bringt uns südlich nach Shakespeares Geburtsstadt, Stratford on Avon. Wenden wir uns nach Norden, so genügt noch geringere Zeit, um nach Kenilworth zu gelangen, den Ruinen des stattlichen Schlosses, das uns allen dem Namen nach durch Walter Scott bekannt ist. Und sollte es uns nicht locken, die Straße weiter zu verfolgen, von der ein alter Chronist sagt, daß es im ganzen Königreich keinen besseren und angenehmeren Weg gibt als den vom Städtchen Warwick über Kenilworth nach Coventry, das ebenso reich ist an alten Gebäuden und alten Sagen wie tätig im Betrieb seiner weltberühmten Fahrradfabrikation? Doch nicht nur friedlichen Erinnerungen dürfen wir uns hingeben; auch Kampf und Blutvergießen hat dies Herz Englands betroffen. Hier erfolgte der erste Zusammenstoß zwischen Kavalieren und Rundköpfen, und das Unglück Karls I. nahm bei Edge Hill, südlich von Leamington, seinen Anfang.

Zuerst drängt es uns natürlich, Stratford einen Besuch abzustatten, dem Geburtsort des „Schwans vom Avon". Unser Weg führt an vielen einzeln liegenden Cottages vorbei, jenen Backsteinhäuschen der englischen Landbewohner, welchen allen das Bogenfenster der „guten Stube" und die Porch, die kleine Halle vor der Haustür, gemeinsam

ist. Ehe wir in die Stadt Stratford einbiegen, werfen wir einen Blick von der Avonbrücke über die Gegend. Ein liebliches Bild bietet sich uns dar: der breite, ruhig fließende Avon trennt die grünen Wiesen mit den weidenden Kühen von den Gärten, die sich auf der Stadtseite an seinem Ufer hinziehen. Vor uns erheben sich die Shakespeare Memorial Buildings inmitten schöner Anlagen. Entzückend ist die Lage der Trinitatiskirche, etwas weiter stromabwärts. Dicht am Fluß, aus dem Laubwerk mächtiger alter Bäume, ragt ihr zierlicher, spitzer Kirchturm empor. Dann wieder Wiesen, und alles so friedlich, so grün, so sommerlich; der Avon

> Rauscht lieblich über leuchtend bunte Steine
> Und küßt die Binsen, die sich zu ihm neigen,
> Wenn sanften Laufes er vorüberzieht.

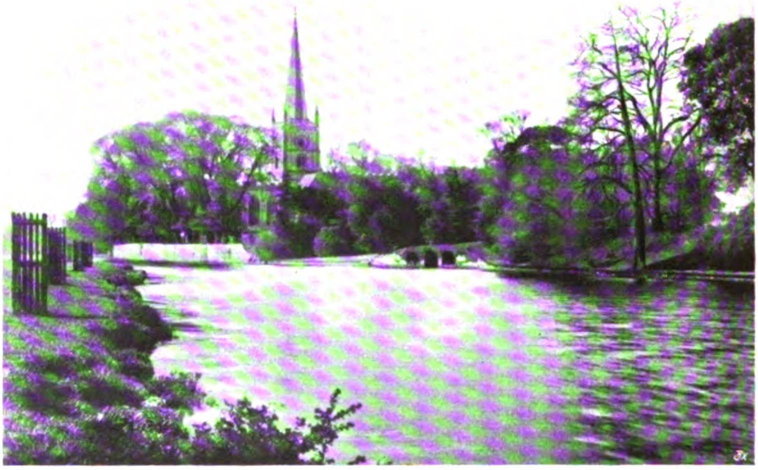
Das Geburtshaus Shakespeares liegt in der Henleystraße und besteht aus zwei ursprünglich nicht zusammengehörenden Teilen; das eigentliche Wohnhaus enthält das als Geburtsstätte bezeichnete Zimmer, während sich im Nebengebäude der Laden befand, den Shakespeares Vater im Jahre 1556 erwarb, und worin er seine Geschäfte als Wollhändler und Handschuhmacher bis zu seinem Tode (1601) betrieb. Das Anwesen, bis 1806 im Besitz der Familie Hart, der Nachkommen von Shakespeares Schwester, erlitt schon früh und im Laufe der Zeit immer mehr Veränderungen. Das Nebengebäude wurde 1603 in ein Wirtshaus umgewandelt. Ende des achtzehnten Jahrhunderts tat sich im Geburtshaus ein Fleischerladen auf, nachdem vorher die Dachfenster, jedenfalls infolge der erhöhten Fenstersteuer, herausgenommen waren. Ebenso hatte man das Bogenfenster des Erdgeschosses und das Schutzdach über der Tür entfernt. Endlich, im Jahre 1847, kaufte ein vereinigtes Londoner und Stratforder Comité das Grundstück als nationales Eigentum an. Dies geschah aber erst, als Mr. Barnum aus New York mit der Absicht hervortrat, das Shakespearehaus nach Amerika zu versetzen. Das Comité erwarb auch die anstoßenden Gebäude, um sie niederzureißen und so die wertvolle Stätte vor Feuersgefahr zu sichern. Im Jahre 1857 wurde das Haus restauriert und erhielt, soweit dieses zu erforschen war, seine ursprüngliche Gestalt zurück. Dunkles Balkenwerk, drei Dachgiebel und die auf braunen Holzpfosten ruhenden Schutzdächer über den Fenstern des Erdgeschosses und über der Tür verleihen ihm ein gar behagliches Aussehen. Wir treten zuerst in einen gepflasterten Flur mit Kamin, wahrscheinlich



Shakespeares Geburtszimmer.

das Familienwohnzimmer; daran schließt sich die Küche. Die zwei Räume dahinter werden als „Waschhaus" und „Vorratskammer" bezeichnet, daneben ist der Eingang zum Keller. Eine sehr schmale Holztreppe führt ins erste Stockwerk, und über einen engen Vorsaal gelangt man in das Geburtszimmer, das durch ein nach der Straße zu gehendes dreiteiliges Fenster mit rautenförmigen Scheiben erhellt wird und der größte und freundlichste Raum des ganzen Hauses ist. Auch hier befindet sich, wie in der Küche, ein gemauerter Kamin; die Decke, sehr niedrig, hat teilweise durch ein Lattengitter gesichert werden müssen. Die wenigen Möbel erregen kein besonderes Interesse, da sie erst später hierher gestiftet wurden. Decke, Wände und Fensterscheiben sind dicht mit Namen früherer Besucher bedeckt; dieser Unsitte verdankt man unter anderen die wertvollen Autographen von Dickens, Scott und Thackeray Jetzt ist glücklicherweise solche Art der Verewigung strengstens verboten.

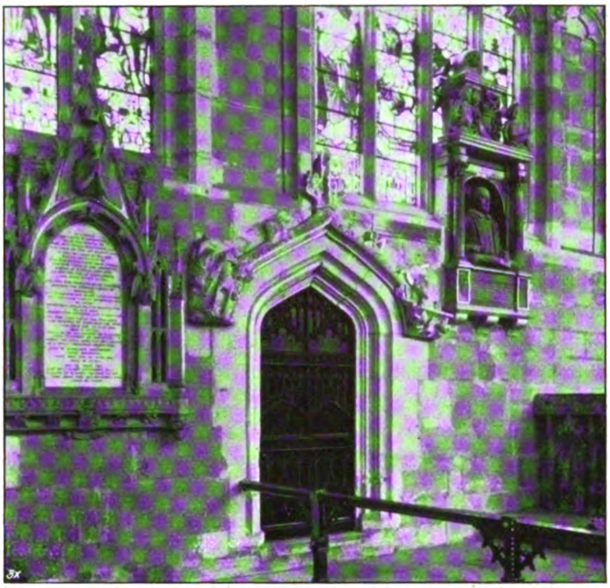
Das einzige dem Publikum noch zugängliche Zimmer des oberen Stockwerks ist das über dem ehemaligen Wolladen; hier hängt das sogenannte Stratford-Porträt von Shakespeare, ein Ölbild, das vielfache Wandlungen durchgemacht hat und das unter anderem den Söhnen eines früheren Besitzers als Zielscheibe beim Bogenschießen diente. Erst in neuerer Zeit ist es auf Wunsch seines letzten Eigentümers, eines Mr. William Hunt, der es dem Shakespearehaus schenkte, von einem sachverständigen Maler restauriert worden, wobei dieser auch den später aufgemalten Vollbart entfernte. Man nimmt an, daß das Bild nicht zu Shakespeares Lebzeiten entstanden, sondern eine Kopie der bemalten Büste über dem Grabe des Dichters ist.



Stratford: Trinitatiskirche.

Die Räume des Ladens im Erdgeschoß sind jetzt zu einem Shakespearemuseum eingerichtet, aber nur weniges darin kann als wahrhaft echt unser Interesse beanspruchen, wie z. B. ein Schreiben Richard Quineys aus dem Jahre 1598, der einzige erhaltene Brief an Shakespeare, worin der Dichter um ein Darlehen von dreißig Pfund gebeten wird; ferner eine Urkunde von 1596, die bestätigt, daß dies der Wohnsitz von Shakespeares Vater war. Nach einem letzten Blick in den lieblich blühenden Garten, der das Haus auf drei Seiten umgibt, wenden wir uns der High Street zu, um die anderen durch des Dichters Namen geweihten Stätten aufzusuchen. Gleich an der Ecke sagt uns eine Tafel, daß hier Shakespeares zweite Tochter Judith sechsunddreißig Jahre lang mit ihrem Gatten Thomas Quiney lebte. An dem originellen Shakespearehotel mit seinen fünf Giebeln vorbei kommen wir zu einem schönen altertümlichen Giebelbau; alles Holzwerk, die Tragbalken zwischen den zwei Geschossen, die Fenstereinfassungen, die Konsolen unter dem vorspringenden zehnteiligen Fenster und die Giebelleisten, ist mit feinster Schnitzerei verziert. Dies Schmuckstück eines Bürgerhauses mit der Jahreszahl 1596 erweckt noch ein besonderes Interesse als

Heimat der Mutter John Harvards, des Gründers der berühmten Universität bei Boston.



Shakespeares Begräbnisstätte in der Trinitatiskirche.

Nach einigen Schritten stehen wir vor der Guild Chapel mit daranstoßendem Zunfthaus, der Guild Hall, worin sich zugleich die alte, um 1402 gegründete Lateinschule befindet. Der Versammlungsraum der Zünfte war im Erdgeschoß; hier gaben zu Shakespeares Zeiten die Londoner Schauspieler ihre Vorstellungen, und schon der Knabe mag durch sie manche Anregung erfahren haben. In dem vorspringenden ersten Stockwerk des langen, durch dunkles Balkenwerk vertikal gestreiften Gebäudes liegt das Hauptschulzimmer, welches noch heute als solches benutzt wird. Die massigen Balken des offenen Dachstuhls deuten auf das hohe Alter des Raumes hin. Hier also lernte Shakespeare „ein bißchen Lateinisch und noch weniger Griechisch", wie Ben Jonson ihm nachsagt. Eine Tafel bezeichnet am oberen Ende des Saales die Stelle, wo sein jetzt im Geburtshaus befindliches Pult gestanden haben soll. Nach der Ansicht mancher ist es aber kein Schülerpult, sondern das eines Unterlehrers; als solches würde es die Annahme bestätigen, daß Shakespeare in seiner Jugendzeit vorübergehend Lehrer gewesen sei.

An dieser Ecke der Chapel Street liegen die Stätten, die mit Shakespeare in Beziehung gebracht werden, dicht beisammen: der Guild Chapel gegenüber das alte Falconhotel, welches der Überlieferung nach gern vom Dichter aufgesucht wurde; auf der anderen Seite New Place, wo das von Shakespeare erworbene Haus gestanden hat, welches der Familie während seines Aufenthaltes in London, sowie ihm selbst in den vier letzten Lebensjahren Obdach gewährte. Leider ist es infolge eines kaum glaublichen Vandalismus bis auf die Grundmauern von der Erde verschwunden. Ein Geistlicher, Namens Gastrell, der es Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaß, ärgerte sich über die vielen Besucher, welche den von Shakespeare im Garten gepflanzten Maulbeerbaum sehen wollten; außerdem verdroß ihn die Haussteuer für das von ihm nur vorübergehend bewohnte Gebäude: so ließ er jenen umhauen und dieses niederreißen. Die Pietät der neueren Zeit hat einigermaßen gut zu machen gesucht, was dieser Herostrat verbrochen. An Stelle des früheren grünt ein neugepflanzter Maulbeerbaum und beschattet den alten, mit Efeu bewachsenen Ziehbrunnen; Blumenbeete sind auf den Fundamenten des Hauses angelegt.

Und nun zur Trinitatiskirche, um des Dichters letzter Ruhestätte einen Besuch abzustatten! Eine herrliche Lindenallee führt von der Kirchhofstür zum Hauptportal. Von höchstem Interesse ist namentlich die Steinplatte, welche Shakespeares Grab im Altarraum bezeichnet, zumal da die Echtheit und Unberührtheit dieses Denkmals über allem Zweifel erhaben ist. Hat doch der Dichter in der selbstverfaßten Inschrift die Unverletzlichkeit seines Grabes dringend gefordert:

> Good frend, for Jesus sake forbeare,
> To digg the dust encloased here;
> Blest be ye man yt spares thes stones,
> And curst be he yt moves my bones.

Links neben dem Dichter liegt seine Gattin, rechts folgen die Gräber von Thomas Nash,

dem ersten Mann von Shakespeares Enkelin Elizabeth Hall, und von Dr. Hall und seiner Frau, Shakespeares ältester Tochter Susanna.

In einer Nische der Nordwand, über Shakespeares Grab, wurde im Jahre 1623 die Büste des Dichters aufgestellt, ein Werk des Bildhauers und „Grabmachers" Gerard Johnson (Jansen) aus Amsterdam. Sie soll nach einer Totenmaske verfertigt sein, die man wunderbarerweise 1843 in der Sammlung des in Mainz verstorbenen Domherrn von Kesselstadt gefunden zu haben glaubt, von wo sie in das großherzogliche Museum in Darmstadt übergegangen ist. Sie trägt auf der Rückseite das Datum von Shakespeares Tod († Ao. Dm. 1616); nach angestellten Messungen sollen die Verhältnisse zwischen Maske und Büste ziemlich übereinstimmend sein. Die Büste war bemalt, wurde aber zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts übertüncht; nach sorgfältiger Abwaschung fand man noch genügend Farbenspuren, um dem Bildwerk sein ursprüngliches Aussehen wiedergeben zu können. Der Dichter ist in braunrotem Wams, mit weißen Manschetten und Halskragen dargestellt; die Hände, welche Feder und Papier halten, ruhen auf einem Kissen. Die Haltung ist sehr steif, die Augen treten starr hervor, doch mag der wenig angenehme Eindruck, welchen die Büste macht, teilweise von der ungünstigen Aufstellung herrühren.

Beim Heraustreten auf den Friedhof nimmt uns die Schönheit dieses Ortes mit ihrem erinnerungsreichen Zauber ganz gefangen. Uralte Bäume beschatten die bemoosten Grabsteine, während über den Avon herüber die sonnenbeschienenen Wiesen lachen. Der Fluß aber singt durch Jahrhunderte dieselbe süße Melodie, die Garrick zu den Versen begeisterte:

Du silberner Avon, dessen leises Singen
Einst Shakespeare Träume lieh von überird'schen Dingen,
Im Mondlicht umtanzen die Elfen deinen Strand,
Geweihte Stätte, da sein Haupt die Ruhe fand.

Doch endlich müssen wir uns losreißen, um noch die sogenannten Memorial Buildings aufzusuchen. Den Bau dieser Erinnerungsstätte, bestehend aus Bibliothek, Gemäldegalerie, Aussichtsturm und Theater, beschloß man bei der dritten Jahrhundertfeier von Shakespeares Geburtstag. Mit der Aufführung von „Viel Lärm um nichts" wurde am 23. April 1879 das Theater eingeweiht, und jedes Jahr finden hier nun in der Woche, in die Shakespeares Geburtstag fällt, Darstellungen seiner Stücke durch Londoner Schauspieler statt. Die unteren Räume des Haupthauses enthalten eine reiche Sammlung von Shakespeare-Literatur, Medaillen, mancherlei Gegenstände aus dem Holz des alten Maulbeerbaumes von New Place und Stiche, unter denen der von Martin Droeshout wohl der interessanteste ist. Er entstand wahrscheinlich im Jahre 1598, stellt Shakespeare vermutlich in einer seiner Rollen dar und wurde von den Herausgebern der Folioausgabe, den Schauspielern Hemminge und Condell, dieser ersten vollständigen Sammlung Shakespearescher Werke vorangestellt. Unter dem Stich lesen wir die Verse Ben Jonsons:

Dies Bild, das hier gestellt vor dich,
Es ist des edlen Shakespeare Stich;
Es war des Stechers groß Bestreben,
Zu übertreffen noch das Leben:
O hätt' er seinen Geist geprägt
Ins Herz, das seine Züge trägt,
Ein Meisterwerk wär's dann geblieben
Von dem, was je in Erz geschrieben.
Doch 's ist nicht so; drum, Leser, merk'
Nicht auf sein Bild, nein, auf sein Werk.

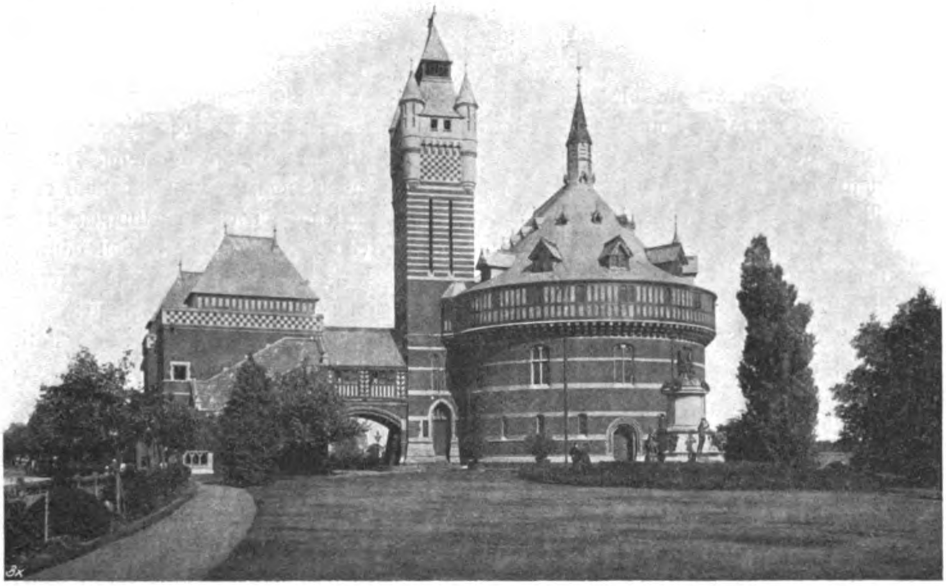
Ein Ölbildnis in der Gemäldegalerie wird von manchen für das Original des Droeshoutschen Stiches angesehen; außerdem enthält diese Sammlung Porträts berühmter Shakespeare-Darsteller, Scenen aus Shakespeares Stücken und einige Photographien der schon erwähnten Darmstädter Totenmaske. In dem schönen Garten, der auch die Memorial Buildings umgibt, steht ein Shakespeare-Denkmal, dessen Schöpfer und Stifter Lord Ronald Gower ist. Der Dichter ist sitzend dargestellt, am Sockel sehen wir die Gestalten von Prinz Heinrich, Lady Macbeth, Hamlet und Falstaff.

Nur eine Meile von Stratford entfernt liegt Shottery mit Anne Hathaways Cottage. Einer neuerdings bestrittenen Überlieferung nach soll hier Shakespeares Gattin geboren sein, während im Heiratskontrakt Anne Hathaway als „Jungfrau aus Stratford" bezeichnet wird. Immerhin lohnt der Aus-

flug nach dem strohgedeckten, mit blühenden Schlingpflanzen umrankten, malerischen Häuschen, das von Fremden mehr aufgesucht wird als das echte Geburtshaus von Shakespeares Mutter, Mary Arden, im Dorfe Wilmcote. Dieses, eine zweistöckige Cottage mit vier Giebelfenstern im Ziegeldach, ist jetzt unbewohnt, und ungepflegt wuchern die Blumen im lauschigen Vorgärtchen.

Eine kurze Fahrt bringt uns westwärts von Stratford nach dem herrlichen Landsitz Charlecote Hall, in dessen Park Shakespeare gewildert haben soll. Um den Verfolgungen des Besitzers, Sir Thomas Lucy, zu entgehen, sei er dann, erzählt die Fama, nach London ausgewandert. Das Schloß ist jetzt an einen Amerikaner vermietet und nicht zugänglich; wir müssen uns deshalb mit einem Rundgang durch Hof und Garten begnügen. Der massive Backsteinbau ist, der Königin Elisabeth zu Ehren, auf einem E-förmigen Grundriß aufgeführt. Über dem Portal sehen wir das Familienwappen, „the luces", die Hechte. Shakespeare soll sich an Sir Thomas Lucy durch eine Spottschrift gerächt haben, die man eines Morgens am Parktor befestigt fand. Jedenfalls hat er dem Edelmann ein nicht gerade schmeichelhaftes Denkmal in den „Lustigen Weibern von Windsor" gesetzt in der Person des Richters Shallow (Schaal), der wie die Charlecotes die „luces" im Wappen führt.

Doch nun zurück zur „Mitte von England", um uns von da aus nordwärts und Coventry zuzuwenden. Das Gesamtbild dieses Ortes macht, von welcher Seite man sich ihm auch nähert, einen ganz modernen Eindruck. Überragten nicht die drei schönen gotischen Kirchtürme die Stadt, so würde niemand ahnen, daß sie in ihrem Inneren solche Schätze mittelalterlicher Baukunst birgt. Die drei Türme sind das Wahrzeichen von Coventry. Wohl manchmal, besonders in seiner Jugend, mag auch Shakespeare sie erblickt haben; zog doch Coventry durch seine volkstümlichen Aufführungen Besucher aus weiter Umgegend herbei. Und daß Shakespeare die gewerbfleißige Nachbarstadt kannte, ersehen wir aus der wichtigen Duellscene in Richard II., die er auf Gosford Green, eine noch heute so benannte Wiese am Ende der Gosfordstraße, verlegt hat. Beim Anblick der drei Türme kommt uns aber zunächst eine Dichtung Tennysons in den Sinn:



Stratford: Memorial Buildings.

Als wartend auf den Zug in Coventry
Mit Knecht' und Schaffnern auf der Brück' ich stand,
Versunken in den Anblick der drei Türme,
Da formt' ich so des Ortes alte Sage.

So beginnt die Ballade „Lady Godiva“, in der uns folgendes berichtet wird: Leofric, Graf von Mercia, herrschte im elften Jahrhundert über Coventry, und obwohl die Stadt ihm viel verdankte, so legte er ihr doch zugleich so schwere Steuern auf, daß das Volk sich bitter beklagte. Godiva, die schöne Gattin des Leofric, hatte Mitleid und bat den Gatten, den Bürgern die hohen Zölle zu erlassen. „Was kümmern die dich? Nicht die geringsten Schmerzen würdest du tragen um ihretwillen,“ entgegnet rauh der Graf. „Ich würde für sie sterben,“ sagt Godiva. „Nun gut,“ entgegnet der Gemahl, und man denkt an die Bedingung, die in Maeterlincks „Monna Vanna“ von Prinzivalli gestellt wird, „so reite des Mittags nackt durch die Straßen, und ich erlasse dem Volk den schweren Zoll!“ Nach heftigem innerem Kampf sendet Godiva einen Herold durch die Stadt und läßt verkünden, daß sie die harte Probe zum Besten ihres Volkes bestehen wolle. Doch bis zum Mittagsläuten solle kein Mensch sich in den Straßen sehen lassen, und Tür und Fenster sollen fest verschlossen bleiben. Und hastig sich entkleidend — die goldenen Haare umwallen wie ein Mantel die liebliche Gestalt — eilt sie wie ein Sonnenstrahl von Säule zu Säule, erreicht den Torweg und besteigt den Zelter, der ihrer harrt. Sie reitet aus, „clothed on with chastity“; sie reitet durch die totenstillen Straßen, bis durch das gotische Stadttor die Fliederbüsche vom Feld herein sie grüßen. Da kehrt sie um, vollbringt den schweren Ritt, befreit das Volk und hat sich so ein ewiges Denkmal gesetzt. Nur ein gemeiner Wicht, ein Schneider war's, konnte dem Drang der Neugier nicht widerstehen. Er bohrte sich ein Guckloch und wollte so, selber ungesehen, auf Godiva schauen. Doch bevor er's ausführen konnte, erblindete er, beide Augen fielen ihm aus den Höhlen …

Coventry war, wie schon sein Name besagt — Conventorium oder Convent-town, die Klosterstadt —, ein Hauptsitz der Geistlichkeit, mit deren zunehmender Macht sein Handel und Gewerbe zu solcher Blüte gelangte, daß es jahrhundertelang von keiner Stadt Englands übertroffen wurde. Aber nicht allein der Handel brachte dem Ort Wohlstand und Gedeihen; eine andere Quelle des Reichtums waren die geistlichen Spiele, die große Volksscharen anzogen und auch die Veranlassung waren, daß sich Coventry des häufigen Besuches gekrönter Häupter erfreute. Als besonders berühmt galten die Schaustellungen der Franziskaner oder „Grauen Brüder“ am Fronleichnamstag. Ein empfindlicher Schlag für die blühende Stadt war daher die Aufhebung der Klöster durch Heinrich VIII., der mit Gewalt den Protestantismus einführte. Damals sank die Einwohnerzahl von fünfzehntausend auf dreitausend. Mit dem Wegzug der Mönche schwanden auch die geistlichen Spiele, während die Aufführungen der Gewerkschaften am Hocktuesday, dem Dienstag in der zweiten Woche nach Ostern, sich noch etwas länger hielten. Diese Darstellungen hatten die Befreiung der Engländer von dänischer Herrschaft zum Gegenstande und erfreuten sich ebenfalls größter Volkstümlichkeit.

Bald nach Einführung der Reformation wurde Coventry ein Bollwerk des Puritanismus. Die während des Bürgerkrieges vom Parlamentsheer dahin gesandten royalistischen Gefangenen fühlten sich unter der dortigen strengen Aufsicht und bei der ernsten Lebensauffassung sehr unbehaglich, und so entstand der heute noch in England geläufige Ausdruck: „jemand nach Coventry schicken“, was so viel heißt, als ihn gesellschaftlich in Bann tun.

Beim Gang durch die Stadt wenden wir uns zuerst dem schönsten und höchsten der drei Türme, dem der Michaeliskirche, zu. Im engen „Pfeffergäßchen“ bietet sich uns ganz unerwartet ein herrlicher Anblick dar. Sichtbar vom Fuß bis zur Kreuzblume steigt der mächtige und doch so schlanke Turm vor uns auf. Hell von der Sonne beschienen, hebt er sich vom wolkenlosen Himmel ab, während wir im Schatten der uralten vielstöckigen Giebelhäuser stehen, welche die übrige Kirche unseren Blicken entziehen. Über dem vierten Stockwerk schließen Zinnen den viereckigen Teil des Turmes ab. Durch Strebebogen gestützt, die von den mit Fialen geschmückten Eckpfeilern ausgehen, erhebt sich das Oktogon; von ihm aus schießt schlank und eigenartig glatt, von seinen ausgekehlten Pfeilern gehalten, der Helm

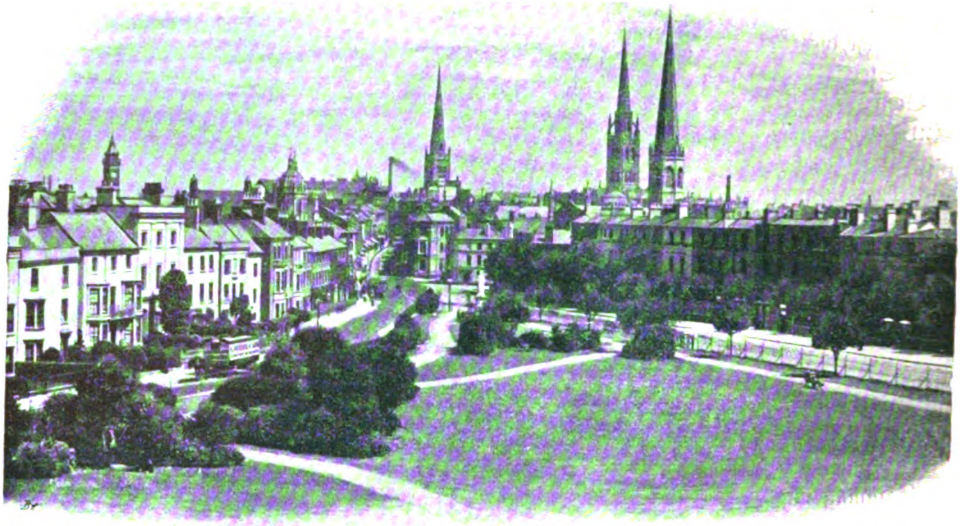
zu schwindelnder Höhe empor. Der Bau der Michaeliskirche, die König Stephan den Benediktinern zuwies, wurde im zwölften Jahrhundert begonnen und zwar im romanischen Stil; doch sehr wenige Spuren weisen auf diese ersten Anfänge hin. Das Gotteshaus in seiner jetzigen Gestalt stammt aus dem Ende des vierzehnten und dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts und ist ein hervorragend schönes Beispiel der Spätgotik in England, des sogenannten Perpendikularstils. Haben wir, vom Kontinent kommend, den Kölner Dom mit seinen emporstrebenden, reich mit Maßwerk verzierten Türmen, seinem Wald von Fialen, seinen spitzen Wimpergen und mächtigen Strebebogen noch frisch in der Erinnerung, so fällt uns um so mehr der große Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Gotik auf. Nicht die Höhen-, sondern die Längenrichtung sehen wir hier betont. Nur verhältnismäßig wenig erhebt sich das Mittelschiff über die Seitenschiffe, wodurch die Strebebogen wegfallen. Um so mächtiger wirkt der am Westende zu einer Höhe von beinahe dreihundert Fuß aufsteigende Turm. Weit überragt er das fast flach wirkende Holzdach der Kirche, welches auch — eine Eigentümlichkeit der englischen Gotik — mit Zinnen gekrönt ist. Das Innere macht beim Eintritt durch das Westportal einen entzückend anmutigen und lichten Eindruck durch die Schlankheit seiner Säulen und die helle Farbenpracht seiner Fenster. Am Westende stehend, bemerkt man, daß der Chor sich nicht in gerader Linie an das Mittelschiff anschließt, sondern eine Abweichung nach Norden zeigt. Während die inneren Seitenschiffe sich bis zum Chor erstrecken, sind die äußeren bedeutend kürzer. Sie verdanken ihren Ursprung den zahlreichen begüterten Zünften, die hier ihre eigenen Kapellen hatten. Von diesen sind seit der Restauration der Kirche im Jahre 1851 noch die Grundformen von sechs erhalten: nämlich die der Hutmacher, der Tuchmacher, der Seidenhändler, der Gürtler, der



Shottery: Anne Hathaways Cottage.



Wilmcote: Mary Ardens Cottage.



Coventry.

Färber und der Schmiede. Die Hutmacher besaßen nicht nur ihre Kapelle, sondern auch ihr Versammlungszimmer in der Kirche. Noch heute können wir einen Blick in Cappers' Room über dem Südportal, dem ältesten Teil des Gebäudes, werfen, wohin uns ein schmales Treppchen führt. Ein interessantes Gestühl enthält die Tuchmacherkapelle. Die Unterseite der Klappsitze zeigt in reicher Schnitzerei höchst merkwürdige, teils ernste, teils humoristische Darstellungen: einen gefesselten Satan, dessen Fledermausflügel durch Engel niedergehalten werden; einen Kranken, mit dem sich ein Arzt und andere Personen beschäftigen; Vogelfang bei Fackelschein usw.

Zahlreich sind in der Kirche die Grabtafeln und Monumente jeglicher Art; aber das Denkmal, welches am meisten verdient hätte, auf die Nachwelt zu kommen, besteht leider nicht mehr. Es ist dies eine Kupferplatte, die Zeugnis gab von der Freigebigkeit und dem frommen Eifer einer Familie Botoner, welcher Coventry die Erbauung seines herrlichen Gotteshauses verdankt.

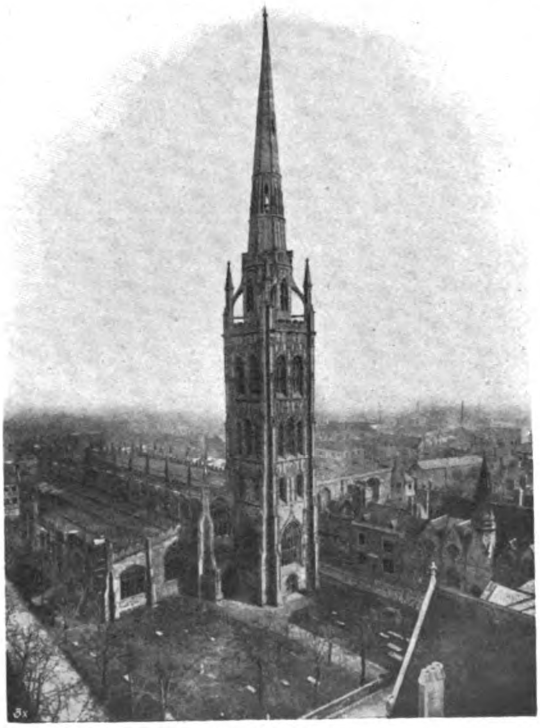
Die Trinitatiskirche, nur einige Schritte seitwärts von der Michaeliskirche, ist ebenfalls in gotischem Stil erbaut, jedoch wesentlich verschieden von dieser, der sie bei weitem nicht in den Maßverhältnissen gleichkommt. Sie zeigt die Kreuzform, hat nur je ein Seitenschiff, und der Turm erhebt sich über der Vierung. Auch in diesem Gotteshause besaßen die Zünfte ihre eigenen Kapellen; in der der Seidenhändler befinden sich in einem Fenster interessante Überreste alter Glasmalereien, die Köpfe des Grafen Leofric und der Lady Godiva darstellend.

Diese beiden Kirchen bildeten zusammen mit der Benediktinerabtei den Hauptsitz der Geistlichkeit, und ihnen schloß sich noch die Kathedrale an. Doch als unter der Regierung Heinrichs VIII. der Katholizismus weichen mußte, wurde der Dom auf wahrhaft brutale Weise dem Untergang geweiht. Man beraubte den Altar seines Schmuckes und nahm die Gold- und Silbergefäße in Beschlag; die Sorge für die Erhaltung der Kirche hörte auf, und schließlich schleppte man die Steine weg, um sie zum Bau anderer Häuser zu benutzen. Dank sorgfältiger Ausgrabungen sind die wenigen Überreste der Kathedrale jetzt bloßgelegt und bieten, von Efeu umsponnen, mit dem teilweise auf den alten Grundmauern im gotischen Stil errichteten Mädchenwaisenhaus einen malerischen Anblick. Und keine passendere Staffage für diese altertümliche Umgebung können wir uns denken als das Mädchen, das eben

aus dem Haus heraustritt. In seiner eigenartigen Kleidung erscheint es wie ein lebendiger Überrest vergangener Zeiten. Es trägt ein kurzärmeliges dunkelblaues Wollkleid mit weißem Halstuch und langen gelben Halbhandschuhen. Die Kopfbedeckung bildet ein steifes weißes Häubchen, darüber ein weißer Strohhut, über welchen quer ein blaues, unter dem Kinn verschlungenes Band läuft. Vierzig Mädchen werden drei bis fünf Jahre in der Anstalt unterrichtet und gänzlich erhalten, um dann als tüchtige Dienstboten ihren Unterhalt zu verdienen.

Daß auch für die leiblichen Bedürfnisse der zu den Kirchen ziehenden Pilger Sorge getragen war, dafür zeugt der Name der angrenzenden Butcher-row, der Fleischergasse, wo noch heutzutage die Metzger ihre Verkaufstische auf offener Straße haben, während dicht dabei in der Palmer Lane, dem Pilgergäßchen, in jedem der uralten Fachwerkhäuser ein Trödlerladen zu finden ist. In „Pilgersruhe", einem Gasthaus, das, wie eine Inschrift besagt, im Jahre 1820 an Stelle der baufällig gewordenen Pilgerherberge errichtet wurde, spricht auch jetzt manch müder Wanderer gern ein.

Ein ähnliches Schicksal wie der Dom hatte die Christuskirche, welcher der dritte der Türme Coventrys angehört. Sie war im Besitze der Franziskaner; nach Wegzug der Mönche an die Gemeinde übergegangen, zerfiel sie nach und nach und diente schließlich als Steinbruch. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts baute man eine neue Kirche im Stil der ursprünglichen an den noch erhaltenen Turm; doch die Ausführung ist nicht besonders glücklich zu nennen.



Coventry: Michaeliskirche.

Breite Straßen und große luftige Plätze waren nicht das Ideal des mittelalterlichen Bürgers. Da schmiegt sich alles in den Umkreis der schützenden Stadtmauern um hochragende Kirchen, und dicht zusammengedrängt finden wir in engen Gäßchen die bedeutendsten Gebäude. So auch in Coventry. Nach der Geistlichkeit genoß die Kaufmannschaft das meiste Ansehen in der Stadt, und sie errichtete gleichfalls ihr Fest- und Versammlungshaus in nächster Nähe der Michaeliskirche.

St. Marys Hall macht von außen einen massigen, düsteren Eindruck. Vier Zünfte hatten hier ihren Sitz, und sie konnten sich rühmen, gekrönte Häupter zu ihren Mitgliedern zu zählen, denn 1451 traten König Heinrich VI. und seine Gemahlin, Margarete von Anjou, der Trinitatisgilde bei. Dieses Herrscherpaar besuchte Coventry oft, und der König vereinigte die umliegenden Dörfer zu einer Gemeinde mit der Stadt, so daß diese unter seiner Regierung in ihrer höchsten Blüte stand. Und daß die Zünfte verstanden, die königlichen Gäste würdig zu bewirten, dafür sprechen die vier mächtigen Herde in der schön gewölbten Küche, an deren riesengroßen Spießen ein ganzer Ochse gebraten werden konnte. Der Bankettsaal von St. Marys Hall wird durch sieben gotische Fenster erhellt. Das Nordfenster zeigt

noch die alten Glasmalereien: im unteren Teil seiner neun Felder neun Könige in ganzer Figur, und zwar Konstantin den Großen zwischen den englischen Herrschern. Der Künstler, der dies herrliche Werk schuf, war John Thornton, ein Bürger Coventrys, von dem auch das berühmte Ostfenster im Yorker Münster herrührt. Der Hauptschmuck des Bankettsaales ist der kostbare flandrische Wandteppich aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der den Besuch Heinrichs VI. und seiner Gemahlin verewigt. Die heilige Jungfrau, von Engeln umgeben, bildet den Mittelpunkt; ihr zur Rechten und Linken verrichten der König und die Königin mit Gefolge ihre Andacht. Figuren männlicher und weiblicher Heiligen füllen die übrigen Gobelinfelder aus, welche den Pfosten des darüber befindlichen Fensters entsprechen — der beste Beweis, daß der Teppich noch genau dieselbe Stelle einnimmt, für die er gewebt wurde. In einer Nische des Saales steht eine gute Statue der Lady Godiva. Von ihr sieht man natürlich in Coventry auch sonst auf Schritt und Tritt Darstellungen der verschiedensten Art.

Wie schon erwähnt, verdankte Coventry die vielfachen Besuche von Fürstlichkeiten der Berühmtheit seiner geistlichen Spiele. Auch Richard II. wohnte 1381 am Fronleichnamsfest der Aufführung eines Mysteriums bei. Später kam er noch einmal nach Coventry, aber aus wesentlich anderem Grunde. Er hatte die beiden Herzöge von Norfolk und Hereford dahin beschieden, um sie vor seinen Augen ihre Zwistigkeiten im Zweikampf ausfechten zu lassen. Shakespeare führt uns in seinem Drama „Richard II.“ diese Vorgänge vor Augen. Schon waren auf Gosford Green alle Vorbereitungen getroffen, da läßt der König durch seinen Herold verkünden, daß der Kampf nicht stattfinden soll. Er verbannt den Herzog von Norfolk auf Lebenszeit und Hereford für zehn Jahre — ein für den König verhängnisvoller Schritt, denn Hereford kehrte bald zurück, nahm Richard gefangen und bestieg als Heinrich IV. den Thron. Auch er kommt wieder nach Coventry und hält im Saale der Priorei das sogenannte Parlamentum indoctorum ab, von dem alle Rechtsgelehrten ausgeschlossen waren.



Coventry: Fords Hospital.

Von jeher war Coventry berühmt wegen seiner mildtätigen Stifungen, und zu einer Hauptsehenswürdigkeit der Stadt gehört das Fords Hospital, mit Recht „ein Schmuckkästchen“ genannt, „welches unter einer Glasglocke stehen müßte“. Es wurde im Jahre 1529 vom Kaufmann Ford für vierzig alte hilfsbedürftige Frauen gegründet, von denen vierzehn ihre Zimmer im Hause haben, während die übrigen außerhalb wohnen. Das nicht große Gebäude mit seinem dunkelbraunen Balkenwerk und geschnitzten Verzierungen, besonders an den drei vorspringenden Giebeln, macht schon von außen einen sehr behaglichen Eindruck. Dieser wird aber noch erhöht, wenn wir die niedrige Spitzbogentür durchschreiten. Man glaubt in ein Stübchen zu treten, in das der Himmel von

oben hereinschaut. Der schmale Hof, in dem wir stehen, wird rings vom Hause umgeben, dessen reich geschnitzte Langseiten mit über-



Coventry: Innerer Hof von Fords Hospital.

hängendem Stockwerk die Wohnungen der Pfründnerinnen enthalten; malerische Giebel schließen die Schmalseiten ab. Vor den mit Rautenscheiben versehenen Fenstern des Untergeschosses läuft ein Sims hin, auf dem die alten Frauen ihren Blumenflor ziehen. In den vier Ecken des Hofes sind bequeme Holzsitze angebracht, und durch die offen stehende hintere Spitzbogentür flimmert das goldige Grün des sonnendurchleuchteten Gärtchens herein.

„Für zehn arme Männer, so lange die Welt besteht, mit einer Frau, um nach ihnen zu sehen," ward das Bonds Hospital im Jahre 1506 vom Tuchmacher und Bürgermeister Bond gestiftet. Seitdem hat der Fonds sich so bedeutend vermehrt, daß jetzt zweiundsechzig Männer versorgt werden können.

Die Passionsspiele in Coventry schwanden, die Hocktuesday-Aufführungen wurden unterdrückt, doch andere Schaustellungen nahmen ihre Stelle ein; und was war natürlicher, als sich der Wohltäterin Coventrys zu erinnern, der Lady Godiva! Um ihr Andenken lebendig zu erhalten, entstand die Lady Godiva-Prozession, die zum erstenmal im Jahre 1677 stattfand, an der von Heinrich III. gestifteten Junimesse. Seitdem hielt bis 1892 Lady Godiva alle vier Jahre ihren Umzug durch die Stadt trotz mancherlei Einsprüche und trotz der Schwierigkeiten, die eine angemessene Darstellung der Heldin mit sich brachte. Es ist interessant, das Programm einer Godiva-Prozession zu verfolgen, denn man ersieht daraus, welch große Anzahl berühmter Persönlichkeiten die Einwohner Coventrys mit ihrer Stadt in Beziehung bringen. Nach Eröffnung des Zuges durch die Stadtwache in historischer Tracht schreitet in voller Rüstung der heilige Georg einher, welcher der Überlieferung nach in Coventry geboren sein soll. Ihm folgt die volkstümliche Gestalt des Robin Hood, des kühnen, edlen Räubers, mit seinen bekannten Gefährten, dem Mönche Tuck, der besser als irgend jemand den Stab schwingen konnte, und dem riesengroßen „Little John", alle im grünen Jagdanzug, mit Bogen und Pfeilen, umgeben von Hunden. Es kommen die Färber, die Uhrmacher und zuletzt die Tuchmacher, die sich rühmen dürfen, die älteste und reichste Zunft von Coventry zu sein. Dann erscheint, auf einem Schimmel reitend, Lady Godiva, dargestellt von einer Londoner Schauspielerin. Ihr Gemahl, Graf Leofric, schließt sich ihr an,

ferner der schwarze Prinz, der von seinem Vater Eduard III. das Schloß Cheylesmore in Coventry erhalten hatte, wo er öfters residierte. Seinem unglücklichen Sohn Richard II. folgt Heinrich IV., der ihn vom Throne gestoßen. Nach dem lustigen John Falstaff sehen wir Heinrich VI. mit seiner Gemahlin Margarete, Heinrich VIII., Königin Elisabeth und Maria Stuart. Dann naht William Shakespeare. Der berühmte Landsmann darf nicht im Festzug fehlen. Sir William Dugdale, der Chronist von Warwickshire, und William und Adam Botoner, die Erbauer der Michaeliskirche, beschließen die Reihe der geschichtlich berühmten Persönlichkeiten. Und wie Lady Godiva wieder durch die Straßen reitet, so fehlt auch nicht der „Peeping Tom", der neugierige Schneider. Dort im Eckhaus der Hertfordstraße, im oberen Stockwerk, beugt er sich zum Fenster heraus ... Kein Fremder besucht wohl Coventry, ohne einen Blick zum Holzbild des Peeping Tom hinaufgeworfen zu haben.

Mehr und mehr wurde in neuerer Zeit die Lady Godiva-Prozession eine Schaustellung des jetzt wieder sehr blühenden Handels und Gewerbes der Stadt. Zu der seit Jahrhunderten emsig betriebenen Weberei seidener Bänder und der seit 1710 eingeführten Uhrmacherei ist in den letzten Jahrzehnten die schwungvoll betriebene Fabrikation von Fahrrädern getreten.

Pietät und Interesse für die Verfasserin von „Adam Bede", Mary Ann Evans (bekannter unter ihrem Schriftstellernamen George Eliot), die in der Nähe von Coventry geboren und drei Jahre dort zur Schule gegangen ist, trieben mich, ihr im Fremdenführer bezeichnetes Schul- und Pensionshaus aufzusuchen; doch umsonst — ein großes rotes Backsteingebäude stand an seiner Stelle, und drinnen summte und surrte — eine Fahrradfabrik.



Die „Mitte von England"

Ein Frauendienstjahr

Von

Friedrich Zimmer

Man mag sagen, was man will, die jungen Männer, die in das Heer eintreten, bekommen dort eine Schulung der Manneszucht ohnegleichen, und etwas Dementsprechendes haben die Frauen nicht, leider, leider!"

So ungefähr äußerte sich vor etwa einem Jahrzehnt eine Frauenstimme in einer Broschüre, die die weibliche Erziehung behandelte. Und ähnlich haben viele andere gesprochen; seit etwa vierzig Jahren ist immer wieder die Forderung aufgestellt worden, daß für die Frauen eine Art militärisches Dienstjahr notwendig sei. Charakteristisch ist, daß bei dieser Forderung, von so verschiedenen Seiten und so verschiedenen Interessen aus sie auch erhoben worden ist, ganz überwiegend die erziehliche Seite betont wird. Es fehlt den Frauen ein Stück sozialer Erziehung, wie sie den Männern im Heerdienst geboten wird.

Geht man von diesem Punkte aus, so ist auch die Forderung nicht unerfüllbar, wenigstens dann nicht, wenn man sie nicht überspannt und nicht zwangsweise verlangt, was dem Wesen der Erziehung entsprechend etwas Freiwilliges sein muß. Denn ein öffentlicher Dienst der Frau, entsprechend dem Militärdienst der Männer, als eine Verpflichtung für jede gesunde erwachsene weibliche Person wird niemals Wirklichkeit werden, weil für einen derartigen Zwangsdienst die Veranlassung fehlt. Der Staat als solcher braucht Soldaten, aber er braucht nicht Krankenpflegerinnen, Köchinnen und dergleichen. Schon deshalb bleibt eine Art öffentlichen Dienstes des weiblichen Geschlechts immer Sache der Freiwilligkeit, und es hat auch gewiß sein Gutes, wenn die Frauen ein wirkliches „Freiwilligenjahr" haben, nicht eine Dienstzeit, in die sie hineingezwungen werden.

Soll der Dienst aber ein freiwilliger sein, so muß er den Bedürfnissen der Frauen entsprechen. Eine neue Erziehungsweise — uralt zwar dem Gedanken, neu doch aber seiner Ausführung nach — rechnet schon in der Kindererziehung mit der Freiwilligkeit, und mit vollem Recht, denn jede rechte Erziehung ist Selbsterziehung; eine solche aber ist nur bei Freiwilligkeit möglich. Wenn wir denn nun aber schon die Kinder mit sicherem Erfolg nur erziehen können, falls wir ihrem Interesse entsprechen, so gilt das zweifellos noch viel mehr bei Erwachsenen, die doch ein anerkanntes Recht auf Freiheit haben. Und so muß ein Freiwilligendienst der Frau den wirklichen Bedürfnissen derselben entsprechen, den inneren wie den äußeren; sie muß sehen und fühlen, daß sie durch das, was sie in diesem Dienstjahr findet und erfährt, vorwärts kommt, innerlich und äußerlich.

Ein solcher dem Frauengemüt entsprechender öffentlicher Dienst ist möglich in der Wohlfahrtspflege. Der persönliche Dienst, in dem die Arbeit der Wohlfahrtspflege besteht, entspricht aufs innigste der Frauennatur, denn man kann wohl kaum besser den Unterschied beider Geschlechter ausdrücken als so: während der Mann etwas tun will, will die Frau jemandem etwas sein. Pflege, Erziehung, aber auch manche mittelbare Beschäftigung des persönlichen Dienstes sind deshalb Dinge, die der Frau Freude machen, und als Wohlfahrtspflege, d. h. geordneter, in einer Gemeinschaft vollzogener und der Gemeinschaft wieder zu gute kommender persönlicher Dienst, bietet eine solche Arbeit zugleich etwas, was ähnlich wie der Heeres-

dienst den Gemeingeist (Korpsgeist) stärkt. Das letztere Moment ist von großer Bedeutung. Das Gemeinschaftsgefühl erwächst nur in einem Gemeinschaftsleben; darum kann das Militär den „gleichen Schritt und Tritt", der es zusammenhält, nicht entbehren; würde es aus lauter Freiwilligen bestehen, die ihre Wohnung in ihrem eigenen Heim haben, so würde ein gutes Teil des Gemeinschaftsgefühls fehlen. Von diesem gemeinschaftlichen Leben abgesehen, muß die Arbeit eine gemeinsame sein; im Militärdienst steht nicht der einzelne für sich, sondern der Dienst ist ein solcher der Gemeinsamkeit. Das gilt ebenso für den Frauendienst in der Wohlfahrtspflege, und daraus ergibt sich, daß wohl nur dort das Dienstjahr die volle Bedeutung haben kann, wo die Dienenden eine gemeinsame Arbeit und womöglich ein gemeinsames Leben haben. Von den verschiedenen Veranstaltungen der Wohlfahrtspflege kommt dann aber kaum eine andere für das Dienstjahr in Betracht als die Krankenpflege, ausgeübt in Krankenhäusern.

Diese Gedankenreihe scheint ganz klar zu sein, und es käme darauf an, daß das, was theoretisch unanfechtbar scheint, auch in der Wirklichkeit sich bewährt. Nun läßt sich heute bereits sagen, daß dieser Gedanke ohne Schwierigkeit in die Praxis übersetzt werden kann, denn er ist bereits seit mehr als acht Jahren mit bestem Erfolge verwirklicht, und es ist nun, da, wenn auch in kleinerem Umfange, der Versuch gelungen ist, wohl an der Zeit, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Dienst der Frau im Freiwilligenjahr zu lenken.

Vor etwa neun Jahren entstand in mir der Gedanke, gebildete Frauen, die sich nach einer Arbeit sehnen, in die Krankenpflege gehen zu lassen, zunächst in einem Freiwilligenjahr, das dann wohl manche dazu veranlassen würde, die Krankenpflege zum Beruf zu machen. Ich legte den Gedanken, zu dessen Verwirklichung die bereits vorhandenen Organisationen zu gewinnen seien, dem damaligen Leiter der Konferenz evangelischer Diakonissenhäuser und Direktor des Kaiserswerther Diakonissenhauses, D. Disselhoff, vor. Er sprach sein Interesse dafür aus, meinte aber, den Diakonissenhäusern könne man eine derartige Weiterbildung ihrer Organisation nicht zumuten; ich möchte selbst die Sache in die Hand nehmen, was ihn herzlich freuen würde. Daraufhin habe ich es denn versucht, diesen Gedanken selbst zur Durchführung zu bringen, und zwar in dem engen Rahmen, zu dem mein damaliger Beruf als Direktor eines Predigerseminars mir Veranlassung gab, dieses Freiwilligenjahr in der Krankenpflege auszunutzen für die evangelische Gemeindediakonie. Und so begründete ich im Frühjahr 1894 den „Evangelischen Diakonieverein", der sich zum Zweck gesetzt hat, beruflosen Frauen durch Erziehung, Berufsbildung und genossenschaftliche An- und Sicherstellung für ihr Leben Inhalt, Unterhalt und Rückhalt zu geben und durch ihre Verwendung in der evangelischen Diakonie diese zu fördern. Dieser Verein verfolgt also als letztes Ziel konfessionelle Zwecke; sein Arbeitsgebiet geht andererseits über die Krankenpflege hinaus, da es noch allerlei Erziehungstätigkeit in sich vereint. Er ist also nicht ohne weiteres die reine Verwirklichung des Gedankens des Freiwilligenjahres, aber er hat doch gezeigt, wie ein solches Freiwilligenjahr zu verwirklichen ist, und hat es auch für eine gar nicht geringe Zahl — jährlich etwa zweihundert Schülerinnen — zu verwirklichen gewußt. Der seinerzeit den Mutterhäusern angebotene, aber damals von ihrem Leiter für sie abgelehnte Gedanke ist inzwischen auch von mehreren Diakonissenhäusern und Roten-Kreuz-Vereinen aufgenommen worden, so daß jetzt nicht bloß der Evangelische Diakonieverein, sondern auch eine Anzahl von anderen Organisationen diesen Gedanken eines Freiwilligenjahres zur Durchführung zu bringen sucht. Ich bin nicht unterrichtet, ob die übrigen Veranstaltungen genau mit denen des Evangelischen Diakonievereins sich decken, und beschränke mich deshalb hier darauf, die Einrichtungen des letzteren darzustellen; sie sind jedenfalls ein Beispiel, wie es gemacht werden kann und sich bewährt hat.

Als Ausbildungsstätten und gleichsam „Kasernen" für die Freiwilligen dienen große städtische Krankenhäuser, deren der Evangelische Diakonieverein sieben (Elberfeld, Erfurt, Zeitz, Magdeburg, Stettin, zwei in Danzig) gewonnen hat. Die Leitung dieser

Ausbildungsstätten, „Diakonieseminare" genannt, ist Sache der Ärzte des betreffenden Krankenhauses, denen die Schülerinnen ebenso wie die angestellten und auch bereits ausgebildeten Pflegerinnen in allen dienstlichen Angelegenheiten unterstellt sind, und denen sie auch Unterricht zu erteilen haben. Wir haben also in den Ärzten gleichsam die Obersten und Hauptleute, in der Oberin, der mütterlichen Leiterin des Krankenpflegepersonals, den Feldwebel, in den ausgebildeten und zur praktischen Anleitung der Schülerinnen gesetzten Pflegerinnen („Lehrschwestern") die Unteroffiziere, in den Schülerinnen die Mannschaft. Die Schülerinnen tragen ebenso wie die Oberinnen und die Lehrschwestern eine gemeinsame Tracht, entsprechend der Uniform des Heeres, die sie am Ort ihres Dienstes auch außerhalb des Hauses nicht ablegen dürfen. Durch diese gemeinsame Tracht wird nach außen hin eine Scheidung eingeführt, ganz entsprechend der zwischen Militär und Civil, und so dient auch diese Tracht wesentlich zur Befestigung und Erstarkung des Gemeinschaftsgeistes.

Die praktische Arbeit ist die Krankenpflege im Krankenhause. Im letzteren wohnen die Schülerinnen, und zwar zu mehreren auf einem Zimmer, während die angestellten Schwestern ein, die Oberinnen zwei Zimmer zu ihrer Verfügung haben. Wie im Heeresdienst ist der Tageslauf ein streng geordneter von früh bis Abends. Nur gewisse Erholungsstunden werden gewährt, in denen die Schülerinnen wie die übrigen Schwestern sich selbst überlassen sind und über ihre Zeit selbst bestimmen können. Auch für den Nachtdienst sind besondere Wachen vorgesehen, meistens vierwöchentliche, weil bei längerem Wachen die Pflegerinnen sich gewöhnen, bei Tage zu schlafen, und so der Nachtdienst sogar weniger anstrengend ist als der unruhige Tagesdienst.

Die Arbeit beginnt mit den Hausarbeiten, an die junge Mädchen aus gebildeten Ständen meistens erst gewöhnt werden müssen. Es liegt im Interesse des Krankenhauses, daß das Pflegepersonal und nicht etwa Dienstmädchen diese Dinge tun, denn peinliche Sauberkeit ist ein wesentliches Mittel für den Heilungsprozeß; eine solche wird aber niemals vom Dienstboten erreicht werden, sondern nur von den Pflegerinnen, für die die Zimmerreinigung ein Stück der Pflege selbst bedeutet. Zugleich ist es für die Kranken von Wichtigkeit, daß in die Krankenzimmer möglichst wenige Persönlichkeiten kommen, und so empfinden sie es immer als eine besondere Wohltat, wenn von den Pflegerinnen selbst und nicht etwa vom Dienstpersonal die Reinigung des Krankenzimmers nach allen Richtungen hin vorgenommen wird. Aber auch für die Freiwilligen ist eine derartige Beschäftigung von größter Bedeutung. Unsere Frauen in Deutschland, wenn sie nicht schon regelmäßig Sport getrieben oder sich im Hause tüchtig getummelt haben, sind durchgängig viel zu wenig körperlich entwickelt. Gesundheit und Kraft werden aber nur durch Übung des Körpers erzielt. In Ägypten haben die Pflegerinnen Lawn Tennis-Plätze und dergleichen zur Förderung ihrer körperlichen Entwickelung. In Deutschland machen wir es einfacher und praktischer; genau so wie unsere Soldaten ihre körperliche Ausbildung in ihrem Dienste bekommen und nicht durch abliegende, wenn auch an sich wertvolle Spiele, so erlangen die freiwilligen Frauen ihre Gesundheit und Kraft in ihrer Arbeit. Und mit welchem Erfolge! Wie sehr das Körpergewicht zunimmt, ist geradezu erstaunlich. Im Durchschnitt nehmen wohl die Schülerinnen der Krankenpflege in dem einen Dienstjahre um fünfzehn bis zwanzig Pfund an Körpergewicht zu, ja in einem Einzelfalle ist diese Gewichtszunahme schon in sechs Wochen erreicht gewesen. Dazu die bedeutende Entwickelung der Kraft! Die eintretenden Schülerinnen staunen selbst, was von ihren älteren Mitschülerinnen oder den angestellten Schwestern im Heben und Tragen und dergleichen geleistet wird; sie glauben nicht, daß sie es selbst dazu bringen werden. Aber schon nach einigen Wochen merken sie, wie ihre Kräfte gewachsen sind, und nach einem halben oder dreiviertel Jahr verrichten sie dieselbe Arbeit, die sie erst für unmöglich gehalten hatten, mit spielender Leichtigkeit.

Von der Erziehung zum Gemeinsinn sprach ich schon. Durch das Zusammenarbeiten und fast mehr noch durch das Zusammenleben wird das Gemeinschaftsgefühl entwickelt.

Allerdings glaubt der Evangelische Diakonieverein besonderes Gewicht darauf legen zu müssen, daß sowohl die soziale Stellung seiner Mitglieder einheitlich ist (es werden nur Schülerinnen mit höherer Allgemeinbildung aufgenommen), wie andererseits, daß sich Schwierigkeiten nicht aus wesentlich verschiedener religiöser Stellung ergeben; darum werden nur Angehörige eines Bekenntnisses, hier des evangelischen, aufgenommen. Die verschiedenen Persönlichkeiten, Verschiedenheiten des Charakters, des Alters, der Vorkenntnisse, Interessen usw. wirken nun durch das Gemeinschaftsleben aufeinander, sich gegenseitig beschränkend und sich anregend, jedenfalls sich erziehend. Dazu kommt die Notwendigkeit, dienstlich mit anderen Frauen und Männern zusammenarbeiten zu müssen. Als Untergebene des Arztes ist die Schwester nicht Dame; sie kann nicht auf die kleinen Ehrenbezeugungen, die das männliche dem weiblichen Geschlecht darzubringen pflegt, Anspruch erheben, weil diese sich nicht mit dem Verhältnis des Dienstes vertragen — auch ein gutes Stück Erziehung! Dazu die Arbeit an den Kranken, meistens Leuten einfachen Standes, die für die gebildeten Kreise in der Regel ein verschlossenes Buch sind. Nun lernen sie hier solche nicht bloß kennen, sondern lernen, indem sie ihnen dienen, sie verstehen, und gewinnen sie lieb. So ist eine solche Dienstzeit im Krankenhause von ungeheurem sozialem Wert; sie bringt die Stände einander näher. Die Schwestern aus gebildeten Ständen dienen den letzteren; diesen imponiert es zunächst schon, daß diese Damen auch grobe Arbeit tun können, eine Arbeit, die sie ihrer Art nach allein als Arbeit zu würdigen verstehen, und es hat seine große Bedeutung, wenn sie einsehen, daß diese Glieder einer höheren sozialen Schicht ihnen wirklich mit Hingebung und Liebe dienen. Ein gutes Stück Klassenkampf würde beendigt sein, wenn das, was hier in kleinem Maße geschieht, allgemein sein könnte.

Das sind nur einige Gedanken. Unendlich viel wäre hinzuzufügen, wenn man den öffentlichen Dienst der Frau, wie er hier durchgeführt worden ist, nach allen Richtungen hin darlegen wollte; aber es genügt wohl dieses. Die Hauptsache ist, daß es sich hier nicht um bloße Theorien handelt, sondern um wirkliche Erfahrung, und daß diese Erfahrung nach jeder Richtung hin sich bewährt und der Gedanke eines Freiwilligendienstjahres der Frauen sich als durchführbar und heilsam erwiesen hat.

Mondnacht

Sieh, der Mond liegt auf den Feldern,
Und im Fluß erglänzt es sacht.
Von den fern bewegten Wäldern
Rauscht der Frühling durch die Nacht.

Silber blüht auf allen Wegen,
Und das Tal ist wie ein Traum.
Nur im tiefsten Grunde regen
Sich die Wasser wie ein Segen
Durch den hold erblühten Raum.

O heilige Nacht im Mai ...

Hans Bethge



Dramatische Rundschau

Die Schicksalsmacht der Frau

„Timandra“ von Adolf Wilbrandt (Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart) — „Maria von Magdala“ von Paul Heyse (Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart) — „Der Schleier der Beatrice“ von Arthur Schnitzler (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin)

Des Menschen Schicksal weben Frauenhände. Aus drei hochstrebenden Dramen, die die letzten Wochen neu oder erneut uns nahe gebracht haben, klingt dieser Spruch. Drei Frauengestalten, typischen Geschöpfen ihrer Zeit, gibt Dichterwille die Macht, über Leib und Seele, Tod und Leben edler Geister zu entscheiden, die in den Bannkreis ihrer Leidenschaft treten. Über drei bedeutsamen Zeitepochen blinken ihre Gestirne: über dem schon in Todesahnung erschauernden helleniichen Heidentum, über der jungfräulichen Geburtsstunde der christlichen Weltreligion, über den lebensprühenden Auferstehungstagen der italienischen Renaissance. Cinquecento, Urchristentum und Antike — so verschieden die Gottheiten sind, zu denen ihre Dogmen beten, die Hand der Frau schwebt in gleicher Machtfülle über ihnen allen. In sie haben, wie von Urbeginn der Kunst an, so auch jetzt, wo die Sehnsucht nach hohen Dingen von Tag zu Tag mächtiger an die Pforte der Bühnen pocht, Dramatiker älterer und jüngerer Generation etwas von dem Unerkennbaren und Unerforschlichen gelegt, das wir mit dem geheimnisvollen Namen des Schicksals rufen, und sämtlich waren sie gewiß von der heiligen Überzeugung erfüllt, daß es reine Flammen seien, die sie auf dem Altar ihrer Kunst entzündeten. An der Reinheit ihrer Absichten ziemt uns nicht zu zweifeln; ihr künstlerisches Vollbringen dürfen wir an dem hohen Ideal messen, das große Stoffe sich selber aus ihrer eigenen Natur erschaffen.

Oft und gern ist Adolf Wilbrandt, Mecklenburger nach dem Zufall der Geburt, Münchener aus innerster Wahlverwandtschaft mit der Kunst eines Geibel und Heyse, auf den Pfaden des welthistorischen Altertums gewandert. Aber immer, von der „Arria und Messalina“ bis zum „Meister von Palmyra“, paarten sich in ihm antike Vorstellungen und modernes Empfinden zu seltsamem Bunde. Der daseinsfroh und leidenschaftlich teilnehmend mit der Gegenwart lebende moderne Mensch in ihm war zu mächtig, als daß er in künstlerischer Objektivität jemals einen so fernen und fremden Stoff in kühl überlegener Bildnerruhe hätte gestalten können. Wie in seinen Romanen, so taten es ihm auch in seinen Dramen, wenngleich versteckter, die Aktualitäten an. Zumal den Emanzipationsbestrebungen der Frau ist der erfolgreiche Erneuerer der Aristophanischen „Lysistrate“ und der „Ekklesiazusen“ mit offensichtlicher Liebe nachgegangen, immer darauf bedacht, das scheinbar unerhörte Neue im ewig Gestrigen anmutig widerzuspiegeln. Auch in seinem fünfaktigen Trauerspiel „Timandra“ erklingen nebenher die Schlagworte der antik-modernen Frauenrechtlerinnen; das ganze Stück aber hallt wider von der peinlich-pikanten Inquisitionsfrage: Où est la femme? die seit Juvenals Wort: „Kaum gibt's einen Prozeß, wo den Streit nicht hätte begonnen irgend ein Weib“ durch die Jahrhunderte wandelt. Wir dürfen uns von dem häßlichen Mißbrauch, den sensationslüsterne Romanerfindung mit dem Worte getrieben hat, nicht verführen lassen, seine tiefe, allgemein menschliche Bedeutung zu unterschätzen; wir müssen uns bei jedem neuen Fall, wo der Dichter es zum Triebkern eines Konfliktes macht, aber auch fragen, ob sich die geschichtliche Weihe des Stoffes und der Gestalten, die er wählt, mit der Trivialität dieser Wahrheit verträgt. Keines geringeren nun als des Sokrates Leben und Sterben hat Wilbrandt unter ihr Joch gegeben. Er konnte sich die leidenschaftliche Wut, mit der die Ankläger den Weisen vors Gericht und in den Tod zerrten, nicht anders erklären, als daß ein Weib hinter den Coulissen der uns überlieferten Tatsachen die Fäden zog. Den jungen Plato verfolgt Timandra, seines krämerhaften Bruders Weib, mit der schwülen Glut ihrer Liebe. In Männerkleidern schleicht sie ihm zum Symposion nach, daran auch Sokrates teilnimmt, und wird

dabei von Anytos und Meletos, den Widersachern des ihnen unbequemen Philosophen, überrascht. Nun haben diese ein Mittel in Händen, an dem „Verführer der Jugend“ ihr Mütchen zu kühlen. Aber den Stein ins Rollen bringt erst die um ihre Liebe betrogene Timandra. Schon im Begriff, mit ihr auf und davon zu gehen, wird Plato, unter vorzeitiger Hindeutung auf seinen künftigen Philosophenberuf, von dem sittlichen Ernst seines Lehrers im letzten Augenblick zur Vernunft und Ehre zurückgelenkt, während die verlassene Timandra dem Zerstörer ihres Glückes furchtbare Rache schwört. Als gleich darauf der längst nach ihr schmachtende Meletos erscheint, verspricht sie sich ihm für den Fall, daß er Sokrates dem Tode überliefert: „Erst, wenn du kommst und sprichst: er liegt am Boden, dann ...“ Dieser winkende Liebeslohn allein veranlaßt die Anklage gegen Sokrates und infolgedessen auch seine Verurteilung. Aber inzwischen ist die Reue über Timandra gekommen. Wie einst dem Plato, so schleicht sie jetzt seinem greisen, durch ihre Schuld dem Tode geweihten Lehrer nach. Mit den Freunden und Jüngern ist auch sie in seiner letzten Stunde zugegen, nicht um mit ihm zu philosophieren wie die anderen, sondern um gemeinsam mit ihm zu — sterben. Aus dem Schierlingskrug, daraus des Sokrates Becher gefüllt wird — der fürsorgliche Kerkermeister muß der Katastrophe zuliebe gleich einen Reservesatz anrichten —, trinkt auch sie sich den Tod, getreu der von Wilbrandt anderswo erteilten ebenso äußerlichen wie schwächlichen Auslegung des Tragischen: „Was will die Tragödie? Ihren Helden durch den Untergang von einem Übel befreien, das so übermächtig, so unerträglich ist, daß ihn der Tod beglückt ...“ Der Held der Wilbrandtschen Tragödie ist im Grunde aber gar nicht die uns bis zum Schluß höchst gleichgültig bleibende Timandra, die ihren Gatten und ihre Kinder um einen hübschen Knaben im Stiche lassende „unverstandene Frau“. Held ist leider — oder soll man sagen: zum Glück? — Sokrates, der erste Ethiker der Weltweisheit, dessen Lehre sein Leben war, der für seine Überzeugung mit erhabener Seelenruhe in den Tod ging. Mit ihm beschäftigen sich fast ausschließlich die beiden letzten Akte des übrigens technisch und sprachlich vortrefflich ausgerüsteten Dramas, und seine Erscheinung leuchtet so hehr und hell durch die Ferne der Zeiten, daß der Dichter aus dem Schatze seines Herzens und seiner Bildung nur ein wenig menschlich warme Liebenswürdigkeit und geistige Vornehmheit aufzubieten brauchte, um die letzten Augenblicke des Weisen mit einem Schimmer echter Poesie zu umweben. So empfindlich Wilbrandts äußerliche Theatralik die hohen Gestalten des Sokrates und des Plato im Laufe der Handlung herabgewürdigt hat — jener ist oft nichts anderes als ein salbadernder Moralprediger, dieser, der der Welt das reinste, an die keuschen Sterne reichende Liebesideal hinterlassen hat, nirgends mehr als ein girrender Seladon und ein mondscheinblasser Schwärmer —, am Ende versöhnt die menschlich heitere und herzliche Lebensweisheit, die attische Urbanität, die Wilbrandt dem Verkündiger des „Erkenne dich selbst“ mitgegeben hat, mit mancher fast lästerhaft anmutenden Pein- und Kleinlichkeit. Die kühne, neuschöpferische Größe freilich, die sich allein getrauen dürfte, so hohe Geistes- und Ewigkeitswerte, wie sie in Sokrates und Plato leuchten, in ein Drama zu zwingen, vermißt man in dieser ebenen, bildungsgesättigten Epigonenarbeit durchaus, und Timandra vollends, die angebliche Heldin, erscheint der Schicksalsmacht, die des Dichters Willkür in ihre Hände gelegt hat, so unwürdig wie des Trankes aus demselben Todesbecher, dessen Saft einen Sokrates fürs andere Leben trunken macht. Auch die Kunst einer Agnes Sorma, im Zarten und Lieblichen von je mehr geübt als im tragisch Hinreißenden, vermochte bei ihrem Gastspiel im „Berliner Theater“ nicht über die Bedeutungslosigkeit und Unwahrheit dieser Gestalt hinwegzutäuschen.

Den frommen Weisen, der, seinem Daimonion getreu, schon leise von der seligen Ahnung des einen, kommenden Gottes umdämmert, im ersten Jahr der 95. Olympiade seine große Seele aushauchte, läßt die hochnotpeinliche Zensur ungeschoren; der erhabensten Gestalt der Menschheitsgeschichte aber, die noch heute in verklärtem Leben unter uns wandelt, verschließt sie nach wie vor die Bühne. Was sie auch gegen das Erscheinen des Heilands auf der Bühne vorbringen mag, alles gipfelt in dem einen Refrain: die Gestalt Christi ist uns zu hoch und heilig für das Theater. Damit, dünkt mich, ist die Stellung und der Beruf, welchen die Bühne in den Augen unserer Zensur einnimmt, ein für allemal gekennzeichnet. Alles, was seit Schillers feurig-idealistischem Aufsatz über die Schaubühne als „moralische Anstalt“ gesagt worden, was ist es angesichts dieser Dekretierung anders als leerer Schall oder blutiger Hohn? Ein Oberammergauer Hafner darf in katholischen Landen den Christus leibhaftig agieren, auf bunter Festwiese, im lauten Treiben und Trubel der aus allen vier Himmelsgegenden zusammengeströmten Fremden — auf den ständigen Bühnen des protestantischen Preußen soll nicht einmal von fern die Erscheinung hereinwinken! Wer noch in dem Theater etwas Höheres sieht als eine Stätte tändelnder Unterhaltung und gedankenloser Zerstreuung, der wird es mit dem Dichter des „Johannes“ für eine schmähliche Erniedrigung der Bühne halten müssen, wenn ihr die Lebensader höchsten künstlerischen Empfindens unterbunden wird, indem man den „größten, innigsten, brennendsten Stoff, den die Menschheit kennt, aus der dramatischen Handlung entfernt“. Die Zensur widersetzt sich hier zudem einem Sehnsuchtsdrange der Zeit nach großen, monumentalen Stoffen der Gemüts- und Geistesgeschichte der Menschheit, den ein weitblickender Volkserzieher weit eher freudig begrüßen und fördern als brandmarken und unterdrücken sollte. Nur durch die innige Berührung mit den hohen Traditionen unseres Volksempfindens, unserer vaterländischen

Geschichte und Sage, vor allem aber des religiösen Mythus kann unserer verflachten dramatischen Literatur wieder ein idealer Aufschwung gegeben werden. Nur wenn das Volk seine Helden und seinen Gott auf der Bühne sieht, wird es glauben, daß es sich hier um Ernsteres und Höheres handle als um ein Luxusvergnügen der Reichen. Neben Richard Wagner, der die germanische Götterwelt auf unserer modernen Bühne hat wiedererstehen lassen, brauchen wir einen schöpferischen Geist, einen Klopstock des Dramas, der mit heiligem Ernste und mit feierlicher Würde, wie sich's geziemt, „der sündigen Menschen Erlösung, die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet", zur künstlerisch-religiösen Erhebung aller lauschenden Herzen dramatisch gestalte.

Diese Worte richten sich gegen die kunstfeindliche Institution der Zensur im allgemeinen, nicht zum Ruhm und Preise der Heyseschen „Maria von Magdala" sind sie gesprochen. Diese soll und darf hier nur mit rein künstlerischen Maßstäben gemessen werden, und da werden wir von vornherein erklären müssen: der gewaltige Sturm, der sich um dies Werk erhoben hat — der maßvoll schönen Seele des Dichters wird er so wenig behaglich gewesen sein wie uns —, steht zu seinem künstlerischen Wert in falschem Verhältnis. Zwar muß der törichte Vorwurf des Zensors, das Werk stelle sich als „ein Angriff auf die Religion" dar, mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden, aber nach der kühnen Genialität oder monumentalen Größe, nach der gottergriffenen Ekstase, die wir für einen in die Leidensgeschichte Christi hinübergreifenden Stoff verlangen müssen, suchen wir vergebens. Auch Heyse hat sich, wie Wilbrandt im Sokrates-Drama, mehr von dem Genrehaften, von dem novellistischen Rankenwerk und der salonmäßigen Verbrämung des welthistorischen Stoffes reizen und fesseln lassen, als daß er in seinen lebendigen Kern und seine ewige Seele gedrungen wäre. Doch herrscht zwischen seinem Unternehmen und dem Wilbrandts ein grundlegender Unterschied. Bei Wilbrandt ist Timandra nur scheinbar, Sokrates tatsächlich der Gegenstand, um den die Handlung kreist; bei Heyse bleibt die Erscheinung Christi gänzlich im Hintergrunde, um sich nur in dem Geschick der wirklichen und einzigen dramatischen Heldin, eben der Maria Magdalena, zu spiegeln. Man hat sich darüber entrüstet, daß er den Erlösertod des Herrn abhängig gemacht habe von den Entschließungen einer feilen Buhlerin — das ist ein Kompliment vor dem Dichter, das er sich — leider, muß man sagen, wenn man allein auf das Künstlerische blickt — nicht verdient hat. Auch nicht einen Augenblick rührt uns in seinem Drama die lähmende Furcht an, dieser Maria Magdalena Ja oder Nein könnte auf den erhabenen Schicksalsgang Christi irgend welchen Einfluß ausüben. Das ist eine Entschuldigung des Dichters, aber mehr noch eine Schwäche seines Werkes. Wir fühlen, daß wir es mit einem Spiel des Verstandes und der Phantasie zu tun haben, wo uns doch die Ergriffenheit von dem heiligen Ernst der Dinge keinen Augenblick aus ihrem Bann lassen dürfte. So klein die Dichtung aber ihrem gewaltigen immanenten Stoff gegenüber erscheint, so interessant ist die äußere Handlung des Dramas: Marias früh vergiftete Jugend, die wehvoll emporsteigt, ihre betrogene Liebe zu dem Freund, der sie aus der Fron einer häßlichen Ehe befreit, ihr brennender Durst nach dem schnellen Genuß des flüchtigen Daseins, ihr Wählen nach dem Zuge des Herzens auch im freien Liebegewähren, ihr haßerfülltes Sichversagen allen Römern, den Feinden ihres Volkes, gegenüber — das alles gibt ihrem reizvollen Bilde jene scharf ausgeprägte, fein profilierte Silhouette, die den Kenner an Heyses Novellen so entzückt. Zu dem düsteren Judas Ischariot, dem „Unhold mit den gespenstigen Augen", hat es sie gezogen, weil sie „der glatten, lächelnden Larven satt war, der Stutzer, deren Scheitel nach Salben duften, und darunter ist's leer und dunkel wie in einer tauben Nuß"; den hohen Geist in ihm hat sie bewundert, der voll Haß ist gegen die Unterdrücker Israels — hat doch auch ihr nur die Tücke der Menschen das Herz verhärtet. Da kommt ein Tag, wo sie erfährt, daß auch sein wilder Trotz sich vor einem Mächtigeren beugt. Aber dessen innerstes Wesen hat sein racheburstendes Herz nicht erkannt. Er erwartet sich den rächenden Messias in ihm, der die Gewalt der Mächtigen zerstören und Israel aus dem Joch der Römer befreien werde; statt dessen findet er einen Sanftmütigen, der nicht gekommen ist aufzulösen, der da spricht: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Er wendet sich enttäuscht mehr und mehr von ihm, und als er erleben muß, daß Marias friedesuchende Seele sich dem Sanften zu Füßen schmiegt, als er der verhaßten Römer Triumphhohn hört, in diesem Friedfertigen sei ihnen ein wertvoller Helfer erstanden, da schleicht er zum Hohenpriester und verrät, den auch er einst liebte. Maria versteht des Herrn Art und Sinn besser. Die, ihn durch ihre Schönheit zu versuchen, in das Gärtchen des Simon ging, kehrt, durch sein verzeihendes Wort vor den Steinwürfen der empörten Menge geschützt, als eine Bekehrte und Verwandelte heim: die Sünde sinkt von ihr, hinfort lebt sie nur im Dienste des Herrn, der sein reines Auge milde auf ihr ruhen ließ. Auf die Wiedergeburt ihrer Seele wird die schwerste Probe gemacht, die es für sie geben kann: Aulus Flavius, des Landpflegers Neffe, verheißt ihr den Eingekerkerten zu befreien, wenn sie sich ihm hingibt. Sie kämpft — in der innerlich wie äußerlich bewegtesten Scene des Dramas — einen schweren Kampf; aber die neue Maria in ihr behält den Sieg: ihre von Jesu gereinigte, ihm geweihte Seele darf nie wieder befleckt werden. Sie weist den Römer ab — Christus bleibt in seinen Banden, stirbt den Kreuzestod … In ihre Hände — so stellt es der Dichter dar

— war in der entscheidenden Stunde Jesu Schicksal gelegt; sie konnte — nach ihrem kurzsichtigen Glauben — ihn retten, aber nur durch Verrat an dem, was ihr höher erschien als seine Person, an dem innersten Sinn und Heiligtum seines Wesens. Sie blieb ihm getreu, indem sie sich getreu blieb. Sie harrt auf seine Auferstehung ... Christus selbst erscheint nicht in dem Drama. Nur eine Stimme ruft von ferne seine Botschaft auf die Bühne: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Heyses Drama würde gewinnen, wenn man Christi Erscheinung und Gedächtnis ganz aus ihm tilgen könnte. Der innerste Nerv der Dichtung würde dadurch nicht berührt. Sie bliebe ein Hoheslied auf die Umwandlung durch die Liebe, auch wenn diese Liebe durch einen von allem Überirdischen und Göttlichen Entkleideten in eine zuvor sündige Frauenseele ihren sühnenden Strahl schickte. Heyse, der Novellist, hat dafür mehr als einmal den künstlerisch überzeugenden Beweis geliefert. In dieser Möglichkeit ruht die Schwäche — ruht die Stärke der Dichtung.

Bei Wilbrandt wie bei Heyse dürfte man die Schicksalsmacht aus der Hand der Frau, die sie sich zur Heldin erkoren haben, lösen, und das Sokrates- wie das Christusdrama würde nicht um ein Haar aus seinem hohen Gleis gerückt. Anders in Arthur Schnitzlers Renaissancedrama „Der Schleier der Beatrice": hier erwächst alles, Lust und Weh, Tod und Leben, aus den Händen des Weibes. Bologna liegt, dem unentrinnbaren Tode geweiht, in den eisernen Umschlingungen des Cesare Borgia; morgen schon wird der Feind brennend und mordend durch die Mauern brechen. Um so heißer lechzt der Gaumen nach der letzten köstlichen Neige des Lebens; das gesteigerte Lebensgefühl, der Drang zum Glück und Genuß, welcher nun vor keinen Folgen mehr zu erbleichen braucht, treibt die Menschen, die Wahrheit ihrer Natur schleierlos zu enthüllen. In Beatrice Nardi, der knospenhaft schönen Tochter eines irren Wappenschneiders, kristallisiert sich dieser Lebensdrang zu verhängnisvoller Tragik. Etwas von der absichtslosen Grausamkeit des Wedekindschen „Erdgeistes" steckt in ihr, in die weichlichere Krume der erlesenen Wiener Treibhausdichtung von heute verpflanzt. Wen sie liebt, der entbrennt zu seligster Daseinsfreude, aber er verzehrt sich auch schnell wie ein Licht, an dem eine zu heiße Flamme leckt. Den Dichter Filippo Loschi entflammt sie im Nu zu lodernder Sinnen- und Lebensglut; aber kaum gewonnen, entschleiert sie ihm die ganze unbewußte Schamlosigkeit ihrer Seele. Im innersten verwundet, wendet er sich ab, um, seiner verlassenen Braut fast schon wieder zurückgewonnen, alsbald von neuem ihrem dämonischen Zauber zu verfallen. Aber nur in neuer und doppelter Untreue kommt sie zu ihm. Schon im Brautschleier, um einem braven handwerklichen Freier die Hand fürs Leben zu reichen, sieht sie den jungen Herzog von Bologna, mit dem ihre Traumphantasie vorher schon glanzberauscht gebuhlt hat, leibhaftig vor sich hintreten, sie zu begehren. Nicht als Geliebte, nur als Herzogin will sie die herzogliche Schwelle überschreiten. Bentivoglio, auch er trunken vom flüchtigen Becher des Lebens, willigt ein: wozu, „umglüht von roten Fackeln der Gefahr und unter schicksalsvollen Sternen", noch nach Geburt und Stand fragen! So wird Beatrice — alles trägt sich in weniger als einem Tage zu —, indes die Leiche des verlassenen, in den Tod gegangenen Freiers noch blutet, Herzogin von Bologna, am Altare mit dem wunderbaren Schleier umkleidet, den einst der Fürst von Pergamum als Hochzeitsgabe seiner Fürstin schenkte. Doch am Besitz ersterben allsofort ihre Wünsche. Vom Traualtar schleicht sie in Sehnsucht zurück zu Filippo, bereit, mit ihm den letzten Weg zu gehen. Er beut ihr den Todesbecher — aber auch dies Verlangen war nur eine flüchtige Laune: ihr Lebensdrang schrickt vor dem Gespenst des Todes zurück. So stirbt der Geliebte allein; bei ihm bleibt nur der Schleier, den Beatrice auf der eiligen Flucht vor dem Tode vergißt. Zum Herzog zurückgekehrt und als untreu erkannt, soll sie augenblicks durch das Schwert gerichtet werden, wenn sie den Schleier nicht wiederschafft. Und sie wagt, abermals aus unbändiger Liebe zum Leben, aus Angst vor dem Nichtmehrsein, noch einmal den grausigen Gang. Vor dem kalten Leichnam des Geliebten endlich kommt die Müdigkeit am Leben über sie; in ihr ist nichts mehr als Sehnsucht, daliegen, so wie er, und fertig sein. Der verlorene Schleier wird gefunden, nun erst entwirrt sich der Nebel, der dem Herzog so lange die Gestalt Beatrices umhüllt hat:

Warst du nicht, Beatrice, nur ein Kind,
Das mit der Krone spielte, weil sie glänzte, —
Mit eines Dichters Seel', weil sie voll Rätsel, —
Mit eines Jünglings Herzen, weil's dir just
Geschenkt war? Aber wir sind allzu streng
Und leiden's nicht, und jeder von uns wollte
Nicht nur das einzige Spielzeug sein — nein, mehr!
Die ganze Welt. So nannten wir dein Tun
Betrug und Frevel — und du warst ein Kind!

Der versonnene Träumer und Idealist wie der gutgläubige Narr aus dem Volke gehen an ihr zu Grunde; der Herrenmensch, dem lächelnden Genuß der Gegenwart zugewandt, schreitet — Bruderhand ersticht sie endlich — wagemutig und sieghaft über sie hinweg, zum Kampf, zu neuem Leben, neuer Daseinslust:

Das Zeichen tönt, und mächt'ge Neubegier
Wie nie zuvor beflügelt meinen Schritt.
Ich freue mich des guten Kampfs, der kommt;
Die frischen Morgenlüfte atm' ich durstig
Und preise dieses Leuchten aus den Höh'n,
Als wär' es mir allein so reich geschenkt.
Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit,
Und noch der nächste Augenblick ist weit!

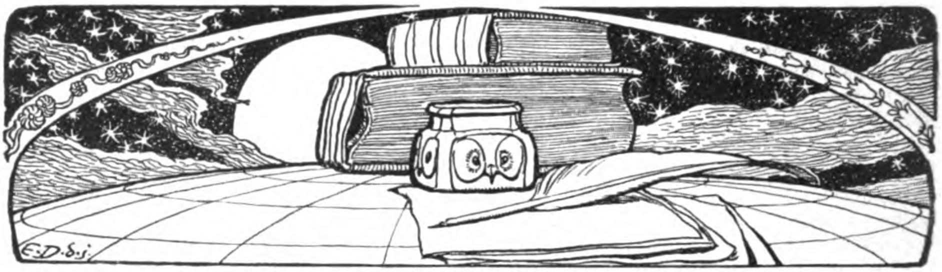
Mit dieser jauchzenden Fanfare schließt eine Dichtung, die es, ohne festen Nerv, trotz der Fülle der Gesichte nicht fertig bringt, mit bezwingender

Gewalt ein einheitlich gefügtes Drama aus den Tiefen menschlicher Natur und menschlicher Charaktere aufsteigen zu lassen, die aber mit magischer Kraft etwas von der nervösen Grazie, der bunten Launenhaftigkeit, der prangenden Lebensfülle des Cinquecento heraufbeschwört und ein paar funkelnde Renaissancefiguren über die Bühne wandeln läßt: diesen jungen Herzog Lionardo Bentivoglio, den hellen Daseinsüberwinder, der „an jedem Tag sein Leben trinkt aus tausend klaren Quellen, und jede weckt den Durst und löscht ihn", der über Menschen wie über feuchtes Gras dahinschreitet, „daß ihm der Fuß vom Tau des Lebens dampft, das er zertrat"; diesen jungen Poeten Filippo Loschi, den leichtbeflügelten Sinnen- und Augenblicksmenschen, dem im Gaukelspiel der Dichterträume die Wirklichkeit entschlüpft; vor allem aber Beatrice Nardi selbst, in welcher der Dichter jene unfertige Kindlichkeit und reife Grausamkeit zu paaren gesucht hat, die wir auf gewissen Bildern der italienischen Frührenaissance finden. Mit diesen echten Zügen der Zeit aber vermischen sich in ihr, stärker als jene, Züge der modernen Decadence, und so kommt ein mehr kapriziöses als charaktervolles Porträt einer Mondäne zu stande, die zwischen Wien und Bologna auf losen Pfaden hin- und herschweift. Nach der Absicht des Dichters aber soll diese Beatrice, ähnlich der verschleierten Maja der antiken Mythologie, den Natur- und Lebenstrieb schlechthin verkörpern, jene dämonische, rätsel- und widerspruchsvolle Macht des Weiblichen, die, jenseit von Gut und Böse, „sich nicht faßt und nicht das Nichts." Wurzel- und heimlos, ein trüber Gast nur auf der dunklen Erde, spielt sie mit dem Tod wie mit dem Leben. Ihre Tränen fließen um einen zerbrochenen Fächer so heiß wie um ein zerbrochenes Herz. Sternen gleich, die in einem einzigen Augenblick den Himmelsraum durchmessen, jagt sie durch eine ganze Welt abenteuernder Gefühle, von denen doch keins den glatten Spiegel ihrer flachen Seele auch nur kräuselt. Wie der Herzog, so erkennt auch der Dichter in der letzten „lebendigen Stunde" hinter dem Schleier, daran seine Hand vergebens zupfte, etwas von ihrem wahren Wesen:

> Niemals hat dich
> Des Daseins Wunder namenlos erschreckt,
> Nie bist du vor der Buntheit dieser Welt
> In Andacht hingesunken, und daß du,
> Die Beatrice ist, und ich, Filippo,
> Sich unter den unendlich vielen fanden,
> Hat nie mit tiefem Schauer dich erfüllt.
> Und daß dein Vater toll, füllt nicht mit Bangen,
> Daß Vittorino starb, der dich geliebt,
> Nicht mit dem fürchterlichsten Gram dein Herz.
> Und daß du Fürstin von Bologna bist,
> Macht dich so wenig staunen, Beatrice,
> Wie wenn sich eine Mück' auf deine Hand setzt ...
> Nur ist's dein Wesen, daß mit jedem Pulsschlag
> Durch deine Adern andre Wahrheit rinnt.

Schwer gefaltet wie der Schleier, der sie umhüllt, liegt um sie das Rätsel der letzten Stunden, da der Tod über allen Dächern schwebt, da „jedes Ja und Nein zum Zeichen wird und mehr bedeutet als sich selbst." Diese Ausnahmestimmung des letzten Tages, der zwölften Stunde, hat Schnitzler freilich — auch die ungleiche Darstellung des „Deutschen Theaters" in Berlin verhalf nicht zu dem Eindruck — mit aller Milieu- und Gestaltenverschwendung nicht recht zu entzünden vermocht, so wenig wie die stolze Lebenslohe der Renaissance. Sein Bologna liegt an der blauen Donau, unter dem Wahrzeichen des Stephanturmes und leider auch zum Teil des Café Griensteidl. Gewiß, der „Schleier der Beatrice", Schnitzlers bisher weitaus gehaltvollstes Werk, ist ein schillerndes, reich mit Gedanken verbrämtes Gespinst, Menschliches, Allermenschlichstes ist hineingestickt, hohe Namen der dramatischen Dichtkunst, wie Grillparzer („Jüdin von Toledo") und Hebbel („Gyges und sein Ring"), dürfen auftauchen, ohne allzusehr zu verstimmen. Im Grunde aber erscheint uns doch auch der Dichter der Beatrice nur unter dem Zeichen seines Paracelsus, jenes von ihm verherrlichten geistreichen Gauklers, der den Zuschauern tausend Rätsel aufgibt, ihnen dann und wann auch wohl einen Schimmer der Lösung zeigt, am Ende aber alle nur in einer grenzenlosen Verwirrung des Gefühls zurückläßt. Ein feines ästhetisches Gedankenspiel, aber doch nur ein Spiel, ohne Charakter, ohne Ethos! Was fehlt, ist die aufbauende männliche Kraft des schöpferischen Genius, die immer auch zugleich eine sittliche ist. Statt dessen beherrscht die feminine Note, die die gesamte jungwienerische Literatur beherrscht, auch dieses Werk, das so reich ist an stillen, feinen, intimen Reizen wie arm an heroischer Energie. Nicht bloß den „Helden" des Stückes, auch dem Dichter selber wirkt hier die Frau das Schicksal.

Friedrich Düsel.



Literarische Rundschau

Land und Leute in Heimat und Fremde

Die Aufgabe der Geographie ist noch nicht erfüllt, wenn die Oberfläche der Erde beschrieben ist. Seitdem Humboldt der Welt seinen „Kosmos“ gegeben hat, können wir uns ein treues Bild der Erde ohne den Hintergrund einer großen Weltansicht nicht denken. Jede geographische Erscheinung muß in ihrer Verbindung mit dem Weltganzen zur Darstellung kommen.“ Mit diesen Sätzen umschrieb Friedrich Ratzel schon in dem ersten Bande seines umfassenden Werkes über **Die Erde und das Leben** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) sein grundlegendes Programm, keine einzige Erderscheinung betrachten zu wollen, ohne sie auf ihre Verbindung mit dem Leben auf der Erde zu prüfen. Er ist diesem Grundsatz auch in dem nunmehr erschienenen zweiten Bande treu geblieben (geb. in Halbleder 17 Mk.), der sich mit der Welt des Wassers in seinen mannigfachsten Erscheinungen, mit der Lufthülle der Erde und dem Leben auf der Erde beschäftigt. So schwierig gerade dieses Gebiet für den Laien manchmal ist, ein seine Wissenschaft mit so hellem, klarem Kopf und scharfem Auge überschauender Mann und ein so vollendeter Meister anschaulicher Schilderung wie Ratzel formt auch das Verworrenste zu durchsichtiger, wohlgerundeter und gefälliger Gestalt. Mit der Lückenlosigkeit des ganzen gewaltigen Gebietes paart sich eine sichere und energische Herausarbeitung des Wichtigen und Entscheidenden; mit der Schwierigkeit des Stoffes wächst die Kunst der Darstellung und das Ausdrucksvermögen der in ihrer nüchternen, „wasserklaren“ Schlichtheit klassischen Sprache. Ratzel begnügt sich, wie man das vielleicht in einem populären Werk erwarten mag, keineswegs damit, zu referieren; er kritisiert und urteilt mit der von seinem Namen unzertrennlichen Originalität und Kühnheit; das eigentliche Gepräge empfängt seine Betrachtungsart von jener rücksichtslosen Skepsis, die heute die wissenschaftliche Erdkunde beherrscht. In der Ablehnung alter überlebter oder oberflächlicher Theorien greift er manchmal zu außerordentlich schroffen Ausdrücken; aber gerade diese Sätze, hinter denen man ein ganzes Leben, eine ganze unter mühsamen Kämpfen errungene Weltanschauung stehen sieht, bohren sich dem Leser mit besonderem Nachdruck ins Gedächtnis. Am vollsten und wärmsten strömt der Fluß der Darstellung, wo er bei Ratzels persönlichstem Thema „Erde und Mensch“ (Anthropogeographie) verweilen darf. Die Illustrationen boten sich im zweiten Bande fast noch reicher und mannigfaltiger dar als im ersten. Maß zu halten und über der Fülle und Buntheit die wissenschaftliche Würde nicht zu verletzen, ward da zur Haupttugend. Das Bibliographische Institut hat auch hier wieder seine Meisterschaft bewiesen: die 223 Abbildungen und Karten im Text, die 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung sind glänzend, aber niemals blendend, sie dienen immer nur der Sache und schmiegen sich gehorsam dem Texte an, so daß da, wo die Beschreibung durch das Wort, immer auch die Erläuterung durch das Bild zu finden ist.

Die in neuerer Zeit erfreulicherweise wieder so liebevoll gepflegte Heimatskunde mahnt uns, über dem Fernen und Fremden das Eigene und Nahe nicht zu vernachlässigen. In die Sammlung „Berühmte Kunststädte“ (Nr. 19) ist jetzt neben Nürnberg auch **Danzig** aufgenommen worden (Leipzig, E. A. Seemann; mit 100 Abbildungen; geb. 3 Mk.). Arthur Lindner, der Verfasser des Buches, tut wohl daran, auch die intime Schönheit der Danziger Landschaft in den Kreis seiner Schilderung zu ziehen; so erst entsteht der stimmunggebende Hintergrund, von dem sich die Lebensgeschichte dieser kultur- und kunsthistorisch so interessanten Preußenstadt recht abheben kann. Schöpferisch freilich hat Danzig wenig Bleibendes in der Kunst hervorgebracht; um so größer sind die Verdienste, die sich die Stadt durch unausgesetzte Betätigung künstlerischen Sinnes, durch freundlich verständige Förderung der in ihren

Mauern lebenden Meister sowie durch das gleichmäßig treue Bestreben, sich mit deren Arbeiten zu schmücken, erworben hat. Kulturgeschichtliche Bedeutung gewinnt diese Kunstpflege aber hauptsächlich dadurch, daß sie an einem Orte ausgeübt wurde, welcher, weit vorgeschoben in ein ausgedehntes kulturarmes Land, den wichtigsten und günstigsten Einfluß auf die Nachbargebiete ausüben mußte. Wenig selbständig, verarbeitete Danzig die anderswoher empfangenen künstlerischen Anregungen doch so intensiv, daß es noch heute ein Städtebild von ganz eigenem Charakter bietet. — Von der deutschen Reichshauptstadt kann man das gleiche leider nicht behaupten; ihr architektonischer Charakter scheint zu sein, keinen zu haben. Die wirre Mannigfaltigkeit schließt jedes einheitliche Stilgepräge aus. Zusammenhalt kommt erst in das Bild, wenn man, wie Fedor von Zobeltitz es tut, **Berlin und die Mark Brandenburg** in eins betrachtet. In den von A. Scobel herausgegebenen Velhagen u. Klasingschen „Monographien zur Erdkunde" („Land und Leute" Bd. 14; mit 185 Abbildungen; geb. 4 Mk.) hat der als sicherer Kenner der märkischen Erde und der märkischen Menschen bekannte Verfasser, selbst ein Märker, ein frisch und flott hingeworfenes Bild der Landschaft und der, man kann nicht sagen: aus ihr herausgewachsenen, sondern in sie hineinverpflanzten Millionenstadt hingezeichnet. Er vernachlässigt das Geschichtliche nicht, erzählt aber augenscheinlich am liebsten aus eigener unmittelbarer Anschauung. Den Abbildungen danken wir besonders die schönen Landschaftsbilder aus der immer noch arg verkannten Mark; aus Berlin hätten wir einiges mehr Kuriose als Interessante lieber vermißt. — Zu einer erschöpfenden wissenschaftlichen Monographie hat sich Dr. Karl Pfaffs ursprünglich als Führer angelegtes Buch über **Heidelberg und Umgebung** ausgewachsen (mit 119 Abbildungen, 3 Plänen und einer Karte; zweite, erweiterte Auflage; Heidelberg, J. Hörning; geb. Mk. 4.80). Es taucht tief in die geschichtliche Vergangenheit, läßt Steine und Gräberfunde reden, führt uns durch die Bronze- und Eisenzeit der alten Kelten in die römische Kulturwelt und in die Anfänge der germanischen Siedelungen. Diese vor- und frühgeschichtlichen Kapitel bringen auf Schritt und Tritt mancherlei Neues, vom Verfasser selbständig Erforschtes. Die geistlichen Stiftungen: Lorsch, Schönau, Sinsheim, Neuburg, Lobenfeld, durch Abbildungen ihrer Kunstdenkmäler uns verlebendigt, geleiten zu der Zeit der Staufer. Besonders liebevoll versenkt sich der Verfasser dann naturgemäß in die Geschichte der Ruperto-Carola und des Schlosses. Aber auch die Umgebung wird eifrig durchforscht und in ihren landschaftlichen Reizen wie in ihren kunstgeschichtlichen Denkmälern dem Leser nahe gebracht; und auch das moderne städtische Leben Heidelbergs finden wir farbenfroh geschildert. In einem Augenblick, wo der Streit um die Restaurierung des Heidelberger Schlosses die Gemüter erregt und das erfolgreichste Theaterstück, das die letzten Jahre uns beschert haben, die Herzen bei dem Klange des Namens „Alt-Heidelberg" höher schlagen läßt, darf Pfaffs auch reich und schön illustriertes Werk freundlicher Aufnahme gewiß sein.

Das moderne Italien hat zum erstenmal, soweit wir sehen, in einer kurz zusammenfassenden und doch wissenschaftlichen historischen Darstellung Pietro Orsi, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Padua, behandelt. F. Goetz hat das Buch ins Deutsche übersetzt (Leipzig, B. G. Teubner). Der Verfasser verfolgt die neueste Geschichte Italiens von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an bis zur Gegenwart, die italienische Einheitsbewegung also in weiterem Sinne. Das Volk Italiens ist uns Deutschen trotz der Bemühungen Viktor Hehns und neuerdings P. D. Fischers noch immer ebenso fremd, wie das Land uns vertraut ist. Ein sachkundiges, übersichtliches Buch eines Italieners wie dieses, das, von vaterländischer Begeisterung getragen, doch auch der ernsten Kritik nicht aus dem Wege geht, dürfte deshalb gerade bei uns besonders freudiger Aufnahme gewiß sein, wenn sich nur in der Auffassung des Verhältnisses der italienischen Nation zu Deutschland ein unbefangeneres und gerechteres Urteil zeigte. Hieran aber fehlt es. Namentlich Preußen gegenüber beweist Orsi eine Voreingenommenheit, die ihn gegen die Hilfen, wie sie Preußen und Bismarck dem italienischen Einigungswerke geleistet haben, blind macht und ihn die Kultureinflüsse verkennen läßt, die das moderne Italien aus den — protestantischen — Ländern nördlich der Alpen erfahren hat. Im übrigen muß die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des lehrreichen Buches dankbar anerkannt werden. — In der von Richard Muther herausgegebenen Monographiensammlung „Die Kunst" hat Albert Zacher **Venedig als Kunststätte** behandelt (Berlin, Julius Bard; kartoniert Mk. 1.25, in Leder geb. Mk. 2.50). Maßgebend für seine Betrachtung und Behandlung ist die Erfahrung, daß von Venedig Genuß oder Erhebung und Erbauung nur der Reise- und Lebenskünstler findet, der von vornherein darauf verzichtet, alles und jedes bis ins kleinste Detail sehen zu wollen, sich vielmehr begnügt, nur das Charakteristischste, das — sit venia verbo — Venedigste in sich aufzunehmen. Dementsprechend geht Zacher nur das Wichtigste und Schönste in der „Märchenstadt" durch: den Markusplatz mit seinen Gebäuden, die Academia delle belle Arti, deren Schätze historisch gewürdigt werden, den Dogenpalast, die Kirchen, von S. Maria dei Frari und S. Giovanni e Paolo bis zur S. Maria della Salute, die Paläste am Canale Grande. Ihm ist ein anregender, trotz seiner Knappheit gehaltvoller Stil eigen, der den Benutzer des hübschen Büchleins stetig zu eigenem Nachdenken anhält.

Vom Kaukasus zum Mittelmeer ging die Reise, die Dr. Paul Rohrbach mit seiner jungen Frau im Sommer und Herbst 1898 machte und die er jetzt in Tagebuchform äußerst lebendig geschildert hat (Leipzig, B. G. Teubner; mit zahlreichen Abbildungen; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Haupt-

schauplätze der Erlebnisse und Beobachtungen waren das russische und türkische Armenien und die Gebirgslandschaften bis an die Südküste Kleinasiens. Die großen Armeniermassakres der Jahre 1895 bis 1897 waren noch in frischer Erinnerung; der ganze verwüstete Zustand des Landes, der Ruin und die Dezimierung der Bevölkerung enthüllten sich dem Reisenden wochenlang in furchtbarem Panorama. Dies unmittelbar aktuelle Thema läuft wie ein roter Faden durch die sonstigen persönlichen, ethnographischen, historischen und kulturgeschichtlichen Aufzeichnungen Dr. Rohrbachs. Fragen deutscher Wirtschaftspolitik werden gelegentlich behandelt, archäologische Notizen finden sich zahlreich eingestreut. Wichtig aber erscheint das Buch insbesondere für den, der sich über die armenische Frage gründlich und sachlich unterrichten will, zumal da der Verfasser am Schluß noch ein Kapitel über seine späteren Erfahrungen in Südarmenien jenseit des Taurus hinzugefügt hat (Winter 1900/01). — Auch die Romanliteratur hat sich bereits des Schicksals der Armenier bemächtigt, und zwar ist es Rudolf Lindau, bekanntlich seit langen Jahren in Diensten des Auswärtigen Amtes in Konstantinopel stehend, der in seinem zweibändigen Roman **Ein unglückliches Volk** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 10 Mk.) die blutigen Ereignisse von 1895 und 1896 zum Vorwurf nimmt. Die Fabel, die den Rahmen für das erschütternde Gemälde liefert, ist einfach, nicht gerade neu und nicht besonders kunstvoll. Ein junger Gardeoffizier, infolge leichtsinnigen Spiels nach Amerika getrieben, tritt in die Dienste armenischer Revolutionäre. Auf einer Farm im Nordwesten Amerikas wie später in Konstantinopel leistet er der Bewegung ahnungslos die wichtigsten Dienste. So wird Gelegenheit gefunden, reichliche politische Ausführungen und kulturgeschichtliche Schilderungen zu geben. Sie sind das Wertvollste und Interessanteste an dem Buche, zumal da sie von einem siebzigjährigen Diplomaten kommen, der sich auch sonst schon als kluger Politiker, scharfsinniger Kultur- und Menschenkenner Halbasiens bewährt hat. Als solcher findet er denn auch hier bei allem menschlichen Mitleid für das „unglückliche Volk" ernste, verwerfende Worte für die unkluge, aussichtslose Auflehnung gegen die Macht des Stärkeren, auf dessen Seite in diesem Falle auch das höhere Recht. Diese mehr historisch als dichterisch hochzuschätzende Objektivität der Darstellung, die den Roman beherrscht, rechtfertigt es wohl, ihn in diesem Zusammenhange zu verzeichnen, hat ihm doch der Verlag auch eine Karte Konstantinopels, der Verfasser eine Reihe statistischer Anmerkungen mitgegeben.

Die transsibirische Eisenbahn hat das Interesse neuerdings in besonders starkem Grade auf den Landweg nach Asien gelenkt. Aber nur wenige Schilderungen der von der Bahn durchquerten Strecken sind bisher bekannt geworden; unter diesen wenigen kaum eine, die auf Selbstschau beruht und mit der Zuverlässigkeit der Tatsachen eine gut lesbare, fesselnde Darstellung verbindet. Diesem Mangel hilft nunmehr aber Rudolf Zabels Reisewerk **Durch die Mandschurei und Sibirien** ab, das vor kurzem in sehr vornehmer Ausstattung bei Georg Wigand in Leipzig erschienen ist (4°, 324 S.; mit 147 Abbildungen und Personen- und Sachregister; geb. 20 Mk.). Zabel hatte schon durch sein Werk „Deutschland in China" (ebenda; vgl. die Besprechung im Januarheft 1903, Seite 615), namentlich durch den hier zu Tage tretenden praktischen Blick für historisch-juridische und nationalökonomische Fragen Aufsehen erregt; hier, in dem neuen Werk nun nutzt er seine hervorragenden Gaben der Beobachtung und seine wohlgeschulten Erfahrungen weiter aus. Er hat, wie schon bekannt war, während des chinesischen Feldzuges, an dem er als Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" teilgenommen hatte, die Mandschurei durchquert. Anfangs noch auf der Bahn, dann auf einer von vier Mandschus gezogenen Draisine, selten ohne große persönliche Gefahren, drang er in das Aufstandgebiet ein. Endlich, von einer russischen Kosakensonje eskortiert, gelangte er auf elenden Wegen in einem elenden Karren nach dem mandschurischen Hafen Niutschwang. Von dort ging die Reise nach Port Arthur und nach dem künftigen Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn, nach Dalny, wo im stillen unter den zähen Arbeitshänden der Russen bereits eine ansehnliche Stadt im Entstehen begriffen ist. Zabel findet hier, wo die Wertung des Meerbusens von Talienwan für die künftige Handelsgestaltung in Frage kommt, wieder reichliche Gelegenheit, seine wirtschaftlichen Urteile und Ratschläge hören zu lassen. Jedenfalls ist er seit der russischen Besetzung der Südmandschurei der einzige Ausländer geblieben, dem es gelungen ist, in jenen Gebieten zu reisen und über die Stellung Rußlands in der Mandschurei authentische Aufklärungen zu geben. Der zweite Teil des Zabelschen Werkes führt durch die Nordmandschurei und eine zweitausend Kilometer lange Strecke auf dem Amur in die zentralasiatischen Gegenden Sibiriens. Völkerschaften und Landschaften, durch treffliche Abbildungen in typischen Erscheinungen veranschaulicht, wechseln in bunter Fülle. Besondere Aufmerksamkeit verdient die eingehende Abhandlung, in der Rußlands unaufhaltsames Vordringen durch ganz Asien bis zum Stillen Ozean dargestellt wird. In dem Bestreben, heißt es, sich hier das „größere Rußland" zu schaffen, liegt der Schlüssel für das Verständnis der moskowitischen Politik gegenüber China, England und Japan. Bei all diesen bitter ernsten Erörterungen kommt die Unterhaltung, die man doch auch in Reisewerken sucht, nicht zu kurz. Zabel versteht sehr hübsch zu plaudern; sein Stil ist voll und bildkräftig.

Eine geschichtliche Darstellung der Kolonisation Afrikas war bis vor kurzem kaum vorhanden. Erst der Engländer Harry Johnston, der Verfasser eines Buches über „Britisch-Zentralafrika", hat es wohl als erster unternommen, den Verlauf des Eindringens und der Nieder-

lassung fremder Rassen in diesem Erdteil vom Altertum bis auf die neueste Zeit in kurzer, übersichtlicher Weise zusammenzustellen. (**Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen.** Aus dem Englischen übersetzt von Max von Halfern. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.) Johnston war lange Jahre als Forscher und als britischer Beamter in Afrika tätig und ist auf wissenschaftlichem Gebiet durch verschiedene gediegene Werke über Afrika hervorgetreten. Für die Vorgänge der neuesten Zeit stand ihm aus den Archiven des britischen Auswärtigen Amtes das reichhaltigste Material zu Gebot. Über uns Deutsche kommt der Verfasser — ein Engländer, wie gesagt —, trotz aller Unverblümtheit und Offenheit des Urteils in Einzelheiten, am Ende (bei der Besprechung Kameruns) zu einer für uns sehr schmeichelhaften Anerkennung: „Die Deutschen," sagt er, „beobachten sowohl in der Regierung als auch im Handel die besten Grundsätze, und ein Politiker, welcher die Größe des deutschen Charakters unterschätzte oder auf ein Schwinden der deutschen Herrschaft in fremden Ländern rechnete, würde sehr kurzsichtig sein." — Südafrika und besonders der Burenkrieg setzen noch immer neue Federn in Bewegung. Die Fülle des Dargebotenen macht es zur Pflicht, nur das Hervorragendere zu verzeichnen. Durch starken Persönlichkeitsreiz zeichnen sich die Erlebnisse aus, die **Dietrich E. Braun** (Pseudonym) unter dem Titel **Auf und ab in Südafrika** aufgezeichnet hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; mit 12 Abbildungen; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Ein Augenzeuge schildert hier auch die Ereignisse, die dem eigentlichen Kriege vorangegangen sind, also vor allem den Jameson-Einfall. Aus reinem Tatendrang geht der junge Mann aus Deutschland hinüber, das Schmieden und Stählen des eigenen Charakters bleibt ihm auch in Afrika die Hauptsache. In dieser Hinsicht hat das Buch einen nicht geringen erzieherischen Wert. „Nahezu zehn Jahre hat es mich gekostet," heißt es an einer Stelle, „jene Selbständigkeit zu erringen, die schon den englischen Jungen mit zwölf Jahren kennzeichnet, und jene servile Scheu abzustreifen, die bei uns in der Schule anerzogen, die im ganzen deutschen Erwerbsleben verlangt und von allen deutschen Konsulaten soweit als tunlich ins Ausland verschleppt wird, um den so weit Geflohenen auch dort noch das Dasein zu erschweren und zu vergällen. Nun, das ist, wie gesagt, für mich ein überwundener Standpunkt. Ungebundenheit und persönliche Freiheit sind mir über alles lieb geworden. Für sie ist mir kein Opfer groß genug." Und er preist das Gefühl, auf sich selbst und nur auf sich selbst angewiesen zu sein, nicht bei jeder Gelegenheit „Hilfe!" und „Polizei!" schreien zu müssen. In zwölf verschiedenen Berufsarten hat sich der Verfasser diese tapfere Lebensauffassung erobert und wiedererobert; sie beseelt ihn so, daß er nach Beendigung des Burenkrieges, kaum mit der Abfassung seiner Erinnerungen fertig, sofort beschließt, wieder nach Südafrika zurückzueilen! — Zwischen Zambesi und Sabi bewegten sich die beiden großen Reisen, die Dr. **Carl Peters**, der mit englischer Tatkraft und Rücksichtslosigkeit ausgestattete deutsche Kolonialpionier, in den Jahren 1899 bis 1901 unternommen hat, um Ophir, das **Goldland des Altertums,** aufzufinden. Er hat ursprünglich in englischer Sprache darüber berichtet, sein Buch bald darauf aber auch in deutscher, leider etwas flüchtiger, nicht überall sauberer Übersetzung erscheinen lassen (München, J. F. Lehmanns Verlag; mit 50 an Ort und Stelle gemachten Originalillustrationen von Tennyson Cole, 50 photographischen Aufnahmen, 1 Heliogravüre — Porträt des Verfassers — und 2 Karten; geh. 14 Mk.). Die topographische Ausbeute — um das vorauszunehmen — ist nicht besonders reich; glänzend dagegen, wenigstens zum Teil, die Schilderung der Reisen selbst, vor allem der Züge durch Macombes Land, die viele unbekannte Gebiete berührten. Auch die kolonial-politische Abhandlung über Südrhodesien, Maschona- und Matabeleland, sowie die statistischen Tabellen über diese Länder bringen nicht nur theoretisch viel sehr Originelles, sondern auch sachlich mancherlei Neues. Der Schwerpunkt des Buches aber ruht in den beiden großen archäologischen Kapiteln, in denen der Verfasser seine Ophir- und seine Punttheorie entwickelt. Er hat hier mit großem Fleiß und wissenschaftlicher Sorgfalt alles an mythologischen, etymologischen (Ophir = Afrika?), ethnographischen und wirtschaftsgeographischen Gründen zusammengetragen, womit sich diese Theorien stützen lassen. Namentlich seine Ansichten über die Ophirfrage zeigen sich bis ins einzelnste ausgebaut. In dem von ihm am unteren Muira aufgefundenen Minenort Injakafura glaubt Peters die ursprüngliche Stätte Ophir erkennen zu dürfen. Es würde zu weit führen, hier seinen außerordentlich interessanten Argumentationen nachzugehen; hervorgehoben sei nur, daß Peters besonderen Nachdruck auf die wirtschaftsgeographischen Beweisgründe legt. Der Nachweis antiken und zwar altsemitischen Goldminenbetriebes ist das erste Fundament; nur auf ihm läßt sich weiterbauen. Deshalb scheiden Indien und Südarabien aus, deshalb konzentriert sich alle Hoffnung und Forschung auf Südafrika. „Südafrika, das Ziel der Ophirfahrten," lautet Peters' Parole ... Weniger glücklich ist er in der Verfechtung seiner Punttheorie, das heißt der Hypothese, daß das Land Punt der ägyptischen Inschriften ebenso weit gereicht habe wie der südlichste Teil des altsemitischen Kolonisationsgebietes (Südostafrika). Auch hierfür werden philologische, archäologische, geologische und ethnographische Gründe ins Feld geführt, aber es ist wohl keiner darunter, der genügend Überzeugungskraft hätte, um den subjektiven Glauben des Vaters dieser Theorie zu einem allgemeinen, objektiven zu machen. Doch wie dem auch sei — auch wo Peters irrt, spricht aus seinen Ausführungen und Erwägungen immer noch so viel männlich kühne Unerschrockenheit und Bewußtheit des Willens, daß es ein stählendes Ver-

gnügen ist, ihm auf seinen Gedankenfahrten zu folgen.

Südseefahrten, wie sie im leichten Gefährt einer mehr plaudernden als ernsthaft beschreibenden Schilderung K. R. Indra, ein junger Österreicher, unternimmt (Berlin W., Wilhelm Süsserott; geh. 5 Mk., geb. Mk. 6.50), bringen uns nach den Fidschiinseln, nach Tonga und Samoa und endlich nach Neuseeland. Der Reisende, den eine heiße Sehnsucht nach den Paradiesesinseln lockte und der deshalb für ihre blendenden Naturschönheiten oft berauschende Worte findet, weiß in gefälliger, zuweilen humoristischer Form angenehm zu unterhalten; nur manchmal stören die englischen Brocken, die er in sein Deutsch einschmuggelt. — Bunte Erzählungen aus der Südsee finden Liebhaber landschaftlicher Novellistik in der Sammlung **Rauschende Palmen** von Richard Deeken (Oldenburg, Gerhard Stalling; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Deeken hat in demselben Verlage vor kurzem über Samoa ein eigenes Werk herausgegeben („Manuia Samoa"; vgl. Juniheft 1902), das bereits eine sehr farbenfreudige Schilderungskunst verriet; in seiner neuen, halb novellistischen, halb beschreibenden Veröffentlichung findet er naturgemäß ungleich reichlichere Gelegenheit, seine Phantasie und seine gute Laune spielen und, wo es sein kann, auch einmal ganz frei und ungebunden den Poeten und Fabulierer schwärmen zu lassen. Eine Auswahl interessanter Abbildungen gibt dabei immer die Möglichkeit, seine dichterischen Gebilde an der Wirklichkeit auf ihre innere Wahrheit nachzuprüfen.

Mit dem ultima Thule des Erdballes wollen wir schließen. Man hat den Wettbewerb um die Erreichung des Nordpols, den das letzte Jahrzehnt gezeitigt, wohl zuweilen etwas verächtlich mit einem sportlichen Wettrennen verglichen. Zumal die italienische Nordpolexpedition der Jahre 1899 bis 1900 hat diesen Vergleich heraufbeschworen. Und in der Tat: wenn man allein auf die wissenschaftlichen Ergebnisse sieht, die sie aus den Regionen des ewigen Eises heimgebracht hat, so braucht man seine Bewunderung für sie nicht allzu hoch zu schrauben. Sie ist um einen drittel Grad (86° 34′) weiter vorgedrungen als Nansen; aber ihre Erforschung der Polarwelt bleibt hinter dem, was hierin Nansen und nach ihm Sverdrup geleistet haben, weit zurück. Dem Reiz der abenteuerlichen Fahrt als solcher tut das freilich wenig Abbruch; ja, man darf sagen, daß die italienische Expedition in ihrem Führer und Veranstalter, dem jungen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, einen Schilderer gefunden hat, dessen literarische Begabung der Nansens mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Sein Buch, **Die Stella Polare im Eismeer**, bald nach der Ausgabe des italienischen Originals auch in deutscher Übersetzung erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus; geh. 9 Mk., vornehm geb. 10 Mk.), zeigt uns ihn als einen bei aller persönlichen Bescheidenheit und Schlichtheit außerordentlich lebendigen Erzähler mit ausgeprägtem Sinn für das Dramatische. Wir erhalten von ihm in sechzehn Kapiteln, die bis in die äußersten Etappen der Reise von reizvollen photographischen Aufnahmen begleitet sind, außer der Darlegung des Expeditionsplanes die Schilderung der Seereise und der Überwinterung, während Kapitänleutnant Umberto Cagni über die große Schlittenreise, Stabsarzt Molinelli über die Erlebnisse der zweiten Gruppe und über die gesundheitlichen Verhältnisse der Expedition berichtet. Von ihnen ist Cagni der bei weitem wirkungsvollste Erzähler. Seine Kapitel bilden den dramatischen Höhepunkt des Ganzen und halten den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile in atemloser Spannung. Ein heroischer Ehrgeiz lebt in diesem Mann, ein Ehrgeiz, der ihn trotz aller Schwierigkeiten und furchtbaren Gefahren bei jedem Erwachen von neuem anspornt, über die Grenze Nansens hinauszukommen. Als er es endlich dank seinem eisernen Willen erreicht hat, jubelt er auf: „Wir haben gesiegt, haben den größten Entdecker des Jahrhunderts übertroffen!" Aber gefahrvoller und aufreibender noch als das Vordringen gestaltete sich der Rückzug. Tag für Tag verzeichnet Cagni trotzdem, den Hungertod vor Augen, auf den monatelangen Wanderungen über die sich stauenden und pressenden Eisfelder des Polarmeeres den Ernst der Lage. Wirklich, wie ein Märchen erscheint es, was von unbeugsamem Willen beseelte Menschen in diesen Einöden des weißen Todes auszurichten vermocht haben! An romanhaftem Reiz haben diese von Cagni geschriebenen Kapitel in der ganzen Nordpolliteratur schwerlich ihresgleichen. Die Ausstattung des für seinen Umfang und Inhalt erstaunlich billigen Werkes (580 S. Lexikon-Format, mit etwa zweihundert Abbildungen, Plänen, Karten usw.) verdient das höchste Lob. Es ist auf feinstem Kunstpapier gedruckt, ein künstlerischer Sinn hat die Abbildungen arrangiert und ihnen malerische Wirkungen verschafft. Von besonderem Reiz sind die in zwei Farben ausgeführten Einschaltbilder und namentlich die beiden farbigen Panoramen, auf denen uns so recht deutlich die trostlose Einöde dieser Eiswüsten entgegentritt.

F. D.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

XCIV. Band
Heft 561

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Juni
1903

Licht

Novelle

von

Marie Eugenie delle Grazie

Wer längs der südlichen Gestade des leuchtenden Gardasees dahinwandelnd nach Gardone Riviera gelangt und von da vielleicht noch weiter gen Salò, dem fällt links von seinem Weg und ungefähr in der Mitte desselben ein alter, massiger Palast auf. Grau und verwittert, aber noch immer sorgsam erhalten, grüßt er aus Tagen herüber, deren Glanz schon längst verblaßt ist, deren Geräusch, zum geisterhaften Echo abgedämpft, nur mehr in den Erzählungen alter Chroniken spukt. Und so mag, nachdem er einen befremdeten Blick darüber hingehen ließ, meist auch der Wanderer daran vorüberziehen, dessen Neugierde durch die wuchtigen und stets geschlossenen Tore nicht gerade eingeladen wird; während es von den alten Mauern und den schweren Eisenketten, welche sie nach der Straße zu einfrieden, wie ein dumpfer, modriger Hauch herüberweht. Dazu kommen noch die undurchdringlichen Schatten, die das massige Gebäude quer über die Straße legt, der blockige Bau, der mehr Festung als Palast scheint, und die armdicken, überhohen Mauern, hinter die man alle Schrecken träumen könnte, wenn nicht hier und da eine anmutig im Winde flatternde Rebe anzeigte, daß dahinter der Garten des Palazzo Martinengo sich dehnt, mit reifendem Obst und bunten, heißduftenden Blumen. Und



so bleibt denn dem rasch seiner Straße folgenden Fremdling von dem ganzen Palast kaum mehr in der Erinnerung als der Schatten, der auf seinem Wege lag, und die Schauer, die ihm das feudale Gemäuer für einen Augenblick in die Seele geweht. Und vielleicht auch nicht einmal die. Denn Schauer und Schatten zerrinnen hier so bald, wo die durchsonnte Luft nur von Jasmin und Rosen duftet und in schimmernder Ferne die Isola di Garda auf den blauen Wogen ruht wie ein heller Smaragd auf tiefdunklen Saphiren, während rings-um nur Licht ist und wieder Licht, endlos und wie aus goldenen Schalen über Hügel und Täler und Ufer und Fluten ausgegossen, so daß alles funkelt und zittert und brennt und gleichsam verklärt und vergoldet wird. Von dem Staub, den der heiße Sommerwind in die Höhe führt, bis zu der in der Mittagsglut regungslos ausharrenden Lacerte, deren metallisch leuchtendes Schuppenkleid im Sonnenbrand so märchenhaft funkelt, als hätte es ein Künstler aus echten Juwelen zusammengefügt und dann achtlos da liegen lassen — im goldenen Staub dieser warmen, gesegneten Straße. Wem es aber gegönnt ist, von Minute zu Minute in so viel Licht und Herrlichkeit unterzutauchen, denkt der dann noch des alten Palazzo am Wege? Und so schritt auch ich das erste Mal bloß flüchtig staunend daran vorüber — nichts sehend als die flimmernde Straße vor mir und zu meiner Linken den sanft anwogenden See, über den der Monte Baldo sein schneeiges Haupt erhebt, indes aus blendender Ferne die weißen Ufer Sirmiones herübergrüßen, die seligen Gestade, die Catull geliebt und besungen hat.

Erst bei einem wiederholten Aufenthalt in Salò nahm der alte Palazzo meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Und zwar auch diesmal weniger für sich selbst als für ein prächtiges Stück uralten und halb verwilderten Gartenlandes, das sich, einen ganzen Hügel empor, terrassenförmig aufbaute und, obwohl jenseit der Straße gelegen, doch offenbar auch zu dem dunklen Bau gehörte, mit dessen erstem Stockwerk der Hügel durch eine die Straße der Breite nach überwölbende Galerie verbunden war. Cypressen, deren jede wohl einige hundert Jahre zählen mochte, stiegen wie riesige Obelisken regungslos und dunkel ins Blau der Luft. Uralte Steineichen und mächtige Magnolien hatten im Laufe der Jahrzehnte ihre Kronen so dicht ineinander verschlungen, daß sie nun ein einziges, unentwirrbares Dickicht bildeten. Orangenbäume schatteten wie ganze Lauben über die unbetretenen Pfade. Und während ich in der regungslosen Stille des Sommerabends so dastand und mit angehaltenem Atem emporlauschte, konnte ich aus der Höhe leise aber deutlich den plätschernden Fall einer Fontäne hören, die, nach dem leicht absetzenden Geräusch zu schließen, ihre Wasser von Schale zu Schale gleiten ließ. Verträumt und vergessen, wie da oben alles liegen mochte: die grasbewachsenen Pfade, die geborstenen Granitschalen des Brunnens, alte Statuen und moosüberzogene Ruhesitze und auf einem vielleicht eine dunkle Gestalt, die mit halbgeschlossenen Augen zu dem alten Palazzo herübersah, mußte das Ganze etwas von dem unheimlichen Zauber haben, der Böcklinschen Landschaften innewohnt.

Todtraurige, balladenhafte Schwermut der Einsamkeit. Langsam glitt mein Blick wieder nach dem stillen Palazzo zurück, dessen Schatten zu meinen Füßen lag, massig und grotesk wie ein kauerndes Ungeheuer. Und von nun an war der alte Bau mehr für mich als ein mittelalterliches Lustschloß, das zufällig an meiner Straße lag. Der schwermütige Prunk des Gartens, der, wenn auch verwildert und kaum betreten, noch immer von einstiger Herrlichkeit redete, begann mir heimlich auch von seinem finsteren Gegenüber zu erzählen. Leise, ganz leise ... so daß mir war, als hörte ich plötzlich Stimmen und Rufe und das festliche Lachen verschollener Geschlechter. Aber es war nur der Abendwind, der von Salò herüberstrich und Kühlung brachte, und jene geheimnisvollen Flüstertöne, die alles um uns beredt zu machen scheinen: die Halme am Wege, die welken Blätter zwischen den Hecken und hoch im Blau die nickenden Wipfel der Bäume.

Immerhin war die Einbildungskraft rege geworden. Und wie die Brücke über mir den stillen Bau mit dem noch grünenden Garten verband, so begann auch sie ihre Fäden hinüber- und herüberzuspinnen. Vom Einst zum Jetzt, vom Lebendigen zum Toten.

Denn auch der alte Palazzo, der heute so stumm und finster am Wege stand, mußte seine Zeit gehabt haben. Eine Zeit, in der diese dunklen Pforten weit offen standen und alles hineinließen, was jene Tage schön und groß und fürchterlich gemacht: die Sünde ohne Reue, die Gewalt ohne Furcht und die Kraft ohne Gesetze.

Seit jenem Abend aber stand es fest bei mir, daß auch ich einmal da hineinmüsse. So oder so, auf erlaubten oder unerlaubten Wegen — aber um jeden Preis! Den Stimmen nach, die mich angerufen, den Schauern entgegen, die zwischen jenen Mauern hervorwehten — kühl und modrig wie über offene Grüfte her —, Grüfte, in denen Hermelin und Purpur zerfallen und die Rosenleiber schöner, sündhafter Frauen ...

Als ich Abends ins Hotel zurückkehrte, galt meine erste Frage dem Palazzo Martinengo. Und was ich über ihn dort erfuhr, war gerade genug, um mich noch neugieriger zu machen. Von dem Erbauer und ersten Besitzer des Palastes wußte man mir zwar nicht sehr viel zu sagen. Kaum mehr als den Namen. Aber dieser schlug heimatlich an mein Ohr: Pallavicino.

„Und er war nicht nur ein gerechter, sondern auch ein tapferer Mann!" setzte mein Wirt hinzu.

„Also Soldat?" fragte ich weiter.

Herr Guastalla nickte mit der dem gebildeten Lombarden eigentümlichen Ruhe. Und nachdem er eine Weile auf den sonnigen See hinausgeblinzelt, setzte er, gleichsam erläuternd, hinzu: „Oberbefehlshaber der venetianischen Festlandtruppen. So 1570 bis 1590. Sie wissen ja, auch wir in Salò waren einmal Venetianer!" Und dabei wies er mit einer etwas ablehnenden Gebärde nach dem Hafen von Salò, dessen Einfahrt noch heute das alte Marmorwappen der einst meerbeherrschenden Republik führt mit dem aufrecht schreitenden Markuslöwen und dem rätselhaften Gruß des Erlösers an seinen Evangelisten.

„Nun heißt aber der Palazzo Martinengo?" fuhr ich nach einer Weile fort.

„Weil er diesen noch immer gehört," gab mein Wirt zurück.

„Also haben sie ihn direkt von den Pallavicinis gekauft?"

„Und seither immer besessen," nickte Signor Guastalla. „Es ist guter, alter Landadel. Ma —" Mit dieser echt italienischen Art, das Gespräch durch ein „aber" abzubrechen, hielt er plötzlich inne.

„Sie wollten noch etwas sagen?" forschte ich.

Ein feines Lächeln glitt um seine Lippen. Dann neigte er sich zur Seite und brach einen der riesigen Daturakelche, die in den Gartenweg hineinnickten. Und während er mir die Blüte überreichte, sprach er: „Sehen Sie, das ist Gift und riecht doch stärker und besser als alle anderen Blumen im Garten. Nicht wahr?"

„Ja —?!" sagte ich und sah ihn an. Denn es war mir klar, daß er mit dieser scheinbaren Abschweifung doch in anderer Weise wieder auf unser früheres Gespräch zurückgreifen wollte.

„Va bene!" nickte er. „Und so ist es auch mit dem Palazzo. Für unsere Leute hier ist und bleibt er: el Palass del cont Camill!"

„Graf Camillo?" fragte ich. „Wer war denn das?"

„Derselbe Martinengo, der den Palazzo von den Pallavicinis gekauft. Und der schlimmste des ganzen Geschlechtes. Un Mostro!" setzte er auf italienisch hinzu. „Ein Ungetüm!"

„Seltsam," sagte ich. „Und alle anderen sind dem Volke aus der Erinnerung geschwunden?"

„So gut wie nie dagewesen," gab Signor Guastalla zurück. „Und war, von den Pallavicini angefangen bis zum letzten Martinengo, mancher darunter, von dem man sagen muß, daß er ein wirklicher Gentiluomo war. Ma —" Und der Lombarde zuckte wieder die Achseln. „Diese alle finden Sie nur mehr in den Taufbüchern der Santa Maria Annunziata. Aber der Cont Camill — o! Jeder Ragazzo kann Ihnen von dem erzählen. Als wär' er gestern erst gestorben."

Ist das alles merkwürdig, dachte ich. Und wieder stieg die Sehnsucht in mir auf, hinter jene schwere, dunkle Pforte zu gelangen und die Luft jener Gemächer zu atmen, die nun mit trüben Fensterscheiben so stumpf und gleichgültig in den Alltag hineinstierten,

ganz in sich ruhend und in der Vergangenheit. „Und wem gehört der Palazzo nun?“ fragte ich.

„Dem Adoptivsohn des letzten Martinengo,“ erwiderte Signor Guastalla, „der ein sehr guter und gelehrter Mann ist und eine Engländerin zur Frau hat, die auch Bücher schreibt. Aber diese beiden sind selten da. Und wenn, nicht lange.“

„Da wird ein Fremder überhaupt nie hineinkommen?“ fragte ich weiter.

Signor Guastalla lächelte. „Warum nicht?“

„Nun, ich dachte ... weil die Tore immer so fest verschlossen sind und keine Seele dort zu hausen scheint.“

„O, sogar mehrere Diener!“ bekam ich zur Antwort.

„Ob die aber auch öffnen, wenn man anpocht?“

Das Lächeln des Lombarden schlug plötzlich in ein lautes Auflachen um. Und als ich ihn fragend ansah, meinte er: „Bei uns sind alle Tore offen oder geschlossen. Ganz wie Sie wollen.“ Bei welchen Worten er die Hand zuerst flach öffnete und dann fest schloß, die eigentliche Pointe seines etwas unpatriotischen Geständnisses als echter Italiener durch die Zeichensprache ergänzend.

Ich hatte verstanden. Und gleich am nächsten Vormittag machte ich mich auf den Weg. Der Zufall war mir insofern gleich anfangs günstig, als zugleich mit mir ein Bediensteter des Hauses vor dem Palazzo eintrat. Und zwar hoch zu Rad, wie es nachgerade auch in Salò Mode geworden. Und nachdem wir uns durch den landesüblichen Händedruck verständigt hatten, der in Italien der natürliche Weg aller Frank- und Lirastücke ist, knarrte das Tor und ließ mich in die Räume, von denen ich so lange geträumt.

Daß außer der Anlage des Baues, die noch heute einen signorilen Eindruck macht, nicht mehr viel von der alten Pracht und Herrlichkeit übrig war, konnte ich gar bald entdecken. Immerhin gab es im Vestibül ein paar interessante ägyptische Altertümer zu sehen. Auch der Torso einer antiken Kolossalstatue war da. Und in den Ecken, geschmackvoll zwischen Topfblumen und Blattpflanzen hingelehnt, einige römische Meilensteine und Epitaphien, von deren verwittertem Grau sich der blasse Goldton mehrerer Säulenstümpfe und Marmorkapitäle edel und vornehm abhob. Der eigentliche Zauber aber, der einen gleich beim Eintritt in den alten Palazzo umfing, wirkte vom See herüber, dessen leuchtende Bläue überall hereingrüßte: durch die schweren Fallgitter der Pforten, die Lugöffnungen in den Mauern, zu allen Fenstern und Loggien empor — eine einzige, wogende Glorie.

In den Gemächern selbst gab es auch nur noch Reste zu sehen. Hier und da ein schöner Marmorkamin, alte Truhen und merkwürdige Stiche. Und, als eine Rarität auch von meinem Führer aufgezeigt, einer der berühmt schönen Mosaiktische, die einst Sforza Pallavicino besessen. Vielleicht der letzte von den vielen, die das Staunen und die Bewunderung ihrer Zeit erregten. Sonst hatten sich's die jetzigen Besitzer so wohnlich als möglich gemacht und ihre modernen Möbel mitten unter den Urväterhausrat hineingepfercht. Aber auch von diesen gerade nur das Notwendigste. Wie es bei kurzem Aufenthalt flüchtiges Bedürfnis erheischte: französische Betten, Bücherschränke und Schreibtische. Gerade nur die alten Stühle und Tische waren stehen geblieben. Und seltsam mutete es an, auf ihnen nun ringsum die Zeugen der friedlichen wissenschaftlichen Tätigkeit ihrer jetzigen Besitzer zu sehen: historische Zeitschriften, gelehrte Abhandlungen, den „Gil Blas“ und die „Revue des deux Mondes“. Daneben das „Athenäum“ und „The Saturday Review“, das ruhig dahingilbende Papier auf Tischen, an deren Marmor, wie oft einst, der blanke Stahl der Waffen geklungen, in deren Umkreis vielleicht sich alle Todsünden mit der Gewalt beraten hatten, auf denen Becher und Schüsseln standen, deren Inhalt die Heimtücke gewürzt und der Tod kredenzt hatte.

Aber das waren Sensationen, wie man sie in jedem Palast des Cinquecento haben konnte. Und so war ich im ganzen enttäuschter, als ich es zeigen mochte, um so mehr, als der Diener auf alle meine Fragen nach den Zimmern des Cont Camill mit einem Lächeln antwortete, dessen Unwissenheit zu gut studiert war, um echt zu sein, so daß mir der Mann, der in Abwesenheit seiner Herrschaft für den guten Ruf ihres

Hauses sorgte, bald als die größte Rarität des Palazzo Martinengo erschien.

Nachdem wir treppauf und treppab alle Gemächer durchschritten hatten, öffnete sich zuletzt ein weiter Saal vor uns, der von seiner Größe und Verlassenheit förmlich widerzuhallen schien. Hier gab es immerhin Dinge, die sich, in eine festliche Beleuchtung gerückt, großherrlich und prunkvoll gehaben' mochten. Wunderbare Gobelins, reich geschnitzte Truhen und Prunkstühle, herrliche Kronleuchter und die Wände entlang eine ganze Galerie von Porträts, die streng und grausam, würdevoll oder frivol herabsahen. Einst lebendiges Leben mit seinen Freuden und Schmerzen und Schicksalen; nun die Schatten eines Fleisches, das nicht mehr war und wandelte. Staub, Staub, Staub wie alles ringsum!

Auch hier frug ich, ob denn nirgends ein Bild des Cont Camill zu sehen wäre. Aber mein Cicerone blieb standhaft. Und ich dachte mit einem leisen Lächeln der bürgerlichen Scheu, mit der seit der großen Revolution auch der Adel bemüht ist, über das Skelett im Hause den Vorhang fallen zu lassen.

Schon wollte ich den Diener bitten, mich über die eiserne Galerie in den herrlichen Garten hinüberzuführen, als zwei Porträts, knapp über der Ausgangstür, meine Aufmerksamkeit erregten. Das eine, ein Frauenantlitz, stach in geradezu blendender Weiße und Schönheit aus dem dunklen Purpurrot des Kleides hervor, von dem metallischen Schimmer des rötlich blonden Haares wie von einem flammenden Strahlenbündel umleuchtet. Dazu kam das weiche Opallicht der Perlen, die in sechs Reihen um den blütenzarten Hals lagen und den Schneeglanz des Nackens noch reiner hervortreten ließen. In den Brand der Locken aber verlor sich ein feingegliedertes Stirnband, aus dessen Mitte ein funkelnder Rubin ins Antlitz des schönen Weibes fiel, in der länglichen Form eines Tropfens gefaßt und so groß, daß er fast zwischen die herrlichen, dunklen Brauen zu hängen kam, die, hochgewölbt und wie mit einem Pinsel gezogen, etwas Starres und Hartes in das sonst kindlich lächelnde Antlitz brachten. Das hohe schmale Hälschen, die feste aber kleine Büste und die auch auf dem Bilde kaum angedeuteten Hüften ließen auf einen Leib schließen, der sich den knospenhaften Reiz jungfräulicher Formen bis ins reife Frauenalter bewahrt. Denn das Antlitz selbst zeigte die Züge einer im Hochsommer ihres Lebens stehenden Frau. Und so marderhaft-schmiegsam und kindlich schlank auch diese Formen geblieben waren, in den graublau schillernden Augen funkelten alle Zauber und die ganze Tücke des wissenden Weibes.

Wer weiß, ob mir bei so viel Glanz weiblicher Schönheit das männliche Bild daneben überhaupt aufgefallen wäre, hätte nicht der eigensinnig starre Blick dieser blaugrauen Augen mich von selbst hinübergeleitet. Denn — es war keine Täuschung — die Augen der schönen Frau suchten ordentlich das dunkle Mannesantlitz, das ihr zur Seite hing. Und — seltsam! Als ich das Bild des Mannes, der die Tracht eines Großen aus dem sechzehnten Jahrhundert trug, näher ins Auge faßte, entdeckte ich hier sozusagen das Widerspiel jenes Blickes. Auch er sah zu ihr hinüber. Und in dem auflodernden Blick, der wie ein dunkler Wetterstrahl zwischen den halbgeschlossenen Lidern hervorbrach, lag die ganze Inbrunst und der ganze Fluch einer Leidenschaft, die sich für immer ergeben. Etwas Wildes, Zügel- und Haltloses, das auf seinem Wege Flammen entzünden mochte und Opfer zurücklassen. Ein Ausdruck, der durch die fest aufeinander gekrampften Kiefer, die schmalen, grausamen Lippen, durch die tiefe Zornfalte in der Stirn und die breiten, massigen Schultern noch erhöht wurde. Das dumpfe Brüten des Gewaltmenschen, bei dem sich jeder Instinkt sogleich in eine Tat oder einen Frevel umsetzt, war hier von dem Künstler geradezu meisterhaft festgehalten. Und so wehte noch heute der heiße Atem ursprünglicher Brutalität aus dem Bilde herüber. Die früh durchfurchte Stirn freilich und eine herbe Falte im rechten Mundwinkel schienen von einem schmerzlichen Bewußtsein der eigenen unseligen Art zu erzählen und fügten zur Grausamkeit den veredelnden Reiz stumm und innerlich getragener Qualen.

Der sieht ja aus wie ein Verfluchter aus der Hölle Dantes, dachte ich. Und einen Augenblick stand das Bild Paolo Malatestas vor mir.

Indes hatte mein Führer das große Interesse bemerkt, das ich den beiden Bildern zuwandte. Und so sprach er plötzlich und ungefragt: „Vittoria Accoramboni und Paolo Orsini, Herzog von Bracciano — ihr Geliebter und späterer Gatte —"

„Merkwürdig! und wie kamen diese Bilder hierher?" fragte ich, mich heimlich meiner Entdeckung freuend.

„Sie waren doch da!"

Nun fuhr ich herum. „Wer?"

„Nun ... die Vittoria und der Orsini! Gerade ein paar Monate, bevor die schöne Frau in Padua erdrosselt wurde. Mit ihren eigenen Haaren!" Und dabei wies er zuerst nach dem reichen Gelock der schönen Frau und dann nach dem eigenen Hals, um den er etwas Unsichtbares zusammenzuziehen schien, langsam und peinlich, mit der ganzen naturalistischen Gebärdenfreude des Italieners.

„Also hat der alte Palazzo doch auch berühmte Leute beherbergt!" sprach ich unwillkürlich.

Nun wurde der alte Diener beredt. „O! Und ob! Sehen Sie das Bild dort in der Ecke? Das ist der Galileo Galilei. Auch der war einmal da."

„Wirklich?"

Er mochte den Zweifel aus meiner Frage herausgehört haben. Denn nach einer Weile zuckte er die Achsel und meinte: „Das heißt — gewiß ist es nicht."

„Ach so!" lachte ich, mit einem belustigten Blick den Allzueifrigen betrachtend, der, ohne eigentlich Kustode zu sein, doch den Generalkniff der italienischen Führer ganz prächtig wegzuhaben schien.

Er aber ließ sich durchaus nicht irremachen. Und mit der vollen Ruhe der Überzeugung erwiderte er: „Aber daß er einmal herkommen sollte, ist gewiß. Denn hier im Archiv hat man einen Brief von ihm gefunden ... an einen der Pallavicini gerichtet. Und in diesem Brief steht das geschrieben —"

„Daß er herkommen sollte?" fragte ich.

„Und wollte," nickte der Alte. „Weil der Pallavicino ihn gebeten hatte, die Tochter der Vittoria zu erziehen, die auch Vittoria hieß und eine sehr, sehr gescheite Signorina war. Aber leider — blind."

Eine unwillkürliche Rührung stieg in mir auf, als ich des Großen gedachte, der damals noch in der Blüte seiner Jugend stand und zur Erziehung eines blinden Mädchens berufen wurde. Er, dessen Augen neue Sterne entdecken durften, um dann selbst zu erlöschen. Wie rätselhaft doch die Geschicke der Menschen sind! dachte ich. Und noch ganz von dieser Empfindung ergriffen, sprach nun auch ich: „Ob er wirklich da war?"

„Warum nicht, Signorina?" meinte der Italiener. „Der zweite Brief kann ja verloren sein ... Chi lo sa?"

Und nachdem der Wackere die historische Wahrheit ebenso einfach als gewaltsam zu Gunsten Salòs und des Palazzo Martinengo zurechtgebogen, führte er mich über die sonnige Brücke in den alten vergessenen Garten hinein.

An die gelbe Marmorbalustrade der riesigen Fontäne gelehnt, stand ich dann dort und starrte lange, lange hinüber nach dem Palazzo des Cont Camill. Aber merkwürdig! der finstere Schatten jenes Martinengo, der dem stillen Palazzo seinen Namen gegeben, war wie versunken für mich. Andere Gestalten, deren Leben nicht nur Greuel, sondern auch Geheimnisse erzählte, glitten langsam und geisterhaft an meinem inneren Schauen vorüber: der tapfere Pallavicino, der aus dem rauhen Handwerk des Krieges noch so viel zarten Sinn gerettet, um für die Erziehung eines unglücklichen Kindes Sorge zu tragen — die schöne Frau, die der Tod mit denselben goldenen Locken erwürgt, an die ihre Siege und ihre Sünden geknüpft waren — der leidenschaftliche Gewaltmensch, dem Vittoria Dämon und Schicksal geworden, und der zuletzt doch an der eigenen Reue siech und ohnmächtig zusammenbrach — das blinde Kind, das sich mit zitternden Händen zwischen all diesen Freveln und Greueln hindurchtasten mußte — und zuletzt der Große, dessen Ruhm wie eine Sonne alle blutigen Gestirne jener Zeit überleuchtet: Galilei.

* * *

In jenen Tagen aber — und wenn man der alten Chronik glauben darf, war dies im Spätherbst des Jahres 1585 — stand

Pallavicino sehr oft in jenem Garten oben und starrte, an die marmorne Brüstung gelehnt, auf den See hinaus, wobei er die sonnengebräunte Rechte als Schirm über die Augen hielt und mit der Linken fest und sehnig den Griff seines Schwertes umklammerte.

Nicht anders, als stünde er hinter irgend einem Bollwerk des venetischen Festlandes, um mit seinen grauen Falkenaugen Vorgänge in acht zu nehmen, die der Republik dienlich sein oder schädlich werden konnten. Auch hatten seine Diener bemerkt, daß der tiefe Wulst, der sich von der Wurzel seiner Habichtnase bis in die Mitte der Stirn schob, in beständiger Bewegung war, was bei dem alten Feldherrn immer ein Zeichen innerer Besorgnis oder verhohlener Erregung war. Da der Marchese aber seinen Leuten schon vor einer Woche mitgeteilt hatte, daß er Gäste erwarte — und dies genau an jenem Tage, da der Eilbote aus Brescia mit dem dicken Brief aus Rom gekommen war —, machten sie sich weiter keine Gedanken darüber, sorgten vielmehr, daß die ohnedies prächtigen Gemächer in noch besseren Stand gesetzt wurden, und suchten nur Mittags bei ihrem Hammelfleisch und Abends bei ihren Bohnen zu erraten, wer denn wohl diese Gäste sein mochten, die dem Pallavicino so viel zu sorgen und zu denken gaben. Denn immerhin war es bekannt geworden, daß er ihnen, natürlich mit Zustimmung Venedigs, eine tüchtige Truppe von Söldnern als Geleite entgegengesandt. Aber mochte der Teufel an ein bloßes Geleite glauben, wo sich, wie es gleichfalls herübergedrungen war, diese Truppen wie eine einzige Schutzkette von Desenzano bis nach Verona verteilt hatten. Und zu alledem stand noch der Padrone da und guckte den ganzen Tag auf den See hinaus, auf dem doch nichts zu erblicken war als die Boote der Fischer und hier und da eine Steinbarke, die mit merklichem Tiefgang langsam ihres Weges steuerte.

Eines Abends aber, als die Isola schon im blauen Duft der Dämmerung schwamm, hörte man den Marchese so rasch aus dem Garten herübereilen, daß die Galerie unter seinen hastig polternden Schritten förmlich erdröhnte und, als er drinnen war, der Marmor der Fliesen und Treppen ordentlich knirschte. Auch hatte man ihn noch nie so rasch in den Hof stürzen sehen, weshalb ein paar müßig schwatzende Mägde wie aufgescheuchte Vögel davonflogen, während sich die Diener mit katzbuckelndem Eifer um den Padrone versammelten. Aber so flink der auch herabgekommen war, seine Befehle hatte er für jeden gleichsam in der Tasche mitgebracht. Und so brauchte er bloß den Arm nach dem See auszustrecken und nichts zu sagen als „Unsere Gäste" — und die Hälfte seiner Diener wußte bereits, was in diesem Augenblick zu tun war. Da und dort gab es zwar einen erstaunten Blick. Denn wer hätte nach all den Vorkehrungen zu Lande gedacht, daß diese Gäste nun erst zu Wasser herüberkämen! Aber das Nachdenken war nicht ihre Sache, und so zerstob die gute Hälfte der Schar auf eins, zwei, drei nach allen Richtungen. Den anderen aber gebot der Marchese, einige der großen Festfackeln zu entzünden, damit die Barke, die man in der veilchenblauen Dämmerung immer näher kommen sah, nicht im Dunklen anlegen müsse. Und in einer Anwandlung längst verlernter Galanterie befahl er seinem Maggiordomo, drei der besten Teppiche herabbringen zu lassen und von der Landungstreppe über den Hof bis zum Eingang des Palazzo zu spannen. „Damit die Duchessa weich gehe und ihre seidenen Schuhe nicht beschmutze!" Worauf er die Arme verschränkte und, leise vor sich hinnickend, wieder auf den See hinausstarrte wie jemand, der seine Sache in Ordnung weiß.

Je näher die Barke aber kam, desto länger wurde das Gesicht des Maggiordomo, der unterdes drei der prächtigsten Teppiche des Hauses über den Hof gespannt hatte und nun entblößten Hauptes hinter dem Pallavicino stand. Denn was da herankam, sah nichts weniger als großherrlich aus: die alte, schon ziemlich schadhafte Barke eines Fischers, der sonst von Peschiera die Aale für die Küche des Marchese herüberbrachte, und darin drei Gestalten, die, bis unters Kinn in dunkle Mäntel gehüllt, scheu und wie in sich verkrochen dasaßen. Keine Begleitung, kein Gepäck, niemand sonst an Bord als der Fischer und sein Jüngster, der Nino, die eben doch nur schmutzige Kerle

aus Peschiera waren. Wenn ein paar landflüchtige Leute im Schutz der Dunkelheit herangekommen wären, hätte es auch nicht übler aussehen können. Und der alte Palastfuchs kniff die Augen ein und rieb mit dem Zeigefinger an seiner ziemlich ausgiebig geratenen Nase herum, wie er immer tat, wenn es galt, etwas seinem Werte nach abzuschätzen, ob es nun die Aale aus Peschiera waren oder die Gäste seines Herrn. Immerhin sorgte er, daß die Diener, die unterdes mit ihren Fackeln erschienen waren, ein vornehmes und gefälliges Spalier bildeten. Und als die Barke endlich anlegte, sprang er mit ehrlichem Eifer über die Landungstreppe und half dem Nino das schaukelnde Boot festhalten, dem zuerst die Duchessa entstieg und dann ein hoher breitschulteriger Mann, dessen Schatten schwarz und lang über die Wasser lief, während er sich zurückwandte, um dem halbwüchsigen Mädchen, das noch im Boote saß, nun gleichfalls ans Land zu helfen.

Da geschah aber etwas, das dem Maggiordomo nicht aus dem Sinn wollte. Denn die Signorina hatte kaum die Hand des Mannes an der ihren gefühlt, als sie sie mit einem leisen Schrei wieder von sich stieß, worauf sie sich, wie zusammenschauernd, noch tiefer in ihren Mantel hüllte. Noch merkwürdiger aber war, daß der also Zurückgestoßene das Mädchen mit keinem Worte zurechtwies, vielmehr mit einer Stimme, die sonst wohl weniger höflich klingen mochte als im Augenblick, sich an den Maggiordomo wandte und ihn bat, der Jungfrau ans Land zu helfen. „Doch habt wohl acht, daß sie Euch nicht ins Wasser gerät," rief er noch zurück, „denn sie ist blind!"

Der Maggiordomo konnte sich aber nicht erinnern, jemals eine Hand in der seinen gehalten zu haben, die so eiskalt gewesen wäre und so gezittert hätte wie die der Blinden in jenem Augenblick. Und in seinem verlederten Junggesellenherzen, das schon seit langem nur ein gutes Trinkgeld oder das tägliche Feilschen mit dem Koch und den Fischern höher schlagen machte, regte sich plötzlich eine tiefe Rührung, so daß er sich vornahm, dem Kinde auch in Zukunft die Hand entbehrlich zu machen, vor der es so jäh und sichtbar zurückgeschauert war.

So kam der kleine Zug ins erste Stockwerk des Palazzo, wo der Pallavicino der Duchessa ihre Gemächer wies und ihr die Frauen vorstellte, die er zu ihrem Dienste bestimmt hatte. Es waren die prächtigsten Räume seines Palastes, und in den kostbaren Kandelabern und Kronleuchtern brannten festlich hochgesteckte Wachslichter und warfen ihren vornehm blassen Glanz über die Pracht ringsum und über die schlanke, majestätische Frauengestalt, die stolz und gleichgültig inmitten all der Herrlichkeiten stand wie jemand, dem dies alltägliche Dinge sind. Doch dankte sie dem Marchese mit warmen Worten für seine Gastfreundschaft. Und als er mit einer ritterlichen Verbeugung von ihr schied, ließ sie wie von ungefähr zuerst den Schleier von den Haaren, dann den Mantel von den Schultern gleiten. Und der Blick des alten Feldherrn erstarrte förmlich an all der Schönheit, die sich da vor ihm enthüllte. Denn wenn der Pallavicino auch selbst eine schöne Frau besessen und in seiner Jugend gar manchen Balkon Venedigs erklettert hatte, so konnte er sich doch nicht entsinnen, jemals etwas so Vollendetes und Anmutiges gesehen zu haben, nicht einmal auf den Gemälden des Tiziano Vecelli, den sie doch den „Göttlichen" nannten, weil sich im Geist und in der Wirklichkeit so viel Schönheit vor ihm entschleiert hatte, daß alles Männliche ihn darob beneiden konnte.

Die Dienerinnen freilich sahen nur, daß die Duchessa in einem Gewande dastand, wie es vornehme Damen sonst nicht auf einer Reise zu tragen pflegen: ganz in schweren, perlengestickten Silberdamast gekleidet, als hätte sie eben zu einem Feste eilen wollen oder wäre aus irgend einem Grunde hastig fortgestürzt von einem solchen. Und sie blickten einander an und schüttelten leise die kundigen Zofenhäupter.

Als sich die schöne Frau mit ihrer Tochter zurückgezogen hatte, machte sich der Pallavicino auf, seinen Freund zu besuchen, der vom Maggiordomo unterdes in die gegenüberliegenden Gemächer geführt worden war. Zu seinem Ärger aber fand er gleich das erste dieser Gemächer vollkommen unbeleuchtet. Und er war eben daran, über die Nachlässigkeit der Diener loszupoltern, als aus

einer fernen Ecke hervor die Stimme des Gastes an sein Ohr schlug, doch so fremd und seltsam hohl, als kröche sie über einen Schauer oder einen tiefen Schmerz her, geradezu unheimlich, so daß der alte Soldat einen Augenblick wie zurückgeschlagen stehen blieb und dann plötzlich mit einer heftigen Bewegung den kahlen Schädel herumwarf wie jemand, den eine Mücke belästigt oder ein Gedanke, dem man nicht gern standhalten möchte.

Die Stimme aber sagte: „Laß die Deinen immerhin in Frieden, mein guter Pallavicino! Und ist's dir hier zu dunkel, dann schilt den aus, dem all diese Lichter zuviel waren."

„Du?" staunte nun der Pallavicino. „Der Orsini, der nie genug Glanz um sich haben konnte?"

„Es sind wohl viele Wellen die Tiber hinabgeflossen seitdem," kam es dumpf zurück. „Und ein landflüchtiger Mann —"

„Landflüchtig?" polterte nun der Marchese los. „Hier bist du mein Gast, verstanden, den ich verteidigen will wie mein eigenes Leben und in meinen Schutz genommen habe ... Ich und die Republik, der ich diene! Und wen wir beide beschirmen, der braucht sich weder zu verbergen noch im Dunkel zu sitzen, basta!" Womit er auch schon begann, auf jene Ecke loszusteuern. Denn sein Auge hatte sich unterdes an das Dunkel gewöhnt, und zudem floß von links plötzlich das milchblaue Licht des Vollmondes durch die Fenster, der hoch und klar hinter den dunklen Cypressenkegeln des gegenüberliegenden Hügels emporstieg. Und nun konnte der Marchese endlich auch seinen Gast wahrnehmen, der in einem breiten Lehnstuhl saß und mit aufgestützten Armen düster vor sich hinbrütete — an einem der berühmten Mosaiktische des Pallavicino, auf die er so stolz war und deren Schimmer selbst durch die Dunkelheit wie Edelsteinglast herüberleuchtete.

Langsam trat er an die Seite seines Freundes; und während er die waffenharte Rechte so zart, als ihm dies überhaupt möglich war, auf die Schulter des Schweigenden legte, sprach er: „Paolo — ich erkenn' dich ja nicht wieder!"

„Siehst du!" kam es leise zurück. „Und so wirst auch du zuletzt es glauben."

„Daß du den Gatten der Vittoria erstochen?" lachte der Marchese kurz.

„Und mein Weib erwürgt!" klang es noch leiser in das Dunkel hinein.

Der Stirnwulst des Pallavicino geriet wieder einmal in heftige Bewegung. Und während sich die borstigen Brauen des alten Soldaten förmlich in die Höhe sträubten, rief er laut: „Sieh' mich einmal an, Paolo! Schön! Und nun sag' mir, ob du es auch nur einen Augenblick für möglich gehalten, daß ich all das, was ich getan, wirklich getan, wenn ich glauben müßte, daß ich mit dir die Schande und den Mord über die Schwelle meines Hauses führe! Nun?"

Eine kleine Pause entstand. Eine Pause, in der das Haupt des Gefragten kaum merklich, aber doch etwas tiefer sank. Dann kam ein laut und hastig gesprochenes „Nein, nein!" zurück, dem ein Händedruck folgte, der fast etwas Krampfhaftes hatte und eine minder gerade Natur als die des alten Feldherrn vielleicht sogar nachdenklich gemacht hätte. Auch konnte er das verzerrte Lächeln nicht sehen, das in der Dunkelheit und im Schatten des aufgestützten linken Armes gerade in jenem Augenblick über das Antlitz Orsinis geglitten war, als er ihm mit der Rechten jenen Händedruck gab, der nicht nur den guten Glauben, sondern auch die Unschuld des Gefragten bestätigen sollte. Und so war jenes Lächeln für immer in den Schoß der Nacht hinabgeglitten, lautlos und scheu wie ein Ungeheuer, das ein für allemal erkannt, daß es hinfort keinen anderen Aufenthalt mehr habe als tief unten im Abgrund der Lüge.

Indes hatte der Marchese einen Stuhl herangerückt. Und nachdem er sich etwas schwerfällig niedergelassen, fragte er: „Du glaubst also, daß es wirklich dazu gekommen wäre?"

„Der Montalto ist rachsüchtig und hat noch immer Wort gehalten," erwiderte der Gast. „So lang er nur Kardinal war, hatt' ich ihn nicht zu fürchten. Nun ist er Papst. Und wenn er sich auch Sixtus nennt — noch kein Montalto ist aus seinem Fell gefahren. Auch nicht in der Krypta des heiligen Petrus!"

Der Marchese rieb sich einen Augenblick die Stirn, wie er immer tat, wenn er über

etwas nicht recht ins klare kommen konnte. „Aber der Prozeß hat doch deine Unschuld erwiesen!“ rief er endlich, „und Papst Gregor selbst hat dich von dem Verdacht des Mordes an Peretti freigesprochen! Und — beim Löwen des heiligen Markus! warum soll dem Sixtus nicht recht sein, was dem Gregor billig war? Oder ist der heilige Geist unterdes anderer Meinung geworden?“

„Du vergißt, daß der Peretti ein Lieblingsneffe des Montalto war,“ erwiderte Orsini, ohne aufzublicken.

„Meinetwegen!“ eiferte der alte Soldat. „Aber da der Brei schon einmal gar war ... warum ihn wieder ans Feuer rücken?“

„Und doch war Rache das erste Wort, das er unter der Tiara sprach,“ gab Orsini ablenkend zurück. „Vor dem Montalto wär' ich nie geflohen, dem Gebieter der Inquisition — mußt' ich weichen!“

„Nachdem aber schon alles geordnet war!“ warf der Pallavicino wieder ein. Halb fragend, halb wie jemand, der sich zwischen dem, was er glauben soll und zu wissen vermeint, noch immer nicht zurechtfinden kann.

Sein Gast grub die Zähne in die Unterlippe und machte eine fast ärgerliche Kopfbewegung wie einer, der sich in die Enge getrieben fühlt. „Aber begreife doch,“ murmelte er endlich, „inzwischen hatt' ich ja doch die Vittoria geheiratet!“

„Gut!“ nickte der Marchese. „Aber was hat das den Pfaffen zu kümmern?“ Und die Augen des alten Ehrenmannes, deren Blick immer nur einen Weg kannte — den geradeaus —, hefteten sich diesmal so fest auf das Antlitz seines Gegenüber, daß es unmöglich war, länger auszuweichen. Wenigstens mit der Antwort. Denn der Blick des Gastes flüchtete förmlich in die Mondnacht hinaus, als er erwiderte: „Was das den zu bekümmern hatte, fragst du? Daß ich so töricht war, seinem Vorgänger mein Wort zu geben, es niemals zu tun.“

„Hm ...“ machte der Pallavicino nach einer Weile. Es war nur ein Wort, eigentlich bloß ein Laut. Aber dieser Laut kroch so dumpf und fremd in seinen Bart hinab, daß sein Gast sogleich fühlte, welcher Blitz nun in diese ehrliche Seele geschlagen. Und obgleich der Blick des Marchese nicht mehr auf seinem Antlitz ruhte, legte er doch die Hand vor die Stirn, als hätte ihn der Widerschein dieses Blitzes geblendet — bis ins innerste Dunkel seines Gewissens hinein.

Endlich hob der Marchese das Haupt. „Wenn ich dich recht verstehe, gabst du dieses Wort also gerade zur Zeit, als sie dir den Prozeß machten wegen — wegen des Mordes?“ fragte er, leise, stockend, wie jemand, der sich selbst fürchtet, alles zu sehen.

Mit einem geraden Ruck fuhr der andere in die Höhe. „Das hätte jeder getan — damals! Wenn so und so viele wie die Hunde hinter einem her sind —“

„Mach' ich dir einen Vorwurf daraus?“ fragte der alte Soldat stirnrunzelnd. „Aber gerade weil ich an deine Unschuld glaube, bin ich überzeugt, daß sie auch ohne diesen — diesen Kniff ans Tageslicht gekommen wäre.“

Diesmal gelang es dem Herzog, seinem Freund gerade ins Auge zu sehen — mit einem Blick zwar, der etwas Starres und Stählernes hatte — aber es gelang. „Das war kein Kniff, sondern ein ehrlicher Vorsatz — damals ...“

„Warum brachst du dann dein Wort?“ kam es streng zurück. „Wer dir feind war, durfte nun erst recht an deine Schuld glauben!“

Die Brust des Herzogs ging eine Weile schwer auf und nieder. Dann strich er mit einer Bewegung, die etwas unendlich Müdes hatte, die Haare aus der Stirn. Und in seinen Blick kam eine Art stumpfer Ergebenheit, als er erwiderte: „Hast du die Vittoria gesehen?“

Der Pallavicino strich wohlgefällig über seinen grauen Schnauzbart. „Ein herrliches Weib!“ gab er zu. „Aber ein Wort, weißt du ... ein Manneswort ist doch mehr wert!“

Einen Augenblick schien es, als bräche der andere wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Aber plötzlich fuhr ein triumphierendes Geleucht durch seine Augen. Und während er sich hoch aufrichtete, rief er: „Und das sagst du mir? Ein Feldherr der Venetianer, die nicht bloß Worte, sondern auch Eide brechen ... jedes Jahr in die Dutzend? Und Kriege führen, die so gut sind wie tausendfacher Meuchelmord, weil

der Verrat und die Gier ihre Eltern sind? Und alles nur, um euer Venedig noch größer und mächtiger und reicher zu machen? Ach, geh', was tut man nicht um der Schönheit und der Liebe willen!?"

Diesmal senkte der alte Feldherr das Haupt, bis ins Innerste von der Wahrheit dessen getroffen, was der landflüchtige Mann ihm da ins Gesicht warf. Ja — was hatte er nicht schon getan — was täte er nicht noch — für Venedig!? Nur daß hinter ihm eine ungeheure Macht stand, die auch das Unrecht in Recht wandeln konnte, während der Landflüchtige hier als einzelner versucht hatte, was die vielen tun durften, ohne dafür büßen zu müssen. Und aus der Tiefe seines gläubigen Gemütes heraus schlug er ein großes Kreuz und sagte: „Ja, du hast recht! Verzeih' uns Gott alles, was wir tun müssen, um leben zu können! Nun mach' dich aber bereit zum Abendessen!" Damit schüttelte er dem Herzog die Hand und ging.

Als er auf den Korridor hinaustrat, schlug aus dem Gemache der Vittoria ein silbernes Lachen an sein Ohr. Und der alte Haudegen schloß die Augen und blieb eine Weile lauschend stehen ...

Das Kinn in der aufgestützten Rechten vergraben, saß unterdes der Herzog drinnen, tief und erlöst aufatmend wie einer, der sich endlich geborgen fühlt. Um ihn schwamm das ganze Gemach in bläulichem Licht, denn draußen war indes der Vollmond immer höher gestiegen, und die Schatten der Dinge ringsum zeichneten sich scharf und deutlich an die Wände und auf den Estrich, daß man alles so genau unterscheiden konnte, als wäre es Tag. Und das tiefe Schweigen und die starren Linien der leblosen Gegenstände gaben dem landflüchtigen Mann zum erstenmal wieder ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit, so daß er das blitzende Stilett, das er schon seit Wochen nicht mehr von sich gelegt, förmlich erleichtert auf den Tisch warf und eine Weile verträumt darauf niedersah, ganz dem Frieden und der Stille hingegeben, die solche Waffen überflüssig machten.

Aber plötzlich fuhr er mit einem wilden Schrei empor. Da — vor ihm, an der gegenüberliegenden Wand — der lange, schwarze Schatten, der sich so seltsam hin und her bewegte und nickte und nickte ... Wer war das?

Er schien ihn wohl zu kennen, denn beide Hände vors Antlitz schlagend, rief er mit einer Stimme voll tiefsten Grausens: „Was willst du noch, Peretti? Ist es dir nicht genug, daß du mich krank siehst und ohnmächtig und landflüchtig? Daß es keinen Fuß breit Erde mehr gibt, wo ich hinfliehen könnte, ohne dein Gespenst mit mir zu schleppen? So zertritt mich endlich ganz, wenn es sein muß! Aber laß mich in Frieden!" Und die erst rauhe Stimme des starken Mannes löste sich während der letzten Worte in ein wimmerndes Geschluchze auf, in dem seine Kraft aus einer tiefen Wunde zu verbluten schien — langsam, tropfenweise, aber unaufhaltsam.

Der Schatten an der Wand stand längst wieder starr und unbewegt wie auf der Höhe des Gartens draußen die schlanke Cypresse, die der Abendwind einen Augenblick leise hin und her geschaukelt hatte.

Nur ein bißchen Luft und der Schatten eines Baumes ... Aber sie hatten einen ganzen Mann niedergeworfen.

* * *

Seit jenem Abend schien die Reue, die bisher nur die Seele des Mörders zerfleischt hatte, ihre Pranken auch in seinen Leib zu schlagen. Sein Antlitz wurde von Tag zu Tag blässer und schmäler. Seine Stimme hatte einen Klang, der wie aus einem Abgrund herkam — tief und hohl, daß selbst der Pallavicino zuweilen ganz verwundert aufhorchte, wenn sie unvermutet an sein Ohr schlug. Und wenn sich der riesenhafte Körper auch noch scheinbar aufrecht hielt — in seinen einst so elastischen Gang war ein leises Schleppen gekommen — aus seinem Blick klagte eine Seele, die sich bis auf den Tod selbst verwundet hatte.

Anfangs meinte der Pallavicino seinen Gast durch üppige Gelage aufheitern zu können. Und seine Küche gab ihr Bestes, sein Keller die edelsten Tropfen Italiens und heiße Würzweine Griechenlands und Cyperns. Aber bald konnte er sich überzeugen, daß auch dies umsonst war. Die Freuden der

Tafel reizten weder den Gaumen noch die Laune seines Freundes. Und der einst so übermütige Zecher schien nun fortwährend auf der Hut vor dem Becher, der die Zunge lösen konnte. Und als sein Gastfreund ihn einmal durchaus für einen Tropfen begeistern wollte, der noch unter dem Scepter der schönen Caterina Cornaro reif und heiß geworden, ertappte er den Herzog bei einem Blick solch feindseligen Mißtrauens, daß er diese Versuche ein für allemal unterließ. Und da ihn auch seine Pflichten zuweilen für viele Tage nach Venedig riefen, bekam er den Freund immer seltener zu Gesicht. Und auch dann nur für Augenblicke, die ebenso flüchtig als freudlos vorübergingen.

Aber auch die Diener, unter denen es seither ruchbar geworden, wen der Pallavicino beherberge, schüttelten mehr als einmal die Häupter über das verstörte und seltsame Wesen des Duca, der sich Nachts nie fest genug eingeriegelt glaubte und, wenn bei Tag zufällig jemand unversehens in sein Gemach geriet, mit einem Schrei auffuhr, der fremd und schauerlich bis in die Korridore hinausgellte. Nur die Vittoria konnte nicht oft und lange genug bei dem Kranken sein, und es war seltsam, zu sehen, mit welch unheimlicher Kraft sie den Kampf wider den Feind aufnahm, der ihr den Geliebten von innen heraus zerstörte und stärker war als der Papst und alle, die ihn verfolgt. Aber nicht als sie selbst, das hatte sie sich zugeschworen. Und so blühte ihre Schönheit von Tag zu Tag mehr auf, und ihre gleißenden Sonnenaugen lachten der Reue ins Gesicht — schön und ungetrübt, als hätten sie nie mitgesündigt. Wo sie war, hörte man ihr Lachen. Und wenn auch oft etwas wie ein Krampf darin lag, so wußte doch niemand als sie, daß es nicht bloß ein Schmuck ihrer Weiblichkeit war, sondern auch die funkelnde Waffe, mit der sie die dunkle Schwermut des Geliebten anfiel. Mit Erfolg, wie der immer müder lächelnde Mann sie hoffen ließ — so ganz vergeblich, wie seine schluchzende Seele ihm zuraunte.

Tatsächlich aber war es der leis an den Türen schleichenden Neugierde der Diener noch nicht gelungen, die beiden bei einem Gespräch zu überraschen, das jedes Liebespaar von Salò nicht ebensogut hätte führen können. Und so verstummte allmählich auch das Gezischel auf den Treppen des Hinterhauses. Und die Duchessa, deren Haare leuchteten wie das Mittagsgold auf den Wellen des Gardasees, war gar bald der Liebling aller.

Ihr und dem Herzog auch in den Garten nachzuschleichen, der sich jenseit der Straße hügelan zog — dazu freilich fehlte den neugierigen Dienern und den geschwätzigen Zofen die Zeit. Und so war er allmählich zum Vertrauten dessen geworden, was die ehrsamen Wände des Palazzo Pallavicino nie hören durften. Auch lag ein warmer, sonniger Spätherbst über der Gegend, weshalb es niemand seltsam fand, daß die beiden lange Stunden dort oben saßen — nichts um sich als das Geraun der im Mittagswind schaukelnden Magnolien und den Duft der Orangenbäume, die zu gleicher Zeit blühten und Früchte trugen.

An einer Fontäne, deren Riesenschale ganz aus blitzendem Sinter herausgemeißelt war und von marmornen Meerungeheuern getragen wurde, befand sich das Lieblingsplätzchen der beiden. Weil es dort am kühlsten war, wie die Diener glaubten. In Wahrheit aber, weil die Vittoria von hier aus jeden sehen konnte, der über die Galerie etwa in den Garten herüberkam.

Und es war ein Tag, an dem Himmel und Erde leuchteten. Und mit ihnen der schaukelnde See, vom Monte Baldo bis nach Sirmione hinunter — da saßen die beiden wieder dort. Hand in Hand, wie immer, wenn sie allein waren. Und doch so ganz anders als sonst. Denn das Haupt des Herzogs war auf die Brust Vittorias gesunken, und die geschlossenen Lider der Augen brannten rot und verquollen in dem blassen Antlitz und erzählten von Nächten, die vergeblich nach dem Schlummer schrien. Und er lag so müde, so hilflos und ohnmächtig in den Armen Vittorias, daß jeder andere Mann errötet wäre, seinesgleichen so erbarmungswürdig zu sehen, und es nie und nimmer hätte fassen können, daß ein Leib wie dieser unter der Wucht einer Schuld so zusammenbrechen könne, während die schlanke Mädchengestalt der schönen Sünderin darunter aufrecht bleiben und weiterblühen durfte wie Blumen unter hingestürzten Säulen.

Langsam fuhr ihre Hand über seine Schläfe hin, mit dem weich gleitenden Strich, der ihn einmal elektrisiert hatte und der gegen den Reuebiß seiner Seele nun so ohnmächtig war wie sie selbst.

„Paolo!"

„Ja —?" kam es müde zurück.

„Du hast wieder eine böse Nacht hinter dir?"

Die Brauen des Unseligen zogen sich düster zusammen. Und obgleich er die Lider nicht öffnete, war es doch sichtlich, daß er eine Weile zauderte, die ganze Wahrheit zu gestehen. Vittoria fühlte es. Und es fuhr ihr wie ein Stich durch die Seele und wie ein Blitz in das Gebäude ihrer Hoffnungen. Denn plötzlich meinte sie zu wissen, wie vieles er ihr noch bis heute verschwiegen hatte — aus Liebe. Und daß er am Ende seiner Kraft wäre, wenn er zu gestehen anfinge. Und schon zuckte es um die harten Lippen des Mannes. Und aus den Augen, die sie nie weinen gesehen, preßten sich zwei Tränen hervor, die ihr das Herz versengten. Dann brach das Geständnis von seinen Lippen: „Ich habe die Nächte, die ich — verdiene."

Mit einem unterdrückten Wehschrei nahm sie das geliebte Haupt zwischen beide Hände, wie zum Schutz gegen den unsichtbaren Feind, der so heimtückisch und meuchlerisch heranschlich. „Warum weckst du mich dann nicht?" bat sie mit zitternder Stimme.

„Weil ich ihn dann noch deutlicher sehe."

„Hirngespinste! Komm, laß sie uns weglachen!" Und schon hüpfte ihr Lachen wie eine Welle des Gardasees in den Sonnenschein hinaus.

Der Herzog schlug langsam die Augen auf, und in seinem Blick war eine unheimliche Sicherheit, als er entgegnete: „Den Schatten des Peretti kann nichts mehr hinwegscheuchen als mein Blut!"

„Auch — meine Liebe nicht?" klang es leise zurück, aber in einem Ton, dem die Hoffnungslosigkeit zum erstenmal die Flügel gebrochen hatte.

Wieder schwieg er eine Weile — überlegte. Dann hauchten seine Lippen leise, aber fest: „Du — siehst es ja!"

„Und ich sage dir nein!" stieß sie zwischen den Zähnen hervor. „Ich werde dich halten, hörst du? Mit diesen meinen Armen werd' ich dich halten! Und dich ansehen und anlachen, bis du wieder stark bist und froh... Der Mann, den ich geliebt habe!"

Seine Lippen machten einen schwachen Versuch zu lächeln. Doch er schwieg.

„Warum bleibst du so stumm?" schmeichelte sie mit einem Kuß. „Deine Stimme muß ich hören, wenn ich leben soll... Ach, die Stimme, die mich betört hat!"

„Wäre sie nie an dein Ohr geklungen!" kam es dumpf zurück.

Ein wilder Schrei fuhr ihr aus der Kehle. „Du wirfst mich also — weg?"

„Nicht dich, nur die Sünde," entgegnete er tonlos. Da er aber an ihrem Herzen lag, konnte er fühlen, wie ihr ganzer Leib unter diesen Worten erbebte. Und deshalb setzte er hastig hinzu: „Die Sünde, die ich begangen habe — der Mann!"

Aus ihren Augen züngelte ein Blick selbstherrlichen Triumphes. Und etwas wie diabolischer Trotz verhärtete ihre Züge, als sie erwiderte: „Die Sünde, in die ich dich hineinstieß — das Weib!"

Langsam richtete er sich auf. Und mit einem Versuch zu scherzen sprach er: „Ein Weib — ein Kind!"

„Lüg' nicht!" rief sie emporschnellend. „Denn ich brauch' es nicht! Diese Sünde und ich sind eins, verstehst du? Und kein Wort nehm' ich zurück von allen, die ich gesprochen, damit es geschehe!"

Lange und wie ungläubig ging sein Blick über sie hin. Dann schüttelte er leise das Haupt. „Und wenn du nur mir zuliebe so tätest?"

Ein Zug unendlichen Hochmutes glitt über ihr Antlitz. „Ich tue immer, wie ich fühle ... mir zuliebe!"

„Du allein willst die Reue nicht kennen?"

„Nur das Glück!" entgegnete sie. Und aus ihren Augen, über ihr Antlitz glitt es wie der Widerschein einer unzerstörbaren Sonne.

„Und du schläfst wirklich?" murmelte er stockend.

Sie lächelte wie ein Kind. „Warum nicht?"

Seine Hand legte sich zitternd über die eigenen schlaflosen Augen. „Und — und siehst nie Ungeheuer im Traum? Solche,

weißt du, die dich den Schlaf fürchten lassen, selbst — selbst wenn er käme —?"

Ein Lachen flog ihr von den Lippen. Dann kehrte sie sich jäh der Fontäne zu. Und mit einer königlichen Bewegung des rechten Armes nach den fratzenhaften Unholden weisend, welche die im Sonnenlicht flimmernde Schale trugen, rief sie: „Schau hin — Menschen haben sie geschaffen!"

Ein müdes Lächeln erhellte seine Züge. Dann führte er ihre Hand langsam an die Lippen. Und nachdem er einen heißen Kuß darauf gedrückt, murmelte er: „Also will ich es noch einmal versuchen, zu schlafen."

Und aufrechter als sonst wandelte er dem Palazzo entgegen.

Da tauchte — gerade in der Mitte seines Weges — plötzlich eine weiße Gestalt auf ... die Blinde! Wie war die herübergekommen? Allein und ohne daß die Vittoria es bemerkt hatte? Und wie, wenn sie schon länger herumgeschlichen wäre und alles gehört hätte? So stark und hart auch die Ehebrecherin war, vor ihrem Kinde fürchtete sie sich.

In ein lose wallendes weißes Gewand gehüllt, tastete sich die Blinde Schritt für Schritt weiter. Aber während das Auge der Vittoria kalt forschend in dem Antlitz des Kindes zu lesen suchte, fiel ihr zum erstenmal auf, wie ähnlich sie doch ihrem Vater sah, dem ermordeten Peretti. Die hohe Stirn, die gewölbten schwarzen Brauen und darunter die weitgeöffneten, toten Augen ... gerade so hatte er ausgeschaut in der Stunde, da man ihr den Ermordeten ins Haus gebracht und sie mit einem Schrei über der Leiche zusammengebrochen war — mit einem Schrei, den die Einsamkeit ihrer hallenden Gemächer schon lange vorher gehört hatte. So gut und vorsichtig war er eingeübt worden. Aber seltsam ... während die Ehebrecherin damals selbst den Schauern des Todes gegenüber kalt geblieben war, schlich ihr beim Anblick der Züge, die den Toten wieder auferstehen ließen, zum erstenmal ein leises Frösteln durch die Glieder, so warm auch die Sonne gerade jetzt in das Dickicht des Magnolienganges hereinleuchtete.

Und plötzlich sah die Spähende noch etwas anderes — sah, wie die Blinde mit einem Ruck stehen blieb, eine Weile vor sich hinlauschte und dann beide Arme weit von sich streckte — mit einer Gebärde der Abwehr, die Grauen und Haß zugleich ausdrückte und dem Herzog galt, der ihr müden Schrittes entgegenkam. Und im nächsten Augenblick schrie das Mädchen auf — so kraß und fürchterlich, daß Vittoria erblaßte und feige nach dem Palazzo zurücksah, in Angst, daß vielleicht noch sonst jemand gesehen habe, was niemand ahnen durfte.

Einen Augenblick schien es, als wolle der Herzog stehen bleiben, um der Blinden ein Wort zu sagen. Aber plötzlich sank ihm das Haupt auf die Brust. Und während er ihr in einem weiten Bogen den Weg freigab, wählte er selbst einen Pfad, der ihn erst nach einem längeren Umweg nach dem Palazzo zurückführte.

Die Vittoria aber schloß die Augen, denn ihr war, als hätte der Gatte vor ihr einen Schlag bekommen — mitten in das Antlitz, das sie liebte.

Unterdes war die Blinde langsam herangekommen. Auch schien sie die Nähe der Mutter mehr zu ahnen als zu fühlen. Denn als die Vittoria heftig auf sie zutrat, flog ein dunkles Rot über ihre blassen Wangen, und das Antlitz, dem die Seele des Auges fehlte, nahm plötzlich einen so fremden und verschlossenen Ausdruck an, daß es um viele Jahre älter und reifer erschien.

„Warum hast du jetzt so aufgeschrien?" fragte die Vittoria, leise, rasch, aber mit einer Stimme, aus der die Wut wie eine Schlange hervorzüngelte.

Die Rechte der Blinden fingerte eine Weile in der Luft herum, wie um die Entfernung zwischen sich und der Mutter zu ertasten. Dann atmete sie schwer auf. Und während sich die dunklen Brauen fast ineinander schoben, erwiderte sie langsam: „Weil ich diese — Schritte gehört habe."

„Welche Schritte?" zischte die Vittoria.

Ein böser Zug legte sich um die Lippen des Mädchens. „Die Ihres — Gatten."

„Deines Vaters!" stampfte die Vittoria auf.

Die Blinde schloß die Augen. Und wie die durchsichtigen Lider über die toten Sterne langsam niedergingen, schienen sie wie Schleier zu sein, hinter denen sich Gesichte

der Seele bargen und ein Wissen von den Dingen und Menschen, das feiner und tiefer und ahnungsreicher war denn alles, was Menschenaugen zu sehen vermögen. Und selbst ihre Stimme hatte einen anderen Klang, als sie erwiderte: „Die Schritte, die das Unheil in unser Haus getragen."

„Das haben dir böse Menschen vorgeschwatzt!" kam es hastig zurück, so jäh und nahe gesprochen, daß der heiße Atem der Mutter fühlbar über das Antlitz des Kindes hinstrich.

Wie von etwas Feindlichem berührt, bog die Blinde das Haupt zurück. „Das hab' ich kommen hören ... immer näher, immer deutlicher. Ich allein — im ganzen Hause!"

„Törin du!" lachte die Vittoria kurz auf. „Kaum älter als sieben Jahre warst du damals ... ein Kind!"

„Das Kind, dem Sie seinethalben Ihre Liebe entzogen!" kam es dumpf zurück. „Auch ein Tier hätte das — gespürt." Die Blinde sprach noch immer mit geschlossenen Augen, die zarten Hände weit von sich gestreckt, als wittere sie auch in der Mutter nur die Feindin.

Und wie der Blick der Vittoria so über sie hinging, regte sich in dem Herzen des verbrecherischen Weibes zum erstenmal ein dumpfes Schuldgefühl, das außerhalb der Macht ihres harten Willens lag und wie ein schmerzliches Zucken des Bandes war, das über Sünde und Tod und Haß hinweg sie unlösbar mit diesem Kinde verknüpfte. Denn wenn sie ihren Gatten auch nie geliebt und später bis in den Tod gehaßt, so hatte es in ihrem Leben doch eine Zeit gegeben, wo sie das Körperchen dieses Kindes gern auf ihrem Schoß gefühlt und seinen armen Äuglein das Licht gewünscht hatte; dazwischen freilich lag nun der ganze Abgrund der Sünde. Und deshalb mutete es die stolze Frau doppelt rätselhaft an, daß da ein Geschöpf lebte, welches sie niemals ganz hassen und verwerfen konnte, obwohl es die Züge des Peretti trug und dem Orsini täglich den Tod wünschte.

„Und weil ich diesen Mann geliebt habe, hältst du mich auch für die Mörderin deines Vaters?" fragte sie endlich. Und sie freute sich, wie fest und sicher ihre Stimme dabei klang.

Auch die Blinde beugte unwillkürlich das Haupt vor wie jemand, der einen Klang auf seine Echtheit prüfen will. Dann zog sie langsam die schmalen Schultern in die Höhe, und das Gesicht langsam einer Sonne zukehrend, die sie nicht sah, sondern fühlte, erwiderte sie ruhig: „Ob Sie es sind, kann nur Gott wissen und noch einer. Daß Sie aber meinem Vater von dem Augenblick an, da Sie den anderen liebten, tagtäglich den Tod wünschen mußten, das weiß auch ich."

Mit der weißen Hand wie zu einem Schlag ausholend, trat die Vittoria so dicht an das Mädchen heran, als sie konnte: „Du willst es wagen, die Gedanken deiner Mutter zu kennen?"

Die Gestalt der Blinden schien förmlich in die Höhe zu wachsen. Und während die beiden Lider wieder langsam über die Augen glitten, sprach sie mit der nachtwandlerischen Sicherheit inneren Schauens: „Diese Gedanken haben jeden Bissen vergiftet, den mein Vater zu sich nahm, und sind wie unsichtbare Pfeile durch die Luft geflogen, in der er atmen mußte. Das weiß ich so bestimmt, als ich jetzt fühle, was Sie mir tun wollen —!"

Und die zum Schlag erhobene Hand der Vittoria sank plötzlich wie gelähmt hernieder ...

Mitten in das Schweigen, das zwischen beiden zitterte, flog plötzlich ein heller Ruf des alten Pallavicino.

Und im nächsten Augenblick bog er selbst um die Ecke des Magnolienganges. „Ja, ja," hustete er dabei. „So hoch muß man steigen, wenn man zu einem Gnadenbilde kommen will! Wenn einem auch der Atem dabei ausgeht und die alten Gäule von Beinen nicht mehr recht wollen; weshalb aber seid Ihr so schweigsam, Monna?" Und während er die Rechte auf die blonden Scheitel der Blinden legte, seufzte er: „Muttersorgen, Muttersorgen, wie?"

Der Blick der Vittoria irrte erst nach dem See ab, bevor sie erwiderte: „Ja ... das Kind hat zuviel übrige Zeit hier. Das macht ihresgleichen schwermütig und wunderlich. In Rom hatte sie ihren Maëstro, der sie in den schönen Künsten unterwies und in dem, was ihr zu wissen not tat. Aber hier —"

Sie stockte und legte die Hand wie nachsinnend an die Stirn.

„O, wenn es nur das ist — hierfür wüßt' ich Euch Rates!" fiel der Pallavicino ein. „Da hab' ich in Verona einen alten Waffengefährten — den Brenzoni; der hat mir schon zweimal von einem Maëstro gesprochen, für den er gern eine gute Stelle wüßte. Galilei, glaub' ich, heißt er und sitzt gegenwärtig in Pisa. Aber die Herren von der hohen Schule dort sind ihm nicht hold, hör' ich. Auch verdrießt es sie, daß er Dinge lehrt, von denen selbst Moses noch nichts gewußt haben soll, und allerlei Neues gefunden haben will an der Sonne und den Sternen. Den kann ich Euch verschreiben, Monna, wenn es ernst werden soll."

„Tut es, bitte!" sagte die Vittoria, der man es ansah, daß ihre Gedanken längst wieder wo anders waren.

Die Blinde aber faltete die Hände. Und während ein seliges Lächeln über ihre Züge glitt, wiederholte sie andächtig: „Von der Sonne und den Sternen!"

„Arme!" murmelte der Pallavicino unwillkürlich.

„Weil ich dies alles nicht sehen kann, meint Ihr?" fragte sie unbefangen. „O, dann laßt es Euch doppelt ins Herz geredet sein, wie sehr ich jemanden brauche, der wenigstens durch Wahrheit Licht bringe in meine Nacht!"

Dem alten Feldherrn schossen — er wußte selbst nicht wie — plötzlich die Tränen in die Augen. „Tragt Ihr so schwer an Eurem Schicksal?" fragte er.

Da glitt ein unsagbar feines Lächeln über ihr Antlitz. „Seid Ihr so sicher, daß nicht auch die Sehenden im Dunklen wandeln? Straucheln und fallen und irren können wir alle, so schwer ist es zu leben! Aber ich muß Euch danken für Eure lieben Worte. Und für alles, was Ihr mir da gebt!" Und dabei strich ihre Rechte so schmeichelnd über seinen Arm hin, daß es dem kinderlosen Manne ganz eigen ums Herz wurde. Dann tastete sie sich noch tiefer in den Garten hinein.

„Welch ein merkwürdiges Kind Ihr da habt!" sprach der Pallavicino hinter ihr zur Vittoria; und ohne daß er es wollte, kam ihm plötzlich wieder alles zu Sinn, was ihm sein Maggiordomo von der Blinden erzählt und von ihrem merkwürdigen Verhalten dem Orsini gegenüber. Und obwohl er dem Freund selbst nicht in Gedanken nahe treten wollte, nahm er sich doch vor, nun auch seinerseits auf die Blinde zu achten, deren Hilflosigkeit so rührend, deren Seelentiefe um so viel herzbewegender war als die ganze betörende Schönheit der Mutter.

* *
*

Und Messer Galilei kam. Ein stattlicher, breitschulteriger Mann, dem die braunen Haare aufrecht um eine Stirn standen, die sich hoch und mächtig wölbte und trotz ihrer Jugend schon die scharfen Faltenrisse des Denkers zeigte. Große, dunkle Augen, die meist träumend in sich ruhten, hätten dem Antlitz etwas Weiches und Versonnenes gegeben, wenn nicht die untere Hälfte des Gesichtes mit dem energisch vorspringenden Kiefer, den kräftig entwickelten Lippen und dem scharfen Zug um die Mundwinkel von Heftigkeit der Empfindungen und starrer Zähigkeit des Willens gesprochen hätte. Wenn Messer Galilei aber lächelte, flog ein merkwürdiger Glanz über seine Züge, der selbst seinem Spott die Schärfe nahm und allem, was er sagte, etwas Gefälliges und Vornehmes gab.

Die Vittoria, die froh war, die unbequemen Gedanken ihres Kindes in andere Bahnen leiten zu können, kam dem Maëstro mit der ganzen bestrickenden Liebenswürdigkeit ihres Wesens entgegen. Und es freute sie, zu sehen, daß auch der junge Gelehrte trotz alles Ernstes von dem Zauber des Weibes gefangen genommen wurde. Doch fühlte sie gar wohl, daß er sich nie ganz gefangen gab, und daß Galilei, so unwissend er auch tat, doch in vollständiger Kenntnis ihrer Lebensschicksale sein mußte. Denn als sie ihm in ihrer lebhaften Weise einmal von Rom erzählte, ertappte sie ihn bei demselben tiefgründenden Forscherblick, mit dem er sonst seine seltsamen Instrumente beobachtete. Und plötzlich glaubte sie zu wissen, daß auch der Anteil, den er an ihr nahm, nur der eines Geistes war, der keine Ruhe fand, bevor er nicht alle Dinge und jedes Geschehen nach seinem inneren Zusammenhange erforscht.

Und von da an wurde sie einsilbiger und konnte seinem Auge nicht mehr so unbefangen standhalten wie früher. Hatte sie doch gefühlt, daß sie unter diesem Blicke sogar errötet war, sie, die welt- und menschenkundige Dame, die selbst dem Tod ins Gesicht gelacht hatte.

Da war der Anteil, den der junge Maëstro an ihrer Tochter nahm, ganz anderer Art. Ein warmes, herzliches Suchen, das sich mühte, mit jedem Wort eine Brücke in die Einsamkeit dieser Seele zu schlagen und sie aus der Tiefe ihrer dunklen Scheu langsam an das Licht zu heben, das er ihr bringen durfte.

„Seelen sind oft wie Sterne," sagte er einmal ihrethalben zum Pallavicino. „Man sieht ihren Glanz, lange ehe man sonst etwas weiß von ihnen. Und nach ihrem Glanze zu schließen, muß diese Seele ein herrliches Gestirn sein."

„Ihr haltet also das Mädchen für begabt?" fragte der Pallavicino.

„Sie ist weit über ihre Jahre hinaus reif!" nickte Galilei. „Und um vieles klüger und ernster, als ich bisher ihrem Geschlecht zugetraut."

„Sehet also zu," sagte der Marchese. „Denn vielleicht ist es Eurem Wissen beschieden, ihr den Trost zu bringen, nach dem die Ärmste verlangt."

Galilei schwieg eine Weile. Dann blickte er dem Marchese fest ins Auge und sprach: „Doch scheint sie auch ein anderer Kummer zu bedrücken?"

Und der Pallavicino kehrte das Antlitz ab, als er erwiderte: „So scheint es."

Für Galilei aber war dies genug. Denn nun wußte er, welche Wunde zu schließen war, damit es ganz Licht werde in dieser Seele.

In der warmen, rebenumsponnenen Loggia des Palastes schlug Galileo Galilei an schönen Tagen seinen Lehrstuhl auf. Hier, wo der Lärm des Hauses am wenigsten hindrang und nichts zu sehen war als unten ein Stück grünenden Uferlandes und weiter hinaus der See mit der Insel und dem fern herüberdämmernden Gestade Sirmiones. Der gegenüberliegende Monte Baldo trug schon eine leichte Schneekappe. Aber in den Tälern und auf den niedrigen Hügeln ringsum grünte und blühte noch alles. Und auf dem Tische der Signorina stand täglich ein Strauß würziger Alpenveilchen, die Galilei von seinen einsamen Spaziergängen in der Barbaranoschlucht oder auf den Hängen des Monte Bartolomeo heimbrachte. Und es war ihm ein eigenes Vergnügen, zu sehen, wie die Hand der Blinden über die Blumen hinstrich. Langsam, tastend, während der ernste Ausdruck ihres Antlitzes dabei verriet, daß sie sich bemühte, die also begriffenen Formen auch im Geiste wiederzuzeichnen.

Und dabei dachte er immer: Genau so ist es mit unserem Erkennen. Was wir nie sehen können, greifen wir ab und sehen dann etwas, das in Wirklichkeit doch anders ist. Und dann lächelte er sein kluges, geheimes Lächeln und gedachte der Menschen, die sich um angebliche Wahrheiten hassen und foltern und ärgern und töten können, wo doch keine dieser Wahrheiten so feststeht, daß nicht der nächste Blinde kommen und sagen könnte: Was ich davon begriffen habe, sieht anders aus.

Bei einem festlichen Mahle, das der Pallavicino zu Ehren Galileis gab und dem auch Vittoria und ihre Tochter beiwohnten, brachte der Marchese das Gespräch auf die Sterndeutekunst, der sein Freund Brenzoni, derselbe, der ihm Galilei empfohlen, mit ganzem Glauben ergeben war. Und da er wußte, daß auch der Maëstro auf der hohen Schule zu Pisa ein Kollegium über Astrologie gelesen und Freunden und Bekannten oft mit seltenem Glücke das Horoskop gestellt hatte, wollte er auch von Galilei einiges darüber hören. Zu seinem größten Befremden aber blieb Galilei eine ganze Weile stumm wie jemand, der nicht verletzen will und doch auch nicht lügen. Und als er bemerkte, daß der Marchese noch immer auf eine Antwort warte, zog er langsam die Schultern hoch und erwiderte: „Ja, ich mußte auch darüber sprechen, in Pisa. Wie über vieles, woran zu glauben den Menschen ein Bedürfnis ist."

„Ihr selbst glaubt also nicht daran?" frug der Pallavicino.

Und Galilei entgegnete höflich: „Nicht in dem Maße wie mein Freund Brenzoni. Und jedenfalls in einem anderen Sinne."

„Ja, ja!“ lachte nun der Pallavicino auf. „Ihr scheint den guten Pisanern überhaupt ein Keil im Fleische gewesen zu sein. Sogar ihren schiefen Turm habt Ihr zu allerlei Versuchen mißbraucht, die den guten Leuten bange machten vor Euch.“

„Nur vor der Wahrheit,“ lächelte Galilei.

Der Marchese nickte. Und dann wurde von anderen Dingen gesprochen.

Als die Blinde aber an einem der nächsten Tage mit ihrem Maëstro in der Loggia saß, legte sie plötzlich die Hand auf seinen Arm. Und mit einem Ausdrucke, so ernst und gespannt, wie er ihn noch nie in diesem Antlitz gesehen, sprach sie: „Ich möchte einige Fragen an Euch stellen, Messer Galilei. Aber bitte, habt Nachsicht mit meiner Unbeholfenheit, die noch immer weit hinter meiner Wißbegierde zurückbleibt.“

Was kann es nur sein? dachte Galilei. Denn, wie gesagt, ihr Ausdruck gab ihm zu denken. Und so erwiderte er nicht zu rasch und in einem Tone, dessen würdevolle Ruhe ihr ganzes Vertrauen gewinnen sollte: „Fragt nur immerhin und wie es Euch gefällt. Und kann mein Wissen Euch dienen, soll es mir eine Freude sein.“

Da legte sich ihre Hand noch fester auf seinen Arm. Und während sich ihr Antlitz nun ganz ihm zukehrte, sprach sie: „Ihr sagtet neulich — und ich hab' es mir wohl gemerkt —, daß die Menschen deshalb der Sterndeutekunst ergeben seien, weil es ihnen ein Bedürfnis wäre, daran zu glauben. Wie versteht Ihr nun dieses — Bedürfnis?“

„Nun,“ erwiderte Galilei, „zunächst wohl in dem Sinne, daß es der menschlichen Eitelkeit schmeichelt, den lieben Gott sozusagen bei seinem Handwerk zu ertappen. Dann aber auch insofern, als sie meinen, mit den also errungenen Kenntnissen dem vorgreifen zu können, was sie als Schicksal oder Vorsehung fürchten zu müssen glauben.“

„Dann hab' ich Euch nicht recht verstanden,“ sagte die Blinde kopfschüttelnd.

„Doch wär' es mir ein Vergnügen, auch Eure Meinung darüber zu hören,“ erwiderte Galilei.

Ein jähes Rot schoß in die Wangen der Blinden. Und in seltsamer Hast erwiderte sie: „Nicht *meine* Meinung, Maëstro, versteht! Nur die Art, in der ich Euch zu verstehen glaubte —!“

„Nun?“ frug Galilei. Denn er konnte noch immer nicht sehen, wohin sie tastete.

„Ich dachte also, Ihr meinet, daß es den Menschen deshalb ein Bedürfnis wäre, an den Einfluß der Gestirne zu glauben, weil damit auch die Verantwortlichkeit von ihnen genommen ist.“

Und ihre Stimme klang bei den letzten Worten plötzlich so scheu und gedehnt, daß Galilei blitzschnell begriff, was sie sich da von der Seele reden wollte. „Deshalb habt Ihr mich durchaus nicht mißverstanden,“ lenkte er klug ein. „Und sicher lag auch dies in meiner Annahme. Denn wenn unser Wille und unsere Schicksale tatsächlich nur von dem Einfluß der Gestirne abhingen — wer könnte da noch verantwortlich sein?“

„Ihr selbst aber glaubt nicht daran?“

„Nein!“ gab Galilei diesmal ganz offen zu.

„Doch habt Ihr dies neulich nicht so klar ausgesprochen,“ bemerkte sie hierauf, „vielmehr eine Äußerung getan, durch die Ihr mir die Astrologie als Wissenschaft nicht ganz zu verwerfen schient. Ihr sagtet nämlich —“ Sie fingerte eine Weile wie suchend in der Luft herum. „Ja! Ihr sagtet also, daß Ihr nicht in dem Maße wie Brenzoni daran glaubt und in einem anderen Sinne. Und nun möcht' ich wissen, ob Ihr dies nur gesagt, um den Freund des Brenzoni zu schonen oder die Vorurteile der Menschen — oder weil in Wirklichkeit etwas daran ist, das Euch selbst, wenn auch in einem anderen Sinne, wie Ihr sagtet, einen gewissen Glauben abnötigt?“

Ein Blick unverhohlener Bewunderung glitt von Galilei zu ihr hinüber — einer Bewunderung, die nicht bloß der weltkundigen Art galt, mit der sie trotz ihrer Jugend die Menschen und ihre Äußerungen auseinander zu halten wußte, sondern auch der Sicherheit, mit der sie ihn selbst bis auf das letzte Bollwerk zurücktrieb, hinter dem sich seine eigene Klugheit verschanzt hatte. Dann lagerte sich plötzlich ein tiefer Ernst über seine Züge — der Ernst des Weisen, von dem verlangt wird, sein Letztes zu geben, und der sich den sehnsüchtig Heischenden wohl ansieht, ehe er dies tut, und erwägt, ob er nicht auch zusammenbrechen werde

unter der Wucht des vollen Erkennens. Und wer weiß, ob Galileo Galilei diese Frage jemals beantwortet hätte, wenn im gleichen Augenblick nicht ein heller Ruf der Vittoria emporgeflogen wäre, ein Ruf, dessen Widerhall die Blinde unwillkürlich erröten machte, so daß Galilei mit einem Male zu wissen glaubte, daß hier alles sagen in Wahrheit Licht und Trost bringen heiße.

Und so erwiderte er: „Sehet, was ich da sagte, war bildlich gemeint. Denn wenn es auch nicht mein Glaube ist, daß der Wandel und die Stellung der Gestirne die Schicksale der Menschen beeinflussen oder gar bestimmen, so scheint sich mir in diesem Glauben doch ein tiefes Ahnen der Menschheit zu verkörpern. Nur daß sie außer sich zu finden hofft, was in ihr selbst zu suchen wäre: das Widerspiel der Kräfte, die an dem Werden jedes einzelnen formen, bevor er selbst zum Bewußtsein kommt, und die mir eine einzige lange Kette scheinen, an der wir alle tragen und fortgezogen werden, ohne daß wir's wissen oder ändern können. Was uns dann, wenn wir uns endlich im Bewußtsein selbst ergreifen, als unser Wille erscheint, kann im letzten Sinne doch immer nur ein Resultat dieser Kräfte sein; also etwas, das durchaus nicht so selbstherrlich ist, als wir glauben. Und so, mein' ich, werden auch die Besten von uns viel mehr getrieben, als sie selbst treiben. Denn wenn die Kraft des Stoßes eine unendliche ist, wie ich glaube, so muß auch derjenige, der das Leben ins Dasein geschleudert hat, ein unendlich fortwirkender Stoß sein. Und wo ist der einzelne, der auf dieser Bahn sich umkehren könnte und sagen: Ich will nicht weiter!? Und so scheint mir auf der langen Strecke, die sich vom Anfang des Menschengeschlechtes bis zu uns herüber und über uns hinweg bis ins Unendliche fortzieht, ganz wohl auch das Platz zu haben, was die Griechen das Verhängnis nannten, die Gläubigen die Vorsehung nennen und die Astrologen die Vorherbestimmung; und das ein Kommender vielleicht einmal mit dem Namen der Erblichkeit belegen wird, um endlich die Natur wieder aus den Himmeln herunterzuholen — vorausgesetzt, daß er's wagt!" fügte Galilei mit seinem klugen Lächeln hinzu.

„Ihr glaubt also nicht an das Böse?" fragte die Blinde langsam; und Galilei erwiderte: „Jeder, der es erfährt, wird daran glauben müssen wie der Empfindende an den Schmerz, welchen ein Zusammenstoß mit einem unempfindlichen Gegenstand in ihm wachruft. Wer aber das Böse tut, der lächelt und — lebt auch weiter. Doch ist er deshalb weniger zu bedauern? Denn fällt auch die Verantwortung von ihm — wer weiß, ob der Stoß, mit dem er wehgetan, nicht rückwirkend auch ihn selbst einmal treffe und vernichte. Denn alles ist eines auf dieser Welt."

Als Galilei so sprach, rauschte plötzlich eine seidene Schleppe hinter ihm, und als er sich wandte, stand die Vittoria da. „Wovon habt Ihr da eben gesprochen?" fragte sie, eine leichte Falte zwischen den Brauen; denn die letzten Worte des Maëstro waren ihr nicht entgangen.

„Von der Verantwortlichkeit," erwiderte Galilei ruhig.

Da lachte die schöne Frau hell auf. „Damit also macht Ihr meiner Piccola den Kopf schwer? Ach, geht," und sie legte ihre juwelenfunkelnden Finger auf seine Schulter, „erzählt ihr lieber etwas vom Leben, wie es da ringsum lacht und gleißt und genossen sein will; und das andere laßt den gemeinen Leuten und den Törichten, die sich durchaus quälen wollen."

Und sie lachte, so echt und vom Herzen weg, als hätte dieses Dasein selbst sie hergesandt, um zu bestätigen, was der Meister soeben gesprochen.

Als sie verschwunden war, hob die Blinde langsam das Haupt. Und ihre Stimme bebte, als sie fragte: „Ist meine Mutter wirklich so schön, wie die Leute sagen, Messer Galilei?"

Und Galilei, der der Vittoria noch immer ganz behext nachstarrte, erwiderte: „Ja ... schön wie die Sonne und die Blumen."

„Ich habe wohl beide niemals gesehen," seufzte die Blinde mit einem wehen Lächeln, „aber von der Sonne fühl' ich die Wärme ... von den Blumen kenn' ich den Duft. Und so glaub' ich in meiner Art auch zu wissen, wie schön meine Mutter ist." Und während sie, plötzlich aufschluchzend, das Antlitz in die Hände legte, murmelte sie leise:

„Ich habe diese Frau doch sehr — sehr lieb, Messer Galilei!"

„Warum solltet Ihr auch nicht?" tat Galilei erstaunt.

Die Blinde gab keine Antwort hierauf. Als sie sich aber nach einer Weile erhob, um hinabzugehen, sprach sie warm: „Was Ihr mir heute gabt, Messer Galilei, war wirklich Licht — Licht auf dem Weg, den ich zu gehen habe." Und eh' er sich's versah, nahm sie seine Hand und führte sie an die reinen, bebenden Mädchenlippen.

* * *

Und wieder schwanden Wochen hin und mit ihnen die Kraft des reuezerquälten Mannes, der nur noch wie ein Schatten durch die Gemächer schlich und, wenn er frische Luft atmen wollte, mit der Hilfe anderer ins Freie gebracht werden mußte, weshalb er sich jetzt lieber in die Pergola tragen ließ, die sich links vom Palazzo bis an das Ufer des Sees hinunterzog und mit ihren in allen Tönen des Rot schillernden Ranken noch immer ein festliches Bild des Herbstes bot. Meist zur Mittagsstunde saßen sie da unten — er und die Vittoria. Und wenn dann die Ora herüberblies, mischte sich das dumpfe Getos des Sees seltsam und unheimlich wie ein fernes Drohen in das leise Geflüster der beiden. Und was die Vittoria lange nicht glauben gewollt, nun sah sie es: daß auch ihre Liebe ohnmächtig war der Reue und dem Tode gegenüber, und daß ihr das geliebte Leben förmlich unter den Fingern zerrann, so sehr sie sich auch mühte, es festzuhalten. Und mit dieser Erkenntnis kam eine Art dumpfer Wut über sie, die auch den letzten Rest des Guten aus ihrer Seele brannte und ihren Augen einen Blick, ihrem Lächeln einen Hohn gab, die etwas Dämonisches hatten, als hätte der Böse selbst sich in dem schönen Weibe inkarniert.

Eines Tages aber, als der Himmel voll schwarz-violetter Schirokkowolken hing und die Vittoria sich eben entfernt hatte, um die Leute zu rufen, damit der Kranke wieder ins Haus zurückgebracht werde, scholl plötzlich ein fürchterlicher Schrei aus der Pergola herüber. Und als die Duchessa und mit ihr die Diener herzueilten, fanden sie den Orsini quer auf dem Boden liegen und mit weit aufgerissenen Augen so entsetzt ins Leere stieren, als wäre er über einen jähen Schreck hingeschlagen. Und der Ausdruck seiner Augen war ein so fürchterlicher, die fahlen Lippen, die sich nur bewegen, aber nicht sprechen konnten, schienen von solch grausigen Worten zu beben, daß alle ringsum ein Kreuz schlugen, wie um den Bösen zu bannen, der in einer greulichen Vision hier eben vorübergegangen sein mußte. Erst in seinem Gemache kam der Unselige wieder zu sich. Und als sich die Vittoria über ihn beugte, deutete er an, daß er sprechen wolle, bat sie aber durch ein Zeichen, erst nachzusehen, ob auch alle Türen gut verschlossen wären. Und nachdem sie, lautlos wie eine Schlange von einer zur anderen gleitend, dies bejaht hatte, sagte er: „Nun weiß ich, daß ich sterben muß — der Peretti hat auf mir gekniet!"

Anfangs meinte sie, daß er noch immer phantasiere. Als er aber zitternd nach ihrer Hand tastete und sie mit einem Blick anstarrte, wie nur Bewußt-Leidende ihn haben, mußte sie doch glauben, daß er wieder zu sich gekommen wäre, und auf das achten, was er ihr sagen wollte.

Und nun erzählte er, wie er von Peschiera her plötzlich eine große, schwarze Barke habe herankommen sehen mit einem Segel, das vom Himmel bis zur Erde reichte und blutrot war. In der Barke aber wäre ein einziger Mann gewesen, der hoch aufrecht stand, während das Schiff, wie von einer unirdischen Macht vorwärts getrieben, förmlich über die Wasser heranflog. Er hätte gleich gewußt, daß dies nur der Peretti sein könne. Denn in dieser Haltung und mit also verschränkten Armen hätte er ihn zum letztenmal gesehen, bevor er unter den Dolchen der von ihm gedungenen Mörder zusammengebrochen wäre — damals, in den Thermen des Diokletian, über denen auch eine blauschwarze Schirokkonacht hing und eine Luft, die es schwer machte, zu atmen. Knapp vor der Pergola aber hätte die Barke angehalten, und mit einem Sprunge wäre der Peretti vor ihm gestanden und hätte ihn niedergeworfen und gewürgt und zuletzt auf seiner Brust gekniet, bis ihm

der Atem und das Bewußtsein geschwunden wären.

Der Unselige aber hatte seine Erzählung kaum zu Ende gebracht, als jene fürchterlichen Wahnvorstellungen ihn aufs neue zu bedrängen schienen, denn sein Antlitz verzerrte sich, Arme und Lippen begannen wieder zu zittern, und in immer kürzeren Zwischenräumen stieß er jene fürchterlichen Angstrufe aus, von denen die alten Wände des Palazzo wie mitschaudernd erbebten. Das ging so weiter von Stunde zu Stunde, und da er auch sonst immer mehr verfiel, wurde es dem Arzt und der Vittoria bald klar, daß hier jede Hilfe vergeblich wäre. Sie aber mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, jetzt nicht bloß allein, sondern auch verraten und preisgegeben zurückzubleiben. Denn wer also starb, der hatte so gut wie alles gestanden.

Und es war ein Tag, an dem des Unheils kein Ende zu werden schien, denn der Pallavicino, der unterdes in Brescia geweilt, brachte am Abend dieses selben Tages eine Nachricht heim, die das stolze Weib zum erstenmal erbeben ließ. Hatte er doch in Erfahrung gebracht, daß die Brüder des Orsini, die von dem Hinsiechen des Duca erfahren, nunmehr mit der Sippe des Peretti gemeinsame Sache machten und beschlossen hätten, die Vittoria tot oder lebendig in ihre Hände zu bekommen, die einen aus Rache, die anderen, um zu verhindern, daß der sterbende Duca ihr nicht auch noch sein Vermögen überantworte.

„Es tut mir in der Seele weh, Euch dies gerade heute mitteilen zu müssen," setzte der Pallavicino hinzu, „denn gern hätte ich Euch auch ferner in diesem Hause meinen Schutz angedeihen lassen. Aber die Kriegsleute der Orsini und Montalto sind schon unterwegs, und wenn man Euch nicht hier findet, schont man mir wenigstens den Palazzo und den armen Freund dort drinnen, damit er sterben kann, ohne daß ihm die Kugeln der Stürmenden ums Ohr pfeifen."

„Und wohin soll ich?" fragte die Vittoria bleich, aber noch aufrecht wie eine Königin.

„Euch, Madonna, will ich mit einigen meiner besten Reisigen sofort nach Padua schicken, wo ich Euch unter den Schutz der Republik stelle. Dort harret des weiteren."

Und es wurde Nacht — eine Nacht, mit Sturmpfiffen und endlos niederprasselnden Regenschauern, während der See draußen tobte und seine Fluten bis in den Hof des Palazzo schleuderte. Da trat die Vittoria, vom Kopf bis zu Füßen in denselben dunklen Mantel gehüllt, mit dem sie hier zuerst ans Land gestiegen, noch einmal ans Lager des Geliebten, der nun ein Sterbender war. Zu seinen Häupten brannte eine hohe Wachskerze, zu seinen Füßen saß die Pflegerin, ein altes, taubes Weiblein aus Salò, das man nicht unabsichtlich gerade an dieses Lager gebracht.

Und der Scheideblick der Vittoria, heiß aber ohne Tränen, ging noch einmal über den Leib hin, dem zuliebe sie gesündigt hatte und töten geholfen. Und all ihr grollender Stolz, all ihre Liebe und jeder Vorwurf, den sie ihm machen durfte, preßte sich in den Worten zusammen: „Wie konntest du mich so verlassen!?"

Dann flüchtete sie in dieselbe Nacht hinaus, die ihn von hinnen nahm.

* *
*

Einmal noch, bevor der Tod ihn ganz niedergerungen hatte, schlug der Orsini die Augen auf. Diesmal stand der Pallavicino an seinem Lager. Und zu tiefst erschüttert von den Qualen, die er den Freund leiden sah, fragte er, welchen Wunsch er ihm etwa noch erfüllen könne in dieser Welt?

„Schläfst die Vittoria, daß du allein hier weilst?" fragte der Sterbende. Da nickte der Marchese rasch, denn auf diese Weise sah er sich der Notwendigkeit enthoben, dem Orsini, ehe er schied, auch das Bitterste sagen zu müssen.

„Dann höre," sagte jener mit schon brechender Stimme. „In jenem Wandschrank dort findest du mein Testament. Was ich habe, gehört der Vittoria. Und ich wünsche, daß sie all dies genieße, wie nur sie genießen kann. Dich aber bitt' ich zu sorgen, daß dieser mein letzter Wille auch vollzogen werde."

„Und dein Sohn aus erster Ehe?" fragte der Pallavicino, „deine Brüder? Bedenke wohl, daß der Vittoria alles geben in diesem Fall auch heißen kann, ihr noch mehr nehmen!"

Da blitzte — zum ersten- und letztenmal seit all der Zeit her — ein Funke unbeugsamen Trotzes auf im Antlitz des Orsini. Und mit einem ohnmächtigen Versuch, sich noch einmal in den Kissen aufzurichten, rief er: „Nein ... alles — alles soll sie haben, hörst du? Damit sie weiter lachen, weiter genießen und weiter sich schmücken könne — dem Peretti zum Trotz!“

Und nachdem er dies hervorgestoßen hatte, verließ ihn das Bewußtsein für immer. Der alte Ehrenmann an seiner Seite aber begriff, daß sich der Sterbende in dieser Art an den Mächten rächen wollte, die ihn niedergeworfen hatten, während ihnen die Vittoria noch immer ins Antlitz lachte: an dem Tod und an der Reue.

* * *

Einige Wochen später gelang es den Häschern der Orsini, der Vittoria habhaft zu werden, obwohl sie sich schon in Padua befand und unter dem Schutze Venedigs. Denn wenn der wackere Pallavicino auch für alles Sorge getragen hatte, so konnte er doch nicht voraussehen, daß ein anderer Feldherr der Republik, eben weil er ein Orsini war, ihm und der Republik zuwider handeln würde. Und so fiel die Vittoria zuletzt doch der Habgier eines Orsini zum Opfer, der sie auf offener Straße von seinen levantinischen Kriegsleuten überfallen und in einen Kerker werfen ließ. Und in Gegenwart dieses selben Ludovico Orsini wurde das schöne Weib dann niedergestochen, wobei man ihr, um sie am Schreien zu hindern, die prächtigen blonden Flechten so eng um den Hals zusammenschnürte, daß sie in derselben goldenen Schlinge erstickte, in der sie das Herz des Paolo Orsini gefangen.

Wohl rächte die Republik blutig ihren Tod, auch sorgte man, daß sie mit allen Ehren bestattet wurde; dem Pallavicino aber blieb es wie ein Stachel in der Seele, daß er den letzten Wunsch seines Freundes nun doch nicht erfüllen konnte. Und als er sich mit Messer Galilei aufmachte, um die Blinde an die Leiche ihrer Mutter zu führen, sah man ihm an, daß es der traurigste Tag seines Lebens war.

Und das blinde Mädchen stand lange, lange vor der Leiche der Mutter, ohne zu klagen, ohne zu sprechen, und doch mit einem Ausdruck im Antlitz, dem man es ansah, daß sie angesichts des Todes ihr Bestes sammle, um das Leben zu verstehen und — verzeihen zu können. Endlich beugte sie sich zu der Leiche herab. Und wie ihre Hand langsam und weich über den noch im Tode herrlichen Leib hinstrich, gelangte sie auch zu den goldenen Flechten, mit denen man das schöne Weib erdrosselt, und die nun wieder lang und gelöst über die alabasternen Schultern hingen. In diesem Augenblick aber stürzten ihr die ersten Tränen aus den Augen. Und während sie die Goldhaare der Mutter weich und zärtlich zwischen beide Hände nahm, flüsterte sie leise: „Auch das ist einmal — Licht gewesen!“

Und Galilei verstand, daß sie sich in diesem Augenblick mit einer doppelten Nacht ausgesöhnt hatte: mit der ihres Gesichtes und der ihres Schicksals ...

Tagebuchblatt

Ist's noch das versunkene Säumen
In dem Rausch Vergangenheit?
Ist es noch das trunkene Träumen
Über Ziel und neuer Zeit?

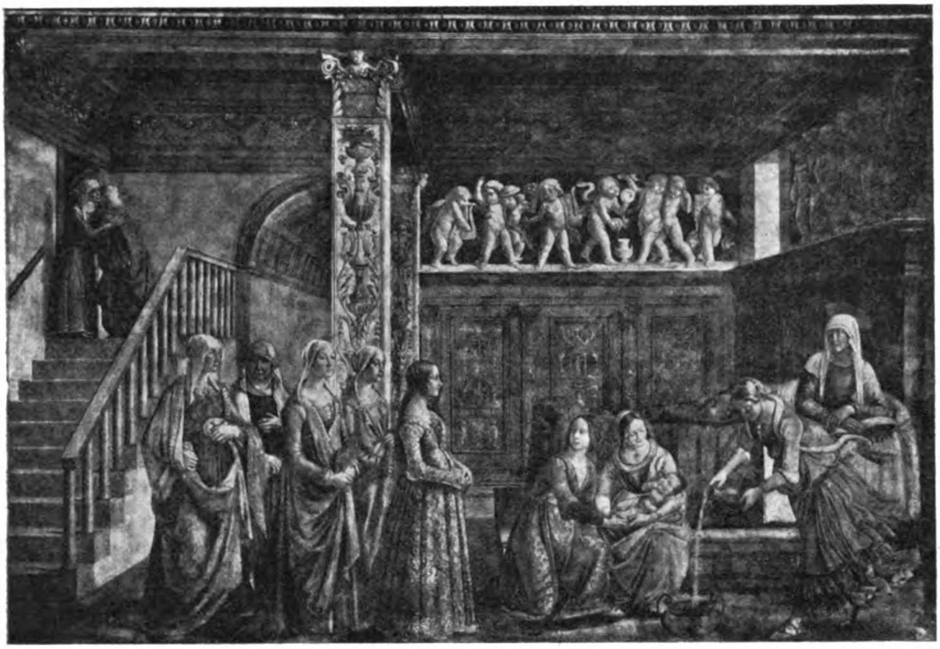
Werde dir die Welt das stille,
Schweigende Gegebensein!
Und es geh' erlöst dein Wille
Ganz in dein Erkennen ein!

Wilhelm von Scholz



Watteau: Das Frühstück im Freien.

Zu Bie: Der gesellschaftliche Verkehr als Kunstwerk. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Dom. Ghirlandajo: Geburt der Maria. Fresko in S. Maria Novella, Florenz.

Der gesellschaftliche Verkehr als Kunstwerk

Von

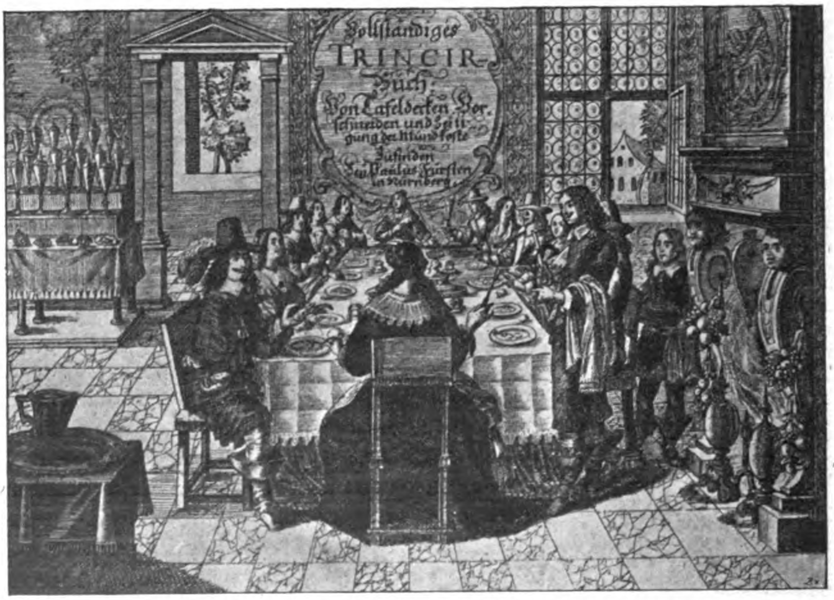
Oskar Bie

(Nachdruck ist untersagt.)

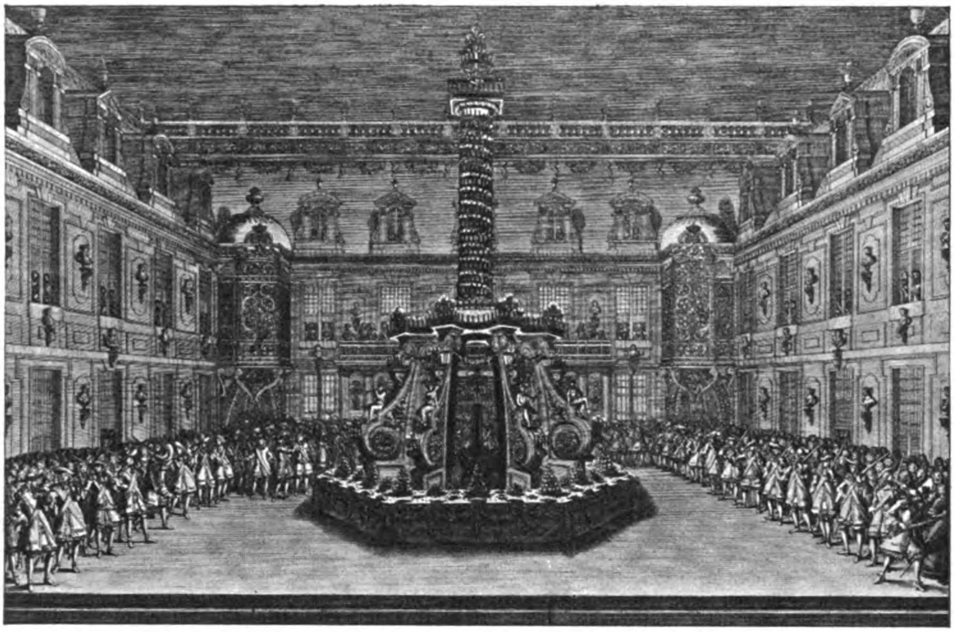
Die freien rhythmischen Künste der Gesellschaft, die hohe Organisation des gesellschaftlichen Tanzes hat sich in der modernen Welt an der Kultur des Verkehrs herausgebildet. Das ist ihr Gegensatz zur alten Welt, zu allem, was in der vorgermanischen Zeit Tanz und Gesellschaft hieß. Die Griechen kennen als Verkehrskultur nur das Symposion, die Peripatetik, das Konversieren von Männern. Sie kennen keine zweigeschlechtliche Gesellschaftsform, kein Balancieren der Sitten. Die Frau steht halb als liebliche Dekoration, halb als vertrauenswürdige Sklavin außerhalb, sogar im Falle der Aspasia und Diotima. Der Verkehr mit ihr mußte erst den Schein der Sünde, die Gefahr der Verdammnis erhalten, ehe er sich zum Kunstwerk steigerte. Die Sünde hat die Liebe verfeinert, hat die Tugenden des Verkehrs geschaffen, den Leidenschaften Stil gegeben und die schöne Wandelbarkeit des Lebens gebildet. Wie die Madonna der goldgrundigen Byzantiner vom Throne aufsteht und in die Realistik der Renaissance eingeht, so erhebt sich die Königin des Herzens vom dekorativen Thron des Minnedienstes, der sie schwärmend verehrte, und geht in die Gesellschaft der Herren ein. Zuerst lächelnd und voll bescheidener Dankbarkeit. Dann aber, da die Herren ihre Reverenzen und Galanterien lernen und sie von der französischen Welt als Preis der ritterlichsten Passionen, hitzigsten Fehden und geistreichsten Unterhaltungen gelobt wird, ein Preis um so süßer, je grausamer seine Illusionen sind, da behauptet sie das Terrain, vergißt das Weib, vergißt die Dame und wird Frau. In dieser ganzen Zeit ist sie die Lehrmeisterin des europäischen Verkehrs in der Gesellschaft gewesen. Sie hat

der Gesellschaft die Balance gegeben, das Pendeln von einem Geschlecht zum anderen, das heimliche Verstecken und das stilisierte Bekennen, das freie Spiel der persönlichen Willkür und die Feierlichkeit einer bewegten Menge, die Schule des Kavaliers und die Flucht zum offenen Bekenntnis. Nun waren die erotischen Gefühle in die Gesellschaft eingesetzt und jeder Verfeinerung preisgegeben. Nun war die Sitte zur Wächterin der Tugend geworden, und leuchtender lockte die Sünde. Ein Ja und Nein, ein Dürfen und Müssen, ein Strom Liebe und ein Strom Eifersucht bewegte die Gesellschaft, die Pole spitzten sich, die Drehung setzte ein, Gegensätze zogen sich an und stießen sich ab, das Leben fand einen silbernen Spiegel, und der Spiegel zitterte im Glanze der Öffentlichkeit — der Salon hatte seine Kulturmöglichkeit erhalten. Die Auseinandersetzung von Herr und Dame in den stilisierten Formen gesellschaftlichen Verkehrs hat die Geschichte des Tanzes geschaffen.

Das Schauspiel des menschlichen Verkehrs ist ein Kunstwerk von so starken und so vielfachen rhythmischen Reizen, daß man es nicht zu Ende denken kann. In jeder Sekunde vollziehen sich auf Straßen und in Zimmern Bewegungsrhythmen verkehrender Menschen, die unter einheitlichen Gesetzen zu stehen scheinen und doch jeder Bestimmung spotten. Das Geräusch, das von der Straße heraufdringt, die Sinfonie von den ersten Weckrufern am Morgen bis zu den letzten Nachzüglern der Nacht, die Kurve der Mittagsstunden in Berlin, die der Avantdiner-Zeit in Paris, die Mischungen der Vorläufer und Nachzügler in der Frühe, wie sie Charpentiers „Louise“ rhythmisiert, die hundertfachen Variationen des Kommens und Gehens in einem einzigen Mietshause, die verwirrenden Tempi des Lebens, die von der ersten bis zur vierten Etage gleichzeitig ablaufen — alles sind die Teile dieses unendlichen Verses, in dem die Welt ihr Geschäft zu besorgen scheint, stets vom gleichen Refrain ironisiert. Auch hier stilisiert die Masse. Wo die Masse in gleichen Zwecken sich bewegt, wo verschiedene einzelne Rhythmen zusammengefaßt werden können, wird der Vers schärfer skandiert, und die Cäsuren haben ihre Normalzeit. Über die Länder die Eisenbahnen, über die Meere die Schiffe, in der Stadt die Trams — sie sind Zusammenfassungen von Einzelrhythmen, und ihr Kursbuch ist das Buch ihrer künstlich stilisierten Bewegung, das Produkt einer unendlich schwierigen Kodifizierung des Massenverkehrs.



Familientafel. Aus einem alten Tranchierbuch. (Um 1650.)

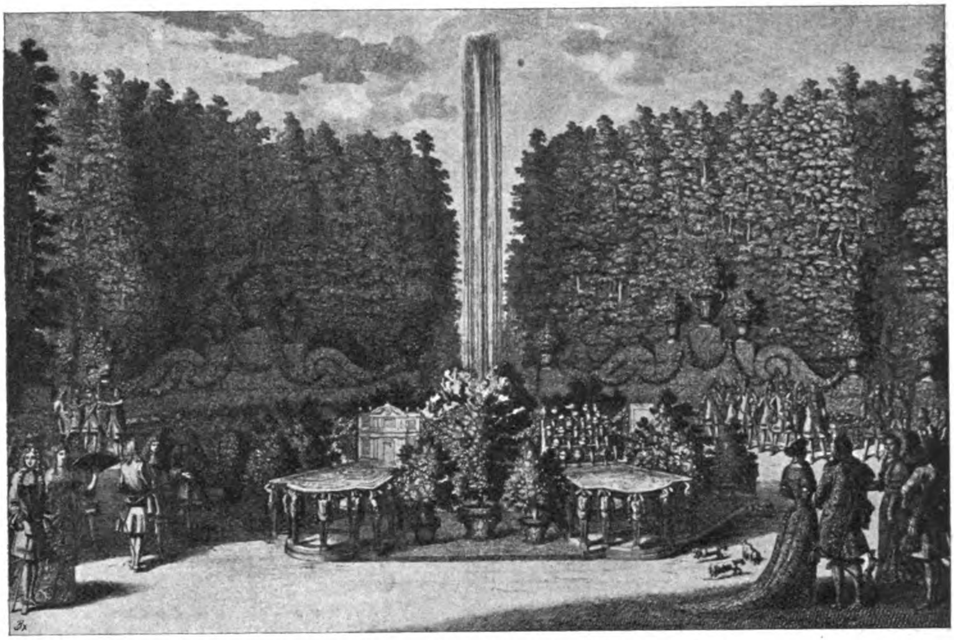


Lepautre: Fest im Marmorhof von Versailles, 1676.

Ästhetisch liegt kein geringerer Wert in diesen Verkehrsrhythmisierungen als in irgend einem Arbeitsrhythmus. Wenn täglich vom Potsdamer Bahnhof in Berlin 12 Uhr 55 Minuten der Pariser Schnellzug abgeht, nur an bestimmten Tagen der Orientexpreß, alle drei Minuten der Tram und die Hochbahn und alle diese in Bewegung umgesetzten Riesennetze des sich kreuzenden und ablösenden Verkehrs ihren Mechanismus spielen lassen, so ist dies der Arbeitsrhythmus des Massenverkehrs, der ihn stilisiert, um ihn zu fördern, ihn skandiert, um ihn zu bezwingen.

Der Einschlag in das feste Gewebe der uniformierten Verkehrsrhythmen ist die millionenfarbige Verschiedenheit des Einzelverkehrs. Ein jeder Fußgänger mit dem Rhythmus seines Naturells oder seines augenblicklichen Geschäftes, ein jeder Privatwagen, das Automobil, das Rad, die Mietsdroschke, die öffentlichen Fuhrwerke, die Lastwagen, alles, was nach dem Stil der Zeit Verkehrsmittel ist, oder was vom Geschmack des einzelnen dazu gewählt wird, verbindet sich zu diesem unbeschreiblichen Konzert. Wer Rhythmen sehen kann, hat seine Erlebnisse, wenn er von den fernen Eisenbahnsträngen durch Unterführungen über städtisch werdende Chausseen durch Dörfer und Villenorte und Vorstädte bis zu einer Hauptader sich empfindend vorwärts bewegt. Dies Eintauchen in den gewaltigen Mechanismus, dessen einzelne Fäden man eben noch ruhig beobachten konnte, dies Auskriechen aus der kompliziertesten Knotung bis zum ruhig atmenden ersten Dorfe, über Wege, die die Kultur selbst schuf, auf einem Vehikel, das die Selbständigkeit bedingt, das kann dem nachfühlenden Beobachter zu einem Gedicht werden, welches er nicht genug wiederholen mag.

Im Lande sind scharfe Gegensätze: normierte Bahnen und das reizvoll anormale Spiel auf den Straßen. In der Stadt sind hunderterlei Mischungen sämtlicher Verkehrselemente, die sich meist von selbst bei größerer Verdichtung in strengeren Formen ordnen. Nicht bloß das langsamere Band der Trottoirs, das schnellere der Fahrdämme, das Rechtsgehen oder Linksfahren, die Rhythmisierung der großen Straßenkreuzungen, auch die Sitten des Verkehrs bilden seine notwendigen Formen. Ein Blick auf die große Zeit des karnevalliebenden Venedig: der Cavaliere servente, typisch geworden nicht bloß bei der Edeldame, sondern auch in niederen Kreisen, bestimmt das Bild der Spaziergänger. Ein Blick auf das Paris des



Lepautre: Kollation im kleinen Park von Versailles, 1678.

achtzehnten Jahrhunderts: zweitausend Fiaker mit stehendem Kutscher, die feineren Mietsdroschken, remises genannt, die coches d'eau, Massenkähne von Pferden gezogen, die brouettes, zweiräderige Sessel, von Menschen gezogen, die Sänften, zweihundert Briefträger der petite poste, die neunmal am Tage das Klapperzeichen geben, alle Arten Kommissionäre und Bureaus für alle Zwecke — die aufkeimende Ordnung des Weltstadtverkehrs. Und die Weltstadt amerikanischen Gepräges selbst: eine Bewegung als alltägliche, die frühere Zeiten nur als Festbewegung kannten, die genossenschaftliche Ordnung des Publikums, die alte Festbücher nur als höchste polizeiliche Maßnahme preisen, die festgefügte Struktur der gewaltigen, von jeder Straße und jedem Warenhause und jedem Schaufenster veränderten Verkehrsrhythmen und der vollen Selbständigkeit des einzelnen, der, je höher seine rhythmische Kultur, desto unbeeinflußter ist von dem verwirrenden Gewühl, der in seinem Gangtempo und den Bewegungen seiner Glieder die Ruhe und den Anstand nicht verliert, ein schönes Verheimlichen und scheinbares Außerdienststellen des Zweckes, der gutgezogene Mensch der Straße, wie ihn zuerst Giovanni della Casa in seinem Anstandsbüchlein Il Galateo konstruierte, der nicht allzu schnell, nicht allzu langsam sich bewegt: „der feine Mann darf auf der Straße nicht laufen, nicht sich beeilen, aber er darf auch nicht so langsam oder so gravitätisch sich bewegen wie ein Weib oder eine verheiratete Dame."

Die öffentliche Straße zeigt die grandiosen Rhythmenströme, aber da sie keine geschlossenen Grenzen hat, kennt sie zu wenig feinere Kultur der Bewegung, die in den besten Fällen aus dem Zimmer auf sie nur überfließt. Die Geschlossenheit des Zimmers, des Saales oder der Terrasse oder des Gartenplatzes, alle privaten Zirkel mit begrenzter Gesellschaftsklasse, mit Angehörigen einer Gemeinschaft, mit gemeinsamen Interessen oder noch besser gemeinsamer Interesselosigkeit bilden die feineren Bewegungskünste aus, Künste delikatester Körperrhythmik auf einem zierlichen Felde. Hier ist die Domäne der Frau. In sehr guten Beispielen wird sie dennoch auf der Straße deplaciert sein, wird dekorieren, erfreuen, beleben, aber nicht Form bilden. Die Straße ist ein großer schweigsamer Fluß der Verkehrsinteressen, dessen Schweigen selbst die Unterhaltung der Paare deckt. Es ist ein stilles Bild, ohne die Verknüpfung der Seelen, eine große, aber kalte Sammlung von Bewegungsformen

wie auf jenen schüchternen Stichen der Verkehrsstilisierung, die uns in den französischen recueils des fêtes begegnen, schweigende Herren, grüßend, den Hut in der gesenkten Rechten, Damen in Brouettes gezogen, wiedergrüßend, Lehrer mit Jungen, Spaziergänger, alles kühl und gemessen und schweigend.

Erst im geschlossenen Kreise bildet die Frau Form, wo aus den Motiven der Annäherung und wieder der Distanz sich kleine, aber kultivierte Linien ergeben, wo die Unterhaltung nicht gedeckt wird, sondern zwischen Neutralität und Persönlichkeit artig pendelt und die Beziehungen der Seelen, die Knüpfung von Bekanntschaften, die Freiheit der Sympathien nach einem Ausdruck in gemessenen Rhythmen verlangt. Hier erst stellt sich der Verkehr selbst dar, hier kann sich seine Ordnung, die seine beste Zweckmäßigkeit ist, in Regeln binden, hier kann von den ernstesten Gelegenheiten, die eine europäische Höflichkeit im Stile des Kavaliers formiert, über freie und heitere Versammlungen bis zur letzten Feierstunde, die nur das Zwecklose zum Zweck hat, ein sicherer Besitz von edlen und kultivierten Formen sich einfinden, die ein Ausdruck nicht bloß aller inneren Wünsche, sondern ebenso ihrer Verlegenheiten sind.

Die Straße ist ehrlich und unmittelbar, bei aller Lebhaftigkeit doch ernst und still. Das Zimmer ist mittelbarer, paradoxer, reicher an jenen civilisierten Lügen, die die Kunst mehr befruchten als die zweckvolle Wahrheit. Bei aller Ruhe ist es lebendiger als eine ganze Stadt, denn zwischen diesen Menschen spielt es in tausend gesehenen und ungesehenen Fäden hin und her, Vergangenheiten und Zukünfte drängen sich im Augenblick, das Zusammensein stilisiert Täuschungen, die Täuschungen wachsen aus halben Wahrheiten, halben Heimlichkeiten, man ist vorhanden und dennoch gleichzeitig nicht ganz vorhanden, aus dem Menschen der Empfindung spricht der Mensch des Verkehrs in einem neuen Idiom — so schimmert die Farbe der Kultur.



Moreau: Festessen zur Feier der Geburt des Dauphins, 1782. Nach der Natur.

Die Frau wirft in dieses Netz die Eitelkeit hinein, jene unwiderstehliche Eitelkeit zu gefallen, nicht bloß die Worte, sondern auch den Körper setzen zu können, in allem Gehen, Stehen und Bewegen etwas von der vaghezza, der Sinnlichkeit, zu haben, die die Erzieher der Renaissance entdeckten. Von den ersten Begrüßungen bis zum letzten Abschied bildet sich zwischen Herr und Dame ein reicher Wechsel schöner symbolischer

Beziehungen. Die Frau ist nicht bloß perfettisimo ornamento della vita, sondern die Seele aller Feste. Sie ist die Künstlerin des festeggiare. Sie verliert den alten provençalischen Nimbus, um am Feste des Lebens praktisch teilnehmen zu können. Sie bringt dem Tanz seinen verschwiegenen Reiz, und sie wird um so weiblicher und begehrenswerter, je selbständiger sie ihre Natur neben dem Manne ausbildet. Graf Castiglione in seinem Cortegiano weiß nicht nur in Stil gebracht. Wie drückt man diese zarten symbolischen Dinge aus? Eine rohe deutsche Kriegsgurgel, ein Offizier zur Disposition der Liebe, schrieb im siebzehnten Jahrhundert ein Anstandsbuch, in dem er vom Abschied der Tanzenden sagt: „Also scheiden die Leiber, die Sinnen und Sehlen aber bleiben bisweilen unzertrennlich beieinander und genüßen der lust in Gedanken, die sie dermahl einst mit der Taht tast- und sichtbarlich zu genüßen verhoffen.“ Der Fran-



Bosse: Festmahl. Siebzehntes Jahrhundert.

von der Individualität der Kleidung, sondern auch von der der Bewegung zu sprechen, ihr Stehen und Gehen sei ein anderes als das des Mannes, ihr Tanzen wiege sich in der dolcezza feminile. Die Renaissance baut aus Mann und Frau ein wunderbares harmonisches gesellschaftliches Kunstwerk, wo der Frau im Spiele die Leitung gegeben wird, die die Natur im Ernste dem Manne zu geben schien, wo eine spielerische Herrschaft im Feste und in der Konversation und im Tanz holde Ketten schlingt, welche man in bewußter Täuschung anerkennt, um in dieser einen Feierstunde ungestraft das Glück der Niederlagen und die Demut der Siege zu genießen — das innere feine Kunstwerk der seelischen Schwingungen beider Geschlechter durch die Öffentlichkeit zose hatte hundert Jahre vorher noch ähnlich grob getastet, die Bildung der Sinne hieß ihn jetzt die zierlichen Formen der Gegenwart über die phantastischen Aussichten der Zukunft stellen, und noch einmal hundert Jahre später sagt schon ein Deutscher, von Rohr, gänzlich französisch gebildet: der Umgang mit dem Frauenzimmer macht poli, und die erotischen Gefühle sollen nicht ausgerottet, sondern nur wohl eingerichtet werden. Die Differenzierung der Gesellschaft durch den wohl eingerichteten lieblichen Streit von Monsieur und von Madame hat ihr ein stets erneutes, tausendfältig fruchtbares Leben gegeben. Welche Formen sie auch angenommen hat, welche Wandlungen sie auch durchführte — hier lag das Zentrum des Reizes.

Willst du die Freuden der Liebe mit reinem Gefühle genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir sein!
Jene will Amor verjagen, und dieser gedenkt ihn zu fesseln —
Siehe: da lächelt der Gott beiden das Gegenteil zu.

Die Wünsche, die man für ein harmonisches gesellschaftliches Leben hat, die Vorwürfe, die man seinen Konventionen macht, dieser ganze eigentümliche Verfassungskampf um den Gesellschaftsstil ist nicht bloß die kulturgeschichtliche Folie für die Kunst des modernen Gesellschaftstanzes, wie er sich seit mögen, und Rousseau liebt denjenigen Verkehr, der ebenso noch ein Jahrhundert später die Lebensformen des modernen Dramas bedingt. Alte Gesellschaftskünstler haben ihre Epigonen und Popularisierer, und moderne Verkehrsideale haben ihre Vorläufer und Propheten. Es ist eine Literatur nicht weniger reich an Phantasien und Resignationen als die irgend einer anderen Kunst des Lebens.

Anfang, Höhe und Ideal eines Buches von Gesellschaftskultur ist der „Cortegiano“



Bosse: Empfang im Bett. Siebzehntes Jahrhundert.

etwa drei- bis vierhundert Jahren entwickelt hat, sondern er ist geradezu im einzelnen formbildend geworden. Alle diese Lebenskünste haben einen vorzüglichen Niederschlag in der Literatur gefunden, die die besten Vorstellungen der Zeit mit demselben begeisterten Idealismus festhält wie die Malerei die Vorstellungen von Linien- oder Farbenwerten. In der großen Reihe von Gesellschafts- und Umgangsschriften seit der italienischen Renaissance lebt in scharfer künstlerischer Prägung die ideale Form des Gesellschaftskunstwerkes, das dann nach allen Seiten hin in die erzählende und dramatische Literatur seinen Einfluß ausübt. Graf Castiglione zeichnet die Wege, auf denen sich später noch die Figuren des Racine bewegen, in welchem Kostüm sie auch stecken des Grafen Castiglione vom Jahre 1528. Der edle Wein hat eine goldene Schale gefunden, vom Hofe, von Höfischem und Höflichem ist die Rede, und die Rede selbst ist auf den zartesten Ton einer edlen Gesellschaftskunst gestimmt. Etwas wie Juwelenglanz, auf noblen schwarzen Stoff appliziert, schimmert uns vor den Augen, wenn wir diese kostbaren Seiten vorüberziehen lassen. Wir blicken in einen Kreis von Cavalieri d'ogni sella, die in leichtem angeregtem Gespräch die guten Sitten behandeln, gern geleitet von einer jener Königinnen der Konversation, wie sie durch die ganze alte italienische Novellenliteratur das Blumenscepter führen. Alle Bewegung hält sich in der gemessenen Mitte, die das Ideal der Renaissance ist. Man sitzt nicht festlich steif,

sondern nach Gefallen, ja nach Zufall im Kreise, möglichst in bunter Reihe von Mann und Frau. Alles Reden und Erzählen, alles Erwidern und Bestätigen wird von einem leichten Lächeln begleitet, das die Extreme sänftigt. Man hat Gespräch, Diskussion, ja Wortwechsel unter die rhythmischen Gesetze der Anmut, des Geschmacks, des „bon giudicio" gestellt, und wie das Fechten, Turnieren, Sporttreiben seine geregelten Maße gefunden hat, ist auch die Bewegung dieser konversierenden Leute von der höchsten bewußten Kultur geleitet. Auf der einen Seite steht die attilatura, die Geckenhaftigkeit, auf der anderen die sprezzatura, die Nachlässigkeit — der Cortegiano mischt sie zu einer edlen Mitte natürlicher Kultur, civilisierter Natürlichkeit, zu einer wohlgeordneten Verwendung bewußter und unbewußter Wirkungen, die er nicht anders als rhythmisches Kunstwerk ansieht wie die Architektur als tektonisches, die er mit der Musik vergleicht, so wie Alberti die Baukunst mit ihr vergleicht: wie die reine Harmonie der Musik sich mit den Dissonanzen der Sekunden und Septimen angenehm mischen müsse, so sei das Produkt der konsonantischen attilatura mit der dissonantischen sprezzatura das wahre Kunstwerk rhythmischer Bewegung.

Der Graf Castiglione entwickelt seine gesellschaftlichen Ideale aus der Jugend, aus dem Zusammensein kräftiger Männer, reizvoller Frauen, aus der Lust am Verkehr. Diese Leute sind in ritterlichen Spielen jeder Art geübt, und sie bringen etwas von der Haltung und Selbstbewußtheit, die sie draußen gewonnen haben, in den Salon. Schöne Damen wecken ihnen die Lust zur Kunst. Wenn sie Musik treiben, was sie niemals vor Fremden tun sollten, wenn sie sich im Gesang hören lassen, den als Solo (allenfalls mit Viola) der Graf allen Tasteninstrumenten und Chören vorzieht, so geht der Cortegiano in die Gesellschaft, die außer ihrer eigenen Unterhaltung sonst keinerlei Geschäfte hat, wo der Anblick der Frauen den Genuß versüßt, die Musik eindringlicher macht, ja sogar den Künstler beflügelt! Aus diesem Wechselverhältnis strömt die Begeisterung. Alte Leute lieben wir hier nicht. Ein alter Mann ohne Zähne, mit Runzeln, soll nicht unter Frauen spielen, er mag es für sich allein abmachen, wenn er sich von dem Elend dieses Lebens durch die Musik befreien will. Die Gesellschaft gehört den Jungen. Alte Leute sollen nicht spielen, sollen nicht tanzen. Ihr Tanz ist nicht aus dem Boden gewachsen, er ist erzwungen,



Lawrence: L'assemblée au salon.



Lancret: Der Winter. Gestochen von Lebas.

späte Eitelkeit. Der Tanz ist die edelste Form jugendlicher Bewegung. Am Schluß des ersten Abends fordert die Herzogin zwei Damen der Gesellschaft auf, zu tanzen, der Musiker spielt, sie tanzen einen noblen Bassatanz mit ruhigen Schritten und dann eine Roegarze, die wir nicht mehr beurteilen können, aber die wohl als Nachtanz lebhafter war wie alle die Brandi, die Reigentänze, oder die Moresken, die Springtänze, die man zu Hause liebte und mit vielen kleinen Schritten und Ornamenten verzierte. Der öffentliche Tanz mäßigt auch diese Figurationen. Öffentlich hat man die aerosa dolcezza der Bewegungen zu wahren, Würde und Leichtigkeit wohl zu mischen und, wenn man noch so viel Zeit hat, nicht seinem Temperament die Zügel zu lassen. Es muß bemerkt werden, daß wir hier in der Epoche stehen, da der Tanz erst anfängt, ein bedeutenderes gesellschaftliches Vergnügen zu werden. Wir sind noch vor der Weltherrschaft der Courante. Noch ist er weder allgemeine noch dringende Bildungssache, kaum aus dem Örtlichen entwickelt, ganz von fern ahnt man erst jene weltmännische rhythmische Selbstverständlichkeit, um die damals schon die Italiener die Franzosen beneideten, jene Kultur von Paris, wo damals schon „tutto il mondo concorre", die die gesellschaftliche Form der Tanzkunst methodisch ausbilden sollte. Im Cortegianobuch stehen in der ersten Reihe ritterliche Tugenden, in der zweiten die Künste des Gesprächs, der Tanz gehört unter die peripherischen Zierden. Und doch geht Graf Castiglione hier noch weiter als das Gros der humanistischen Schriftsteller, die aus einer gewissen Erziehungspedanterie dieser letzten Kunst der Gesellschaft nicht sehr das Wort reden.

Kulturluft ist wieder in Guazzos La civil conversazione vom Jahre 1574, einem Buch, das an geistiger Noblesse dem Cortegiano am nächsten steht, ohne daß man es im einzelnen damit vergleichen könnte. Denn Guazzos, des Gentilhuomo von Casale, Gesellschaftsideal ist um ein bedeutendes bürgerlicher, ist trotz aller Ceremonie gerade in einer Art Reaktion gegen sie weitherziger. Dialoge über Konversation sind der Rahmen, die Unterschiede zwischen Gesellschaftsklassen und Bildungsklassen sind das Thema, das Haus und die Fremde, jung und alt, edel und gemein, Fürst und Bürger, Gelehrte und Laien, Städter und Landleute, Männer und Frauen — alles wird abgewogen und, wie es der Stil der Zeit liebt, jedem das Gute zuerkannt und die Mitte empfohlen. Aber gerade dadurch ist das Organ verschärft, Hygienisches wird vom Zwecklosen, Spielerisches vom Disziplinierten

sauber getrennt und nichts für unnütz erkannt. Die Einsamkeit mag gut sein, aber sie ist gefährlich. Die Stadt mag voller Laster sein, aber sie ist zur Kulturbildung nötig. Die Ceremonien stören durch Übertreibung, aber sie sind als Zeichen der Ehrerbietung zwischen Gebildeten nützlich. Welche Macht, selbst über das Gemüt, hat die Versammlung von Menschen zu einem feierlichen Zwecke. Guazzo schwärmt für die Akademien mit festlich geregelter Rede, mit den Hochzeits- und den Trauerkundgebungen solennen Stils. „Es ist keiner so niedergeschlagen durch allgemeines Leid, durch private Mißhelligkeiten, daß er nicht in demselben Augenblick, da er den Fuß auf die Schwelle der Akademie setzt, in einen Hafen von Ruhe einzulaufen glaubt.“ Der Verkehr schleift, bildet, erhebt, formt die guten Sitten. Einsame Gelehrte können keine Verbeugung alla moderna machen, können sich nicht den Hut recht setzen, können nicht nach dem Takt tanzen. Wie die natürliche Unterhaltung durch die Kultur der Sprache verschönt wird, wie man in guter Rede mit Ausdruck und Stimme schattiert, so setzt sich der Rhythmus der Bewegung aus gut gewechselten Stellungen des Gehens, Stehens und Sitzens ab, so stilisieren sich die Gesten und aller Ausdruck der Gefühle, der nicht bloß durch die dolce, polita, grave und distinta favella, sondern ebenso „durch die Fenster der Augen, die Klarheit der Stirn, die Reinheit der Bewegungen“ hervortritt. Hier die Natur, dort der Affe, dazwischen der Mensch. Aber bei aller Gediegenheit wohlgebildeter Umgangsformen ist die innere Freiheit niemals zu vergessen, niemals wird das offizielle Diner schöner sein als das familiäre, und — so liest man damals schon in diesem freimütigen Buche — der französische Picknick hat seine unbestreitbaren Vorzüge.

Guazzos gesellschaftliches Kunstwerk ist in seinem vierten Buche in greifbarer Form gebildet: der Convito beim Gonzaga. Reverenzen der stilvollen Form mischen sich mit natürlichen Ehrerbietungen. Das Aufstehen, wie schon am urbinatischen Hofe des Castiglione, das Stuhlanbieten betonen diese wichtigen Stellen im Verlaufe des Verkehrs, diese Gelenke des Verkehrs, ihre Gliederung und ihre Hebungen nachdrücklich. Die Stände der offiziellen Welt werden aufgehoben, dafür wird durch ein Losspiel aus dem Petrarca eine Königin des Gesprächs gewählt. Antike Reminiszenzen schimmern hinein — es erhebt sich eine lange Unterhaltung, ob die Neunzahl der Musen gewahrt sei. Ein „Spiel der Einsamkeit“ beginnt. Jeder, der Reihe nach, preist seine private Einsamkeit, jeder mit einem Sprichwort. Es naht die Zeit der Cena. Es ist nötig, sich aus der Solitudine zur Cena durchzupauken. Dieser wichtige Schritt geschieht durch Rätselraten. Es folgt das übliche Händewaschen, das übliche Beten — die Königin des Spiels weist jedem seinen Tischplatz an. Die Unterhaltung geht weiter als Muster leichten Tischgesprächs — über Tafelsitten. Man zecht akademisch, man trinkt Ganze, alles immer in Beziehung auf das Gespräch. Die einzige fremde Unterhaltung ist ein Musiker mit der Lyra, der zum Gonzaga gewendet singt. Der Schluß ist ein Redespiel. Jeder Herr sagt jeder Dame, jede Dame jedem Herrn nach bestimmten Regeln ein geistreiches Wort. Ein Paar wird fortlaufend gekrönt und ausgeschieden. Die Strafe des letzten ist, daß er allen antwortet.

So ist in dieser Idealgesellschaft das Gespräch unter die anmutigen Regeln freier Stilisierung gestellt. Man vergißt den Stand und spielt sich selbst. Man macht sich ein illusorisches Königreich, um das reale auszulösen. Man macht sich ein Gesetz der Unterhaltung, um den Geist in scharfe Formen zu bringen. Man hält streng an der Wahrheit der Illusion fest, mit der Logik des Märchens. Der Tisch löst die Logik wieder aus, indem er seine eigene findet, die selbst ein Spiel ist — das Gespräch wird das Ornament des Menüs. Man preist in der Gesellschaft spielend die Einsamkeit, um als spielend Einsamer sich der Gesellschaft zu verpflichten. Alles Selbstbewußte, Bildungsedle, Phantastische, Nötige und Überflüssige ist auf einen Ball des Geistes geladen, von dem der Autor versichert, daß gegen ihn alle Giostren, Musikfeste und ähnliche Vergnügungen ein Nichts wären.

Als dritten Typus nenne ich den „Galateo“ von Giovanni della Casa (1558), der das verbreitetste aller Gesellschaftsbücher war, so



Watteau: Gesellschaft im Freien.

daß von seinem Heldennamen alle Anstandslehren, ja mißverständlich sogar der Begriff der Galanterie seine Taufe erhielt. Es ist Übertreibung der Ceremonie ist eine Krankheit. Nachdem dieses Buch geschrieben war, war die Gesellschaftskunst der Renaissance,



Lancret: L'après diner. Gestochen von Delarmessin.

ein populäres, demokratisches Werk, das den Wein der höfischen Kultur auf Export abzieht. Es fehlt ihm der Duft der Aristokratie; Parvenutum, Lehrertum, Unbildung mischen sich in dieser Bildungsschrift. Sie ist schlecht geschrieben, tratto tratto, wie die Italiener sagten, obwohl der Autor selbst das tratto tratto-Reden mit seiner Zufallsrhythmik und Undisziplin so sehr verdammt. Hier findet man die Anstandsregeln für alle Fälle privaten und öffentlichen Lebens, die Allgemeingut geworden sind, die heute einen selbstverständlichen Teil unserer Art zu sehen und sich zu benehmen bilden. Die Schreckfiguren der Leute, die in Gesellschaft sich strecken oder gähnen, mit den Beinen wackeln, Briefe aus der Tasche nehmen, sind gezeichnet. Die Rücksicht wird zur Norm. Man vergesse die Damen nicht, wenn man bei ihnen ist, Neapel nicht, wenn man nach Neapel reist. Denn Neapel ist ceremonieller als das einfache Florenz. Man küßt nicht überall die Hand, jede Stadt hat ihre Sitte. La natura è vinta dall' usanza, aber die die große rhythmische Kunst der „misura dei costumi", zum Eroberungszuge gerüstet, den sie über Paris nach Europa unternahm, denn sie war gewöhnlich und nüchtern geworden.

Unter den Abbés, die in der Zeit des erwachenden Frankreichs weniger für das geistliche als das weltliche Heil sich besorgt zeigen, ist Bellegarde der große Gesellschaftskünstler. Seine Reflexions sur ce qui peut plaire ou déplaire erschienen 1690, die Reflexions sur le ridicule 1696. In diesen, in anderen ähnlichen Büchern wird die Verkehrskunst, die Rhythmik des Umgangs, die Italien geschaffen hatte, in demselben großen Stile verarbeitet und für europäischen Gebrauch eingerichtet, wie Lenôtre die Gartenkunst Ligorios zu einer Weltsache machte, wie alles italienische Festwesen in Paris seine allgemeine Form fand. Bellegardes Schriften sind in der eleganten und klaren Manier des grand siècle verfaßt, weltmännisch in der Diktion wie im Stoff und von überaus feiner Berechnung in der Mischung

des Belehrenden und des Geschmackvollen. Über die Plaisanterie handelt ein ganzer Abschnitt; die Verwendung der Anekdote und des Witzes, die schon im Cortegiano und Galateo ihre Bedeutung hat, wird hier im Stil der Zeit breiter und liebenswürdiger. Wenn sich die beiden Sprecher im Dialog auf dem Lande in ihrer Einsamkeit über die Gesellschaft unterhalten, wenn die Gemeinsamkeit als ein Heilmittel empfohlen wird, das uns die Natur gegen den Kummer des Lebens gab, so sind das alles Motive, die Paris nicht erfunden, sondern nur ausgestaltet hat. Der Zug von Ironie, der hier hinzukommt, ist die Gebärde des größeren Weltmannes. Es wird geraten, in der Unterhaltung nur das zu sagen, was der andere schon weiß, und gute Worte möglichst viel zu loben. Die Leute des Bellegarde stehen vor uns in der ganzen laschen, selbstverständlichen Noblesse des hohen Verkehrs, eine fein kultivierte Mischung von Gefühl und Rücksicht, wohl etwas lügenhaft, aber mit dem Charme des Bewußtseins dieser verbindlichen Form, Genießer der Gesellschaft, die ihnen die Illusion einer Gemeinschaft vorzaubert, unter selbstgewählten Gesetzen, in selbstgewählten Grenzen, die die Nützlichkeit des Verkehrs ganz in eine Schönheit verwandelt hat, von ihrem Mechanismus nur die Gefügigkeit, von ihrer Technik nur das gefällige Spiel organisiert. Kommen und Gehen, Grüßen und Verabschieden, Anfang und Ende des Gesprächs, alle die Schlußbildungen, die Angeln, die Gelenke des Verkehrs, an denen sich bei



Lancret: Conversation galante. Gestochen von Lebas, 1748.

jeder rhythmischen Kunst zuerst die strengeren Stilisierungen zu zeigen pflegen, werden in ihrer vorbildlichen Art festgelegt und gewinnen die klare und natürliche Form, die sie zur Sprache Europas macht. Die lokalen und nationalen Verschiedenheiten der Ceremonien, wie sie sich — heute im einzelnen kaum noch kontrollierbar — in Spanien, in Neapel, in Venedig, in Mailand, in Burgund als stilistische Nuancen gehalten hatten, lösen sich allmählich, zuerst privat, langsam auch im öffentlichen Dienst, in dem Muster des französischen Ceremoniells auf. Langsam schwinden die antiken Erinnerungen, die noch hundert Jahre vorher in Italien ihre Rolle gespielt hatten und als ein kindlich phantastisches Element in die neue Gesellschaft aufgenommen worden waren, obwohl sie sich auf so gänzlich anderer Grundlage entwickelt hatte.

Das allzu Bindende, das allzu Symbolische, selbst das allzu Barocke wird von dem Künstler der Gesellschaft mehr und mehr abgelehnt. Wie einst Guazzo die Franzosen noch zu ceremoniell genannt hatte, so darf jetzt Bellegarde den Italienern Steifheit vorwerfen, ein Abmessen jedes Schrittes vorwärts und rückwärts, ein unangenehm süßes Komplimentieren. Die Gesellschaftskunst wie die Tanzkunst ist nach 1600 in Italien vollkommen ins Barocke gegangen, Frankreich beginnt ihre Linie von neuem mit dem alten, aber vereinfachten Material. Die Umgangskunst ist so sehr auf ein natürliches Empfinden für den Takt des Verkehrs angewiesen, daß sie in allen ihren Ableitungen, auch nach der populären Seite hin, leicht die Form über den Inhalt, die Geste über den Ausdruck hinübertreibt und eiligst der neuen Kontrolle am fortentwickelten Leben bedarf.

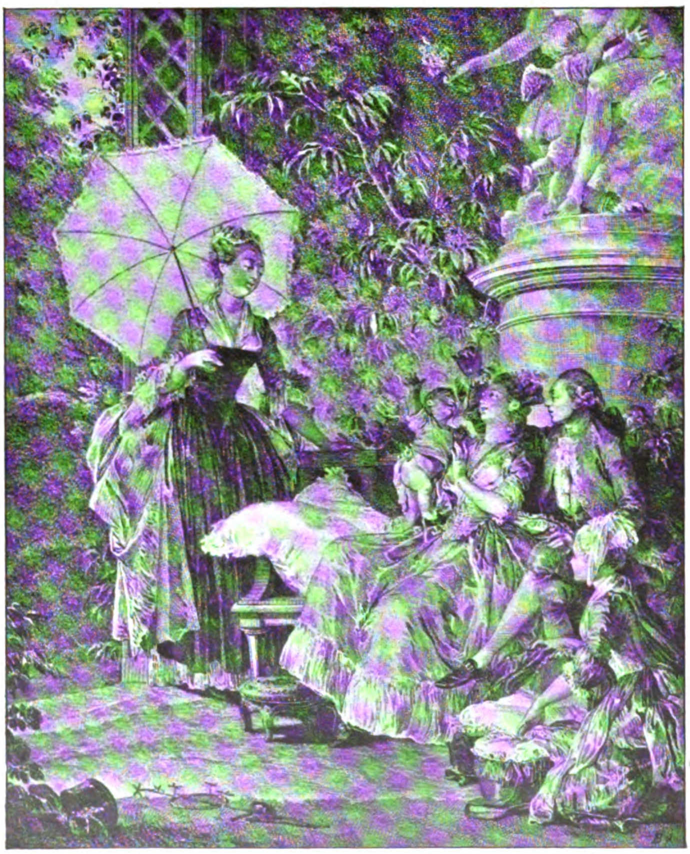
Auch Frankreich entging dieser Akademisierung nicht, die vom Hofe bewußt unterstützt wurde. In dieser Schule feierlichster Disziplin, in diesem Bekenntnis soldatischen Ceremoniells, in dem großen Stile der Feste, wo der einzelne Mensch nichts mehr bedeutet, wo Feuerwerk für sechzehntausend Franken verpufft, weil es gerade neblig ist, wo Hofmeister sich wegen eines Menüfehlers erstechen und Speisesäle wegen einer übergroßen Obstpyramide verändert werden, da fügt sich die Individualität der höfischen Akademie des Geschmacks, die Ceremonie bildet unveränderliche Formen des offiziellen und privaten, des fürstlichen und bürgerlichen Verkehrs. Der Begriff der Rangordnung wird maßgebend. Und hierin liegt der Keim der Erstarrung, des Fossilwerdens alter Gebräuche, des Vergessens alles Pendelns und Balancierens und Hin- und Herspielens der Gesellschaft. Die Ceremonienwerke von Godefroy, von Lünig, von Rohr, die sich in dieser Zeit folgen, geben statt der Phantasie der Italiener, der Grazie kleiner oberitalienischer Höfe das sterbenslangweilige Alexandrinergedicht des imperatorischen Paris. Wir lesen fürstliche Begrüßungsscenen mit skandierten Schritten und gemessenen Gesichtsdrehungen, wir sehen das täglich wiederholte, bis ins kleinste Detail choreographierte Ballett der entrées und der audiences particulières in der Ruelle, der Straße am Bett des Königs, die Ceremonien, mit denen man ein Glas Wasser reicht, ein Hemd wechselt, ein Bad besteigt, die Pantomine des „großen" und des „kleinen" Aufstehens und Schlafengehens eines französischen Herrschers, wir vernehmen nicht bloß sämtliche Anfänge, Anredeformen und Schlüsse aller Briefe zwi-



Moreau: Rendez-vous pour Marly.

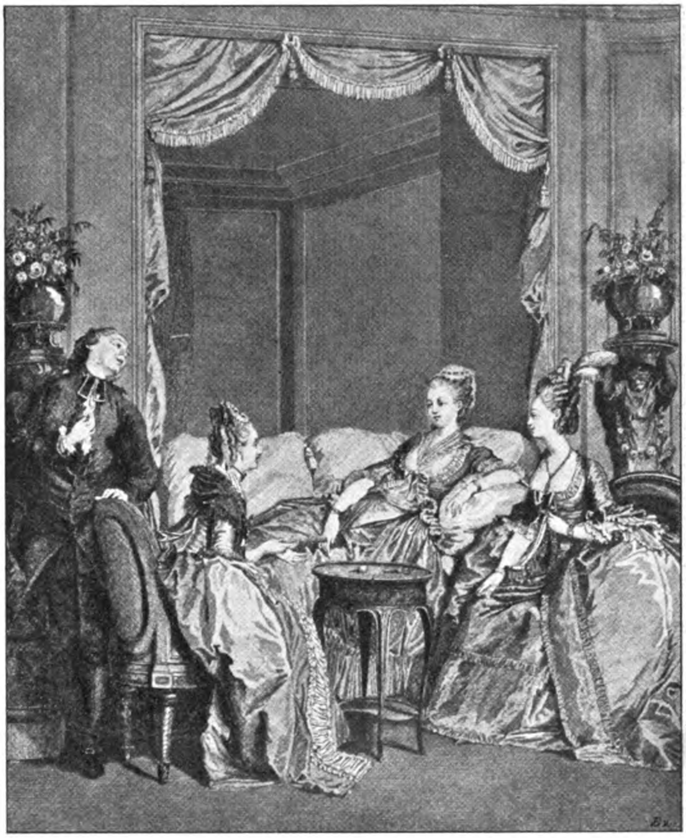
schen allen europäischen Höfen, sondern diese dicken, bauklotzmäßigen Bücher verlieren sich bis in die winzigsten Gesten des Militär-, Jagd-, Adel-, Ritterspiel-, Universität-, Hinrichtung- und Gerichtceremoniells. Nirgends ist Leben, nirgends Gleichgewicht, nirgends eine feinere Dynamik. Madame de Sévigné hatte einst aus einer Liebesaffäre in angeborenem Sinn für die Rhythmik des Lebens sich ein Drama erdacht: „Sie kennen nun die romantische Geschichte von Mademoiselle und Monsieur de Lauzun; es ist ein Stoff für eine echte Tragödie nach allen Regeln des Theaters. Wir haben ihn neulich in Akte und Scenen eingeteilt, wir nahmen vier Tage statt vierundzwanzig Stunden, und da gab es ein vollständiges Stück." Was Madame de Sévigné spielte, ist in diesen Ceremonien Ernst geworden und bis zur Ermüdung wiederholt. Das Leben ist zum Kanzleidienst versteinert, Mensch gegen Mensch steht als Vasall, und die Subordination hat für den Fluß des Verkehrs den Gehorsam gegen den höheren Rang, für die Bewegung das System eingesetzt. Lünig drückt es an einer Stelle gar zu nett ganz im Sinne dieser Doktrin aus: „Wer unter den vernünftigen Menschen die Bewandtnis, Läuf und Zufälle der Welt mit genauer Überlegung erwäget, der wird gar leichtlich zugestehen müssen, daß nicht nur unter unvernünftigen, sondern auch sogar leblosen Creaturen eine der anderen pfleget vorgezogen zu werden. Unter den vernünftigen Creaturen aber werden die Engel den Menschen, der Mann dem Weib, die Eltern den Kindern, Alte den Jungen, Obrigkeit den Unterthanen sogar durch die Heil. Schrift und also auf göttliche Verordnung selbst vorgesetzet."

Der gewaltige Ceremonienpark des Hofes war das Ende der Bestrebungen, die einst in lieblicher Anmut an kleinen italienischen Fürstenhöfen den Verkehr artiger Menschen geregelt hatten. Die Feierlichkeit seiner Bewegungen, der scharfe Rhythmus seiner Takte hat für den Beobachter auf einige Augenblicke den Reiz grandioser Feierlichkeit, ein militärisches Schauspiel, in dem die Disziplin der Genossenschaft diese selbst und mit ihr die Persönlichkeit aufgehoben hat. Aber nichts verliert schneller seine Jugend als die Akademie. Einmal, zweimal empfinden wir jenen festlichen Schauer, den der Italiener einst auf ihrer Schwelle fühlte, als er eine Kirche des Geistes fand, die ihm die privaten Sorgen linderte. Das dritte Mal schon bildet sich die Erstarrungskruste, und man flieht zum Hause, zur freien Gesellschaft, zur koordinierten Gemeinschaft,



Moreau: Délices de maternité.

um das Leben mit den Formen des Verkehrs in Vergleich zu setzen und diese von neuem zu erfrischen. Die Hochrenaissance der Ceremonie hinterläßt den Höfen ihren fürstlichen Stil, der bald von dem einen erleichtert, bald von dem anderen, wenn er alten Renaissancegeist in sich aufsteigen fühlt, erschwert und nochmals verbrämt und verziert wird. Aber neben diesem Theater mit ewig wiederholtem Intendantenstück bildet die private Gesellschaft ihre Formen beweglicher, assimilierter und ehrlicher aus, so sicher, daß man Fälle verzeichnen kann, wo ihre koordinierten Stile unter Umständen selbst vom fürstlichsten Fürsten nicht verschmäht werden, um einmal als Intermezzo im Laufe der höfischen Ceremonie eingeschaltet zu werden. Die Ceremonie des Hofes sinkt bis zur möglichsten Einfachheit herab, sie benutzt bereits alte Formen als bewußtes Spiel und als Dekoration in außergewöhnlichen Fällen; einst der Lehrer des Bürgers, hat der Hof angefangen, sich vom Bürger die nützliche Schönheit leichterer und zeitgemäßerer Formen nennen zu lassen.



Moreau: Empfangsscene.

Denn wie in allen künstlerischen Kulturen hat auch hier der Fürst den Bürger veredelt, um schließlich vom Bürger, der die Möglichkeit einer freieren Entwickelung besaß, zurückzulernen. Am Hofe Ludwigs XIV. gibt es inmitten des strengeren Ceremoniells, das auch die dreimal in der Woche von sieben bis zehn stattfindenden „Appartements“ auf das peinlichste regelt, eine freiere Gesellschaft, die sich zwischen drei und sechs Uhr beim Spielen und Musikmachen vereinigt — Madame de Sévigné beschreibt sie —, aber diese Form wird noch nicht fruchtbar, solange sie vom Fürsten präsidiert ist. Erst demokratischeren Epochen, englischen Einflüssen bleibt es vorbehalten, die Zeit zwischen Dejeuner und Diner, die Fünfuhrstunde, zu einer wirksamen Einrichtung auszubilden, in der die Förmlichkeit des Salons sich mit der Freiheit der Promenadenkultur zu einer gesellschaftlich ergiebigen Mischung zusammenfindet. Anregender dagegen war der Salon der Madame Rambouillet. Es ist die erste freiere Vereinigung bedeutender Köpfe, die ohne akademischen Zwang die alten Formen der „Symposionsköniginnen“ zu den mehr koordinierten Gemeinschaften geistreicher Plauderer in den Zirkeln gesellschaftlich veranlagter Damen hinüberleiteten. Es ist bezeichnend, daß diese Anregungen nicht vom Hofe ausgingen, ja sich gleich von Anfang an in einen gern gesehenen Gegensatz zu den hohen Akademiebildungen setzten, die im siebzehnten Jahrhundert allerwärts



Moreau: Souper fin.

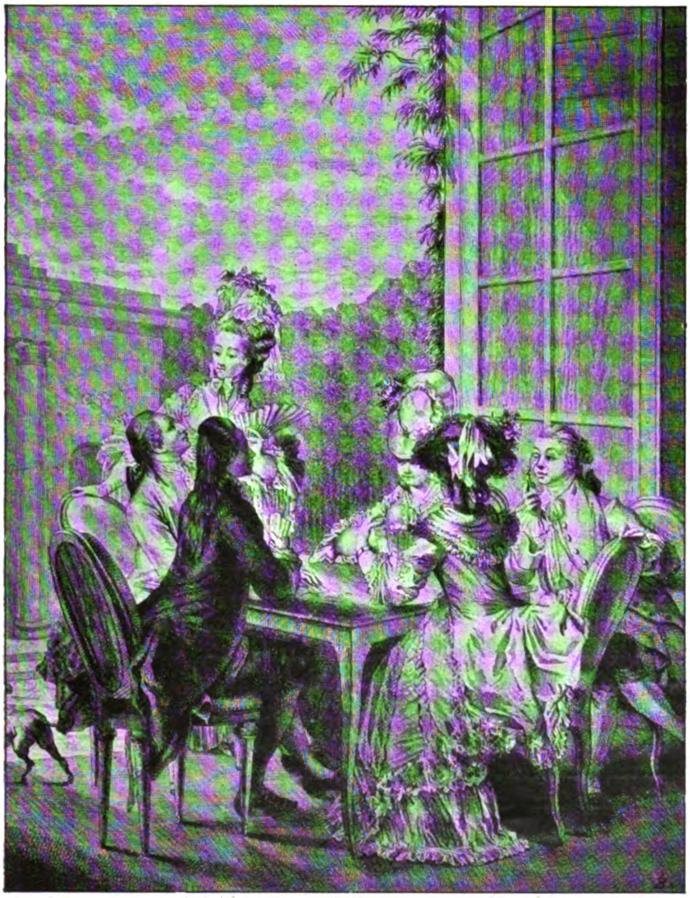
Themen gewidmet sind, und wenn die poésie galante zur Diskussion gestellt wird, scheinen die Fäden zur Symposionkultur der Alten noch nicht abgeschnitten, mit dem wichtigen Unterschiede, daß die Unterhaltung über die Liebe jetzt von Blicken und Anspielungen begleitet wird, die das theoretische Interesse nur galant vorschützen. Wieder beginnt auch hier die Form zu wuchern, die Schätzung des guten Stils treibt zur unnatürlichen Stilisierung, die Typen der précieuses ridicules und femmes savantes, denen eine ganze erzählende, lyrische, dramatische, ja lexikographische Literatur folgt, sind die barocken Ausläufer.

und in allen Künsten und Wissenschaften die offizielle Organisation des Geistes darstellen — Ideale, die einst an den Wänden der Raffaelschen Disputastanze im Vatikan gemalt waren, um jetzt im großen Stil von Paris Wirklichkeit zu werden. Das Hotel Rambouillet ist die Brücke von Italiens platonischen Akademien und geistvollen Conviten zur freien Konversation des folgenden Jahrhunderts. Es beherrscht vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts an das Pariser Geistesleben, Dichtervorlesungen, Rednerübungen, Konversationsetüden wechseln ab, eine Art freie Bühne der Akademie unter dem holden Regime einer Präsidentin, wird dies Haus die Stilbildungsschule für den edlen Begriff der urbanité, der hier geschaffen und sanktioniert wird. Die Höfischkeit beginnt sich von der Städtischkeit ablösen zu lassen. Noch im Salon des Fräuleins von Scudery sind wir an den Sonnabenden, da sie ihre Türen öffnet, Zeugen von Sitzungen, die bestimmten

Das achtzehnte Jahrhundert führt den Salon auf die freiere Bahn, italienische Erinnerungen, die Gefahren der Frauenbildung sind überwunden, die Natürlichkeit findet langsam ihre bezaubernden Rhythmen in dieser Gesellschaft, deren Geist allein ihren Ehrenkodex formte. Die Herzogin von Maine, Madame de Blot und de Boufflers, die Marschallin von Luxemburg, die „Königin" de la Vallière, die de Beauvau, die de Brionne und das grüne Kabinett der de Forcalquier, alle diese zahllosen Regentinnen des gesellschaftlichen Lebens, deren klassischen Lobgesang die Goncourts in ihrer „Frau des achtzehnten Jahrhunderts" schrieben, sie zeigen die neue koordiniertere Form des anregenden Verkehrs, das Kunstwerk des großen Pariser bureau d'esprit mit den wechselnden Gesellschaftsreizen der grands und der petits jours, der Soupers, der nuits, diese wunderbare glitzernde und sprühende Kultur des schönen und freien Zusammen-

seins von Menschen, die ganz Europa von hier bezog, wie es seine festlichen Gärten und Wasserkünste, seine Illuminationen und Soldatenschauspiele, seine Menuetts und Contretänze nach diesem Vorbild einrichtete. Die Erweiterung des Typus geht schnell von statten. Große Finanzsalons, wie die der Damen de Pléneuf und de Reynière, schließen sich den Aristokratinnen an. Diese selbst dehnen die Gesellschaftsformen auf dem Wege des Spiels und der Maskerade nach der bürgerlichen Seite aus; wie die Höfe schon seit längerer Zeit durch die beliebte Form der „Wirtschaft“ ihre Geselligkeit lockern, so schildert jetzt ein Brief der d'Epinay anschaulich eine Gesellschaft, die Café spielt, um demokratisch sich zu erlustigen. Die „Empfänge auf dem Lande“ werden von der Marquise de Mauconseil eingeführt. Und keine geringere als die Herzogin von Choiseul bricht mit der steifen Ceremonie der soupers priés mit festen Einladungen, um den offenen Tisch, der im Moment nach der Anzahl der zufälligen Besucher eingerichtet wird, an seine Stelle zu setzen. Das alte Diner mit der wohlberechneten Übertragung der Rangordnung auf die Tafelstühle hat sich in eine koordinierte, in eine konstruktive Form beweglichen, aus sich selbst wachsenden geselligen Verkehrs verwandeln müssen. So wird die Salonform modellierbar erhalten von ihren ersten italienisierenden Versuchen bis zu den allerletzten Berliner Ausläufern, die unsere Eltern noch kannten, von den urbinatischen Prinzessinnen bis zu den Damen von Olfers.

Zwischen den ältesten höfischen Büchern der Gesellschaftskunst und den späteren Kundgebungen eines freieren Verkehrsstils stehen eine Reihe von überleitenden Schriften, die natürlich epigonenhafter Natur sind. Auf der einen Seite die große Masse der Prinzenerziehungsschriften, Wagenseils und Chesterfields Bücher, die nicht mehr in der rohen Manier der ersten „Hobelbänke“, sondern in der Schulung französischer weltmännischer Eleganz auftreten, und auf der anderen Seite eine noch größere Anzahl allgemeiner Umgangslehren, Komplimentierbücher und Verkehrsfibeln, die vom alten Galateo über die vielgelesenen Bücher des Strozza oder de Gourney die Resultate dieser Kunst bis in die niedersten Schichten tragen und sich dabei häufig, nicht zu ihrem Nachteil, mit den ethischen Werken derselben Epoche berühren. Die Renaissance-Nachwir-



Moreau: Partie de Whist.

kung ist oft noch lange zu verspüren. Noch Mouton, dessen vielfache Sittenbücher in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, operiert mit Cicerocitaten, die er im Charakter der Zeit mit ungeheuchelter Gesellschaftsornamentik verbindet: man betrüget einen Menschen nicht, wenn man ihn kitzelt, wo es ihm sanft tut.

Erst im neunzehnten Jahrhundert verschwindet der letzte Rest von Antikenbeschwörungen zur Besserung der Menschheit, und in C. F. Pockels Buch über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang von 1813 tritt mit einer gewissen ungebildeten Philosophieneigung das ethnologische Moment zuerst stärker hervor, jenes Citieren wilder Völkerschaften zur Erklärung moderner Kultur, das in so vielen theoretischen und historischen Werken unserer Zeit für die guten Alten die schlechten Wilden einsetzte, ohne damit unser Heil irgendwie zu fördern. Knigges Umgangsbuch von 1788 bleibt der letzte bedeutende Ausläufer der Renaissancekunst. Es ist eine Ausarbeitung des Guazzo, dessen Schema noch durch allerlei neuere Kategorien, wie den Umgang mit Handwerkern, Buchhändlern, Kaufleuten, Juden, Tieren und vor allem mit sich selbst, bereichert wird. Knigges Ton ist ein klein wenig cynischer, weil er nicht so sehr aus Humanismus als aus dem Gefühl eines verfehlten Lebens schreibt. Sein Rat ist konstruktiver als der seiner Vorgänger, er nimmt die Konvention als notwendiges Übel und zielt mehr auf ein Retten als ein Schaffen des Glücks, ehrlich genug, lieber nüchtern als begeistert erscheinen zu wollen.

Diese Gruppe von Schriften stellt die Europäisierung des französischen Privatceremoniells dar, es sind vielgelesene, heißverschlungene Schriften, unendliche Auflagen, die äußeren erhaltenen Symbole des gewaltigen Einflusses, den die romanische Erziehung über Paris in der Welt ausübte. Die Rhythmik der Visite, der Assembleen, der Audienz, der Mahlzeiten, der Gruß- und Kußformen, der „Manieren und Stellungen des Leibes" und des guten Air, an der über die Maßen gelegen ist, wird Gemeingut der Menschheit, eine selbstverständliche Kultur, die wir ebensowenig in der geringsten unserer Bewegungen missen wollen, wie wir sie niemals bewußt und absichtlich pflegen. Die Organisation des menschlichen Verkehrs setzt sich unter der zwingenden Erziehung dieser Formen millionenfach aus solchen Symbolen zusammen. Kein Gehen und Stehen, kein Handreichen und Gesichtsausdruck, keine sprechende Bewegung und Handlung in der Gesellschaft, die nicht aus der Rücksichtslosigkeit des Affektes zur Rücksicht, zur Uniform, zur Gleichmäßigkeit, zur Diskretion umgebildet wäre. In jeder Bewegung geht von der rohen Individualität genau so viel verloren, als der soziale Körper der Gesellschaft daran umzuformen hat, und in jeder Kultur dieser Bewegung liegt ein äußerst feines, taktvolles, vom Klima, Milieu, Temperament abhängiges Wägen der kunstvollen Konvention und der haltungssicheren Persönlichkeit. Das gesellschaftliche Genie findet in dieser Einheitsbildung auch die Auseinandersetzung mit dem modischen Wandel der Sitten, mit jenem unbemerkbaren stillen Gleiten der Formen aus den oberen in die unteren Schichten, aus der Vergangenheit in die Zukunft, um den versteinerten Rest alter Ceremonien zur rechten Zeit hinter sich zu lassen und neuen Lebensformen verständnisvoll sich anzuschmiegen.

Die Verbürgerlicherung der Renaissanceformen hat keine so dokumentarische Literatur gefunden wie diese selbst. Hier und da bröckelt die alte Feierlichkeit ab, hier und da begeistert sich ein freier Schriftsteller für die Akademielosigkeit auch im menschlichen Verkehr, die Stunde des Tees gewinnt an Beliebtheit, alle freien Stunden, deren Vorzug die Unmöglichkeit festlicher Diners ist, erfahren ihre Ausbildung, die Routs, die kalten Büfetts, die jours fixes, die déjeuners dinatoires, die déjeuners dansants, die thés dansants, die Kränzchen und die Picknicks, die Kavalierbälle — alle Mischungen von Promenade und Visite, von Ball und Eßfreiheit, alles Irreguläre und Gegensatzreiche formt sich seine Sitten, schon vom achtzehnten Jahrhundert ab von der Mode leicht bewegt, das Diner teilt sich in Einzeltische, die Reverenz wird durch die amerikanisch-englisch-demokratische Form des shakehand abgelöst, Rangordnung und Subordination wird verhüllt, die Mathematik des

Verkehrs und die der Bewegungen erleichtert sich in die individuelle Kultur freier, aber sozial veredelter Menschen, die das selbst wird aus einem architektonischen Bau zu einem malerischen Quodlibet bunter, sich instinktiv schiebender Farben. Für das Me-



Olivier: Thé à l'anglaise beim Prinzen von Conti.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E. und Paris.)
Figuren von links nach rechts: 1. Prinz von Beauvau. 2. Chevalier de Laurency. 3. Der kleine Mozart. 5. Prinz von Conti.
10. Die Marschallin von Luxemburg. 11. Frl. von Boufflers, später Herzogin von Luzun. 17. Gräfin von Boufflers. 21. Prinzessin von Beauvau usw.

Kunstwerk der Gesellschaft aus Teilnehmertum und Zuschauertum je nach Laune und Anregung immer wieder neu mischen. Die Einsamkeit, über die die Renaissancegesellschaft ein Gesellschaftsspiel machte, bleibt niemandem unbenommen, und die Gesellschaft nuett und den Contre ist der Walzer eingetreten. Fräulein von Düring-Oetken hat vor einigen Jahren unter dem Titel „Zu Hause" die Sitten höfischen und privaten Lebens von heute geschildert, es sind wenigstens die Konturen für die schimmernde,

reiche und wandelbare Pracht der modernen Gesellschaft, die unsere sensitiven Maler begeistert.

Sehen wir die Bilder an. Der romani-



Chodowiecki: Die natürliche Empfindung.

sche Geist ordnet die Gesellschaft nach dem Muster der sacra conversazione, oder, richtiger, er ordnet umgekehrt diese göttlichen Figuren nach dem Muster der besten irdischen, tektonisch stilisierten Gemeinschaft. Noch lange Zeit sehen seine Interieurs der heiligen Wochenstuben wie Vorahnungen jenes französischen Ceremoniells aus, das unter dem Namen réception de ruelle die Dame des Hauses vom Bett aus in bewußter gesellschaftlicher Rangordnung Empfang und Konversation leiten läßt. Ein willkommenes Motiv für die stilisierte Festlegung der Gesellschaft findet man in den Darstellungen des Tafelceremoniells, und zu unzähligen Malen begegnet in den Festbüchern und Stichen jene sauber geordnete Folge essender Menschen in ihrer Rangordnung vom Fürsten bis zum Diener, die eine „Tektonisierung“ der Gesellschaft durch die Mahlzeit im höchsten Sinne der Renaissance wiedergibt. Wie der Dreikönigszug zum Ideal des Prachtaufzuges sich entwickelt, so sind das Abendmahl und die Hochzeit zu Kana als das Muster geordneter Tafeln von Lionardo, Andrea del Sarto, Paolo Veronese an die Wände der Refektorien gemalt worden, und sehr langsam erst bildet sich die freiere Auffassung des Motivs heraus, so wie sie in unseren Zeiten Gebhardt angestrebt hat.

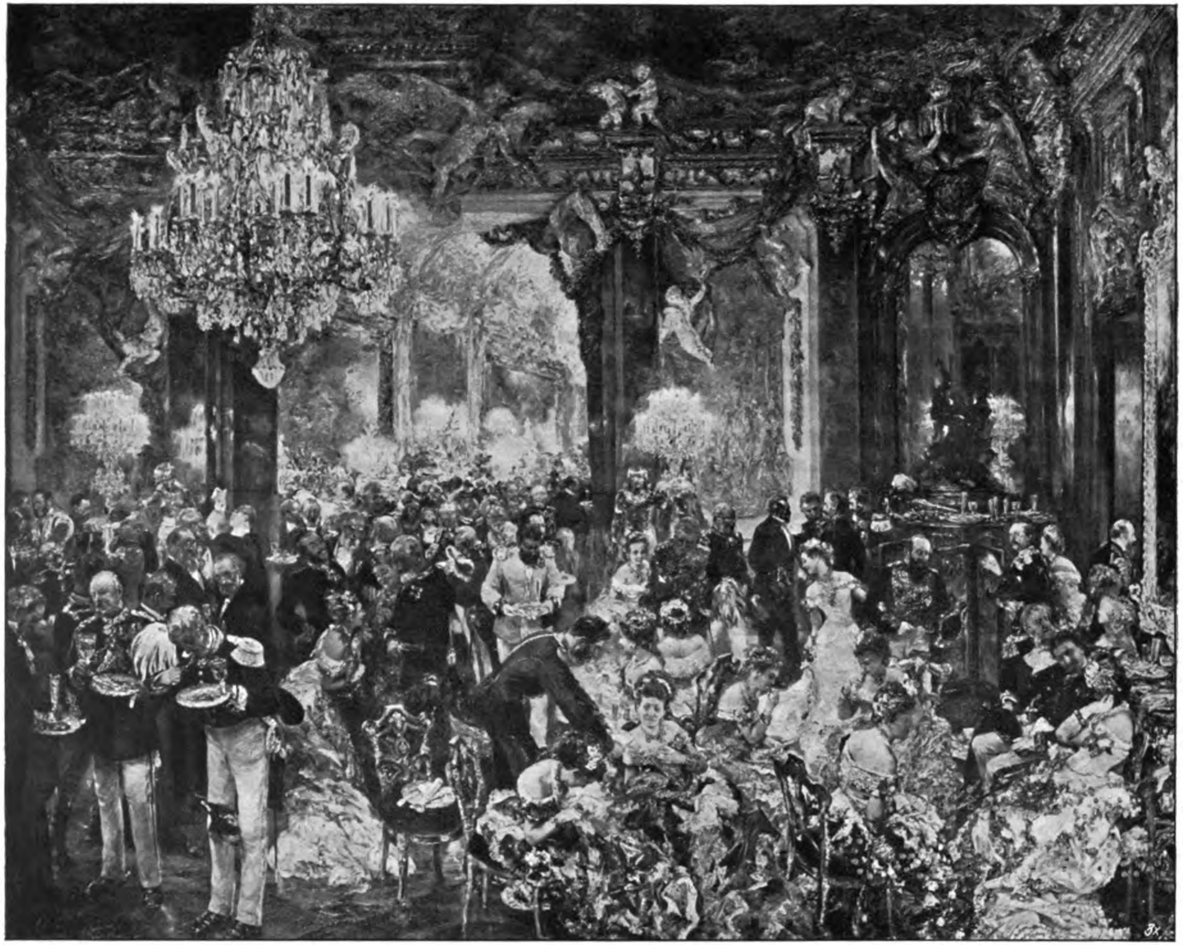
Die Wandlung ist im achtzehnten Jahrhundert zu beobachten. Ein Menschenalter vorher noch treffen wir auf den prächtigen Blättern der Lepautreschen Festbücher selbst im Freien, selbst zum Frühstück die regelmäßigen Tische mit ihren phänomenalen architektonischen Aufbauten und den Figuren und Lichtsäulen, die sich so stilvoll den beschnittenen Bäumen und terrassierten Böschungen einfügen. Jetzt aber, nach 1700, ist das Auge der Maler schon sensitiver geworden für die neuen Reize, die sich aus dem Konzert von Bäumen und festlichen Menschen ergeben, und die Watteauschule bringt zum erstenmal reine koloristische Genüsse bunt bewegter ländlicher Feste der oberen Klassen, welche die Kunst dann niemals wieder vergessen hat, bis zu den impressionistischen déjeuners à l'herbe. Der nordische Einfluß kam auch in diesen Dingen herüber.

Die Niederlande hatten zunächst still und ganz privat, wie in einer Enklave der Kunstgeschichte, die feinen Linien erfaßt, die sich aus der natürlichen Bewegung bürger-



Chodowiecki: Die affektierte Empfindung.

licher Menschen im Zimmer und im Freien ergaben, hatten die Profile konzertierender Damen vor der grauen Wand, zechender Bauern vor dem Grünen, plaudernder Bür-



Adolf von Menzel: Ballsouper.

ger am üppigen Tische festgehalten. Die vlämische Welle brachte diese natürlichere Rhythmik gen Süden. Sie aristokratisiert sich ein wenig, ja sie wird unter Rubens cytherisch galant, und bald ist der Boden der neuen Kultur gewonnen. Ohne Mißachtung der eleganten südlichen Schule wird nun die edle Natürlichkeit in der Gesellschaft von dem Maler, der vielleicht unmittelbarer als ein Schriftsteller der Umgangslehre wirkte, den Sinnen empfohlen. Lancrets Bild der Wintergesellschaft, Lawrences Salon, die Gesellschaftsbilder des Saint-Aubin, Moreaus und Eisens Stiche aus dem intimen Leben, Oliviers thé à l'anglaise, die ganze Gruppe der kleinbürgerlichen Chardin, Hogarth, Chodowiecki bringen uns auf einmal eine Darstellungskunst der Gesellschaft, die sich von allen Schematisierungen möglichst fern hält, ja sogar das alte Renaissancemotiv der steifen Mahlzeit vermeidet, im Tanz, im Handkuß, im Empfang, im Lesen und Spielen und im Musizieren und Plaudern die neuen Themen einer freieren und ungebundeneren Bewegung findet. England gibt hier seinen wichtigen Einschlag. Wie Frankreich im siebzehnten Jahrhundert Italien in sich aufgenommen hatte, so amalgamiert es sich jetzt mit englischer Kultur — in allen Sachen des Geistes und der Kunst. Und wie Italien einst nur durch Frankreich europäisch wurde, so zeigt sich jetzt ebenfalls England erst durch den Pariser Mitschwung fähig, dem Kontinent seine Kultur zu geben, bis es schließlich so selbständig wird, daß beim Nachlassen der französischen Kraft auf den bereits geebneten Wegen die nordische, gänzlich unitalienische, bürgerliche und koordinierte Gesellschaftsform, die nicht mehr aus dem Convito, sondern aus dem Klub sich entwickelt, dem übrigen Europa mitgeteilt werden kann.



Chodowiecki: Der natürliche Geschmack.

Ich verweile noch etwas bei diesem englisch-französischen Gewebe der Verkehrsformen, das die Ideale moderner Zeiten zuerst zeichnete. Der „Spectator“, die wichtigste der englischen Wochenschriften, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, in dem man das prächtigste Material über ernste und vor allem närrische Klubs des damaligen London findet, konstatiert für das private Leben die Einführung des Bettempfanges aus Frankreich nach England. Man wird sich bei dieser Gelegenheit darüber klar, wie wenig ceremoniell im Grunde diese ruelle war, die kleine Verkehrsstraße am Bett der Gastgeberin, die oft für politische und private Entscheidungen in den französischen Salons wichtiger wurde als die Öffentlichkeit. Sie stellt zuerst unter den Regeln der Ceremonie, dann immer freier, den Übergang zu einer intimeren, ganz persönlichen Unterhaltungsform dar, bei der der Thron durch das Lager, der Festsaal durch das Schlafzimmer ersetzt wird, und nicht ohne pikante Nebenbedeutung ein Milieu, das vorher den Ungeweihten verschlossen war, jetzt nur den Kreis der Geweihten erweitert. Die Alkovenzubauten des Schlafzimmers, andere Formen der réduits, die das achtzehnte Jahrhundert einführt, sind die Anzeichen nicht einer Ausbreitung des Ceremoniells, sondern seiner Intimisierung. So konnte die ruelle, eine Art liberté à la campagne in der Stadt, über den Kanal wandern, wo man die freieren Verkehrsformen fanatisch liebte.

Die Mitarbeiter des „Spectator“ geben dafür genug Beispiele. Sie hassen selbst das allgemeine Gespräch, bei dem nichts herauskäme, sie ziehen die Unterhaltung zu zweien allen anderen vor. Die Harmonie der Konversation wird dringend verlangt im Gegensatz zu den etwas tumultuarischen Gesprächen, die in den Übergangszeiten des Pariser Salons nicht geleugnet wurden. In einer anderen englischen Wochenschrift, ich glaube im „Tatler“, wird einmal nicht sehr witzig, aber

doch charakteristisch der Vergleich einer wohlgestimmten Gesellschaft mit der schönen Partitur einer Kammermusik (der alten englischen Spezialität) aufs genaueste bis in die Farben der einzelnen Instrumente durchgeführt. Man liest Satiren auf die Provinzler, die noch so unfrei in ihren Bewegungen sind, daß ein höflicher Dorfjunker in einer halben Stunde mehr Verbeugungen macht als ein Hofmann in einer Woche. Man erkennt im Meublement, das die latenten Linien einer Gesellschaft zeichnet, die neue Freiheit, jenes leichte Indiehandnehmen der Stühle, das, durch die allmähliche Emanzipation der Sitzmöbel von der Wand erst möglich geworden, hier jeder festen Anordnung spottet und vom Zweck des Augenblicks bestimmt wird. Nichts lächerlicher als Kommandierungen, militärisches Stehen, marionettenhaftes Causieren. Einmal wird der steife Fächergebrauch in einer Unterrichtsparodie persifliert mit den Kommandos: 1. Präsentiert euren Fächer; 2. Öffnet; 3. Löset; 4. Streckt; 5. Ergreifet; 6. Schwingt, wobei das Schwingen in zorniges, bescheidenes, furchtsames, verwirrtes, lustiges und verliebtes zerfällt.



Chodowiecki: Der affektierte Geschmack.

Die moralischen Wochenschriften, die dem englischen Einfluß den leichtesten und angenehmsten Weg in den Kontinent eröffneten, die ins Französische und ins Deutsche auf der Stelle übersetzt wurden, lehrten die neue Welt des Verkehrs, den common sense in der Kunst der Ceremonie und die Freiheit des Bürgers in der selbstgebildeten Genossenschaft unseres Verkehrs, unterhaltsamer als alle methodischen Werke, freie Lehren, die von Addison und Steele unmittelbar zu den Rationalismen der Chodowiecki und Lichtenberg überzuführen scheinen. Im Göttinger Taschenkalender von 1779 und 1780 finden sich Monatskupfer Chodowieckis, welche in Beispiel und Gegenbeispiel „Natur“ und „Affektation“ in allen Lagen des Lebens schildern, beim Unterricht, bei der Konversation, beim Beten, Spazierengehen, Grüßen, Tanzen, beim schlechten Wetter, in der Manege, vor der Kunst und der Landschaft: da sieht man die schöne ungezierte und die unschöne gezierte Rhythmik des Körpers, für deren konvulsivische Viperlinie, zärtliche Konkavität und phrygische Beugung der phantasiereiche Lichtenberg im Text es nicht an kräftigen Interpretationen fehlen läßt, ein Bilderlesen, das er im Jahre 1781 bei Erklärung der Chodowieckischen Heiratskupfer noch übertrifft: „Leichtere Schlangenlinie der flüchtigen Jugend“ gegen das „gesetztere Zickzack des reiferen Alters“ oder der „Odenschwung“ gegenüber dem „Volksliedchen“ und der Brautmutter, einem „schweren Stück holländischer Prosa“.

Die falsche Glückseligkeit, heißt es einmal im „Spectator“, ist in großem Gedränge und zieht gern aller Augen auf sich. Sie prahlt bei Hofe und in den Palästen, bei den Schauspielen und großen Zusammenkünften und ist nur dann vorhanden, wenn man auf sie sieht. Die wahre Glückseligkeit hingegen ist von stiller Art, sie ist eine Feindin der Pracht und des Lärmens, sie liebt den Schatten und die Einsamkeit.

Von allen Schriftstellern, die zu Gunsten oder Ungunsten des städtischen Verkehrs in Frankreich schrieben, von all diesen geistvollen Ethikern, die in der geschliffensten Sprache Kultur und Natur auf ihre Tugenden und Laster prüften und in Wahrheit die Prismen des Salons in der Sonne des Landes glitzern ließen, um durch das Spiel ihrer Farben und Flächen hindurch die Stille der Natur zu betrachten, bleibt der berühmteste, Rousseau, der markanteste. Er ist der Herold der englischen Glückseligkeit, die er in französischer Eleganz zu rühmen weiß. In seinen Werken rollen sich die Vorhänge vor zwei Theatern auf, deren eines die absterbende ceremonielle Form des Verkehrs, deren zweites



Adolf von Menzel: Ballpause.

die neuen, schwer zu definierenden, aber durch alle Phasen der Sentimentalität und des Romanticismus dennoch stark aufwachsenden Wünsche eines konstruktiveren Rhythmus in der Geselligkeit zeigt.

Dort auf dem Theater der Konvention sieht man die alte Höflichkeit, die nur das Äußere, das Uniforme, das Gattungshafte der Menschen entwickelt, um den Verkehr in Form bringen zu können. Der Jurist tritt als Kavalier auf, der Finanzier als Grandseigneur, der Bischof spielt den Galanten, der Höfling wird Philosoph, der Staatsmann Literat, und indem alle wahre Natur zu Hause gelassen wird, zieht man in diesem Parke stilisierter Menschlichkeit die geraden Alleen und absteigenden Terrassen. Man erschöpft nichts, um nicht langweilig zu werden; man liebt die Form des Ausdrucks, um sich durch den Inhalt nicht stören zu lassen; man urteilt, scherzt und causiert, ohne verantwortlich zu sein. Feste Diners werden arrangiert, denen als einzige Dame die Frau des Hauses präsidiert; geschlossene Abendgesellschaften finden statt, in denen der Zirkel der chroniqueurs scandaleux vorher bestimmt ist. Alles geht nach Regeln, das Benehmen, der Besuch, die Markierung des Besuchs, die Anrede und das Lebewohl, die Frage nach dem Befinden, selbst die Trauer. Alles hat seine abgemessenen Stunden und Tage, bei allen Personen gleich — „alles bewegt sich wie ein im Marsche begriffenes Regiment in gleichem Takte.“



Chodowiecki: Der natürliche Gruß.

Die andere Bühne — auch sie ist bei Rousseau eine Bühne — zeigt die neue, die englische, die freie Verkehrswelt der Zukunft. Da sind die Morgenstunden à l'anglaise, die nach langen konventionellen Tagen endlich einmal wiederkehren, diese leichten Formen des wohligen Beisammenseins, der Sammlung, der Einkehr — von deren Wonne so wenige, niemand in Frankreich noch eine Ahnung hat. Ein Stübchen hat Julie mit doppelten Fenstern nach den Weinbergen und nach dem Garten hin, wo die intimen Mahlzeiten eingenommen werden, denen nicht einmal die Diener beiwohnen. Sie wiederholen sich nicht zu oft, da die stete Behaglichkeit an Kraft verlieren würde. Sie sind die Feste im Hause, aber Feste, nicht um den Alltag mit der Ceremonie zu krönen, sondern um die Ceremonie durch die Intimität sonntäglich abzulösen. Rousseau ist der Apologet des Frühstücks. Das Frühstück, ruft Frau von Wolmar aus, ist so recht eigentlich das Mahl für Freunde: die Diener sind davon ausgeschlossen, kein Überlästiger kann dabei erscheinen. Man spricht offen seine Gedanken aus, enthüllt alle seine Geheimnisse und gebietet keiner seiner Empfindungen Schweigen. Es ist fast der einzige Augenblick, wo es gestattet ist, das zu sein, was



Chodowiecki: Der affektierte Gruß.

man ist. Weshalb währt es nicht den ganzen Tag!

Die Gesellschaft verliert für diese Naturen den Charakter der Gesetzmäßigkeit. Der Giardinetto wird zum englischen Park, und nur ein notwendiges Stück von seiner Kultur bleibt dicht am Hause liegen, wo es vom festen Bau zur Naturfreiheit in einer persönlichen Form überleitet. Anfangsbildungen, Schlußbildungen, die starken Accente haben ihren scharfen und traditionellen Rhythmus, dazwischen wogt die veredelte Prosa. Man stellt sich vor, man begrüßt, man empfiehlt sich, man ordnet sich ein, aber keine Königin des Festes befiehlt uns mehr eine Disziplin, deren Schule wir längst im Blute tragen. Die einzige Ordnung, die man liebt, ist „das wohlberechnete Ineinandergreifen der Laune des Schicksals und der Handlungen der Menschen, die mir ebensoviel Freude gewährt als die schöne Symmetrie in einem Gemälde oder die gute Aufführung eines Dramas.“ Man beobachtet. Aus einer festen Organisation ist die Gesellschaft ein Schauspiel geworden, dessen einzige Subordination die Stufenfolge der Fähigkeiten ist, zu sehen, betrachten und genießen zu können.

Die freie Gesellschaft hat keinen Kodex gefunden. Sie reizt nicht zum System, weil



Chodowiecki: Die natürliche Unterhaltung.

sie selbst es verachtet. Sie wandelt sich mit uns, mit den Zeiten, mit den verschiedenen Temperamenten, die bald in angeborener selbstverständlicher Formenkultur sich wiegen, bald die neuen Zusammenhänge übereifrig in die Tat umsetzen, bald aus Stilgefühl



Chodowiecki: Die affektierte Unterhaltung.

das Alte um seines historischen Duftes willen nicht ungern pflegen. Sie spiegelt sich und wandelt sich in den Dramen, die aus modernen Gemeinschaftsidealen gewachsen sind, in den Bildern, die das Fluidum der Gesellschaft von der Linie der Konversation, von der Farbe der Kleider, vom Reflex der Beleuchtung her zu fassen suchen, sie zieht sich durch die Romane, Essays, Briefe, Improvisationen, Skizzen, die dem Spiel moderner Gesellschaftskräfte folgen. Die Almanache, die feinen älteren Modejournale, die Kalender — dort sind die Wünsche für den modernen Verkehr formuliert, die neue Rhythmik der Tagesstunden, die ganze freie Kultur der flüssigen Mahlzeiten, Tee und Kaffee, gegen die steifen und festen Eßceremonien. Der Gesellschaftsessay wird eine Literaturform. Das späte Aufstehen, die Verschiebung der Mahlzeiten, der Zusammenstoß von Spät und Früh in der Nacht, die wohltätigen Karlsbader Frühstücke, der Berliner Tee um sieben Uhr, die Theorie der Anreden, die Formen der Monarchenbegrüßung, alle „praktischen Schritte zur Erleichterung des gesellschaftlichen Umganges in Deutschland“ bis zum Aufruf, durch Subskription das Hutabnehmen abzuschaffen — das sind die Themata dieser unzähligen Versuche, um 1800

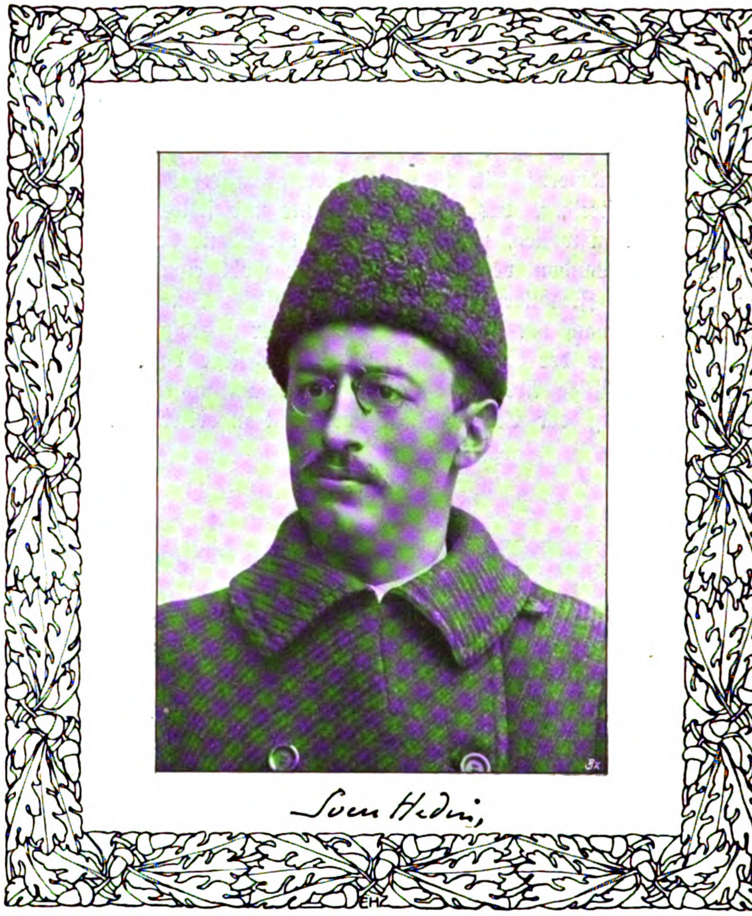


herum die neuen Formen des Verkehrs zu bilden.

Bisweilen von Geist sprühend, leiden diese Kunstskizzen der Almanache dann wieder an einer gewissen Handwerklichkeit, künstlich zarte Gebilde auftreiben, das Organische plötzlich nehmen zu wollen, vergleichbar den damals in London verbreiteten Reptonschen Gartenbau-Ziehbildern, welche die Natur „vor und nach der Verschönerung" zeigen. Doch war der Gesellschaftsessay keine ganz überflüssige Arbeit. Diese impressionistische Gattung der Ceremonienschilderung, die jetzt für die alten dickleibigen Kodices oder höfischen Dialoge eintritt, hat langsam, wie alles englische Moral-Wochenschriftliche, die Haltung der Bürger leichter gemacht, ihnen Vertrauen gegeben und gute und schlechte Muster vorgedichtet. Gegen die Schule der Renaissance war diese Methode wohl etwas trivialer, aber doch freundschaftlicher, und, indem sie selbst das Prinzip der unbedingten Autorität vermied, hat sie das ihre dazu geleistet, die Gesellschaft langsam aus einer Monarchie zu einem Parlament zu verwandeln.



A. St. Aubin: „Au moins soyez discret."



Sven Hedin

Von

Georg Wegener

Der ehrenvolle Auftrag, für die „Monatshefte" über Hedin zu schreiben, erreicht mich in Hamburg gerade im Augenblick der Ausreise nach Westindien. Ich vermag dem Wunsche daher nur auf dem Schiff zwischen hier und Antwerpen nachzukommen, wo ich keinerlei literarisches Material über den Gegenstand, nicht einmal eine Karte von Zentralasien, zur Verfügung habe und somit lediglich das geben kann, was mir im Gedächtnis haftet.

Die Folge davon wird die sein, daß der Aufsatz nicht eine erschöpfende Zusammenstellung der Lebensdaten Hedins, seiner einzelnen Reisen und wissenschaftlichen Arbeiten zu bieten, sondern den subjektiven Eindruck wiederzugeben versuchen wird, den Hedin als Mensch und Forscher auf mich gemacht hat. Allein ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß gerade dies dem nichtfachmännischen Leser willkommen sein wird. Ist es doch eben die eigentümliche Persönlichkeit des jungen achtunddreißigjährigen Schweden, der seit nun schon einer ganzen Reihe von Jahren die Öffentlichkeit in steigendem Maße beschäftigt, welche ihm in erster Linie seine große Popularität bei, man kann wohl sagen, allen Kulturnationen Europas verschafft hat.

Die geographischen Probleme, denen er seit länger als einem Jahrzehnt seine Tatkraft gewidmet hat, liegen dem Interesse weiterer Kreise verhältnismäßig fern. Ist es doch entschieden etwas Ungewöhnliches, daß dieser Mann bei seinen Reisen nicht große, populär verständliche Aufgaben, wie etwa die Durchquerung eines Kontinents nach Art von Stanley oder die Kreuzung der unbekannten Arktis gleich Nansen, löst, Aufgaben, die mit einer Reise von einheitlichem, dramatisch aufgebautem Verlauf überwältigt werden, sondern jahrelang von gewissen Standquartieren aus in Gegenden umherzieht, die man als halbbekannt bezeichnen möchte, und dort Aufnahmearbeiten verrichtet, die für den Laien nur wie die Engerknüpfung der Maschen eines in den Hauptzügen bereits fertigen Netzes aussehen. Nicht diese Arbeiten haben ihm die allgemeine Teilnahme außerhalb der Fachkreise verschafft, sondern die stets von neuem auftauchende Kunde von außerordentlichen Mühen und Gefahren, die er im tiefsten Inneren von Asien bestanden, die moralischen und physischen Glanzleistungen als Reisender, die man von ihm hört, überhaupt das Gefühl, daß man es mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zu tun hat.

So werde ich denn zuerst und zumeist über diese Persönlichkeit sprechen, dann aber auch versuchen, wenigstens die Art der wissenschaftlichen Leistungen Hedins zu charakterisieren, soweit dies ohne fachwissenschaftliche Auseinandersetzungen möglich ist.

Sven Hedin kam Ende der achtziger Jahre nach Berlin, um bei Ferdinand von Richthofen, dem großen Reisenden und Gelehrten, in dem nicht nur Deutschland, sondern auch ganz besonders das Ausland den lebenden Meister der geographischen Forschung anerkennt, seine geographischen Studien zu vollenden. Er trat hier in das „Kolloquium" der Richthofenschule ein, in diese merkwürdige Vereinigung junger Gelehrten, die dereinst als Pflanzstätte geographischer Talente in der Geschichte der deutschen geographischen Wissenschaft einen vielleicht ebenso dauernden Ehrenplatz haben wird wie des Meisters Werke selbst, und der angehört zu haben, ja über die Universitätszeit hinaus für das Leben anzugehören, sich so viele Männer von heute bereits klingendem Namen und ehrenvollen Leistungen dankbar rühmen. Ich nenne nur unter anderen von Drygalski, Hettner, Hahn, Berson, Frech, Philippson, Passarge, Futterer, Kretschmer, Hassert, Blankenhorn, Baschin, Tiessen, Schott, Yule Oldham, Steffen.

In diesem „Kolloquium" lernte ich Hedin kennen. Er stand damals erst in der Mitte der Zwanziger, hatte aber schon erheblich mehr von der Welt gesehen als wir alle. In jungen Jahren war er als Hauslehrer nach Baku geraten und hatte das benutzt, um mit bescheidensten Mitteln ausgedehnte Reisen nach dem westlichen Asien, nach Persien, Turkestan und bis nach Kaschgar in den Bereich seiner späteren Forschungen auszuführen. In lebendigen Büchern, die mit glänzenden eigenen Zeichnungen geschmückt waren, hatte er diese Reisen beschrieben. Die Aufmerksamkeit des Königs Oskar von Schweden hatte er schon damals erregt, und dessen Gunst, sowie das Interesse einiger anderer heimischer Mäcene hatte ihm bereits die Mittel für die von ihm geplanten umfassenden Reisen in Innerasien in Aussicht gestellt. Die hohe Achtung, die er vor der deutschen Wissenschaft im allgemeinen, und die Bewunderung, die er insbesondere für Richthofen empfand, hatten ihn aber veranlaßt, zuvor noch mehrere Jahre in Deutschland sich einer eingehenden wissenschaftlichen Ausbildung zu widmen. Es sei in Parenthese eingefügt, daß er außerdem in diesen Vorbereitungsjahren das deutsche Doktordiplom bei Alfred Kirchhoff in Halle erwarb und in Zürich bei Heim Geologie studierte. Die geographischen Forschungsreisenden, die es so ernst mit ihrer Vorbereitung nehmen, sind immer noch dünn genug gesät.

Im „Kolloquium" fand sich Hedin überraschend schnell in den lebensprühenden, spezifisch deutsch-studentischen Kreis, so daß er bald zu dem engeren Kern darin gehörte. Seine frische, temperamentvolle, natürliche Art, seine scharfgeprägte Zielbewußtheit, seine stets gleiche Schwingkraft beim ernsten Gespräch wie beim Becher gewannen ihm aller Herzen. Ich selbst hatte insofern noch eine besondere Veranlassung, ihm näher zu treten, als ich in diesem Kreise sozusagen das Decernat für zentralasiatische Fragen hatte,

denen ich in jenen Jahren gerade ein ziemlich eindringliches Sonderstudium widmete.

Ich lege nicht ohne Absicht ein Gewicht auf dieses rasche Vertrautwerden des jungen Mannes in unserem Kreise. Darin offenbart sich sogleich eine der wichtigsten Begabungen für seine spätere Laufbahn: eine ganz ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit an neue Lebensumstände, merkwürdig verbunden mit einer inneren Selbstbewahrung, die stets die Achtung vor ihm aufrecht erhielt. Diese glückliche Gabe hat es ihm ermöglicht, mit den allerverschiedensten Völkern und Menschen, mit denen er später zusammenkam, auf eine fast wunderbar zu nennende Weise fertig zu werden. Mit den würdevollen Vorderasiaten, den aufgeregten Franzosen, den selbstbewußten Engländern, den ernsthaften Deutschen, den ceremoniellen Chinesen wie mit den verschiedensten Halbkulturstämmen Zentralasiens hat er sich stets in gleicher Weise zu stellen gewußt. Und dabei macht Rang und Stand keinen Unterschied. Mit seinen Kosaken, die jahrelang ihm durch Not und Entbehrungen folgten und alles taten, was er wollte, hat er, in ihrer Art lebend, genau so gut harmoniert, wie er es mit dem König Oskar tut und mit dem Zaren von Rußland, der ihn, wenn er in Petersburg weilt, wie einen nahen Freund behandelt, ihn unter dem Arm nimmt und ihm selbst die Cigarette anzündet. Wie viele Angehörige der innerasiatischen Völker hat er schon als seine Gefolgsmannen in den Tod geführt, und doch hat er nichts als Freundschaften hinterlassen.

Das Geheimnis dieser Fähigkeit liegt aber zweifellos noch tiefer als in einer bloßen Anpassungsgewandtheit; es liegt in einer echten Treue und wirklichen Wärme, die Hedin auch seinerseits spendet. Auch zum Erweis dessen bin ich von dem „Kolloquium" ausgegangen. Mehr als ein Jahrzehnt ist verflossen, seit Hedin in diesem Kreise weilte, eine unendliche Fülle von Eindrücken ist auf ihn eingestürmt, gewaltig erweitert wurde der Kreis seiner Beziehungen, und doch hat er den alten Freunden in seltener Weise die Treue gehalten. Mochte er auch im tiefsten Asien weilen, all die Jahre hindurch flogen doch, wo es irgend möglich war, die Grüße von ihm zu uns herüber; und als er im Frühjahr 1903 wieder nach Berlin kam, die Brust mit Ordenssternen bedeckt und von allen möglichen Ehren verwöhnt, war es unverkennbar ganz die alte Herzlichkeit, die er den Kameraden entgegenbrachte. Und gleich geblieben war sich auch seine tiefe Verehrung vor dem großen Lehrer; Richthofens Beifall erkannte er uns gegenüber ausdrücklich als seinen schönsten Lohn an. Das ist viel für den, der die Menschen kennt. Eine solche Gesinnung fühlt sich aber heraus und gewinnt mehr als alles andere. Freilich gehört eine ungewöhnlich reiche Natur dazu, um so viel Wärme geben zu können, ohne sich zu erschöpfen.

Es kommt mir hier darauf an, Hedins Wirkung aus seinen Eigenschaften zu erklären. Außer der genannten darf ich deshalb auch den Humor nicht vergessen; nicht Witz, den kenne ich an ihm nicht, aber jenes Höhere, das wir mit dem genannten, so schwer zu definierenden Worte verbinden und das zweifellos eine der schönsten Gaben einer glücklichen Natur ist, eine Gabe, die über die schwersten Lagen hinweghilft und die Freunde macht wie wenig andere. Bei Hedins tragischem Landsmann, dem prachtvollen André, habe ich die gleiche Eigenschaft besonders ausgeprägt gefunden, und auch er war ein Mann, der gewann, wie man es selten erlebt.

Ferner ist an Hedin die ungewöhnliche physische Zähigkeit hervorzuheben. Die Nachrichten von den Strapazen, die Hedin auf seinen Reisen unausgesetzt zu überstehen gehabt hat, sind durchaus nicht übertrieben. Seine Märsche durch wasserleere Wüsten, bei denen Kamele und Menschen, eines nach dem anderen, in Erschöpfung fielen und die letzte Rettung nur noch an Viertelstunden hing, seine Winterreisen bei dreißig und vierzig Grad Kälte und markzerschneidendem Sturm, bei dem er sich oft genug Morgens beim Erwachen aus einem Lager von darüber gewehtem Schnee und Sand freigraben mußte, seine gefahrvollen Überschreitungen von Seen und reißenden Flüssen auf improvisierten Fahrzeugen, sein monatelanges Wandern in Höhen über der Meereshöhe unserer Alpengipfel, wo die Luftverdünnung selbst die Eingeborenen, die ihm folgten, in Menge dahinraffte, all dies und anderes

mehr unter steter angespanntester wissenschaftlicher Arbeit ist ganz so geschehen, wie es erzählt wird; und doch hat es physisch so gut wie gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Stanley war dunkelhaarig, als er 1876 nach Afrika hineinging, und weiß, als er zwei Jahre später auf der anderen Seite an der Kongomündung wieder hervorkam. Hedin sah ich im Sommer 1897 bei einem Besuche in seinem Stockholmer Heim — einem einfachen, ungemein sympathischen Familienkreise des Mittelstandes, in dem er auch heute noch lebt —, und als ich ihn dann fast sechs Jahre später wiederschaute, da war es, als sei er eben erst aus der Tür getreten. Die Jahre in Asien hatten ihn weniger verändert, als die gleiche Zeitspanne einen friedlichen Normalbürger daheim zu beeinflussen pflegt. Seine kaum mittelgroße Gestalt war ebenso schlank wie zuvor, seine Gesichtsfarbe frisch und blühend, und kein einziges der tiefschwarzen Haare war gebleicht. Nur das Adlerartige seines Profils war vielleicht ein wenig schärfer noch ausgeprägt als vorher. Bei diesem Wiedersehen in Berlin ereignete es sich — wohl zum ersten- und einzigenmal —, daß vielleicht ein etwas übermütiges Kraftgefühl im Bewußtsein dessen, was er inzwischen erlebt hatte, bei ihm zum Vorschein kam, indem er selbst bei der Begrüßung verschiedener seiner alten Freunde sich des Erstaunens nicht erwehren konnte und einmal über das andere ausrief: „Aber nein, ihr seid ja dick geworden, und ihr seid grau geworden! Wie ist das möglich?“

Ein weiterer Faktor seiner Erfolge ist in Hedins erstaunlichem Sprachtalent zu erkennen. Ganz ebenso wie er seine Vorträge in Deutschland frei in fließender deutscher Sprache hält, so spricht er in Frankreich Französisch, in England Englisch, ja sogar in Rußland ebenso gewandt Russisch, und er korrespondiert auch in diesen Sprachen. Es ist mir bekannt, welch ein Aufsehen Hedin besonders in St. Petersburg vor nun schon einem Jahrzehnt machte, als er dort zum erstenmal in der Geographischen Gesellschaft einen Vortrag in russischer Sprache hielt. Daran waren die Leute dort nicht gewöhnt, und von dem Augenblick an datiert die glänzende Förderung seiner Absichten, die er gerade in russischen Kreisen gefunden hat. Orientalische Sprachen kannte er schon einige, als wir ihn in Berlin kennen lernten; wieviel er seitdem beherrschen gelernt hat, vermag ich nicht zu sagen; er selbst setzte mir aber einmal sehr humoristisch auseinander, wie er es anfinge, wenn er mit einem neuen Stamm zusammenkäme, dessen Sprache zu lernen. Der Anknüpfungspunkt war gewöhnlich ein Hammel, an dem sich zunächst der Name des Tieres und seiner Gliedmaßen, dann allerhand Verrichtungen wie Fangen, Schlachten, Zerteilen, Essen usw. erfragen und benennen ließen.

Hedins schon erwähnte große natürliche Begabung im Zeichnen ist ebenfalls nicht unwichtig. Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Kunst, die ihm gestattet, das Charakteristische vieler Erscheinungen mit wenigen sicheren Strichen klarer festzuhalten als die zu sehr in Einzelheiten sich verlierende Photographie, und die ihm als Übung des Sehens im Goethischen Sinne überhaupt den beobachtenden Blick schärfen hilft, ist auch die oft überraschende Förderung nicht zu unterschätzen, die sie ihm bei diesem oder jenem asiatischen Stammeschef eintrug. Wenn er mit rascher Hand das Porträt des Lokalgewaltigen unter beifälliger Bewunderung der Menge auf das Papier hinwarf, so lachte dieser geschmeichelt und war gewonnen.

Zu all dem gesellt sich neben der spontanen Energie im Durchführen einzelner Unternehmungen eine ungemein stetige Arbeitsamkeit, die sich nicht nur auf die wissenschaftliche Tätigkeit während seiner Reisen erstreckt, sondern für die fast noch bezeichnender der ausgebreitete private Briefwechsel ist, den er auch während der schwierigsten Lagen mit der ganzen Welt aufrecht erhielt oder neu anbahnte. Auch das ist eine bewundernswerte Taktik, denn so trifft ihn kaum je eine neue Situation ohne wertvolle Verbindungen.

All diese Eigenschaften ruhen auf den Pfeilern einer ganz naiven Natur. Es ist nichts von Grübelei in ihm, keine Spur jener modernen Gebrochenheit der Weltanschauung, die so vielen von uns die Tatkraft lähmt. Hedin ist sogar christlich fromm; es ist bekannt, daß er auf Reisen, wo das Gepäck auf das Alleräußerste selbst an Lebensmitteln eingeschränkt

werden mußte, doch neben den wissenschaftlichen Instrumenten immer die Bibel mitführte. Zweifellos hängt damit ein gewisser fatalistischer Zug zusammen, den wir bei ihm wie bei verschiedenen Männern seiner Art beobachten können und der vieles in ihrem Planen und Handeln erst recht erklärt.

So viel über seine Person. Welches aber ist nun die wissenschaftliche Tätigkeit, der Hedin eine solche Summe von Gaben und Energie zuwendet?

Das Forschungsfeld des Reisenden ist Zentralasien und zwar darin ein Gebiet, das ungefähr umschlossen wird von dem Pamirhochlande im Westen, den Hochtälern des südlichen Tibet im Süden, dem Tienschangebirge im Norden und — ungefähr — einer einige Längengrade vom Endpunkte des Tarim östlich zu ziehenden meridionalen Linie im Osten. Diese Gegenden, die er in drei großen, viele Jahre langen Reisen nach den verschiedensten Richtungen durchkreuzt hat, waren noch um Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in jeder Beziehung terra incognita. Zwar zeichneten unsere Atlanten sie nicht weiß wie das Innere von Afrika und Australien, sondern bedeckten sie mit einer Fülle von Gebirgen, Flüssen und Seen. Allein alle diese Gebilde waren Kombinationen und Hypothesen, vage Schattengestalten, die der richtigen Erkenntnis der Natur des Erdraumes fast feindlicher waren als die absolute Leerlassung. So erlebten wir in den folgenden Jahrzehnten ein eigentümliches Schauspiel. Durch die Reisen Prschewalskis, Careys, Grum-Grschimailos, Bonvalots, Bowers, Rockhills, Obrutschews und vieler anderer wurde allgemach das Kartenbild Innerasiens umgestaltet und berichtigt. Für den Laien bedeutete das verhältnismäßig unwichtige Verschiebungen, die er in den verschiedenen Auflagen seiner Atlanten kaum bemerkte; für jene Reisenden aber und für den Kenner handelte es sich um glänzende Forschertaten und um die interessantesten Ergebnisse, die sich denken lassen. In Wirklichkeit dehnte sich auf ungeheuren Strecken hier jungfräuliches Gebiet aus, das zu erhellen den ganzen Zauber echter Entdeckertätigkeit mit sich brachte. Ein Gebiet überdies, wo natürliche Schwierigkeiten bedeutendster Art — die höchsten Gebirge der Erde, die furchtbarsten Wüsten, die menschenleersten Einöden — die Tatkraft des Forschers zu ihrem höchsten Ehrgeiz anstachelten. Und wenn hier und da das Land nicht ganz jungfräulich war, wenn merkwürdige alte chinesische Karten, unbekannt in ihrer Entstehung, einige Züge davon enthielten, und wenn wunderbare Kunde darüber in den Büchern alter europäischer Reisenden, wie des Marco Polo, des Benedikt Goës, des Grueber oder auch schließlich des Abbé Huc, vorhanden war, so fügte gerade die hier und da überraschend gelingende Identifikation ihrer Angaben mit der Wirklichkeit oder die Erläuterung ihrer bisher dunklen Stellen durch die neuen Entdeckungen der Forscher ihrer Tätigkeit einen ganz besonderen Reiz hinzu, einen Reiz, den jeder kennen wird, der einmal ein wissenschaftliches Spezialgebiet ähnlicher Art bearbeitet hat. Ich selber, der ich diese Gegenden niemals gesehen, aber nach alter deutscher Gelehrtenart trotzdem eine umfangreiche Doktorarbeit darüber geschrieben habe, erinnere mich noch mit voller Lebhaftigkeit des Entzückens, mit dem ich seinerzeit den Fortschritten jener Forschung gefolgt bin, die ich ja noch zum Teil miterleben konnte.

Klein bei dem Maßstabe, in dem man die Gebiete Innerasiens in unseren Atlanten darzustellen pflegt, lagen in Wirklichkeit, als Hedin seine Reisen begann, noch unbekannte Räume von mächtiger Ausdehnung vor, mit die größten, die er außerhalb der Polargebiete finden konnte. Sicher ist es, daß ihn zunächst dieses Unbekannte reizte. Und das ist auch gut so; ohne das Gefühl dafür, ohne eine mächtige Tätigkeit der Phantasie ist noch kein großer Forscher geworden.

In erster Linie galt also seine Arbeit der einfachen Feststellung des Vorhandenen. Er hat in seiner langjährigen Tätigkeit eine kaum übersehbare Fülle neuer wissenschaftlich exakter kartographischer Aufnahmen von Gebirgen, Flüssen, Seen, Ortschaften und dergleichen mitgebracht. Seine Arbeit bereichert also unsere Atlanten in großem Maßstabe.

Doch war dies Interesse nicht das einzige, mit dem er hinauszog. Seine ernsten Studien hatten ihn bereits vorher gelehrt, daß es sich nicht allein um beliebige unbekannte

Räume handelte, sondern daß hier Erscheinungen von wissenschaftlich großartigster Tragweite zu erwarten sein würden. Eine solche Gegend, ein Bezirk, der uns in die tiefsten Probleme der Geologie und Geographie, der Werdegeschichte unserer Erdoberfläche einführt, ist in der Tat Zentralasien. Hier haben wir, in Tibet und seinen Randgebirgen, die höchste Massenanschwellung der Erde und vielleicht die ältesten Gebirge des Erdballes, deren ungeheure Rücken, durch ungezählte Jahrtausende in endlose Wälle von Schutt verwandelt, wie die unförmlichen Leiber vorzeitlicher Geschöpfe daliegen. Hier haben wir, in der Wüste Gobi und ihren Ausläufern, die größte Region der Erde, die keinen Wasserabfluß zum Meere besitzt und die alle mit dieser Eigenschaft zusammenhängenden merkwürdigen Erscheinungen der Landesnatur in höchster Schärfe zur Ausbildung bringt. Hier wandeln wir im sogenannten „Han-hai" (Trockenmeer), der großen, zwischen den Gebirgen Zentralasiens eingebetteten und bis unter den Meeresspiegel hinabreichenden Depression, in dem trockenen Bett eines ehemaligen asiatischen Mittelmeeres, das einst hier seine Wellen schlug, jetzt aber bis auf einige kleine Salzseen verdampft ist. Auf seinem Boden liegen auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Ursitze der chinesischen Kulturnation, und die uralten Berührungen ihres geistigen Besitztums mit demjenigen der Völker des Euphratlandes schreiben sich vielleicht von der Zeit vor ihrer Auswanderung von hier her. Ebenso sind die Steppen und Oasen dieser Gebiete auch später noch der Ausgangspunkt mannigfacher Völkerbewegungen gewesen, die bestimmend in die Geschicke des Ostens wie des Westens der Alten Welt eingegriffen haben.

An all diese Probleme rühren die Hedinschen Reisen; sie alle hat er wesentlich zu fördern gesucht. Es sei mir der Versuch gestattet, dies an einem Beispiel zu erläutern.

Nahezu im Zentrum Asiens, im Innersten des Gebietes, welches vor einem Menschenalter noch das allerunbekannteste war, gaben die chinesischen Karten einen großen See Lop-nor an, in welchem der Strom Tarim sein Ende fände. Dieser Name Lop war uns auch bekannt aus dem Reisewerk des Venetianers Marco Polo, der auf seiner abenteuerlichen Wanderung nach China im dreizehnten Jahrhundert von einem so genannten Ort die sich daran anschließende schauerliche Wüste, den Wohnplatz phantastischer Geister, durchkreuzte. Infolgedessen war der See Lop-nor, gleichsam der Herzpunkt des innersten Asiens, längst ein Gegenstand besonderen Interesses für die europäischen Geographen gewesen, und es war kein geringer Triumph für den trefflichen russischen Reisenden Prschewalski, als er, ich glaube im Jahre 1876, den Tarim abwärts wandernd, den flachen Süßwassersee erreichte, in welchem dieser große innerasiatische Strom zwischen Schilfwäldern sein unrühmliches Ende fand. Karakoschun hieß dieser See bei den ärmlichen Fischern an seinen Ufern, und im Süden von ihm ragte ein mächtiges, uns bisher noch ganz unbekanntes Gebirge, der Altyntag, empor.

Damit mußte der altberühmte Lop-nor gefunden sein, und Prschewalski wurde als sein Entdecker hochgefeiert, bei seinen Landsleuten sowohl wie in den geographischen Gesellschaften anderer Länder.

Da aber erhob Ferdinand von Richthofen seine Stimme zu der Mahnung, daß dieser See gar nicht der Lop-nor sein könne. Er tat dies in einer Argumentation von glänzendem Scharfsinn. Sein erster Ausgangspunkt dabei war physisch-geographischer Natur; er wies darauf hin, daß ein See, der so viele Jahrhunderte hindurch das Endreservoir eines binnenländischen Bewässerungsbeckens gewesen sein soll, unmöglich Süßwasser haben könne; wie das Tote Meer und alle anderen längere Zeit abflußlosen Seen müsse er im Gegenteil intensiv salzig sein. Andere Beweggründe schloß Richthofen daran an, unter anderem den, daß die chinesische Karte den See fast zwei Grad nördlicher ansetze, und nach seiner Kenntnis des Grades der Exaktheit chinesischer Karten sei ein Irrtum bis zu dem Maße völlig ausgeschlossen. Zugleich deute diese Karte ungefähr in der Gegend des wirklich gefundenen Karakoschun einen anderen See, Kas genannt, an, dessen Name (denn kara bedeutet nur „schwarz") dem von Prschewalski gefundenen nicht unähnlich klingt, und an

dessen Südufer auch die charakteristischen kartographischen Zeichen der Chinesen für Gebirge angegeben sind, während sie am Ufer des Lop-nor fehlen. Sonach müsse, schloß Richthofen, der Tarim wohl einen anderen Lauf eingeschlagen, den alten Endsee verlassen und den südlicheren See erreicht und ihn mit zunächst noch süßem Wasser aufgefüllt haben. Der Lop-nor aber sei noch zu entdecken und liege vermutlich zwei Grad nördlicher als der Karakoschun mitten in der heutigen Wüste.

Obwohl Richthofen dabei dem russischen Forscher volle Bewunderung für seine Leistungen als Reisender gezollt hatte, erhob sich doch in Rußland ein Sturm der Entrüstung; man bestand darauf, daß der wahre Lop-nor gefunden sei, und auch die Kartographen der übrigen Völker, einschließlich der deutschen, schrieben seitdem den Namen Lop-nor zu dem nach Prschewalskis Befund eingezeichneten See.

Hedin hatte sich in Berlin auch mit diesem Problem beschäftigt und sah es als eine seiner Lieblingsaufgaben an, die Meinung seines verehrten Lehrers, die auch er teilte, durch den wirklichen Befund zu erweisen. Er besuchte deshalb unter besonderen Schwierigkeiten die von Richthofen bezeichnete Gegend mehrmals — und wirklich, er fand dort deutlich den trockengelegten, salzgeschwängerten Boden des alten großen Sees und konnte auch durch sorgfältige und langwierige Untersuchungen feststellen, wie es gekommen, daß der Tarim diese Stätte verlassen hat, und in welcher Weise überhaupt hier die Wanderungen und Wandlungen des Flusses und seiner Endseebecken im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen sind.

Vielleicht gibt dies dem Leser eine Andeutung, in welcher Richtung gerade der Reiz der Hedinschen Arbeiten liegt.

Hedin hat dann in der Nachbarschaft dieses Sees alte Städteruinen gefunden, mitten in heute wasserleerer, von Menschen verlassener Wüste liegend, die auf einen einstmals ergiebigen Ackerbau und eine volkreiche Ansiedelung schließen lassen. Noch wohlerhaltene Manuskripte, die er darin fand, gestatten die Datierung des Lebens an diesen Stätten auf eines der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Auch dieser Befund steht nicht allein für sich, er wirft ein glänzendes Licht auf die schwierige Frage alter Völkerverschiebungen in dieser Gegend, und er liefert ein wichtiges Zeugnis mehr für das Tempo der allmählichen Austrocknung dieser Gegenden. Daß hier in vergangenen Erdperioden ein Meer bestand, berührten wir bereits, aber noch in historischer Zeit hat allenthalben am Rande der heutigen Wüste Takla-Makhan, die das Innerste des Tarimbeckens ausfüllt und mit ihren ungeheuren Dünenwellen von Flugsand das Bild des ehemaligen Meeres gespenstisch nachahmt, eine blühende Oasenkultur existiert. Die Stadt Khotan z. B. hat eine mehrtausendjährige bedeutende Geschichte, und Marco Polos Reiseweg führte noch über Oasenschnüre längs des Südrandes der Wüste dahin, von denen man später überhaupt keine Kunde mehr besaß.

Wenn Hedin ferner in mehrfachen Durchquerungen, die zu den romantischsten Abschnitten seiner Reisen gehören, die furchtbare Wüste Takla-Makhan, die bis dahin als eine der unnahbarsten Gegenden der Erde galt, gekreuzt hat, so ist nicht nur die Zerstörung des unbekannten Raumes der Gewinn davon, sondern eine bessere wissenschaftliche Kenntnis einer der ausgeprägtesten Wüstenbildungen, die es gibt.

Oder ein anderer Punkt. Auf dem „Dach der Welt", dem Rücken des Pamirgebirges, ragt der Gipfel Mustag-ata, der „Vater der Eisberge", empor, einer der erhabensten Gebirgsstöcke Hochasiens. Hier hat Hedin in Höhen von fünf- bis sechstausend Metern, wo andere Menschen sonst kaum atmen können, Wochen und, wenn ich mich richtig erinnere, Monate zugebracht, um die Gletscher dieses Massivs aufzunehmen. Sicher beschränkt sich der Gewinn dieser Arbeit nicht auf die Kenntnis der gegenwärtigen Eisströme, sondern er hängt zusammen mit weitgehenden Fragen über die ehemalige Vergletscherung Innerasiens und mit Folgerungen in Bezug auf grundlegende klimatische Veränderungen, die sich daraus ziehen lassen.

Ähnlich sind Hedins Reisen auf den menschenleeren Hochflächen von Tibet zu beurteilen.

Eine der letzten Aufgaben, die Hedin sich gestellt hatte und die, wenn sie auch miß-

lang, seinen Namen besonders populär hat machen helfen, war sein zweimaliger Versuch, Lhassa, die verbotene Hauptstadt des Dalai-lama zu betreten.

Mit dem Lhassaproblem ist es ein eigen Ding. Die Erreichung dieses Ortes hat sich neuerdings zu einer Art Ehrenpunkt für die Forschung herausgebildet, zu einem populären Problem, das in weiteren Kreisen der Gebildeten beinahe der Erreichung des Nordpols an Beliebtheit gleichkommt. Wem es jetzt gelänge, die heilige Stadt zu betreten, der würde unzweifelhaft mit einem Schlage ein weltberühmter Mann sein. Und doch ist das Interesse der Wissenschaft daran so groß nicht. Es ist schon mehr als ein Europäer in Lhassa gewesen und hat davon berichtet; zuletzt waren erst 1845 die beiden Missionare Huc und Gabet sechs Wochen lang dort, und der erstere hat eine höchst lebendige Schilderung davon hinterlassen. Erst seit einem halben Jahrhundert wird das Verbot, das Rom des Buddhismus zu betreten, mit so absoluter Strenge aufrecht erhalten. Aber das gilt nur für den weißen Mann, nicht für den farbigen Asiaten. Einem japanischen Gelehrten würde es z. B. keinerlei Schwierigkeiten machen, Lhassa zu studieren. Infolgedessen sind auch verschiedene der von den Engländern im Dienste ihrer Landesvermessung in europäischer Art ausgebildeten Indier inzwischen unbehelligt nach Lhassa gewandert, und wir besitzen heute die eingehendsten Beschreibungen und einen völlig exakt aufgenommenen Plan der Stadt. Ja, neuerdings haben sogar russische Untertanen asiatischen Stammes schöne Photographien von dem heiligen Tempelberg Potala, dem Vatikan des Dalai-lama, mitgebracht. So ist also der „Kampf um Lhassa“ doch nur ein Problem von mehr menschlichem als sachlichem Interesse. Sicher hätte man Hedin um des glanzvollen Abschlusses seiner letzten Reise willen gönnen dürfen, daß er nicht, wie alle seine Vorgänger der letzten Jahre, wenige Tagereisen vor Lhassa höflichst rückwärts komplimentiert wurde; allein die Wissenschaft kann es verschmerzen.

Die Wissenschaft — es sei hier wiederholt, was ich schon einmal an einer anderen Stelle angedeutet habe — würde vielleicht auch ein Interesse daran haben, wenn Hedin überhaupt einmal einer anderen Erdgegend sich zuwendete als dem inneren Asien. So bedeutsam seine Ergebnisse auch für wichtige Einzelfragen hier sind, in gewisser Hinsicht ist dort jetzt kein rechter Spielraum mehr für eine Kraft wie die seine. Im letzten Grunde ist er doch eine Bahnbrechernatur; er hätte ein bis zwei Menschenalter früher geboren werden sollen, wo noch allenthalben im Inneren der Kontinente großartige Räume des ersten Pfadfinders harrten. Sie in kühnen Zügen mitten durchzuschneiden, das wäre wohl, noch mehr als seine heutige Arbeit am Ende des Zeitalters der Entdeckungen, das rechte für ihn gewesen.

Nun gibt es aber noch zwei Gegenden auf dem Erdball, wo noch heute der ganze dämonische Reiz des Unbekannten winkt: die beiden Polargebiete. Die höchste Steigerung natürlicher Schwierigkeiten umschanzt sie freilich, aber die raumüberwindende Kraft des Menschen ist ja im letzten Jahrhundert bis zu einem solchen Grade gestiegen, daß von einem „Unmöglich“ ihnen gegenüber keine Rede mehr sein kann.

Nach den Gegenden um den Südpol ist bereits ein Richthofenschüler, Erich von Drygalski, unterwegs; sollte es den anderen, Sven Hedin, nicht reizen, den Nordpol zu erobern?



Antependium. Bilderstickerei aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Cluny-Museum, Paris.

Künstlerische Stickereien

Von

Marie Luise Becker

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn wir in Museen, Kirchen oder Privatsammlungen alten, verblichenen Handarbeiten begegnen, wissen wir auf den ersten, flüchtigen Blick hin kaum zu sagen, ob wir ein Stück Schönheit vor uns sehen oder nur einen wertlosen Fetzen. Sie gleichen dem alten Gemälde, das, in Schmutz und Rauch gedunkelt, uns nur ahnen läßt, welch reiches, kostbares Werk es einst gewesen. Wie das Gemälde, so ist auch die Nadelarbeit durchaus individuell, sie verrät die Geschmacksrichtung, das stilistische Verständnis des einzelnen und gibt uns doch auch eine Antwort auf so manche kunsthistorische Frage.

Von allen den frühhellenischen und -römischen Schätzen der Nadelmalerei ist uns fast nichts erhalten geblieben als die Wiedergabe auf den pompejanischen Wand- und Deckengemälden und die Figuren der griechischen Vasen und Urnen. Trotzdem dürfen wir uns die kalten Marmorhallen und hohen Pilaster reichgeschmückt mit Teppichen und Bildgeweben vorstellen und allein der Unhaltbarkeit des Materials ihre Vergänglichkeit zuschreiben.

Die Völkerwanderung war naturgemäß die bitterste Feindin des häuslichen Kunstfleißes, und die Nadelmalerei flüchtete sich in die Klöster, wo Nonnen und Mönche sie vor dem Untergange schützten. Das Aufblühen des Fränkischen Reiches, in enger Berührung mit dem der Orientalen, Karl der Große und Harun al Raschid, waren die mächtigen Faktoren, die die Kunststickerei wieder an die Höfe und zugleich — das war der Grund zur neuen Blüte — in die Ritterburgen lockten. Eine künstlerisch vollendete Ausführung verlangte das prächtige Ornat des römischen Kaisers deutscher Nation. Der weite Mantel begünstigte eine gewaltige Ausbreitung der Formen und die Betätigung schöpferischer Ideen. Figürliche Darstellungen: Tierkämpfe, wie der Kampf eines Löwen mit einem Kamel auf dem Krönungsmantel Ottos IV. — eine arabisch-sicilianische Arbeit in Gold und Perlen —, Circusscenen, Rosse, Adlermotive in reicher Ausführung, boten eine unerschöpfliche Quelle neuer Muster. Harun al Raschid sandte 802 bei seinen Geschenken an Karl den Großen manche schöne Stickerei mit, deren künstlerische orientalische Zeichnung und deren Technik zu neuen Anregungen Gelegenheit bot.

Mit zweierlei Bedürfnissen trat im Mittelalter die Kirche hervor. Das erste war

Öffnungen und Abteilungen mit Geweben zu verhüllen, und naturgemäß entsprang eben diesem Wunsche auch das Gefühl, den einfachen Leinenvorhang verzieren zu sollen. Neben der Filetgipüre, die ich in das Bereich der Spitzen verweisen muß,* entstand eine ganz spezifische Art der Stickerei, deren reichste Wirkung erst gegen das Licht zu Tage trat, was ihrer Bestimmung sogleich voll entsprach. Das weiße Leinen wurde mit weißem Leinengarn in Zierstich, Stil- und Flachstich, auch Kreuznähten verziert, gotische Motive kämpften mit den reichen Ornamenten des schwungvollen Renaissancestiles. Erst allmählich begann man durch Konturstiche und Pointieren der Zeichnung mit rotem und blauem Garn dem Ausdruck des Musters zur Hilfe zu kommen. Meist übernahm das reich gezeichnete Rankenwerk die Einteilung des Grundes, die Mitte füllte eine Bilderstickerei aus der biblischen Geschichte: Adam und Eva mit der Schlange, Moses, die Verkündigung, die Hochzeit zu Kana, Golgatha; auch St. Hubertus und andere Heilige wurden gewählt. Die vier Eckmedaillons nahmen Tiere in flottbewegter Zeichnung, symbolisch-christlicher Herkunft oder den Himmelszeichen entnommen, auf. Von diesen Decken ist noch eine stattliche Zahl erhalten; sie sind von großer Schönheit in der Zeichnung, welche unzweifelhaft von damaligen Klosterkünstlern stammt (s. untenstehende Abbild.).

* Bei dieser Gelegenheit mag an den Aufsatz „Die Entwickelung der Spitze“ von Moriz Dreger erinnert werden (Monatshefte, November 1901).

Der zweite Bedarf der Kirche war das Priesterornat. Seine dekorative Benutzung erforderte bald eine der prachtliebenden Zeit angemessene Ausschmückung. Den Ursprung des luxuriösen Priestergewandes dürfen wir in Byzanz suchen; von dort kam es nach Rom und weiter in die fränkischen Bischofssitze. Die Klöster wurden Stickanstalten, von denen sich erst später die profanen Stickschulen von Brabant und Köln loslösten. Prälaten, Mönche und Nonnen wetteiferten im Erfinden und Ausführen der schönsten Techniken und Muster, ganz besonders taten sich die Benediktiner-Klöster hervor.



Altardecke. Mittelalterliche Stickerei in Xanten.

Außerordentlich reich ist noch heute der Halberstädter Dom an alten, schöngestickten Paramenten. Sammet, Brokat, Tuch und Leinen wurden mit Seide und Gold in flacher Stichlage verziert. Die Vorliebe für Pracht- und Goldornamente, die sich auf den Bildern des Mittelalters betätigt, brachte auch auf den Nadelmalereien



Wappendecke. Aufnäharbeit. Deutschland (rheinisch), 1623.
Im Berliner Kunstgewerbemuseum.

der Kirche geschenkt. Als Hauptmotive der Stickereien dienten ruhmreiche Schlachten, deren Scenen gewaltigen Wandbehängen eingestickt wurden. Allen voran gingen auf der Bahn des weiblichen Kunstfleißes die Königinnen von Ungarn, Frankreich und England.

Die Zeichnungen zu diesen Nadelarbeiten, mit farbiger Seide ausgeführt, wurden von den geistlichen Malern auf Leinen mit Tusche entworfen, dann mit scharfen Konturen auf den Fond übertragen. Teils widmete man diese Schlachtenbilder der Kirche, teils schmückten sie die kahlen Hallen der Ritterburgen, die, düster und kalt, ganz dazu angetan waren, das Bedürfnis für häusliche Kunst zu wecken. Die Ritterfrauen, oft monatelang auf die Räume des Schlosses und die Gesellschaft ihrer Mägde angewiesen, webten und stickten mit diesen gemeinsam und suchten darin neben

Flitter und die geschmiedete gotische Kreuzblume in Gold an, später traten die Emailleplatten der arabischen Stickerei und Silberblech-Ornamente, Blätter, Strahlen, Ähren und selbst Glöckchen hinzu. In Silber und Gold geklöppelte Spitze oder gewebte palermitische Borte bildeten die Einfassung der Gewänder. Grobfädiger Leinenstoff diente als Grund für die Kanevasstickerei, welche man in Bilder- oder Gobelinstich mit bunter Seide ausführte.

Reichgeflammte gotische Muster finden wir neben steifen, romanischen; die sarazenischen Tiergestalten erhielten Anklänge an die biblische Mystik: die Taube mit dem Ölblatt, der Adler, der sich zur Sonne schwingt, der Hirsch, der nach frischem Wasser schreit, waren beliebte Motive. Allmählich verschmolzen kirchliche und profane Stickereien; fromme Frauen widmeten den Kirchen selbstangefertigte Paramente; der Stoff des Brautkleides wurde viele Jahrhunderte hindurch



Wappendecke des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Erzbischofs von Halberstadt.
Behang des Lettners im Hochchor des Halberstädter Domes. Rheinisch, 1513.

dem Zeitvertreib einen Schmuck für Haus und Gewand zu finden. Teppiche, Wand- und Tischdecken, Kissenbezüge wie Himmelbetten, auch Bett- und Lichtschirme bildeten das erste Bedürfnis für Behaglichkeit und Schönheit der Wohnräume.

Da man auch die glatten Stoffe der Rittertracht mit ihren Wappen zu zeichnen pflegte, fanden hierfür Aufnäharbeit, Schnurstickerei und Plattstich, mit reichen Seidenfarben und mit Gold- und Silberfarben ausgeführt, zahlreiche Verwertung. Waffenrock, Helmdecke, Pferdedecke und Banner trugen die Insignien des Besitzers (Abbildungen S. 368), und auch der langschleppende Frauenrock, der weite Ärmel zeigten eine kunstvoll gestickte Sammetverbrämung. Feingestrickte Panzerjacken aus grüner, roter, lila Seide mit Goldfaden dienten zugleich als bequeme Tracht für den Hausherrn. Gold und echte indische oder deutsche Flußperlen und Schmelz, Korallen und Edelsteine, von dem aus fernen Ländern heimkehrenden Gatten mitgebracht, wurden in die Stickereien eingefügt. Für die spezielle Goldstickerei finden wir Gold- und Silberfaden, Lahn, Filigran, Flittern und Kandille. Um dem Ganzen ein lebendigeres Aussehen zu verleihen, gab man dem Muster einen starken Reliefgrund, so daß es sich hoch über dem dunklen Fond wölbte. Überbleibsel dieser Technik begegnen uns noch jetzt in den bayerischen und schlesischen Goldhauben. Gern fügte man Buchstaben, das Abc mit symbolischen Bedeutungen, Ave Maria, Amor, dessen Name oft durch ein einfaches A ersetzt wurde, auf die Gewänder für Kirche und Haus. Flammende oder gebrochene Herzen oder die Lieblingsblume seiner „verehrten Dame“ trug der Ritter auf seiner linken Brust.



Handschuhe mit Goldstickerei und Malerei. 16. und 18. Jahrhundert. Cluny-Museum, Paris.

Daß der Handschuh (s. vorstehende Abbildung), der als Stück des Priesterornats mit reicher Stickereiverzierung in der katholischen Kirche eingeführt bleibt, auch im bürgerlichen Leben des späteren Mittelalters eine Rolle spielte, verriet uns Petrarca, der von den reichgestickten Handschuhen seiner Laura schwärmte. Die Maler van Eyck, Tizian, Raffael, Leonardo, Peter Vischer und Hans Holbein lieferten Entwürfe für die Sticke-

reien der Kirchengewänder und Wandbehänge in den weiteren Entwickelungsepochen.

Während der byzantinische Kaiser, strenger gegen fremde und andersgläubige Elemente, nur christliche Weber und Sticker beschäftigte, gewannen die normannischen Könige vom dreizehnten Jahrhundert durch freundliche Duldung eine reiche Anzahl orientalischer Handwerker für ihre palermitische Webeschulen, die wiederum orientalische Muster und Technik betonten, so daß die Erzeugnisse der beiden Städte Byzanz und Palermo trotz der lokalen und religiösen Verwandtschaft durchaus verschiedenartig entwickelt sind. Besonders der feine Farbensinn der Araber betätigt sich in den palermitischen Seidengeweben des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts in äußerst vornehmen, in Zeichnung und Kolorit auf das künstlerischste durchgeführten Kompositionen und in einer wohltuenden Farbenharmonie.

Unter dem Normannenherzog Roger II. wurde Palermo die Luxus- und Modestadt des Mittelalters. Er führte saracenische und griechische Nadelkünstler dorthin und gründete das Hotel de Tiraz, eine Kunstschule, deren Erzeugnisse den Welthandel beherrschten. Ungemein interessant ist die Einrichtung dieser Schule. In dem ersten Atelier webte man einfache Seidenstoffe, Taffete, eine glänzende, starre Seide, als Grundlage für die Goldstickereien oft verwertet. Das zweite Atelier fertigte Sammet und Atlas, während im dritten die gemusterten Stoffe mit Kreisen und Streifen hergestellt wurden. Erst die vierte Klasse beschäftigte jene Meister, welche die köstlichen Brokate, Gold- und Buntwebereien und die Goldstickereien ausführten, die wir als wirkliche Kunstwerke noch heute bewundern. Aus diesen Schulen mögen auch die roten und blauen Sammetwebereien stammen, die sich in der Zither der Domkirche zu Halberstadt als Stoffreste fanden.

Natürlich entfaltete der normannische Hof nunmehr eine große Pracht in Kleidern und pflanzte dies Luxusbedürfnis in den italienischen Städten und der Hierarchie fort. Im Wetteifer mit Byzanz übertraf die sicilianische Kleiderpracht alle anderen Länder, und Palermo wurde die Modestadt des kultivierten Europa, so daß seine Erzeugnisse, in Deutschland hochgeschätzt und heißbegehrt, hier noch heute zahlreich zu finden sind. Begeisterte Schilderungen, die von dem Hofe



Seitenteil eines Antependiums. Mittelalterliche Leinenstickerei im Domschatz zu Halberstadt.

der normannischen Herrscher, der Nachkommen Tankrets de Hauteville, erzählen, erwähnen sogar kostbare seidene Gewänder, in

welche Türsteher und Wächter gekleidet waren. Auch die Hohenstaufen, die Erben der normannischen Macht in Sicilien, förderten diesen gewinnbringenden Luxus und waren gern geneigt, der orientalischen Pracht Heimatsrecht am deutschen Kaiserhofe zu gönnen. Erst unter den Anjous ging dem Lande sein industrieller Reichtum verloren, und der industrielle und künstlerische Schwerpunkt wurde nach Paris verlegt. Freilich fußen alle mittelalterlichen Gewebe im orientalischen Vorbilde, und fast ausschließlich herrschen hier noch die bizarrsten Tiergestalten, während für die Nadelarbeit schon viel früher christliche und gotische Motive ausgeführt wurden — ein Beweis für die hohe, künstlerische Auffassung der mittelalterlichen Nadelmalerei. Aber der fromme Sinn des Mittelalters war auch, genährt durch den Mystizismus, der rechte Boden für die sinnigen, allenthalben an Legenden und Symbole anknüpfenden Vorwürfe der Nadeltechnik.

Für die innere Ausstattung der romanischen Basiliken, die zu den hohen Festtagen reich mit Teppichen und Pilasterbehängen geschmückt wurden, regten sich schon in früher Zeit die Fürstinnen und Klosterfrauen. Allmählich wuchs mit dem Verständnis, dem geläuterten Geschmack und der Liebe für diese Arbeiten auch die Sehnsucht nach neuen Techniken, kunstvollerer Ausführung, feinsinniger Nachahmung des Naturmotivs wie der Personifizierung der Heiligen. Eines der Prachtstücke des Domes zu Halberstadt vergegenwärtigt uns einige der ältesten und schönsten Bilderstickereien des Mittelalters, die das Deutsche Reich besitzt.

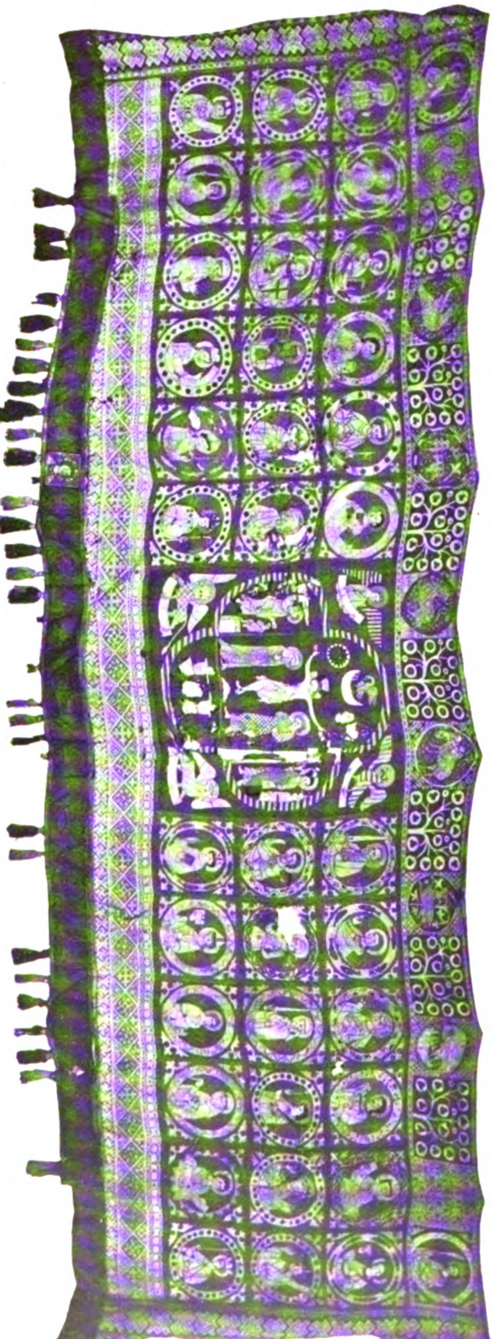
Schon im frühen Altertum war die Nadelmalerei bekannt, Ilias und Odyssee sind reich an Andeutungen, ja Schilderungen und Lobpreisungen dieser Art, und ich glaube, daß die Frauen der trojanischen Helden, die in die „Schleiergewebe“ die Kampfscenen des Krieges stickten, auf einer bedeutenderen Höhe in dieser weiblichen Kunst gestanden haben als der Durchschnitt unserer heutigen Frauen, die nach vorgedruckten Zeichnungen meist mit dem Erfolge sticken, daß die Zeichnung besser und künstlerischer war, als die Ausführung gelang. Das ist ja eben der Reiz und Zauber der Stickkunst, daß sie individuell ist, daß ein gleiches Muster, von verschiedenen ausgeführt, stets auch anders erscheint. Die führende Hand kann malen und zeichnen mit



Seitenteil eines Antependiums. Mittelalterliche Leinenstickerei im Domschatz zu Halberstadt. (Der Tod Johannes des Täufers.)

der Nadel — aber stets, auch in treuester Nachahmung fremder oder alter Motive, wird sich das eigene Streben, der eigene

Kunst- und Farbensinn betätigen, und jede geniale Veranlagung — und diese kann tatsächlich in uns dafür auf das bedeutendste



Antependium aus der Schatzkammer des Halberstädter Domes. Leinenstickerei, unten Reste von opus anglicanum. 12. bis 13. Jahrhundert.

vorhanden sein — wird hier ein Feld finden, Kunstwerke im besten Sinne zu schaffen. — Die ältesten bildlichen Darstellungen aus dem Heilandsleben sind mit Gold gewebt, auch Gold und Silber werden miteinander verarbeitet, doch wird ein großer Teil jener Stücke entschieden als Stickerei, in den Chroniken als opus phrygicum bezeichnet, gelten dürfen und auch tatsächlich gewesen sein.

Nachdem der Papst Zacharias die Peterskirche mit den ersten Altarbekleidungen beschenkt hatte, wurde dieser kostbare Schmuckbehang des freistehenden Altartisches und der vier Seiten des Cyboriums, unser heutiges Antependium, allgemein eingeführt und mit Stickereien und Spitzen auf das schönste geziert. Die zuerst fast ausschließlich hierfür verwendeten Gewebe waren byzantinischen Ursprunges, aus Seide oder Wolle mit Gold durchwirkt. Als Farbe stand der Purpur Imperialis obenan — nicht so durchaus von dem brillanten karmesinroten Ton, wie er uns heute bekannt ist, sondern reich variierend zwischen einem helleren Rot und einem schwärzlichen Lila. Durch ihre Kostbarkeit blieb diese Farbe, in den schwersten Geweben angewandt, ein Monopol der feierlichsten geistlichen und weltlichen Ausstattungsgegenstände wie der höchsten Würdenträger selbst.

Eine solche Altarbekleidung mit kunstvollster Seidenstickerei des zwölften Jahrhunderts besitzt auch der Halberstädter Dom — unter den zwölf Antependien des Schatzes — und zwar ein Stück von so seltener Schönheit, so reicher Technik, daß es mir eine köstliche Fundgrube der reizvollsten Leinenstickereimuster war. Die leuchtende, schwere Stickseide, jedenfalls Byssusseide, ist noch heute von prächtigem Glanze. Rankenborten aus frühgotischem Blattwerk begrenzen die einzelnen Bilder, welche Scenen aus dem Heilandsleben darstellen. Vereinigt mit dem italienischen Kreuz- und Flachstich erscheint hier ein sehr alter Zopfstich in geschmackvollem Wechsel von Technik und Farben. Die beiden Seiten, augenscheinlich von anderen Händen gestickt, zeigen auf dem Leinengrunde Scenen aus dem Leben der Heiligen. (Abbildgn. S. 370 u. 371.) An diesen Rändern, wohl späteren Datums, tritt auch das Blattwerk, wohl komponiert, etwas verändert auf. Vor allem fehlt diesen Seitenstücken der lichtgrüne, schillernde, auf das Leinen gestickte Seidengrund, der die Mitte so prächtig

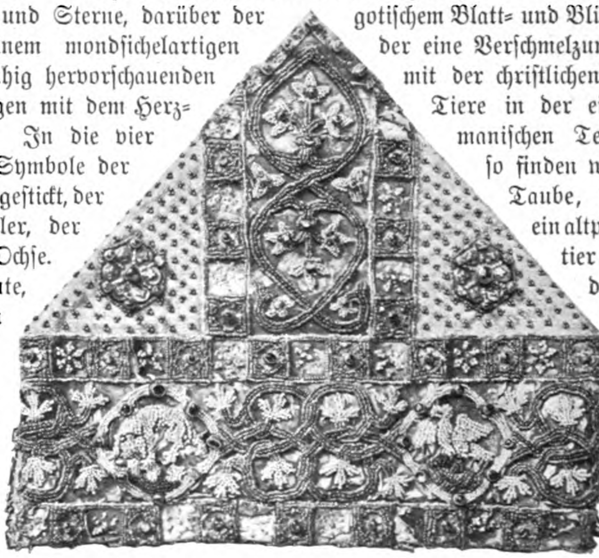
schimmern läßt. Alle Darstellungen sind hier wie in dem älteren Mittelteil von einer wahrhaft herzerquickenden Naivität und einem Ausdruck, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Z. B. würde der bockbeinige braune Teufel, welcher den Herrn versucht, heute jedem Puppentheater Ehre machen. In der Himmelfahrtsscene läßt der kerzengerade emporschwebende Heiland gewaltige Fußtapfen auf dem Berge zurück.



Kaselstab. Goldstickerei in Xanten. Rheinische Arbeit des 16. Jahrhunderts.

Diese brüske Naturwahrheit des schlichtesten Empfindens, der klarsten Auffassung zeitigt andererseits wieder wirklich meisterhafte Tiergestalten, die ganz frisch nach dem Leben geschaffen sind, während alle Menschen zu große Köpfe haben und oft sehr gewalttätig in den Rahmen hineingedrückt sind. Sehr interessant und abwechselungsreich wirken die orientalisch gemusterten Gewänder, auf welche die Klosterkünstlerin augenscheinlich viel Mühe und Sorgfalt verwandt hat, denn jedes Gewand zeigt eines jener köstlichen feinen Pleinmuster, die heute als Hardanger Arbeiten wieder in den Handel kommen.

Sehr interessante Reste der mittelalterlichen Stickkunst Englands, des opus anglicanum, dürfen als hervorragende Zierde gelten, sie sind noch auf dem Antependium Abbild. S. 372 erhalten. Diese reiche mittelalterliche Arbeit zeigt sich hier auf dem purpurrotseidenen, mit sehr alten Fransen geschmückten Abschluß, der mit herrlichen Stickereien und auf Medaillons gemalten Bildern aus dem Heilandsleben kunstvoll geschmückt ist. Diese sehr eigenartige Arbeit wird zugleich auch hin und wieder durch dünne aufgefügte Silberfiguren, stark und gut vergoldet, unterbrochen, das frühgotische Laubwerk in getriebener Arbeit mit Kelchen und Perlen und echten Steinen gefüllt. So wechseln auch am Saume einer anderen, späteren Altarbekleidung, welche die Schatzkammer aufbewahrt, reiche Stickereien mit Brustbildern von Heiligen ab, deren Gewänder prächtig modelliert hervortreten durch die Ausführung in feingetönten dünnen Schmelzperlen. Schön aber und selten ist auch die Leinenstickerei des sehr großen Antependiums, die wir glücklicherweise in der Abbildung S. 372 zur Darstellung bringen können und die zu dem Besten gehört, was uns ein hochentwickelter Kunstzweig hinterlassen hat.



Mitra (Bischofsmütze), mit Korallen und echten Perlen gestickt. Halberstädter Domschatz. Venetianische Arbeit des 13. Jahrhunderts.

Die Mitte der mächtigen Arbeit füllen die Gestalten des gekreuzigten Heilandes, der Jungfrau Maria und des Johannes. Zu beiden Seiten der Kreuzesarme schweben Sonne, Mond und Sterne, darüber der Pelikan in einem mondsichelartigen Neste, die unruhig hervorschauenden hungrigen Jungen mit dem Herzblute nährend. In die vier Ecken sind die Symbole der Evangelisten eingestickt, der Engel, der Adler, der Löwe und der Ochse. Diese Attribute, aus den ältesten Sternbildern herabgeholt in unsere christliche Symbolik, zeigen sich hier sehr richtig und edel aufgefaßt. In fast allen Leinenstickereien dieser Zeit treten sie uns entgegen, und besonders das Kloster St. Gallen scheint diese Stickmotive sehr bevorzugt zu haben. Man setzte dort gewöhnlich in die Mitte der Gestalten das Lamm mit dem Siegesbanner. Hier schließt sich die biblische Darstellung des Opfers Isaaks, Moses im Kampfe mit der Schlange und Josua und Kaleb, die Traube aus dem Gelobten Lande tragend, an. Während der ganze Fond der Arbeiten durch italienischen Kreuzstich mit Leinengarn durchbruchartig gemustert ist, vereinigen sich tausend verschiedene Flach- und Spitzenstiche in farbiger und weißer Seide zu der herrlichen Ausführung. Für das Mittelstück insbesondere tritt die alte Farben- und Stichtechnik des gotischen „Eselrückens“ für die Füllung der Körper hervor. In achtzehn Feldern, durch zierliche romanische Flachstichbörtchen eingeteilt, zeigen die breiten Seiten in Medaillons die Köpfe der Apostel, heiliger Männer und Frauen. Wunderschön sind die feinen Börtchen, welche die runden Medaillons in die Carreaueinteilung der Felder schieben. Es sind in zierlichster Miniaturzeichnung Fischbörtchen, Blütenreihen, gotische Blattornamente und geometrische Linienkombinationen. Die obere Borte des prächtigen Behanges zeigt im ersten und letzten Felde gekrönte Gestalten, dazwischen wechseln in vierkantigen Feldern Tierfiguren mit frühgotischem Blatt- und Blütenwerk ab. Wieder eine Verschmelzung des Tierkreises mit der christlichen Mythe, sind die Tiere in der eigentümlichen romanischen Technik ausgeführt; so finden wir den Adler, die Taube, das Einhorn — ein altpersisches Märchentier —, den Löwen, das Kamel, Hirsch und Pelikan; von allen nur die scharfe Kontur, die Fleischteile füllen wiederum allerhand Pleinmuster gleichwertig aus. Wundervoll schimmert die Seide durch ihre verschiedenen Stichlagen. Ich sehe wohl nicht mit Unrecht in dieser Arbeit ein Andenken an den Fleiß vieler frommer Kunstfrauen, denn jedes einzelne Medaillon wird von anderer Hand nach einer gegebenen Vorschrift für das köstliche Ganze hergestellt sein. Drei Borten in buntseidenem Flachstich umrahmen die Leinenstickerei, auch sie sind Zeugen eines unbeschreiblich feinen Farbensinnes, einer köstlich treuen, sorgsamen Technik. Als interessanter Rest begleitet diese paliota altaris der Rand jenes opus anglicanum, das hier leider fast gänzlich verloren gegangen ist. Nur die rote Seide des Grundes blieb und ein einziges goldgefaßtes Miniaturporträt, von Perlen umschlossen. Doch sehr interessante rotseidene Quasten sind noch erhalten. Sie tragen noch den alten gediegenen Knotenschmuck aus Steinen und Perlen, zu kleinen Medaillons mit Sternen vereinigt. Daß diese Beispiele des berühmten opus anglicanum uns so außerordentlich selten entgegentreten, ist dadurch begründet, daß sie durch sich selbst unhaltbar waren. Das scharfe Silberblech zerschnitt im Laufe der Zeit den Nähfaden, und bei jedem Raub- und Plünderungsversuche galten sie bei

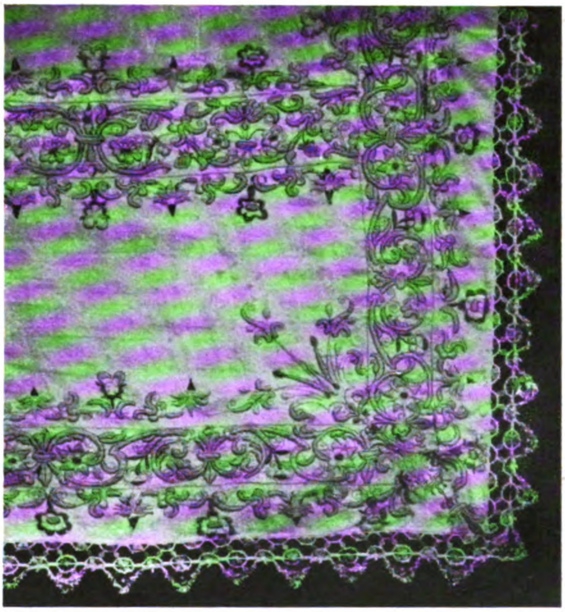
ihrem großen Reichtum an Gold, Silber, echten Perlen und Edelsteinen als sehr begehrte Ware. Diese opera anglicana waren indessen deutsche Arbeit, ihren Namen verdanken sie nur dem in England mehr unterstützten Luxusbedürfnis der mittelalterlichen Stickkunst, denn mehr und mehr machte sich gegen Ende des Mittelalters die Vorliebe für ungemein schwere Prachtentfaltung und die kostbarsten Metalle auch für die Stickereien der Kirche geltend.

Feiner und beherrschter in der Komposition erscheint ein Antependium französischer Arbeit (Abbild. S. 366), jüngeren Datums als die deutschen Arbeiten, doch im wesentlichen aus den gleichen technischen Werten gestaltet.

Schon die Herzogin Hadwiga von Schwaben, die Scheffel zur Heldin seines „Ekkehard“ gemacht, hat dem Kloster St. Gallen mit dieser kostbaren Technik des opus anglicanum ausgeführte Meßgewänder geschenkt. Diese Arbeit schloß sich eben nur an die herrschende Kunst der Malerei an. Die Stücke verraten einen gewissen Wettstreit des Mittelalters in Goldschmiedekunst und Nadelarbeit, besonders in der kunstreichen Ausstattung des Gabelkreuzes. Gepanzert mit Gold und Edelsteinen, mag der Kirchenfürst schwer an der Last allzu reicher Gewänder getragen haben. So wurde ein Kaselstab ganz mit bunten Schmelzperlen bedeckt. Den Fond bilden dichtgefügte dunkle Steine. Korallen, kleine echte orientalische Perlen und silberne vergoldete Metallblechformen vereinigen sich zu dem Muster, in welches die figürliche Stickerei mit Bilderstich als kleines Medaillon eingefügt ist.

Die Abbild. S. 373 stellt eine Goldstickerei dar, eine Scene aus dem Heiligenleben, wie sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mit immer reiferer Meisterschaft ausgeführt wurden. Die Zeichnung entsteht durch bunte Seidenfäden, die über querlaufende Goldfäden genäht werden, so daß jede Farbe wie von Gold durchleuchtet erscheint. Die Randornamente nur sind in Gold mit Reliefstickerei ausgeführt.

Aus den Blättern der christlichen Altertumskunde lesen wir eine eigenartige Formengeschichte der Bischofsmützen. Sie sind gewachsen wie die Macht und Kraft der katholischen Kirche. Ursprünglich trug der Bischof die schlichte Stirnbinde, wohl nach der Tiara des Hohenpriesters gebildet. Doch wie diese stieg sie allmählich turmartig empor, mit Gold und edlen Steinen geschmückt. So ward sie denn die Krone des gewaltigen Kirchenfürsten. Leider besitzt Norddeutschland keine Mitren, die älter als achthundert bis neunhundert Jahre wären. Die katholische Kirche rechtfertigte den prächtigen Kopfschmuck später durch eine sinnreiche Deutung. Sie bezeichnet die Mitra als „eine sich in Dreiecken erhebende corona“, andeutend die beiden Testamente der Bibel, die Schilde des Bischofs, des Streiters Christi wider seine Feinde! Im Halberstädter Domschatze finden sich größere und kleine Formen aufbewahrt. Auch die älteren Mitren sind mit einem großen Aufwand von Pracht und Fleiß hergestellt, mit Steinen und vielen schön und auch ungeschickt getriebenen Goldblechen mehr oder weniger geschmackvoll aus=



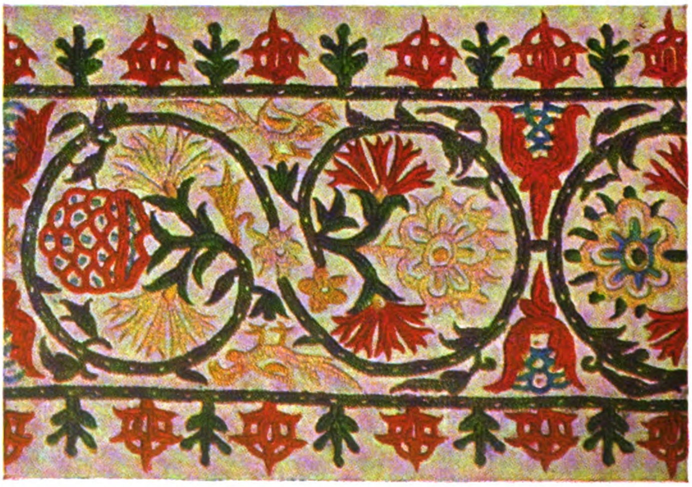
Leinenstickerei mit Seide und Gold.
Italienische Arbeit des 16. Jahrhunderts. Cluny=Museum, Paris.

gestattet. Ich habe einzelne Lieblinge darunter, die in der prunkvollen Technik doch ungemein fein und köstlich wirken. Im ganzen ist ja diese schwere, wuchtige Arbeit für die feste, glatte Fläche der Mitra wie ja auch der Bursa mehr geeignet als für faltige, fallende Gewand- und Dekorationsstoffe, die zugleich mit dem Stoffeffekt rechnen müssen, um künstlerisch zu befriedigen. Sehr schön ist z. B. die Randborte solch einer geradezu verschwenderisch kostbaren Bischofsmütze in Halberstadt. Auf einem erhöhten Untergrunde erheben sich die gotischen Kreuzblumen mit echten Perlen gestickt, den Kelch bildet ein in Goldblech gefaßter geschliffener Edelstein. Echte Perlen vereinigen sich wiederum mit Korallen zu einer anderen, welche ihre Heimat im Orient oder in Sicilien haben dürfte, eine vorzügliche Arbeit, die zwischen gotischem Blattwerk allerlei arabische Tiermotive, mit Perlen auf Goldgrund gestickt, trägt. (Abbild. S. 374.) Hier ist der Pelikan, das Sinnbild des Opfertodes Christi, und der Adler, welcher als



Aufnäharbeit. Spanien, 17. Jahrhundert. Lipperheidesche Sammlung, Berlin.

Geist Gottes sich auf den Verkünder der Lehre niederläßt und ihm die Prophetensprache des Johannes verleiht, der Löwe Juda und der Phönix, das Bild der Auferstehung, dargestellt. Beide Stücke wurden von den Äbten von Huysburg und Hamersleben in Halberstadt benutzt. Wieder eine andere Mitra zeigt zwischen getriebenen Goldblechen auf dunklem Purpurgrunde ein köstliches spätgotisches Blattmotiv mit echten Perlen, sehr feinsinnig und dezent ausgeführt. Diese künstlerisch zusammengestellten Ornamente der Mitra geben so mancherlei Aufschluß über die Verschmelzung arabischer und christlicher Kleinkunst, da die steife, schildartige Fläche das kostbarste Material bedingte, das zugleich dekorativ und ornamental wirken sollte. So vermählen sich hier auch durch die Notwendigkeit der verschiedensten Stichtechniken und der mannigfachsten Stoffe alle Stilrichtungen und Epochen. Gotische und romanische Motive gehen Hand in Hand mit dem Rankenwerk der beginnenden Renaissance.



Zopfstichstickerei aus dem heutigen Kreta nach traditionellen Mustern.

Außerordentlich interessant ist die schon reichlich hoch empor-

steigende Mitra, deren Schild den Kampf des Christentums mit dem Judentum scenieren soll, es kann natürlich auch jeder andere Streit sein. (Abbild. S. 380.) Wir haben in ihr eines der ersten Kinder der später üppig wuchernden Reliefstickerei der Renaissancezeit. Auf dem goldgestickten, gotisch gemusterten Grunde ringen zwei Männergestalten, ausgeführt in Silber- und Goldstickerei über einer Reliefunterlage. Der eine, siegende, mit dem Sterne zu Häupten, in der Tracht des Ritters, schwingt das Schwert über den besiegten Vertreter des Judentumes, dessen Bart er gefaßt hat. Der charakteristische Hut des Juden, der übrigens sonst gleiche Gewandung wie der Ritter (wehende weiße Schärpe, von lila Seidenquasten begrenzt) trägt, soll ja den Zweifel an der erwähnten Auslegung und die Erklärung dieser Figur als den Verehrer des Halbmondes widerlegen. Unter dem Besiegten liegt sein gesunkener Stern. Paradiesvögel füllen, gleichsam zuschauend, die Ecken, nur den unteren Rand schließt eine breite Goldborte mit dem springenden Löwen aus farbiger Seide im Muster ab. Dieser Löwe ist ähnlich wie das Wappentier des Kardinals Albrecht von Mainz und Halberstadt. Die Rückseite ist aus rot- und golddurchwirktem Stoff gefertigt.

Selten findet sich in den älteren Stickereien die Taube als Tiermotiv vor. Doch ist sie nicht mit Unrecht das Symbol der heiligen Taufe geworden; finden wir sie doch allzeit als Sinnbild des keuschen Wassers, auch in den Mosaiken des alten Roms und Venedigs. Da ist sie mit vollem Recht für uns zugleich auch ein Sinnbild des heiligen Wassers geworden, das eine Gottesstimme geweiht hat.



Flachstichstickereien. Spanien, 17. Jahrhundert. Lipperheidesche Sammlung, Berlin.

Neben den Gobelin- und Teppichstickereien finden wir die dekorative Kunst der Aufnäharbeit, welche sich mit der Intarsia der Holzarbeit deckt. Auch sie fügt Stoff auf Stoff, oder in Stoff; Gold- und Seidenschnüre decken die Konturrisse, und ihre reichen Zeichnungen mit den warmen, leuchtenden Farben sind von unbeschreiblicher Schönheit. Die Abbild. S. 376 stellt eine solche dar, wie sie die Kathedralen von Burgos, Toledo und Sevilla in reicher Zahl besessen haben. Außer den Renaissancemustern wurde auch dem Farbenarrangement des persischen Gebetteppichs gehuldigt. Auf der Mittelwand des Treppenhauses im Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin prangt ein herrlicher Altarbehang mit dieser Motiv-Aufnäharbeit aus farbigem Sammet und Seide mit dem persischen tiefroten Felde. Auch selbständig bildet die Schnurstickerei reich wirkende, reliefartige, feinliniierte Muster. Die klassischen Bestrebungen aller Künste ließen auch die klassischen Formen der Hellenen wieder entstehen, und hier fand ich die innigste Verwandtschaft mit den koptischen Gräberfunden, wenngleich ich die schöne Eckbildung der frühchristlichen Borten in der Renaissancezeichnung vermisse, ein Fehler, unter dem freilich die schöne Tischdecke (Abbild. S. 375) nur wenig leidet.

Die Goldstickerei, freier von der überladenden Sprengarbeit als bisher, wie die Seidenstickerei erreichten den schönsten Vollkommenheit. Zum Motiv diente auch oft die kostbare Nelke, Tulpe und Hyazinthe, die unerschwinglichen teuren Modeblumen jener Epoche. In herrlichen, naturalistischen Linien schmiegten sie sich in die geschmeidigen, kühn

geschwungenen Muster. Gold und Rot bildeten die Modefarbe für eine reiche Anzahl von Gewändern, nachdem 1578 die goldgestickte rote Sammetrobe den französischen Hofkavalieren befohlen war.

Neben Pilaster- und Wandgehängen kam im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch die Tapete zu ihrem Recht. Besonders entzückte mich unter anderem ein Tapetenstück in der Lipperheideschen Sammlung, das auf gelbseidenem Grunde die applizierte, aus feinem, weißem Leder geschnittene, stilisierte Nelke als Ornament trägt. Feder- und Flechtstich wie der Maler Plattstich dienen zur vegetabilen wie figürlichen Flachstickerei, zu deren Motiven Hochzeitsscenen und Jagdstücke gewählt wurden. Auch vermählte sich die Zeichnung der heraldischen Tiere deutscher Spätgotik mit den durch die italienische Renaissance wiedererweckten antiken Drachengestalten und Greifen; ihre schwungvollen Linien entzücken uns heute auf den noch erhaltenen Familienwappen.

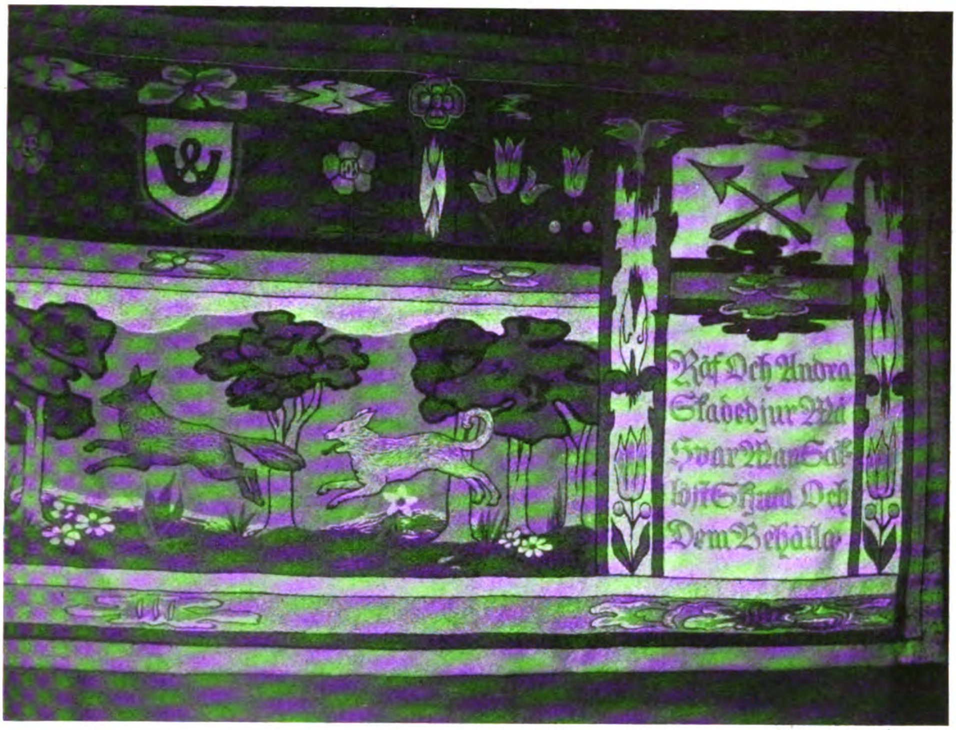
Herrliche Blumenmotive entstanden an den Ufern des Ganges. Wir sehen die Lotosblume, die alte heilige, sagenumhauchte Blüte der ideenreichen Völkerwiege, darin als stilisiertes Motiv wiederkehren. Eine solche Borte gehört zu den reizvollsten und seltensten unter den reichen Schätzen der Lipperheideschen Sammlung. Ein Mittelding zwischen griechischem Stilgefühl im Rhythmus des Ornaments und asiatischen Blumenmotiven hat sich in der Kunst der Balkanvölker, speziell der Bosnier und der Bewohner der Insel Kreta, erhalten. Die Abbild. S. 376 zeigt eine solche Arbeit alten Stiles.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert übernahm das blühende Frankreich die Führung im Reiche des Geschmacks; das blutende, dreißig Jahre hindurch zerquälte Deutschland, das sinkende Italien und Spanien ließen es gern geschehen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert erschienen die von tüchtigen Malern herausgegebenen ersten Stickmusterbücher „welscher Art“, und dankbar haben es seither die Länder angenommen, daß andere für sie dachten, Muster komponierten und der schweren, wuchtigen Art des Deutschen, seinem Sinn für Ornament und Formen den drückenden Stöckelschuh französischen Esprits anzwängten. Perlen spanischer Stickkunst freilich offenbaren uns noch die in der Abbild. S. 377 dargestellten Leinenstreifen, die mit roter, grüner und gelber Seide in Flachstich geziert sind.



Flachstickerei mit roter Seide auf weißem Leinen. Gewandstück. Polen, Anfang des 18. Jahrhunderts. Aus dem Museum in Breslau.

Mit Ludwig XIV. erblüht der Barockstil. Der geniale König, eigenwillig und prachtliebend, bemächtigte sich bald des autokratischen Wortes auf dem Gebiete der künstlerischen Handarbeit. Kein Muster durfte ohne seine Einwilligung ausgeführt werden, um jede Geschmacklosigkeit auszumerzen. Seine Lieblingsfarbe Blau dominierte bald. Übertrieben bezahlte Sticker und Zeichner arbeiteten Tag für Tag an den Nadelmalereien für seine Bedürfnisse. Wenn von nun ab für die Männertracht einfarbige oder schmalgestreifte Stoffe gewählt wurden, so daß hier



Wandbehang mit Jagdscene in wollener Flachstickerei.
Moderne schwedische Arbeit (Handarbetets-Vänner) nach Entwurf von Maria Adelborg, Stockholm.

der Bedarf für künstlerische Webereien aufhörte, so gestatteten die Reifröcke der Damen die kostbarsten, schwersten Blumenmuster. Gestickte Tabliers und Verbrämungen wurden beliebt, reiche Ranken nahmen feingezeichnete Aquarellmedaillons im hellenischen, später Watteaustil auf und umfaßten den Rand des weiten Rockes. Die Abbild. S. 378 zeigt einen höfischen Kostümrock, hier eine polnische Arbeit. Dem französischen Geschmack hätte helle Seide und ein weniger phantastisches Rankenmuster entsprochen, als es hier ein blühender Formensinn schuf.

Von den überreichen, wild ausladenden Mustern der Spätrenaissance, die viel eingebüßt hatten im Vergleich zu der frischen, interessanten Linienführung der Frührenaissance, war der Schritt nur klein zu dem phantastischen, kokett-protzigen, exotischen Barock, gegen dessen siegesgewisse, wuchtige Zeichnung wieder das greisenhafte Rokoko mit seinen ängstlich zarten Linien und schwächlichen, fein nuancierten Farben einen Rückschritt bedeutete. Aus den vollen, leuchtenden Zweigen, welche naturalistisch die üppigen, raffiniertester Zucht entsprossenen Blüten trugen, wurden verstreute Miniaturblümchen. Federn und Schleifen in Gewebe und Stickerei hielten die feingetönten Sträußchen. Zart schattierte Bändchen dienten statt der Seide.

Auf allen Gebieten zieht die neue Kunst mit Siegesschritten ein — auch das weiblichste Gebiet, das Frauengebiet der Kunst, wird von dem neuen Kunststreben berührt. Nadelmalerei, du altes klangvolles Wort und, leider! oft und auch heute noch oft nicht verstandenes Wort!

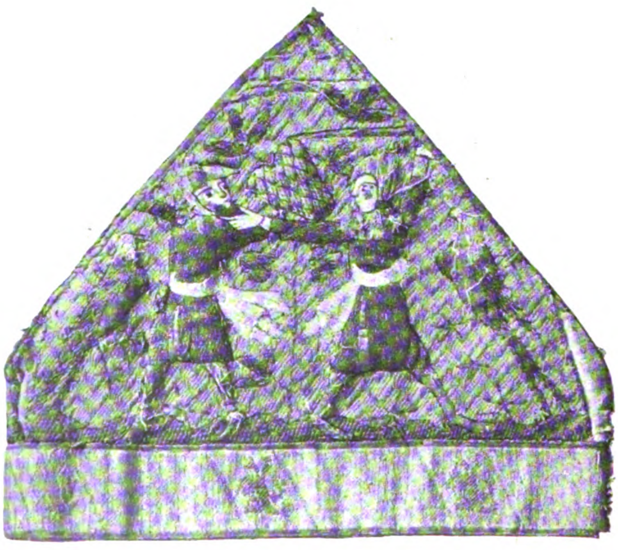
Wir malen mit der Nadel.

Gewiß, die künstlerische Frauenhand kann es, kann die Nadel so zielbewußt und sicher führen wie der Maler den Pinsel, sie kann ebenso idididuell, ebenso künstlerisch Vollendetes schaffen wie der Maler, nur in anderer Weise und unter anderen Bedingungen. Man macht heute gern den Versuch, Gemälde in Stickerei zu kopieren, ein qualvoll mühsames, unfruchtbares Schaffen. Schon durch die Technik der beiden Künste, die Gebundenheit der Stickerei an einzelne Fäden, einzelne Farben unmöglich oder nur durch eine un-

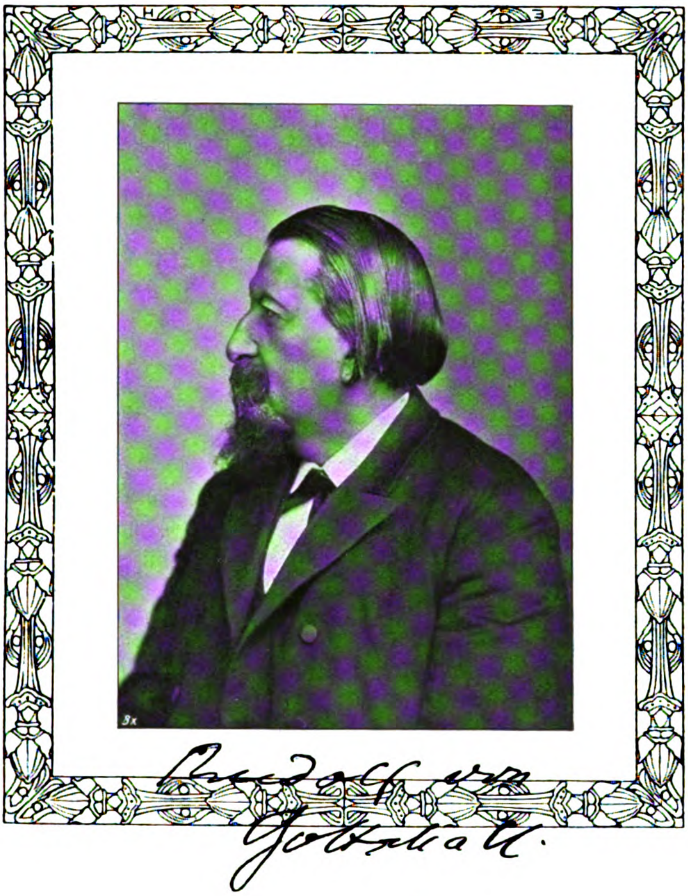
natürliche Anstrengung zu erreichen. Und was wir besten Falles schaffen nach dieser Richtung hin, bleibt die Kopie eines Meisterwerkes, nichts Eigenes, nichts, das dem Ideal künstlerischen Schaffens nahekommt. Und dieses Ideal ist das Zweckverständnis der Werte. Zweck der Stickerei ist die Stoffwirkung, die Stoffverzierung und Stoffverwendung. Das ist eben ganz etwas anderes als der Zweck in den Werten eines Gemäldes. Wir können auch mit der Nadel künstlerische Meisterwerke schaffen: spielende Linien, kosende Blüten und zärtlich schlingende Blätter, ja Figuren und Landschaften können ein ebenso harmonisch durchgebildetes, ebenso lebhaft bewegtes Bild geben wie die Farbensinfonien eines Gemäldes.

Es gibt nichts Individuelleres als die Kunststickerei. Wird schon jede Nadelspitze anders werden, je nach der so geübten Meisterhand, die das gleiche kunstvolle Muster ausführt, wieviel eigenartiger noch ist die Stickerei, wie persönlich wird sie in dem Augenblick, da sich die Stickerei in alle Schönheit ihres Materials, in den Reichtum der vorhandenen Techniken vertieft! Jedes einzelne kann sie ganz individuell zu immer neuen Zwecken, immer neuen Kunstformen ausbilden.

Tastend nur gehen heute wenige vor. Etliche Techniken der neuen Kunststickereien haben rasch breiten Boden gefunden. Ist auch nicht alles schön, was sich uns geboten, so ist doch ein gewaltiger durchgreifender Aufschwung allenthalben zu fühlen und zu beobachten. Die künstlerischere point-lace verdrängt die einst vorherrschende Häkelspitze, der leidige Kreuzstich verschwindet von der Tapisseriearbeit und beschränkt sich auf das kleine Gebiet, das ihm gehört, das der bäuerischen Leinenstickerei, wenn auch einige ganz unkünstlerische Leute sezessionistische Blütenstile in Kreuzstichtreppen umrechnen. Neue Stiche, reiche und geeignetere Techniken leben für die Tapisserie auf, alte verlorene Techniken feiern ihre Auferstehung an neuem Gewande, und wir können sie auch nicht in dem alten Gewande gebrauchen: die eiligere Zeit gestattet uns nicht mehr wie den mittelalterlichen Klosterschwestern, ein Leben hindurch an einer kunstvollen Arbeit zu schmachten. (Abbild. S. 379.) Frischer, schneller müssen wir heute schaffen, kühner und stolzer die Nadel führen. Doch gleichviel, das Neue auch auf diesem reizvollen, herrlichen Gebiete des Kunstgewerbes ist darin ebenso lebensvoll und ebenso zukunftsreich, denn es ist Kind seiner Zeit, wie es die alte Kunst der Blütezeit war, mit dem blühenden Leben emporgewachsen und von lebendurchglühten Menschenhänden geschaffen, in einem Künstlerherzen erdacht, mit Künstleraugen geschaut.



Mitra (Bischofsmütze). Mittelalterliche Bilderstickerei im Dom zu Halberstadt.



Suleika

Ein Idyll

von

Rudolf von Gottschall

(Nachdruck ist untersagt.)

Ist die Post noch nicht angekommen?"

„Gewiß, Herr Professor, doch keine Briefe, nur Zeitungen und Journale. Ich habe sie auf Ihren Schreibtisch gelegt."

„Gut, Frau Sauer."

Der Professor erhob sich von der Bank in der Laube, legte das Buch, in dem er gelesen, beiseite und ging die oberen Gänge des einen Berghang herunterblühenden und grünenden Gartens auf und ab.

Frau Sauer war etwas tiefer am Hang damit beschäftigt, Johannisbeer- und Stachelbeersträucher für den Abendtisch des Professors zu plündern, wobei sie vorkostend bisweilen ein sauersüßes Gesicht machte, wenn sie an eine unrechte und unreife Beere geraten war.

Es war Abend. Das Gebirgstal von St. Ulrich lag schon im tiefen Schatten; oben auf den das Tal abschließenden Dolomiten der Sellagruppe lag noch der Purpurschein der Abendsonne, und auch dem über hohen Vorbergen neugierig ins Tal heruntergucknden Langkofel hatte sie einen roten Kardinalshut aufgesetzt. Lange Zeit hatten die Fensterscheiben in der schmucken

Villa des Professors Stirnbach im Brillantfeuer gestanden, doch auch dies war jetzt erloschen, und die Villa mußte sich mit dem bescheideneren Schmuck, den grünen Umrankungen begnügen, die an ihren Veranden und Balkonen in die Höhe kletterten.

Das Tal lag in tiefem Schweigen — nur die Glocken der Hauptkirche, die jeden Anlaß benutzten, um ein Lebenszeichen zu geben, läuteten ihren Abendsegen über den stillen Hütten und Villen.

Das Gefühl der Vereinsamung, das den Professor oft beschlich bei dem Herannahen der Dämmerung in dem Gefängnis dieses von Bergen umschlossenen Engtals und das ihm seine Bücher nicht immer zu verscheuchen vermochten, kam jetzt wieder über ihn, und da mußte Frau Sauer, das einzige mit Sprache begabte Lebewesen in der Nähe, welches noch dazu von dieser Naturgabe einen sehr ausgiebigen Gebrauch zu machen pflegte, wie so oft ihn wieder einmal trösten, indem sie ihn mit ihrem Geschwätz von seinen melancholischen Gedanken ablenkte. Er stieg zu ihren Stachelbeersträuchern hinab.

„Es fuhr hier ein ganzer Wagenzug durch," sagte sie, indem sie auch diesmal wieder ihre Pflicht erkannte, als Gesellschaftsdame für die Unterhaltung des Hausherrn zu sorgen. „Da geht's vorüber an der Post und am Rößl und an dem schönen Marienheim immer weiter talaufwärts in die neue Pension da oben in Wolkenstein. Es bleiben ja so wenige hier festsitzen; alles will zu den verzackten und verzwickten Dolomiten, in die Nähe wenigstens; denn fast alle steigen nicht zur Höhe und begucken nur von unten die steilen Felswände und Felstürme. Hier kriechen sie nur unter zur Nachtzeit; doch wenn auch das ganze Dorf voll wäre von Fremden, die einem gefallen könnten und mit denen sich sprechen ließe — wir hier oben haben doch nichts davon. Ins Dorf gehen wir selten hinunter, und wenn uns hier oben auf den Feld- und Waldwegen Leute begegnen, so ist es dem Herrn Professor nicht einmal angenehm."

„So lebenslustig, Frau Sauer?"

„Man versauert ja hier oben."

„Ich hindere Sie nicht, unten in die Gasthäuser zu gehen, so oft Sie wollen — selbst zur Tanzmusik."

„O, man hat hier oben so viel zu tun, die ganze Villa sauber und in Ordnung zu halten. Der Friedrich hat nie gedient; er hat keinen Sinn für Sauberkeit; es ist ihm nichts eingedrillt worden, und wenn ich nicht wäre, müßten Sie Ihre Bücher aus dem Staub herausgraben, und die Dore ist nur fürs Kochen, alles andere ist unter ihrer Würde. Der Friedrich ist Stubenmädchen, aber ein schlechtes. Die beiden gehen freilich oft genug zur Tanzmusik — und dabei sind sie nicht den Sticheleien des Herrn Professors ausgesetzt."

„Das sind junge Leute, Frau Sauer. Und Sie selbst wollen ja auch nicht tanzen, nur zusehen und ein wenig klatschen. Eigentlich ist's traurig, daß die Frauen so früh mit dem Leben fertig sind."

„Wie meinen Sie das?"

„Wie alt sind Sie, Frau Sauer?"

„Nun, ein halbes Jahrhundert trage ich schon mit mir herum."

„Sehen Sie, Sie sind eine würdige Matrone — allen Respekt! Andere sind in diesem Alter uralte Jungfern. ‚Was nicht reizt, ist tot,‘ sagt Goethe."

„Da schwärmt der Herr wohl für die Koketten, die immer zu reizen suchen?"

„Nach einem halben Jahrhundert werden sie wohl die Pfeile im Köcher stecken lassen, Frau Sauer. Sie sind keine geniale Frau."

„Gott soll mich bewahren."

„Aber auch die genialen Frauen, die mit ihrem Geiste feuerwerken und ihre splitternackte Seele vor aller Welt zur Schau stellen —"

„Pfui, Herr Professor."

„Es ist ja nur von der Seele die Rede, die ist generis neutrius — auch diese genialen Frauen reizen nicht mehr, wenn sie zu Jahren gekommen sind. Bücher kann man über sie schreiben — das ist alles! Da ist es doch etwas anderes mit uns Männern —"

Frau Sauer hustete, eine Johannisbeere war ihr in die unrechte Kehle gekommen.

„Nun ja, Herr Professor! Sie haben wohl recht! Doch es gibt auch knickebeinige Junggesellen und verwüstete glatzköpfige Eheherren mit fünfzig Jahren — und ältere Herren mit verrunzelten Gesichtern, toten Augen, lahmen Gliedern, die am Stocke

jahrelang ins Grab kriechen! Alles was recht ist, Herr Professor — Sie sind eine Ausnahme!"

„Machen Sie mich nicht eitel, Frau Sauer! Sie sind auf dem besten Wege — ich kenne das!"

„Sie hören's doch gern — man sieht Ihnen die siebzig Jahre, und was darüber ist, wahrlich nicht an. Sie sind frisch und rüstig wie ein Fünfziger. Ihr volles dunkles Haar ist nur von Silberfäden durchzogen, nicht einmal ehrlich grau, wie man es doch mindestens erwarten dürfte, von dem silberweißen Haar abgesehen, wodurch man doch erst ein anständiger Greis wird. Weiß Gott, woher Sie die Runzelmaschine genommen haben, mit der Sie sich alle Falten aus dem Gesicht glätten. Ich würde suchen, hinter Ihre Toilettengeheimnisse zu kommen, wenn ich nicht zu genau wüßte, daß Sie keine haben. Und dazu die feurigen Augen; die gehören auch zur Linie, nicht zur Landwehr ... das ist das reine Schlachtenfeuer."

„Halten Sie ein, Frau Sauer! Und wenn das alles wahr wäre, was Sie da sagen — desto schlimmer für mich! Alles das, was Sie rühmen, kümmert die Welt nicht; das ist ihr alles Plunder, und ich selbst bin ihr nur ein Blender, vielleicht ein künstlich zurechtgemachter; sie wird von meinen gefärbten Haaren, wenn nicht gar von meiner Perücke sprechen. Die Welt schätzt mich nur nach meinen Jahren — das ist der einzig sichere Maßstab —, und die stehen sogar im Konversationslexikon. Und da bin ich abgetan, schon längst abgetan! Ich legte meine Professur nieder; ich fühlte zu sehr, daß ich den jüngeren Kräften im Wege war, die auch etwas erreichen wollten, um so mehr da mir mein Vermögen erlaubte, ohne Gehalt und Kollegiengelder zu leben. Man fand das ganz natürlich! Man behandelt mich rücksichtsvoll, fliegt herbei, wenn ich den Überrock oder den Pelz anziehe, daß ich ins rechte Ärmelloch fahre, hilft mir und stützt mich, wenn ich aus dem Wagen steige, oder zählt mir die Stufen der Treppen vor. Alle Einladungen zum Diner oder Souper habe ich schon lange ausgeschlagen — da wies man mir immer den Ehrenplatz neben ein paar monumentalen Damen an, die mich zu Tode schwiegen. Alles so aufmerksam, so zart, so respektvoll; ich war innerlich gerührt, hätte aber am liebsten dreinschlagen mögen."

„Aber, Herr Professor —"

„Nun ja, die Leute haben nur immer den Kalender im Kopf — der Kalender ist mein Unglück! Die dummen Zahlen! Diese spinnebeinigen Ungeheuer regieren ja die Welt — und doch ist's Lug und Trug. Nicht nach den Jahren kann man das Alter messen, sondern nach dem, wie man aussieht, nach dem, wie man denkt und fühlt! Es ist doch traurig, von aller Welt für einen alten Herrn angesehen zu werden, wenn man sich jünger fühlt als alle die Schlafmützen und Glatzköpfe von vierzig Jahren."

„Das ist ja ein Glück für Sie, daß Sie sich so jung fühlen können."

„Den Teufel auch ... lächerlich erscheint man den anderen, wenn man etwas mit jugendlichem Feuer erfassen will, sei es was es sei — meinetwegen auch ein weibliches Geschöpf! Und die bekreuzigen sich ja vor unsereinem — nicht weil wir abschreckende Ungeheuer sind, sondern weil uns die Zahl eingebrannt ist wie einem Galeerensklaven das Zeichen ... die Zahl unsererer Lebensjahre. Es ist schlimm, wenn die Jugend alt ist, was ihr heutzutage oft genug begegnet; doch es ist auch schlimm, wenn das Alter jung bleibt — das heißt die Welt auf den Kopf stellen, und das hat noch niemandem zum Heil gereicht."

„Nun, warten Sie noch ein oder zwei Jährchen," versetzte Frau Sauer, die eben ihre Töpfe gefüllt hatte, „vielleicht gleicht sich das alles aus ... die Welt kommt wieder auf die Beine zu stehen — und Sie werden so alt aussehen, wie Sie sind."

Da regte sich die Hausklingel der Villa — ein schrilles Geräusch, das die abendliche Stille unterbrach. Etwas Fremdes, etwas Neues kündigte sich an. Das versetzte Frau Sauer in nicht geringe Aufregung; denn um diese Stunde pflegten die Ortsangehörigen nicht mehr mit Proviant, mit einem Angebot von Waren oder mit Betteleien in die Häuser zu dringen. Da kam auch schon Friedrich, der ebenfalls die Bedeutung dieses Augenblicks zu schätzen wußte, mit einer Visitenkarte herangestürzt.

„Professor Mahler," las der Professor, „ein junger Kollege von mir. Rasch — die Lampe in mein Studierzimmer."

Friedrich, ein flinker junger Bursche, flog ins Haus zurück.

„Frau Sauer — guten Wein aus dem Keller — den alten Rüdesheimer — und rasch ein Abendbrot!"

„Ums Himmels willen," rief die Wirtschafterin, die atemlos dem vorauseilenden Herrn und Gebieter folgte, „das konnte ich ja nicht voraussehen, ich habe ja nichts im Hause! Ich hätte eher geglaubt, daß der Langkofel mir auf den Kopf fiele, als daß ich jetzt am späten Abend ... das kommt ja das ganze Jahr bei uns nicht vor!"

Der Professor hörte nicht auf diese Herzensergießungen; daß ein so befremdendes Ereignis Frau Sauer aus der Fassung bringen würde, schien ihm ganz natürlich; doch er wußte, daß sie sich bald wieder zurechtfand. Herzlich schüttelte er dem Kollegen die Hand und führte ihn in sein Studierzimmer. Alle Wände waren bis an die Decke mit Büchern verdeckt, die auf hohen Repositorien dicht aneinander standen.

Kollege Mahler war ein Schüler des Professors und saß jetzt auf dem Katheder desselben — die vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft war ihr Fach. Mahler war ein untersetzter, phlegmatischer Herr mit grauen Haaren, grauen Augen, die durch eine Brille blinzelten, im grauen Sommerrock, der sich vergeblich mühte, etwas, was einer Taille ähnlich sah, hervorzubringen, da das Embonpoint des Ordinarius, das über das erlaubte Maß hinausging, solcher Bemühungen spottete.

„Ich wußte," sagte er, „daß Sie hier Ihr Tusculum haben, und wollte mit den anderen nicht vorüberfahren, ohne Sie begrüßt zu haben. Wir sind eine große Gesellschaft, junge Dozenten, auch ein paar alte Herren, der alte General von Twiesen — Sie kennen ihn ja —, mehrere Damen, auch meine Frau. Wir wollen einige Zeit hier oben im Gebirge bleiben — frische Alpenluft schöpfen, Partien machen, große und kleine."

„Und warum seid ihr nicht hier in St. Ulrich geblieben?"

„Wir wollen näher an die Dolomiten heran; die Pension in Wolkenstein ist uns empfohlen worden; wir finden dort alle ein Unterkommen und wandern leicht über die Joche herüber ins Fassatal oder auf die andere Seite zum Monte Cristallo. Auch würde Sie unsere große unruhige Reisegesellschaft nur stören, denn sie würde sich's nicht nehmen lassen, bei einer Leuchte der Wissenschaft einzubrechen. Ich beneide Sie — o, wie herrlich muß sich's hier studieren — keine Kollegien, keine Fakultäts- und Senatssitzungen, keine Prüfungen, keine Dissertationen, die man durchlesen muß —"

„Doch man wird hier zur Salzsäule, lieber Freund! Immer nur mit den abgeschiedenen Geistern verkehren, mögen sie auch ein ewiges Leben haben — es ermüdet. Es fehlt das anregende Gespräch, das elektrische Fluidum, das von Geist zu Geist herübersprüht."

„Gewiß — das sehe ich wohl ein. Und dann leben Sie etwas abgeschieden von der literarischen Bewegung der Gegenwart."

„Man hat mich ja längst zum alten Eisen geworfen. Genug und zuviel erfahre ich aus den Journalen von diesem Trubel, und die Proben, die ich dort zu kosten bekomme, machen mich durchaus nicht begierig, mehr davon zu genießen. Ich lobe und liebe die Klassiker alter Zeiten; doch ich glaube nicht, daß sich diese Neuesten zu Klassikern auswachsen werden. Was mich am meisten befremdet, ist, daß die Literaturwissenschaft der Universitäten sie ernst nimmt und sich viel mit ihnen beschäftigt."

„Verehrter Meister, auf Ihr Wohl," sagte Mahler, dem Kollegen zutrinkend, wobei ihm die schöne Blume des Weines besonderes Behagen schaffte, „wir leben im Zeitalter des Verkehrs, und man darf sich nicht absperren vor den geistigen Eil- und Blitzzügen der Gegenwart. Zu den Zeiten des seligen Gervinus war das anders — da wollte man nichts wissen von all dem, was nach Goethes Tode in der Dichtkunst vorging; dafür war kein Platz mehr in den Kollegienheften. Wie schalt man damals auf diese Professorenweisheit, welche im Ignorieren groß war und höchstens über die neuen Talente den Kopf schüttelte und die Achseln zuckte. Jetzt sind wir praktischer geworden; die jungen Leute interessieren sich einmal für die in allen Zeitungen und Journalen ausposaunten Genies, und wir müssen

uns auch dafür interessieren, wenn die Jugend in unsere Kollegien strömen soll. Wir schreiben über die Entwickelung der Literatur dicke Bücher, in denen auch die lyrischen Studenten nicht fehlen, die sich in unmöglichen Versen als Übermenschen gebärden."

„So sind Sie selbst kein Freund dieser Richtung?"

„Es gibt ja gute Köpfe darunter — die stellt man in eine Nische unseres Pantheons; man hilft Berühmtheiten schaffen und wird dadurch selbst berühmt."

„Gewiß — jeder Bildhauer sorgt für den Ruhm seines gemeißelten Helden und zugleich für den seines eigenen ungemeißelten Selbst! Ich gönne Ihnen diesen Ruhm schon aus alter Freundschaft und trinke auf Ihr Wohl!"

„Ja, ja," sagte Mahler schmunzelnd, „ich habe schon manchen literarischen Säugling aus der Taufe gehoben. Doch Scherz beiseite — unsere wissenschaftliche Heimat ist ja die Weltliteratur, und sie ist die Mutter dieser ganzen Bewegung! Auf französischem, auf norwegischem und russischem Boden ist sie gewachsen. Zola, Ibsen, Tolstoj sind ihre geistigen Ahnen, mehr als die deutschen Klassiker, wenn auch in dem internationalen ‚Urbrei' einige von ihren Ingredientien gefunden werden. Doch welchen reichen Stoff gewährt uns dies für unsere Untersuchungen, welche Perspektiven für geistreiche Durchblicke."

„Doch die deutsche Literatur," sagte Stirnbach, „soll weder auf dem russischen Humus emporwachsen, noch ihre Ausflüsse aus den norwegischen Gletschern nehmen — das ist meine Ansicht. Und dann, lieber Freund, ich bin wahrlich kein versteinerter Anhänger des Alten; ich fühle in mir oft auch jugendliches Feuer und bin noch stets bereit, mit Posa auszurufen: O Königin, das Leben ist doch schön! Ich verstehe den Sturm und Drang, denn in mir hat zeitlebens ein verwandter Geist gegärt, und auch jetzt noch schlägt mir das Herz höher, wenn die Begeisterung für irgend eine große oder auch neue Idee an mich herantritt. Doch das gerade muß ich nach allem, was ich über diese jüngste Schriftstellergeneration gehört und von ihr gelesen, vermissen. Da ist kein Fluidum, das mich zu elektrisieren vermag; das ist ein blasiertes Geschlecht, welches sich mit einem Größenwahnsinn spreizt, den es aus falschen Philosophemen gesogen, oder das an versetztem Mystizismus krankt. Für Burschen muß 'was Beff'res sein, Drum schenkt mir reines Feuer ein!"

Der Wein hatte dem alten Professor die Zunge gelöst; sein Auge blitzte, und Mahler, der behaglich ein Glas nach dem anderen schlürfte, blickte auf ihn nicht ohne Bewunderung und Neid; denn er kam sich sehr ausgetrocknet und nüchtern vor neben seinem alten Lehrer, dessen Feuergeist noch immer mit ihm durchging, freilich! auch sehr überlegen, denn er selbst war ja kühler und verständiger, und solche alten Herren sollten in Schnee und Eis vergraben sein wie der Langkofel — das paßte besser für sie. Noch lange ging die Rede hin und her, berührte Altes und Neues, bis sich Mahler mit einer sanften Röte im Gesicht erhob.

„Ich muß gehen, geehrter Meister, drunten wartet im Marienheim auf mich ein Reisegefährte, der junge Doktor Schleider, seines Zeichens ein Geologe — keine Ahnung von Poesie, Literatur, Weltliteratur, aber sonst ein prächtiger Mensch! Wir wollen zusammen nach Wolkenstein gehen, wo die anderen bereits Quartier gemacht haben. Der Vollmond steht am Himmel — es wird ein schöner Spaziergang werden."

Die Freunde verabschiedeten sich und sprachen die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen aus, ohne darüber etwas Bestimmtes zu verabreden. Mahler war angeheitert; er warf sogar der Frau Sauer einen verliebten Blick zu und ging trällernd und singend den Bergpfad hinunter.

Frau Sauer räumte das Geschirr zusammen. „Ein ganz gemütlicher alter Herr," sagte sie, „hat sich aber weniger gut konserviert, seine Haare sind schon ganz grau."

„Er ist mein Schüler," versetzte Stirnbach.

„Da müssen in der Schule recht alte Schüler gewesen sein," meinte die Wirtschafterin, die mit den Flaschen und Gläsern klapperte, aber ihre Tätigkeit sehr verlangsamte, als ob sie noch etwas Besonderes auf dem Herzen hätte. Der Professor merkte dies wohl.

„Was haben Sie mir noch zu sagen, Frau Sauer?"

„Es ist etwas Wichtiges, Herr Professor! Ich getraute mich immer nicht damit herauszurücken; doch da Sie heute abend bei so guter Laune sind, will ich nicht länger damit hinter dem Berge halten."

„Ich bin doch kein Brummbär, meines Wissens!"

„Doch was ich wünsche, wird Ihnen gewiß gegen den Strich gehen; es paßt Ihnen nicht in den Kram; es ist etwas ganz Apartes."

„Nun, ich bin neugierig!"

„Ich habe Ihnen schon zwei- bis dreimal von meiner Nichte erzählt, der Tochter meines Bruders, der Lehrer und Kantor ist in Eckardtsbergen. Das Mädchen war immer sehr gescheit, und die Gutsherrin auf dem Schloß hatte sie liebgewonnen und nahm sich ihrer an. So wurde es ihr möglich, ein Seminar zu besuchen und dann auch noch solch eine gymnastische Anstalt, wo die Mädchen Latein und Griechisch lernen ..."

„Ah, ein Mädchengymnasium."

„Doch die Dame starb, ehe sich Lene das ganze Zeug in den Kopf gepfropft hatte. Magdalene heißt sie nämlich, und ich selbst habe bei ihr Pate gestanden. Alle Examina hat sie gut bestanden — was für welche, weiß ich nicht; denn ich selbst habe ja glücklicherweise nie ein Examen zu machen brauchen."

„Und nun stehen wohl die Ochsen am Berge?"

„Aber, Herr Professor," sagte Frau Sauer, indem sie das Tablett, das sie in der Hand hielt, klirrend auf den Tisch setzte, „das ist doch zu arg, daß Sie so von der Lene sprechen. Das ist ein feines Mädchen, und sie weiß recht gut, was sie will! Und sie ist auch ein hübsches Mädchen — das schreiben mir alle, die sie gesehen haben. Und darüber sollen Sie selbst urteilen; nein, das platzt mir so heraus; das ist's gerade, warum ich mit Ihnen sprechen wollte. Die Lene möchte mich gern einmal besuchen; sie sehnt sich danach, einmal die hohen Berge zu sehen; denn bei uns ist die ganze Landschaft so platt, als wenn der liebe Gott mit dem Plätteisen darüber gefahren wäre, und der höchste Berg, von dem man einige Kirchtürme sieht, ist nicht höher als ein Maulwurfshügel."

„Immer weiter im Text, Frau Sauer."

„Das würde eine Freude sein für das arme Kind, einmal zu sehen, was für Riesen hier aus der Erde wachsen, und ich selbst wäre glücklich, mein Patchen wiederzusehen. So gelehrt das kleine Ding sein mag — wirtschaftlich ist sie immer gewesen; dafür hat mein Bruder gesorgt; sie kann mir hier sehr zur Hand gehen, was auch der Wirtschaft und Ihnen selbst, Herr Professor, zu gute kommen würde, um so mehr, als der Friedrich alle Tage fauler wird. Das Zimmerchen oben neben meinem Schlafzimmer reicht vollkommen für sie aus, und so fehlt nur noch etwas — Ihre Zustimmung, Herr Professor!"

„Nur her mit der Dirne," sagte Stirnbach, der sich eine burschikose Laune angetrunken hatte, „ob noch ein Besen mehr im Hause herumfegt, darauf kommt mir's nicht an — und wenn's ein schmuckes Mädchen ist ... nun, Frau Sauer, Ihre Schönheit in Ehren, aber etwas Abwechselung schadet nicht. Laden Sie Ihre Lene nur immerhin ein, sie wird mich in meinen Studien nicht stören, und wenn sie im Hause zu sehr herumrumort, da werde ich mit dem Ihnen wohlbekannten Donnerwetter dreinfahren, das für zwei solche störende Geschöpfe ausreicht."

„Also die Lene kann kommen — das ist die Hauptsache! Ich fürchte nicht, daß Sie zu sehr losdonnern werden; das arme Kind würde Ihnen bald leid tun! Ich werde morgen früh gleich an sie schreiben."

Der Professor ging noch im Garten auf und ab. Der Mond hing über den Bergen voll und groß; ihre schweren Schatten fielen in das versilberte Tal. Der Zauber der Mondscheinnächte, in denen er Glück ersehnt und Glück gefunden in den Zeiten seiner Jugend, kam wieder über den alten Gelehrten. Erinnerungen, süß und wehmütig, tauchten in seiner Seele auf — doch er schüttelte sie wie etwas Lästiges von sich ab. Wozu Erinnerungen? Das ist eine Pension für die Invaliden; es ist unwürdig, von der Vergangenheit zu zehren; die Gegenwart verlangt ihr Recht von dem Alter wie von der Jugend! Ach, was bietet sie dem späten Lebenswanderer? Noch ist der Quell der Sehnsucht nicht versiegt, und der Quell der

Sehnsucht ist der Quell des Lebens. Wer etwas ersehnt, der hat eine Zukunft, der will etwas von der Zukunft! Es ist die Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem — unbestimmt wie die träumerisch im Mondlicht zerfließende Landschaft! Doch das Gefühl schon ist ein Trost, wenn es uns auch aufzehrt mit innerer Unbefriedigung; wir fühlen doch noch unsere Pulse schlagen, und uns überfliegt nicht schon der Schatten, den die Gräber werfen.

In solche Träumereien versenkt, schritt Stirnbach auf und ab. Und aus dem Silberbad des Mondes tauchte eine reizvolle weibliche Gestalt vor ihm auf und begleitete ihn in sein Schlafgemach und in seine Träume. Die Schönheit — das ist die Jugend, das ist das Leben!

In den nächsten Tagen war Frau Sauer von heiterster Laune. Draußen war Regenwetter, aber die Villa Stirnbach lag im Sonnenschein. Friedrich und Dore atmeten auf, die Haustyrannin war überaus liebenswürdig und bewilligte ihnen jede Bitte. Der Professor studierte eifriger als je und kümmerte sich weniger als je um das Hauswesen. Seine Gedanken gingen aber weit in die Ferne — über die Meere hinaus.

Er hatte einen Brief erhalten, den zunächst Friedrich draußen in Empfang genommen. Die Postmarke erregte seine Aufmerksamkeit; er zeigte sie der neugierigen Köchin, welche auch sogleich erkannte, daß sie nicht von der deutschen Reichspost herrührte. Frau Sauer kam dazu, entriß das Schreiben den Händen der Dienstboten. „Aus Amerika," sagte sie und nickte verständnisvoll.

Der Professor hatte einen einzigen Sohn, der jenseit des Meeres verweilte, nicht als ein Vorbestrafter, als ein Landflüchtiger, als ein Vagabund und Deserteur, der wie viele Hundert da drüben Fuß zu fassen suchte, nachdem ihm hier der Boden unter den Füßen fortgezogen war, nein als ein tüchtiger junger Mann, der drüben bei den großen Unternehmungen des Eisenbahnbaues eine lohnende Beschäftigung suchte. Er war allerdings aus der Art geschlagen; er hatte von den wissenschaftlichen Leistungen seines Vaters eine geringe Meinung. Literatur — das war ihm alles Makulatur. Die großen Bauten des Weltverkehrs waren von Jugend an seine Passion. Mit glänzenden Zeugnissen hatte er das Polytechnikum verlassen und bald einen einflußreichen Gönner gefunden, der ihn bei großen Unternehmungen beschäftigte und ihn auch über das Weltmeer mit hinübernahm. Technische und mechanische Dinge waren aber für den Professor ein Noli me tangere; er wäre in Verlegenheit gekommen, wenn er den Mechanismus einer Taschenuhr hätte erklären sollen; die Telegraphie mit ihrer die Welt überfliegenden Zeichensprache war für ihn höhere Magie und gar die drahtlose Telegraphie etwas so Wunderbares, daß ihm der Verstand dabei stillstand. Er würde es lieber gesehen haben, wenn sein Sohn auf einem ihm verständlichen Gebiete etwas geleistet hätte. Doch er stand seinen Neigungen nicht im Wege; er freute sich an seinen Zeugnissen; er bewunderte seine Leistungen. Eine große Hoffnung war im stillen in ihm aufgetaucht. Der Kaiser begünstigte ja die Technik und alle ihre Zweige, besonders die Schiffsbaukunst. Lag doch die Zukunft Deutschlands auf dem Meere — und beruhte doch die Weltstellung Deutschlands auf seinen Schraubendampfern. Das nahm der Gelehrte mit gutem und festem Glauben hin, obschon er sich von einem Schraubendampfer keinen rechten Begriff machen konnte. Doch die Schraube war ja gleichgültig, wenn es nur auf allen Meeren dampfte unter des Deutschen Reiches Banner, das die schwarzen und gelben Menschen mit Respekt beguckten. Wenn im übrigen Deutschlands Zukunft auf dem Wasser lag, so war ihm dies sehr ungemütlich, denn da hatte er keinen Teil daran. Er selbst lag nicht auf dem Wasser; aber auf dem Schiffe hatte er mehrfach gelegen in schrecklicher Seekrankheit — und das verbitterte ihm jeden Gedanken an die deutsche Zukunft. Doch der Kaiser hatte nicht bloß eine deutsche Marine geschaffen; er hatte nicht bloß den Technikern der Schiffswerften seine Gnade zugewendet; er hatte die Bedeutung der ganzen Technik in hohem Maße anerkannt und vor allem auch den technischen Hochschulen das Recht zuerkannt, Doctores ing. zu ernennen. Daran knüpfte sich die Hoffnung des Professors; er hatte eigentlich nur Respekt vor Sterblichen mit

dem Doktorhut, und daß sein Sohn nicht Doktor der Weltweisheit geworden, das war ihm stets ein stiller Kummer; doch jetzt konnte er Dr. ing. werden, und das war auch ein Wunsch und eine Hoffnung, die er im stillen hegte. Da mußte er noch einmal aus der Neuen Welt herüberkommen und im Deutschen Reich sich die höchsten Ehren der Technik erwerben.

Und dieser Brief verstärkte seine Hoffnungen. Erwin meldete seine Ankunft noch in diesem Sommer an; er begleitete seinen Gönner und Beschützer nach Deutschland, wohin diesen mancherlei Bestellungen und Aufträge riefen; er freue sich, den Vater wiederzusehen und wieder einen Kranz auf das Grab der Mutter zu legen, die ihm schon gestorben war, als er noch die technische Hochschule besuchte. Und auch der Vater freute sich herzlich über die Zurückkunft des Sohnes, der gewiß hier sich auch das Doktordiplom holen würde. Er nahm die Photographien desselben aus der Schublade seines Schreibtisches und betrachtete sie andächtig. Es waren ja seine eigenen Züge, die feurigen Augen, der üppige Haarwuchs, der interessante Gesichtsausdruck; das war ja sein Abbild, das sagte ihm der Spiegel, den Frau Sauer, so reinlich sie sonst war, absichtlich vernachlässigte, da sie meinte, solch ein alter Herr brauche sich nicht in dem Spiegel zu sehen, da sehe er doch nichts Gescheites. Ja, der Spiegel log ihm einen älteren Bruder vor, einen Bruder des jüngeren, dessen Bild er in der Hand hielt. Es war doch eine herrliche Überraschung, und wenn sein Aufenthalt hier auch nur kurze Zeit dauern sollte! Der einzige Sohn, welche Freude für ein Vaterherz!

Frau Sauer fuhr indes nach Waidbruck ihrer Nichte entgegen, die ihre Ankunft mit dem nächsten Eisenbahnzuge angemeldet hatte. Auf dem Bahnhofe ging Frau Sauer in großer Spannung auf und ab ... wie würde die Lene jetzt aussehen? Seit ihrer Kindheit hatte sie das Mädchen nicht gesehen. Was aber sie selbst anging, die Frau Sauer, die Tante, so hielt sie darauf, von Hause aus einen respektierlichen Eindruck zu machen; sie hatte aus dem Schrank die „Dame" herausgeholt, die dort auf ihre Stunde wartete: einen Hut mit schmucken Federn, ein Crepe de Chinetuch, ein Erbstück aus der Verlassenschaft einer früheren vornehmen Herrschaft, bei der sie bedienstet gewesen, und ihre Gestalt nahm sich in einem einfachen hellen Kleide recht stattlich aus, wenn auch der ganze altmodische Aufputz an einen Provinzwinkel erinnerte, wo man sich Sonntags in Gala wirft.

Endlich kam der Zug herangebraust — es waren nur einige Passagiere, die in Waidbruck ausstiegen; die anderen trug das Eisenroß weiter nach dem Sonnenlande Italien. Frau Sauer brauchte ihre Augen nicht anzustrengen. Eine Partie Gletscherfahrer und Schlotkriecher durch die Spalten und Löcher der Eispyramiden stieg aus dem Coupé, ausgerüstet mit Stricken und Stangen und allen Kulturwerkzeugen, mit denen man diesen anscheinend unnahbaren Naturwundern zu Leibe geht; auch eine Dame war dabei, die alles Ewig-Weibliche der Kleidung zu Hause gelassen hatte und wie ein weiblicher Eisknappe aussah.

Aus dem nächsten Coupé stieg eine einzelne Dame aus mit Tüchern, einem Köfferchen, einer Reisetasche, Schachteln und Schächtelchen, die der Gepäckträger seufzend in Empfang nahm. Sie war in einen dicken Mantel gehüllt und sah sich hilflos um; ein helles freundliches Gesichtchen guckte aus der unbequemen Hülle hervor.

„Wie komme ich denn nach St. Ulrich?" fragte sie einen Bahnbeamten.

„Dort am Gasthof werden Wagen stehen," erwiderte dieser.

Frau Sauer hatte die Frage gehört ... sie erkannte nach den Photographien alsbald die Fragerin. Diese lieblichen Züge ... es war kein Zweifel.

„Magdalene Thalheim," redete sie das Mädchen an.

Nach einem kurzen, befremdeten Blick ein freudiges Aufleuchten in den Augen der jungen Dame — war sie nun doch aller Sorgen über ihr weiteres Fortkommen überhoben.

„Liebe Tante!" rief sie, und das in dem dicken Mantel eingewickelte Paket lag an der Brust der Frau Sauer.

„Du hast dich ja ausgerüstet wie zu einer Reise an den Nordpol," sagte diese.

„Da oben unter den Gletschern soll es ja schauerlich kalt sein," versetzte Lene, „und

auf St. Ulrich fallen gewiß oft die Lawinen herunter."

„Nein, so schlimm ist's nicht, liebes Kind; wir haben noch einen weiten Weg bis an den Fuß der Dolomiten."

Frau Sauer war eine tätige Frau, den Wirtsleuten längst bekannt; in kurzer Zeit war das Gepäck herbeigeschafft, der Wagen vorgefahren, und bald saßen die beiden Damen darin. Den Polarmantel hatte Lene abgelegt, und ein schlankes Mädchen war daraus hervorgeschlüpft. Das üppige blonde Gelock hatte sie aus der Stirn gestrichen, und mit den feurigen braunen Augen blickte sie freudig erstaunt und verwundert um sich. Sie hatte schon bei der Eisenbahnfahrt die hohen Berge gesehen zur Rechten und zur Linken; doch das war, wie man ein Panorama sieht, erstaunlich, überraschend, herrlich, aber doch wie etwas Fremdes, wozu man sich mit der Fahrkarte das Entreebillet gelöst hat.

Wie ganz anders die Fahrt im offenen Wagen durch das Grödener Tal; drunten plauderte vertraulich der Bach; bald war man dicht an seinen kleinen Strudeln und Wasserfällen, welche wie Koloraturen sein gleichförmiges melodisches Rauschen unterbrachen; bald sah man von der Höhe hinab unten sein funkelndes Silber ein lichtes Band durch den Talgrund ziehen. Und darüber die hochansteigenden Berge, über welche höhere Gipfel hervorragten, und dazwischen der Blick in ein kleines Seitental, wo sich die Bergcoulissen hintereinander schoben — und hier und dort eine einsame Meierei am Berghang klebend oder auch ein Dörfchen, wo sich mehrere Häuser zusammengefunden. Dann wieder im Tal eine klappernde Mühle. Und dazu Vogelgesang in den Wipfeln der Bäume, deren Gezweig die Insassen des Wagens streifte — und der helle freudige Sonnenschein, der über das schäumende Wasser lief, die Berge drüben hinaufglitt und das ganze Tal in ein warmes Licht tauchte. Und die köstliche frische Luft — Odem der Gesundheit, der Freiheit!

Lene mußte ihrer Begleiterin dankbar die Hand drücken. Sie hatte ihr ja das Zauberreich erschlossen; es wehte sie an ringsum wie der Hauch eines neuen Lebens.

Endlich kündeten versprengte Häuser das Dorf St. Ulrich an; von dem Turme der stilvollen Kirche läuteten die Glocken. Es war wie ein Jubelgruß von der Höhe herab ins Tal gesendet, entgegen den Ankommenden. Und bergan ging's durch das Künstlerdorf, und Bilder des Weltheilandes sah sie auf Schubkarren durch die Straße fahren. Frau Sauer teilte ihr mit, daß aus dem fernen Ostindien her in diesem Bergdorf Bestellungen eingingen von Kirchen, welche die Steinmetzarbeiten und die Vergoldungen dieser Tiroler Werkstätten zu ihren Ausschmückungen verwendeten. Altäre mit großen Figurengruppen gingen von hier nach dem fernen Orient.

In der Mitte des Dorfes lenkte der Wagen auf einen Wink der Frau Sauer links ab, und mühsam kroch das Pferd mit dem Einspänner einen mit Steinen besäten Feldweg in die Höhe, wo sonst nur die Holzfuhren hinauf- und hinunterrasselten. Für die harten Stöße und die unbequeme Fahrt entschädigte der sich erweiternde Blick über das malerisch ins Tal gebettete Dorf. Bald konnte auch Frau Sauer die Villa zeigen, die stattlich von der Höhe herniederguckte. Die Beschwerden des Weges waren sofort vergessen, der Kutscher wurde abgelohnt, und Frau Sauer führte das Mädchen in das bescheidene Gemach, wo sie den Staub des Weges abwaschen und Toilette machen sollte. Frau Sauer ging inzwischen in die Laube des Gartens, wo der Professor saß und die Anakreontika studierte. Das war sein Mann, der alte Anakreon, der die Blume des Weins mit heiterem Sinn genoß und sich mit den Rosen der Liebe schmückte. Sie meldete ihm die Ankunft des Gastes, was er mit sehr geringer Aufmerksamkeit anhörte.

„Ich darf sie doch wohl hereinbringen und Ihnen vorstellen?" sagte sie.

„Meinetwegen," versetzte er, ein Blatt umwendend, „ich hoffe, daß sie mich nicht zu lange und überhaupt nicht zu oft stören wird!"

Eine halbe Stunde verging, da wanderte ein anmutiges Mädchen im Rosakleide durch die Gänge des Gartens, und neben ihm schritt Frau Sauer stolz und glorreich; denn sie selbst war überrascht von der Schönheit ihrer Nichte, als diese, heiter und lieblich,

wie ein verwehtes Rosenblatt durch den Garten schwebte. Na, alter Brummbär, dachte sie im stillen, sie wird dich schon Mores lehren. Als sie in die Laube traten, blickte der Professor anfangs ärgerlich, dann verwundert auf, und er erhob sich zu höflicher Begrüßung. Das war ja eine Dame — wie kam solcher Glanz in seine Hütte?

„Wir sind hier auf dem Lande, mein Fräulein! Ich kann Ihnen keinen Ehrensitz anbieten, doch ich räume hier die Bücher fort, alte Schmöker, wie Sie sehen, und bitte Sie, auf der hölzernen Bank hier Platz zu nehmen."

„Ich werde nach der Küche sehen," sagte die Wirtschafterin und überließ die beiden einem ungestörten Gedankenaustausch. Davon hatte sie sich schon überzeugt, daß die junge Prinzessin keinen Adjutanten brauchte, sondern ihre Sache selbst zu führen vermochte. Freilich, eine gewisse Verlegenheit war ihr anzusehen, aber es war gerade keine Schüchternheit; es war eher der Ausdruck einer Verwunderung, etwas so ganz anderes gefunden zu haben, als sie erwartete. Doch das Befremden schwand alsbald, und mit größter Unbefangenheit stand sie dem Professor Rede, der sie über den Gang ihrer bisherigen Studien befragte, nicht mit den gestrengen Mienen eines Examinators, sondern nur um durch solche Anknüpfungen das Gespräch rasch in Gang zu bringen.

Lene stattete ihren Rechenschaftsbericht mit einigen humoristischen Streiflichtern aus, die dem Professor wohl gefielen; sie war überdies sehr taktfest in ihren Literaturkenntnissen; auch wußte sie mit den römischen und griechischen Klassikern gut Bescheid. Und dabei kein Bücherstaub auf ihrem ganzen Wesen; eine so frische Jugendlichkeit; nicht an die staubigen Bücher dachte man bei ihrem Anblick, nur an die duftigen Blumen. Stirnbach wäre geneigt gewesen, seinem Prüfling die Zensur Ia zu geben. Doch er faßte sein Urteil lieber in die nummernlose Gesamtzensur zusammen: Das ist ein Prachtmädel!

Als Frau Sauer zu Tische rief, war sie überrascht, die beiden in einem sehr lebhaften und, wie es schien, sehr gelehrten Gespräch zu treffen; sie stand daneben mit gefalteten Händen und mußte immer wiederholen, daß die Suppe kalt werde. Ganz erstaunt aber war sie über die Galanterie des Professors, welcher ihrer Lene den Arm reichte, um sie zu Tisch zu führen. Und er hatte neulich erst eine Geheimrätin, die mit ihrem Gatten in sein Heim eingebrochen war, im anderen Zimmer stehen lassen und ihr nur den Stuhl zurechtgerückt.

Und dies Gespräch bei Tisch! Wie sie sprechen konnte, die Lene, wie ein Buch — und der Professor hörte ganz andächtig zu, während er sonst keinen Menschen zu Worte kommen ließ! Frau Sauer freute sich zwar, mit einer solchen Nichte glänzen zu können; denn etwas von diesem Glanze fiel auch auf sie zurück. Doch sie kam sich bei diesen gelehrten Unterhaltungen sehr überflüssig vor und empfand darüber eine gewisse Beschämung.

Nach Tisch führte der Professor das Fräulein in seine Bibliothek, in welcher auch sein Arbeitstisch stand. An langen Wänden hohe Repositorien mit lauter geschmackvoll eingebundenen Büchern, das war seine Passion — und er hatte das Geld, um seine Passionen zu befriedigen. Lene hatte bei dem Schulrat nur einige Büchergestelle gesehen, auf denen gebundene und geheftete, dicke und dünne Bände kreuz und quer durcheinander lagen. Die Ordnung und der Glanz, womit sich hier die schönuniformierten Geisteskinder präsentierten, machten auf Lene einen fast berauschenden Eindruck — ihr war zu Mute, als wäre sie in eine Schatzkammer eingetreten, wo Silber, Gold und Edelsteine an allen Wänden funkelten. Und mit stürmischer Hast verschlang sie, von Fach zu Fach eilend, die Titel der Werke. Da war sie gerade an ihre lieben Engländer geraten — Shakespeare, Byron, Shelley und Moore, Walter Scott und Bulwer, Carlyle und John Stuart Mill, und auch die neuesten hatten ein Plätzchen gefunden — nicht bloß Tennyson, auch Swinburne und Browning — die kannte sie nur dem Namen nach; welche verlockende Aussicht, hier auch ihre Werke kennen zu lernen! Daneben die Wand entlang standen noch die Franzosen Voltaire und Victor Hugo — und gegenüber die Römer und Griechen, Perser und Inder — das alles hatte sie mit raschem Überblick erkannt. Die Wogen der Weltliteratur, die hier über ihr zusammenschlugen, drohten ihr

armes Selbst zu ersticken. Da mußte sie sich tapfer durchkämpfen, das war eine große herrliche Aufgabe — o, wenn es nur ihre Zeit erlaubte!

„Jetzt, Herr Professor," sagte Frau Sauer, welche auch einmal ein Lebenszeichen geben wollte, „müssen Sie mir meine Nichte auf einige Zeit gönnen und mich beurlauben. Ich will mit ihr einen Spaziergang unten durch das Dorf machen, ich habe auch mit ihr allerlei zu plaudern, was nicht in den Büchern steht."

Der Professor mußte wohl oder übel seine Zustimmung geben, denn er konnte doch nicht auf das Mädchen ausschließlich Beschlag legen; doch er setzte sich mißvergnügt in die Laube; diesmal nahm er Goethes „Westöstlichen Divan" zu seiner Lektüre mit.

Unten im Dorf war reger Fremdenverkehr; aus den überfüllten Gasthäusern stürmten die Gäste heraus; städtische Fräulein, Alpenwanderer als imitierte Tiroler mit bunten Hosenträgern, Kniehosen und langen Bergstöcken, darunter viele, die nie bis zu den Dolomiten vordrangen, sondern nur auf den nahen Bergen des Grödener Tales herumkraxelten. Die echten eingeborenen Fremdenführer fehlten nicht, auch allerlei Musikanten: denn es war gerade Sonntag, und drunten in der Sonne wurde getanzt. Frau Sauer führte ihren Gast die absteigende Dorfstraße herunter nach dem Marienheim. Dort nahmen sie in der schmucken Halle Platz, wo Frau Sauer gern ein Täßchen Kaffee schlürfte, wenn sie einmal Besorgungen unten im Dorfe hatte; es war das ein echtes Künstlerheim, denn der Besitzer, der hinten im Hofe ein Atelier mit vielen Steinmetzen und Vergoldern hatte, von wo aus nicht nur viele Welterlöser auf dem Schubkarren hinausgefahren wurden, sondern auch große Hochaltäre mit breit ausgeführten Holzschnitzereien in die Ferne wanderten, hatte auch seine Halle in ein Schmuckkästlein verwandelt, wo alles blitzte und leuchtete. Frau Sauer wurde von den anmutigen Wirtstöchterlein freundlich begrüßt und schlürfte bald mit Behagen ihren Mokka. Ihre Begleiterin erregte einiges Aufsehen; die Fräulein im Hause nahmen unter den Dorfschönheiten einen hohen Rang ein und ließen sich ungern diesen Ruhm durch ein fremdes Stadtmädchen streitig machen. Es gingen und kamen allerlei Gäste aus Dorf und Stadt, und Lene war von diesem bunten Treiben so in Anspruch genommen, daß sie ihren Kaffee in der Tasse kalt werden ließ. Da traten zwei Herren ein, die sich den Schweiß abwischten, wie nach einer langen Wanderschaft. Der eine korpulent und ungeschlacht, mit grauen Haaren, der andere ein hochaufgeschossener Blondin mit Sommersprossen im Gesicht und einer Brille. Als sie sich nach einem Platze umsahen, erkannte der ältere Herr sofort Frau Sauer und stellte ihr seinen Begleiter, den Doktor Schleider vor. Dieser ließ sich zu einer sein Höhenmaß beträchtlich verkürzenden Verbeugung herab. Doch galt dieser respektvolle Gruß mehr der jungen Dame, die er alsbald durch seine Brillengläser hindurch mit durchbohrenden Blicken fixierte, während auch Professor Mahler erwartete, daß Frau Sauer ihm zu diesem Bilde, einem wahren Schönheitswunder, die Unterschrift gebe.

„Meine Nichte," sagte sie nach einer Pause, indem ein selbstgefälliges Lächeln über ihre Züge glitt.

Die Herren baten um die Erlaubnis, an dem geräumigen Tische Platz nehmen zu dürfen.

„Ich irre mich wohl nicht," sagte Professor Mahler, „das Fräulein ist erst seit kurzem hier eingetroffen; denn neulich, als ich meinen Kollegen oben in seiner Villa besuchte, bemerkte ich nichts von ihrer Anwesenheit, und so neidisch ist doch der Professor Stirnbach nicht, daß er mir diese verschwiegen hätte."

„In der Tat, ich bin erst heute hier angekommen," versetzte Lene, auf welche die aufgedrungene Nachbarschaft einen unbehaglichen Eindruck machte.

„Es ist doch ein wahrer Glücksfall," versetzte der lange Doktor, „daß wir unsere Gesellschaft auf die Ruine Wolkenstein hinaufklettern ließen und einen Spaziergang hier durch das Grödener Tal machten. Wir hatten dies alte Gemäuer schon gestern aufgesucht. Es hat ja dort früher auch einmal ein Dichter gehaust, und das ließ meinem Freund keine Ruhe. Auf die Dichter ist er einmal versessen, besonders auf die toten; dafür erhält er seine Kollegiengelder. Ich

mache mir nicht viel aus den Dichtern, weder aus den toten, noch aus den lebenden, aber ich bin sehr gutmütig, und wenn ich meinen Freunden einen Gefallen tun kann, da gehe ich auch für sie durchs Feuer. Sie sehen mir das wohl nicht an, mein Fräulein?"

„Ich habe Sie überhaupt bisher noch wenig angesehen," versetzte Lene.

„Ich Sie desto mehr," sagte Schleider, indem er seine Brille abnahm und sich die Brillengläser putzte, „es lohnt sich! Verzeihen Sie, mein Fräulein! Hier in den Bergen ist man nun einmal ungeniert und platzt mit seinen Gedanken heraus. Drunten in der Ebene ist man scheinheilig und behält das Beste für sich."

„Hierin gefällt mir die Ebene besser," sagte das Mädchen.

„Wie gesagt, mein Fräulein; ich bedauere es nicht, daß ich gestern so gutmütig war, meinen verehrten Freund zu den Trümmern des alten Raub- und Dichternestes zu begleiten; wir haben dadurch heute einen freien Nachmittag gewonnen und konnten so angenehme Gesellschaft finden!"

Frau Sauer dankte mit einer holdseligen Verneigung; jetzt hielt es aber auch Professor Mahler für angebracht, in das Gespräch einzugreifen.

„Sie werden, mein Fräulein, dort oben bald heimisch werden. Mein Freund, der Professor, ist ein geistreicher Herr, ein Feuerkopf, anregend, höchst anregend im Umgang; in unserer Wissenschaft hat er Großes geleistet, und es ist ein Jammer, daß er sich zur Ruhe gesetzt hat ... Er ist so rüstig und frisch, er hätte noch ein Jahrzehnt an der Universität wirken können."

„Nun, er hat's ja nicht nötig," sagte der Doktor, indem er sich gelangweilt dehnte, „wenn ich so reich wäre wie er ... ich hätte längst den Dozenten an den Nagel gehängt."

„Längst, lieber Freund! Es ist doch noch nicht lange her, daß Sie die Venia legendi erhalten haben!"

„Nun, ich meine nur ... es ist eine Fronarbeit, den jungen Herren das ganze Zeug in den Kopf zu stopfen. Ein Forscher will ich sein, aber kein Einpauker."

„Was lesen Sie denn, Herr Doktor?" fragte das Mädchen.

„Mineralogie ..."

„Ja, er ist ein Steinklopfer," versetzte Mahler mit überlegenem Lächeln; „er beneidet die Wegebesserer um das Zeug, das sie hier zusammenkarren; er kann ja vieles davon für seine Sammlungen brauchen."

„Wenn es gilt, die Natur zu erforschen," sagte Lene mit einem kleinen sinnigen Stirnrunzeln, „so ist nichts gering zu achten. Und ein solcher Mineralog trägt ja Aladins Zauberlampe — ihm erschließen sich die Schätze der Tiefe, das funkelnde Gestein, die unterirdischen Schöpfungswunder."

Der lange blasse Doktor Schleider warf seinem Kollegen einen triumphierenden Blick zu; dann ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem schmucken Mädchen, das so etwas wie Geist entwickelt hatte und seine Ansichten über das ganze weibliche Geschlecht umzustoßen drohte, denn diese Ansichten gipfelten darin, daß die Mädchen die geistloseste Sorte der menschlichen Geschöpfe seien, welchen die Welt nur als ein großes Puppenheim erschien trotz aller Mädchengymnasien, und für welche ein Kasinoball mehr Reiz habe als zehn Faustiaden und Beethovensche Sinfonien.

In der Tat, sie hatte es ihm angetan; er reckte und dehnte sich und warf seine langen Glieder hin und her, als wollte er den Bann von sich abschütteln, der ihn gefangen nahm. Diese verwünschte Zauberlampe Aladins, die das Mädchen angezündet — sie beleuchtete ihr eigenes Gesicht in reizvoller Weise. Und doch hatte sie aus Begeisterung für die Sache gesprochen; denn diesem Aladin neben ihr hätte sie gern das Lampenlicht ausgeblasen, damit er weder sie selbst noch die Edelsteine der Schatzkammer damit beleuchten konnte.

Die nächste Folge war, daß er sich's nicht nehmen ließ, die aufbrechenden Damen noch ein Stückchen heimwärts zu geleiten. Er richtete seine zusammengeklappten Gebeine wieder zu jener bedenklichen Höhe auf, welche ihn auf das Gewimmel unter sich verächtlich herabsehen ließ. Mahler konnte nicht widersprechen, es wäre ungalant gewesen, und so folgte er mit Frau Sauer wie Mephisto mit seiner Martha dem jungen Faust, der mit seinem Gretchen siegesgewiß voranschritt.

Doch Lene bemerkte bald zu ihrem Schrekken, daß sie auf den steinklopfenden Riesen

einen Eindruck gemacht, der ihr selbst höchst unerwünscht war, und sie suchte nach allerlei kleinen Wasserstrahlen, sein Feuer zu dämpfen. Doch dies gelang ihr um so weniger, als er gerade durch ihre bisweilen beißenden Bemerkungen immer mehr zu der Überzeugung kam, daß dies Mädchen „Geist“ habe, also eine glänzende, fast unglaubwürdige Ausnahme von der Regel sei, und daß sie einen Riß in seine Weltanschauung machte, der sich gar nicht verkleistern lasse. Noch dazu war sie auch sehr hübsch — damit konnten andere für den Mangel an Geist entschädigen; hier war es noch eine angenehme Zugabe. Sie waren schon an der Kirche vorbei ein Stück des steilen Weges hinaufgestiegen; Mahler mahnte immer dringlicher zur Rückkehr, er hatte in der Seele der Frau Sauer geblättert, um irgend eine interessante Seite darin zu finden; doch es war ihm nicht gelungen, sie war doch zu hausbacken für einen Professor der Weltliteratur. Außerdem ärgerte er sich darüber, daß sein junger Reisegefährte sich des Fräuleins ausschließlich bemächtigt hatte. Beim Abschied aber gab Doktor Schleider dem Mädchen die tröstliche Versicherung, daß er nächstens dem Herrn Professor oben seine Aufwartung machen werde und daß er sie bei dieser Gelegenheit wiederzusehen hoffe. Frau Sauer meinte, der Professor werde sich sehr freuen, die Bekanntschaft eines jungen, interessanten Mannes zu machen; doch Mahler war anderer Ansicht; was sollte der Professor mit diesem Jüngling plaudern, der für nichts Sinn hatte als für Granit und Gneis, Edelsteine und Halbedelsteine und mehr in die Steinzeit als in das neunzehnte Jahrhundert gehörte? Und auf dem Wege, der zur schönen Lene führte, würde er wohl auch beizeiten einen Strohwisch aufpflanzen.

* * *

Drei Tage waren seit der Ankunft des jungen Gastes auf der Villa verflossen — und es waren Wunder geschehen, die für Frau Sauer unerforschlich blieben. Der alte Professor war ein jugendlicher Liebhaber geworden — das mochte noch hingehen! Alter schützt vor Torheit nicht; und ein lebhafter Geist muß an allem Schönen Gefallen finden. Doch auch Magdalene zeigte eine Zuneigung zu dem Professor, die ganz unerklärlich war — vergaß sie denn die große Kluft der Jahre, die sie von dem alten Herrn trennte? Die Zuneigung einer Tochter — ja, das wäre in der Ordnung gewesen; doch Frau Sauer glaubte mit dem Scharfblick, auf den sie sich gerade in solchen Dingen etwas zu gute tat, bemerkt zu haben, es sei mehr, es sei etwas ganz anderes.

Wie oft hatte ihr schon in der kurzen Zeit Magdalene erklärt, sie habe bisher noch nie einen so geistreichen Mann kennen gelernt, und die Jahre seien an ihm vorübergegangen, man merke sie kaum. Der Geist — das sei ein Elixir, das ewige Jugend verleihe.

„Das sind Einbildungen,“ sagte Frau Sauer, mit den Achseln zuckend. Sie selbst hatte doch Geist genug, aber mit ihrer Jugend war es längst vorbei.

Seit Magdalene da war, hatte die Bibliothek große Lücken aufzuweisen, denn sie war eine Bücherräuberin und schleppte ganze Stöße in ihr Schlafgemach hinauf, wo sie bis in die Nacht hinein las, zum Ärger der Frau Sauer, welche über die Verschwendung des schönen Solaröls klagte. Vormittags aber saßen die beiden, ihre Nichte und der Professor, meist in der Laube beisammen und lasen einander mit lauter Stimme vor, bald er, bald sie — und zwar in fremden Sprachen, wie beim Turmbau zu Babel, so daß es der Wirtschafterin ganz unheimlich zu Mute wurde, wenn sie gerade vorüberging. Und doch war das nicht das Schlimmste — sie sah und wußte doch wenigstens, was hier vorging. Doch nachdem dies sich zwei Tage lang also zugetragen hatte, trat am dritten eine bedenkliche Neuerung ein. Die Bücher unterm Arm wandelten die beiden in den nahen Bergwald — dort hatte sich der Professor früher einen schönen Aussichtspunkt gewählt und dafür Tisch und Bank zurechtzimmern lassen. Hier schweifte der Blick in das Tal hinaus — es war ein lauschiges Plätzchen, von dichtem Laubgehölz umschattet, man sah wie aus einem Versteck ins Weite hinaus.

Es war am Abend des dritten Tages — die roten Strahlen der Abendsonne huschten neugierig durch alle Lücken des Gezweiges

herein und streuten unvorsichtig ihre Goldfunken in das knisternde Laub. Die beiden mochten nicht weiterlesen, es blendete sie der zudringliche Glanz. Horaz und Properz, welche der Professor zuerst selbst im Original vorlas und dann meisterhaft übersetzte, Shelley und Swinburne, welche Magdalene mit einem nicht nur richtigen, sondern, wie der Professor meinte, auch seelenvollen Englisch vortrug: es war wie ein großes Evangelium von Schönheit und Liebe, welches von Anbeginn an bis zur Gegenwart durch die Blätter der Dichtung wehte.

Da saß sie neben ihm, die Cinthia des Properz, die Felice Swinburnes in leibhaftiger Gestalt, ein schönes Weib, wie es stets die Dichter besungen; aber durch alles, was sie da lasen, zitterte ein Hauch freigeistiger Leidenschaft, etwas wie ein Protest gegen die bestehenden Meinungen über Erlaubtes und Unerlaubtes. Mußte das alles nicht ein Echo finden in dem Herzen des jungen Mädchens, das ja mit Begeisterung in dem Wohlklang dieser Verse zugleich das süße Gift einer rückhaltlosen Leidenschaft einsog? Ein süßes Gift in den Augen der Welt — doch Gift ist auch Arzenei, und vom Hauche der Leidenschaft wird die Knospe zur Blüte aufgeküßt!

Doch er — was war er in den Augen der Welt? Ein alter Narr, ein unbegreiflicher, ein unmöglicher Liebhaber! Welche Zumutung an die Empfindung eines Mädchens, sich darüber hinwegzusetzen und in dem Alter, das aller Welt vor Augen steht, die Jugend zu sehen, die nur sie herausfühlte! Und sie muß es doch wissen, daß solche Liebe ein Verzicht auf die Zukunft ist — und gerade die Zukunft, die ein ganzes Leben umfaßt, gibt der Liebe den festen Halt — spricht man doch oft von ihrer Ewigkeit.

Es herrschte jene vielsagende Schweigsamkeit der vom leisen Hauch des Abends eingewiegten Natur; man fühlte in dieser feierlichen Stille doch die Pulse des Lebens schlagen. Es bettete sich zur Ruhe in der warmgoldenen Beleuchtung des Abends, in den Nestern, auf den Wipfeln, in den Büschen — allmählich höher die Wipfel hinauf glitten die Abendstrahlen, die das wandernde große Gestirn noch vom Horizont emporsandte.

„Magdalene," sagte der Lehrer zu seiner Schülerin, die träumerisch in die Glut des Westhimmels blickte, „das schönste in der Welt ist doch der Verkehr mit den großen Geistern aller Zeiten, mit den ewigen Frühlingen der Dichtung, welche in allen Zonen blühten."

„Wie dank' ich Ihnen, mein Meister," versetzte sie, „für die Fülle von Anregungen, die Sie mir gegeben! Diese wenigen Tage wiegen ganze Jahre auf."

„Und wieviel verdank' ich Ihnen! Der einsame Genuß des Schönen wirkt eine stille Befriedigung; aber erst der gemeinsame eine freudige Begeisterung. Und wie erwachen die Gestalten der Dichter alle zum Leben in Ihrer Nähe, Ihrer anmutigen Nähe, mein Fräulein! Und wäre meine Phantasie ganz verarmt — Ihr Bild würde sie ausfüllen. Ich sehe sie in immer neuer Gestalt — die Cinthia, die Beatrice, die Suleika — aber immer anmutig und schön!"

Und sie lächelte schalkhaft ... „Ich ein Modell für alle Dichter der Welt? Nein, dazu reicht mein armes Selbst nicht aus!"

„Ein Dichterliebchen sind Sie, doch ein beklagenswertes, denn Ihnen fehlt der Dichter. O, daß Ihnen auf Ihrem Lebenswege keiner begegnet ist, der dies Juwel in unsterbliche Verse zu fassen vermochte — niemand, niemand als solch ein alter Weggeselle, solch ein verspäteter Wanderer, der Ihnen nichts zu bieten vermag, keinen feurigen Trank der Dichtung, sondern der selbst verdürstet, nach milder Labsal schmachtet!"

Und wie in einer zärtlichen Anwandlung legte er den Arm um den Nacken des Mädchens — und sie ließ es sich gefallen, sie sträubte sich nicht; der Blondkopf zuckte nicht zurück; sie lächelte traumselig, als wäre sie geborgen vor allem Leid der Welt.

Da wehte etwas um sie wie ein fliegendes Blatt ... es war ein Dämmerungsfalter, er schlug seine Flügel über einer blauen stillen Glockenblume, die daneben am Fußpfad blühte; doch er schwang sich nicht auf ihre Kronenränder, er tauchte nicht unter in ihr duftiges Geheimnis; er flog wieder von dannen ins Fichtengehege, aus dem er gekommen.

Den Heimkehrenden eilte schon Frau Sauer entgegen, es sei Besuch da, der junge, lange

Herr Gelehrte, der im Marienheim mit ihnen zusammengesessen.

„Was will er denn hier, der Geselle?“

„Er ist ja von der Universität,“ versetzte Frau Sauer, „er will seinen Besuch machen; es ist ein sehr artiger Herr.“

Der lange Doktor Schleider gefiel aber dem Professor durchaus nicht trotz eines devoten Bücklings und einiger Phrasen kameradschaftlicher Begrüßung; sie waren ja Fakultätsgenossen, denn auch die Mineralogie gehörte zur philosophischen Fakultät, zum größten Leidwesen des Professors, der sie am liebsten samt ihren Vertreter vor die Tür gewiesen hätte. Doch nachdem Schleider pflichtgemäß das Handwerk gegrüßt, wandte er sich dem Fräulein mit so ausschließlicher Beeiferung zu, daß er alles andere umher vergessen zu haben schien. Das war durchaus nicht nach dem Geschmack des Professors, der ein paarmal mit unbedachten Kraftworten dazwischenfuhr, als der Mineraloge einige süßliche Töne angeschlagen hatte. Da trat Frau Sauer zu dem Hausherrn heran und flüsterte ihm zu: „Er ist eine gute Partie. Die unten wissen's im Marienheim — er war schon einmal vor mehreren Sommern hier.“

Da brauste der Professor auf: „So heiraten Sie ihn doch in Teufels Namen!“

Und fast erschreckt wandte der junge Doktor seinen langen Hals und seinen schmächtigen hohen Oberleib um wie eine Giraffe, die in der Ferne das Geheul eines Löwen hört. Dann aber setzte er dem schönen Fräulein die Steinarten des Gebirges auseinander und hielt ihr eine kleine Vorlesung über die Dolomiten, welche den Professor in die größte Ungeduld versetzte, so daß er mit seinem Stuhle hin und her rückte, während Magdalene nicht ohne Interesse zuhörte; alles, was den Kreis ihres Wissens erweiterte, war ihr willkommen. Doktor Schleider glaubte freilich durch seinen Vortrag ihr Herz gewonnen zu haben; hatte er es doch dem Schöpfer abgeguckt, wie er hier diese Gebirge zu stande gebracht — und das mußte doch einem jungen törichten Mädchen imponieren. Er wollte anfangs ihr einen Strauß von Almenrausch und Edelweiß mitbringen und ihr überreichen; doch er schämte sich, der Botanik, die in Liebeshändeln immer so viel voraus hat, dieses Zugeständnis zu machen, und wollte allein seiner ernsten Wissenschaft den Sieg verdanken. Diese Pflanzen und Blumen waren ja nur Allotria der Natur, kleine Vergnügungen der Erdrinde, während er, der Mineralog, die Erde selbst schuf, den gewaltigen Kern dieses Weltkörpers, auf dessen Oberfläche die anderen Wissenschaften herumkrabbelten.

Endlich empfahl sich der junge Gelehrte mit einem siegesgewissen Gruß, nicht ohne vorher im Namen des Kollegen Mahler den Professor für den nächsten Tag zu einem Besuch der Bergwanderer in Wolkenstein eingeladen zu haben; man erwarte ihn und seine Damen zu einem gemütlichen Nachmittagskaffee, denn morgen sei Ruhetag; und man werde keine großen Partien machen. Nach einigem Zögern gab Stirnbach die Zusage; denn es wäre ja unhöflich gewesen, diese Besuche ganz unerwidert zu lassen. Was aber die Damen betrifft, so begnügte sich Frau Sauer mit der schmeichelhaften Einladung; sie wußte, daß sie dort eine untergeordnete Rolle spielen würde, mochte sie sich noch so schön herausgeputzt haben, und wenn die anderen Herren huldigend um sie herumständen — der Professor würde darunter fahren mit irgend einem herrischen Donnerwetter und sie vor allen Leuten als ein subalternes Wesen behandeln. Die Lene aber möge er mitnehmen, die sei eine studierte Person, und sie sei sicher unter seinem Schutz, sicher wenigstens vor anderen Leuten.

„Mag sie mitkommen,“ sagte der Professor, den die letzte boshafte Bemerkung, die er der Frau Sauer nicht zugetraut hätte, nachdenklich und ärgerlich machte, so daß er sich mit einem kurzangebundenen „Gute Nacht!“ in seine Gemächer zurückzog.

Er ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab, öffnete das Fenster, ließ den Mondschein herein und die Nachtluft. Der folgende Tag stand vor ihm wie ein Schreckgespenst. Er selbst sollte Magdalene in Kreise einführen, wo es an jungen Männern nicht fehlen würde, auch nicht an solchen, welche angenehmer und liebenswürdiger waren als der lange Doktor Schleider. Und überhaupt, warum sollte er denn einen Edelstein aus seinem Schatzkästlein herausnehmen,

um ihn den Leuten zu zeigen? Der konnte ja zu viele Liebhaber finden, auch Frauen konnten Gefallen an dem Mädchen haben und sich seiner bemächtigen wollen; ein Gefühl gänzlicher Unsicherheit kam über ihn; er hätte diese Magdalene am liebsten hinter Schloß und Riegel von aller Welt absperren wollen. Und sie — schenkte sie nicht selbst diesem schlenkerigen Schlingel, dem Mineralogen, freundlich Gehör? Sie hatte ja ein empfänglich Gemüt, und der Reiz des Neuen würde siegreich auf sie eindringen. Doch er hatte es einmal versprochen zu kommen, und er mußte kommen; aber ihm war zu Mute wie am Abend vor einer Schlacht.

Dann aber kam eine andere Unruhe über ihn, die Unruhe einer verspäteten Leidenschaft, und er konnte, wie er auch nachdenken mochte, keinen Unterschied finden zwischen ihr und einer feurigen Liebe seiner Jugendtage, einer seiner schmerzlichsten und schönsten Verirrungen. Wie damals sah er überall das Bild der Geliebten, das sich mit entzückender Aufdringlichkeit vor alle anderen Bilder seines Geistes und seiner Seele drängte; wie damals schlugen alle seine Pulse lebhafter bei dem Gedanken an sie, an ihre Nähe, an ihren Besitz. Aus dem vom Monde silbern umsponnenen Tal da unten stieg wie aus einem Lichtbad ihre holdselige Gestalt in der unverkümmerten Schönheit ihres angeborenen Liebreizes mit lächelnder süßer Gewährung. Damals lag ein Abgrund zwischen ihm und seinem Glücke, doch er sprang darüber hinweg, er haschte die Wonne und das Entzücken, wenn es ihm auch später nicht zum Heil gereichte. Jetzt klaffte ein Abgrund vor ihm; doch er war unausfüllbar, und er konnte ihn nicht überspringen. Es war ein ganzes langes Leben; er konnte die Uhr der Zeit nicht zurückdrehen. Wie damals fragte er sich, ob er wiedergeliebt werde. Seine Jugendgeliebte hatte ihm ihre freie Neigung geschenkt und die gesellschaftlichen Hindernisse verächtlich beiseite geschoben, doch Magdalene stand vor einem unübersteiglichen Hindernisse; wollte sie sich darüber hinwegschwingen, so würde ihr das Gelächter der Welt folgen.

Und er, mit dieser Jugend, mit dieser Leidenschaft im Herzen, was war er anders als ein entsetzlicher Anachronismus? An diesem inneren Widerspruch mußte er ja zu Grunde gehen.

* *
*

Es war ein herrlicher Sonntag, als Stirnbach und Magdalene durch das schöne Tal von St. Ulrich der im Sonnenschein leuchtenden Sellagruppe entgegengingen, welche das Grödener Tal wie eine großartige Schlußdekoration abschließt. Seitwärts blickte der Langkofel, der neugierigste aller Dolomiten, über die Vorberge herüber, um zu sehen, wie es da drunten ausschaut; dann verteilte das langgestreckte Dorf von St. Christoph hügelauf, hügelab seine Häuser spärlich am Wege, während drunten der leuchtende Grödener Bach den quellfrischen Gruß der Dolomiten hinuntertrug zur großen Heerstraße, auf welcher der Weltverkehr von Norden sich nach dem schönen Italien hinbewegt.

Wie Magdalene bald an seiner Seite, bald vor ihm dahinschritt, fröhlich und munter, das blonde Gelock im Winde wallend, in den frischen Zügen, im lebensvollen Auge den Widerschein der herrlichen Natur: da ward ihm zu Mute, als schritte das Glück neben ihm, so nahe, um ihn zu beseligen, und doch so unerreichbar, um ihn zu schmerzlichem Verzicht zu stimmen. Er durfte ihr die Hand drücken, wenn sie ihm freundlich zunickte, als ob sie ihm danken wolle für den Genuß dieses Spazierganges, der immer neue Wunder der Gebirgswelt vor ihren Augen entrollte, ein liebenswürdiger, vielleicht auch liebevoller Dank; aber er reichte nicht weit, nicht bis in jene Tiefen, wo ein glühendes, leidenschaftliches Empfinden nach Befriedigung schmachtet.

Da klebte das alte Burgnest Wolkenstein am Felsen: Lieder der Minne klangen von hier aus ins Tal, doch schöner noch als der Wolkensteiner hatte sie der große Sänger gesungen, dessen Wiege am Eingang des Grödener Tales auf hohem Berge stand, Walther von der Vogelweide, und da klang dem Professor das schöne Lied ins Ohr, das Lied von dem gedrückten Rasen unter der Linde, und wenn er auf das schöne Mädchen vor sich sah — ihn quälte ein Ungenügen, ihn faßte ein Sehnen — o, solche Linden rauschten nicht über seinem Haupte!

Die Pension Wolkenstein war überfüllt mit Gästen — unten war ein langer Kaffeetisch gedeckt für die große Reisegesellschaft, die sich gerade jetzt zusammenfand, nachdem sie sich vorher in alle Winde zerstreut hatte. Der unermüdliche Doktor Schleider hatte sich allerdings schon gewissenhaft vor dem Hotel aufgepflanzt, um die Ankommenden rechtzeitig zu begrüßen. Bald erschien auch der Professor Mahler, an seinem Arm eine pergamentene Weiblichkeit, die er als seine Gattin vorstellte; sie war ebenso mager wie er wohlbeleibt und hatte einen unsagbaren Teint, der an alte, moderige Bücher erinnerte. Sie war auch anerkannt als eine gelehrte Dame, welche die Korrekturen der Werke ihres Gatten las und nicht bloß die Druckfehler, sondern bisweilen auch die Denkfehler korrigierte, und das längste Adjektivum des Homer, das größte Wortungeheuer des Aristophanes war ihr so vertraut wie anderen Frauen das Kochbuch oder das Gebetbuch. Darüber war ihr alles andere Ewig-Weibliche abhanden gekommen, und auch Kinder hatten sich nicht eingestellt, die sie vorwitzig an den Beruf der Frauen hätten erinnern können. Das auffallend schöne Mädchen war ihr anfangs ein Greuel, denn sie haßte diese dummen Dinger, welche nur dazu da sind, um sonst gescheiten Leuten die Köpfe zu verdrehen; doch als sie Magdalenen auf den Zahn gefühlt, erkannte sie zu ihrem großen Erstaunen, daß es dem Mädchen nicht an Wissen und Kenntnissen fehle. Und sie legte bald Beschlag auf Magdalene; hier war wenigstens ein Wesen, welches zu ihr emporschauen und den anderen ihren Ruhm verkündigen konnte. Freilich, es war auch eine Schriftstellerin darunter von zweifelhaftem Alter und zweifelhaftem Talent, ein Fräulein von Mesner; doch Frau Professor Mahler sah verächtlich auf ihre Spielereien herab; wer die großen Klassiker im Kopfe hat, für den sind diese Federproben wertloses Zeug. Fräulein Mesner bereitete aber auch anderen eine Enttäuschung, denn wer ihre Gedichte las, der mußte sie für eine verspätete Messalina halten, so üppig, so grausam waren diese Strophen; sie selbst aber sah aus wie ein verschüchtertes Gänschen in einem Pfarrhof, das vor einem Hofhunde Reißaus nimmt.

Magdalene hatte nie fremde Damen beisammen gesehen und darunter so merkwürdige Exemplare; sie wurde fast verwirrt durch die Menge der Eindrücke, die sie kaum zu „sortieren" vermochte, wie es sonst ihre Art war, denn es tauchten immer neue weibliche Mitglieder der Reisegesellschaft auf; die Frau Regierungsrätin Meisenberg, eine sehr stattliche Dame mit aufgeschminkter Jugendlichkeit, während ihre zwei Töchter, eine Brünette und eine Blondine, von der ungeschminktesten Naivität waren; eine Baronin von Schmerl, eine noch junge Witwe, welche von dem Vorrecht der Witwen Gebrauch machte und nach rechts und links feuerwerkte; sie galt für die Schönste in diesem Kreise und bemerkte mit größtem Mißvergnügen, daß Magdalene im stande war, ihr diesen bevorzugten Rang streitig zu machen; doch sie überzeugte sich bald, daß das Mädchen nicht diese Absicht hatte, sondern einen an sich bedauerlichen Mangel an jeder Koketterie zeigte. Die anderen Frauen und Mädchen gehörten mehr zur Statisterie; es waren allerlei Anhängsel, Tanten und Schwägerinnen, Reisegepäck, das man mitnehmen mußte aus dieser oder jener Rücksicht; doch sorgte dieser weibliche Train oft ganz gut für die Verproviantierung der Truppe.

Des Professors Stirnbach hatte sich alsbald der General von Twiesen bemächtigt, der in ihm einen Altersgenossen begrüßte. Der General war freilich zwölf Jahre jünger als Stirnbach, doch er machte einen bei weitem älteren Eindruck. Ein graumelierter Schnurrbart war alles, was von seinem Haarwuchs übriggeblieben war, denn der ganze Scheitel war kahl und öde, die Stirn war tiefgefurcht; die militärischen Donnerwetter, die er auf den Exerzier- und Manöverplätzen losgelassen, schienen in dieser gefurchten Stirn, in den dicken silberweißen Brauen zu drohen. Seine Figur hatte ganz den soldatischen Halt verloren, er ging am Stock wegen irgend einer Lähmung, welche den ärztlichen Mitteln nicht weichen wollte; sein Gedächtnis ließ ihn oft im Stich bei Namen und Jahreszahlen, die für seine letzten Lebensjahre von Bedeutung waren, während alles, was er in seiner Jugend erlebt hatte, in Bild, Wort und Zahl klar vor seiner Seele stand.

Das ist das Alter, sagte sich Stirnbach, und mit diesem wackeligen Herrn steckt die Welt mich in dieselbe Schublade — und als gar der General von Twiesen bei Fräulein von Mesner den galanten Kavalier machte, mit einem süßen Lächeln an sie herantrat, ihr einige Schmeichelworte zuflüsterte, welche diese mit einem dankbaren Augenaufschlag hinnahm — kamen sie doch von einer Exzellenz —, da glaubte Stirnbach sein eigenes Bild wie in einem Vexierspiegel zu sehen — sollte auch er anderen als solche Karikatur erscheinen wie ihm dieser schnauzbärtige General, der wohl immer noch eine Bresche in weibliche Herzen schießen wollte?

Wenn ihn schon diese Gedankengänge verstimmten, so konnte ihn ein Blick auf seine Magdalene nicht aufheitern, die von zwei eleganten jungen Herren in ein lebhaftes Gespräch gezogen war, während der lange Privatdozent mißmutig daneben stand und nur bisweilen mit seinen langen Armen wie mit Windmühlenflügeln dazwischenfuhr und hineingestikulierte. Der eine dieser Herren war ein schmucker Leutnant in tadellosem Civilanzug, ein Herr von Fohsen, ein munterer und flotter Jüngling, der mit naiver Dreistigkeit und überlegener Sicherheit auftrat, der andere ein schlanker Regierungsassessor, Herr Milden, mit interessanten Gesichtszügen, Schöngeist in seinen Mußestunden, ein Beamter von wissenschaftlicher Bildung. Den Professor Schleider nahm der Professor nicht ernst, wenn er sich auch über seine Zudringlichkeit ärgerte; aber der kecke Lebemann und der feingebildete Beamte, das war etwas anderes; das waren gefährliche Bekanntschaften für das junge Mädchen, das ihnen, wie es schien, keine Antwort schuldig blieb und in welchem das jugendliche Temperament oft feurig aufblitzte. Qualen der Eifersucht mußte Stirnbach ausstehen — und dazu hatte auch noch die Frau Professor Mahler sich zu ihm gesellt und ihn mit allerlei gelehrten Fragen behelligt, auf welche er nur zerstreute Antworten gab. Am liebsten hätte er sich gewaltsam von ihr losgerissen und den Kreis auseinander gesprengt, der sich um Magdalene versammelte; doch die pergamentene Dame hielt ihn geradezu an den Rockschößen und Rockknöpfen fest, wenn er einer tiefsinnigen Untersuchung über einen dunklen Vers des Äschylos aus dem Wege gehen wollte.

Man nahm Platz an dem langen Kaffeetisch. Die junge Witwe, der man die Tischordnung überlassen hatte, da sie die meiste gesellschaftliche Routine besaß, wies dem Professor Stirnbach den Ehrenplatz zwischen der alten Generalin und der geschminkten Regierungsrätin an, und mit verdrossener Miene dankte Stirnbach für diese Auszeichnung. Die Generalin hatte etwas Mumienhaftes und sprach dabei so leise und undeutlich, daß er sein mangelndes Verständnis in der Regel unter einem zustimmenden Kopfnicken verbarg. Seine andere Nachbarin, die Regierungsrätin, hatte ein lautes Organ, sprach mit sonorer Deutlichkeit und lachte mit einer lautschallenden Heiterkeit. Doch das alles kam ihm selbst wenig zu gute; denn sie kümmerte sich nicht um ihn und hatte ihre ganze Liebenswürdigkeit ihrem anderen Nachbar, dem geistreichen Regierungsassessor, zugewendet. Der Mißmut Stirnbachs wurde aber dadurch vermehrt, daß er seine Magdalene nicht sehen konnte; sie saß auf der anderen Seite unten am Tisch, und ihr gegenüber saß der Leutnant, den er scharf ins Auge faßte; er kokettierte immer über den Tisch hinüber, strich sich seinen Schnurrbart, ließ sein Monokel hinauf- und hinunterschnellen, sprudelte offenbar von Witzen über, die er selbst aufs dankbarste belachte. Die beiden Fräulein Meisenberg, mit denen er sonst Lawn Tennis zu spielen pflegte, von denen die eine ihm zur Rechten, die andere zur Linken saß, schienen für ihn gar nicht vorhanden zu sein; bloß nach seinen gelungensten Witzen streifte er sie mit einem Seitenblick, um in aller Eile ihren Beifall einzukassieren — nur an sein Gegenüber verschwendete er seinen im Kasino und in den Salons hochgeschätzten Esprit. Vergebens suchte sich Stirnbach damit zu trösten, daß Magdalene sich von solchen kecken Fadheiten nicht bestechen ließ; er mußte sich doch sagen, daß der Zauber der Jugend, ihre Munterkeit und Fröhlichkeit leicht hinwegtäuschte über das geistig Bedeutungslose, daß es wirke und siege mit einer elementaren Naturgewalt. Niemals hatte er seinen Nachmittagskaffee mit solchem Unbehagen genossen; er saß wie auf Kohlen, rückte immerfort mit

seinem Stuhle, wie um ein Zeichen zum Ausbruch zu geben, das freilich unbeachtet blieb. Die Exzellenz allein zeigte Verständnis dafür, denn auch sie empfand die Sehnsucht, eine so langweilige Nachbarschaft loszuwerden; sie stand plötzlich auf, und alle richteten sich nach der vornehmen Dame.

Jetzt glaubte Stirnbach, den Pflichten der Höflichkeit vollständig nachgekommen zu sein; er hatte seinen Gegenbesuch gemacht, und er beeilte sich nun, Magdalene aus diesem Zwinger fortzuführen, wo die jungen Salonlöwen auf Raub ausgingen; er verabschiedete sich so rasch wie möglich, um mit seinem Schützling auf der eben ankommenden Diligence nach St. Ulrich zurückzufahren.

Sie saßen schweigend nebeneinander — das Gold der Abendsonne funkelte in dem unten rauschenden Bach und schminkte die Säulen und Türme des Rosengartens und anderer von fern herüberlugender Dolomiten. Er war zu mißmutig, um ein Gespräch zu beginnen, im stillen dachte er nur darüber nach, was wohl in diesem kleinen Köpfchen an seiner Seite vor sich ging. Sie war still, aber freundlich; die Eindrücke des heiteren Gesprächs hatten offenbar noch einen Nachklang in ihrer Seele; doch wie, wenn sie Vergleiche anstellte, die nicht zu seinen Gunsten ausfallen konnten? Wenn ihr auf einmal, gegenüber dieser lebenslustigen Jugend, klar geworden wäre, daß er doch ein alter Mann sei, den man nicht mit dem gleichen Maßstabe messen könne? Wenn sie in ihren Gedanken damit beschäftigt wäre, ihn ganz beiseite zu schieben? Er war doch einmal kein Romeo, aber die Rolle des alten Capulet zu spielen, dazu hätte er sich nie entschließen können. Wie viele Mädchen haben ihr Herz verschenkt an Männer von Geist, wenn auch in unscheinbarer, oft verkrüppelter Hülle! Und er war doch kein Krüppel, sondern von Kopf bis zu Fuß noch ein ganzer Mann, wenn ihm auch der Kalender keine Schmeicheleien ins Gesicht sagte. „Ein herrlicher Abend!“ rief Magdalene aus, als St. Ulrich, von der sinkenden Sonne beleuchtet, vor ihnen lag, während im Westen über blauen Bergen die volle Lohe der letzten Sonnenglut aufschlug.

„Sonnenuntergang, Sonnenaufgang,“ sagte Stirnbach, „es ist dieselbe Glut am Himmel. Auch der Abend hat seine Freuden; es ist töricht, sich darum zu kümmern, daß so bald die Nacht ihm folgt.“

* * *

Stirnbach vermied es auch am nächsten Tage, Magdalene zu fragen, wie ihr diese Gesellschaft zugesagt habe; er fürchtete fast, eine Antwort zu erhalten, die ihm neuen Grund zu Besorgnissen geben würde. Magdalene aber schwieg, weil sie noch immer damit beschäftigt war, sich Rechenschaft zu geben über die erhaltenen Eindrücke, und weil sie kein voreiliges Urteil fällen wollte.

Am Nachmittag aber begaben sich die beiden auf ihren Lieblingsplatz im Walde; diesmal hatte Stirnbach keine Griechen und Römer, keine Franzosen und Engländer als geistige Begleiter mitgenommen, sondern nur einen deutschen Dichter, freilich keinen geringeren als Goethe und das Werk seines hohen Alters, den „Westöstlichen Divan“. Viele schlagen abergläubisch die Bibel auf und suchen auf der aufgeschlagenen Seite das Orakel für ihre Zukunft; auch Stirnbach hoffte eine Wunderwirkung von seiner Goethebibel, das Herz des Mädchens sollte sich ihm offenbaren. Magdalene kannte den „Westöstlichen Divan“ nicht; nach einigen einleitenden Worten ging Stirnbach alsbald zum Buche Suleika über; er las mit Wärme, mit Feuer, mit Inbrunst, und als er an die Verse kam:

> Nur dies Herz, es ist von Dauer,
> Schwillt in jugendlichstem Flor;
> Unter Schnee und Nebelschauer
> Rast ein Ätna dir hervor.
>
> Du beschämst wie Morgenröte
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Hatem
> Frühlingshauch und Sommerbrand —

da legte er das Buch beiseite, ergriffen von einem Dichterwort, das sein innerstes Empfinden wiedergab, und wartete auf ein Lebenszeichen der Genossin.

Magdalene hatte aufmerksam zugehört; auch sie befand sich ganz im Bann der Dichtung; das orientalische Kostüm störte sie nicht; sie wußte den poetischen Dichter ins Abendländische zu übersetzen; sie wußte, wo Goethes Ätna zu suchen war, und es schien,

als trüge sie keine Scheu, sich unter den Gluten des Feuerberges anzusiedeln. Und wenn Suleika für Hatem glühte, war es denn eine Torheit? Hatte der Dichter nicht solcher Liebe seine begeisterten Gesänge gewidmet?

„Der arme Hatem tut mir leid," sagte Stirnbach, „ich fürchte, diese westöstliche Suleika wird wie alle anderen Mädchen sein, und wenn die Jünglinge kommen, ihr zu huldigen und ihr Rosen auf den Weg zu streuen, so wird sie die Rosen des alten Hatem welk und entblättert finden. Und hat nicht auch die Jugend von Wolkenstein den alten Einsiedler von St. Ulrich so in Schatten gestellt, daß kein verlorenes Wort mehr an ihn verschwendet wird?"

„Sie irren," sagte jetzt Magdalene; „das seichte Geschwätz dieser jungen Herren hat keinen Eindruck auf mich gemacht; es sind hübsche Männer, es ist wahr; doch ihre schlanken Taillen gehören in ein Modejournal und ihre regelmäßigen Gesichtszüge in ein Bildhaueratelier; für Kopf und Herz boten sie mir nichts, was für den Augenblick entzückenden Rausch und für die Dauer ein beglückendes Genügen verspricht!"

„Die Dauer ... die Dauer ... doch davon kann bei dem alten Hatem nicht die Rede sein; er kann nichts bieten für die Zukunft, denn die seine ist zu kurz gemessen; doch der Augenblick ..."

„Er mag dem gehören, den ich ehre und liebe!" sagte Suleika heiß erglühend.

Da schloß sie Hatem in die Arme und drückte glühende Küsse auf ihre Lippen ... sie wehrte ihm nicht ...

„Es ist und bleibt unser Geheimnis, ein süßes Geheimnis dieser Waldidylle," versetzte sie, „die Dichter aller Zeiten mögen den Segen darüber sprechen."

„Ich segne dich, meine Suleika, du gibst mir die Jugend wieder."

Der „Westöstliche Divan" war von der Bank heruntergeschoben worden; Goethe und Hatem hatten ihre Schuldigkeit getan; das Buch Suleika war ins Leben übersetzt.

Noch lange saßen die beiden zusammen Hand in Hand ... ein befremdliches Liebespaar, das den Spott der Welt wohl herausgefordert hätte, doch darum kümmert sich Liebe nicht; sie hat ihr eigenes Gesetz. Kuß auf Kuß ... es war eine süße Zwiesprache.

Wie berauscht schritten sie dann heimwärts; doch kaum war Stirnbach in seiner stillen Zelle, als er Fragezeichen heftete an das Glück, das sein Leben so plötzlich erhellte. Vor seinem grüblerischen Sinn verzerrte sich plötzlich das schöne Bild dieser berauschenden Begegnung in der Einsamkeit des Waldes; er begann mit den Augen der Menge zu sehen, und wenn er selbst so scheelen Blicken standgehalten hätte, es war ihm peinlich, daß auch seine Magdalene in ein so schiefes Licht gerückt werden konnte.

Und es war doch nur ein halbes Glück ... das Glück einer hoffnungslosen Brautschaft. Ihre Zukunft durfte er ja nicht zerstören, und auch ihre trunkenste Selbstvergessenheit hätte ihre unbezwingliche Schranke gefunden an ihrer edlen Jungfräulichkeit.

Und konnte er sie heiraten? O, jede Heirat ist ja der Verrat eines schönen Liebesgeheimnisses, das an die große Glocke gehängt wird; sie ist ein Appell an die öffentliche Meinung, an die Kritik des Publikums — und vor dieser Kritik können junge Liebespaare bestehen, deren Taufscheine ein zusammenstimmendes Datum tragen, obschon auch hier viel Farbenstaub von den Psycheschwingen der Liebe abgestäubt wird; aber wenn er selbst mit einem jungen schönen Mädchen an den Altar träte — es wäre zwar ein Augenblick des Triumphes für ihn, daß er noch mit seinen schartigen Waffen einen so glänzenden Sieg erfochten; doch auf sie selbst würde man mit einer beschämenden Verständnislosigkeit blicken, und der Rest von allem würde ein stilles und lautes Hohngelächter sein über ein so ungleiches Paar. Sie war der schmachvollsten Beurteilung preisgegeben, an ihre Liebe würde man nicht glauben; man würde ihr nur nachsagen, daß sie eine ihr bald anheimfallende Erbschaft geheiratet hätte.

Und sie selbst ... würde sie sich so vor einer böswilligen Welt zur Schau stellen? An die Zukunft dachte sie nicht in dem Rausch der Liebe, der sie in seine Arme geführt. Und war es auch ein Rausch der Liebe? War es nicht vielleicht ein Übermaß der Verehrung für einen Mann, den sie in ihren Gedanken auf ein hohes Piedestal gestellt? Und Küsse bewiesen nichts; die Tochter küßt den Vater, die Nichte den Onkel ...

es ist eine landesübliche Zärtlichkeit, welche die Jugend dem Alter spendet. Und war es hier auch ein Mehr — dies Mehr konnte nicht entscheidend sein für eine große Wendung des ganzen Lebens. Und dazu diese Heuchelei ... denn vor Frau Sauer und den anderen mußten sie ja eine Maske vornehmen, und sie mußten sich in acht nehmen, daß diese Maske selbst sie nicht verriet, wenn sie gleichgültiger und kühler als sonst erscheinen würden; Frau Sauer hatte für dergleichen einen unangenehmen Scharfblick.

So drängten sich Zweifel und Bedenken jeder Art im Gemüt des Professors hervor und verdüsterten wie ein Schwarm von Nachtvögeln das magische Licht, welches den Zauber der Fee des Waldes über sein spätes Leben ausgegossen hatte.

Doch ihr Zauber war ja nicht gebrochen, immer wieder wanderten die beiden in die Waldhalle, die sie mit ihren grünen Dämmerungen umfing, während der Blick über das anmutige Tal hinüberschweifte. Sie nahmen jetzt ihre Dichter mit, lasen und übersetzten; sie sprachen von ihrer Liebe nicht, aber Kuß und Umarmung sprachen mehr als Worte. Über ihnen rauschten im Gezweig die Winde, die von den eisigen Hochgebirgen kamen; doch zu ihren Füßen blühten Blumen und tanzten Schmetterlinge; den Trauermantel jagte sie mit ihrem Strohhut ins Gebüsch; aber bunte Pfauenaugen und lustige Zitronenfalter durften um die Königskerze buhlen, die sich stattlich am Rand des Dickichts erhob, und mit dem schüchternen Augentrost, der aus dem Rasen hervorblinzelte, durften die kleinen Bläulinge ihr schäkerndes Spiel treiben.

Das war ja alles ringsum so seelenvoll und so wortlos dabei wie innige Liebe, alles so unbegreiflich und doch so selbstverständlich, dieser stille Verkehr aller Wesen miteinander, der Lebendigen und der Leblosen, die aber doch auch teilhatten an der Seele der Welt.

Da saß er wie Merlin mit seiner Viviane; es mußte doch ein Zauber von ihm ausgehen, ein unerklärlicher, der ein so lebensvolles, junges Geschöpf an ihn fesselte; daß sie aber ihn in ihrem Bann hielt, dazu bedurfte es keiner wundertätigen Kraft. Den Feen ist es stets leicht geworden, die armen Sterblichen ins Netz zu locken, und wenn sie so weise wären wie der alte Merlin — und der alte Professor Stirnbach.

Da kamen eines Tages einige Abgesandte, welche im Auftrag der Exzellenz den Professor und das Fräulein einladen sollten, eine Partie zu den Dolomiten der Sellagruppe und nach dem Col de Rodello zu machen, von welchem ein entzückender Blick in das Fassatal den steilen Aufstieg belohnen würde. Die Abgesandten waren der schlenkrichte Mineralog und der elegante Leutnant. Wenn der Professor nicht mit hinaufsteigen wollte, so möge er bei den Exzellenzen unten in Wolkenstein bleiben, Frau Professor Mahler und Frau Regierungsrätin Meisenberg würden das Fräulein in ihre Obhut nehmen.

Stirnbach verbarg nicht sein Mißvergnügen über diese Einladung und suchte nach allerlei Ausflüchten; doch diesmal warf Frau Sauer als die Tante ihr gewichtiges Wort in die Wagschale. Das Mädchen hatte noch keine Hochgebirgstour zu den Dolomiten gemacht, noch nie in den Hütten am Fuß dieser Riesentürme geweilt; sie durfte nicht von hier fortgehen, ohne die Pracht und Herrlichkeit der Naturwunder geschaut zu haben, und da sie selbst, Frau Sauer, aus verschiedenen Gründen den Dolomiten keine Visitenkarte abgeben könne, und da er, der Herr Professor, auch nicht bis oben hinauf kraxeln werde, so könne man nur mit großem Dank die freundliche Einladung annehmen. Magdalene war freudig damit einverstanden, und so blieb dem Professor auch nichts übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen.

Und es war in der Tat ein böses Spiel; etwas Unangenehmeres konnte ihm gar nicht begegnen. Magdalene kam wieder in den Kreis jener gefährlichen Jünglinge; sie mochte sich noch so ablehnend verhalten; der Tropfen höhlt zuletzt den Stein. Und seiner Aufsicht war sie entzogen; dort oben auf den freien Höhen bewegte sich alles freier, und die Jugend wurde kecker und waghalsiger; da würde sie oft gestützt und geführt werden und aufgefangen beim Sprung über irgend ein Hindernis, das der Berggeist ihr in den Weg gekollert; dort oben spielt der Geist keine Rolle, sondern nur der Mut und die

Kraft der Jugend, und sie würde vielleicht fühlen, daß dies doch ihr eigentliches Element sei.

Das Schlimmste aber war, daß er einen Tag bei den Exzellenzen vertrauern mußte, in der unendlichen Langeweile ihres durch keine Regung des Gedankens und des Wollens aufgerüttelten Daseins, und daß er bei ihnen zurückblieb als ein Invalide wie sie, als ein Schwächling, unfähig, sich an dem fröhlichen Bergsport zu beteiligen. Das mußte ihm in den Augen seiner Magdalene auf einmal ein Brandmal aufdrücken, ihn in Wahrheit als einen alten Mann erscheinen lassen. Es war eine schmachvolle Zurücksetzung, die über ihn verhängt wurde, und doch konnte er sich nicht dagegen wehren. Zu einer solchen Partie in die Hütten der Dolomiten reichten seine Kräfte nicht mehr aus.

Die Abgesandten, die auf die schöne Magdalene feurige Blicke geworfen hatten, der Mineralog von oben herab, der Leutnant aus mehr traulicher Nähe, hatten kaum die Villa verlassen, als Frau Sauer mit einer ungewohnten Entschiedenheit das Wort ergriff, um ihrem Herrn und Gebieter den Kopf zurechtzusetzen.

„Das fehlte noch, Herr Professor, daß Sie dem Mädchen jeden Genuß verkümmern wollen, um es ganz allein für sich zu haben, um immer auf sie Beschlag zu legen. Das gefällt mir schon lange nicht und muß auch die Kleine irre machen. Sie können ihr doch nicht ihre Zukunft verrammeln; sie kommt hier in die beste Gesellschaft, junge Leute von Rang und Vermögen; sie ist schön, sie gefällt; sie kann ihr Glück machen durch eine glänzende Partie! Nun, mit allem Respekt vor Ihnen, da habe ich als Tante auch ein Wort mitzusprechen; das bin ich meiner Familie schuldig."

Stirnbach ging verärgert in sein Studierzimmer; Magdalene wurde inzwischen von der Tante mit Alpenstock und Vorratstasche ausgerüstet, und in aller Frühe stand sie morgenfrisch und unternehmungslustig vor dem Professor, der ihren jugendlichen Reiz wehmütig betrachtete; es war ihm zu Mute, als müsse er das Kleinod jetzt ins Meer werfen. Er selbst steckte zwei dicke Bücher in die Tasche, eine neue Geschichte der schwedischen Literatur; denn er wollte nicht immer dem General und seiner Gattin Gesellschaft leisten; er wollte sich in irgend ein Studium vertiefen, um seine verdrießlichen Gedanken von der fatalen Sellagruppe abzulenken und von den fatalen Bergwanderern, die seine Magdalene ihm entführten.

In Wolkenstein herrschte reges Leben, wie beim Aufbruch eines zum Abmarsch gerüsteten Heeres. Die Baronin von Schmerl hatte eine reizende Bergtoilette gemacht; die Regierungsrätin von Meisenberg sah triumphierend darein; obschon sie zwischen zwei erwachsenen Töchtern stand, war ihr doch kein Berggipfel zu hoch. Überhaupt ging ihr Streben in die Höhe, ihr Mann sollte ja nächstens ins Ministerium kommen, und da würde sie ein wenig mithelfen, das Land zu regieren. Die jungen Herren hatten sich alle in Salontiroler verwandelt, auch Kollege Mahler, der eine drollige Figur machte; doch Stirnbach war darüber empört, daß dieser Kollege trotz seines Körperumfanges sich den Alpenfexen anschließen konnte; seine Gehapparate waren indes sehr gut im stande, und daß die Frau Mahler mit von der Partie war, wunderte ihn nicht; denn trotz ihres geistigen Gewichtes war sie so leicht wie eine Schneeflocke, welche der Wind den Berg hinaufweht.

In heiterster Stimmung hatte sich der Zug der Bergsteiger in Bewegung gesetzt. Stirnbach war von dem General bald mit Beschlag belegt worden und mußte einige Schilderungen aus dem Kriege von 1870 mit anhören; auf allen diesen Kriegsbildern war der General selbst der glänzende Mittelpunkt. Moltke hatte ihm allerdings manchen Ruhm fortgenommen; doch er selbst hatte ihm Ratschläge erteilt, die zum Siege bei Gravelotte führen mußten. Die Generalin hörte gähnend zu; sie hatte heute früh aufstehen müssen, doch das war nicht der Grund — sie kannte die Kriegstaten ihres Gatten auswendig; er erzählte immer dieselben Geschichten; doch bisweilen brachte er einige Abwechselung hinein; seine Phantasie war zu reich, als daß er die historische Wahrheit, mit der es überhaupt schlecht bestellt war, hätte festhalten können. Der Professor entschlüpfte so rasch wie möglich, nachdem er seiner Bewunderung recht lebhaften Ausdruck gegeben, um seine Flucht einiger-

maßen zu decken. Doch an welchen Tisch, in welche Laube draußen er sich auch setzen mochte, überall störte ihn die Sonne. Die Begeisterung seines Autors für die alten und neuen Schweden vermochte er nicht zu teilen; namentlich war ihm Strindberg ein Greuel, der schwedische Frauenlob, der in dieser Literaturgeschichte eine warme Anerkennung fand. Alles ärgerte ihn — es wurde schwül im Tal ... wie kühl und erquickend mußte es da oben sein, wo der Schnee weit hinab von den riesigen Felsburgen leuchtete. Und er mußte hier unten sitzen und sich langweilen, während eine lustige Gesellschaft da oben im Reiche der Lüfte frisch und fröhlich zu den freien Höhen emporkletterte!

Dante hat in seiner Hölle vergessen, einen Trichter anzubringen, in welchem die Qualen der Eifersucht ihre Opfer mehr peinigen als der Pechsee und der Wirbelwind. Der Professor befand sich in diesem Trichter, und das Peinlichste war, daß er nicht recht wußte, auf wen er eifersüchtig war. Gewiß nicht auf den langen Schleider, den er mehr haßte wegen seiner Zudringlichkeit; aber der Leutnant, der Assessor — alle die mit Magdalene zusammen waren, sie mußten den Zauber ihres Wesens empfinden ... und es war Grund genug zur innersten Empörung; denn nur er hatte ein Recht, von diesem Zauber beseligt zu werden.

Das war ein endloser Tag. Das Mittagsessen mit den Exzellenzen war nichts weniger als ein Symposion; die Generalin schlief zwischen der Suppe und dem Braten, und der General war nach mehreren Gläsern Wein so zerstreut geworden, daß er sich nicht auf den Namen der schönen Witwe besinnen konnte, die da mit den anderen auf den Bergen herumstieg, sondern nur auf ihre Reize, die einen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Kaum hatte sich das Ehepaar dem Nachmittagsschlaf überlassen, der zu seinen unantastbaren Gewohnheiten gehörte, als der Professor die Pension verließ und wie ein irrender Ritter bald diesen, bald jenen Bergpfad aufsuchte, um irgend einen Aussichtspunkt zu gewinnen; doch überall hinderte ihn das Waldesdickicht daran, er kletterte herauf und hinunter und war von diesen oft unwegsamen Wald- und Bergpfaden so ermüdet, als ob er den Col di Rodello mit bestiegen hätte. Dann schlug er den Fahrweg nach dem letzten, am Fuße der Sellagruppe gelegenen Bergdorfe ein, um den Heimkehrenden entgegenzugehen. Fortwährend sah er nach der Uhr und nach der Sonne. Doch die Zeiger und das himmlische Gestirn wollten nicht vom Platze rücken. Und sie kamen noch immer nicht — vielleicht konnten sie nicht recht weiter; die kokette Regierungsrätin saß gewiß übermüdet auf einem Felsblock, und die reizende Baronin lag irgendwo im Grase, und die anderen mußten warten. Das konnte seiner Magdalene nicht passieren; denn sie war gewiß die rüstigste von allen. Mit solchen Bildern beschäftigte sich seine Phantasie. Die Schatten wurden länger; die Sonne warf schon schräge Strahlen in die Täler.

Endlich ... oben auf einer Anhöhe die Gruppe der Bergwanderer — als Vortrab Professor Mahler und Frau, deren pergamentenes Antlitz von einer unheimlichen Röte überflogen war; die Anstrengung hatte dies unglaubliche Phänomen zuwege gebracht. Und wie ein unter den Fittichen dieses Ehepaares Schutz suchendes Täubchen folgte ihnen Magdalene, während die Salontiroler bei den übrigen Damen zurückgeblieben waren, die in der Tat Spuren von Ermüdung zeigten. Die beiden Töchter der Regierungsrätin hatten schon auf den Col di Rodello verzichtet. Das war doch kein Lawn Tennis, diese Sellagruppe. Da konnten sie stundenlang schlagen und fangen; doch auf diesem Steingeröll rutschten ihre zarten Füßchen aus, und das Herabsteigen war noch schlimmer als das Hinaufklettern; ohne die liebenswürdige Hilfe der jungen Herren wären sie oft zu Fall gekommen.

Doch was war mit Magdalene vorgegangen? Sie eilte in großer Aufregung, mit einer unerklärlichen Hast auf Stirnbach zu: „Ich bitte Sie, einen Wagen zu nehmen und sogleich nach St. Ulrich zurückzufahren!"

Der Professor sah sie erstaunt an.

„Sind wir erst zu Hause, so werde ich Ihnen alles erzählen."

Stirnbach war sogleich bereit, den Wunsch des Mädchens zu erfüllen; sie verabschiedeten sich nur von Mahler und Frau mit der Bitte, in ihrem Namen auch den anderen Lebewohl zu sagen. Unten in der Pension

fuhr gerade die Post vorüber; noch waren zwei Plätze frei, und sie stiegen ein. Magdalene war schweigsam, obgleich ein junger Nachbar mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Stirnbach aber war in einer streitbaren Stimmung; er saß hinter Magdalene neben einem dicken Bremer Kaufmann, welcher die Unbequemlichkeit dieser Gebirgstouren mit starken Ausdrücken verwünschte. „Aber zum Teufel auch," rief Stirnbach aus, „warum bleiben Sie nicht in Ihrem Bremer Ratskeller, bei Ihren zwölf Aposteln sitzen?"

Zu Hause angekommen begaben sich die beiden nach flüchtiger Begrüßung der Frau Sauer in die Studierstube des Professors.

„Nun endlich werde ich erfahren," sagte Stirnbach ungeduldig, „was da oben passiert ist."

„Ich bin beleidigt worden!"

„Von wem?"

„Vom Leutnant von Fohsen!"

„Der Unverschämte! Hat er ein beschimpfendes Wort gebraucht?"

„Nein!"

„Hat er Ihnen gegenüber eine verächtliche Miene angenommen?"

„Nein."

„Eine zweideutige Anspielung gemacht, vielleicht, ich will's nicht hoffen, auf unsere Beziehungen?"

„Nein, wie käme er dazu?"

„Nun, was ist denn also geschehen?"

„Er hat mich abgeküßt!"

Der Professor erblaßte. „Unglaublich ... er hätte gewagt —"

„Es galt einen kleinen Sprung von einem Felsstück am Wege, auf das ich törichterweise geklettert war. Er reichte mir dabei seinen Arm, aber als ich mich herunterschwang, drückte er mich fest ans Herz und küßte mich mehrmals, kaum daß ich es ihm wehren konnte."

„Der freche Bursche — und du gabst ihm keine Ohrfeige?"

„Damit wäre mir wenig gedient gewesen; ich weiß nicht, ob jemand und wer es mit angesehen, aber ein solcher Knalleffekt hätte die ganze Gesellschaft herbeigelockt. Ich bedaure sehr, Ihnen zugeredet zu haben, mich in diese zügellosen Kreise zu führen, wo ich als ein armes, schutzloses Mädchen ganz verlassen bin."

„Schutzlos — in's Teufels Namen," rief Stirnbach, „das bist du nicht! Sage deiner Tante nichts davon — geh' ruhig schlafen, ich werde wachen!"

„Doch was wollen Sie tun?"

„Einen Kuß, Magdalene ... hatt' ich bis jetzt kein Recht darauf ... ich will es mir verdienen!"

Sie drückte ihm herzlich die Hand und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Warum versagte sie ihm den Kuß? Das machte ihn nachdenklich. Wollte sie ihn auf einmal in eine Linie mit dem Leutnant stellen als einen ruchlosen Kußräuber? Doch nein, das war ja unmöglich! Ein Räuber war er nicht — aus freien Stücken hatte sie ihm diese Gunst gewährt ... und es war mehr als Dankbarkeit ... oder er täuschte sich in schmerzlicher Weise. Vielleicht wollte sie ihm ihre Lippen heute nicht zu einem Kuß inniger Liebe bieten; sie waren ja entweiht durch die zudringliche Frechheit eines Fremden.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen an Professor Mahler, klingelte dem Friedrich, der nicht wenig erstaunt war über den Befehl, sich mit dem Briefe sofort nach Wolkenstein auf den Weg zu machen; er solle dort nächtigen und morgen in aller Frühe die Antwort zurückbringen.

Nicht weniger erstaunt war Frau Sauer — was ging hier vor? Von Lene konnte sie nichts erfahren; sie erklärte, nichts davon zu wissen, was diese Sendung zu bedeuten habe; doch auch der Professor hüllte sich in tiefes Schweigen. Zum erstenmal hatte Frau Sauer das Gefühl, daß sie hier gar nichts mehr zu sagen habe, das niederdrückendste von allen Gefühlen, die ihr Herz bewegten. Die Welt kam ihr auf einmal trostlos öde vor; sie selbst fühlte sich so einsam, so überflüssig.

Am Morgen kam Friedrich zurück und brachte die Nachricht, Professor Mahler werde mit der nächsten Post eintreffen. Es dauerte in der Tat nicht lange, bis der korpulente Herr zur Villa emporstieg. Zum größten Erstaunen und zur schmerzlichen Beunruhigung der Frau Sauer schloß Stirnbach hinter dem Gast sofort die Tür des Studierzimmers. Das war ihr noch nicht vorgekommen — diese Geheimnistuerei — was sollte da in aller Stille ausgebrütet wer-

den? Sie war doch sonst immer zugegen, wenn im Hause irgend ein Hühnchen aus dem Ei kroch.

„Geehrter Kollege,“ begann Mahler, „Sie verlangten von mir, daß ich den Leutnant von Fohsen in Ihrem Namen fordere; der Gefahr, welcher sich ein Kartellträger aussetzt, will ich nicht aus dem Wege gehen; Sie erlauben mir aber, meine Bedenken gegen diese Forderung auszusprechen. Sie sind sehr gewichtiger Art, und ich hoffe, Sie davon zu überzeugen.“

„Das kann nicht der Fall sein; der Unverschämte muß gezüchtigt werden.“

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß es mit dem Gottesurteil bei Duellen ein eigen Ding ist. Der Ehemann, der den Verführer seiner Frau züchtigen will, fällt selbst durch die Kugel seines Gegners; er hat nicht nur die Frau, sondern auch das Leben verloren. Auch sonst triumphiert der freche Beleidiger, und nachdem er dem Beleidigten seine Injurien an den Hals geworfen hat, jagt er ihm noch eine Kugel in den Leib. Die meisten Duelle sind ein Hohn auf die gerechte Sache, und wenn Sie den Gegner züchtigen wollen, so ist dies ein gänzlich ungeeignetes Mittel.“

„Doch es gibt kein anderes ...“

„Mag sein ... das ist eine Streitfrage, die wir hier nicht entscheiden können. Bei Ihnen handelt es sich aber auch um etwas anderes ... bei Ihrem ehrwürdigen Alter könnte ein Duell Sie leicht lächerlich machen ... und ich glaube, das Ehrengericht würde den Leutnant von Fohsen von der Verpflichtung freisprechen, einen Greis über den Haufen zu schießen.“

„Ehrwürdiges Alter — Greis — was sind das für Gemeinplätze! Ich bin jung genug, um auf die Mensur zu treten, und meine Hand zittert nicht, wenn ich die Pistole abschieße.“

„Darum kümmern sich die Leute nicht. Ein Rückfall in das Duellfieber in Ihrem Alter würde einen possierlichen Eindruck machen. Sie erfreuen sich mit Bezug darauf der Immunität ... die Weisheit des Alters darf sich von der Torheit der Jugend nicht anstecken lassen.“

„Es ist keine Torheit ... ich habe ein Recht darauf, das Mädchen zu schützen.“

„Auch darüber ließe sich streiten. Das Ehrengericht würde wohl anderer Ansicht sein — und schon deshalb würde das Duell nicht zu stande kommen. Sind Sie der Vater, der Onkel, der Bräutigam dieses Mädchens? Sie ist die Nichte Ihrer Wirtschafterin — was geht das Sie an? Ja, ich meine, ein Duell könnte dem Ruf dieses Mädchens nur schaden. Wie kommt er dazu, sich dieses schönen Kindes so eifrig anzunehmen? Die Frage liegt so nahe, daß ich selbst nicht umhin konnte, sie mir aufzuwerfen.“

„Sie ist meine Schutzbefohlene, sie wohnt bei mir, ich habe sie dorthin geführt, wo sie beleidigt worden ist. Das freilich lähmt meinen Arm. Dies Bedenken war mir noch nicht gekommen. Doch wenn man mich für zu alt hält, um zur Waffe zu greifen, so wird man mir doch noch weniger zutrauen ...“

„Für einen glücklichen Liebhaber wird man Sie freilich nicht halten, aber für einen, nehmen Sie mir's nicht übel, närrischen Verehrer, der sich um die Gunst dieses Mädchens bewirbt.“

„O, es ist empörend, wie diese Jahre auf mir lasten, wie alles, alles dadurch in ein schiefes Licht gerückt wird. Nichts mehr kann man dem Leben abgewinnen, man ist in Acht und Bann getan ... und doch ist dies alles nur ein blödsinniges Vorurteil. Der Kalender, der in den Köpfen dieser Leute spukt, das ist mein Fatum. Pfui, pfui über die Welt ... und ich bin jünger als alle Schwachköpfe ... und jener Fant, der dies Mädchen beleidigte ...“

„Nehmen wir die Sache nicht so ernst, lieber Freund. Wir wissen alle nichts von diesem Attentat; ich schweige wie das Grab und habe auch meiner Frau nichts davon gesagt, die es vielleicht in lateinische versus memoriales gebracht hätte. Und wir können uns ja auf jenen freigeistigen Standpunkt stellen, der bei Pfänderspielen berechtigt ist: ein Kuß ist ja eine gleichgültige Münze, die dabei ausgezahlt wird ... Auch der Zukunft des Mädchens wird es nichts schaden; es werden ja wenig vorher ungeküßte Mädchen geheiratet.“

„Ich sehe ein ... es bleibt nichts übrig, als den Zorn verrauchen zu lassen. Und

doch erfaßt er mich immer von neuem. Wer weiß, ob er bei seinen Kameraden sich seiner Frechheit nicht rühmt. Ich höre ihn schon, wenn er sich den Schnurrbart streicht. Die Nichte einer Wirtschafterin ... solche Dämchen sind ja nur zu unserem Vergnügen auf der Welt. Ja, ein Fräulein von Meisenberg zu küssen ... das hätte er nicht gewagt; da würde ihn ein Bruder oder Vetter vor die Pistole gefordert haben, oder er wäre in ein Nest versetzt worden, wo es keine Regierungsrätin mit heiratsfähigen Töchtern gibt! Doch das arme Kind ... so verlassen, so hilflos — und ich so ohnmächtig ... o, es ist zum Verzweifeln!"

„Lieber Freund, wären wir im Lande des Dollars, so ließe sich aus einem solchen Kuß noch etwas herausschlagen — ein schöner Prozeß und eine anständige Buße, welche eine gute Mitgift für eine künftige Ehe wäre. Doch bei uns ist mit einem Kuß weiter nichts anzufangen, Küsse sind so wertlos wie Wespenstiche, die höchstens Galläpfel hervorbringen; doch dieser Kuß wird wohl keinen solchen Auswuchs im Leben des jungen Mädchens zur Folge haben."

„Sie haben recht — und es ist so traurig, daß Sie recht haben. Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Aufforderung so rasch gefolgt sind, und bitte Sie, über dies alles ein tiefes Schweigen zu bewahren."

So trennten sich die Freunde; der Lehrer war von seinem Schüler belehrt und bekehrt worden, und dieser eilte nach Wolkenstein zurück, wo seiner noch die schwierige Aufgabe harrte, der scharfsichtigen Gattin über diesen Ausflug am frühen Morgen eine glaubwürdige Lüge aufzubinden.

* *
*

Wieder saßen der Professor und Magdalene am Abend auf der Waldbank, doch es war etwas Fremdes zwischen sie getreten. Er erzählte, daß er beabsichtigt habe, jenen Zudringlichen zur Rechenschaft zu ziehen; wie die Freunde ihm aber davon abgeraten, da er auf die größten Hindernisse stoßen würde. Sie küßte ihm dankbar die Hand.

„Nicht so, nicht so!" rief er fast entrüstet; das war der Dank einer Tochter; das war nicht der westöstliche Rausch von früher — war er ihr auf einmal ein alter Mann geworden, der nicht mehr auf die Berge steigen konnte, nicht mehr die Waffen führen durfte? Hatte in der Tat die freche Jugend einen Sieg über ihn davongetragen? In dem Herzen seiner Suleika war eine Wandlung vor sich gegangen, darüber konnte er sich nicht täuschen.

Sie lasen Byron und Victor Hugo — der hinreißende Schwung begeisterte Magdalene; es waren Gedichte von zündendem Feuer, von großen Weltperspektiven. „Wären diese Dichter Deutsche gewesen," sagte Stirnbach, „man hätte sie kaum beachtet. Die Zeit Schillers ist längst vorüber, er hat seiner Nation ein geistiges Erbe hinterlassen; aber man will in Deutschland keine Geistesheroen mehr; man liebt in der Lyrik nur die traute Idyllik, den Singsang der Gassen-, Wanderer- und Kneiplieder, die Dichterei nach berühmten romanischen Mustern oder die herausfordernde Frechheit und den symbolischen Kram der Neuesten. Byron und Victor Hugo gelten für schwülstige Poeten, vor deren Rhetorik sich die Muse bekreuzigen muß, die gedankenlose Muse nämlich, die in den Journalzirkeln blüht und auf dem Katheder verherrlicht wird; zugleich mit den Turmbläsereien des neuen Aposteltums, das die Welt auf den Kopf stellen will. Für große Dichter ist in Deutschland kein Platz, hier gibt es nur aufgedonnerte Größen."

Der Professor befand sich in einer Mißstimmung, die sich auch in solchen Ergüssen aussprach. Seine Suleika hörte ihm mit Andacht zu, sah mit Verehrung zu ihm empor; in ihren Blicken lag eine zärtliche Zuneigung — und doch wagte er nicht, sie ans Herz zu drücken; er fürchtete, sie würde heute jede leidenschaftliche Annäherung ablehnen. Du bist nicht meine Suleika mehr, würde der Dichter sagen und singen.

„Es ist etwas über mich gekommen, eine Einsicht ... eine Reue wie über eine Verirrung, eine schöne, entzückende Verirrung, die kein Recht hat vor der Welt, und die bei mir selbst einem schwankenden Richterspruch begegnet. Ich muß mit mir selbst zu Rate gehen. Ich habe einen Blick in die Gesellschaft getan; ich habe gefühlt, daß ich dort nur ein Opfer sein würde. Man würde eine Leidenschaft nicht verstehen, die mich

an den älteren Mann fesselt; doch man würde daraus den Mut schöpfen, mich zu beleidigen — und wo wäre da ein Halt, eine Sühne für mich?"

Stirnbach wurde nachdenklich; er zerpflückte eine Campanula nach der anderen, die hier ihre Glockenblüten dicht an die Bank drängten; die kühle Ablehnung war ihm unerträglich; wie sollte er diesen Bann brechen?

Wie sie so neben ihm saß — das Abendgold spielte um ihr Gelock; sie hielt, von der Glut geblendet, die Hand vor das Auge; doch welcher Reiz in allen ihren Bewegungen — die anmutige Biegung des Armes, die zarte, feine Hand, der schlanke Wuchs, die schönen Formen — er war von ihrem Anblick bezaubert. In das seelenvolle, geistsprühende Auge konnte er ihr nicht sehen — und so war's in diesem Augenblick nicht die Seele, nicht der Geist des Mädchens, der diesen Zauber ausübte, sondern die herrliche Wohlgestalt, die Schönheit des Weibes, das alle seine Sinne gefangen nahm. Und dies Weib mußte er besitzen.

Dieser Gedanke erfüllte ihn ganz ... und da gab es nur einen Weg — er mußte sie heiraten.

Und doch zagte er wieder, diesen Weg zu betreten, und er mußte befürchten, daß sie ihm nicht entgegenkam.

Er sann und sann — lange saßen die beiden stumm nebeneinander.

„Es wird kühl, Magdalene ... gehen wir nach Hause," sagte er zuletzt.

Und schweigend gingen sie der Villa zu. Der blasse Mond stand am Horizont wie eine unsichere Leuchte am Lebenswege. Schon von ferne hörten sie, wie auf der Villa die Hunde anschlugen; es mußte ein später Besuch eingetroffen sein. Das empfand Stirnbach als eine unwillkommene Störung; er wäre so gern mit seinen Gedanken allein geblieben; auch hatten die Besuche der letzten Zeit ihm nur Unheil gebracht.

Frau Sauer kam ihnen schon außerhalb des Gartens mit einem fremden Herrn entgegen ... sie gestikulierte mit den Händen, ihr ganzes Wesen zeugte von einer großen Aufregung.

Wie erstaunte aber Magdalene über die Verwandlung, die mit ihrem Begleiter plötzlich vor sich ging! Er riß sich von ihr los, stürmte den steilen Bergpfad hinunter und lag in den Armen des Fremden. Und dann faßte er ihn unter den Arm und begab sich mit ihm in das Haus, in sein Studierzimmer. Solche überschwengliche Zärtlichkeit war ihm ja niemals eigen gewesen! Und sie selbst hatte er dabei ganz vergessen.

Frau Sauer gab ihr des Rätsels Lösung; es war der Sohn, der aus fernen Landen, aus Amerika, zurückgekehrt war, um den Vater zu begrüßen.

Sie freute sich über seine Freude, aber es stieg doch ein wehmütig banges Gefühl in ihrer Seele auf. Dahin, dahin die schönen ungestörten Plauderstunden, deren verlockende Gefahr sie zwar beschworen zu haben glaubte, die aber auch so noch immer ihren Zauber ausüben würden! Er hatte jetzt eine andere Gesellschaft gefunden, die mit Recht ihn ganz in Anspruch nahm. Was sollte sie jetzt in dem verödeten Tal? Es war Zeit, zu den Ihrigen zurückzukehren. Schon heute früh hatte sie mit diesem Entschluß gerungen, aus anderen Gründen, die sich nicht stark genug erwiesen; sie wollte sich aus einer gesellschaftlichen Luftschicht retten, in welcher ein Herr von Fohsen und ähnliche Kavaliere so glorreich zur Reife gediehen waren; sie wollte mit Empfindungen abrechnen, die einen fortwährenden inneren Kampf in ihr hervorriefen, doch sie vertagte zögernd die Entscheidung. Das Tusculum im Gröbener Tal hielt sie fest und der geistvolle Besitzer, dessen späte Liebe ihr eine große, unverdiente Auszeichnung schien. Sie hätte ihn gekränkt, wenn sie aus Gründen, die er für nichtig halten mußte, ihn plötzlich verließ. Das war jetzt anders; er hatte seinen Sohn wiedergefunden, jetzt würde er sie nicht vermissen.

Den schönsten alten Feuerwein hatte Frau Sauer aus dem Keller holen müssen und auf den gedeckten Abendtisch gestellt, und ehe sie sich daran niedersetzten, stellte der Professor seinem Sohn Erwin, dem Dr. ing., seine Suleika vor. Erwin, der des Vaters Schwachheiten kannte, hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm eine freudige Überraschung zu bereiten, indem er von Charlottenburg den neugeschaffenen Doktortitel mitbrachte. Schon von Amerika hatte er seine Zeugnisse

und seine Arbeiten eingeschickt, und so fand in kürzester Zeit seine Promotion durch die technische Fakultät statt. Jetzt hatte der Vollmond, der vor kurzem so schüchtern aufgegangen, ein Recht, das ganze Tal mit seinem Glanze zu erfüllen, denn es herrschte Glück und Freude in der Villa des Professors, der selten einen so frohen Tag erlebt hatte.

Magdalene war überrascht von der großen Ähnlichkeit zwischen dem Vater und dem Sohne, und so sehr den Professor das Alter mit scharf eingezeichneten Merkmalen verschont hatte, so stellte ihn doch das frische Wesen des Ingenieurs in Schatten. Eine schlanke und doch kräftige Gestalt, das Gesicht von der Sonne gebräunt, alle Bewegungen elastisch und elegant — so hatte er ganz das Gepräge einer welterobernden Jugendlichkeit, das den blasierten Herren in Wolkenstein gänzlich fehlte; sie machten den Eindruck einer marinierten, mit pikanten Gewürzen für die Gesellschaft zurechtgemachten Sorte von Jünglingen, während Erwin fröhlich und munter durch die Meere schwamm.

In der Tat drehte sich das Gespräch bei Tisch um seine Meerfahrt, die er aufs lebendigste schilderte. Ein heftiger Orkan hatte seinen Dampfer heimgesucht — und den Kampf mit dem Unwetter beschrieb er nicht in der Art und Weise der Dichter, wie sie Magdalene aus manchen Romanen und Pensionen kannte, sondern mit der genauesten Kenntnis des Schiffswesens, wobei er manchen Kunstausdruck in klarer Weise erläuterte. Vor Magdalenes Augen baute sich das Riesenschiff auf, nicht nach den Konstruktionen einer trockenen Beschreibung, sondern wie es im Kampfe alle seine Organe, eins nach dem anderen, entfaltet, jenes schwimmende Ungetüm, das der Menschengeist ausgerüstet zum Kampfe mit den Elementen und das ihnen auf den Gipfeln der Wogen wie in ihren tiefen Abgründen standhielt, ein Triumph des Geistes über die rohen Gewalten der Schöpfung.

Magdalene folgte mit Verständnis; durch einige Zwischenfragen lenkte sie die Aufmerksamkeit des Erzählers auf sich, der sich bis hierher wenig um sie gekümmert hatte; er gab ihr ruhig und gefällig Auskunft, ihre sympathischen Gesichtszüge fesselten ihn.

Am nächsten Morgen traf er sie zufällig im Garten. Der Vater tat einen langen Schlaf nach den freudigen Überraschungen des vorausgehenden Tages. Magdalene war im einfachen Morgenkleid, in welchem die ganze Morgenfrische ihres Wesens noch mehr hervortrat. Das Gespräch begann mit gleichgültigen Dingen, doch gewann es bald geistige Bedeutung. Erwin erkannte, daß das Mädchen einen hochstrebenden Sinn und ungewöhnliche Kenntnisse besitze — und dabei diese Natürlichkeit und Einfachheit. Er fragte nach ihrem Bildungsgang; sie gab eine bescheidene Auskunft.

Jetzt kam der Vater dazu; er freute sich, die beiden in so lebendiger Unterhaltung zu treffen. Und als sich Magdalene dann zu wirtschaftlichen Beschäftigungen entfernt hatte, erging er sich in begeistertem Lobe des Mädchens, seiner Schönheit, seines Geistes, so daß Erwin ihn zuletzt fragend ansah. Das war ja nicht die Sprache eines väterlichen Freundes, das war ja die Sprache eines Verehrers, eines Liebhabers. Im stillen freute er sich über das jugendliche Feuer des Vaters, welches sein Alter Lügen strafte.

„In der Tat," versetzte Erwin, „unsere deutschen Mädchen haben viel vor jenen Amerikanerinnen voraus, von denen keine mich zu fesseln wußte. Eingetrichterte Kenntnisse besitzen sie in reichem Maße; auch wissen sie das Leben zu nehmen und, ich möchte sagen, auszubeuten mit großer Klugheit; sie haben und zeigen Temperament, besonders in allen gymnastischen Spielen, ich glaube sogar, sie können grausam und wild sein, wenn sie gereizt werden; aber ich habe immer das Gefühl, daß es Treibhausblüten sind; es fehlt das Ursprüngliche, das Blumenhafte, der unleugbare Reiz der deutschen Gretchen. So viel diese gelernt haben mögen — das Mädchenhafte verlernen sie nicht, es geht ihnen nie verloren. Gewiß ist sie sehr gebildet, diese junge Dame hier ... wie heißt sie doch?"

„Magdalene ... die Nichte meiner Wirtschafterin. Sie ist hier nur zum Besuch."

„Aber gegen die blassen amerikanischen Teegesichter ist sie wie eine frische aufgeblühte Rose; sie hat gewiß niemals von Millionen Dollars geträumt — und davon träumen sie alle jenseit des Ozeans. Das verdirbt den Teint."

Bei Tisch kam das Gespräch auf allerlei Abenteuer, welche Erwin auf einer Reise nach dem Westen der Union bei den Rothäuten erlebt hatte. Ein Überfall der räuberischen Horden hatte einige Reisende in ihre Gewalt gebracht. Magdalene hatte früher mehrere Indianerromane gelesen, und an einzelne Kapitel derselben erinnerten die Erlebnisse, die Erwin erzählte, doch das trat so lebendig vor sie hin, es war ja kein zusammengeträumtes Phantasiebild, es war ja frisch aus dem Leben herausgegriffen. Und Erwin schilderte so anschaulich und dabei so schlicht und wahrheitsgemäß ohne jede prahlende Selbstverherrlichung, wie er sich aus der Gefangenschaft befreit und den Kampf mit den Rothäuten siegreich bestanden. Magdalene aber ergänzte, was er verschwieg, wie sein Mut, seine Tapferkeit allein auch die Genossen errettete, sie sah ihn in all seiner Gewandtheit und Kraft ... so mochte auch damals sein Feuerauge geblitzt haben. Desdemona lauschte den Abenteuern des Othello und hing an seinem Munde. Das leuchtete plötzlich in der Seele des Mädchens auf, sie begriff, daß männliche Tatkraft ein weibliches Herz zu rühren vermochte. In der Tat empfand auch sie selbst etwas wie Zuneigung zu dem Helden dieser Abenteuer, der sie nicht nur ruhmreich bestanden hatte, sondern sie auch so lebendig zu schildern wußte; sie war im Banne des Erzählers wie jene Venetianerin, welche durch Wüsten und Meere, durch Kämpfe und Siege dem kühnen Mohren folgte.

* *
*

Der Morgen im Gebirge atmet frische Kraft, der Abend hat oft eine sanft wehmütige Beleuchtung. Der Morgen gehörte Erwin, der Abend dem Vater. Dieser stand spät auf, er arbeitete oft bis tief in die Nacht hinein, und dann raubten ihm noch allerlei Gedanken den Schlaf, bis die wachen Träume von den Träumen des mohnstreuenden Gottes abgelöst wurden. Und in seinen wachen Träumen kam diese verspätete Jugend über ihn und quälte ihn mit glühenden Pulsschlägen und den Bildern einer krankhaft erhitzten Phantasie. Diese erträumte Liebe suchte ihn jetzt wie eine Krankheit heim, sie wehte ihm aus allen Blättern der Weltliteratur all das Wilde und Wüste in den Sinn, das gärende Feuergeister in vulkanischem Drang zu Tage gefördert.

Und so groß seine Freude war, den Sohn wieder ans Herz schließen zu können, so hatte diese Freude doch auch einen bitteren Beigeschmack. So lange er anwesend war, konnte er mit seinem Antrage nicht an Magdalene herantreten, er scheute sich überhaupt vor dem Urteil seines Sohnes über einen in seinem hohen Alter so gewagten Schritt, den Erwin gewiß niemals billigen würde. So war er mit all seinem glühenden Verlangen zu einem unwillkommenen Aufschub verurteilt. Und immer zaghafter wurde er, wenn er an den Erfolg seines Antrages dachte. Wohl saß er manchen Abend wieder mit Magdalene allein auf der Bank im Walde zusammen, während Erwin, der die einsamen Wanderungen liebte, rings die Berge nach allen Seiten hin durchstreifte; wohl war sie eine gelehrige Schülerin, aufmerksam, dankbar, ja herzlich in ihrem ganzen Wesen, aber doch so ganz anders wie vorher; er mußte bei leidenschaftlicher Annäherung eine Ablehnung fürchten, und er wagte nicht, sie wie früher ans Herz zu schließen; jetzt, wo er eine so große ernste Absicht hegte, durfte er sich von ihr nicht abweisen lassen, ohne alles aufs Spiel zu setzen; eine unzeitige Plänkelei konnte ihm den Verlust der Hauptschlacht kosten. So litt er Tantalusqualen. Die Leidenschaft des Alters hat nicht das reizvolle Farben- und Lichterspiel wie die Leidenschaft der Jugend; sie ist nicht wie der freudige Lenz, sie ist wie der schwüle Sommer. Und diese brütende, verzehrende Schwüle lastete auf ihm, und die Flamme, die keinen Ausgang fand, schlug in sein Inneres.

So fanden auch die Dichterworte, in welcher Sprache sie ertönen mochten, kein lebendiges Echo mehr; er wurde in seinen Erklärungen trocken und nüchtern, er mußte ja stets das Wort, das sich auf seine Lippen drängen wollte, unterdrücken, und so kam alles andere ohne Wärme, ohne Nachdruck zu Tage, als würde es nur gesprochen, um den Kampf zu verbergen, der in der Tiefe gärte. Lag auch das Tal gebettet in goldenem Abendschein, flüsterten auch die

Wipfel, vom letzten Wind bewegt: die Sprache der Natur blieb unverstanden; sie hat denen nichts mehr zu sagen, deren Herz verstummen muß.

Das waren die Abende im Walde. Wie anders die Morgenstunden im Garten! Da schritt Magdalene die Gänge auf und ab mit der Gartenschere, um Hecken zurechtzustutzen, mit dem Körbchen, um Beeren zu pflücken, und da gesellte sich Erwin zu ihr — und es wechselten muntere Scherze mit ernsten Gesprächen — alles taufrisch wie die Rosen, welche die Nacht erquickt hatte — und oft saßen sie auch beisammen in der Laube, in welche die Morgensonne hineinblickte, nachdem sie droben auf den hohen Bergen spazieren gegangen war und zuletzt den Weg ins Tal gefunden hatte. Er erzählte viel und immer mit gleicher Lebendigkeit so ungezwungen, so ohne Ruhmredigkeit, obschon sie aus allem sah, wie Tüchtiges er geleistet hatte; auch manches erklärende Wort, nicht lehrhaft, nicht aufdringlich stellte sich ein, wenn er von dem unterseeischen Kabel und der drahtlosen Telegraphie sprach oder von den Eisenbahnbauten, an denen er selbst sich beteiligt, welche in das Herz der riesigen Felsengebirge führten und zu ihren Gipfeln emporklommen, von Ozean zu Ozean das Land des Sternenbanners umspannend. Das war ein weiter Weltblick, der sich vor den Augen des Mädchens eröffnete; aber auch der Blick in ein Leben voll Tatkraft und Schaffenskraft tat sich ihr auf.

Diese morgendlichen Begegnungen belauschte Frau Sauer durch das Glasfenster der Veranda mit großer Genugtuung. Das war doch etwas anderes, als wenn der Alte in der Laube mit ihrer Nichte zusammensaß oder die Geheimtuerei droben im Walde; dabei konnte doch nichts Gescheites herauskommen. Zur Liebe gehört einmal die Jugend, und jung und jung gesellt sich gern: das war das Einmaleins ihrer Lebensweisheit. Hatte der Alte ein Auge auf das Kind geworfen, so mag er's jetzt nur anderswohin werfen ... das hätte nimmer gutgetan.

Erwin trat eine mehrtägige Wanderung in das Reich der Dolomiten an, er wollte den Langkofel besuchen, die Sellagruppe, den Rosengarten; o, wie gern hätte ihn Magdalene begleitet, vor allen Gefahren und Beschwerden wäre sie nicht zurückgeschreckt an seiner Seite, und wie herrlich wäre es gewesen, gemeinsam auf den Höhen zu wandern, von denen man alles, was sich unten im Tale spreizen mag, so tief unter sich liegen sieht, die freien Lüfte zu atmen, welche auch die Seele frei und kühn machen. Sie hatte nur die Sellagruppe in der Nähe gesehen; wie herrlich wäre es gewesen, mit ihm auch die anderen großartigen Bildungen einer spielerischen Schöpfungskraft zu bewundern, welche diese vielgestaltigen Dolomiten mit ihren Obelisken, Türmen, breiten, mit Schnee überstreuten Felsmauern wie einen Tafelaufsatz dem Hochgebirge aufgesetzt hat.

Sie nahm Abschied von ihm mit einem Gefühl schmerzlicher Entsagung, und es wurde ihr ganz einsam zu Mute, als er unten im Tale hinter den Häusern von St. Ulrich verschwand. So leer erschien ihr alles — hatte er auf einmal ihr Leben ausgefüllt? Und der andere, der Vater? Er war ihr noch vor kurzem so viel gewesen. Doch was hatte sie getan? Welchen Zauber hatte auch er auf sie ausgeübt, er hatte Sturm gelaufen auf ihr Herz mit dem Heeresbanner der großen Geister aller Zeiten, und so hatte sie sich von seinen Liebkosungen überraschen lassen, ohne Widerspruch, ohne Widerstand. Es war ein kurzer Rausch — und die Dichter trugen die Schuld daran, daß sie sich ihrem feurigen Apostel so willenlos hingab. Aber welche törichten Hoffnungen mußte das in ihr erwecken, sie selbst hatte dies Unheil angestiftet, denn sie sah: wie eine lauernde Wetterwolke hing die Leidenschaft des Alten über ihrem Haupte.

Stirnbach selbst hatte in schlummerlosen Nächten Visionen gesehen, die ihm im Lichte des Tages wieder als unmögliche Phantasiegebilde erschienen. Diese Aufregungen zehrten an seinem Leben; er selbst bemerkte im Spiegel mit Schrecken einen greisenhaften Zug, der sich in sein Gesicht eingeschlichen, etwas Übernächtiges, tieferliegende Augen; die Leidenschaft der Jugend, die über ihn gekommen war, schien alle aufgesammelte Kraft seines Alters aufzuzehren. Frau Sauer bemerkte, daß er seine üble Laune unter einer gewaltsamen Heiterkeit zu verbergen

suchte, unter einem burschikosen Ton, der oft ins Derbe verfiel und in gewagten Scherzen über das rechte Maß hinausging. Allerdings gestattete er sich diese Freiheiten und Keckheiten nur ihr gegenüber, nur wenn er mit ihr allein war, niemals in Magdalenes Gegenwart. Doch das war nie seine Art gewesen, es mußte im Haushalt seines Geistes allerlei gewaltsam durcheinander gerüttelt worden sein.

Mit der Regelmäßigkeit bezahlter Vorträge begannen an den ersten zwei Abenden, nachdem Erwin zum Wanderstab gegriffen, wieder die Studien des Professors und seiner Schülerin auf der Bank im Walde. Aber bald bemerkte Stirnbach, daß Magdalene ganz anders wie sonst, daß sie unaufmerksam und zerstreut war. Darin lag die schwerste Kränkung für ihn; denn er gab in dem Vortrag dieser Dichtungen, in den Erläuterungen ja sein Bestes — und wenn dies mißachtet wurde, so war ja der Bann gebrochen, in welchem er das schöne Mädchen hielt. Unbegreiflich erschien es ihm, was ihre Gedanken auf einmal von ihm ablenken mochte; er war ja mit Blindheit geschlagen und bemerkte ihre wachsende Neigung zu Erwin gar nicht.

Doch hegte er einen stillen Groll gegen das Mädchen; die Lesestunden gab er auf; er erklärte ihr, daß nur eine aufmerksamere Hörerin ihn ermutigen könne, mit ihm zusammen die Pfade durch die Weltliteratur zu wandeln; seine Bibliothek stehe ihr zur Verfügung, sie möge sich selbst heraussuchen, was sie zu fesseln vermöge, er scheine nicht mehr das Richtige zu treffen. — Sie entschuldigte sich und beteuerte ihm mit aufrichtigen warmen Worten ihre Dankbarkeit, doch das erst versetzte ihn in größere Erregtheit; von Dankbarkeit könne nur bei Wohltaten die Rede sein, er wisse aber nichts davon, ihr irgend eine Wohltat erwiesen zu haben. Wohltaten seien etwas Demütigendes, und niemals habe er sie demütigen wollen. Das sei eine Münze, die in einem freien geistigen Verkehr nicht Kurs haben dürfe und die man Bettlern in den Hut würfe. Und wenn er sich dann gekränkt von ihr abwandte, wagte sie kein Wort der Erwiderung mehr. Dann aber, wenn die Tischglocke der Frau Sauer sie wieder zusammenrief, saß er oft in brütendem Schweigen neben ihr; wenn ihr Kleid ihn streifte, ihr Arm ihn zufällig berührte, flammte es auf in ihm, und Frau Sauer bemerkte wohl sein blitzendes Auge, die leidenschaftliche Erregung. Alter schützt vor Torheit nicht, dachte sie, doch dieser alte Herr ist ein lebensgefährlicher Tor geworden — was soll daraus werden?

* * *

Von seiner Wanderschaft zu den Dolomiten kehrte Erwin frisch und munter zurück, mit neugestählter Kraft, er hatte sich viel zugetraut, weite beschwerliche Touren glücklich überstanden. Er kannte zwar die Riesen der amerikanischen Hochgebirge, die zwischen dem Osten und Westen der Union einen Wall auftürmten, den nur der Unternehmungsgeist des Dollars und der Dampf zu überwinden vermochten; aber dort fehlt der Turmkranz der Dolomiten, der diese Täler umgibt und der an die Mauern und Türme der alten Burgen erinnert, an die mittelalterliche Romantik, die Amerika nicht kennt. Alle die Eindrücke, die er dort oben erhalten, teilte Erwin dem Vater und dem aufmerksam zuhörenden Mädchen in lebendiger Schilderung mit.

Doch außer Edelweiß und Almenrausch hatte er noch etwas mit nach Hause gebracht — einen festen, für sein Leben entscheidenden Entschluß. Da unten verschiebt sich alles durch verwirrende Einflüsse, durch Beleuchtungen, die bald von rechts, bald von links kommen, und der Wille wird zögernd und schwankend. Da oben aber, wo der Mensch mit sich allein ist und mit der großen Natur, die ihre himmelhohen Bauten festgemauert hat in die Erde, da reifen die unerschütterlichen Entschlüsse, in welche der Mensch seinen Willen, seine ganze Seele hineinlegt. Und wie er so, ein einsamer Wanderer, die Luft der Höhen atmete, da ging er mit sich selbst zu Rate über alles, was sein Herz bewegte, und wenn er von einem hochragenden Col hinabsah in die vom silbernen Fluß durchzogenen Tieftäler, wo sich die Hütten der Menschen so freundlich an die grünen Umrahmungen schmiegten, da wandelte ihn die Sehnsucht nach einem stillen Glück an, das

ihm bisher versagt geblieben und das ihm nimmer die Huldinnen der Mode am Hudson oder in den Seebädern von Saratoga gewähren konnten, die sie unsicher machten mit ihrem herausfordernden Treiben, alle diese vergoldeten Schönheiten, die den Dollar anbeteten und die des Dollars wegen angebetet sein wollten. Jetzt hatte er ein deutsches Mädchen gefunden, schön und schlicht, klug und geistig regsam, und wenn er hier oben sein Herz prüfte, so erkannte er, daß jeder Schlag desselben diesem Mädchen galt. Ihr holdes Bild hatte ihn begleitet auf seiner ganzen Wanderung, die schwermütigen Pfade belebt, die durch die Felstrümmer und durch die von Berghäuptern herabgeschüttelten Lawinen gingen, und wenn es irgendwo galt, einen steilen Felsen zu erklimmen, da stand sie oben, von goldenem Schimmer verklärt, die Fahne schwingend und winkte ihm empor zu sich in ihre lichte Nähe.

Und weshalb sollte er zögern?

Die Sonne warf schon schrägere Strahlen, als er Magdalene bat, mit ihm einen Spaziergang in den Wald zu machen, zu irgend einem schönen Aussichtspunkt. Das Mädchen bat die Tante um die Erlaubnis, und Frau Sauer stimmte freudig zu, denn vor ihrer Seele drängten sich die schönsten Möglichkeiten. Es war die Zeit, wo sonst der Vater mit seiner Schülerin die Spaziergänge durch die Weltliteratur machte; jetzt hatte er sich in seine Studierstube zurückgezogen; doch zu jener Bank, die sein Lieblingssitz war, führte Magdalene den Weggenossen. Und hier, wo sie einst in törichtem Selbstvergessen der Leidenschaft des Vaters Zugeständnisse gemacht, die ihr jetzt unverständlich schienen, mußte sie ein Wort vernehmen, das sie im Innersten erzittern machte; es war das Wort, das ein Leben verlangt und ein Leben einsetzt: Erwin bat um ihre Liebe, hielt um ihre Hand an.

Sie zögerte einen Augenblick. Schatten schwankten über ihr Gesicht, es waren die vom Wind geschüttelten Baumzweige, die im Abendsonnenlicht diese Schatten warfen. Waren es die Geister jener Stunden, die das Glück dieses schönen Augenblicks trübten? Sollte sie das entscheidende Wort nicht wagen, weil sich diese Erinnerung dazwischen drängte? Sollte sie das Glück eines ganzen Lebens opfern, weil sie den törichten Wahn einer aussichtslosen Liebe, wenn auch nur auf Augenblicke, genährt und nicht zerstört? Sie bekannte offen ihre Liebe zu Erwin, und daß sein Antrag sie beseligt habe.

„Ich will die deine werden, ich will's. Doch nur wenn dein Vater seine Zustimmung gibt."

„Mein Vater? Ich bin längst mündig und Herr meines Willens; ich kann frei wählen, wie mir's mein Herz gebeut; doch warum sollte er ein Gegner unseres Glückes sein? Freuen wird er sich darüber, denn er ist voll deines Lobes, er spricht mit Wärme, ja mit Begeisterung von dir!"

„So zögern wir nicht, seine Zustimmung einzuholen."

Sie begaben sich in das Studierzimmer des Professors, der, überrascht von dem Besuch und von der ernsten, fast feierlichen Haltung der beiden, sich von seinem Schreibsessel erhob. Er empfand, daß hier etwas Ungewöhnliches vor sich ging, und ihn überkam die dunkle Ahnung von etwas Unheilvollem.

„Lieber Vater," sagte Erwin, „ich komme, dir eine erfreuliche Mitteilung zu machen; ich habe hier in Europa nicht bloß das Glück gehabt, dich wiederzusehen, dich in meine Arme schließen zu können; ich habe in der alten Heimat auch ein Glück gefunden, das mir in die neue folgen wird."

Verständnislos hörte der Professor diese Worte, doch wie ein plötzlicher Lichtschein in einen nahen Abgrund fällt, so erhellte sich ihm auf einmal das Dunkel; aber er schrak zurück vor dem Unglaublichen, er sträubte sich krampfhaft gegen eine Einsicht, die ihm Erwins Worte und der Anblick des jungen Paares aufdrängen mußten. Es war eine Vision, es konnte nicht anders sein; da standen sie vor ihm, die beiden, Hand in Hand, er sprach von seinem Glück, und Glück leuchtete aus ihren Augen; doch das mußte alles noch einen anderen Sinn haben, einen Sinn, den er nicht sogleich herausfand, der sich aber bald enthüllen mußte.

„So sprich — so sprich doch," sagte er mit nervöser Hast.

„Ich habe mich mit Magdalene verlobt; ich stelle dir meine Braut vor, wir bitten dich um deinen Segen."

Stirnbach erblaßte, er hielt sich an der Lehne des Schreibstuhls fest, dann strich er sich mit der Hand über die Stirn. Da trat sie aus dem Schleier heraus, die gespenstige Drohung; seine letzten Lebenshoffnungen zerflatterten, und so unerwartet kam der niederschmetternde Schlag, daß er ihn für den Augenblick aller Besinnung beraubte. Erwin, aufs äußerste betroffen, eilte, ihn zu stützen; ihm war dies alles unerklärlich. Seine Braut aber hatte den Schlüssel zu allem; sie stand dabei mit Herzklopfen und einem bangen Schuldgefühl. Stirnbach faßte sich rasch wieder, lehnte die Hilfe des Sohnes ab. Alles, was ihn bewegte, faßte er dann in das eine liebevolle und vorwurfsvolle Wort zusammen: „Magdalene!"

„Verehrter Meister," sagte sie dann, „Sie haben mir so viel Freundliches erwiesen, mir so schöne Stunden geschenkt, ja, Sie ließen mich glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei; auch ich hatte Augenblicke, in denen ich, überrascht von Ihrem Geist, von Ihrem späten Jugendfeuer, glaubte, Sie könnten mir mehr sein als ein geistiger Führer und Lehrer. Doch das waren nur Augenblicke, ich war eine willenlose Träumerin."

„Das hast du mir verschwiegen, Magdalene?" rief Erwin aus.

„Jetzt erfährst du es, wo du ein Recht hast, es zu erfahren, wenn auch kein Recht über meine Gedanken und Träume, die dir nicht untreu werden konnten; denn du warst noch nicht in mein Leben getreten. Sie aber, lieber Vater, mögen jetzt die Zärtlichkeit, die Sie für mich, das fremde Mädchen, hegten, Ihrer Tochter schenken, von der Sie ja wissen, mit welcher Verehrung, mit welcher Liebe sie an Ihnen hängt. Solch eine Liebe ist eine Stütze auf späteren Lebenswegen; wenn Sie, wenn wir von einer anderen geträumt ... sie wäre vielleicht ein zerbrechlicher und rasch zerbrochener Stab gewesen."

„Davon steht nichts im Buche Suleika — o, Sie ungelehrige Schülerin!" Mit einer mehr ablehnenden als segnenden Bewegung rief dann Stirnbach: „Jetzt nicht — jetzt nicht! Kommt in einer Stunde wieder."

In dieser Stunde blieb er allein, es war eine tieftraurige Stunde, eine ernste Leichenfeier. Das ist das Trostloseste, wenn der Mensch seine Wünsche und Hoffnungen begräbt! Mochten diese noch so töricht sein, es ist ein Stück von unserem Leben. Jetzt erst schlich das Gespenst des Alters an ihn heran, das verwitterte, graue, einsame Alter; er konnte es nicht mehr verscheuchen durch einen süßen Wahn; es packte ihn mit krampfhaft zitternden Händen. Ein großer Verzicht — freudlose Atemzüge — das ist der Rest.

Doch während er sich gleichsam eingemauert in diese Todesgedanken, alle Lebensblüten ihm verwelkt waren, ihm nichts übrigblieb als stroherne Grabeskränze — da kam doch etwas über ihn wie ein milder Trost, und ein wachsender Lichtschein drang in seine dunkle Seele. So mag das spröde mürbe Alter zerbröckeln — doch es ist ihm noch ein Glück geblieben. Die Jugend erblüht neben ihm, und der Blick auf diesen Frühling macht seinen Winter mild und schön. Sein Sohn wird glücklich sein im Besitze eines herrlichen Mädchens, das vielleicht sein Alter verklärt hätte, doch das jetzt ein volles Genügen in dem Wonnerausch der Jugendliebe finden wird.

Und wie der Zeiger der Uhr fortrückte, da hatte er den inneren Kampf ausgekämpft, und in schmerzlich errungener Seelenruhe sagte er sich, daß ein edler Verzicht und eine liebevolle Sorge für das Glück der anderen dem Alter besser zu Gesicht stehe als die Sehnsucht nach den Verzückungen der Jugend oder der späte Rausch einer glücklosen, ja selbst einer beglückenden Leidenschaft.

Kaum hatte die stets rührige Turmglocke von St. Ulrich die nächste Stunde eingeläutet, als Erwin und Magdalene wieder beim Vater erschienen; doch wenn sie scheu und zaghaft eingetreten waren, so faßten sie bald Mut, als der Vater ihnen mit festem Schritt und freundlichen Mienen entgegentrat, und bald kam auch das erlösende Wort von seinen Lippen: „Gott segne euch, meine Kinder!"

* * *

Die Hochzeit fand in dem Familienkreise der Braut statt; Professor Stirnbach wohnte ihr nicht bei, er war auf einmal leidend ge-

worden und gerade in diesen Tagen erkrankt und mußte jede Aufregung vermeiden. Er blieb allein zu Hause zurück, da Frau Sauer es sich nicht nehmen ließ, dem frohen Feste beizuwohnen. Sie hatte ja, wie sie zu verstehen gab, die ganze Sache eingefädelt und ihrer Familie den Triumph einer so vornehmen Heirat verschafft. Noch einmal kehrte das junge Ehepaar nach St. Ulrich zurück, ehe es die Reise über den Ozean in die neue Heimat antrat.

Und nun begann für den alten Professor das graue Einerlei der sich schläfrig ablösenden Tage. Er vertiefte sich in seine Studien; aber es war nicht mehr dasselbe wie früher, es fehlte die volle Genugtuung; er empfand ein Gefühl der Leere, das ihm früher fremd war. Nicht ohne einen gewaltigen Ruck des inneren Menschen rafft man sich auf zu opfermutigen Entschlüssen, die eine schwere Enttäuschung verdecken müssen, und das Alter verträgt solche Erschütterungen nicht mehr. Unmerklich, aber doch rasch macht es seine Rechte geltend. In kurzer Zeit war das Haar des Professors ergraut, und es verging dann nicht ein Jahr, so war es silberweiß geworden. Das war ja kein Naturwunder, das stimmte vollständig mit der Jahreszahl des Kalenders überein, aber er hatte ja diesen Kalender jahrzehntelang Lügen gestraft. Jetzt sah er sich eines schönen Tages im Spiegel, ein ehrwürdiges Greisenantlitz; doch es flößte ihm selbst keine Ehrfurcht ein, und mit ingrimmigem Humor rief er aus: Suleika, westöstliche Hexe, das ist dein Teufelswerk!

Schwellenden Glückes Tage

Schwellenden Glückes Tage —
Jubelnd steh' ich am Rain,
Laut in die blauende Weite
Schmettert mein Jauchzen hinein.

Wie wir als Kinder es taten,
Lachend des Glücks uns gefreut:
Also ist meine Seele
Wieder zur Jugend erneut.

Schwellenden Glückes Tage,
Dürstend begehrender Mund,
Aller der Trübsal und Leiden
Trinkt nun mein Herz sich gesund.

Hoch meinen Becher erhoben,
Leben und Sonne geweiht,
Einen Tag so im Lichte,
Lächelnd zum Tod dann bereit.

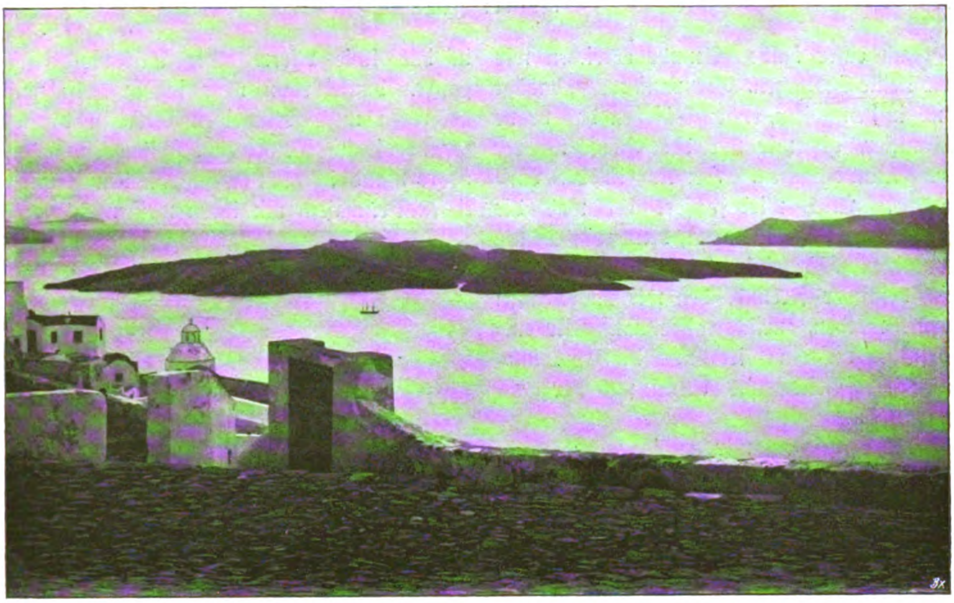
Schwellenden Glückes Tage —
Liebe führt tänzelnd den Zug,
Meinem ermatteten Geiste
Flügel giebt sie zum Flug.

Über Höhen und Tiefen
Steigend ins Weite hinein,
Trunken die glühenden Sinne,
Dauer im wechselnden Sein.

Einst im verrinnenden Lichte
Lächelt Erinnerung hold,
Gießt über brechende Augen
Zagend die Sonne ihr Gold.

Froh mit dem letzten Schlage,
Dem noch das Herz sich erwehrt:
Glückes schwellende Tage,
Seid ihr noch einmal begehrt!

Wilhelm Holzamer



Die Kaïmenen bei Sonnenuntergang, von Phira aus gesehen. Dahinter die Südspitzen von Thera und Therasia. Ganz links am Horizont die kleine Insel Christiani.

Die Insel Thera

Von

Robert Zahn

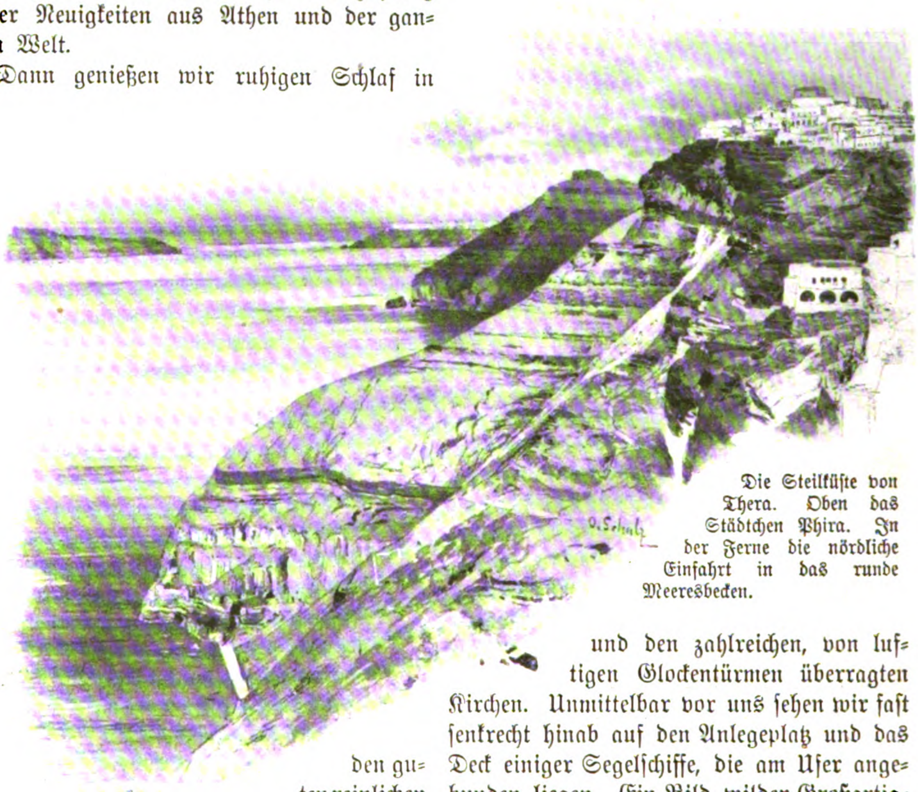
Den Piräus haben wir am Abend verlassen. Nach einer wundervollen Tagesfahrt durch die Inselwelt der Cykladen nähern wir uns mit sinkender Sonne Thera und seinem kleineren Nachbareiland Therasia. Die Nordspitzen beider Inseln bilden ein gewaltiges Tor, durch das wir einfahren. Steil fällt die Küste rechts und links ab, hoch oben schimmern, vom letzten Strahl der Sonne vergoldet, die freundlichen Häuschen einer Ortschaft. Bald bricht die Nacht herein. Drohend erhebt sich eine ungeheure dunkle Mauer, auf die wir zufahren. Jetzt wird der Dampf abgestellt, die Wellen treiben das Schiff sanft weiter. Den Anker auszuwerfen, verbietet die unermeßliche Tiefe des Meeres. Auf dem Wasser tauchen Lichter auf, immer mehr, es sind die Boote, welche die Reisenden und die Fracht abholen. Bald hören wir auch das Schreien und Gezänke der Ruderer. An der schwarzen Wand vor uns erscheinen in einer Zickzacklinie verteilt einige matte Lichter, darüber zahlreichere, die Lichter des Städtchens Phira.

Glücklich sind wir und unsere Sachen endlich in der Barke untergebracht. Die Ruderer greifen aus; von tausend Funken erglänzt das Wasser bei jedem Schlag, selten wohl gewahrt man die Erscheinung des Meerleuchtens so schön wie hier. Die Anlegestelle ist ein ganz kleiner Platz mit wenigen Häusern, einer Schenke und einigen Speichern. Eine ganze Schwadron von Eseln und Maultieren steht zur Weiterbeförderung der Menschen und Güter bereit. Wir sind der Mühe des Aussuchens der Tiere und des Paktierens mit den Treibern enthoben, unsere theräischen Freunde haben alles trefflich vorbereitet. Munter geht es den steilen Zickzackweg hinauf, der, an vielen Stellen auf Bogenunterbauten ruhend, an der fast senkrechten Felswand wie angeklebt erscheint.

Nach einer halben Stunde erreichen wir das kleine Städtchen. Treppauf, treppab trägt uns in den steilen, engen Gäßchen das brave Maultier, bis wir vor dem Hause unserer Gastfreunde halten. Herzlich ist die Aufnahme. Alles wird aufgetischt, was die Insel bietet und noch mehr, denn zum Schluß erscheinen sogar einige Flaschen Pschorr, die ein deutscher Freund, den wir noch kennen lernen werden, zurückgelassen hat. Wir entschädigen unseren Wirt durch die Erzählung aller Neuigkeiten aus Athen und der ganzen Welt.

Dann genießen wir ruhigen Schlaf in den guten reinlichen Betten. Die griechischen Inseln erfreuen sich einer alten Kultur, die in gleicher Weise von den sehr ursprünglichen Zuständen im Inneren des Festlandes wie von der modernen, im wesentlichen französischen Tünche Athens angenehm absticht.

Gleich am frühen Morgen treten wir auf die Terrasse des Hauses, das hart am Rande des Absturzes liegt. Wir erblicken ein Bild von zauberhafter Pracht. Ein rundes, tiefblaues Meeresbecken wird von hoher, senkrecht abfallender Küste umschlossen. Nur im Norden und im Süden öffnen sich Ausblicke in das freie Meer. Die Steilwand, im ganzen dunkelbraun oder schwarz, ist von hochroten und grellweißen Streifen durchzogen, die im Sonnenlicht schimmern. Der obere Rand ist dicht besetzt von den freundlichen Ortschaften mit ihren weißen Häusern



Die Steilküste von Thera. Oben das Städtchen Phira. In der Ferne die nördliche Einfahrt in das runde Meeresbecken.

und den zahlreichen, von luftigen Glockentürmen überragten Kirchen. Unmittelbar vor uns sehen wir fast senkrecht hinab auf den Anlegeplatz und das Deck einiger Segelschiffe, die am Ufer angebunden liegen. Ein Bild wilder Großartigkeit bietet der Abhang, der oben Phira und den Nachbarort Merovigli trägt. Eine hohe harte Lavaschicht scheint ein unverwüstliches Fundament unseres Städtchens zu bilden. Aber ihre Festigkeit ist trügerisch. Sie ruht selbst auf weicheren Schichten, die dem Einfluß der feuchten Seeluft nur zu sehr ausgesetzt sind. An mehreren Stellen ist die Lavakruste schon ganz unterhöhlt und muß durch Mauerwerk gestützt werden. Gewaltige Blöcke haben sich losgelöst und drohen jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen. Geradezu bizarre Formen nimmt das verwitternde weichere Gestein an. Sie erinnern uns an



Der Steilabfall unterhalb des Städtchens Phira, der Anlegeplatz und der zur Höhe führende Zickzackweg.

die phantastischen Felsgebilde auf Gemälden des Trecento.

Aus der Mitte des Beckens ragen einige kleine öde Inseln hervor, schwarze oder rostbraune Geröllmassen. Ihr unheimliches Aussehen verstärkt noch die Verfärbung des Meeres, das in ihrer Nähe nicht mehr tiefblau, sondern schmutzig grün und hochgelb erscheint. Sie sind die jüngsten Zeugen der gewaltigen vulkanischen Tätigkeit, der Thera und Therasia ihre heutige Gestalt verdanken. Die Erdkunde lehrt uns, daß die beiden Inseln in der Vorzeit ein Ganzes bildeten. Die Mitte nahm ein mächtiger Vulkan ein, welcher in längerer Tätigkeit die Oberfläche des Eilandes umgestaltete. Ein furchtbarer letzter Ausbruch, den wir uns nach den jüngsten Ereignissen auf Martinique ausmalen mögen, bedeckte das ganze Land mit hoher Bimssandschicht und vernichtete alles Leben. Der Krater brach in sich zusammen, und es entstand das große Loch in der Mitte, in das die See von Norden und Süden einbrach. Nun begreifen wir auch ihre fast unergründliche Tiefe. Die steilen Wände sind nichts als der innere

Rand des Kraters. Aber der Vulkan war nach diesem Ereignis nicht erloschen, er schuf sich für die zerstörte Mündung Ersatz. Jene kleinen Inseln, Kaïmenäs, d. h. die Verbrannten, genannt, sind eben die Krater des neuen unterseeischen Kegels, welcher in der Mitte des großen hinterlassenen Beckens allmählich sich aufbaute. Wir hören aus dem Altertum von Inseln, die an dieser Stelle auftauchten und wieder verschwanden. Eine hat sich erhalten, die Paläa Kaïmeni, die 198 v. Chr. erschien. Die Mikra Kaïmeni entstand am Ausgang des Mittelalters (1573). Zwischen beiden erhob sich in neuerer Zeit (von 1707 bis 1712) die Nea Kaïmeni, die durch den letzten Ausbruch im Jahre 1866 bedeutend vergrößert wurde.



Blick auf das Städtchen Phira und den Abfall des Kraterrandes. Im Hintergrunde der Eliasberg.

Genaue Schilderungen dieses Ereignisses sind vorhanden. Flammen schlugen aus dem Gestein der Inseln empor, das Meer begann zu kochen, große Massen starrer Lava tauchten aus ihm auf. Aus diesen erfolgten heftige Ausbrüche, die selbst die Ortschaften von Thera und Therasia bedrohten. Die Bewohner waren auf das äußerste gefaßt, Kriegsschiffe lagen im freien Meer bereit, um sie zu retten. Die Gefahr ging aber noch glücklich vorüber.

Durch den Bimssandregen dieses letzten Ausbruches wurde der ganze Baumwuchs vernichtet. Das Wiederanpflanzen vereiteln die frei über die Hochfläche der Insel hinbrausenden Stürme und der große Wassermangel. Die Feuchtigkeit versickert zu rasch in dem lockeren vulkanischen Boden. Ziehbrunnen mit brakigem Wasser gibt es nur am äußeren Rande, unmittelbar am Meere. In den Ortschaften behilft man sich mit großen Cisternen. Nur die dem Boden sich anschmiegende Rebe gedeiht noch immer. Weinbau und Weinhandel bilden so den Erwerb des größten Teiles der dichten, sehr fleißigen Bevölkerung. Für die gewöhnlichen Lebensmittel ist

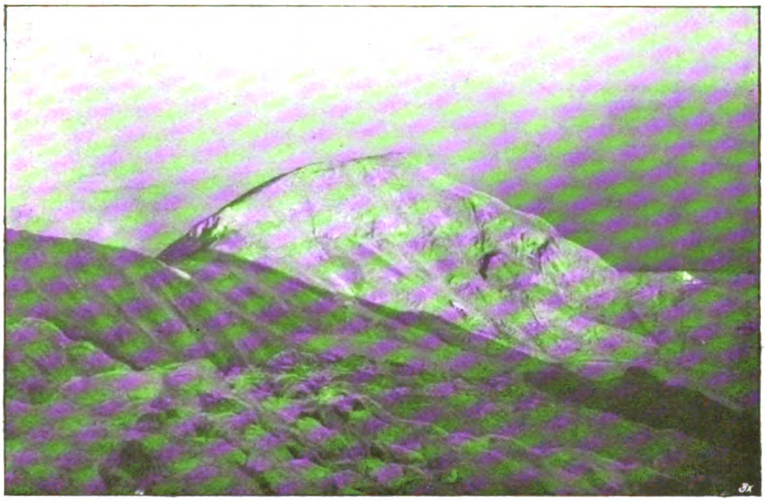


Südwestseite des Eliasberges, rechts der Anfang des Mesavuno. Im Vordergrunde das Dorf Emborio.

sie so gut wie ganz auf die Zufuhr von außen angewiesen.

Phira, die Hauptstadt der Insel, hat etwa viertausend Einwohner. Die kleinere Hälfte besteht aus römischen Katholiken, Nachkommen alter italienischer Familien, von denen einige früher kleine Feudalherrschaften auf den Cykladen besessen haben. Längst sind sie Griechen geworden, aber an ihrer Religion und ihren Familientraditionen haben sie zäh festgehalten. Adelstitel sind in Griechenland abgeschafft, aber die Visitenkarte trägt doch die Freiherrn- oder Grafenkrone, und über dem Haustor prangt das Wappen. Manche können auch noch mit Stolz dem Fremden ihren alten Adelsbrief zeigen. Die meisten sind in den französischen katholischen Schulen in Thera, Naxos oder Athen erzogen und sprechen auch gut Französisch. Auffallend hübsche Mädchen trifft man unter ihnen, man glaubt die blonden Schönheiten der venetianischen Maler vor sich zu sehen. Diese Katholiken bewohnen den oberen Teil des Städtchens, dessen Mittelpunkt der Dom mit der Wohnung des Bischofs und einige Klöster bilden. Von dem früheren Glanz ist bei den meisten dieser Familien wenig mehr erhalten, aber das Viertel gilt noch als das aristokratische, und so haben sich jetzt auch einige reiche orthodoxe Griechen dort angesiedelt. Ein stattliches Haus mit herrlicher Aussicht auf das Meer und die Ostküste erregte immer meine Freude dadurch, daß sein Besitzer, der sich keines alten Wappenschildes rühmen konnte, dafür über dem Tor ein Schild mit zwei sich schnäbelnden Tauben und einer Marquisenkrone darüber hatte anbringen lassen. Übrigens kann man nicht nur in Thera, sondern auch auf anderen griechischen Inseln, auf denen die Nachkommen der alten fränkischen Geschlechter wohnen, die Beobachtung machen, daß diese ihre Zeit erfüllt haben. Sie gehen wirtschaftlich immer mehr zurück gegenüber den energisch vorwärts strebenden Griechen. Auf mehreren Inseln ist der Kampf längst entschieden.

Das Verhältnis zwischen den Angehörigen beider Bekenntnisse ist in Thera durchaus gut. Neben dem friedlichen Wesen der Theräer trägt auch dazu bei, daß die Katholiken im Gegensatz zu ihren Glaubensgenossen im übrigen Griechenland durch päpstliche Bulle den alten julianischen Kalender behalten haben und somit ihre Feste zu derselben Zeit wie die Griechen feiern. Dadurch wird der Eindruck des Fremden bei ihren orthodoxen Mitbürgern glücklich vermieden.

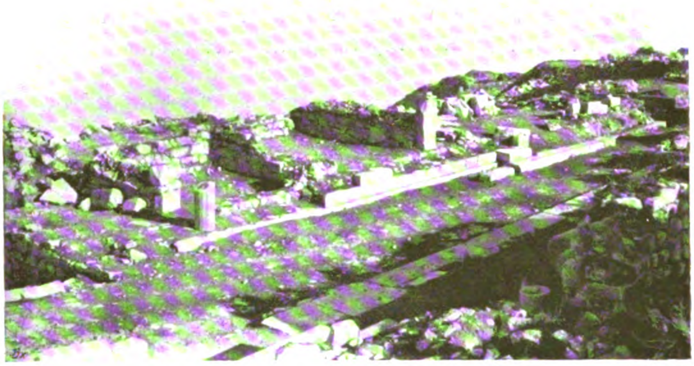


Mesavuno bei Abendbeleuchtung, von der Höhe des Eliasberges gesehen. Rechts die Ebene von Perissa mit der großen Kirche.

Unser erster Ausflug gilt den Kaïmenen. Wir steigen den steilen Zickzackweg hinunter zur Landungsstelle. Ein Ruderboot bringt uns in einer halben Stunde hinüber. In der Nähe der Inseln, da wo das Meer sich verfärbt, ist das Wasser an manchen Stellen warm, und übelriechende Schwefeldämpfe steigen aus ihm auf. Hier liegen gewöhnlich einige Segelschiffe, damit das Wasser die vielen Seetiere, die sich an die Schiffe ansetzen und ihre Bewegung erschweren, tötet. Durch ein ganz schmales Tor zwischen der Nea Kaïmeni und der Mikra Kaïmeni, in dem

das Wasser so seicht ist, daß das Boot über den Grund geschoben werden muß, kommen wir in einen schmalen Kanal. Diese Einfahrt mit dem gelben brodelnden Wasser, dem schwarzen Lavagestein, aus dem da und dort der fahle Schwefel hervorblüht, könnte ein herrliches Vorbild für eine Darstellung des Höllentores abgeben. Das Unheimliche des Ortes steigert noch der Mangel des Lebens. Kein Strauch wächst da. Nur selten setzt ein Vogel seinen Fuß auf diese Felsenwüste. Vor dem letzten Ausbruch muß es anders gewesen sein. Längs des Kanales sehen wir die halb in das Wasser versunkenen Ruinen kleiner Häuser, in denen die Theräer ihren Badeaufenthalt nahmen, für unsere Begriffe eine merkwürdige Sommerfrische.

Wir verlassen das Boot und wenden uns nach dem jüngsten Krater. Er ist nicht hoch, aber seine Besteigung ist doch recht mühevoll. Die von der Augustsonne glühende Lava strahlt eine tropische Hitze aus. In dem Geröll findet der Fuß keinen festen Stand. Glaubt man an einem großen Block einen festen Stützpunkt gefunden zu haben, fährt man samt ihm wieder — einen Teil des Weges abwärts. Endlich ist der Rand des Kraters erreicht. Nur eine trichterförmige Mulde hat sich erhalten. Von der tief unten noch lebendigen Tätigkeit zeugen die aus den Spalten aufsteigenden Dämpfe und die überall sich niederschlagenden Schwefelkristalle. Herrlich ist der Rundblick auf die das Becken umgebenden Steilwände mit dem Kranze der schmucken Dörfer. Unter unseren Füßen sammelt der Vulkan vielleicht neue Kräfte zu einem plötzlichen Vernichtungsschlag; vor uns sehen wir das langsame, aber unaufhaltsame Zerstörungswerk des Wassers und der Luft, das mit nicht geringerer Gefahr den Besitz und das Leben der braven Bewohner bedroht; aber die überwältigende Schönheit des Bildes verdrängt diese trüben Gedanken und läßt uns die Tücke des Bodens vergessen. Sorglos genießen wir nur den Augenblick.

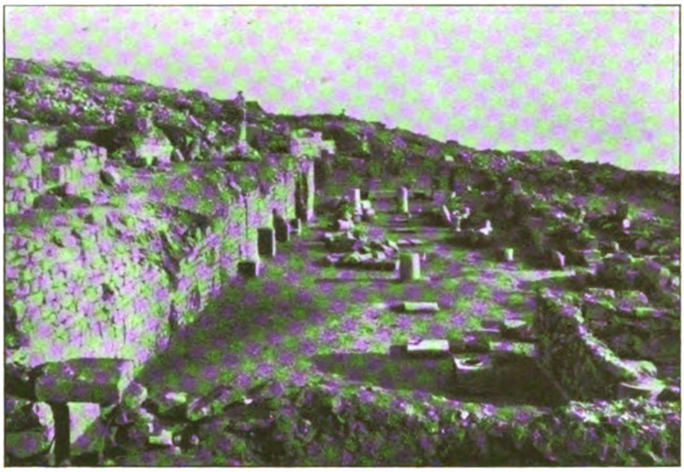


Hauptstraße der alten Stadt auf dem Mesavuno.

Die größte Erhebung der Insel bildet der im Südosten gelegene Eliasberg mit einer Höhe von 567 Metern, ein Kalkstock, der in der Vorzeit ein kleines Riff war, bis er, in die vulkanischen Massen hineingebacken, mit ihnen zu einem Ganzen verbunden wurde. Auf munteren Maultieren verlassen wir wieder das Städtchen Phira. Zu Fußtouren eignen sich die schmalen, zwischen den Weinbergen hindurchführenden Pfade nicht. Der tiefe vulkanische Staub ermüdet den Fuß gar sehr, und die den Weg einfassenden, aus dunklen Lavablöcken aufgeschichteten Mauern von Mannshöhe wehren dem Wanderer jeden Ausblick.

Der Weg führt zunächst hart am Rande des Absturzes hin. Früher war er etwas weiter von ihm entfernt, aber vor einigen Jahren stürzte ein großes Stück Land, auf dem die Bewohner von Phira ihren Abendspaziergang zu machen pflegten, plötzlich in die Tiefe. Die Ruinen einiger Häuser, die noch am Rande hängen, erzählen von diesem Unglück, das auch einige Menschenleben kostete. Allmählich geht es dann bergan auf einem vom Eliasberg sanft nach Nordwesten abfallenden Rücken. Auf ihm liegt Pyrgos, weithin sichtbar, durch den immer wehenden Wind der kühlste und gesundeste Ort der Insel. Auf gutem Zickzackweg erklimmen wir

schließlich die Spitze des Berges, die ein Kloster krönt. Die Mönche empfangen die Fremden mit großer Herzlichkeit und bringen die landesüblichen Erfrischungen; sie zeigen mit Stolz ihre Bibliothek, die außer alten Drucken auch einige Handschriften enthält. Unvergeßlich ist der landschaftliche Eindruck, den wir von den Mauern des Klosters aus genießen. Eine graue, schweigende Felsenwüste umgibt uns. Schauerliche Abgründe, senkrecht abfallende Schluchten gähnen uns entgegen. Die wilde Großartigkeit erhöht der Gegensatz des friedlichen, lachenden Bildes, das sich unendlich tief unter uns ausbreitet. Die mit Weingärten und Dörfern bedeckte, von vielen schmalen Wegen durchschnittene Fläche der Insel wirkt wie eine bunte Karte. Jeder Weinstock hebt sich als dunkler Punkt vom Boden ab. Ringsum flutet das tiefblaue Meer, aus dem bis in die verschwimmende Ferne hin die Inseln mit ihren reichen Formen auftauchen. Nach Norden hin erblicken wir Jos und Amorgos, hinter ihnen Paros und das hohe Naxos, im Osten liegt Anaphe gerade gegenüber, weit hinter ihm erscheint Astypaläa, die erste türkische Insel. Nach Westen schweift das Auge über Sikinos und Pholegandros hinweg bis Melos und Kimolos. Den Gesichtskreis im Süden schließt der gewaltige Wall von Kreta ab.



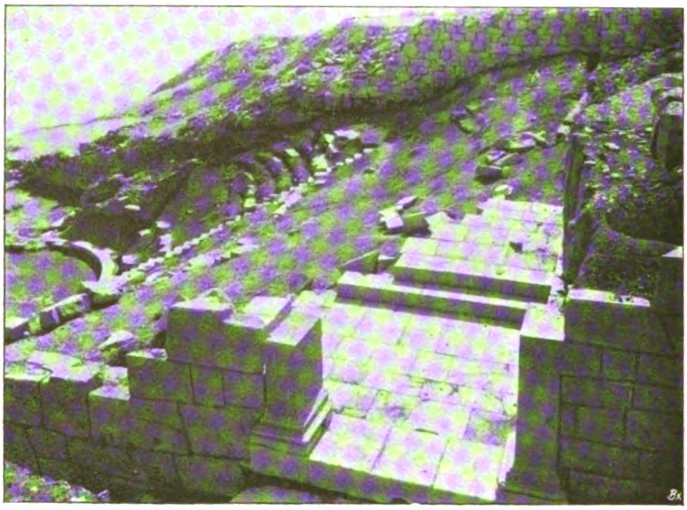
Die Basilike Stoa.

Östlich vom Eliasberg springt der Mesavuno, ein ebenfalls aus Kalkstein bestehender Bergrücken von geringerer Höhe, in das Meer hinaus. Eine Einsenkung, die Sellada, trennt ihn von dem großen Stock. Er trug die im Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. von Dorern gegründete Stadt Thera. Friedrich Freiherr Hiller v. Gärtringen hat in mehreren Ausgrabungen aus eigenen Mitteln den größten Teil der Stadt wieder aufgedeckt und sich damit ein bleibendes hohes Verdienst um die Altertumswissenschaft erworben.

Wir mußten an dem jähen Abhange des Elias teilweise auf Händen und Füßen bis zur Sellada hinabklettern. Jetzt kann der Besucher den bequemen Schlangenweg benutzen, welchen der ausgezeichnete rastlose



Das Theater in der antiken Stadt auf dem Mesavuno.



Oberer Eingang des antiken Theaters.

gend. Etwas oberhalb dieser Anlage findet sich eine besondere Merkwürdigkeit. Der Felsboden ist ganz mit leicht eingeritzten Inschriften bedeckt. Es sind meist nur Namen. Hier haben die Theräer seit uralten Zeiten sich verewigt und uns dadurch sehr wichtiges epigraphisches Material hinterlassen. Die Inschriften gehören zu den ältesten, die wir aus Griechenland besitzen.

Wir übergehen andere Heiligtümer und öffentliche Bauten. Nur eine Anlage auf der Höhe oberhalb des Marktes sei noch genannt, das Gymnasion der ptolemäischen Garnison, über dessen Erneuerung noch eine Urkunde erhalten ist, ein in Stein gehauener Brief des ägyptischen Königs Ptolemaios. Welcher von den verschiedenen Herrschern dieses Namens gemeint ist, steht leider noch nicht fest. Ein anderes, daneben liegendes Gebäude darf man als Kaserne dieser Truppe ansehen. Thera gehörte nämlich im dritten und zweiten Jahrhundert zum Reiche der Lagiden, die Stadt war durch ihre natürliche Festigkeit ein Stützpunkt ihrer Herrschaft im Mittelmeer und hatte darum eine Besatzung. Aus dieser Zeit stammen auch die meisten öffentlichen Gebäude.

Arbeitsgenosse Hillers, der Landmesser Dr. Wilski, angelegt hat. Nach kurzem Aufstieg von der Einsenkung aus ist die Höhe erreicht. Auf der Nordostseite des langgestreckten Hügels, etwas unterhalb des Kammes, zieht die Hauptstraße der alten Stadt hin, von der zahlreiche Seitengassen nach aufwärts und abwärts abzweigen. Gleich im Anfang erweitert sie sich zu einem von Terrassenmauern gestützten Platz, dem Markte, an dessen einer Seite eine stattliche Halle lag, von der noch bedeutende Ruinen erhalten sind. Sie trug den stolzen Namen Basilike Stoa, die Königshalle, wie uns eine in ihrer Rückwand eingelassene Inschrift sagt, und diente der Rechtsprechung. Weiterhin gelangen wir zu dem Theater, einem mäßig großen, noch recht gut erhaltenen Bau. Ziemlich am Ende der Straße liegt der sehr alte Tempel des Apollon Karneios, des altpeloponnesischen Gottes, der überall, wo Dorer wohnten, verehrt und mit Tänzen gefeiert wurde. Zur Feier dieser Karneen diente ein durch eine Terrassenmauer gestützter Platz in der Nähe des Tempels. Noch weiter, über dem Abfall des Rückens in das Meer, liegt das Gymnasion, der Turnplatz der theräischen Ju-



Felsplatte mit dem Bildnis und Weihungen des Artemidoros.

Große Bedeutung hat die Insel nie gehabt. Von Doriern besiedelt, fühlte sie sich am Ende des siebenten Jahrhunderts so stark, daß sie eine Kolonie nach Nordafrika sandte und dort die lange blühende Stadt Kyrene gründete. Dies blieb die Haupttat der Theräer in der Geschichte. In der Politik schlossen sie sich eng an Sparta an. Unter ptolemäischer und dann unter römischer Herrschaft beschränkte sich die Betätigung der Bürger im öffentlichen Leben auf die Angelegenheiten der Gemeinde, die ihnen natürlich hervorragend wichtig erschienen. So liefert uns Thera ein ausgezeichnetes Bild einer althellenischen Kleinstadt, dessen Züge gar sehr an das heutige Griechenland erinnern. Auch der Anblick des Städtchens auf der Höhe des Mesavuno mag dem der heutigen Ortschaften der Insel geglichen haben.

Eine merkwürdige Persönlichkeit aus der Zeit dieses kleinbürgerlichen Stillebens, eine Figur, die sich wie ein Vorbild zu Theophrasts Schilderung des „Mikrophilotimos", des kleinlich Ehrgeizigen, darstellt, hat selbst dafür gesorgt, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfiel. Artemidoros, Sohn des Apollonios, aus der pamphylischen Stadt Perge, hatte Kriegsdienste in Ägypten getan und die Troglodyten am Roten Meer bekämpft. Für seine glückliche Heimkehr dankte er dem Retter Pan in einer Inschrift, die in der Nähe des Wüstentempels von Redesijeh in Oberägypten wiedergefunden wurde. Dann kam er wohl als Befehlshaber der ägyptischen Besatzung nach Thera und erreichte ein sehr hohes Alter. Zahlreich sind seine Weihungen an verschiedene Götter und die ägyptischen Herrscher. Er begleitet sie stets mit seinen selbstgedrechselten Epigrammen, deren tiefsinniger Inhalt der Feinheit der Form entspricht. Daß das Versmaß ihm einige Schwierigkeiten bereitet, wird man dem alten Offizier gern verzeihen. Um die Theräer machte er sich besonders durch Schlichtung der zahlreichen Streitigkeiten in der Gemeinde verdient, wegen dieser Tätigkeit stiftete er auch einen Altar der Homonoia, der Eintrachtsgöttin, mit folgenden Versen (nach Hillers Bericht im „Archäologischen Anzeiger" 1899):

Alles nährt sich vom Wind, von der Sonne und auch vom Monde.
Früchte bringet die Erde; sie läßt wachsen und auch verwelken.
Aber die Eintrachtsgöttin hat für den Altar von dem Volke
Einen gewaltigen Kranz erwirkt dem Artemidoros.



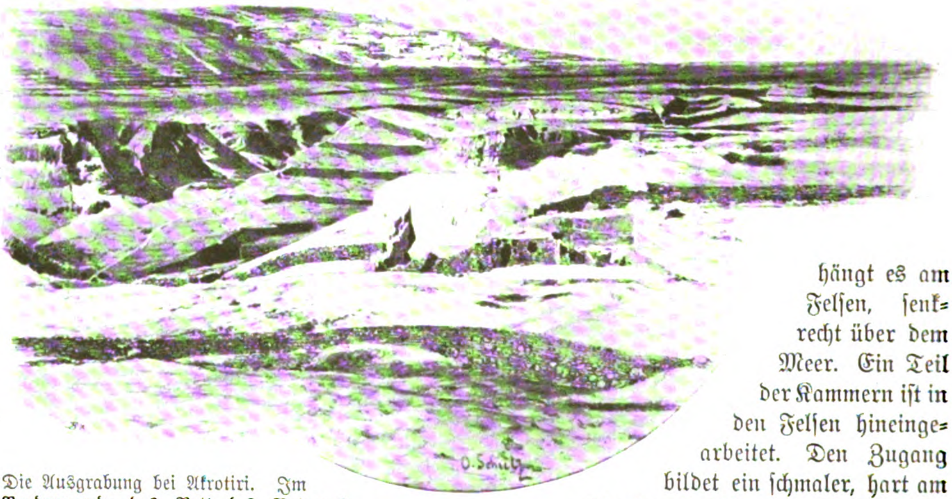
Antikes Tempelchen beim Dorfe Emborio.

Bei dem Kranze blieb es nicht, Artemidoros wurde Ehrenbürger und erhielt schließlich „auf Geheiß der Priesterin des Gottes in Delphi" heroische Ehren, wovon er uns auch in poetischer Form unterrichtet. Man kann sich nun denken, welche Freude es dem glücklichen Forscher bereitete, als bei der Grabung des Jahres 1899 eine kurze Strecke vor der Stadt das als Reliefmedaillon aus dem Felsen gearbeitete Bildnis des hochverdienten Mannes, umgeben von neuen Weihungen, herauskam. Die Anähnelung an die Münztypen der Ptolemäer fiel sofort auf. Den Kopf umgibt wieder ein Epigramm, in dem prophetisch dem Ruhme des Artemidoros Dauer verheißen wird, so lange „die Erde steht und die Sterne am Himmelszelt aufgehen." Diese Reliefs zeigen uns auch in lehrreicher Weise, wie bescheiden die künstlerischen Ansprüche in einer Landstadt sein

konnten zu einer Zeit, da die Kunst an den Hauptstätten griechischer Kultur ganz Hervorragendes leistete.

Zum festen Aufenthalt während der Grabungen diente Hiller und seinen Genossen der Evanghelismos, eine Kapelle der Mutter Gottes mit einigen Nebenräumen, die in die Reste eines stattlichen antiken Quaderbaues, eines Mausoleums, hineingebaut ist. Sie liegt am nordöstlichen Abhang, etwas unterhalb der alten Stadt. Ein herrlicher Aufenthalt in der reinen, kühlen, stets bewegten Luft. Welch göttliches Behagen erfaßte uns, wenn wir müde von der Ausgrabung kamen und die Augen auf der großen blauen Meeresfläche ausruhen lassen konnten. Thera ist fast ganz verschwunden. Wir haben die Empfindung, als führen wir auf einem großen Schiffe sanft dahin. Aus der Tiefe herauf hallt das gleichmäßige Brausen der Brandung. Sonst vernimmt das Ohr kaum einen Laut, nur hie und da tönt der heisere Schrei eines Raubvogels aus der Höhe. Die Sonne ist hinter dem Rücken des Berges versunken, dunkle Schatten bedecken Land und Meer. Da und dort huschen Lichter auf der schwarzen Fläche der See hin. Es sind Fischer, die auf den nächtlichen Fang ausziehen. Allmählich steigt der Mond höher und taucht alles in sein silbernes Licht. Da, auf der höchsten Spitze der Insel Anaphe schlägt ein gewaltiges Feuer auf. So leuchteten einst von Berg zu Berg die Zeichen, die nach der Heimat Kunde von dem Falle Trojas gaben. So warnten wohl in den unruhigen Zeiten des ausgehenden Altertums und des Mittelalters die Inselbewohner einander vor der drohenden Seeräubergefahr. — „Das ist das Zeichen für die Schmuggler,“ sagt unser Diener, der eben aus dem Hause getreten ist. Mit einem Schlage sind wir wieder in die prosaische Gegenwart versetzt. Es handelt sich wohl um ein paar Stücke Vieh, um einige Ballen Tabak, die aus türkischem Gebiet nach Griechenland gepascht werden sollen.

Steigen wir vom Evanghelismos noch etwas tiefer hinab, so gelangen wir zu dem verfallenen Kloster Askitario. Wie ein Nest hängt es am Felsen, senkrecht über dem Meer. Ein Teil der Kammern ist in den Felsen hineingearbeitet. Den Zugang bildet ein schmaler, hart am Rande hinführender Pfad. Ein Böcklinsches Gemälde steht vor uns.



Die Ausgrabung bei Akrotiri. Im Vordergrunde das Bett des Potamos, in der Mitte die Reste des prähistorischen Hauses mit der darüber anstehenden weißen Bimssandschicht, in der Ferne das Dorf Akrotiri.

Wir verlassen nun den Mesavuno. Ein beschwerlicher Weg führt an der Südseite der Sellada hinab. Überall am Abhang gewahren wir Gräber, teils kleine, in den Boden eingelassene gemauerte Kammern, teils

aus dem Felsen herausgearbeitete stattlichere Anlagen. Hier haben die Bewohner der alten Stadt jahrhundertelang ihre Toten bestattet. Dr. Dragendorff, auch ein Genosse Hillers, hat sich durch genaue Untersuchung dieser Gräber ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben. Seine reichen Funde — prächtige große Tongefäße mit schönen geometrischen Mustern, Tonfiguren, Gläser — schmücken jetzt das im Sommer 1902 feierlich eingeweihte Museum der Insel in Phira. In der Ebene angelangt, besuchen wir zunächst am Strande die großartig angelegte Kirche von Perissa, neben der die Reste eines antiken Rundbaues erhalten sind. Dann wenden wir uns nach dem mehr landeinwärts liegenden, stattlichen Dorf Emborio. In seiner Nähe steht mitten in einem Weinberg ein vollkommen erhaltenes Tempelchen. Sogar das alte Steindach ist noch vorhanden. Nach der Inschrift unter der jetzt leeren Nische des Kultbildes war es einst der Thea Basileia, einer der Kybele wesensgleichen Göttin, geweiht, jetzt ist der heilige Nikolaos in das Heiligtum eingezogen.

Nach einem weiteren Ritt von etwa einer Stunde gelangen wir nach dem malerisch auf einer kleinen Anhöhe sich aufbauenden Dorf Akrotiri, das nicht mehr weit von der Südwestspitze der Insel entfernt ist. Ein merkwürdiger Fund hielt mich selbst einige Wochen in dieser Gegend fest.

Ich muß etwas weiter ausholen. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stieß man auf Therasia beim Graben nach Puzzolanerde, die für den Bau des Suezkanales gebraucht wurde, in ziemlicher Tiefe auf Reste von Gebäuden, die unter dem Puzzolan begraben waren. Bemaltes Tongeschirr, Mahlsteine, verkohltes Holz, Knochen fanden sich in diesen Ruinen. Bald wurden Lokalforscher, dann auch französische Gelehrte auf diese Funde aufmerksam. Sie blieben nicht vereinzelt. In den Wänden der vielen schmalen Täler, die bei Akrotiri das Regen-



Das prähistorische Haus bei Akrotiri.

wasser durch die hohe Bimssandschicht gerissen hat, kamen da und dort weitere Reste zum Vorschein. Sie mußten von Ansiedlungen stammen, die der Zeit vor dem großen Ausbruch des Vulkanes angehörten, da Thera und Therasia noch eine Insel bildeten. Leider verschwanden diese Trümmer der Häuser bald, und so regten sich wieder Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtung jener Forscher. Ich hatte nun das Glück, ihre Ergebnisse vollkommen bestätigen zu können. Etwas östlich von Akrotiri mündet an der Südküste der Potamos, ein Bach, der nur ganz selten nach starkem Regen etwas Wasser führt. Wenige Minuten oberhalb seiner Mündung wollte ein Bauer in dem Bimssand der senkrechten Talwand eine kleine Höhle graben, um darin Weinbergsgeräte aufzubewahren. Er stieß auf Kammern, in denen große Tonfässer standen und die er für Gräber hielt. Die Mauern zerstörte er, um etwa verborgenes Gold zu finden. Die Gefäße, die er zum Kauf anbot, erregten den Wunsch, den Fundort genauer zu untersuchen. Freiherr v. Hiller stellte auch hierzu die Mittel bereitwillig zur Verfügung. Ich fand an Ort und Stelle eine Mauer, die sich an eine hohe Bimssandwand lehnte. Daß es sich nicht um in die Verschüttungs-

massen hineingebaute Gräber, sondern um ein von jenen zugedecktes Haus handelte, lehrte sofort der Augenschein. Die erhaltene Mauer war die Rückwand des Hauses, die Vorderwand und die Quermauern hatte der Bauer bis auf geringe Reste zerstört. Ich ließ nun den Bimssand rechts von der Mauer abtragen und fand unter ihm die andere Hälfte des Gebäudes mit einigen Kammern. Die Wände bestehen aus unregelmäßigen Steinen, die mit Lehmmörtel verbunden sind, nur für Türeinfassungen und Schwellen waren behauene Blöcke verwendet. Wir haben es mit keinem Herrschersitz, sondern mit einem Bauernhaus zu tun. Unter den zahlreichen Gefäßen, die aus dem Hause stammen, seien große, bemalte Tonfässer hervorgehoben, wie sie noch heute der Landmann im Süden zur Aufbewahrung der Vorräte braucht. In großer Menge fanden sich Mahlsteine. Reste von Prügeln, die wohl das Dach trugen, staken noch oben in der Mauer. Hinter ihr fand ich im Bimssand einen vermoderten Baumast. Als Speisereste sind die vielen Tierknochen anzusehen. Von den Menschen fand ich keine Spur. Sie hatten offenbar beim Herannahen der Gefahr das Haus verlassen und sich dem nahen Meere zugewendet. — Die Verzierung der Gefäße, die vielfach der Pflanzenwelt entnommen ist, erscheint ebenso auf uralten Vasen aus Kreta und anderen Inseln. Die neuesten Forschungen über die vorgeschichtliche Kultur Griechenlands ermöglichen uns, diese Funde mit völliger Sicherheit der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zuzuweisen. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir rund 1700 als Datum nennen. Damit bestimmen wir aber auch ungefähr die Zeit der Katastrophe, die wohl für Jahrhunderte alles Leben auf der Insel vernichtete. In keiner Sage hat sich eine Erinnerung an das Ereignis erhalten. Gewiß war es schon vergessen, als etwa achthundert Jahre später die dorischen Ansiedler kamen.

Wir nehmen nun Abschied von Thera. Grüßend schauen die Lichter von Phira von der dunklen Felsenwand herab. Durch das Nordtor steuert das Schiff hinaus in das offene Meer. Jedem freundlichen Leser aber, der das Glück hat, nach Griechenland zu kommen, sei ein Besuch des von der Natur mißhandelten und wiederum so begnadeten Eilandes ans Herz gelegt.



Tonfässer aus dem prähistorischen Hause, jetzt im Museum von Phira.

Ihre Rente

Skizze

von

Gotthard Kurland

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Schreiber des Justizrats Westen meldete Frau Jacobi seinem Chef, kam nach einer Minute in das Wartezimmer zurück und sagte: „Der Herr Justizrat läßt bitten.“

Die junge, sehr hübsche und elegante Frau trat ein.

„Nun, meine verehrte Frau Jacobi,“ fragte der Justizrat, der ihr bis zur Tür entgegenkam, freundschaftlich, „was verschafft mir die Ehre?“ Mit seinen scharfen Augen hatte er sofort gesehen, daß seine Besucherin in Aufregung war und sich nur mit Mühe zur Ruhe zwang. Sie wird meinen Rat haben wollen in dieser schlimmen Sache, dachte er. Und er sagte: „Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Sie werden wissen, Herr Justizrat ... Sie werden schon gehört haben ...“ begann die junge Frau stockend und errötend, „wie es mit meinem Mann steht“; und in ihren Augen lag der Ausdruck jenes seltsamen Schamgefühls, das oft stärker brennt als das Schamgefühl über eine begangene Schlechtigkeit: das Schamgefühl über ein geschäftliches Unglück, das schon die Leute kennen.

„Ja, ich weiß,“ antwortete der Rechtsanwalt mit dem Tone der Teilnahme, der warm genug ist, um wohl zu tun, aber auch zugleich vorsichtig genug, um nicht allzu lebhafte Hoffnungen auf Hilfe zu erwecken.

„Alle Welt spricht ja davon,“ sagte sie mit Bitterkeit und mühsam verhaltenen Tränen.

„Das ist nicht anders zu erwarten, verehrte Frau. So ist die Welt nun mal, und man kann sie nicht ändern. Jede Neuigkeit ist ihr willkommen, mag sie gut oder schlecht sein. Sie schwatzt über alles und fragt nicht, ob das jedermann angenehm ist oder nicht. Kann ich Ihnen irgendwie dienen in dieser schwierigen Angelegenheit, so bin ich natürlich sehr gern dazu bereit,“ erbot er sich freundlich. „Wenn da irgend ein Rat Ihnen von Nutzen sein kann ...“

„Ja, Ihren Rat, bitte, Ihren Rat!“ sagte die junge Frau fast flehentlich. „Darum komm' ich. Ich weiß mir allein nicht zu helfen. Mein Mann ...“

„Will Sie überreden, ihm Ihr Vermögen auszuliefern,“ unterbrach sie der Justizrat.

„Ja, das will er,“ sagte sie tonlos.

„Das konnt' ich mir denken,“ fuhr jener fort. „Und Sie?“

„Ich? Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich kann an nichts anderes denken, ich kann nicht schlafen davor. Ich habe ihm immer gesagt: ‚Nein, ich darf nicht, sonst sind wir total ruiniert.‘ Ich wußte ja bis heute nicht, wie schlimm es steht. Aber nun ...“

„Nun wollen Sie's ihm geben?“ forschte der Justizrat scharf. „Um des Himmels willen!“ setzte er fast empört hinzu. Er war aufgestanden und ging lebhaft auf und ab.

„Sie meinen, ich darf es auch jetzt nicht tun?“ fragte sie beklommen. „Er sagt, ich könnte ihn damit retten ...“

„Torheit!“ brach der Justizrat los. „Retten! Es würde einfach denselben Weg gehen wie all das andere Geld. Wie ein Tropfen auf einem heißen Stein wäre es, weiter nichts. Wenn Sie das täten, Frau Jacobi, Ihr Vater hätte keine Ruhe im Grabe mehr, weiß Gott!“

„Das hab' ich ihm auch gesagt. Nicht einmal, zehnmal habe ich ihm gesagt, daß es meine Pflicht ist, mein Geld zu retten. Darauf hat er mir geantwortet: ‚Deine Pflicht ist, deinen Mann zu retten; das

heißt, wenn du ein Herz hast.' Gestern war das, als er so verzweifelt war. Und das kann ich nicht verwinden, das verfolgt mich. Wenn Sie seine Augen gesehen hätten, Herr Justizrat, als er das sagte!"

„Meine liebe Frau Jacobi, beruhigen Sie sich. Das alles sieht schlimmer aus, als es ist. Das hab' ich nun schon hundertmal erlebt. Lassen Sie sich nicht von ihm fortreißen, unbesonnen zu sein. Jemand, der in Not ist, denkt natürlich an nichts anderes, als wie er sich möglichst schnell hilft, einerlei, um welchen Preis. Sie wissen ja," fuhr er fort, „daß ich Ihrem Vater versprochen habe, dafür zu sorgen, daß Ihr Vermögen Ihnen erhalten bleibt. Und daß er mir damals gesagt hat: ‚Nun bin ich ruhig, denn nun wird sie ihr Leben lang ihre Rente haben, von der sie in Frieden leben kann.'"

„Also nach bestem Gewissen raten Sie mir, fest zu bleiben?"

„Ganz unbedingt! Denken Sie immer, was er sagt, lautet schlimmer, als es ist, weil er eben aufgeregt ist. Glauben Sie mir, Sie können Ihren Mann am sichersten retten, wenn Sie ihm jetzt nichts geben, keinen Pfennig. Kommt's dann zum Schlimmsten, so haben Sie doch Ihre Zinsen, von denen Sie erst mal beide existieren können, bis sich wieder Verdienst findet. Vor allen Dingen heißt es jetzt für Sie: nicht die kühle klare Überlegung verlieren, nicht kopflos handeln!"

Wie er so sprach, ging es wie eine Erlösung über sie hin. Der quälende Bann, unter dem sie die ganze letzte Zeit gestanden hatte, begann zu weichen, und sie atmete tief auf, wie sie fühlte, daß die Last von ihr genommen war, diese erdrückende, zerschmetternde Last der Verantwortung. Sie sah auf einmal ganz deutlich, in welcher großen Gefahr sie gewesen, wie sie sich und ihrem Manne den Grund, den man in dieser Welt braucht, um aufrecht stehen zu können, unter den Füßen hatte fortziehen wollen. Gottlob, wenn man in solchen Stunden einen treuen väterlichen Freund und Berater hat! Er hat recht, ward es auch ihr jetzt ganz klar, und ich werde seinem Rate folgen: Nein, keinen Pfennig!

„Ich danke Ihnen tausendmal, Herr Justizrat," sagte sie und stand auf. „Sie haben mir wieder zurechtgeholfen. Es ist ja so schwer für eine Frau, in solchen geschäftlichen Dingen das Rechte zu treffen. Mein Mann wird freilich außer sich sein, wenn ich bei meinem Vorsatz bleibe, aber vielleicht wird er mir später einmal dafür danken. Und dazu haben Sie mir geholfen, ohne Sie hätt' ich Dummheiten gemacht," sagte sie mit einem verunglückten kleinen Versuch, zu scherzen.

„Das war meine Pflicht, Ihr Vater hatte mein Wort. Aber auch wenn das nicht wäre, ich könnte Ihnen nicht anders raten. Bleiben Sie fest, auch wenn Ihr Mann Sie immer von neuem überreden will. Das schlimmste, was einem anständigen Geschäftsmann passieren kann, ein Bankerott — lieber Himmel, den hat schon mancher überlebt. Kein vernünftiger Mensch kann erwarten, daß Sie, um den zu vermeiden, sich an den Bettelstab bringen."

* *
*

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, seit Frau Jacobi das Haus des Justizrats betreten hatte; jetzt, wo sie es wieder verließ, war sie wie verwandelt.

Was für ein Glück, daß ich mit ihm gesprochen habe, mußte sie immer von neuem denken, was für ein Glück! Gott im Himmel, sie war ja wahrhaftig nahe daran gewesen, sich und ihn mit einem Federstrich unglücklich zu machen, bettelarm. Ihr Mann hatte ihr gesagt, die einfachste Sache von der Welt wäre es, womit sie ihn von aller Sorge befreien könnte: bloß ihre Erklärung auf dem Amtsgericht, daß die Gütertrennung zwischen ihnen aufgehoben werden solle, und alles wäre gut. Sie sollte mal sehen, wie das seinen Kredit wieder heben würde, wenn es sich ausspräche — und so was spricht sich aus, man weiß nicht wie —, daß er ja noch das Vermögen seiner Frau zu seiner Verfügung habe. Dann wäre ihm mit einem Schlage geholfen, hatte er erklärt.

„Sieh mal, Bertha," hatte er ihr auseinandergesetzt, „das Geld, zwei-, dreitausend Mark liegen für mich geradezu auf der Straße, wenn ich diesen einen einzigen Artikel ausnutzen kann. Du weißt, dies neue Verfahren, wovon ich dir erzählt habe. Aber

ich muß erst etwas riskieren können, das ist doch klar."

Und dann die andere Sache, die er da hatte; es war ja alles so sicher, positiv sicher war der Erfolg, hatte er behauptet. Nur — diese alte Schuld mußte erst beglichen werden. War das geschehen, gab ihm der Kredit, soviel er haben wollte.

Sein alter Fehler, dachte sie, daß er zu optimistisch ist, immer sanguinisch! Und dann seine ganz überflüssige Noblesse! Nobel sein, ist sehr schön, aber man muß das Geld dazu haben. Damals zum Beispiel die Geschichte mit Langner, seinem Freund. Sie wußte es noch genau, wie er an jenem Abend zu ihr gekommen war und ihr gesagt hatte, daß aus ihrer gemeinsamen Schweizerreise dieses Jahr nichts werden könne, weil er seinem Freunde Langner habe helfen müssen. Sie war natürlich sehr ärgerlich gewesen — nun, war ihr das vielleicht zu verdenken, wo sie schon ihre Toiletten bestellt und sich in jeder Beziehung auf die Reise eingerichtet hatte? — so in letzter Stunde diese fatale Änderung! Sie hatte ihm das auch ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Da hatte er sie groß angesehen, wie namenlos erstaunt, und hatte gesagt, ganz ruhig, fast traurig: „Bertha, ich begreife dich nicht, ich habe dir doch gesagt, es handelte sich um seine ganze Existenz — vielleicht um sein Leben. Dagegen ist eine Schweizerreise eine ganz gleichgültige Sache," hatte er dann fast verächtlich geschlossen.

So war er immer gewesen, immer hilfsbereit, dachte sie geärgert. Und was hatte er davon gehabt? Wer half **ihm** jetzt, wo **er** Hilfe brauchte?

Unter diesen Gedanken war sie fast zu Hause angekommen. An dem schwülen Sommerabend saßen und standen die Leute vor ihren Häusern, weil es drinnen noch schwüler, rein zum Ersticken war. Sie schwatzten miteinander, diese Familien der Portiers, diese Leute aus den Hinterhäusern und aus den Erdgeschossen, kleine Lieferanten und Handwerker, die die Arbeit des Tages hinter sich hatten und den Feierabend genossen — sie schwatzten miteinander, wie eben das Volk schwatzt, von allem Neuen, das im Bereiche ihres Gesichtskreises der Tag gebracht hatte, mochte das Tod sein und Krankheit oder Hochzeit und Jubiläum oder sonst was.

Wie sie vorbeiging, wurde sie von vielen gegrüßt; freundlich, denn sie war ja eine vermögende Frau, und achtungsvoll, denn sie bezahlte die Monatsrechnungen ihres Haushalts stets präcis auf den Tag. Ihr kam der Gedanke, wie das sein würde, wenn alle diese Leute, die sie kannten, eines Tages erfahren würden, daß ihr Mann bankerott sei. Und ihr wurde heiß vor Angst bei dem Gedanken an das Unglück, das vielleicht schon ganz nahe war.

Sie hatten schon davon munkeln hören, diese Leute, daß es mit dem Geschäft des Herrn Jacobi nicht zum besten stehe; aber darüber machten sie sich keine Sorge. So schlau werden die schon sein, dachten sie, daß sie das schöne Geld von der Frau sichergestellt haben. Die was riskieren, das sind die, die mit dem Mann zu tun haben, die Frau bleibt nichts schuldig. Und ihre Kundschaft zu verlieren, davon konnte auch keine Rede sein, „denn essen und trinken muß der Mensch, ob er nun in der Wolle sitzt oder nicht," sagten sie, als sie vorbei war.

Und Frau Jacobi dachte: Selbst wenn's zum schlimmsten kommen sollte, zum Bankerott, wenigstens brauch' ich mir nun keine Sorgen zu machen, wie ich Bäcker und Schlächter und Kaufmann bezahlen soll. Das könnt' ich nicht ertragen, die Augen niederschlagen zu müssen vor Leuten, weil ich ihnen was schuldig bin.

* *
*

Sie ging durch den schon dämmerigen Hausgang, zog die Glocke an der Korridortür ihrer Parterrewohnung und sagte dem öffnenden Hausmädchen: „Aber machen Sie doch Licht, es ist ja überall finster." Sie trat in ihr Zimmer, in das durch die verhängten Fenster nur noch ein matter Schein vom Tageslicht fiel. Es war ihr bedrückend, wie die Dunkelheit in allen Ecken steckte, in den Falten der Portieren und in den Polstern, wie sie am Boden lag auf dem schweren Teppich, und wie sie alles an den Wänden umher auslöschte, als wären sie kahl und tot.

Das Mädchen brachte die Lampe, und von ihrem weißen stillen Licht floß sogleich ein köstliches Behagen über den kleinen luxuriös ausgestatteten Raum, das ihr wohl tat wie nie sonst nach den Erregungen dieses Tages. Sie versank in tiefes Sinnen.

Aber nach einer Weile stand sie auf, zog die Vorhänge zur Seite, öffnete das Fenster und sah hinaus. Es war Zeit, er mußte bald kommen.

Wäre nur erst die nächste Stunde vorüber! Sie wußte genau, sie malte sich's ganz deutlich aus, wie er eintreten würde bei ihr mit dem gespannten Ausdruck in den Augen: Was wird sie sagen?!, mit der nervösen Unruhe in den Zügen, der Unruhe eines Menschen, dem die Sorge im Nacken sitzt, dem sie Essen und Trinken vergiftet und den Schlaf stiehlt.

Da sah sie ihn um die Ecke biegen, langsam näher kommen, wie jemand geht, der sich fürchtet vor seinem Ziel. Ihr Herz klopfte heftig; nun ist es da, sagte sie sich. Und sie schloß mit zitternder Hand Fenster und Vorhänge, nahm mechanisch ein Buch und horchte auf sein Kommen. Jetzt sein müder Schritt unter ihrem Fenster, jetzt die Haustür, jetzt die Korridortür, jetzt seine Schritte bis ans Ende des Korridors zum Garderobenhalter. Und im nächsten Moment erschien er in der Tür, angegriffen, wie übernächtig und gealtert. Er blieb einen Moment stehen mit dem wartenden starren Blick, vor dem sie Furcht gehabt die ganze letzte Stunde hindurch. Sie fliegt mir nicht entgegen, sie will nicht? stand es in seinen entsetzten Mienen. Und dann war es, als bräche er innerlich zusammen; seine Augen wurden plötzlich ruhig, ganz ruhig und hoffnungslos. Und mühsam beherrscht sagte er ihr guten Abend, ging langsam zu dem Sessel, der ihm am nächsten stand, und sank darauf nieder.

Ihr war, als habe sie Böses auf dem Gewissen; man wird ja so feinfühlig in solchen Zeiten, die an den Nerven reißen. Er tat ihr auch leid, wie er so verstört vor ihr saß, der ehemals so schöne Mann, auf den sie so eitel gewesen. Und sie dachte, daß es ihm wohl tun müsse, wenn sie ihm ihre Anteilnahme an seinen Sorgen zeige. Darum fragte sie, freundlich, duldsam, fast liebevoll, ob die Besuche, die er den Nachmittag gemacht, Erfolg gehabt hätten, ob seine Gläubiger warten wollten auf ihr Geld, alle oder wenigstens einige.

„Nein, das wollen sie nicht," antwortete er ausdruckslos, fast mechanisch, mit dem Ton dessen, der die Hoffnung aufgegeben hat, jeden Schimmer von Hoffnung.

„Unglaublich!" sagte sie aufgebracht. „Was macht's denn solchen großen Firmen, ob sie noch eine kurze Weile warten!"

„Viel macht's ihnen," erwiderte er, als wenn er über die Angelegenheit irgend eines beliebigen oberflächlichen Bekannten spräche. „Sie sagen, sie brauchen ihr Geld, sie brauchen es notwendig."

„Aber so notwendig, daß sie nicht aus Rücksicht auf dich ..."

Sie stockte, denn er sah sie plötzlich überrascht und durchdringend an. Hatte diese Frau, diese ehemals so vergötterte Frau, die kein Herz hatte, hatte sie auch kein Schamgefühl, keinen Funken davon?!

„Sie sind ja doch nur meine Geschäftsfreunde," sagte er ruhig. „Weiter nichts. Was geh' ich sie denn sonst an? Sie gehören doch nicht zu meinen Freunden oder — zu meiner Familie," schloß er fast unhörbar.

Sie vermochte nicht, ihn anzublicken. Aber sie nahm sich zusammen und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Du kannst dir wohl denken, wenn es mir möglich wäre ..."

Mit einem Ruck stand er auf. „Bitte," sagte er, „ich weiß!" Und als fürchte er, mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende zu sein, verließ er eilig das Zimmer.

* * *

Es stand schlecht mit ihm, sehr schlecht.

Als vor einem halben Jahre zuerst das Gerücht aufgetaucht war, eins jener Gerüchte, die man mit gedämpfter Stimme spricht, hinter der vorgehaltenen Hand, zu denen man erschrockene Augen macht und mitleidig die Achseln zuckt, da hatte man noch gesagt: „Nun, es wird ihm den Hals nicht gleich kosten, er kommt am Ende noch wieder heraus."

Dann ein Weilchen später unterhielt man sich schon in den Salons davon, wie man

sich von anderen anregenden Neuigkeiten des Tages unterhält. „Jawohl, bedenklich, sehr bedenklich; ich hörte es noch heute morgen.“ Und dann, nach einiger Zeit, schien die ganze Luft voll davon, erfuhr man's auf der Straße. Und jetzt brachten es die Zeitungen, erzählten sich's seine Freunde und Bekannten. „Wissen Sie's schon? Gestern hat er Konkurs angemeldet.“

„Hätt' ich nie von dem geglaubt. Wenn ich auf irgend wen geschworen hätte, wär's auf ihn gewesen. Solide war er, vorsichtig; mir ist's unbegreiflich, wie das so schnell hat kommen können.“

„Na, wissen Sie, es ging schon die ganzen letzten Jahre nicht besonders. Diese Agenturen in Artikeln, die an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind, das ist immer 'ne riskante Sache. So weiß ich zum Beispiel bestimmt, daß er große Verluste an Fellen gehabt hat, besonders an Angorafellen. Ich bitte Sie, diese letzten beiden Winter — und Felle! Wer brauchte die? Ja, wenn's Schnee und Eis gegeben hätte! Aber so ...!“

„Ja, er hat entschieden Unglück gehabt. Hätt's ordentlich gefroren, hätt' er brillante Geschäfte gemacht. Und dann im vorigen Monat das Malheur mit Rothe! Muß ihn der Teufel reiten, daß er für den Bürgschaft leistet! Nun bitt' ich Sie, erstens überhaupt Bürgschaft und dann obendrein noch für den!“

Und man bedauerte sein Mißgeschick, man beklagte ihn aufrichtig. Und man sagte: „Schade um ihn! Was wird er nun anfangen?“

* * *

Es schien nicht hell werden zu wollen an diesem trüben Novembertage; durch den Nebel draußen vor den Fenstern der Jacobischen Wohnung glitten die Menschen wie Schatten vorüber. Abgespannt und ermüdet sah die barmherzige Schwester aus, die dem Arzt gegenüber saß und ihm berichtete, wie die letzte Nacht gewesen war. Die Kranke hatte kaum eine Stunde geschlafen, die Aufregung hatte noch nicht im geringsten nachgelassen. Und wenn sie bei klarer Besinnung war, kam nichts über ihre Lippen als jene Flut von Selbstvorwürfen, die sie kannten.

Der Arzt nahm den Fall jetzt noch schwerer als zu Anfang. Seit er den Brief ihres Mannes gelesen, den sie in ihrer Tasche gehabt, als man sie in erbarmungswürdigem Zustand draußen in den Anlagen gefunden und nach Hause gebracht hatte, mit dem Fieberfrost, mit den wirren Reden, dachte er nicht mehr so zuversichtlich, daß ihre gesunde junge Natur sich schon durchringen werde. Wem solche Worte gelten, wie sie in jenem Briefe standen, dem sei Gott gnädig! Sie dringen ins Herz ein wie Dolchspitzen, sie quälen bei Tag und bei Nacht, sie pressen und martern die Seele, bis sie sie zerstört haben.

„Es ist wahrscheinlich,“ sagte der Arzt, „daß man an eine Überführung in eine Anstalt wird denken müssen, sobald die Kranke transportabel ist. Wenigstens hat es mir jetzt den Anschein. Ich werde morgen noch einen Kollegen zuziehen. Da also nähere Verwandte nicht existieren und die entfernteren sich ja nicht gerade beeilen, zu kommen, so müssen wir zunächst mal abwarten, was die nächsten Tage bringen. — Vergessen Sie nicht,“ schärfte er der Pflegerin dann noch ein, „nicht eine Minute darf sie allein gelassen werden. Sind die Dienstboten zuverlässig, daß sie aufpassen können, wenn Sie Ihren Spaziergang machen müssen?“

„Jawohl, Herr Geheimrat, ganz zuverlässig, scheint mir.“

„Und für die Nacht schicke ich Ihnen noch Schwester Dora.“

„Ja, bitte, Herr Geheimrat. Wenn es heute wieder so werden sollte wie gestern nacht, bring' ich's kaum allein fertig, sie zu halten.“

Als der Arzt zu seinem Wagen ging, dachte er: Viel wird da nicht mehr zu machen sein. Schade um die junge Person! Da geht dieser Mann hin, dieser gesunde kräftige Mann, der noch das ganze Leben vor sich hatte, der eine junge bildhübsche Frau besaß, und erschießt sich! Trübselig!

Er stieg ein und rief dem Kutscher zu: „Weiter! Lindenallee 30!“

* * *

Am Abend desselben Tages saß Justizrat Westen mit seinem Freunde Professor Willmer im Weinzimmer eines großen, stark be-

suchten Restaurants. Die Herren hatten schon bezahlt und waren im Begriff, zu gehen. Der Justizrat warf die Zeitung auf den Tisch und stand auf. „Widerlich," sagte er, „wie so was breitgetreten wird! Alles haarklein beschrieben, als handelte sich's um den ekelhaftesten Skandal!"

„Liebe Zeit," entgegnete der Professor, erhob sich gleichfalls und nahm Hut und Mantel vom Haken, „man weiß doch, wie so was gemacht wird. Der glückliche Reporter, dem so was zuerst in die Finger kommt, schlägt einen ganz hübschen Profit heraus. Rechnen Sie mal selber aus: Zeile sieben Pfennig."

„Na, ich bin nur über eins froh!" fuhr der Justizrat fort, knöpfte seinen Paletot zu, nahm seinen Hut und ging dem Professor voran durch das kleine Zimmer, in dem die Herren gesessen hatten, durch den großen rauchgefüllten Saal, in dem noch viele Gäste waren und die Kellner hin und her liefen, in dem die Billardkugeln rollten und laut gesprochen und gelacht wurde.

„Über was sind Sie froh?" fragte draußen auf der Straße der Professor.

„Über meinen Rat, den ich damals der Frau Jacobi gegeben habe. Vor einiger Zeit war die nämlich drauf und dran, ihrem Mann ihr ganzes Vermögen auszuliefern."

„Hätte sie denn damit den Bankerott abwenden können?"

„Gott behüte! Wer hätte ihr denn das garantieren können? Andererseits war's aber bombensicher, daß sie, wenn dies Geld auch wieder verloren war, nachher beide nichts zu brocken und zu beißen gehabt hätten."

„Und da haben Sie ihr abgeredet?"

„Selbstverständlich hab' ich. Sehen Sie, ihr verstorbener Vater war mein Freund, dem hab' ich heilig versprechen müssen, seiner Tochter beizustehen, daß die ihr Geld nicht mal ganz unsinnig verzettelte. Man kennt das ja, was verstehen denn Frauen von Geld?! Und der dachte sich wohl, der Mann ist Kaufmann, da kann allerlei passieren; und dann ist natürlich das erste, daß er versuchen wird, ihr Geld in die Hände zu bekommen. Nun kam da ja auch wirklich jetzt dieser Fall, wo hundert gegen eins zu wetten war, daß sie alles bis auf den letzten Heller verlieren würde. Da hab' ich ihr gesagt, keinen Pfennig darf sie hergeben."

„Sie soll sehr krank sein, hörte ich."

„Ja, Nervenfieber. Das ist ja auch kein Wunder nach solcher Katastrophe. Aber lassen Sie das selbst einige Wochen dauern oder noch länger, schließlich wird sie sich ja doch wieder erholen, solch junger kräftiger Körper hält schon was aus. Und dann — wenn sie überlegen muß, wie sie jetzt nun ihr Leben einrichten will, dann hat sie doch einen Rückhalt. Dann hat sie ihre nette reichliche Rente und kann die in Ruhe verzehren."

Lenzlied

Gleich der Birke leisem Fächeln
Grüßt dich meiner Sehnsucht Ruf,
Sieh', wie rings der Liebe Lächeln
Neue, holde Wunder schuf!

Tiefer glühn am Strauch die Blüten,
Und die Wiese atmet sacht,
Tausend Blumenaugen hüten
Meines Lenzes frohe Pracht.

Unsrer Seelen Sonnenseiten
Neigen sich einander zu,
Und in lichter Schönheit gleiten
Tag und Träume still zur Ruh'.

Maria Stona



Jugendbildnis von Ludwig Uhland.

Zu Krauß: Der Schwäbische Schillerverein :c.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Das Marbacher Schillermuseum. (Bergseite.)

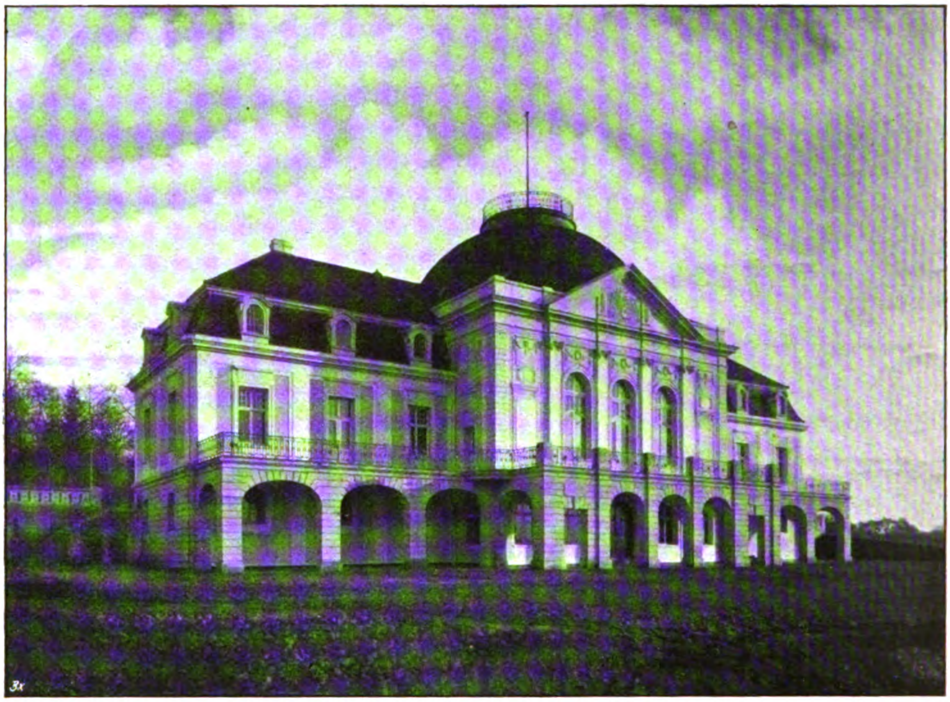
Der Schwäbische Schillerverein
und das Marbacher Schillermuseum

Von

Rudolf Krauss

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei Jahre nur noch trennen uns von der hundertsten Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers. Keine Frage, daß das gebildete Deutschland in Andacht der Stunde gedenken wird, da dieser Fürst im Reiche des Geistes seine edle Seele ausgehaucht hat. Aber wird auch wiederum ein großartiges Volksfest entstehen wie einst bei der Feier seines hundertsten Geburtstages im Jahre 1859? Der ist in eine politisch bewegte Zeit gefallen, da die Nation sehnsüchtig ihrer Einigung entgegenharrte und ein Ahnen der Erfüllung bereits in aller Herzen dämmerte. Nicht bloß als Dichter ward Schiller damals gefeiert, sondern fast mehr noch als der feurige Vorkämpfer des nationalen Selbstbewußtseins. Derartige politische Momente wirken im Jahre 1905 nicht mehr mit. Aber doch gesellen sich zu den künstlerisch-ästhetischen Erwägungen allgemein sittliche Gesichtspunkte, die geeignet sein dürften, dem herannahenden Schillerfest eine kulturelle Bedeutung für das ganze Volk zu sichern. Schiller wird als der Vertreter einer idealen Kunst großen Stils gegenüber der modischen Kleinkunst gepriesen werden, als der Herold eines Sittengesetzes, das, wie ein Turm von Erz, im Reiche der Phantasie so gut feststehen muß wie in der Welt der Wirklichkeit. Und da kommt vielleicht die Schillerfeier des Jahres 1905 gerade wieder zur rechten Zeit. Schon beginnt das Verlangen nach einer höheren Form der Poesie übermächtig zu werden, schon vervielfältigen sich die Bemühungen, solchen heißen Wünschen Genüge zu tun.



Das Marbacher Schillermuseum. (Talseite.)

Das Schillerjahr 1905 wirft bereits seine Schatten voraus. Als eine Art von würdiger Vorfeier dürfen wir die in diesen Maitagen erfolgte Eröffnung des Marbacher Schillermuseums betrachten, das der Schwäbische Schillerverein zum Gedächtnis für den größten Sohn des Schwabenlandes errichtet hat.

Wie? — so wird mehr als einer fragen — ein Museum in dem weltfernen kleinen Marbach? Ist das nicht wieder ein echter Schwabenstreich? Bequemer freilich wäre es für die Fremden gewesen, wenn sie im Fluge durch die Residenz auch geschwind das Schillermuseum hätten mitnehmen können. Aber andererseits wird es in Marbach, wo es die einzige Sehenswürdigkeit, nicht bloß eine unter vielen bildet, weit aufmerksamer, gründlicher, andächtiger betrachtet werden. Was will auch die einstündige Eisenbahnfahrt von Stuttgart aus besagen! Setzt doch ohnehin der Besucher des Schwabenlandes gern den Fuß in das Städtchen, wo die Wiege eines der Lieblinge unserer Nation gestanden hat. Aber, heißt es weiter, das neue Museum ist zugleich Archiv, in dem Schätze von hohem wissenschaftlichem Werte aufgestapelt sind. Darf man vollends einem Gelehrten zumuten, in einem von der Kultur abgeschnittenen Städtchen Tage, Wochen zu verbringen? Es ist keineswegs ausgemacht, daß nicht für derartige Studien die Stille ländlicher Abgeschiedenheit bei einer, bescheidenen Ansprüchen immerhin genügenden Unterkunft von vielen vor der Unruhe der Großstadt bevorzugt wird. Zudem ist vorgesehen, daß denen, welche sich zu längerem Aufenthalt in Marbach durchaus nicht entschließen mögen, die gewünschten Archivbestände zur Benutzung auf die Königl. Landesbibliothek in Stuttgart gesandt werden.

Man vermag die ganze Frage, warum das Schillermuseum nicht in der Landeshauptstadt, vielmehr in Marbach erbaut worden ist, nur richtig zu beurteilen, wenn man die Entstehungsgeschichte des Schwäbischen Schillervereins genau kennen gelernt hat. Dieser ist aus dem kleinen Marbacher Schillerverein herausgewachsen, der, 1835 von Marbacher Bürgern begründet, sich um den Schillerkult mannigfaltige Verdienste erworben hat. Mit kleinen Mitteln ist es ihm unter unsäglichen Schwierigkeiten gelungen,

die über dem Städtchen thronende Schillerhöhe zu erwerben, als Volksfestplatz anzulegen und mit einem schönen Denkmal des Dichters, einem Werke des jung verstorbenen schwäbischen Bildhauers Ernst Rau, zu schmücken. Er hat ferner Schillers Geburtshäuschen angekauft, in würdigen Stand gesetzt und zu einem kleinen Museum mit allerhand den Dichter und seine Angehörigen betreffenden Merkwürdigkeiten ausgestaltet. Diese, besonders die Handschriften und Briefschaften, nahmen, zumal seitdem der Verein an einer Stuttgarter Finanzgröße einen stets hilfsbereiten Gönner gefunden hatte, einen Umfang an, der ihre Aufbewahrung in dem nichts weniger als feuersicheren Schillerhause höchst bedenklich erscheinen ließ. So tauchte der Gedanke auf, für die in Marbach angehäuften Schätze ein eigenes gediegenes Gebäude zu errichten, das Bürgschaft bieten sollte, daß der Mit- und Nachwelt nichts davon verloren gehe. Zur Verwirklichung dieses Planes reichten indessen die Kräfte des Marbacher Ortsvereins nicht aus. Es gelang, den Landesherrn für die Sache zu gewinnen. Durch ein Schreiben vom 8. Mai an den Vereinsvorstand, den um den Schillerkult hochverdienten Marbacher Stadtschultheißen Haffner, brachte König Wilhelm II. von Württemberg die Umbildung des Marbacher Vereins zu einer weiteren Organisation in Anregung, die sich als erstes Ziel den Bau eines Archivs und Museums stecken, dann aber überhaupt alles in den Kreis ihrer Bestrebungen ziehen sollte, „was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwickelung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern" vermöchte. Wirklich konstituierte sich im Herbst 1895 der Schwäbische Schillerverein, dessen Protektorat der Monarch übernahm. Die Mittel zum Museumsbau wurden im Laufe weniger Jahre aufgebracht, aus einer Preiskonkurrenz ging die Stuttgarter Architektenfirma Eisenlohr und Weigle als Siegerin hervor, die denn auch das Werk zu raschem und glücklichem Ende führte. Nebenher lief eine überraschend schnelle Vermehrung der Vereinssammlungen. Nachdem der eigentliche Nachlaß Schillers durch dessen Enkel, den Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, dem Weimarer Goethe-Schiller-Archiv zugeführt worden war, standen Schillerpapiere allerdings in größerem Umfange für Marbach von keiner Seite mehr zu erwarten. So ergab es sich ganz von selbst, daß der Verein

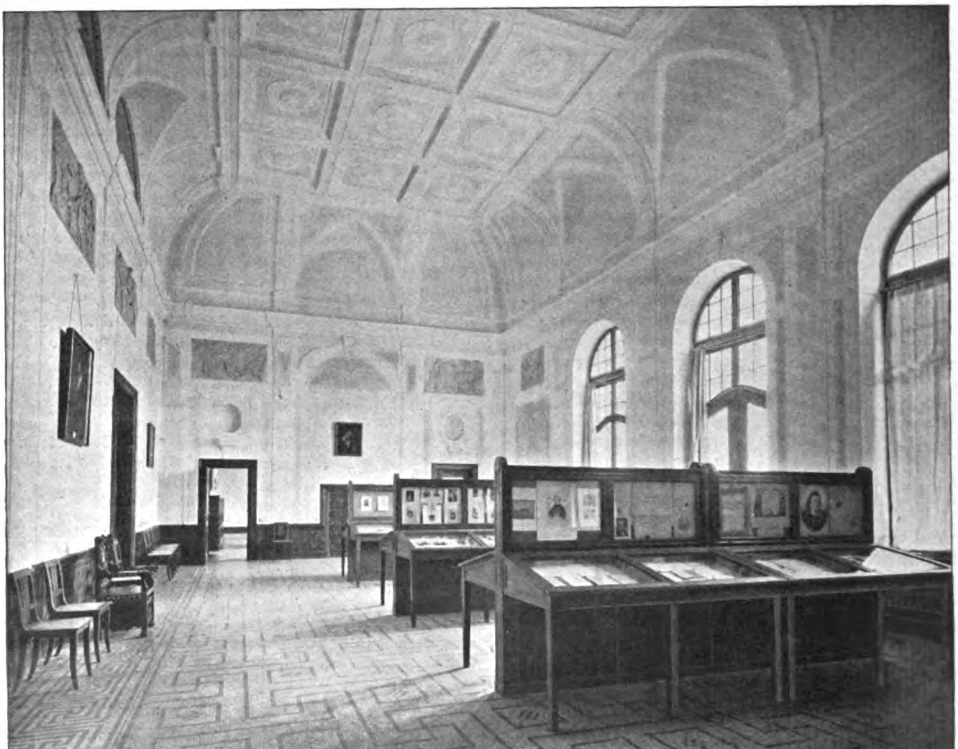


Vestibül des Marbacher Schillermuseums.

sich seine Aufgabe weiter steckte und alle schwäbischen Dichter in den Bereich seiner Pflege zog. Da winkte ihm noch reiche Beute. Mit der Besitzergreifung des prächtigen Uhlandnachlasses wurde der verheißungsvolle Anfang gemacht, und nunmehr folgte Schlag auf Schlag eine Neuerwerbung um die andere.

Es ist der Vorzug einer solchen Anstalt, daß schon ihr bloßes Vorhandensein zu Spenden reizt und wie mit einer Wünschelrute verborgene Schätze ans Tageslicht zieht. Handschriften und Reliquien, die vielleicht im Laufe von Generationen verschleudert worden wären, finden so den Weg zur Öffentlichkeit und bleiben für alle Zeiten der Wissenschaft oder dem Kultus erhalten. Die Nachkommen berühmter Männer entäußern sich gern ihres ererbten Besitztumes zu Gunsten eines öffentlichen Institutes, worin sie Maße machen. Der Gedanke, einen solchen Mittelpunkt für die einheimische Literatur gerade am Geburtsorte Friedrich Schillers entstehen zu sehen, hatte für viele Schenker etwas besonders Sympathisches, und schwerlich wären sie dafür zu gewinnen gewesen, ihre Stiftungen auf eine andere Anstalt, wie etwa die Stuttgarter Landesbibliothek, zu übertragen. Es lag gar keine rechtliche Möglichkeit vor, ein Museum für Gegenstände, die ausdrücklich nach Marbach bestimmt waren, anderswo erstehen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß es höchst unbillig gewesen wäre, die braven Marbacher um die Früchte ihrer langjährigen Mühe zu bringen.

Außer den großen sichtbaren Erfolgen, die der Schwäbische Schillerverein in der kurzen Zeit seines Bestehens errungen hat, darf er sich auch rühmen, an den Fortschritten der Schillerrenaissance Anteil genommen



Festsaal im Marbacher Schillermuseum.

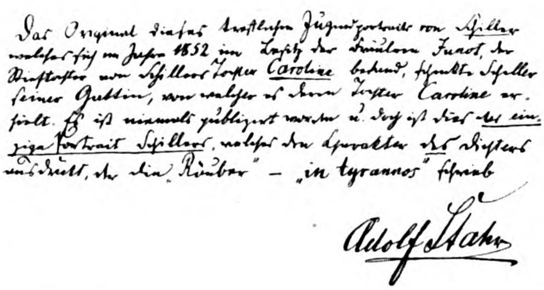
jenes wohl geborgen und in würdiger Gesellschaft wissen. Auch der Schwäbische Schillerverein durfte diese Erfahrung in reichem zu haben. Die Frage nach Schillers künstlerischer Stellung und Bedeutung haben freilich die Gelehrten unter sich allein auszu-

machen, um deren Streit sich das Volk nicht zu kümmern pflegt. Das Volk hat seinen Schiller zu jeder Zeit gleichmäßig geliebt, die Lieder, zumal die Balladen des Sängers im Herzen und auf der Zunge getragen, seinen Dramen von der Bühne herab wie beim Lesen die tiefste sittliche und ästhetische Wirkung auf seine Bildung eingeräumt. Das Volk bedarf gar keines umständlichen Beweises für die Größe seines Lieblings; — aber immerhin ist es auch ein Verdienst, die wissenschaftliche Erkenntnis und die Erforschung des Dichters zu fördern. Auch die Erschließung des Uhland-Nachlasses durch den Verein hat schon schöne literarische Früchte getragen, vor allem die Veröffentlichung des Tagebuches von 1810—1820 und die große kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten, welche Erich Schmidt im Bunde mit dem Schwaben Julius Hartmann besorgt hat (Stuttgart, J. G. Cotta, 1898). Natürlich werden von dem Zeitpunkt an, da das Marbacher Museum eröffnet und in Betrieb gesetzt ist, seine Reichtümer noch in umfassenderem Maße wissenschaftliche Verwertung finden. Trägt sich doch auch der Verein selbst mit dem Plane, seinen Mitgliedern jährlich wiederkehrende Publikationen zu verabreichen, die möglichst auf den populärwissenschaftlichen Ton gestimmt sein sollen.

Weithin sichtbar thront das neue Museum auf der Marbacher Schillerhöhe. Der Platz dafür war von vornherein gegeben, wenn



Jugendbildnis Schillers.



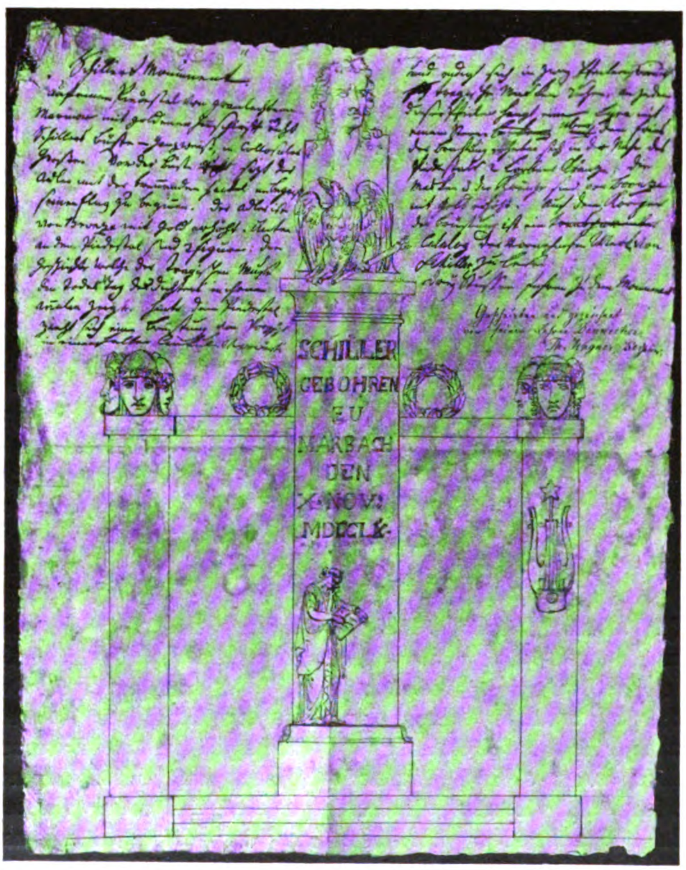
Das Original dieses trefflichen Jugendportraits von Schiller welches sich im Jahre 1852 im Besitz der Fräulein Junot, der [illegible] von Schillers Tochter Caroline befand, schenkte Schiller seiner Gattin, von welcher es dessen Tochter Caroline erhielt. Es ist niemals publizirt worden u. doch ist dies das einzige Portrait Schillers, welches den Charakter des Dichters ausdrückt, der die „Räuber" – „in tyrannos" schrieb

Adolf Stahr

auch die Frage, welche Stellung es zum Schillerdenkmal einnehmen sollte, einiges Kopfzerbrechen verursachte. Es erhoben sich Stimmen, die es für unzulässig erklärten, daß das Gebäude vor dem Standbild errichtet werde. „Wie, muß nicht Schiller frei in die Lande schauen können als ein Beherrscher der Gefilde ringsum?" Man erwog die Verlegung des Monuments vor das Museum. Aber um die Versetzung eines solchen erbeingesessenen Heiligtumes — und das ist ja für die Marbacher ihr erzgegossener Schiller — ist es immer ein mißliches Ding, und das Volksbewußtsein sträubt sich nicht ohne Grund dagegen. So ließ man wieder von dem Gedanken ab, stellte das Haus unbedenklich vor das Denkmal hin, und siehe da! von Störung keine Spur. Von dem höher liegenden Monumente hat man zu beiden Seiten an dem Gebäude vorbei den freien Blick in das weit geöffnete Gelände. Das Standbild mit dem dazu gehörigen kleinen Parke bildet ein Reich für sich, aus dem man über einige Stufen zu dem Bezirk des Museums hinabgelangt; dieses ist wieder von eigenen gärtnerischen Anlagen umgeben, die sich terrassenförmig zum Neckartal senken. Die weitere Folge dieser Anordnung war, daß man dem Hause zwei architektonisch gleichwertige Fassaden verleihen mußte: die eine mit dem Portal auf der Bergseite dem Denkmal gegenüber, die andere auf der Talseite mit dem Blick auf den Fluß hinab.

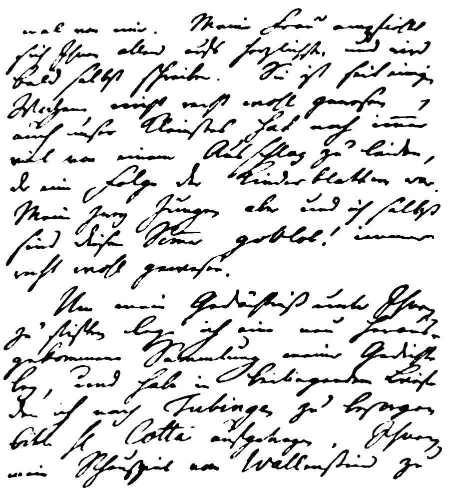
Das Museum selbst zeigt die Formen des Rokokostils, wie sie die höfische Baukunst der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geliebt hat. „Die Solitüde!“ Schon manchem ist dieser Ausruf beim Erblicken des neuen Gebäudes entschlüpft. Und es mutet in der Tat wie eine Wiederholung jenes Lustschlosses im kleineren Maßstabe an.

In der Mitte zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, zwei Wegstunden von beiden Städten entfernt, von der Landeshauptstadt durch weit ausgedehnte, prächtige Waldungen getrennt, mit der zweiten Residenz durch eine schnurgerade Allee verbunden, liegt die noch vollständig erhaltene Solitüde, im Sommer einer der beliebtesten Ausflugspunkte der Stuttgarter. In den Jahren 1763 bis 1767 ist an Stelle eines dichten Forstes, der ausgerodet werden mußte, dieses Schloß mit einem weitläufigen Gebäudekomplex, auch einem Opernhause, auf einen Herrscherwink Herzog Karls von Württemberg hervorgezaubert worden. Oft genug hielt sich in den folgenden Jahren der glänzende Hofhalt des prunkliebenden Fürsten auf der Solitüde auf, wo dieser mit Vorliebe seine erlauchten Gäste beherbergte und jene glänzenden Feste veranstaltete, deren zauberhafte Pracht ganz Europa in Erstaunen setzte. An demselben Orte begründete er aber auch, nachdem er seine Neigungen gewechselt hatte, die bekannte, später nach Stuttgart verlegte und durch Kaiser Joseph II. zur hohen Karlsschule erhobene Militärakademie. Und in Schillers Leben ist die Solitüde zwiefach denkwürdig geworden. Hier verbrachte der junge Zögling der Militärakademie die ersten Schuljahre, hier ließ sich aber auch seine Familie nieder, nachdem der alte Schiller zum Vorstande der herzoglichen Gärtnerei auf der Solitüde bestellt worden war; gar manchmal war der „Eleve“ von Stuttgart ins traute Elternhaus gepilgert, und auf der Solitüde hatte er auch den geheimen schmerzensreichen Abschied von der Mutter genommen, als ihn sein böses und im Grunde genommen doch wohlwollendes Schicksal zur Flucht aus der Heimat trieb. Es war darum ein historisch durchaus berechtigtes Unternehmen, einem Schillers Andenken gewidmeten Museum just die Formen jener Solitüde aufzudrücken. Das neue, kuppelgekrönte Gebäude, dessen Unterstock aus massiven Hausteinen besteht, während die oberen Teile im Putzbau gehalten sind, macht denn auch einen durchaus würdigen Eindruck und läßt seine Bestimmung zu einem edleren Zweck sehr wohl ahnen.

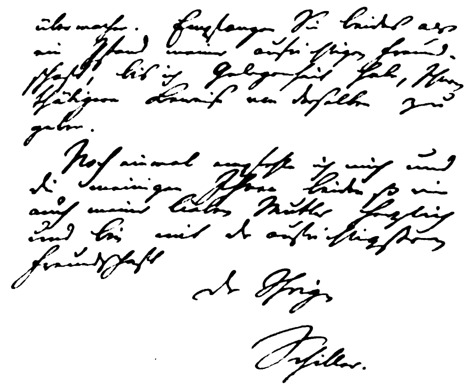


Danneckers Entwurf eines Schillermonumentes.

Wir treten durch das Portal in die Vorhalle. Aus einer Nische schaut Schillers edles Dichterhaupt auf uns herab: es ist eine



Reproduktion der bekannten Danneckerschen Kolossalbüste, im Auftrage des Königs durch Adolf Donndorfs Hand in Marmor mit pietätvoller Treue wiedergegeben. Wenige Stufen führen zum Hauptgeschoß empor. Dieses wird auf der ganzen Länge der Talseite von einem breiten Balkon umzogen, der eine prächtige Aussicht in die vom Neckar durchströmten Lande bis nach Ludwigsburg — auch eine Schillerstadt — eröffnet. Die Mitte des Stockwerkes nimmt der geräumige, ungewöhnlich hohe Festsaal ein. Oben an den Wänden läuft ein von Professor Robert Haug gefertigter Fries hin, der elf Darstellungen aus Schillers Gedichten enthält. In diesem Saale wird der Verein seine Feste, soweit sie nicht im Freien stattfinden, feiern, seine Vorträge veranstalten. Hier befindet sich zugleich in stattlichen Schaukästen eine Auslese von Sehenswürdigkeiten verschiedenster Art: Bilder, Handschriften, Reliquien. Rechts davon liegt das Arbeitszimmer des Archivars, das unter anderem auch ein bemerkenswertes altertümliches Möbel enthält: den eigentümlich konstruierten Schreibtisch Berthold Auerbachs, der den Erzähler der Schwarzwälder Dorfgeschichten als treuer Freund auf einer geraumen Wegstrecke seines Lebens begleitet hat. Nebenan befindet sich ein großer Lese- und Arbeitsraum für die fremden Gelehrten, der zugleich die Handbibliothek des Museums beherbergt. Links an den Festsaal grenzt das eigentliche Archiv, das sich wiederum in den Schiller-

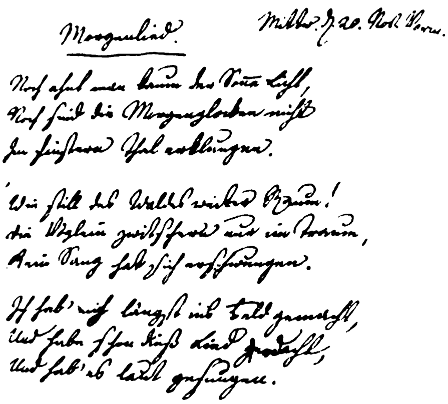


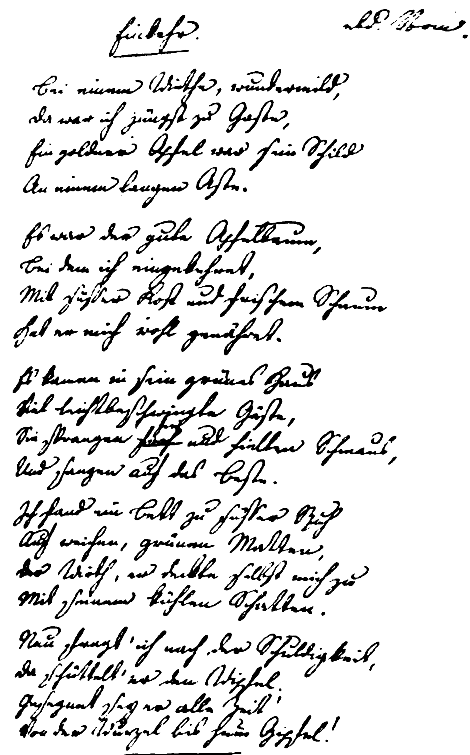
Handschrift Schillers.

saal und in einen zweiten Saal für die anderen schwäbischen Dichter scheidet.

Der Schillersaal enthält zunächst die eigenhändigen Briefe des Dichters — es sind nahezu hundert an der Zahl — und ein paar Handschriften von ihm, wie z. B. Notizen zur geplanten Tragödie „Themistokles“, ferner die ungleich zahlreicheren Autographen seiner Familienangehörigen im weitesten Sinne, darunter den literarischen Nachlaß seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen. Das interessanteste Stück im Saal ist das sogenannte livre de plans mit etwa fünfzig teils ausgeführten, teils unausgeführten Entwürfen und Skizzen zu Romanen und Erzählungen. Karoline hat in das Buch nachstehendes Leitwort eingetragen: „Schiller hat mir dieses Buch geschenkt Anno 1801. Mögen alle Plane wert seiner Sinnesart sein, das Schöne und Edle aussprechend und belebend nach Vermögen!“ Des weiteren ruhen hier Papiere von berühmten Zeitgenossen und Freunden des Dichters, wie Herzog Karl August, Goethe, Herder, W. von Humboldt, Körner, Huber usw. Ebenso sind, um den Raum auszunutzen, in diesem Saale die vielen, meist an Schwaben gerichteten Briefe der sonstigen auswärtigen Größen untergebracht. Eine Hauptzierde des Raumes macht die in zierlichen Bücherschränken aufgestellte Schillerbibliothek aus. Ihren Grundstock bildet die vormals Cohnsche, an Erstdrucken und anderen Seltenheiten reiche Sammlung, die

sich, seitdem sie der Schillerverein übernommen hat, zu einer mehr und mehr der idealen Vollständigkeit zustrebenden Spezialbibliothek ersten Ranges ausgewachsen hat. Von den Wänden herab grüßen uns Bilder Schillers und der Seinigen. Da sind vor allem die Originale der beiden trefflichen Ölgemälde, die Ludowika Simanowitz von Schiller und seiner Lotte nach der Natur gefertigt hat, als sie sich 1793/94 im Schwabenlande aufhielten. Daneben ein zweites, von der Hand derselben Künstlerin gemaltes Paar: die Eltern des Dichters. Und dann eine Fülle von Kopien, Stichen, Zeichnungen, Silhouetten. Endlich noch die Reliquien. Was ist da nicht alles ausgebreitet! Schillers Garderobe von den ersten Kinderkleidern an bis zu den Prunkgewändern, die er anzulegen pflegte, wenn er in Weimar zu Hof ging, Uhr und Kette, die er getragen, Tabaksdosen, aus denen er geschnupft, ein Glas, aus dem er getrunken, seine Taschenkalender, Brieftäschchen, Kleiderkoffer, Gitarre und noch vieles andere, lauter Gegenstände, deren Echtheit durch ihre Herkunft verbürgt ist: sind es doch meist Spenden von Nachkommen Schillers oder seiner Schwester Luise. Viele andere Stücke erinnern an des Dichters Eltern, Geschwister, Gattin, Kinder. Da ist ein von dem einfältig christlichen Vater zerlesenes Predigtbuch, da ist das Spinnrad, an dem das fleißige Mütterchen gesessen; diese sauberen Zeichnungen hat die „Fine“ (Christophine), des Dichters begabte, an den Meininger Bibliothekar Reinwald verheiratete Lieblingsschwester, verfertigt, und in jener gleißenden Kürassierrüstung hat einst sein Enkel und letzter männlicher Nachkomme, der österreichische Major Friedrich von Schiller, gesteckt. Mögen auch manche Besucher mit bloßer profaner Neugier an die Herrlichkeiten herantreten, so werden doch bei der Mehrzahl die Empfindungen pietätvoller Andacht vorwiegen, und auch solche Äußerlichkeiten sind geeignet, vielen einen vollen Gemütseindruck von der Hoheit und Weihe des Genies mit nach Hause zu geben.





Handschrift Ludwig Uhlands.

Der zweite Archivraum ist den schwäbischen Dichtern vorbehalten, deren Handschriften in alphabetischer Reihenfolge geordnet sind. Da ist kaum einer, ob groß oder klein, unvertreten; weder Wieland, noch Schubart, noch Hölderlin, noch Mörike wird vermißt. Doch haben auch gelegentlich erworbene Stücke von bedeutenden Männern und Frauen Aufnahme gefunden, die gerade nicht gedichtet haben: von Fürstlichkeiten, Staatsmännern, Gelehrten, Musikern, bildenden Künstlern usw. Der wissenschaftliche Schwerpunkt dieser Sammlungen ruht auf den großen zusammenhängenden Dichternachlässen. Den

oberſten Rang nimmt der Uhlandſche ein, der ſich durch faſt beiſpielloſe Vollſtändigkeit auszeichnet. Die Nachwelt muß es dem Dichter danken, daß er — nicht aus Eitelkeit, die ſeiner Natur völlig fremd war, vielmehr infolge einer für ihn charakteriſtiſchen peinlichen Gewiſſenhaftigkeit und Sorgſamkeit — alle Konzepte und Materialien zu ſeinen poetiſchen wie gelehrten Arbeiten, alle empfangenen Briefe und eigenen Briefentwürfe pünktlich aufbewahrt hat. Nur wenig hinter dieſen Schätzen ſtehen die literariſchen Hinterlaſſenſchaften Juſtinus Kerners und Berthold Auerbachs zurück; namentlich ſucht die Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit der Kernerſchen Korreſpondenz, die ſich auf mehr als 3700 Stücke beziffert, ihresgleichen. Dazu kommen, als vierter geſchloſſener Beſtand, die Papiere Hermann Hauffs. Dieſer, der ältere Bruder des berühmteren Wilhelm, iſt viele Jahre lang Redakteur des Cottaſchen Morgenblattes für gebildete Stände geweſen, das bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine führende Rolle in der deutſchen Literatur geſpielt hat. Nach Hunderten zählen die von Hauff der Nachwelt erhaltenen Briefe und Manuſkripte der Mitarbeiter des Morgenblattes — und welcher angeſehene Dichter oder Schriftſteller aus der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wäre dies nicht geweſen! Von anderen berühmten oder bekannten Schwaben ſind wenigſtens mit beträchtlichen Teilen ihrer ſchriftlichen Hinterlaſſenſchaft im Marbacher Muſeum vertreten: der alte Diplomat Friedrich Kölle, der vor zwei Generationen als eleganter Publiziſt geſchätzt war, der wackere Guſtav Schwab, deſſen Verdienſte um die Förderung der einheimiſchen Poeſie fortleben, wenn auch ſein eigener Dichterlorbeer mit der Zeit recht welk geworden iſt, dann Friedrich Notter,



Aus Juſtinus Kerners Bilderbuch.



Aus Juſtinus Kerners Bilderbuch.

der Politiker, Danteübersetzer und vielseitige Autor, der Tübinger Strafrechtslehrer Reinhold Köstlin, der sich unter dem Namen C. Reinhold in den verschiedensten poetischen Gattungen versucht hat, der liebenswürdige



Berthold Auerbachs Schreibtisch.

und mildgesinnte geistliche Sänger Karl Gerok, der Lyriker Johann Georg Fischer, der noch einmal den schönsten Frühling der schwäbischen Liedeskunst wiederaufleben ließ. Angemeldet sind die Nachlässe des zielbewußten christlichen Rhetorikers Albert Knapp und der humorvollen Frauen- und Jugendschriftstellerin Ottilie Wildermuth.

Der den Handschriften entsprechende Teil der Bücherei ist in diesem Saale untergebracht. Man hat damit begonnen, alles, was jemals von schwäbischen Dichtern oder über solche gedruckt und geschrieben worden ist, zu sammeln, und darein auch Broschüren, Programme, Zeitschriften- und Zeitungsartikel einbezogen. Zwei wertvolle Spezialbibliotheken über den heute mit unverdienter Geringschätzung behandelten Wieland und über die schwäbische Dialektpoesie ziehen die Aufmerksamkeit besonders auf sich.

Und neben den wissenschaftlich belangreichen Sammlungen fehlt es wiederum nicht an allerlei Raritäten für Auge und Herz. Reizend mutet ein unbekanntes Ölgemälde an, das den jungen Uhland vorstellt. Ebenso begegnet man hier Bildern, Zeichnungen, Stichen, Silhouetten, Büsten oder Reliefs der übrigen Schwabendichter. Am zahlreichsten sind die Merkwürdigkeiten, die an Justinus Kerner erinnern. Da sieht man Haare, die sein Sohn Theobald am Todestage vom Haupte des eben Entschlummerten abgeschnitten hat, dort seine Maultrommeln, jene geheimnisvollen Instrumente, denen der Zauberer von Weinsberg so wunderbare Töne zu entlocken verstand. Mit dem größten Vergnügen werden sich die Besucher in Justinus' Bilderbuch vertiefen, das hübscheste Schaustück, das aus dem Kernerhause in das Schillermuseum gewandert ist. Es ist ein schweres, dickleibiges Album gewaltigen Formats, das er selbst mit Bildern jeglicher Art und mannigfaltigen Ursprungs vollgeklebt hat. Wir stoßen, wenn wir es durchblättern, zunächst auf eine Reihe Originalzeichnungen, die den Poeten in den verschiedensten Lebensaltern und Gestalten darstellen. Unter mehrere hat er mit eigener Hand humoristische Bezeichnungen geschrieben, die den Eindruck des betreffenden Bildes höchst schlagfertig wiedergeben, z. B. der Räuber, der Seifensieder, der Kürbsenkopf, der Ökonom, der Simpel. Unter einem Porträt stehen die Worte: „Zwischen der Raupe und dem Schmetterling ist noch ein Mittelzustand — der der hilflosen Puppe.“ Auf den übrigen Blättern des Albums finden sich eine Unmenge von den bekannten, teils schwarzen, teils bunten Klecksographien Kerners, Aquarelle seiner kunstbegabten Enkelin Justina, Ausschnitte aus illustrierten Zeitungen und dergleichen mehr. Wir begegnen zahlreichen Abbildungen von berühmten Zeitgenossen, welche in dem gastlichen Kernerhause eingekehrt sind, und nicht selten hat es dem Schalke beliebt, einer Figur den natürlichen Kopf mit einer abscheulichen Fratze zu überkleben, so daß aus dem Ganzen eine unheimliche neue Gestalt entstanden ist. Tieck und Dingelstedt sind auf diese Weise verunziert; einem dritten hat er gar Hörner aufgesetzt. Auch sonst ließ Kerner seiner Neigung zur Karikatur in diesem Album die

Zügel schießen. Die Seherin von Prevorst ist darin natürlich in mancherlei Formen verherrlicht, und Abbildungen wunderbarer Heilungen rufen uns ins Gedächtnis zurück, daß dieser romantischste aller Schwaben zugleich ein gläubiger Mystiker gewesen ist. So fesselt das ganze Buch nicht bloß an sich, sondern gewährt auch einen erwünschten Einblick in das Geistesleben des originellen Mannes, der es angelegt und ausgeschmückt hat.

Mit den aufgezählten Herrlichkeiten ist natürlich der ganze Inhalt des Schillermuseums noch nicht erschöpft. Überdies mehren sich seine Schätze stetig, ja seine Vollendung und Eröffnung selbst wird gerade, wie zu erwarten ist, den Anstoß zu mancherlei neuen Stiftungen geben. Ehe wir von dem Hause Abschied nehmen, müssen wir noch seine übrigen Teile im Fluge besichtigen. Die oberen enthalten nichts als Magazine; doch verlohnt es sich, zur Kuppel emporzusteigen, von deren Plattform man den umfassendsten Blick über die altehrwürdigen Dächer des Städtchens und über die Gefilde ringsum genießt. Das Erdgeschoß begreift außer der Wohnung des Hausmeisters, den Heizungs- und Lagerräumen eine weite Zufluchtshalle in sich, die in ihren Größenverhältnissen genau dem über ihr liegenden Festsaale entspricht. Sie ist dazu bestimmt, dem Publikum, falls es vom Unwetter überrascht wird, ein Obdach zu gewähren. Denn wie früher schon die Marbacher Schillerhöhe in ihrem Bezirke gar manch ein Volksfest gesehen hat, so sollen solche auch künftig dort keineswegs ausgeschlossen bleiben. Ein Unternehmen, das den Namen eines so wahrhaft volkstümlichen Dichters an der Stirne trägt, darf sich ja nicht vornehm auf die Vollgebildeten ausschließlich stützen. Das Marbacher Museum hat einen doppelten Charakter: es ist ein Ausstellungsraum, der die Schaulust der Menge nicht nur befriedigen, sondern ihr auch eine edle Richtung geben will, und es ist zugleich eine wissenschaftliche Sammelstätte, aus der Forscher in stiller, emsiger Arbeit literarische Schätze ans Tageslicht heben sollen. Und dementsprechend hat sich auch der Schwäbische Schillerverein ein zwiefaches Ziel gesteckt: er will die gelehrte Forschung über Schiller und die übrigen schwäbischen Dichter fördern, er will aber auch das Interesse breiter Volksschichten an Schiller und der einheimischen Poesie überhaupt neu beleben. Mit der neuerdings erfolgten Eröffnung seines Museums hat er einen großen Teil der schönen Aufgabe, die ihm gesteckt ist, erfüllt: aber er wird auch in Zukunft nicht ruhen noch rasten, um der Verwirklichung seiner hohen Ideale näher und näher zu kommen.



Relief des Dichters Wilhelm Waiblinger.



Dramatische Rundschau

Märchen und Moralitäten

„Pelleas und Melisande“ von Maurice Maeterlinck (Buchausgabe bei Eugen Diederichs, Leipzig) — „Auf Storhove“ von Björnstjerne Björnson (Buchausgabe bei Albert Langen, München) — „Arbeit“ von Korfiz Holm (Buchausgabe bei Albert Langen, München) — „Die Schloßherrin“ von Alfred Capus, deutsch von Theodor Wolff

Mit den Theatererfolgen geht es wie mit dem Goldsuchen: jemand findet wo das erste Körnchen, alsbald sind zahllose Hände und Schaufeln zur Stelle, an der glückverheißenden Stätte weiterzugraben und von neuem die Schollen umzuwühlen, die man als unfruchtbar schon ein für allemal abgetan zu haben glaubte. Seit Maeterlincks „Monna Vanna“ der Bühne einen so unerhörten Kassenerfolg beschieden hat, sind die Theaterleiter geneigt, auch seine früheren, bisher fast durchweg für bühnenunwirksam oder gar für bühnenunmöglich gehaltenen Stücke mit günstigeren Augen anzusehen. Freilich geht man bei dieser Wiedereroberung des älteren Maeterlinck über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Die in den achtziger Jahren entstandenen fatalistischen Angst- und Todesdramen, diese marionettenhaften Schattenspiele verschwebender Stimmungen, läßt man ruhen, um die Wünschelrute erst dort wieder zu heben, wo Maeterlincks Kunst sich der Ergründung und Gestaltung menschlicher Gefühle und Affekte zuwendet, wo statt eines fremden, in unsichtbaren Höhen über uns schwebenden Schicksals seelische Kräfte des eigenen Lebens, seien sie, der mystischen Grundrichtung des Dichters entsprechend, auch noch so verschleiert, die Fäden der Handlung lenken.

Das Märchendrama „Pelleas und Melisande“ aus dem Jahre 1892 ist das erste sichtbare Zeichen dieser schüchtern aufdämmernden Überwindung des Fatalismus. Und vor geraumer Zeit schon, lange vor dem Erfolge der „Monna Vanna“, hat man den Versuch gemacht, diese Dichtung für die lebendige Bühne der Gegenwart zu gewinnen. Erste Kräfte, wie Matkowsky, setzten sich damals für das Wagnis ein, Darstellung und Inscenierung waren auf das sorgfältigste vorbereitet — und doch blieb die Wirkung auf einen kleinen Kreis feingestimmter Gemüter beschränkt, die sich durch heimliche Wahlverwandtschaft mit dem stillen, einsamen Dichter verbunden fühlen durften, die sich in koketter Ästhetenüberhebung zugleich aber auch auf ihr Odi profanum vulgus et arceo nicht wenig zu gute taten. Diese kranke Isolierschicht mußte erst durchbrochen, die Brücke zwischen dem starken Allgemeinempfinden und dem überfeinen Einzelfühlen mußte erst geschlagen werden, bevor auch die Märchendichtung Maeterlincks, wofür sie ihrer Form nach doch geschaffen war, auf unseren öffentlichen Bühnen Fuß fassen konnte. Das italienische Renaissancedrama, das die Phantasie des vlämischen Dichters aus dem Nebelland des Märchens zum ersten Male in den hellen Tag der Geschichte hinausführte, hat dies Wunder gewirkt. Immerhin gehörte auch jetzt noch ein mehr als gewöhnlicher Mut dazu, die zarten Gestalten dieser mehr ahnenden als deutenden Kunst in die Gewänder des Theaters zu kleiden. Das „Neue Theater“ in Berlin, seit kurzem mit dem „Kleinen Theater“ unter Max Reinhardts Leitung vereinigt, unternahm das Wagnis. Der künstlerische Erfolg der Aufführung war kein völlig befriedigender; um so entscheidender und folgereicher wird der äußere sein — ein Märchendrama in fünf Akten macht nun schon wochenlang allabendlich volle Häuser! — und ohne alle Verwegenheit darf man schon jetzt die Vermutung aussprechen, daß von dieser ersten durchdringenden Aufführung von „Pelleas und Melisande“ sich eine neue Bühnenrenaissance der Maeterlinckschen Märchendramen datieren wird.

So unverkennbar der Aufschwung zu helleren und sichereren Pfaden ist, der dieses Werk von 1892 gegenüber den vorausgegangenen Einaktern, wie „Die Blinden“ und „Der Eindringling“, auszeichnet, den landläufigen Theaterwirkungen macht der Dichter doch auch hier noch nicht das geringste Zugeständnis. Auf Stimmung und Ahnung ist noch alles aufgebaut, an ihren spinnwebzarten Fäden schwebt die „Hand-

lung" — wenn das robuste Wort hier überhaupt eine Stelle finden darf — leise schwingend auf und ab. Weder Ort noch Zeit hängt ein Gewicht an ihre Sohlen; in flüchtigen, wie aus verschwimmendem Duft und Schimmer gewobenen Bildern huscht sie vorüber ... Auf der Jagd im tiefen Walde geschieht es eines Abends, daß Golaud, der Enkel des Königs Arkel, ein schon ergrauender Witwer, die Spur des verfolgten Ebers verliert und am Rand einer Quelle, wohin er sich verirrt, ein kleines Mädchen findet. Das ist ganz wie eine Prinzessin gekleidet, nur sind seine Gewänder von Dornen zerrissen. In dem Augenblick, wo er sie findet, ist ihr eine goldene Krone vom Haupte geglitten und auf den Grund des Wassers gesunken. Nun weint und schluchzt sie immerfort und weiß auf alle Fragen, wer und woher sie sei, doch nur immer das eine zu antworten: „Rührt mich nicht an! Ich habe mich verirrt ... Ich bin nicht von hier ... Ich bin nicht hier geboren." Aber endlich reicht doch die Verirrte dem Verirrten die Hand und folgt ihm in das finstere, kalte Schloß seiner Väter, willenlos, wie von unsichtbaren Mächten getrieben, gleich der Nixe Melusine, die einst den Grafen Raimondin von Poitou als sein Gemahl begleitete. Und wie diese, so wird auch Melisande auf dem Schlosse Allemonde, wo doch eitel Liebe und Güte sie empfängt, ihrer Tage nicht froh. Ein dumpfer Druck geheimnisvollen Wehes und dunkler Traurigkeit lastet auf den Mauern, in die nur selten der Himmel blaut, nur selten die Sonne blickt, in die die weiten, öden Wälder ringsum Finsternis und Kälte hauchen, indes das sturmgepeitschte Meer an die Felsen brandet und aus unterirdischen Grotten und Schlünden der Todesbrodem emporquillt. Das heimatlose Seelchen, das sich hierher verirrt hat, mehr Kind noch als Frau, fröstelt und bangt, obwohl es dem starken Gemahl in Treue ergeben ist. Denn an dieser Treue hat Scheu und Furcht mehr Anteil als Liebe und Vertrauen und gegenseitiges Verstehen. Erst als der junge Pelleas, Golauds schwermutsvoller Stiefbruder, sich ihr naht, erwachen in Melisandes kindlicher Seele leise die Quellen der wahren Liebe. Ein reines Band schweigenden Verstehens knüpft sich zwischen den beiden; kein Verrat befleckt ihre Herzen und Hände. „Sie sind unglücklich und lachen dabei," wie der kleine Yniold, Golauds Sohn aus erster Ehe, in seiner unschuldsvollen Weisheit sagt. Aber Golaud quält sich mit eifersüchtigem Verdacht, wühlt und bohrt sich immer tiefer hinein und überfällt endlich das Paar im Park, da Pelleas eben von Melisande Abschied nimmt. Der Zarte fällt an der Geliebten Seite von des Starken Arm; erst im Sterben spricht und hört er das erste Wort der Liebe. Melisande selbst, obwohl die Wunde, die sie empfangen, so klein, daß nicht einmal ein Vögelchen daran sterben würde, schwindet ihm nach. Auf weißem Todeslinnen liegt sie da, in zauberisch lieblicher Unschuld, ohne zu wissen, was Recht und was Sünde sei, wie die größere Schwester ihres Kindleins, das sie in Golauds starken Armen zurückläßt, indes seine unbändige Kraft sich in Reue und Zweifel verzehrt.

Es würde nicht schwer sein, diese märchenhafte Handlung symbolisch zu deuten und zu den tragischen Leidenschaften vorzudringen, die sich in den Vorgängen entladen. Man könnte Melisande als das zarte Menschenseelchen fassen, „das sich in das kerkerhafte Schloß der Welt, des Körperlebens verirrt hat, das durch die Liebe einen Strahl des Lichtes empfängt, aber auch von dem Lichte versengt wird, weil das grausame Fatum dem Seelchen kein dauerndes Glück vergönnt." Die Geschichte von Paolo Malatesta und Francesca von Rimini möchte alsdann vor einem aufsteigen, und das Märchen von „Pelleas und Melisande" würde sich als ein primitives, im Brudermord gipfelndes romantisches Ehebruchsdrama aus Fabelland und Fabelzeit darstellen. Das Wesentliche aber, das, was der Dichtung erst den Odem einhaucht, träfe man damit nicht. „Was können mir Wesen sagen, die von einer fixen Idee besessen sind und keine Zeit zum Leben haben, weil sie einen Nebenbuhler oder eine Geliebte umbringen müssen!" Dies Wort Maeterlincks wider die Leidenschaftsdramatiker deutet auf die poetischen Zwecke hin, denen „Pelleas und Melisande" nachstrebt. Das innere Leben der Menschen soll sich uns enthüllen, die verschleierten Mächte und Seelenvorgänge, die den lauten Affekten schweigend vorangehen, aus denen diese eigentlich erst geboren werden. In ihnen sucht Maeterlincks Philosophie in ihrer ersten Epoche die wahren Herren unseres Schicksals; in ihr Reich, ins Reich des Triebmäßigen, Dumpfen und Unbewußten, senkt auch „Pelleas und Melisande" seine feinen Wurzelfasern. In weichen, tauigen Stimmungen steigt es brodelnd herauf, malerische Naturbilder reichen sich die Hände, um uns in ihren Zauber einzuspinnen, geheimnisvolle Laute klingen und singen um uns, um unser Gemüt mit bangen Ahnungen zu erfüllen. Diese wortlosen Stimmungen rühren so stark an die Saiten unseres Gefühls, daß es der erläuternden Rede oft kaum noch bedarf, um uns empfinden zu lassen, was die Seele der Menschen dort oben auf der Bühne bewegt. Ja, nicht selten erscheint uns das Wort als eine triviale Last, die das reine Bild der magischen Idee nur zerstört, die die Harmonie der äußeren und inneren Eindrücke durch eine schrille Dissonanz unschön zerreißt. Und es entsteht die Frage, ob das alles nicht noch reiner und künstlerischer in die Erscheinung träte, wenn das Wort ganz verbannt wäre, wenn der Dichter — das würde er auch dann bleiben — sich an der Gebärde und Pantomime genügen ließe. Jedenfalls wird man sich vor diesem, ringendes Wollen mehr bannenden als erlösenden Stimmungsdrama von neuem der Zwitterhaftigkeit der ganzen Gattung bewußt, um am Ende mit zwingender Gewißheit zu fühlen, daß aus diesem lähmenden Zauberring nur **ein** Weg zur Freiheit und Höhe tragischer Kunst führen konnte,

der, den Maeterlinck, wenn auch noch schwankend und strauchelnd, in seinem jüngsten Werk beschritten hat: die Rückkehr zur lebens- und wirklichkeitsfrohen Realistik der heroischen Leidenschaften, in Fleisch und Blut verkörpert durch das dichterische Wort, wie es Shakespeare, wie es Goethe, wie es Schiller und Hebbel meistern. Maeterlincks philosophisches Werk „Weisheit und Schicksal" belehrt uns, daß er sich diese Erkenntnis innerlich erkämpft und zu eigen gemacht, daß er die fatalistische Befangenheit in den verstummenden Angst- und Todesstimmungen seiner Jugendperiode theoretisch überwunden hat. Noch wartet er wie sein König Arkel in halber Beschaulichkeit demütig auf der Schwelle seines Hauses der Taten und Pflichten der wahren Dramatik — wird auch für ihn einst der Tag kommen, wo er ihnen mutig und kampflustig entgegengeht, ihren hellen Schwertklang zu erproben?

Es wäre töricht und verschwenderisch, für den imaginären Goldreichtum, den uns diese Zukunft vielleicht einst beschert, die blassen Edelsteine fahren zu lassen, die des Dichters Phantasie bereits vor uns ausgebreitet hat. Auch „Pelleas und Melisande" hat der poetischen Schönheiten für Auge und Ohr übergenug, zumal wenn es mit so künstlerischen Intentionen dargeboten wird wie in der letzten Aufführung. Besonders die dekorative Ausstattung war mustergültig und verdient als Vorbild für ähnliche Aufgaben empfohlen zu werden. Zum erstenmal — auch die Oper braucht nicht ausgeschlossen zu werden — war hier eine künstlerische Harmonie zwischen Requisiten, Kostümen und scenischem Milieu erreicht. Der Maler Louis Corinth war der Regie dabei hilfreich zur Hand gegangen. So zeigten die zahlreichen Verwandlungen, die die Dichtung erfordert, anstatt der hölzernen, im besten Falle farbenprächtigen Staffagen farbenschöne, ganz in die Stimmung aufgehende und sie zugleich doch auch durchleuchtende und durchsättigende Bilder von märchenhaft wunderseligem Reiz, Gemälde, vor denen die sich dem berauschten Zuschauer auf die Lippen drängenden Namen eines Böcklin und Ludwig von Hofmann nicht zu verstummen brauchen. — Die wunderseltsame Schönheit der Maeterlinckschen Märchensprache, in der so viele zart und weich verschwebende Untertöne stimmunggebend mitschwingen, ist schwer in Worte zu fassen. Nur eine Probe — nach der trefflichen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski — kann von den heimlichen Reizen dieses poetischen Ausdrucks eine Vorstellung geben. Die Leser finden deshalb zu Schluß der „Dramatischen Rundschau" eine Stelle aus der zweiten Scene des vierten Aufzuges abgedruckt, eins jener leisen, gedämpften Gespräche zwischen weisheitsvollem Alter und traumumfangener Jugend, die für die dichterische Sprache Maeterlincks wie für seine philosophische Weltanschauung so bezeichnend sind. —

„Ich glaube nicht, daß eine Dichtung ihre Schönheit opfern müsse, um Morallehren zu geben; wenn sie uns aber ohne Verzicht auf das, was sie innerlich und äußerlich schmückt, zu Wahrheiten führt, die ebenso zulässig, aber ermutigender sind als die Wahrheit, die zum Nichts führt, so hat sie eine doppelte ungewisse Pflicht erfüllt." Dies Wort Maeterlincks deutet auf die beiden Pole, zwischen denen sich des Norwegers Björnson dichterisches Schaffen bewegt. Manches darunter rührt mit dem Scheitel hoch und rein ans Firmament der Kunst; anderes stampft schwer und plump durch Moralitäten und Lehrsamkeiten. Der Künstler und der Prediger haben sich in einem Dichter selten so eng vermischt wie in Björnson, der uns die stimmungsduftigen Bauernnovellen und das ergreifende Menschheitsdrama „Über unsere Kraft" geschenkt, der aber auch im „Handschuh" für gewisse überspannte Emanzipationsbestrebungen aufgeregte Propaganda gemacht und in „Paul Lange und Tora Parsberg" die Winkelpolitik seines engen Heimatlandes vergebens zu poetischen Ewigkeitsformen zu erhöhen gesucht hat. Die letzten beiden Dramen, die uns der Siebzigjährige bald nacheinander gegeben hat, haben das künstlerische Bild des Dichters nicht veredelt, das Charakterporträt des Propheten seiner Zeit und Erziehers seines Volkes nicht gerade sehr bereichert. Beide, „Laboremus" wie „Auf Storhove", auf deren Inhalt wir hier nicht näher einzugehen brauchen, da wir sie erst vor kurzem an dieser Stelle im Zusammenhang charakterisiert haben (Januarheft 1903), predigen das oft von ihm verkündete Evangelium der Arbeit und des „frohen Christentums". Beide sind, eng wie Geschwister miteinander verwandt, an der Schwelle des Greisenalters entstanden. Und mehr noch als jenes, trägt dieses das Gepräge eines Alterswerkes. Nicht an technische Schwächen braucht man dabei zu denken, vielmehr zunächst an einen seelischen Grundzug, der für alle menschlichen Abschiedswerke, die von der Höhe eines reichen Lebens herniederwirken, kennzeichnend zu sein scheint: die künstlerischen Masken sinken, der Ehrgeiz der schönen Mache stirbt, das Antlitz des Charakters, die Stimme des Herzens tritt reiner, voller und kräftiger hervor. Je näher die Ahnung des Scheidens rückt, desto mehr verblaßt das Wie, desto mächtiger und bedeutungsvoller erscheint das Was. Träume und Phantasien, an denen sich die Jugend berauscht hat, werden mit dem wehmütigen Lächeln des Skeptikers verabschiedet; Bekenntnisse und Vermächtnisse fordern erlösende Gestaltung. Ibsen ist nie so tief in sich selber hinabgetaucht wie in seinem dramatischen Epilog „Wenn wir Toten erwachen"; Björnson hat nie so glatt und rund das Ceterum censeo seines Lebens dargereicht wie in dem Doppeldrama von dem zerstörerischen Dämon Lydia-Maria, der, einmal mit der nagenden Welle, das andere Mal mit dem verwehenden Flugsand verglichen, die sorgsam umfriedete Kultur des behaglichen Arbeitsglückes bedroht. Der ganze Unterschied zwischen dem grandiosen, nie mit sich selbst zufriedenen Idealisten Ibsen und

dem trotz alles demokratischen Trotzes so gern mit dem Mehrheitsempfinden paktierenden Nützlichkeitsmoralisten Björnson enthüllt sich in diesen ihren Abschiedswerken. Ein faustischer Zweifel am ganzen bisherigen Leben und Schaffen dort; ein ausgleichendes Aufnehmen und Zusammenraffen dessen, was schon der Mann in mancherlei Formen gesagt hat, hier: für alles, was uns quält und zwickt, gibt es ein Pflaster und eine Salbe, die sich niemandem versagen: die Arbeit des Mannes, die fürsorgende, hausmütterliche Milde der Frau. Wie Bruder und Schwester fassen sich „Laboremus" und „Auf Storhove" bei den Händen und schreiten, ihre tröstliche Botschaft predigend, auf den Bergen der Verkündigung: lasset uns arbeiten, lasset uns entfernen alle, die den Arbeitsfrieden verwirren und zerstören wollen, lasset uns aber auch verzeihen denen, die das Heil dieser Lehre noch nicht begriffen haben! Nur, leider, diesem Evangelium der Zufriedenheit und Zuversicht fehlt die ekstatische Glut und Leidenschaft des Propheten, es flammt nicht aus einer in heiligem Feuer lodernden Seele — es ist das durch mühsame Vergleiche und Kompromisse aus kühlen Erfahrungen kühl kombinierte Ergebnis eines wägenden und rechnenden Verstandes, der Herz und Blut allmählich so zum Gehorsam erzogen hat, daß sie ihm nicht auf lange mehr die Gedanken verwirren können. Nur dem Fahrzeug nicht zu viele Segel aufspannen; leicht könnte sich eine Windsbraut erheben und es aus dem sturmsicheren Fjord auf die hohe, wetterumbrandete See hinauswehen! Nur von den Menschen nichts verlangen, was „über ihre Kraft" hinausgeht! Wozu mit grausam brutalen Giften operieren, wenn auch ein weiches Pflaster, eine wohlriechende Salbe das Übel vertreibt? ... Weiter als über die brennende Gefahr des nächsten Augenblicks sieht ein Mann wie Björnson nicht gern. Er denkt an die Entfernung des Geschwürs, allenfalls auch noch an die Heilung des erkrankten Gliedes — die Gesundung und Genesung des ganzen Organismus bis in seine letzten Fasern macht ihm keine Sorgen. Lydia wie Maria, die Vampyre, die ihren Mitmenschen das Blut aus den Adern saugen, sie werden entfernt, aus dem Wege geschafft, aber nicht vernichtet. Anstatt daß der Elf, der tosende Wasserfall, sie in seine zermalmenden Arme nimmt, ist man froh und zufrieden, daß beide — um Triviales trivial zu sagen — eine Fahrkarte nach Paris lösen, um in dieser cloaca maxima der Menschheit, das Gift am Gifte, unschädlich gemacht zu werden. Der fluchbeladenenen Maria, der Diebin, Verführerin, Brand- und Mordstifterin, spricht noch dazu frauliche Milde und Glaubensunschuld den verzeihenden Reisesegen: „Ach, hätte ich Zeit, und hätte ich sie allein! — Nichts ist unmöglich." So Margrethe, die der kontrastfrohe Dichter bewußt als positives Gegenbild zu dem gleißnerischen Schädling ausgestaltet und die er diesmal zur Trägerin seiner oft und gern verkündeten Botschaft von der aufbauenden sittlichen Macht der Frau gemacht hat. Nur schade: die Überzeugung, daß sie wirklich diese Kraft hat, und daß die Kraft in den Dienst einer hohen Sache gestellt wird, an der uns und der Welt etwas liegen muß, diese Überzeugung, zu der zu zwingen wir von jedem wahrhaften Kunstwerk zuerst und zuletzt verlangen dürfen, sie bleibt aus. Wir erhalten weder den Eindruck, daß der Arbeitsfrieden auf Hof Ura, der nach so tumultarischen Konflikten glücklich wiederhergestellt wird, des schweren Aufgebotes wert, noch daß Margrethe, der gute Geist des Hauses, mehr ist als ein hausmütterlich gutmütiges Alltagswesen, dem der allzu beredte Dichter ein paar allzu geläufige Moralitätswahrheiten von Familienglück und redlicher Arbeit in die Schürze gepackt hat. Auch das Berliner „Deutsche Theater", wo sich Irene Triesch und Luise Dumont in den weiblichen Hauptrollen wirksam gegenüberstanden, die letzte Stätte, an die das vorher schon an vielen deutschen Bühnen ohne rechten Erfolg aufgeführte Schauspiel appellierte, vermochte mit seiner zum Teil glänzenden Darstellung an der kühlen Ablehnung, die dem dramatischen Glaubensbekenntnis Björnsons widerfahren, wenig zu ändern.

Das Thema von dem Arbeitsglück aber wird weiter variiert. Wie eine unfreiwillige Paraphrase der Björnsonschen Konfession erschien bald darauf im „Berliner Theater", der Wiege des Björnsonschen Theaterruhms, die doch auf sein neuestes Stück schmerzlich hatte verzichten müssen, ein dreiaktiges Schauspiel von Korfiz Holm, das gleich im Titel „Arbeit" seine Moral zur Schau trug. Ein tüchtiger Fabrikdirektor, von einer reichen russischen Gräfin, die er geheiratet, zum Müßiggang und Lotterleben verführt, findet nach zehnjähriger Ehe unversehens den Mut, mit der unwürdigen Gegenwart zu brechen und sich auf sein besseres Selbst aus besserer Vergangenheit zu besinnen. Aus dem nichtsnutzigen Faulenzer und Sklaven seiner Frau, dem die Familie nur ein Bleigewicht, keine Schwinge war, wird wieder ein lebensfroher Arbeiter. Diese Nüchternheit, die durch allerlei romanhafte und possenhafte Beimischungen nicht vornehmer wird, lehrte denn doch, daß zwischen Moralität und Moralität noch ein Unterschied waltet: hinter Björnsons Drama, so unkünstlerisch der Eindruck ist, mit dem es uns entläßt, sehen wir ein ganzes Leben, eine imponierende Charakterentwickelung stehen und Werte in die Dichtung legen, die sie über sich selbst gewissermaßen erhebt; bei Holm entdecken wir nicht viel mehr als einen fingerfertigen Macher, der, an feinen, klugen Worten nicht arm, ein halbes Dutzend Motive aneinandersetzt, welche ihm gerade am bequemsten zur Hand sind, ohne daß auch nur eins die Überzeugung erweckte, Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleische zu sein.

Wer zu Verallgemeinerungen neigt, der möchte fast versucht werden, die Beliebtheit des Themas vom Segen der Arbeit als ein Zeichen der Zeit zu nehmen oder es wenigstens als ein Stimmungsmerkmal der heutigen germanischen Welt

zu begrüßen. Doch der Schluß wäre verfehlt. Denn auch aus der romanischen Welt, aus Frankreich, kommt ein Echo mit demselben moralischen Reim. Alfred Capus, dessen witzige Figaro-Plaudereien noch vor wenigen Jahren der Schrecken aller braven Provinzler waren, hat inzwischen seinen Weg nach Damaskus angetreten. Der Capus von 1903 ist nicht mehr der Capus von 1900. Jedes Jahr, das seitdem verflossen, hat ihm eine neue Wandlung gebracht. Aus dem kecken Verspotter der Gutbürgerlichkeit wurde der elegisch-melancholische Verfasser der „Veine", des „Glücks" im Pariser Winkel, aus diesem der mit der gutbürgerlichen Mehrheit klug sich abfindende Präceptor der „Beiden Schulen", aus diesem endlich der ganz im hergebrachten Geleise des anständigen französischen Gesellschaftsstückes alter Tradition einherrollende Verfasser der „Châtelaine", der „Schloßherrin". Erst als solcher durfte er, wie man verstehen wird, ins Berliner Königl. Schauspielhaus seinen Einzug halten. Ein routinierter Spieler und Tunichtgut bekehrt sich unter dem Segen seiner Millionen zur Arbeit und Sittsamkeit; zum Lohn dafür beschert ihm der gutmütige Dichter die tugendreiche Schloßherrin, die soeben das Tischtuch zwischen sich und ihrem unverbesserlich leichtsinnigen Gemahl zerschnitten hat. Zu Schluß gibt es eine von Edelmütigkeit triefende Aussprache zwischen den beiden Rittern, wobei es dem bekehrten mit Hilfe eines Hohenliedes auf die Arbeit — er ist Erfinder und hat seinen Millionenreichtum durch ein einziges Patent erworben! — leicht wird, den hartgesottenen Leichtsinn aus dem Felde zu schlagen. Man sieht, Rührseligkeiten und Moralitäten werden selbst in Paris wieder Mode. Der Charme freilich, der von solchen Stücken in ihrer französischen Heimat vielleicht immer noch ausstrahlt, geht beim Übergang über den Wasgau verloren. Wir können die lächelnde Resignation nicht mitfühlen, die sich für den überreizten Pariser darin ausdrückt, wenn ein Boulevardier wie Capus sich an den friedlichen Herd provinzialer Spießbürgerlichkeit zurückzieht und sich mit einem halb müden, halb stolzen Lächeln des Triumphes wieder unter die zerschlissene Fahne Scribes stellt. „Halten wir uns die Konflikte vom Leibe," sagt der Held in diesem Schauspiel; das Wort klingt merkwürdig harmonisch zusammen mit jenem anderen, das vor nicht langer Zeit der Pariser Theaterdirektor Antoine unter dem Beifall Sarah Bernhardts einigen ernsteren französischen Theaterschriftstellern zurief: „Sie erdrücken uns mit dem Gewicht Ihrer Kunst, meine Herren; wir sind Kaufleute!"

Friedrich Düsel.

Aus „Pelleas und Melisande" von Maurice Maeterlinck

(Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs)

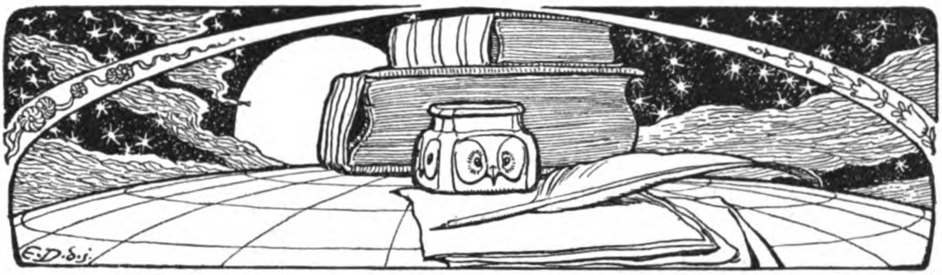
Vierter Aufzug, zweiter Auftritt: Ein Gemach im Schlosse

Arkel und Melisande

Arkel: Jetzt, wo Pelleas' Vater gerettet ist und die Krankheit, die alte Magd des Todes, das Schloß verlassen hat, kommt wieder ein wenig Freude und ein wenig Sonnenschein ins Haus. Es war Zeit! Denn seit du hier bist, lebten wir nur in stetem Flüstern um ein verschlossenes Zimmer. Und wahrlich, es tat mir leid um dich, Melisande. Du kamest her zu uns, ganz freudig, wie ein Kind, das Feste erwartet, und in dem Augenblick, wo du die Halle betratest, sah ich dein Antlitz sich verändern und wahrscheinlich auch die Seele, wie das Gesicht sich verändert, wenn man am Mittag in eine düstere, kalte Grotte tritt. Und seitdem geschah es oft, daß ich dich ob aller dieser Dinge nicht mehr verstand. Ich beobachtete dich, du warest vielleicht sorglos, aber von seltsamem und verwirrtem Wesen, wie ein Mensch, der im Sonnenschein in einem schönen Garten immerzu ein großes Unglück erwartet. Ich kann es dir nicht recht erklären. Aber es betrübte mich, dich so zu sehen, denn du bist zu jung und zu schön, um schon Tag und Nacht so im Dunstkreise des Todes zu leben. Aber nun wird das alles anders werden. In meinen Jahren — und sie sind vielleicht die einzige sichere Frucht meines Lebens —, in meinen Jahren habe ich einen gewissen Glauben an die Zuverlässigkeit der Ereignisse gewonnen, und immer sah ich, wie ein junges und schönes Wesen um sich herum junge, schöne und glückliche Ereignisse schuf. Und nun ist's an dir, der neuen Zeit, die ich voraussehe, die Tür zu öffnen ... Komm her zu mir; warum bleibst du da stehen, ohne zu antworten, und siehst nicht vom Boden auf? — Ich habe dich bis heute nur ein einziges Mal geküßt, am Tage, da du kamst; und doch haben wir Greise bisweilen das Verlangen, unsere Lippen auf eine Frauenstirn oder eine Kinderwange zu drücken, damit wir glauben, daß es noch frisches Leben giebt, und einen Augenblick den drohenden Tod vergessen. Fürchtest du dich vor meinen alten Lippen? Ich hatte stets solches Mitleid mit dir in dieser ganzen Zeit!

Melisande: Großvater, ich war nicht unglücklich.

Arkel: Du gehörst vielleicht zu denen, die da unglücklich sind, ohne es zu wissen. Laß mich dich so ganz nahe anschauen, einen Augenblick. Man bedarf der Schönheit so, wenn der Tod neben einem steht ...



Literarische Rundschau

Natur- und Landschaftsbilder

Die Welt ist klein geworden. Die Entfernungen sind zusammengeschrumpft, die Erdteile aneinander gerückt. Unsere Wißbegierde und Forschungslust läßt sich heute, auch wenn es sich um weitabliegende Gebiete der bewohnten Erde handelt, nur selten noch an Äußerlichkeiten, an dem allgemeinen geographischen und geologischen Bilde genügen, sie will tiefer in Besonderheiten und Einzelheiten eindringen und sucht, wie in der Nähe, so auch in den Fernen, in die Seele der Dinge zu dringen, um nicht sowohl das Fremde und Trennende als vielmehr das Gemeinsame, Verwandte und Wesensgleiche zwischen dort und hier festzustellen. Die Völkerkunde hat in den letzten Jahren einen überraschenden und höchst erfreulichen Aufschwung genommen, und für populäre Darstellung begabte Gelehrte haben sich mit unverkennbarem Erfolge bemüht, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse in edlem Metall unters Volk zu bringen. Denn bald erkannte man auch bei uns die eminent praktische Bedeutung, die die Kenntnis der Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, Lebensverhältnisse und Charaktereigenschaften fremder Völker für den auf ausländischen Verkehr angewiesenen Nationalwohlstand hat. So wurde der Mensch immer ausgesprochener zum Gegenstand der Forschung, aber der geheimnisvolle Nebel, der ihn einst um so dicker umhüllte, je weiter er uns entrückt war, lichtete sich mit den Jahren immer mehr, man lernte seine Blicke von den krassen Abnormitäten, von den Abenteuerlichkeiten, mit einem Wort von dem „Exotischen“ auf die feineren und tieferen Eigenschaften zu lenken und gewann so, nicht zuletzt mit Hilfe der immer exakter und feinfühliger arbeitenden Photographie und Reproduktionstechnik, ethnographische Vorstellungen, die uns unendlich viel Intimeres und Wichtigeres vermitteln, als es die in Wundern schwelgende Reiseliteratur unserer Vorfahren vermochte.

Zu den allgemeinverständlichen Werken über Völkerkunde hat sich seit einiger Zeit ein neues gesellt, das Beachtung verdient. Dr. Kurt Lamperts hier schon wiederholt besprochenes Werk **Die Völker der Erde** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; vollständig in 35 Lieferungen zu je 60 Pf.) liegt nunmehr abgeschlossen vor. Auch hier ist der Mensch der Kern aller Dinge. Dem populären Zwecke des Werkes entsprechend, ist von einer eingehenden Behandlung anthropologischer und kultureller Einzelheiten abgesehen, um dafür die Gesamtbilder und die Charaktergestalten der einzelnen Völkerschaften in den Vordergrund treten zu lassen. Eine möglichst schlackenlose, abgerundete Darstellung erscheint als das Ideal des Verfassers, wenn er sich dabei manchmal auch wohl durch die zu erreichenden Abbildungen hat bestimmen lassen. Gewiß wird man es der splendiden Ausstattung Dank wissen, daß namentlich schöne typische Erscheinungen der verschiedensten Völkerrassen und -stämme in großen, nicht selten ganzseitigen Abbildungen gezeigt werden, doch erweckt das sonst so ernste Werk dadurch an einigen Stellen den Eindruck eines ethnographischen Bilderbuches, dem der Text erst auf den Leib geschrieben ist. Technisch verdienen die Bilder (im ganzen etwa 900) fast durchweg höchstes Lob: die Aufnahmen sind klar und scharf und zeugen von künstlerischer Auffassung; die großen Farbenbilder vollends sind koloristische Muster ihrer Art. Im zweiten Bande, der die afrikanischen, europäischen und amerikanischen Völker umfaßt, fällt dem „schwarzen Erdteil“ der Löwenanteil zu, was nur von neuem wieder für das lebhafte Interesse zeugt, das ihm die Forschung jetzt zuwendet. Daß dabei unsere Kolonien nicht zu kurz kommen, ist selbstverständlich. Die lebendige Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien, auf die das Werk hauptsächlich ausgeht, hat hier für uns noch einen ganz besonderen Reiz. — Im Anschluß an diese volkstümliche Völkerkunde läßt die Deutsche Verlagsanstalt eine populäre allgemeine Tierkunde unter dem Titel **Die Tiere der Erde** erscheinen, die nach denselben Grundsätzen bearbeitet und illustriert ist.

Der Name des Verfassers, Professor Dr. William Marshall, dem wir in dieser Übersicht noch an anderer Stelle begegnen werden, leistet Gewähr für den wissenschaftlichen Wert des neuen Unternehmens wie für die anregende und unterhaltende Form der Darstellung. Der illustrative Teil soll mehr als 1000 Illustrationen, darunter 25 ganzseitige Farbendrucke, bringen, die sämtlich auf photographischen Abbildungen nach der Natur und dem Leben beruhen. Das Werk, von dem uns die erste, vielversprechende Lieferung (Affen) zugegangen ist, soll in 50 Lieferungen zu je 60 Pf. abgeschlossen sein.

Vom Nahen und Nächsten heißt es ausgehen, will man naturwissenschaftliches Interesse schon in den jugendlichen Gemütern erziehen. Eine vortreffliche Anleitung dazu liefern Bernhard Landsbergs **Streifzüge durch Wald und Flur** (3. Aufl.; Leipzig, B. G. Teubner; mit 84 Abbildungen von Frau H. Landsberg; geb. Mk. 2.80). Das Wichtigste und Wertvollste an diesem Buche ist, daß ein Pädagoge es geschrieben hat, ein Kenner der Kinderseele wie des Kinderverstandes, ein Mann, der weiß, was das Kind zunächst fesselt, woran man bei ihm anknüpfen muß, um vom Nächstliegenden weiter vorzudringen. In dem „gegenständlichen" Denken, das Goethe, der Kinderkenner, so rühmte, das Rudolf Hildebrand, der große Lehrer, im Garten der deutschen Sprachwissenschaft so fruchtbar zu pflegen wußte, liegt die Zauberwirkung dieses Buches. Der Inhalt ist in drei größere Abschnitte gegliedert, die sich auf ebenso viele Jahre verteilen; jeder einzelne folgt in der Anordnung seiner Kapitel dem Lauf des Jahres, vom Monat Januar bis zum Monat Dezember, und betrachtet in diesem Spiegel das wechselnde Leben der Pflanzen und Tiere. Eltern und Erziehern darf diese Anleitung warm empfohlen werden. — Ein gleich erfreulicher pädagogischer Geist beseelt die **Charakterbilder aus der heimischen Tierwelt**, die Prof. Dr. W. Marshall zu einem stattlichen, gleichfalls gut illustrierten Buche zusammengestellt hat (Leipzig, A. Twietmeyer; geb. 6 Mk.). Der Leipziger Zoologe behandelt hier durchweg nur ganz vertraute und, wie es auf den ersten Blick scheint, auch hinlänglich bekannte Erscheinungen der deutschen Tierwelt: den Maulwurf, den Hasen, den Dachs, den Hamster, die Ratte, die Schwalbe, die Amsel, den Kiebitz, die Gans, das Marienkäferchen usw. — aber wieviel Neues und Wunderbares weiß er uns von all diesen Gesellen aus Haus und Flur zu erzählen! Gern greift er in die Geschichte der Naturwissenschaft zurück, um uns zu zeigen, welche zum Teil wahnwitzigen, zum Teil aber auch höchst poetischen Vorstellungen frühere Zeiten von den Tieren unserer Umgebung gehabt haben; noch lieber aber geht auch er, wie Landsberg, von dem Nächstliegenden, Alltäglichen aus, um dann allmählich in sicherem Gefährt zu den Höhen der Wissenschaft aufzusteigen. Auch dieses Buch ist hauptsächlich zur unterhaltenden und doch ernsten Belehrung der heranwachsenden Jugend bestimmt.

Deutsche Landschaftsbilder, ein Gebiet populärwissenschaftlicher Ethnogeographie, das im Süden unseres Vaterlandes kaum weniger eifrig gepflegt wird als im Norden, schließen sich allmählich zu einem dichten, alle vaterländischen Gaue umspannenden Netze zusammen. Dabei ist es besonders erfreulich, daß auch vornehme Dichter und Schriftsteller nicht verschmähen, ihre erprobte Feder in den Dienst dieser rühmlichen Sache zu stellen. So hat Hans Hoffmann seinem großen, reich illustrierten Prachtwerk „Der Harz" den ergänzten Text zu seinen **Harzwanderungen** entnommen und ihn in einen handlichen Band von angenehmem Reisebegleiterformat gespannt (Leipzig, C. F. Amelang; geb. 3 Mk.). Der Name des Verfassers schützt sein Buch gewiß von vornherein dagegen, daß es etwa mit den landläufigen „Führern" zusammengeworfen werde; aber auch in der nicht gar so spärlichen Reiseliteratur, die wir von echten Dichtern haben — man denke nur an die Bücher von Scheffel, Steub, Stieler und Jensen (Schwarzwald) —, nehmen Hoffmanns Schilderungen einen Vorzugsplatz ein. Er wandert eben an dem Zauberstabe Humor, der ihm Auge und Herz für alle, auch die feinsten und kleinsten landschaftlichen Schönheiten seines ihm so vertrauten Harzes erschließt. Aber auch die Wißbegierde des Reisenden wird reichlich befriedigt: was aus Geschichte, Sage, ja auch aus Geologie zum Verständnis der Landschaftsbilder beitragen kann, reicht der weg- und stegkundige treue Eckart mit vollen Händen und in immer anmutiger Form dar. Praktische Ratschläge und Winke werden dabei nicht verschmäht. — Eine neue Sammlung illustrierter Monographien, unter dem Titel „Die Kunst", erscheint seit einiger Zeit in dem Verlage von Julius Bard in Berlin: Künstler- und Kunststättenmonographien in abwechselungsreichem Gemisch. Dem ersten Bande, in dem Richard Muthers glänzende Darstellungsgabe Lucas Cranach behandelte, ist im zweiten ein Lebensbild — man darf bei einem meisterhaften Kultur- und Kunstschilderer wie Cornelius Gurlitt so sagen — der **Lutherstadt Wittenberg** gefolgt (jeder Band, in künstlerischer Ausstattung, mit Kunstbeilagen, kartoniert Mk. 1.25). Gurlitts Art zu schildern, ist hier oft genug gerühmt worden: reiches Wissen paart sich bei ihm mit einer erquickenden Wärme und temperamentvollen Unmittelbarkeit des Empfindens, zumal wenn er sich auf seinem Lieblings- und Sondergebiet, in deutscher Baukunst und deutschem Städteleben, ergehen darf. Der Bilderschmuck der nicht allzu umfangreichen Kleinoktavbändchen (vier bis fünf Bogen) weicht von dem Herkommen ab: er ist auf wenige hervorragende Kunstdenkmäler beschränkt, fügt aber zu den üblichen Autotypien immer ein paar ausgesuchte Blätter in einer der Gravüre ähnlichen Reproduktionstechnik, die herauszulösen sind und also auch einzeln gerahmt werden können. — Praktischen Reisezwecken dient der Führer durch das **Riesengebirge und die Grafschaft Glatz**, den D. Letzner unter Mitwirkung der Gebirgs-

vereine für Meyers Reisebücher neu bearbeitet hat (13. Auflage; mit 13 Karten, 3 Plänen und 2 Panoramen; rot kartoniert 2 Mk.; Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). An neuen Abschnitten haben sich zwei Abhandlungen über die Tierwelt des Riesengebirges und — was heutzutage besonders willkommen sein wird — über das Photographieren auf Reisen zu dem durchweg sorgsam revidierten, auch auf die Radtouristen Rücksicht nehmenden älteren Text hinzugefunden. — Einen sehr ausführlichen, besonders die Kruppschen Werke berücksichtigenden Führer durch **Essen** hat Tony Kellen, mit Stadt und Umgebung wie mit dem gesamten rheinischen Industriegebiet seit Jahren vertraut, zusammengestellt. Er geht auch auf die Geschichte der Stadt näher ein und erläutert seinen Text durch hundert Abbildungen und zwei Stadtpläne (Essen-Ruhr, Fredebeul u. Koenen). — Wie Hoffmann im Harz, Jensen und Hansjakob im Schwarzwald, so hat sich August Trinius seit langem schon in Thüringen eine Domäne seiner immer schreib- und schilderungslustigen Feder geschaffen. Der 8. Band seines **Thüringer Wanderbuches** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) schließt dies umfangreiche Werk nunmehr ab. Novellist und Tourist reichen hier einander die Hand zu unterhaltsamer Kameradschaft. Dieser dient getreu der Gegenwart und den praktischen Bedürfnissen des Reisenden, jener schaut verweilend in die Vergangenheit, erzählt von Stegreifrittern und Duodezfürsten, von Länderschacher und Prinzenraub — immer in seiner leichten, zu Scherz und Spaß geneigten Plauderweise. Aber seine herzhafte Liebe zur Heimat und zu deutscher Art verleugnet sich dabei keinen Augenblick, so wenn er in warmen patriotischen Worten von „Bismarcks erster Feuersäule" berichtet, aus dem Stammbuche der Wartburg allerlei Sinniges und Gesinnungstüchtiges mitteilt oder auf den Spuren Gustav Freytags, des Dichters der „Ahnen", in Gotha und Siebleben wandelt. Ein Gesamtinhaltsverzeichnis für alle acht Bände ist diesem Schlußbande beigefügt. — Dem **Schwarzwald** hat eine touristische Autorität, Dr. L. Neumann, Präsident des Schwarzwaldvereins und Professor der Geographie an der Universität Freiburg, eine umfangreiche Monographie gewidmet (Nr. 13 der Sammlung „Land und Leute"; Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; Preis 4 Mk.). Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den wissenschaftlich-geologischen Teilen, obwohl der Verfasser überall als letztes Ziel im Auge behält, dem Laien zum freudigen Genuß des Schwarzwaldes zu verhelfen, und obwohl ihm hierfür eine frische, farbenreiche Darstellungsgabe zu Gebote steht. Besonders wertvoll in diesem Sinne sind die Übersichten über Orographie und Geologie, Klima, Pflanzengeographie und Bevölkerung des Schwarzwaldes. 171 Abbildungen illustrieren den Text, darunter künstlerisch erfaßte Landschaften und zahlreiche Trachtenbilder (bei denen man leider die Farben vermissen muß), sowie allerlei intime Genreaufnahmen aus Haus und Hütte, Wald und Werkstatt. — In Straßburgs Architektur spiegelt sich zum großen Teil noch heute seine wechselreiche Geschichte: wo heute das Münster gen Himmel ragt, haben einst Kelten ihre Opfer dargebracht, bis der heilige Hain dem Schwert und Feuer der Römer weichen mußte und an seiner Stelle ein Tempel des Mars errichtet wurde, der dann wieder (nach der Sage) 560 dem von Chlodwig dem Merowinger gegründeten ursprünglichen Münster Platz machen mußte. Im Mittelalter und zur Reformationszeit galt Straßburg schlechthin als die „schönste von den deutschen Städten, ein Hort und eine Zier des Vaterlandes". Dann, namentlich vom achtzehnten Jahrhundert an, hat es wie von seiner Ehre so auch viel von seiner malerischen Schönheit verloren, bis es allmählich nur ein Schatten von dem Straßburg der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde. Das Heimliche und Trauliche sollte der vornehmen Grandezza weichen; aber diese künstliche Umwandlung vermochte nur ein Zerrbild hervorzubringen. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" darüber treffend derbe Worte geschrieben. Aber das Münster behauptete sich und schützte wie sich selbst auch seine Umgebung, so daß der alten „wunderschönen Stadt" trotz alledem eine bestimmte Physiognomie erhalten blieb. Durch alle diese Wandlungen der Stadt führt uns das Städtebild **Straßburg**, das Prof. Franz Friedrich Leitschuh in den „Berühmten Kunststätten" zeichnet (Band 18; Leipzig, E. A. Seemann; mit 138 Abbildungen; geb. 4 Mk.), um namentlich das künstlerische Leben der Stadt in schöner Anschaulichkeit vor uns erstehen zu lassen.

Der dritte Teil des Meyerschen Reisebuches für die **Deutschen Alpen** ist in einer neubearbeiteten, fünften Auflage erschienen (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; mit 13 Karten, 7 Plänen und 6 Panoramen; in Leinwandband geb. 5 Mk.). Er behandelt Wien mit seiner herrlichen Umgebung, Ober- und Niederösterreich, Salzburg nebst Salzkammergut, die grüne Steiermark, das seenreiche Kärnten, Krain, Kroatien und Istrien. Auch die südöstlichen Karstgebirge Kroatiens (Kapela-Gebirge und Velebit) sind eingehend berücksichtigt. — In derselben Sammlung, den Meyerschen Reisebüchern, hat das über die **Schweiz** bereits die siebzehnte Auflage erlebt (mit 28 Karten, 12 Plänen und 29 Panoramen; geb. Mk. 6.50; ebenda). An diesem Werke, das vor nunmehr einundvierzig Jahren das Unternehmen der Meyerschen Reisehandbücher eröffnete, kann man so recht die gewaltigen Fortschritte verfolgen, die in diesen vier Jahrzehnten die Reiseverhältnisse und mit ihnen die touristische Literatur gemacht haben. Auch in der neuesten Auflage wieder haben Text, Karten und Pläne durchgreifende Verbesserungen und Ergänzungen erfahren. — Zu den Reisehandbüchern wird sich der Tourist gern eine Sammlung von Ansichten erwerben wollen, in denen er, wieder daheim, seine Erinnerung spazieren führen kann. Sehr empfehlenswert für diesen Zweck ist das Bilderwerk

Alpine Majestäten und ihr Gefolge, das in monatlichen Heften, im Format von 45 : 30 Centimetern, mit je zwanzig bis fünfundzwanzig Gebirgsansichten auf Kunstdruckpapier erscheint (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstraße 51a; jedes Heft 1 Mk.). Wir haben es hier wiederholt besprochen und charakterisiert und dürfen uns deshalb darauf beschränken, dem inzwischen erschienenen zweiten Jahrgang das Zeugnis auszustellen, daß seine Reproduktionen der Bergriesen — das Werk beschränkt sich nicht auf die europäischen Alpen, sondern verbreitet sich über die Hochländer der ganzen Erde — denen des ersten Jahrganges in nichts nachstehen. In den letzten uns vorliegenden Heften entzücken besonders die meisterhaften Aufnahmen aus dem Kaukasus, aber auch die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und die Reichenspitzgruppe dürfen sich sehen lassen. — In kleinerem Formate erscheinen die Ansichten, die unter dem Gesamttitel „Illustrato Luzern" in den Handel kommen (Luzern, L. Bachmann; jedes Album 2 Fr.). Die uns bisher zugegangenen umfassen das **Unterengadin** (24 Ansichten), den **Lago Maggiore** (32) und den **Lago di Como** (32). Die Bilder — durchweg im Format 21 : 16 Centimeter — sind Autotypien nach Originalaufnahmen, der Druck aber ist so vorzüglich, daß manche von den landläufigen, oft so flauen Photographien, die man unterwegs in Kunsthandlungen ersteht, an Kunstwert und Ausdruck weit dahinter zurückbleiben. Eine italienische Serie: Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Sicilien, soll sich anschließen.

Eine Mittelmeerfahrt von Hamburg über Gibraltar nach dem Bosporus (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter; geh. 3 Mk.) schildert uns Prof. Dr. Vogel, der die Reise im Frühjahr 1902 mit einem Extradampfer der Deutschen Levante-Linie gemacht hat. Auf Grund der hierbei gesammelten Erfahrungen gibt er dem Orientreisenden Erläuterungen des Wissens- und Sehenswerten, indem er zugleich historische, ethnographische, geographische und naturwissenschaftliche Notizen reichlich einstreut. Eine große Anzahl von Illustrationen begleitet seine hauptsächlich für die Belehrung während der Reise selbst berechneten Aufzeichnungen.

Auf einer mit der Verachtung Roms, „dieser Trödelbude, in der jedes Jahrhundert sich feilbietet," gepflasterten Straße wandelt Theodor Birt in seinen **Griechischen Erinnerungen eines Reisenden** (Marburg, N. G. Elwert) zu einer schwärmerisch-verzückten Begeisterung für Athen und Hellas hinüber. Als Hauptstadt der Antike erscheint ihm Athen, nicht Rom: es ist ein klassischer Philologe, der das Wort hat, einer, der in den letzten Jahren wiederholt in Griechenland gewesen ist, um dort in Gemeinschaft mit seiner Gattin Altertumsreste zu studieren, aber auch mit offenen, hellen Augen Land und Leute der Gegenwart zu beobachten. Ein lebendiger Geist, der nichts Totes kennt, verknüpft alte und neue Zeit zu höherer Einheit, und so temperamentvoll er sich manchmal äußert, im Grunde zeigt er sich doch immer voll Ehrfurcht vor dem heiligen Boden, auf dem er schreitet. Reisende, die dasselbe Ziel haben wie er, werden in seinen „Erinnerungen" eine reiche Quelle der Belehrung und des Genusses finden.

Bosnien und die Herzegowina sind trotz der Fürsorge der Landesregierung für gute Unterkunft und volle Sicherheit der Reisenden noch immer recht spärlich besucht, trotz der fremdartigen, halbasiatischen Natur- und Kunstschönheiten, die sie bieten. Deshalb hat für diese Länder ein illustrierter Führer, wie der bei A. Hartleben in Wien erschienene von Dr. C. A. Neufeld-München (mit 31 Abbildungen und einer Karte sieben Bogen; in Baedeker-Einband 2 Mk.), wohl noch einen besonderen Beruf zu erfüllen. Seine Abbildungen reizen und locken und flößen zugleich Vertrauen ein, ein Vertrauen, das von dem sachlichen, klaren Text durchaus bekräftigt wird. — Ein integrierender, unerläßlicher Bestandteil ist die Illustration auch in der Schilderung einer **Orientreise**, die Hermann Götz, der ehemalige Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule, gibt (Leipzig, E. A. Seemann). Seine Darstellungsweise darf man nicht mit hohen litterarischen Maßstäben messen, sie läßt zuweilen sogar die nötige Frische und Lebendigkeit vermissen — da treten dann die Abbildungen redend für den Text ein, zumal da sie sich sämtlich eng an ihn anschmiegen und immer an der rechten Stelle stehen. Sie spiegeln nicht bloß die landschaftlichen Schönheiten wider, sondern geben auch viele kulturhistorische Genrebilder aus dem türkischen Leben, wie denn auch der Verfasser dem bunten Gegenwartstreiben kein geringeres Interesse widmet als den Kunst- und Wissensschätzen der Vergangenheit.

Einem der kühnsten und erfolgreichsten Erforscher der inneren Gebiete Asiens gilt ein eigener Aufsatz dieses Heftes. Unter Sven Hedins Zeichen und Schutz steht denn auch die Schilderung eines **Rittes über den Pamir**, die wir von dem bayerischen Leutnant Wilhelm Filchner erhalten (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; mit 96 Abbildungen und 2 Karten; geh. 7 Mk., geb. Mk. 9.50). Hedin hat das Werk mit einem Geleitwort voller Anerkennung eingeführt und ihm damit eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg gegeben. In der Tat entrollt Filchners Bericht über seine im Jahre 1900 veranstaltete Reise vor den Augen der Leser in angenehmer, unterhaltender Form das Bild eines der wunderbarsten Länder der Erde, das noch vor gar nicht langer Zeit ein undurchdringlicher Schleier verhüllte. Nicht am wenigsten wird dem Leser die Fülle an gefährlichen und beschwerlichen Abenteuern fesseln, die der verwegene „Reiter" auf dem „Dach der Welt" zu bestehen hatte. „Über Pamir tanzt man nicht auf Rosen — das weiß ich aus eigener Erfahrung," lautet ein Wort Sven Hedins.

Kolonisierende Tätigkeit steht im Vordergrunde der Aufgaben, die das zwanzigste Jahrhundert

zu lösen hat. **Was sie bedeutet, wie sie durchzuführen ist, zu welchen Ergebnissen sie führen kann und soll, das kann nicht richtig beurteilt werden ohne einen Blick in die Geschichte der Kolonisation vom grauen Altertum bis in unsere hellste, unmittelbarste Gegenwart. Eine kurze, leicht verständliche und doch wissenschaftlich fundierte Darstellung dieser heute so ungeheuer wichtigen Entwicklung, eine Darstellung, die zudem auch mit frischem, lebendigem Gegenwartsinteresse gewappnet ist, gibt jetzt Dietrich Schäfer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin (bis vor kurzem in Heidelberg), in einem Bändchen **Kolonialgeschichte** der bekannten Sammlung Göschen (Nr. 156; Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung; geb. 80 Pf.). — Mit einem höchst zeitgemäßen Unternehmen tritt die Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, auf den Plan. In 20 Lieferungen zum Preise von je 40 Pf. läßt sie eine von verschiedenen, land- und sachkundigen Kolonialforschern bearbeitete Schilderung unserer deutschen Kolonien unter dem Titel **Das überseeische Deutschland** erscheinen. Für Kamerun ist, um nur einige Namen zu nennen, Hauptmann a. D. Hutter, für Südwestafrika Professor Karl Dove, für Ostafrika A. Seidel gewonnen worden. Wie sich von selbst versteht, ist der darstellende Text von einem reichen Illustrations- und Kartenmaterial begleitet, das uns Land und Leute in naturgetreuen Aufnahmen vor Augen führt. Eine dankenswerte Eigenart des Werkes besteht ferner in der Einfügung der Erforschungs- und Besiedlungsgeschichte. Aber das Werk berücksichtigt auch die kaufmännisch-praktische Seite, indem es den Kolonialprodukten und Handelsartikeln für deutsche Ansiedler ausführliche Betrachtungen widmet. Nach Abschluß des Werkes — bisher liegen uns 13 Lieferungen vor — werden wir darauf zurückkommen.

Eine Reihe (23) von **Briefen aus Afrika** hat der gefeierte polnische Romanschriftsteller Henryk Sienkiewicz zusammengestellt und von J. von Immendorf ins Deutsche übersetzen lassen (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung [A. Schwartz]; geh. 3 Mk.). Ein Schriftsteller von starker, origineller literarischer Begabung führt hier das Wort — das ist unverkennbar. Ob er uns Kairo schildert, ob er uns in die schweigende Wüste, übers Rote Meer und über den Indischen Ozean führt, ob er in Sansibar beim Sultan in Audienz empfangen wird oder in Bagamoyo die kolonialen oder deutsch-militärischen Verhältnisse studiert, immer weiß er durch eine vom Landläufigen kühn abweichende Betrachtungsweise zu fesseln. Auch aus dem Inneren Afrikas hat er von Jagden und Wildenbesuchen viel Abenteuerliches zu erzählen. Es kommt eben immer auf das Auge an, das sieht, und auf die Feder, die schreibt. Die bewegte Natur besonders, wie das Meer sie bietet, versteht der Dichter in schönen, eindringlichen Bildern festzuhalten. — Auch A. J. Dawsons **Marokkanische Geschichten** (Stuttgart, Rob. Lutz; zwei Bände, jeder Band einzeln käuflich zu Mk. 2.50) dürfen ohne Zwang in diesen Zusammenhang gestellt werden. Ihre ethnographische und kulturgeschichtliche Bedeutung ist größer als ihre literarisch-künstlerische. Die meisten von ihnen geben uns augenscheinlich einen wirklichkeitstreuen Ausschnitt aus dem marokkanischen Völkerleben: Blutrache und Fatalismus, Piratentum und wilde Rechtlosigkeit spielen in den Erzählungen eine große Rolle, aber alle diese charakteristischen Sitten und Institutionen werden nicht trocken doziert, sondern sind in lebendige Handlung umgesetzt und erscheinen so nur als dienende Züge in einem Bilde, welches mehr noch als die äußere die innere Kultur dieses Landes widerspiegelt, das zwischen Occident und Orient sein eigenes, merkwürdiges Dasein führt. Die jüngsten Wirren werden dem Buche, das alle Kreise der marokkanischen Bevölkerung berührt, ein erhöhtes Interesse sichern. — Franko Seiners in zwei Bänden erschienene Erinnerungen aus dem Burenkriege sind hier mehrmals besprochen worden, immer mit rühmender Hervorhebung des glücklichen Erzählertalentes wie der kernigen deutschen Gesinnung und der unbestechlichen Wahrheitsliebe, die sich darin kundtun. Diese Vorzüge übertragen sich auf die zusammenhängende, vollständige Darstellung des **Burenkrieges**, die Seiner neuerdings gibt (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; geb. Mk. 3.50). Namentlich für die reifere Jugend darf das mit Bildern von Ernst Zimmer und einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes versehene Buch warm empfohlen werden.

Über die Amerikaliteratur dürfen wir uns kurz fassen, da hier nur wenige Schriften vorliegen, die wesentlich Neues bringen oder allgemeine Fragen bedeutsam fördern. In zweiter Auflage ist Sophus Ruges **Columbus** erschienen („Geisteshelden", 5. Band; Berlin, Ernst Hofmann u. Co.; mit 3 Bildnissen und 2 Karten; geh. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.20, in Halbfranzband Mk. 3.80). Das Buch ist eins der immer noch so seltenen, die strengste, allerstrengste Wissenschaftlichkeit mit klarer, knapper und edler Darstellung verbinden. Der keineswegs makellose Charakter des einseitigen und beschränkten, aber gerade dadurch großen Entdeckers ist scharf herausgearbeitet; die Ergebnisse seiner Entdeckungsfahrten heben sich auf dem Hintergrunde der Verdienste seiner Vorgänger und Ideenbereiter in plastischer Anschaulichkeit ab. Die Auszüge aus seinem Tagebuche werden dabei besonders willkommen sein. — Eine lebendig geschriebene Schilderung von **Prinz Heinrichs Amerikafahrt** liefert Victor Laverrenz in einem reich illustrierten Buche, das hauptsächlich für die reifere Jugend bestimmt ist (Berlin, Herm. J. Meidinger; geb. 3 Mk.). Der Verfasser geht gern von deutschen Verhältnissen aus und gewinnt so für die amerikanischen Vergleichungspunkte, an denen sich diese klarer darstellen lassen. Namentlich über die Gesellschaftsverhältnisse der Städte New York, Chicago, Washington, Philadelphia und Boston hat er treffliche Beobachtungen gesammelt. —

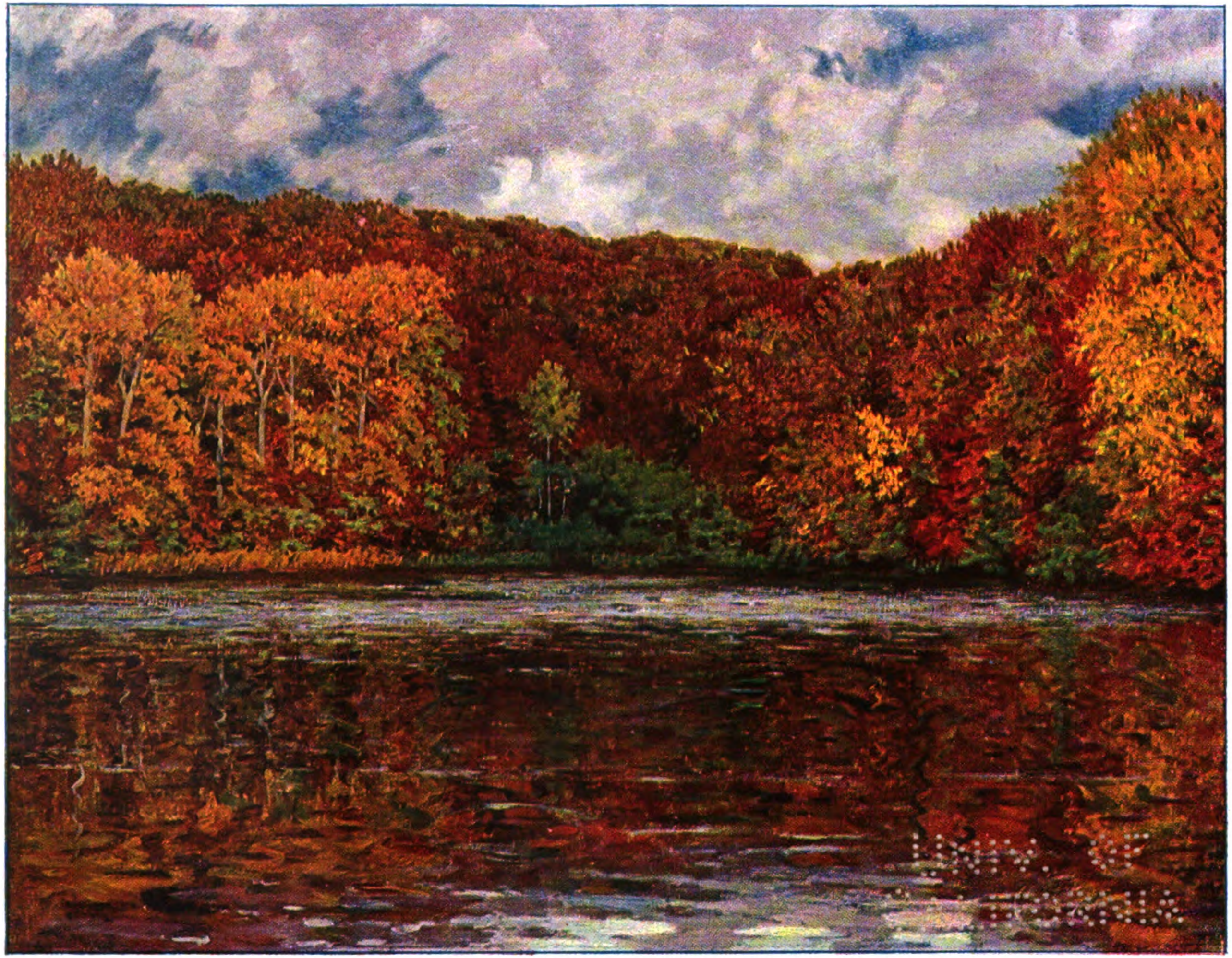
Fast genau die Route, die Prinz Heinrich für seine Amerikafahrt gewählt hat, verfolgt auch Dr. Carlo Gardini in seinen Reiseerinnerungen **In der Sternbannerrepublik** (nach der zweiten Auflage des italienischen Originals deutsch von M. Rumbauer; 2. Auflage; Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung [A. Schwartz]; geh. 5 Mk.). Auf wiederholten Reisen wie in seiner Stellung als amerikanischer Konsul hatte der Verfasser Gelegenheit, unterstützt durch wertvolle Informationen, die Entwickelung der Unionsstädte aus nächster Nähe zu beobachten. In farbenreichen Schilderungen führt er den Leser durch die große Republik, überall reichhaltige statistische Daten aus neuester Zeit über Bevölkerung, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, Sitten und Kulte des Landes, Theater- und Kunstleben, Dichtung und Sage einstreuend. Am längsten verweilt er bei New York, Chicago, der Mormonenstadt Salt Lake City und bei San Franzisco. Aber auch die White Mountains besteigen wir mit ihm, besuchen die Niagarafälle, den Far West und lernen neben den wunderbaren Naturerscheinungen Colorados und Kaliforniens eine Reihe der interessantesten Persönlichkeiten kennen. — Im Verlage des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien) beginnt die zweite, neubearbeitete Ausgabe von Prof. Dr. Wilhelm Sievers' **Süd- und Mittelamerika** (mit Westindien) in Lieferungen zu erscheinen. Die erste davon liegt uns vor; sie erledigt die Erforschungsgeschichte Süd- und Mittelamerikas und beginnt mit der allgemeinen Übersicht. Das ganze Werk, auf das wir zurückkommen, soll in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. abgeschlossen werden (geb. 16 Mk.) und 145 Textabbildungen, 10 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck enthalten.

Mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug des wohlgeschulten Geographen und Nationalökonomen handelt Dr. Kurt Hassert, Professor der Geographie an der Handelshochschule in Köln, über **Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee** in einem schmalen Heft (111 Seiten), das ein Nachtrag zu seinem 1899 erschienenen Werke über Deutschlands Kolonien ist (Leipzig, Dr. Seele u. Co.). Er stellt die Erwerbungsgeschichte unserer Südseebesitzungen dar und schildert dann mit Gründlichkeit, doch ohne doktrinäre Schwerfälligkeit die geographischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Marianen, Karolinen und Samoainseln. Ein eigenes Kapitel geht auf ihren kolonialen Nutzwert ein; der Anhang enthält eine reichhaltige Literaturzusammenstellung.

Neues Land endlich betreten wir mit Kapitän O. Sverdrup, dem treuen Begleiter Nansens auf dessen Polarreisen, in der Schilderung, die er uns von den vier in arktischen Gebieten zugebrachten Jahren entwirft. Auf der „Fram", die er erst kurz vorher aus der dreijährigen Eishaft befreit hatte, ist Sverdrup im Sommer 1898 auf eine neue Forschungsreise ausgezogen, auf welcher er der Entdecker hochinteressanter Ländergebiete wurde. Sein zwei Bände starker Bericht über diese neue Expedition beginnt nunmehr in Lieferungen im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zu erscheinen (vollständig in 36 Lieferungen zu je 50 Pf.), wo er ja an den Forschungsreisen Stanleys, Nordenskiölds, Schliemanns, Hedins und nicht zuletzt Nansens würdige Vorgänger hat. Sverdrup verleugnet, wie schon die erste Lieferung beweist, auch als Schriftsteller den forschen Draufgänger nicht: ohne lange Umschweife und Winkelzüge packt er zu, frisch und fröhlich versetzt er uns gleich in den ersten Abschnitten mitten hinein in das Leben an Bord und in die Fahrt längs der grönländischen Westküste. Seemannshumor wie flotte Zeichnungen und Augenblicksaufnahmen liefern die Begleitmusik dazu. Dieser Hinweis wird einstweilen genügen, die Aufmerksamkeit auch unserer Leser auf das vielversprechende Werk hinzulenken.

F. D.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Jakob Alberts: Herbst.

XCIV. Band
Heft 562

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Juli
1903

Jakob Alberts
der Maler der Halligen

Von

Friedrich Fuchs

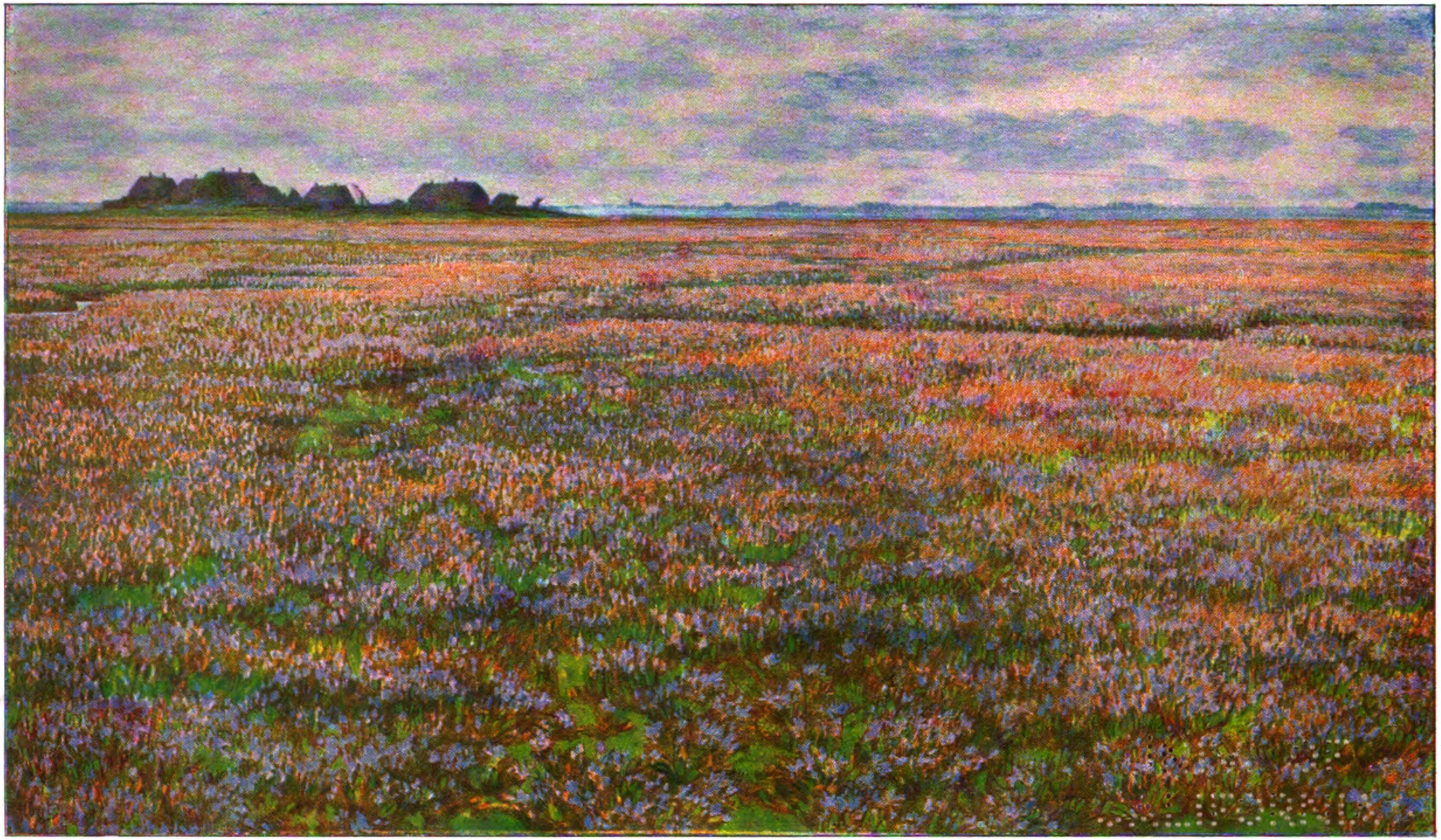
Dem, der aufmerksam Bilderbesprechungen liest, wird es vielleicht schon aufgefallen sein, daß Eigenschaftsworte wie „bodenständig“ — oder statt dessen auch „bodenwüchsig“ — darin recht häufig und regelmäßig wiederkehren. Seit zehn Jahren ungefähr mag sich diese eigentlich veraltete Vokabel bei den Feuilletonisten der großen Beliebtheit erfreuen. Es ist damit allemal gemeint, daß ein Künstler mit seinem Schaffen fest in heimischem Boden wurzele. Und im selben oder nächsten Satze kommt dann unfehlbar der „Erdgeruch“ an die Reihe, den jene Bilder „atmen“. Denn zumeist werden diese Ausdrücke gerade auf Landschaften angewendet oder auf irgendwie ländliche Motive. So oft aber solche sicherlich schwerwiegende Bezeichnungen gewählt werden, so selten will deren strenge Bedeutung auf Maler passen, die gerade in unserer Zeit der behenden Spekulation sich dadurch auszeichneten, daß sie in wirklicher Verwandtschaft mit der Scholle, weltfern, abgeschlossen und vor allen Dingen ganz ohne Bedacht auf die politische Rolle, die ihre Bilder auf der nächsten großen Ausstellung spielen werden, stilleifrig ihre Kunst ausübten. Zehn Jahre, sagte ich, möchten es her sein, daß von derart klingenden Worten der üppige Gebrauch gemacht werde. Denn ebenso lange ist es her, daß Richard Muther mit seiner schwärmerischen, hinreißenden Geschichte der letzten hundert Jahre Malerei einen gleißenden, sprühenden Wortschatz ausschüttete, in den nun all die Besprecher der Tageskunst hineingriffen, um ihre Artikel mit den wie das tägliche Brot so notwendigen „Brillanten“ auszustatten. Wie war es auf einmal so leicht, über Bilder anregend und fesselnd zu schreiben!

Aber — was wesentlicher ist — auch die jungen Maler lasen den Muther. Wer da weiß, wie schwer sonst diese durchschnittlich epikuräisch veranlagten, nicht sonderlich zur Konzentration auf Abstraktes neigenden Geister für Lektüre zu haben sind, kann erst voll das Wunder würdigen, daß jetzt zwei dicke Bände Kunstgeschichte mit einer Gier verschlungen wurden, als enthielten sie den spannendsten Roman. Hier war zum ersten Male über Kunst geschrieben von einem, der ebensoviel Augen hatte wie sie selbst, die gleiche sinnliche Empfindungsfähigkeit, die gleiche Genußkraft, um all die hellen Räusche einer Malerseele an sich zu spüren und danach auch die wehen Rückschläge, alles, was eines Künstlers Erdenwallen ausmacht. Besonders hatte das Kapitel Jean François Millet gepackt, überhaupt die Seiten, auf denen von der Malerkolonie in Barbizon die Rede ist. Der Abschnitt mit der Überschrift „Fiat lux“, der die Impressionisten

behandelt, wirkte trotz der Sprache des Psalmisten nicht so direkt auf den Unternehmungsgeist; erst dann, als von Manet und Monet Werke nach Berlin kamen, ließen sich die starken Beeinflussungen an den Bildern auf den deutschen Ausstellungen nachweisen, daran, wie plötzlich Ton, Farbe und Vortrag anders geworden waren. Die spezielle Malweise Millets nachzuahmen, konnte aber keinem beifallen, nicht nur weil ja dessen Gemälde sogar in Paris zu Raritäten geworden waren und man sich an die Reproduktionen der berühmtesten Sachen halten mußte, sondern hauptsächlich weil die Manier, wie Millet den Pinsel gebrauchte, wie er mit der Ölfarbe Licht und Materie ausdrückte, nicht gerade von solcher allerhöchster Kultur war, um zumal jetzt noch zum Muster genommen zu werden. Es war in der Tat das Romanhafte, was da reizte. Wie diese harmonische Persönlichkeit, diese tiefernste, kraftbewußte Natur sich ihr Schicksal geformt hatte, spornte sie zu Bewunderung und Nacheiferung. Dieser Mann, der von Anfang an wußte, was er wollte, der unter allen Umständen er selbst war, der von der Tenne weg zu Delaroche kam, aber in Paris alsbald alles hinter sich warf und mit seinen Kindern auf dem Rücken das Dorf im Walde suchte, von dessen Schönheit er läuten gehört hatte, dieser Mann, der unter dem Dache des Bauern hauste und in kalter Kammer, die Holzschuhe mit Stroh ausgestopft, vor der Staffelei saß und Bilder malte, die nachher mit hunderttausenden Franken aufgewogen wurden! Diese Apostelgeschichte, von Muther vorgetragen, wirkte auf die Gemüter; und sie gingen hin und taten desgleichen. In den Akademiestädten, in München, in Düsseldorf, regte sich auf einmal die Sucht nach Änderung der Lebensweise. Nicht mehr in dem mit Teppichen und orientalischen Geräten dekorierten Atelier wollte man die Studien vom Sommer behaglich zu Bildern ummalen, man hielt es jetzt für ein Erfordernis, sich beim Bauer in Kost zu geben oder wohl auch seinen Eierkuchen selbst zu backen. Auf diese Weise wurden in Dörfern, die als malerisch und genügend primitiv entdeckt worden waren, die verschiedensten Kolonien à la Barbizon gegründet. Und selbstverständlich nicht nur für die schöne, warme Jahreszeit richtete man sich ein, sondern, wie z. B. in Worpswede, man blieb auch den Winter draußen, kaufte sich an, baute sich sein Häuschen, gründete einen Herd, wurde Mitglied des Gemeindevorstandes. So, in der Abkehr von beziehungsreicher Geselligkeit, im Verzicht auf die Bequemlichkeiten der Stadtkultur, indem sie mit den Ackerbürgern die Lebensinteressen teilten und sich alles, was es in der Natur zu sehen gab, zum gewohntesten Eindruck werden lassen wollten, erhofften diese Maler ein Erstarken ihrer Kunst. Und mancher meinte, daß es auch ohne die Pfeife und die Pantinen nicht ginge.

Das Bestreben war für die Gegenwart neu genug, um alsbald für hochinteressant befunden zu werden, und das stille Dorf in der melancholischen Torfheide — von Bremen nur auf Sandwegen mit Gespann zu erreichen — empfing den Besuch mancher kritischen Berühmtheit. Auch Muther war dort; er hatte wohl die Verpflichtung. Aber so entlegen die Stätte war, so wenig hatten sich die Siedler in ihrem Malen vom Düsseldorfischen entfernt. Das zeigte sich stets auf den großen Ausstellungen, wo die Bilder der Worpsweder sich durch nichts Außerordentliches vom angenehmen Durchschnitt abhoben. Nur an Werken eines einzigen, der als zufälliger Nachbar der Kolonisten sich zu ihrer Gruppe gesellt hatte, zeigte sich eine starke Urtümlichkeit, ein unbekümmerter Eigenwille. Dieser einzelne, von dem man auch schon vorher wußte, war Karl Vinnen, der Gutsherrnsohn von Osterndorf. Der war auf dieser Scholle geboren und erwachsen. Auf den großen Wiesen, die er malte, hatte er als Kind sich getummelt, den Acker hatte er als Landwirt bestellt, und die Kühe dort, die sich vor der Mittagsglut in den Schatten des Eichkamps drückten, gehörten auch zu seinem Erbe. Nur die weißen Sommerwolken, die hoch im Blauen langsam drüber hinzogen, waren grüßende Boten fremder Bezirke.

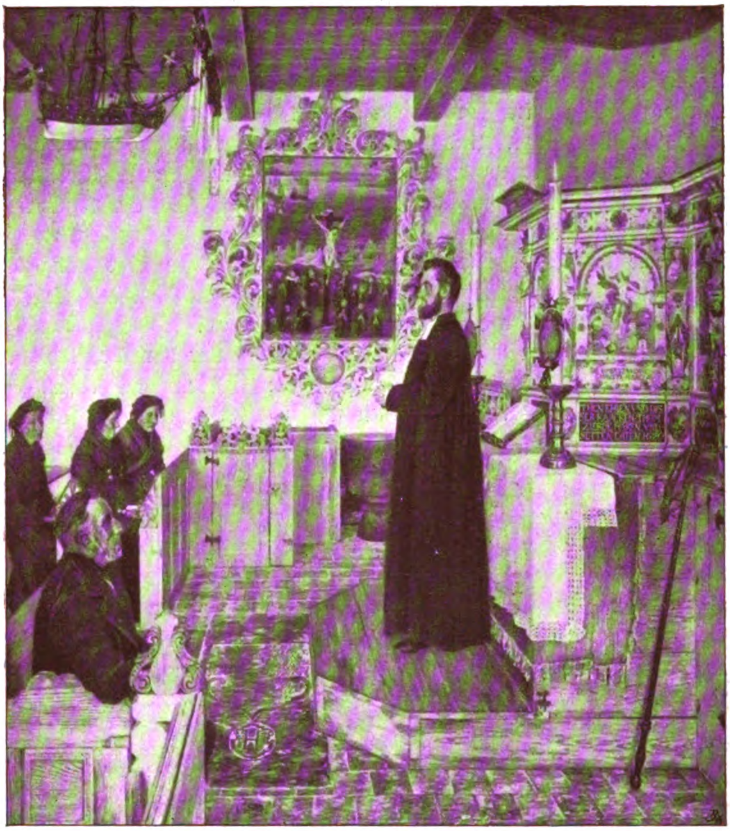
Eine Malerkolonie, die gleichfalls von sich reden machte, war das Dorf Dachau bei München. Und wie stand es hier um einen etwa intimeren Anschluß an die landschaftliche Natur? Was man zu sehen bekam,



Jakob Alberts: Blühende Hallig.

waren sehr zahlreiche Bilder von einer gewissen gleichartigen feintönigen Verschwommenheit, so daß sie gar nicht leicht voneinander zu unterscheiden waren. Als feinster ließ sich immerhin Ludwig Dill herauskennen, der die Schar überhaupt nach sich gezogen hatte. Deshalb also war man zu den Dachauer Bauern gegangen, um den Schotten etwas nachzuempfinden!

Kunst ist ja wohl immer Feinkultur, und die Palette ist nicht eigentlich ein landwirtschaftliches Attribut. Daß Maler beflissen waren, ihre Lebensführung mit ihrer Berufstätigkeit in Einklang zu bringen, haben wir, zumal seit die Existenzformen und auch die künstlerischen Ideale zwiespältiger geworden sind, mehrfach wahrnehmen können. Die Art Konsequenz, die z. B. von den „Nazarenern", den Cornelius, Veit, Overbeck, befolgt wurde, läßt sich einsehen. Indem sie in den verlassenen Zellen von San Isidoro auf dem Monte Pincio wie die Mönche lebten und werkelten, vermeinten die romantischen Jünglinge erst wahrhaft fromme, echt christliche Bilder schaffen zu können. Dies hatte Methode; denn die Klöster waren zuzeiten die einzigen Kunststätten gewesen und die frommen Brüder die einzigen Künstler. Aber der goldene Gemälderahmen in der Kammer neben dem Kuhstall — das will einem nicht so notgedrungen stilvoll erscheinen. Trotzdem bleibt Hauptsache: Millet war eines Bauern Sohn, der noch mit Mannesarmen auf dem Acker schwere Knechtarbeit verrichten mußte. Freilich hatte er außerdem Lateinisch gelernt und war von je ein starker Leser von Gedankenliteratur. Dies zusammen, die Gemeinsamkeit mit der Scholle erstens und die klassische Neigung, der Hang zur Lebensdeutung zweitens, machte den Mann, die Alltagsverrichtungen eines niedrig geachteten Standes zu ehrfurchtsvoll betrachteten Vorwürfen für die malerische Schilderung zu erheben und einer hochmütigen Kulturkaste den neuen Gesetzesbegriff aufzuzwingen: le beau c'est le vrai. Jedoch daß Millet mit seiner Familie von elf Köpfen das bescheidene Landleben auch dann noch fortsetzte, als er im Salon längst triumphiert hatte, hängt mit der Sorte von Umständen zusammen, die mit der Kunst oft — leider — nichts zu schaffen hat. Oder allerdings insofern, als wir die Gewohnheit unsere Amme nennen.

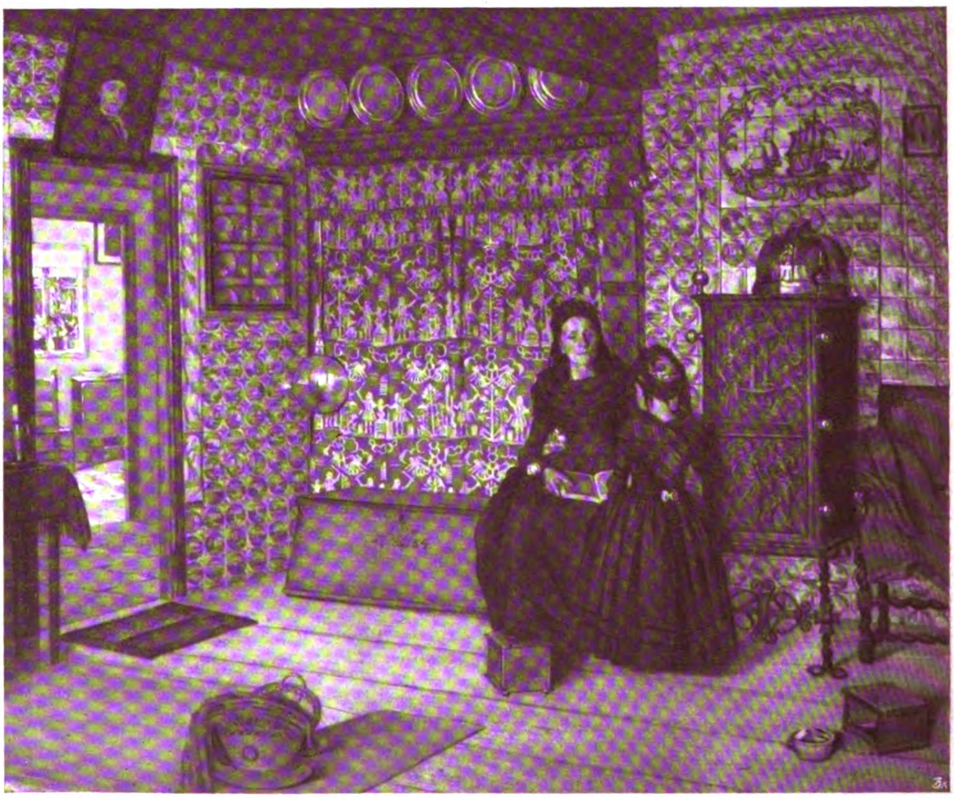


Jakob Alberts: Beichte auf Hallig Oland. (Galerie Flersheim in Frankfurt a. M.)

Das „Bodenständige" an Künstlerwerken ist eine ganz besondere Unterschiedlichkeit, eine allerletzte Nuance, die nicht so oft deut-

lich sein kann, als das Wort gemeinhin Anwendung gefunden hat. Auch bei Segantini noch heißt es, sich vorsehen. Der Vergleich selbst mit denen, die in Barbizon die Freunde und Strebensgenossen Millets waren, der Vergleich mit Th. Rousseau und erst recht mit Corot, Diaz und Daubigny, die doch als die Intimen der Landschaft ihre hohe Geschichtsstellung haben, läßt scharf einen Unterschied sichtbar werden. Kein Wunder. Diese alle waren die Söhne von Pariser Schneidern oder Putzmachern; der eine, Diaz, war gar der verirrte Sprößling eines alten spanischen Geschlechts. Und aufgewachsen in den Häuserschluchten von Alt-Paris, wurden sie von der Sehnsucht nach den grünen Bäumen aus den Mauern hinausgetrieben ins Freie auf die schöne Insel im Walde von Fontainebleau. Ihre Intimität mit der landschaftlichen Natur war darum nur die Vertrautheit durch lange Befreundung, nicht aber, wie bei Millet, durch Verwandtschaft; und dies andere Verhältnis drückt sich zunächst durch die gewisse feinere Qualität ihrer Malerei aus, dann jedoch durch einen mehr festtäglichen Glanz oder auch eine größere Aufgeregtheit, die ihre Schilderungen trotz alledem haben. Und wenn man nun gar Wilhelm Leibl heranzieht, der im grünumsponnenen Häuschen zu Aibling unter seinen Dorfpolitikern und Wildschützen die langen Jahre seinen behäbigen Passionen lebte, dann springt's in die Augen, daß selbst bei diesen Genauesten und Vertrautesten ausdrücklich zweierlei Art unterschieden werden muß. Es wird doch niemand meinen, daß Leibls Bauern der Erdgeruch in den Jacken hafte oder bloß, daß sie nach Knaster röchen? Diese Tafelbilder duften durchaus nach allerfeinstem Firnis; sie haben das Parfum der Galeriesäle, in denen die Eycks und Holbeins hängen. Und das tut ihrer Köstlichkeit als Lebensschilderungen gleichwohl keinen Abbruch. Denn ein Bauernmaler darf dreist immer ein Kunstmaler sein.

Wenn auf seinem Gute Karl Vinnen, unbekümmert um alle konventionellen Maßstäbe, Birkenstämme in Lebensgröße hin-



Jakob Alberts: Der Königspesel auf Hallig Hooge. (Im Museum zu Kiel.)

malt, wenn er die Illusion von der strahlenden Feierlichkeit der großen Sommermittagsstille auf einer mächtigen Leinwand hervorrufen will, so liegt Stil darin. Nicht wie ein Maler aus der Stadt, der sich mit seinem Studienbrettchen auf die Wiese setzt, um es vollzumalen, sondern als wenn ein Landwirt in stets rüstigem Fleiß der Erde und dem Himmel die Produkte abringt, sucht Vinnen seine malerischen Probleme zu bewältigen. Von dieser herzhaften Art, sich mit der Natur herumzuschlagen, von dieser prachtvollen gesunden Kraft, die, artistisch gemessen, meinetwegen eine gewisse Unkultiviertheit darstellt, haben nur ganz wenige ihr Teil. Der jüngst verstorbene Gleichen-Rußwurm, der auf seinem freiherrlichen Grundbesitz in Franken auch mehr für sich als für andere malte, besaß davon, ebenfalls hat es der Graf Leopold Kalckreuth, bei dem die einfachsten Abschilderungen wie von selbst zu starken Gleichnissen werden. Und schließlich gibt es noch einen guten Maler, dessen Kunst, ohne gerade hoch hinaus zu wollen, eben dadurch hervorragt, daß in ihr das verwandtschaftliche Verhältnis des Künstlers zu seiner Welt in reiner Rassigkeit zum Ausdruck kommt.



Jakob Alberts: In Gedanken.

Jakob Alberts ist gemeint. Seine Bilder haben, so viel kunstvolle Sorgfalt auch auf ihre Herstellung verwendet worden ist, das erquickliche Aroma, welches (materielle Vergleiche sind immer die besten) für den überreizten Gaumen das Landbrot besitzt. Man erkennt die Herkunft, es braucht kein Ursprungsattest beizuliegen. Gerade da, wo man es bei Alberts mit einer sehr gewöhnlichen Kategorie zu tun hat, mit „genrehaften" Darstellungen, wird einem bewußt, daß dieser Maler besondere Beziehungen haben müsse. Gegenstand und Auffassung, das Beobachtete und die Wiedergabe sind so völlig eins, vor allen Dingen entspricht das Temperament der Technik so merkwürdig dem Daseinscharakter des geschilderten Weltstückes, daß man sofort fühlt: hier ist Heimat, hier ist Heimatkunst. Denn man bemerkt, daß der Maler da nichts schildert, was ihm neu ist, daß er nichts bestaunt, sondern daß er Erscheinungen abmalt, Menschen und Gegenstände, an die sich für ihn tausend Erinnerungen knüpfen, von denen er nicht loskommt, weil er daran mit Leib und Seele hängt. Es gibt genügend viele Beispiele, daß für einen Maler das Bildnis seiner Mutter seine beste, mindestens seine sympathischste Leistung bedeutet; das im Luxembourg hängende Porträt, das Whistlers Mutter darstellt, muß bei diesem siebenmal gesiebten Ästheten geradezu als ein Wunder gelten. Das Bemerkenswerte ist in solchen Fällen immer, daß die Verklärung nichts von irgendwie Überirdischem hat; vielmehr ist es die absolute Lebenstreue, die solch Bild anziehend macht, und die Einfachheit. Fällt es nicht auf, daß Liebe zur

Mutter auch bei keinem Lyriker sich überschwenglich gibt, daß es oft nur das Gedächtnis für kleine Erlebnisse ist, welches das Gedicht macht? Und so mag es selbstverständlich sein, daß ein Malkünstler die heimatliche Natur nicht mit denselben sensationslüsternen Augen beschaut als irgend eine Landschaft, woran nur gerade Licht oder Linie, Farbe oder Form seinen Kunstsinn reizen. Muß er nicht einfach, pietätvoll und getreu schildern? Denn was man als Heimat liebt, das ist ja doch die bestimmte Wirklichkeit: es sind Dinge, die auf der Welt nur ein einziges Mal so vorhanden sind: jener Turm und jener Giebel, jener Baum und jener Busch!



Jakob Alberts: Junges Halligmädchen.

Alberts hat bisher nicht viel anderes gemalt, als was es nur in seiner Heimat, auf den Halligen, gibt, den von Sturmfluten losgerissenen Marschlandstücken der schleswigschen Westküste. Es ist ihm deshalb der Titel eines „Halligmalers" und „Entdeckers des malerischen Nordfriesland" zu teil geworden. Kaum mag es dort auf den zwölf Inselchen noch ein Haus, eine Stube, einen Holunderstrauch (Bäume sind nicht vorhanden), noch einen Menschen geben, was alles nicht zu einem Bilde oder einer Studie von Alberts hätte herhalten müssen. Die Titulierung müßte er sich also schon gefallen lassen. Er kann aber auch stolz darauf sein. Da hätte ganz gut ein anderer Maler kommen können, der etwa als Badegast von Föhr oder Amrum auf einer Segelpartie südwärts nach einem der Eilande gelangt wäre, die dort — um mit Theodor Storms Worten zu schildern — wie ein Traum auf dem Wasser liegen. Er würde mit seiner Freude an Kuriositäten in allen Ecken herumgestöbert haben, wäre begeistert gewesen von den Interieurs und den Charakterköpfen und hätte ausgerufen: Hier ist eine Fundgrube für dich. Die Bilder von daher hätten gar nicht einmal in erster Linie gute Kunstleistungen zu sein brauchen, und er wäre durch sie bekannt geworden, wenn er nur mit der Sache fortgefahren hätte. Denn Ausdauer allein genügt oft schon. Außerdem ist bereits durch die Leitfäden der Geographie und die deutschen Lesebücher Interessantes über die Halligen verbreitet, auch genießen sie durch Storm, Allmers und Jensen einer literarischen Berühmtheit. Wie die Halligleute ihre von aller Welt abgeschiedene, nur mit den kärglichsten Reizen ausgestattete, von Not und Tod ständig bedrohte Heimat lieben, wie sie auf demselben Fleck, wo eben erst der geliebte Besitz zu Grunde ging, sich das Heim wieder aufbauen, das ist oft beschrieben und besungen worden.

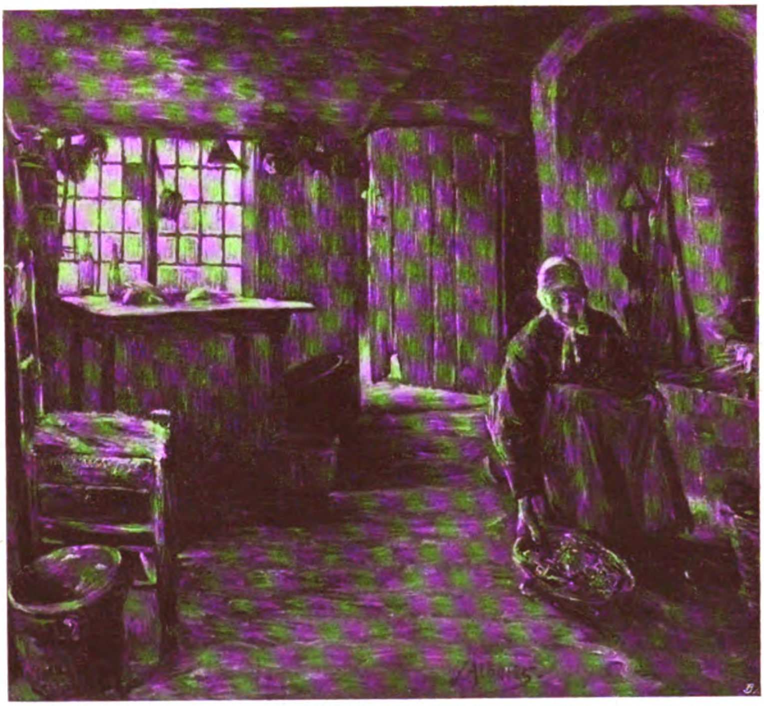
Alles dies käme hinzu, um dem unscheinbarsten Bildmotiv eine stoffliche Bedeutsamkeit zu geben. Melodramatisches steckt solcherweise auch in jedem Bilde von Jakob Alberts. Dafür kann er nicht. Aber man dürfte die Unterschriften, womit er seine Gemälde rechtschaffen und manchmal ziemlich naiv zu versehen pflegt, dreist verdecken: die Malereien hätten noch für jeden, der sie



Jakob Alberts: In der Sonne.

zum erstenmal sieht und nichts Näheres darüber weiß, unmittelbares Interesse. Man empfindet sofort die künstlerische Eigenart aus dem persönlichen Verhältnis zur Sache und erkennt eine eigentümliche gefestigte Kultur. Diese Namen: „Königspesel“, „Beichte auf Oland“ oder „Trautes Heim“, „Stiller Winkel“ haben für ihn durchaus nichts Odioses. Das Spezialistentum tut seiner Künstlerschaft keinen Eintrag. Alberts ist immer zuerst Maler und dann Erzähler. Man braucht bloß an die Fischernovellen der norwegischen Düsseldorfer, der Jernberg, Kirberg, Fagerlin, zu denken, an diese feingeleckten Seebären, an die hübsch kostümierten Frauchen, die mit rosigen Fingern Netze flicken, an das Flirten, Träumen, Händeringen in den blauen, roten oder grünen Stuben. Es kommen auch bei Alberts genug kleine Absichtlichkeiten vor, wie z. B. daß es bei jedem Blick aus dem Fenster einer Stube oder Kirche draußen noch etwas Besonderes zu sehen gibt, eine Windmühle oder ein Schiff; oder daß vorn auf dem Fußboden eine Puppenwiege angeordnet ist. Aber diese Sorge des Arrangierens stört hier gar nicht, sondern sie will einem im Gegenteil so recht zu dieser treu verliebten, still beschaulichen Kunstausübung passen. Wir können uns den Maler dabei so gut vorstellen, wie er sich alles zurechtrückt, auch seine Menschen, und diese bittet, ein Weinglas oder ein Buch zu halten und ja schön stillzusitzen. Mit Behagen sehen wir ihm bei seiner Arbeit zu. Alberts ist in jedem Stück durchaus ein Stillebenmaler, ganz einer vom Schlage der klassischen Niederländer. Ist es denn auch zu verwundern, da er reinblütiger Friese ist, Eingeborener eines Landes, das seine Kultur seit Jahrhunderten aus den kunsterfüllten Hafenstädten Hollands bezog?

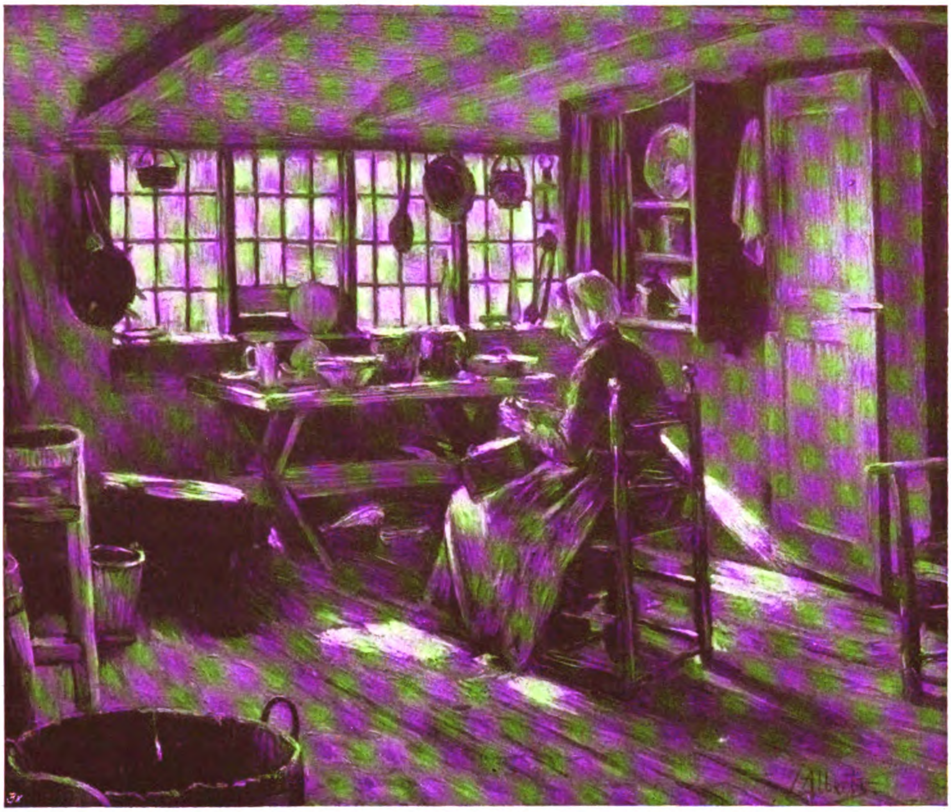
Aber wiederum welch ein Abstand, wenn man einen Alberts neben einen Pieter de Hooch hält. Bei dem Alten wenige Farben, ein Rot, ein Gelb, ein Weiß — beileibe aber kein Grün —, sodann weich herausschattierte Übergänge vom Dunkelsten ins Hellste und eine noble Glätte; bei dem Neuen eine rauhe Struktur, eine fast gleichmäßige Helligkeit und ein dichtes Nebeneinander aller möglichen grellsten Farben. Am auffälligsten jedoch ist eben der Unterschied in der Beleuchtung. Während auf den alten holländischen Bildern das Licht immer nur von einer Seite, durch eine Tür oder ein hochangebrachtes Fenster, ruhig in den Raum hineinströmt, so daß die Schattenmassen von der Lichtmasse klar geschieden sind, gibt es auf den gleichartigen Darstellungen von Alberts ein bewegliches Spiel vieler Lichter, die von verschiedenen



Jakob Alberts: Am Herd.

Seiten durch mehrere Fenster und Türen in das Zimmer gelangen, so daß die Gegenstände darin mehr als einen Schlagschatten werfen und, von tausend Reflexen bestrahlt, förmlich durchleuchtet erscheinen. Hierdurch, und daß der Körper der Farbe, das Strichgefüge, ein Flimmern erzeugt, wird eine feine Luftigkeit hervorgerufen, worin die derben farbigen Gegensätze des bunten Hausrats dieser blitzenden Bauernstuben eingehüllt und aufgelöst werden. Luft ist auf diesen Bildern; man glaubt, den feuchten Geruch der frisch gescheuerten Dielen, vermischt mit dem warmen Duft des Räucherwerkes, das auf das Messingbecken gestreut wurde, einzuziehen. Licht und Luft, das sind die Qualitäten eines modernen Impressionisten. Und wenn uns Alberts erst aus der Stube hinaus ins Freie führt, auf die grüne Werft, von wo man über die blaß blühenden Wiesen den Blick auf das blanke Meer hat, dann stehen wir ganz geblendet von der strahlenden Helle und atmen tief den frischen Hauch dieser reinen Atmosphäre. Auch hier dieselbe Gegenständlichkeit im Schildern. Durch den von blaß lila Strandnelken ganz bedeckten schlickigen Grund zieht sich, in vielfachen Überschneidungen gesehen, das tiefe Rinnsal eines Wattstromes; und gegen den niedrigen Horizont erheben sich auf kleinen Deichen im weißlichen Dunste eines von der Sonne eben angewärmten Morgens die Strohdächer einsamer Gehöfte. Das ist wohl wenig, aber es kommt eins hinzu: das Herzensgeheimnis des Malers. Eine traumhafte Stille umfängt uns, eine unendliche Freundlichkeit liegt ausgebreitet. Wir hören des „gärenden Schlammes geheimnisvollen Ton" (Storm). Doch das ist nun nicht der „cri de la terre", der beim großen Millet so schmerzlich klingt. Von der schweren Lebensnot auf dieser preisgegebenen Scholle bekommt nur zu ahnen, wer in den wetterharten, strengen Zügen dieser hageren Menschen lesen kann, die doch von religiöser Heiterkeit verklärt sind. Niemals hat es den Schilderer seiner Heimat bewogen, auch von den Schrecken zu erzählen, die in den Kirchenbüchern verzeichnet stehen, davon, wie der „blanke Hans" (so nennen sie die Nordsee) an die Fenster klopfte, die Häuser von dannen schwemmte, auf der Kirchwerft die Gräber aufwühlte, die Särge zerschellte, — „wie die Toten kamen, um die Lebenden zu rufen". Nichts Düsteres bei Alberts. Nur vereinzelt, wie zur Probe, hat er Schwermütigkeit gemalt, die trostlose Öde in den Dünen, mit denen der fegende Nordwest seine zwecklosen Ewigkeitsspiele treibt. Aber sonst immer nur freundliche Eindrücke. Müßte man das nun als eine Empfindungsschwäche des Schilderers ansehen? Ich meine, es ist eher die Stärke eines Gefühls. Denn was wir als Heimat lieben, das ist allein eine mütterlich milde, eine in dem gütigsten Lächeln erstrahlende Natur.

Zwar nicht unmittelbar auf einer Hallig steht das Haus, in dem Jakob Alberts am 30. Juni 1860 geboren wurde, sondern in Westerhever, einem Dorfe an der äußersten Nordwestspitze der Halbinsel Eiderstedt, von wo aus man die Halligen dicht vor sich sieht. Dort besitzen seine Eltern ein bäuerliches Anwesen, das sie noch heute bewirtschaften. Ihren Jungen schickten sie, als er so weit war, nach Schleswig auf eine höhere Schule. Lust zum Zeichnen war frühzeitig vorhanden, und immer mußten als Objekte die Tiere herhalten. Übrigens kann man diese Vorliebe bei jugendlichen Talenten vielfach finden. Es wäre hübsch, über das Warum nachzudenken. Doch weil es eben keine ausschließliche Eigentümlichkeit des kleinen Jakob ist, darf die Erörterung hier unterbleiben. Für uns steht fest, daß aus ihm kein Tiermaler geworden ist. Eine kleine Studie aber, die er seinerzeit von einer schwarzweißen Hauskatze gemalt hat, hat er pietätvoll — oder stolz — in seinem heutigen Atelier an die Wand genagelt. Jedenfalls fanden die, welche seinen Weg zu bestimmen hatten, die Versuche genugversprechend, daß der Zwanzigjährige nach Düsseldorf gehen durfte. Zwei Jahre (bis 1882) blieb er hier, zu jung noch, um verwirrt zu werden. Dann versuchte er es kurze Zeit mit München, machte Reisen nach Ungarn, Italien und England, bis er dahinter kam, was not sei: gut zeichnen zu lernen. Darum ging er (1886) nach Paris in die ausgezeichnete Privatschule, die Académie Julian, wo Jules Lefebvre und Benjamin Constant korrigierten. Die Atmosphäre



Jakob Alberts: Beim Kartoffelschälen.

von Paris übt auf jeden, der neu hineinkommt, einen zauberischen Einfluß, einen Einfluß, der gar nicht zu dem verbreiteten Vorurteil stimmt: eine unbändige Arbeitslust regt sich. Und wenn man zu Hause schon die fertigsten Bilder verkauft hat oder sogar Professor ist, bei Julian geniert man sich nicht, noch einmal von vorn anzufangen. An dieser Akademie gibt es keine Klassen, dort hocken junge und alte Knaben auf engem Raume beisammen vor dem Akt, und jeder sucht das Stückchen Ansicht, das er vom Modell erwischen kann, auf das genaueste nachzuzeichnen oder zu malen. Hier wird die Achtung vor der Anatomie gelehrt. Keine Schwünge oder technischen Kniffe, keine geschmackvollen Auffassungen werden beigebracht, nur die Richtigkeit gilt als Lehrgegenstand. Hiervon hat Alberts zu profitieren verstanden. Seinem Herzen konnte das Französische nichts anhaben. Sobald die Ferien kamen, ging es auf kürzestem Wege in die Heimat, auf die Halligen. Keine Sommerszeit, die er nicht dort verbracht hätte. Nun konnte, was seine Augen an Schönheit sahen, die geschulte Hand in Treue wiedergeben.

Im Jahre 1890 ist Alberts dann nach Berlin gekommen und seitdem dort ansässig geworden. Daß er gerade Berlin und nicht München, Düsseldorf oder Karlsruhe wählte und sich an dieser Betriebsstätte wohlfühlte, ist bei seiner Charakteranlage ganz erklärlich. Denn in dieser Stadt gibt es immer noch die wenigsten Eklektiker und die meisten von solchen Künstlernaturen, die — gleichviel ob mit bescheidenerem Ertrage — ihr Feld stets von neuem selbst beackern und lieber die Nüchternen bleiben, als sich aus fremden Erzeugnissen etwas Neuberauschendes zu mischen. Alberts fand dann auch bald einen sympathischen Kreis, denn nach zwei Jahren begegnen wir ihm als einem der „Elf“, die im Salon Schulte damals ihre erste Ausstellung veranstalteten. Die „Beichte auf der Hallig Oland“ ließ ihn sogleich als etwas Besonderes erscheinen.



Jakob Alberts: Studienkopf von Hallig Gröde.

mit gottesfürchtigem Anstand steif-gerichtet auf den Bänken, auch der blondbärtige Pastor mit der kantig zugeschnittenen Frisur machte keine Geste, aber seine monoton singende Stimme glaubte man zu vernehmen.

Auf der Elfer-Ausstellung im nächsten Jahre war's eine „Predigt auf der Hallig Gröde" (jetzt im Städtischen Museum zu Magdeburg). Diesmal steht der Pfarrer auf der Kanzel, die in einer Ecke unter einem Schalldeckel niedrig angebracht ist. Auf den Bänken ohne Lehnen sitzen ihrer fünf: zwei Frauen, ein alter und ein junger Mann und ein Knabe, alle in der gleichen musterhaften Haltung, die Hände mit dem Gesangbuch im Schoß. Über ihnen schwebt von der niedrigen Decke das Modell eines Dreimasters mit dem Danebrog. Alles Holzwerk ist grellbunt bemalt, die Wände weiß, der Fußboden mit Ziegeln gepflastert. Ein ärmlicher Raum, aber das Licht eines glänzenden Sommermorgens fällt durch die blanken Scheiben gewöhnlicher Fenster; man kann hinausblicken, wo weit draußen ein

Vielleicht mußte er gerade inmitten dieser geistreichen Leute, zu denen Liebermann, Leistikow, Skarbina, Friedrich Stahl und Hans Herrmann gehörten, so entschieden auffallen. Denn das Bild — noch dazu ethnographisches Genre — erschien so simpel und ohne jeden Schwung gemalt, daß man höchstens erstaunt war, daß es hierher in diese Gesellschaft geraten sei. Und daraufhin sah man sich's eigentlich erst genauer an. Dann aber, nachdem man noch ein bißchen mit den Empfindungen von Kälte, Nüchternheit, ja von Kraßheit gekämpft hatte, bekam man auf einmal den Eindruck von einer außerordentlichen, wunderbaren Luftigkeit, die sich trotz perspektivischer Mängel zu einer erstaunlichen Räumlichkeit steigerte, wurde man allmählich sympathisch gestimmt für die peinlich genaue, herbe, nichts beschönigende Charakteristik, fühlte man sich schließlich angeweht von der Andacht in diesem kahlen, kalten Raume, wo vor einem ärmlich geputzten Altar ein jugendlicher Prediger zu drei Frauen und einem älteren Manne sprach. Dem Greise war die Anstrengung des Schwerhörigen vom Gesichte zu lesen; die hageren Frauen in schwarzer Tracht saßen



Jakob Alberts: Stinken Lene.
Studienkopf von Hallig Hooge. (Nationalgalerie.)

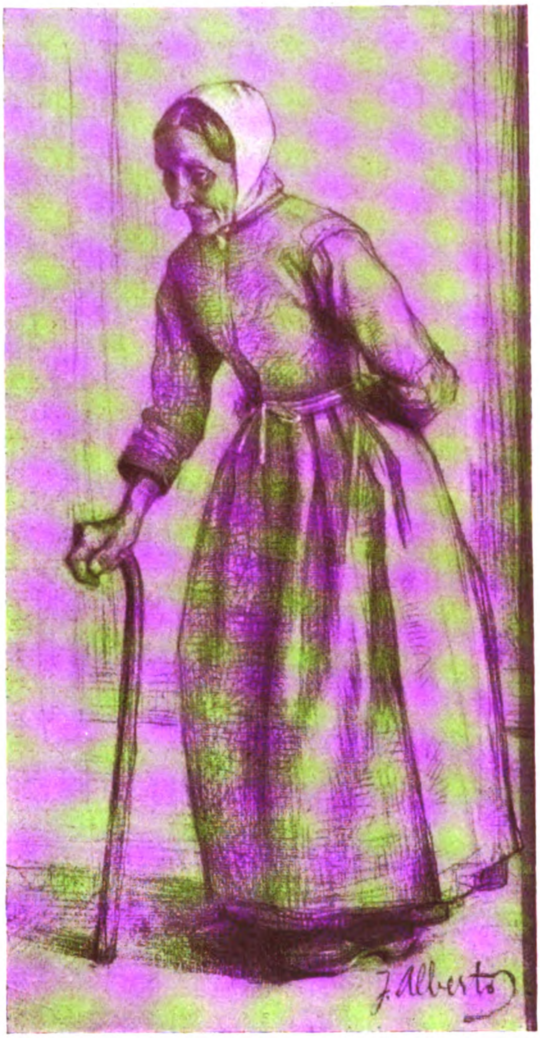
Kutter an der Hallig vorübersegelt. Wiederum kein ganz geschmackvolles Bild; wiederum dieselbe etwas ungemütliche Helle, die in alle Winkel dringt und alle die unmöglichen Farben leuchten läßt, aber zugleich auch wieder für den Beschauer das sichere, befriedigende Gefühl von etwas stark Eigenem. Man hat Neues daran gekostet, hat Ungekanntes erfahren.

In den nun folgenden Jahren ließ uns Alberts in die Stuben der Halligleute Einblicke tun. Nacheinander entstanden „Die Kapitänswitwe", „Der Königspesel" (in diesem Zimmer hat einmal ein Dänenkönig, Friedrich VI., bei einem Besuch auf Hooge genächtigt), „Die grüne Stube". Außer der Behaglichkeit, die diese von gemütreichen Menschen eingewohnten Räume ausströmten, kam eine größere Kunstsinnigkeit, die wohl nach den Erfolgen ein Selbstvertrauen war, den neuen Sachen auch für den allerersten Eindruck zu gute. Ohne daß die ursprünglichen Qualitäten, die Genauigkeit, Schärfe und herbe Frische, das geringste eingebüßt hätten, waren Alberts' Bilder angenehmer geworden. (Das Alter, die Patina wird ihnen noch mehr zu statten kommen.) Sie waren, obwohl mit derselben Konsequenz durchgeführt, in allem Technischen sicherer, und schon deshalb wirkten sie beruhigender. Der Ausschnitt war geschickter gewählt, die Linien erfüllten ihre perspektivischen Funktionen besser, gegen die Zeichnung der Figuren war nichts mehr einzuwenden. Als das Erheblichste aber ist die malerische Leistung anzusehen: wie hier ein Gewimmel gegenständlich farbiger Details durch eine klare Bestimmung ihrer tonigen Werte zu voller Ruhe gebracht war. Die blitzenden Messinggeschirre, die Gebildwebereien eines Bettvorhanges, der Inhalt eines Glasschrankes, die Windmühlen, Schiffe, Ziehbrücken auf tausend Delfter Kacheln, Christus und die Samariterin als Verzierung am eisernen Ofen — das alles ist wohl auf dem Bilde mit darauf, aber man bemerkt es erst nach und nach, erst wenn man Zeit gefunden hat, sich umzusehen. Denn zunächst empfindet man die weltentrückte Stille des Ortes, sodann wird man hingelenkt, sich mit den Gedanken zu beschäftigen, denen die in dieser Einsamkeit anwesenden Menschen nachhängen mögen. Die Gedanken dieser älteren Frauen, die, den Feiertag heiligend, in ihren besten Gewändern steif und still dasitzen, scheinen der Ewigkeit zugewandt. Auf dem Bilde „Königspesel", das sich jetzt im Kieler Museum befindet, hat Alberts mit kluger Absicht vor den belebten Hintergrund der reichornamentierten Wand als ruhig wirkenden Komplex zwei schlicht schwarze Figuren gesetzt, eine Mutter, die mit strenger Miene ihr Töchterchen, das uns den Rücken zuwendet, aus dem Katechismus hersagen läßt. Ein Vorgang wohl, aber das Malerische ist die Hauptpointe. Ein andermal sitzt eine Großmutter mit ihrem Enkel beisammen; die Alte spinnt Wollflocken, der Junge baut an einem Schiffchen, jeder ist bei seiner



Jakob Alberts: Knabe von Hallig Hooge. Studie.

Sache, bei seinen Träumen. Und in der „grünen Stube" sitzt, ebenfalls mit sinnendem Blick, mitten im Raum eine junge Frau; sie hat ihren Sonntagsstaat an und hält, ganz wie auf einem alten Niederländer, ein



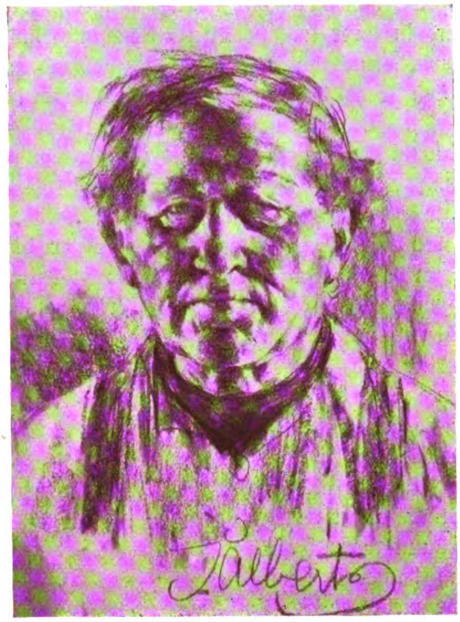
Jakob Alberts: Die alte Wiebke. Studie.

zur Hälfte geleertes Weinglas; es ist offenbar Besuch, der auf einen Augenblick allein gelassen wurde. Eine Uhr, die auf fünf Minuten vor elf weist, hängt an der Wand, und deutlich hört man ihr gleichmäßiges Geräusch.

Diese und noch einige andere Bilder bestimmen im Schaffen des Künstlers eine Periode, die ungefähr mit 1896 abschließt. Von da an malt er nicht mehr die Stuben der wohlsituierten Halligbewohner, sondern ärmliche Dielen mit staubigem Gerümpel, verräucherte Küchen, wo ein Mütterchen am Herde hockt. Zugleich damit verändert sich auch der Charakter der Malerei, die nun kein blankes Inventar mehr abzubilden hat. Der Vortrag wird breiter und freier. Ängstlich war er jedoch auch vordem trotz aller Sorgfalt nicht gewesen, höchstens bedächtiger. Was an jenen mit so großer Liebe fürs Detail ausgeführten Gemälden so außerordentlich zusagt, ist eben, daß sie nichts von der porzellanen Glätte und kleinlichen Delikatesse haben, die uns an sogenannten Kabinettstücken so leicht zuwider wird; ferner aber auch, daß sie gar nichts von dem selbstgefälligen Elan und launenhaften Kolorismus haben, die uns an Darstellungen ähnlicher Art, selbst an solchen von Gotthardt Kuehl, verstimmen können. Alberts wirkt dadurch wohltuend, daß er weder nervös noch affektiert ist.

Wie wenig kompliziert sein Wesen überhaupt ist, zeigen die Landschaften, die er fortan von Hause mitbrachte und in Gemeinschaft von Leistikow und Ludwig von Hofmann ausstellte, nachdem die Elfer ihre Kulturmission erfüllt und sich aufgelöst hatten. Von diesen beiden hätte er lernen können, mit der suggestiven Macht der Linie zu spielen. Aber er verharrte bei der getreuen Abschilderung der heimatlichen Natur. Daß er etwa sich in seiner gegensätzlichen Rolle gefallen hätte, ist nicht anzunehmen. Denn obgleich Hartnäckigkeit die entschiedenste Willensäußerung ist, braucht sie darum noch nicht Absichtlichkeit zu sein. Er war jetzt ganz ein freudiger Impressionist, der den Vorsatz hatte, den Glanz, den er jedesmal als ersten und stärksten Eindruck beim Wiederschauen der Heimat empfand, auf seinen Bildern hervorzubringen. Er malte sie vor der Natur fertig und verschmähte — worauf er doch früher bedacht gewesen war — die bildmäßige Zurichtung des Naturausschnittes.

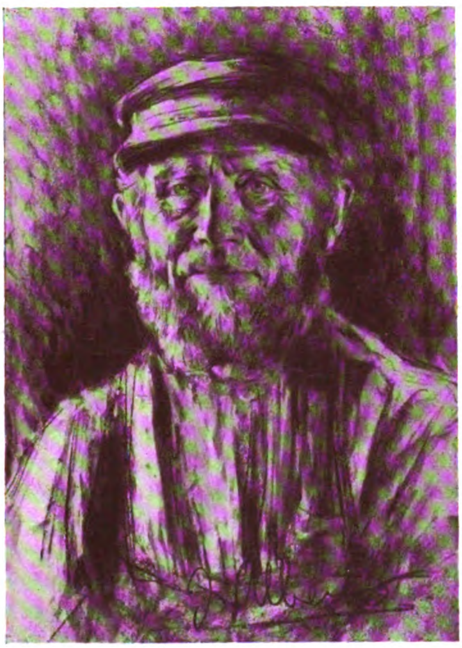
Allerdings kam ihm der topographische Charakter der einfachen Landschaft — lauter horizontal sich verschiebende Linien — als Stimmungserreger zu statten. Aber es gehört genug künstlerische Kraft dazu, um die Illusion von dieser hellen Stille und weiten Freundlichkeit wachzurufen. Kein anderes Wetter und keine andere Stunde hat Alberts gemalt als den heiteren Sommermorgen. Jene paar pflichtschuldigen Versuche, auch die Schwermut der Düne zu treffen, zählen, wie gesagt, für sein Werk nicht mit. Der silberige Dunst benahm selbst den roten Backsteinhäusern ihre Farbe. Hier gab es schließlich ein Halt; und wenn der Maler sich an jedes nächste Stück dieser baumlosen Gegend wieder mit neuem Eifer heranmachte: es näherte sich die Gefahr, eintönig zu werden. Aber einen Sonnenuntergang zu versuchen, schien ihm wohl als eine Sünde wider den heiligen Geist. Auf seinen letzten Sachen ist er nun, während er bis dahin die Ferne mit den blassen Silhouetten der Gehöfte auf den niedrigen Werfthügeln zum Vorwurf genommen hatte, näher an die Häuser herangegangen, bis das dunkle Grün des vollblühenden Holunderbusches sich kräftig von den roten Mauern abhob. Stille



Jakob Alberts: Studienkopf.

Winkel, das denkbar Bescheidenste, was sich ein Maler aussuchen kann! Aber es ist gemalt: breit, sicher, klar, Ton neben Ton und ohne eitle Manieren. Und daß uns diese Dinge mehr als nur gute Studien sind, macht wieder die Luft, die aus dem Rahmen weht, eine köstliche reine Luft, deren salzigen Hauch man zu spüren glaubt. Vom Meer ist nicht mal etwas zu sehen, kein Fischergerät bezeichnet das Milieu, und doch weiß man, wo man sich befindet, daß das Meer in der Nähe ist. Man atmet und horcht.

Die Menschen, wie alles Lebende, sind seit lange verbannt von Alberts' Bildern. Doch hat er sie deswegen nicht gemieden, sondern im Gegenteil, er ist ihnen näher getreten als früher, da er sie noch zu Kompositionszwecken benutzte. Denn in einer ganzen Reihe vorzüglicher Zeichnungen hat Alberts die schönen Charaktere seines Stammes verherrlicht, durch Naturtreue verherrlicht. Schwerlich wäre jemand außer ihm befähigt, in solchem Stil einer einfachen Ausdrücklichkeit, einer gefühlsfeinen Derbheit — will ich mal sagen — den ganzen Inhalt dieser gefurchten Gesichter hinzuschreiben. Wer an den gemalten Landschaften noch nicht des Künstlers naturverwandte Kraft ermessen konnte, dem wird sie an den gezeich-



Jakob Alberts: Nachbar Broders. Studie.

neten Köpfen offenbar werden müssen. Sie sind in ihrer komplizierten Beleuchtung und impulsiven Technik glänzende Eindrucksstudien, deren Schönstes doch der Gemütsausdruck bleibt. Die Nationalgalerie setzte sich alsbald in Besitz mehrerer dieser Handzeichnungen.

Wie Alberts allmählich freier im Wiedergeben jeder Erscheinung wurde, bis er die gegenwärtige große Sicherheit erlangt hatte, so war es ganz erklärlich, daß er sich nun überall unbefangen fühlte, und daß es ihn reizen mußte, auch die Natur zu malen, welche ihm nicht gerade als ein Stück Heimat wohlbekannt war. Freilich hat er ja schon vor mehreren Jahren ein sehr vortreffliches Bild gezeigt, dessen Motiv nicht von den Halligen oder aus Westerhever stammt, sondern aus Vierlanden. Die geräumige Diele, wohl eines Gärtnerhauses, mit einem stattlichen, alten, schön polierten Schrank darin; ein kleines Mädchen hat eine Fülle gelber und weißer Blumen aus dem sonnigen Garten in den kühlen, dämmerigen Raum zusammengetragen. Diese Arbeit (im Besitz der Stadt Krefeld) kann aber noch in die Interieurzeit gerechnet werden. Ferner gibt es ein Waldinneres; durch die blaue Dämmerung eines Labyrinthes von geraden Föhrenstämmen huschen verirrte Sonnenlichter. Hier vermißt man deutlich die gewohnte Kraft der Unbefangenheit; es scheint, daß Leistikow zu diesem Schritt vom Wege ermutigt hat. Als Alberts vor zwei Jahren eine Kollektiv-Ausstellung veranstaltet hatte, war sogar eine Ansicht von Tirol darunter. Ich wüßte auch noch von einer Reisefrucht aus Spitzbergen. Diese Sachen wirkten ganz ungewohnt stumpf und trocken. Aber der alte Glanz und Saft und die famose Festigkeit sind in den jüngsten Bildern, die er als Ausbeute sonniger Herbsttage aus der holsteinischen Schweiz mitgebracht hat. Alberts malte Bäume! Ein dunkler glatter Waldsee, in dem sich die herbstlich bunte Pracht der Buchen widerspiegelt; leuchtend weiße Wolken, zwischen denen das allerreinste Blau hindurchblickt, stehen darüber. Das ist abermals alles. Und bei einem zweiten Bilde ist es der Eutiner See mit dem spitzen Kirchturm zwischen hohen dichten Pappeln. Das Licht des hellsten Tages strahlt daraus. Was diesen Gemälden an Rhythmik und Tonigkeit abgehen mag, das haben sie desto reichlicher an atmosphärischer Frische.



Jakob Alberts: Studienkopf von Hallig Hooge.

Somit scheint jetzt in der Entwickelung des Künstlers eine neue, dritte Zeit anzuheben, da er die lachende Natur, wo er sie findet, in all ihrer Festlichkeit wiedergeben kann. Aller Voraussicht nach wird es auch nicht bei Landschaften bleiben. Denn mit seinem geraden Blick müßte ihm wohl ein schönes starkes Menschenbildnis gelingen.

Wenn auf das letzte von ihm auch schon nicht mehr das Wort Heimatkunst anwendbar ist, dem Wesen seiner Künstlerschaft kann das nichts anhaben. Die eigentümliche Kraft des Ausdrucks wird sich bei jeder Gelegenheit zeigen, vor allem immer die Ruhe des Empfindens. Natürlich, seine Sympathien und sein Geschmack, auch sein Können werden ihn immer auf einem begrenzten Gebiete festhalten. Er wird zum Beispiel keinen Bacchantenzug malen. Einmal kam zwischen ihm und mir die Rede auf Rubens; er schimpfte, es ekelte ihn vor der Fleischfülle — eine Diskussion war ausgeschlossen. Malerurteile sind immer kraß, und insonderheit an

diesem ist nichts überraschend; den Rubens werden da oben in Dithmarschen nicht viele mögen.

Alberts hat seine Heimat gemalt, weil er sie so schön fand wie nichts anderes. Um es recht zu können, wollte er etwas lernen, ging auf die Reise und profitierte, so viel er konnte, auch von französischer Tüchtigkeit. Er fühlte sich nicht als einen Auserwählten seines Volkes, daß er hingegangen wäre in die Wüste. Sondern in Berlin, wo er die längste Zeit des Jahres verbrachte, suchte er sich durch den besten Umgang zu bilden und trug sogar moderne Westen. Wenn er es dann im nächsten Sommer wieder einen Schritt weitergebracht hatte, war er glücklich. Deshalb, weil er weiter nichts wollte, als auf alle Fälle gut malen, ist seine Kunst echt, „wurzelecht“, in der Tat „bodenständig“. Denn nur in Unbewußtheit und Unabsichtlichkeit kann einer natürlich sein. Das sollte für selbstverständlich gelten, tut es aber nicht. Wir sehen die Versuche — und hören sie preisen —, wie die „deutsche Note“ unterstrichen wird (damit sie doch zu merken sei!), und wie die „gemütvolle Art“ Hans Thomas — die an ihm echt ist! — von soundsovielen nachgeahmt wird. In München schließen hochbegabte Maler einen Bund, dem sie — ihrer Tendenz wohlbewußt — den Namen „Scholle“ geben. Ach, was können die Gebärdungen und Anstrengungen nützen! Worauf es ankommt, das hat am klarsten ein deutscher Maler bewiesen — Dürer heißt er —, der es zum allerdeutschesten gebracht, obwohl er folgende zwei sehr bekannte Sätze schrieb: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie. — Je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser es erscheint.“ Das also geschaffene Werk wird dann schon die reinen Artmerkmale seines Erzeugers aufweisen, falls dieser außer dem Talent auch einen Charakter besitzt. Dafür gibt es in unserer beweglichen Zeit kaum ein besseres Beispiel als Jakob Alberts.

Auf einsamen Pfaden

Wohl manchmal kommt, nach langem Säumen,
Ein andrer meines Wegs geschritten,
Der um dasselbe irre Träumen
Dasselbe Leid wie ich gelitten.

Derselbe heilig reine Wille,
Dasselbe weltverlachte Hoffen,
Dann ein Verbluten, scheu und stille,
So hat es beide uns betroffen.

Wenn Aug' in Auge wir dann sehen,
So tauchen gleich in tiefste Bronnen
Der Seelen wir, weil ein Verstehen
Sich schon von Leid zu Leid gesponnen.

Und dennoch fließt ein mildes Segnen
Von einem tröstend hin zum andern,
Und jeder schöpft aus dem Begegnen
Sich stille Kraft zum Weiterwandern.

Es ist wie leidverbrämte Gnade —
Und konnten wir nicht dran genesen,
War sie das einz'ge auf dem Pfade
Doch, was des Lebens wert gewesen.

Ilse Hamel



Adam Szymanski.

Maciej, der Masure

Eine sibirische Novelle

von

Adam Szymanski

Autorisierte Übersetzung von B. W. Segel und Ed. Sokal

Als ich Jakutsk verließ, siedelte ich nach einem kleinen Städtchen an der Lena über, welche hier weniger kalt und weniger breit war, aber um so düsterer und wilder aussah. Obgleich diese Gegend um ein paar tausend Werst der bewohnten Welt näher liegt, so sind die menschlichen Behausungen doch dünn gesät, das Land ist steinig und bergig und nach allen Richtungen auf viele tausend Werst hinaus von undurchdringlichem Urwald bedeckt.

Selten wohl in der Welt kann man unwirtlichere und düsterere Landschaften antreffen als die, welche sich dem menschlichen Auge darbieten auf der ungeheuren Fläche, die die Lena durchquert, von der Mitte ihres Oberlaufes angefangen bis beinahe dicht vor Jakutsk. Grenzenloser, düsterer Urwald, wild und unzugänglich, dicht gedrängt wie eine Mauer, bedeckt hier alles, Berge und Schluchten und Ebenen und Täler. Da und dort nur erhebt sich auf

dem schwarzen Hintergrund des Waldes, einem zertrümmerten Obelisk oder einem Riesengrabdenkmal vergleichbar, ein grauer, zerbröckelnder Felsen; zuweilen zieht über der unendlichen Wüstenei der düstere Geier seine majestätischen Kreise, zuweilen läßt der Alleinherrscher dieser Welt, der zornige Bär, sein weithin hallendes Gebrüll vernehmen.

Die zerstreuten menschlichen Behausungen schmiegen sich an die felsigen Ufer der Lena, der einzigen Arterie, der einzigen Straße nicht nur dieser Gegend, sondern des ganzen Jakutenlandes, und die Menschen, die diese Behausungen bevölkern, sind in dem fortwährenden Umgange mit der wilden Natur selber so wild geworden, daß man sie bei den Bauern der Täler an der Lena ebenso wie bei den jakutischen Hirten nur unter dem Namen „Wölfe“ kennt.

Auch das Klima ist hier rauh, und obgleich die Fröste weder so strenge noch so anhaltend sind wie in Jakutsk, so ist diese Gegend, als die nächste Nachbarin des kältesten Landes, den grausamen jakutischen Nordwinden ausgesetzt, deren Machtbereich bis zum Ural reicht.

An der Mündung eines der großen rechtsseitigen Nebenflüsse der Lena befindet sich ein ziemlich großes Kesseltal, welches durch das Zusammenwirken der beiden mächtigen Flüsse ausgehöhlt und dann mit Schlamm überzogen worden ist. Dieses rings von ziemlich hohen, mehr oder minder steilen Bergen eingeschlossene Tal wird gen Norden von einer besonders hohen und felsigen Bergkette abgegrenzt, durch welche die beiden nach dieser Richtung drängenden Flüsse sich Bette gebohrt haben. Hier, im nordwestlichen Winkel des Tales, lag mein Städtchen, die Metropole des von den „Wolfsmenschen“ bewohnten Landes. Dicht gegenüber der Stadt erhebt sich ein riesiger Felsgipfel, dessen Spitze bereits verwittert und mit Wald bewachsen ist, der Stadt aber eine senkrechte, mit glatt geschliffenem Eis überzogene Wand zuwendet und so den ohnehin nicht allzu weiten Horizont einengt. Wie um den düsteren und wilden Charakter der Landschaft zu steigern, verursachen die heftigen, überwiegend nördlichen Sturmwinde, die hier unaufhörlich toben und Sommers frühzeitige Nachtfröste, Winters Schneestürme, Gestöber und jakutische Fröste bringen, eine wahre Hexenmusik. Der Orkan stürmt in den Talkessel, und von den Felsenwänden in vielfachem Echo durch den Urwald hallend, erfüllt er die ganze Höhle mit einem solchen Geheul, mit solch mannigfachem Gestöhn, daß man oftmals glaubt, man befände sich mitten in einem Urgehege, wo Wölfe und Bären hausen. — —

Es war ungefähr um die Mitte des Novembers. Der Wind heulte wie gewöhnlich in den verschiedensten Tönen und wirbelte ganze Wolkenmassen trockenen Schnees in rasendem Tanze auf. Es war unmöglich, einen Hund auf die Straße zu jagen. Die „Wolfsmenschen“ hielten sich in ihren Häusern versteckt, wo sie sich dem Schlürfen heißen Tees ergaben, in den sie hartes Weizen- oder weiches Roggenbrot brockten. Ich wartete gegen eine Stunde, ob sich das Ungewitter legen würde; es geschah nicht, ich entfernte mich also, wenn auch widerwillig, aus meiner Wohnung.

Vor einigen Tagen hatte ich Herrn Stanislaw Swiatelka versprochen, noch im Laufe der Woche mich bei ihm einzufinden, um für ihn einige, wie er versicherte, sehr wichtige Briefe nach der Heimat zu schreiben. Es war schon Samstag, und länger durfte ich meinen Besuch nicht aufschieben. Herr Stanislaw war lahm und konnte infolge seines Gebrechens wie auch wegen seiner Beschäftigung sich nur selten vom Hause entfernen. Er stammte aus der Krakauer Gegend und war stolz darauf, daß das Geschlecht der Swiatelkas zu den ältesten bürgerlichen Geschlechtern der uralten Königstadt zählte und seit Menschengedenken der edlen Schuhmacherei oblag. Auch Herr Stanislaw war also ein Schuhmacher und zwar der letzte Schuhmacher seines Stammes, denn obgleich sein Geschlecht mit ihm nicht erlosch, so hatte es doch, wie er sagte, „die göttliche Fügung nun einmal so gewollt“, daß es ihm nicht gegönnt war, dem Sohne das Handwerk der Vorfahren zu überliefern.

„Gott hat ihn erzogen, lieber Herr, und sein Wille war es offenbar, daß mit mir der letzte Schuhmacher aus dem Geschlechte der Swiatelkas sterbe,“ pflegte Herr Stanislaw in seiner raschen Art zu sagen. Manchmal nur, und zwar sehr selten, wenn ihn

ein besonderer Mut beseelte und kein Fremder zugegen war, fügte er schüchtern hinzu: „Doch Gottes Ratschläge sind unerforschlich ... Wer weiß? ... Vielleicht ... Na, dann muß aber der Enkel unbedingt Schuhmacher werden!“ Er wurde blaß, als er so seine geheimsten Gedanken verriet, wandte sich rasch ab, tat, als suchte er etwas, machte sich unnötigerweise da und dort zu schaffen, und einigemale bemerkte ich, wie er flüsterte: „Daß ich es nicht in böser Stunde ausspreche! Herrgott!“ Er verbannte so die böse Macht von seinen teuersten Herzenswünschen.

Mittleren Wuchses, mit blondem, stark ergrautem Haar, bärtig, zahnlos, mit unförmlicher, breiter Nase und großen, zurückliegenden Augen, konnte er in seinem Typus auf den ersten Blick nicht genau festgestellt werden. Aber er brauchte sich nur zu bewegen — was trotz des unzertrennlichen Krückstockes stets fieberhaft, fast heftig geschah —, er brauchte nur einige Worte hervorzustoßen, wobei sein Zünglein sich flink wie eine Spindel drehte, und sofort mußte ein jeder, der das altpolnische Bürgertum kannte, in ihm einen echten Sohn dieser Klasse erkennen. In unserem Städtchen betrieb Herr Stanislaw sein Handwerk nicht lange. Als er sich ein kleines Sümmchen erspart hatte, öffnete er einen kleinen Laden und erwarb sich bald in der Stadt einen ausgezeichneten Ruf als einziger Fabrikant vorzüglicher polnischer Wurst. Seine Wohnung, ein Zimmer mit kleiner Küche, grenzte dicht an den Laden. Er hielt kein Dienstmädchen; ein riesengroßer Bauer, der Maciej hieß und den ich erst jetzt näher kennen lernen sollte, versah bei ihm die Dienste als Kochgehilfe und schließlich auch als wirksamer Verteidiger.

Ich besuchte Swiatelka nicht häufig, meist nur bei Tage, wenn ich etwas einkaufen wollte, wobei ich im Laden ein wenig schwatzte, so daß ich Maciej nur im Vorübergehen sah. Aber ich war sofort auf ihn aufmerksam geworden wegen seiner ungewöhnlichen Größe. In der Tat, der Mensch war von außerordentlichen Dimensionen und zwar, was selten ist, an Wuchs wie an Umfang gleich merkwürdig begabt.

In der für gewöhnliche Sterbliche erbauten Wohnung war es ihm zu enge; die Möbel und Gerätschaften, welche in einer für Durchschnittsmenschen angemessenen Ordnung aufgestellt waren, hemmten seine Bewegungen. Er konnte keine zwei Schritte im Zimmer machen, ohne irgendwo anzustoßen; er mußte daher langsam und vorsichtig auftreten und sich jedesmal umblicken, wobei er die verschämte Miene eines Menschen hatte, der sich nicht am richtigen Platze fühlt und überzeugt ist, daß ihn die größten Vorsichtsmaßregeln vor einem Malheur nicht zu bewahren vermögen. Einigemal sah ich, wie er den abwesenden Swiatelka in dem engen und mit Sachen überfüllten Laden vertrat. Auf seinem breiten Gesichte malte sich eine förmliche Qual, die besonders sichtbar wurde, so oft er den schmalen Durchgang zwischen Laden und Schränken passieren mußte, wobei er stets stehen blieb und die Größe der Gefahr mit den Blicken maß. Die Gefahr war in der Tat groß, denn in den Fächern der Schränke befanden sich gläserne und allerhand sonstige Gefäße, und ein einziger Anstoß konnte einen nicht geringen Schaden stiften. In dieser Situation sah Maciej stets erzkomisch aus, seine Qualen waren so groß, daß nach einigen Minuten Schweiß auf seine Stirn trat. Einmal fand ich ihn, als er so dastand und die Ankunft eines Retters erwartete. Als er nämlich nach der Abfertigung eines Kunden heraustreten wollte, schien es ihm, daß er sich hinten in etwas verwickelt hätte, er fürchtete sich von der Stelle zu rühren, und da er sich nicht überzeugen konnte, was die Ursache seiner Furcht war, blieb er stehen und wartete, bis jemand käme, um ihm aus der Klemme zu helfen.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind,“ rief er erfreut, „ich stehe da wie ein Jud' auf der Hochzeit, und **er** ist weg und denkt gar nicht an das Zurückkommen. Herrgott, ist das aber eine Enge bei ihm im Laden, da blieb ich also an irgend einem winzigen Teekännchen hangen und kann mich weder her noch hin bewegen, sonst könnten, Gott behüte, alle diese Fächerchen zum Teufel gehen.“ Als ich ihn befreite, fuhr er fort zu jammern: „Und das ist in einem fort so; die reine Qual mit dieser Enge. Aber was macht er sich daraus? Selber ist er groß wie ein Fingerhut, so dreht er sich herum

wie ein Kreisel, obgleich er den Stock nicht aus der Hand legen kann."

Mit dem „Er" war natürlich der Schuster gemeint, mit welchem der Bauer über jede Kleinigkeit in Streit geriet, der aber ruhig und kühl ausgetragen wurde. Den nervösen und beweglichen Spießbürger ärgerte die Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit des Bauern, wohingegen dieser die Hastigkeit des Schusters nicht zu fassen vermochte. Aber nicht das allein war die Ursache des Antagonismus. Herr Stanislaw war ein Städter, ein Mann mit beinahe kastenmäßigen Anschauungen und Instinkten, tief überzeugt von dem höheren Wert seines Standes, er trug einen städtischen Rock und hatte Bedürfnisse, die Maciej für ganz überflüssig erachtete. Dazu kam, daß der Schuster Maciejs Brotherr war.

Ungeachtet alles dessen jedoch war der Antagonismus, der sich in ihrem beiderseitigen Betragen kundgab, nur äußerlich, reichte nicht tiefer. Der Schuhmacher brummte wohl über seinen Gehilfen und machte sich bisweilen über ihn lustig, tat dies aber stets auf kollegiale Weise, ohne jene dem respektablen Landmann gebührende Rücksicht außer acht zu lassen. So sprach er ihn niemals mit „du", sondern stets mit „Ihr" an. Maciej hingegen ließ die Schelte seines Brotherrn immer schweigend über sich ergehen, seine Stichelreden jedoch ließ er nicht unbeantwortet. Daß die beiden verschiedenen Stände in einem und demselben engen Stübchen so verträglich nebeneinander leben konnten, das hatte außer dem gemeinsamen Schicksal und der gegenwärtigen Gleichheit vor dem Gesetz auch noch eine andere, tiefer liegende Ursache.

Im Vergleich mit Maciej stand der Schuhmacher auf einer Stufe der Intelligenz, von der jener nicht einmal träumen konnte. Swiatelka konnte lesen, und, was ihm in Maciejs Augen einen besonderen Glanz verlieh, er war im stande, wenn auch nur langsam und mit großen Anstrengungen, die achtzehn Buchstaben, welche seinen Namen ausmachten, hinzukritzeln. Für Maciej hingegen sprach außer der physischen Kraft, vor welcher ja auch nicht lahme Menschen sich beugen, auch noch der Umstand, daß er nicht aus Not, sondern mehr aus kollegialen Rücksichten diente, denn er hatte ein Kapitälchen von einigen hundert Rubeln bei seinem Brotgeber hinterlegt, ferner, was wichtiger war, daß er sich durch große Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit auszeichnete. Herr Stanislaw schenkte ihm unbegrenztes Vertrauen, und auf meine diesbezügliche Frage antwortete er mir: „Maciej, lieber Herr, ist ein goldener Mensch!" — —

Sogleich nach meiner Ankunft wurde der Laden geschlossen, und wir traten in die Wohnung. Wir setzten uns an den kleinen Tisch und hielten Rat, wie und was geschrieben werden sollte. Nicht nur der Schuster, sondern auch Maciej war in ernstester Stimmung. Das Briefschreiben war bei ihnen offenbar eine feierliche Handlung. Der Schuster langte aus dem Koffer ein beträchtlich großes, in Papier gewickeltes Paket hervor, entnahm ihm die letzten Briefe von Frau und Sohn und reichte sie mir mit großer Vorsicht dar. Maciej schlich sich sofort in die kleine Küche, und es dauerte eine Weile, bis sich sein Kopf mit dem großen roten Gesicht wie der Vollmond auf dem schwarzen Hintergrund der Öffnung zeigte.

„Warum zieht Ihr Euch so weit von uns zurück?" fragte ich ihn.

„Ei, Herr," antwortete er, „auf diesen schwächlichen Dingern, die dort bei euch herumstehen, kann ich nicht sitzen, hier habe ich mir ein etwas stärkeres Bänkchen hergerichtet."

Der Schuster brummte etwas von zerbrochenen Sesseln, aber Maciej machte sich bei seiner erloschenen Pfeife zu tun und hörte das Brummen nicht oder tat, als hörte er es nicht.

Ich las die mir dargereichten Briefe. Der Brief der Frau war eine gewöhnliche Schilderung der Alltagssorgen, zwischendurch kamen Wünsche baldiger Heimkehr, Hoffnung auf Wiedersehen und dergleichen. Was aber der Sohn, ein seit einem halben Jahre freigesprochener Tischlergeselle, schrieb, klang ziemlich leichtsinnig. Der Junge benachrichtigte den Vater von seiner Freisprechung durch die Zunft, klagte indes über Mangel an Arbeit, weswegen er sich noch keine Uhr hätte kaufen können, und zum Schluß forderte er die hierzu nötige Summe von seinem Vater.

Dieser hatte während des Lesens kein Auge von mir abgewendet. Am Ende stieß

er die ängstliche Frage hervor: „Nun, Herr, was sagen Sie dazu?“ Er schien über Ton und Inhalt des Briefes unendlich betrübt zu sein. „Ich plage mich hier, so gut ich kann, um im gegebenen Fall nicht mit leeren Händen zurückzukommen, und dieser Lump ...“

Wir fingen an, ihm auseinanderzusetzen, daß er keinen Grund habe, die Sache so tragisch zu nehmen, daß der Junge gewiß der beste Sohn von der Welt, nur vielleicht ein wenig verhätschelt sei, da er vermutlich das einzige Kind.

„Natürlich ist er das einzige Kind,“ unterbrach uns der Schuster, „ich habe ihn ja sogar niemals vor Augen gesehen.“

„Wieso niemals?“

„Eben niemals. Ich erinnere mich, als wär's heute geschehen. Es war am Freitag vor Abend, ich stöberte gerade etwas vor der Türe herum, da schreit mir mein Nachbar über den Zaun herüber: ‚Herr Stanislaw, um Gottes willen, man kommt Sie zu holen.‘ Ich hatte nur noch Zeit, ans Fenster zu eilen und zu rufen: ‚Leb' wohl, Bärbel, und vergiß nicht, daß auch sein Patron der heilige Stanislaw zu sein hat!‘ Nur diese Worte brachte ich hervor — die Bärbel war gerade im achten Monate —, dann habe ich sie nie mehr gesehen ,.. Es war also gut, daß ich diese Worte gesagt habe, da ist doch immerhin eine Erinnerung an mich vorhanden.“

„Gott sei Dank! Wenn's aber mal kein Sohn gewesen wäre?“ wagte Maciej zu bemerken.

Der ärgerliche Schuster wies ihn sogleich streng zurecht: „Ihr schwatzt da dummes Zeug, Maciej, obgleich Ihr nicht von heute seid. Verleiht denn die Kirche nicht auch den Namen der heiligen Stanislawa? Schließlich, obgleich ich sündhaft bin wie jeder Mensch, darf ich nicht annehmen, daß mein in solchem Moment ausgesprochenes Wort vor der himmlischen Majestät etwas bedeutete? Und ist nicht alles in Gottes Hand?“

Maciej ließ die Augen sinken, und nur sein tiefer Seufzer zeugte von der Wirkung dieser Beredsamkeit.

Die Erzählung Swiatelkas erleichterte mir die Aufgabe beträchtlich, und als er noch bedachte, daß die Mutter niemals Anlaß zu Klagen über den Sohn hatte, sondern stets seines Lobes voll war, gelang es mir vollends, den Vater zu beruhigen. Um aber gründlich zu Werke zu gehen, blieb es dabei, daß man sich an eine vertrauenswürdige und intelligente Persönlichkeit mit der Bitte zu wenden habe, daß sie den Jungen gehörig ins Gebet nehme, ihn auch ferner im Auge behalte und über ihn dem Vater Bericht erstatte. Er nahm seine Zuflucht zu diesem Mittel, da die Mutter, eine einfache und ungebildete Frau, aus allzu großer Liebe zum einzigen Sohn ein nachsichtiger und verblendeter Beurteiler sein konnte. Es galt nun, unter den Bekannten eine passende Persönlichkeit auszuwählen, aber das war schwer; der eine war gestorben, der andere reich geworden, der dritte hatte sich dem Trunke ergeben. Wir überlegten lange, endlich einigten wir uns auf den Ortsgeistlichen, den Swiatelka aber gar nicht kannte. Um die Beziehungen einzuleiten, bestellte er eine feierliche Trauermesse für seine verstorbenen Eltern, schickte zu diesem Zwecke die Summe von zehn Rubeln und empfahl bei dieser Gelegenheit den Sohn der Obhut Sr. Hochwürden.

Ich machte mich ans Schreiben. Während meines Aufenthaltes in Sibirien hatte ich eine solche Menge derartiger Briefe geschrieben, daß ich darin bereits eine beträchtliche Geschicklichkeit besaß. Ich brauchte mich nur über gewisse Einzelheiten zu informieren und schrieb rasch. Der Schuster hatte seinen Platz auf dem Bett mit dem Sessel am Tisch vertauscht, senkte den Kopf und folgte aufmerksam den Bewegungen meiner Feder, jeden Augenblick bereit, auf meine etwaigen Fragen zu antworten. Maciej schmauchte stillschweigend seine Pfeife. Bald war ich mit dem Schreiben fertig, und nun ging's an das Vorlesen.

Seiner Frau schickte Herr Stanislaw fünfzig Rubel, und da er die zärtlichsten Erinnerungen an sein treues Bärbel bewahrte, es jetzt vielleicht noch stärker liebte als vor zwanzig Jahren, und nie ohne die tiefste Rührung von ihm reden konnte, so entsprach auch der Inhalt den jugendlichen Gefühlen des Gatten.

Er lauschte dem Briefe, blässer als sonst, wollte etwas sprechen, aber seine Lippen bebten, und die Worte erstarben ihm in der Kehle; erst als ich mit dem Vorlesen fertig

war, wandte er sich seltsam ab und wischte sich umständlich und geräuschvoll die Nase. Endlich brachte er hervor: „Gleich will ich unterfertigen!“

Er fand seine Brille auf dem Tische, setzte sie gemächlich auf der Nase zurecht, ich wies ihm die Stelle, wohin die Unterschrift gesetzt werden sollte, und er fing an: „Es Te ...“ Schon öffnete er den Mund, um den dritten Buchstaben auszusprechen, als der unvorsichtige Maciej, der sich die ganze Zeit über mäuschenstill verhalten hatte, ganz unvermutet hervorstieß: „Wenn Sie mal wollten, lieber Herr —“

Er stockte, denn der Schuster legte die Feder beiseite, erhob den Kopf, um über die Brille hinweg Maciej ansehen zu können, der seinen unzeitigen Ausruf schon bedauerte, und sagte trocken: „Maciej, Ihr stört uns!“

Maciej wurde feuerrot und ließ keinen Ton mehr vernehmen. Der Schuster beendete ungehindert die Unterschrift seines Namens, dann ging ich an das Vorlesen des Briefes an den Sohn. Obwohl der Vater früher verlangt hatte, ich solle „den Lümmel derb bei den Ohren zausen“, so fiel der Brief doch ungleich milder aus. Ich hatte es nicht schwer zu erraten, was dieser nie gesehene Sohn, die einzige Hoffnung des altbürgerlichen Geschlechtes, ihm war. Wenn dieser verkrüppelte Schuster jahrelang ausdauernd und redlich gearbeitet, wenn er bisher alle Hindernisse überwunden und einsam und verlassen, wie er war, allen Versuchungen, sich auf leichte Weise zu bereichern, standgehalten hatte, so verdankte er das unzweifelhaft bis zu einem gewissen Grade seinem braven Charakter und den redlichen Grundsätzen, die er von Hause aus mitgebracht, aber gewiß nicht minder auch dem Sohne, in dessen Geburt allein er schon den Finger Gottes sah. Sicherlich träumte der arme Kerl davon, einst vor dem Antlitz seines geliebten Kindes zu erscheinen, wie der Asket von dem Erscheinen vor dem göttlichen Gerichte träumt. Der Gedanke, daß er einst kühn erhobenen Hauptes würde dem Sohne sagen können: „Siehe, ich bringe dir nichts als einen makellosen Namen, den ich mitten in den schwersten Versuchungen rein bewahrt habe“, dieser Gedanke mochte wohl der Leitstern seines Lebens sein. Das alles überlegte ich und stimmte den Brief auf einen entsprechenden Ton. Ich schrieb ausführlich und ruhig, in schlichten Worten, indem ich mich den Begriffen des jungen Handwerkergesellen anzupassen trachtete, schließlich gab ich ihm in warmen Worten den väterlichen Segen auf den neuen Lebensweg mit.

Jetzt unterbrach ich mich jedesmal, um mich zu überzeugen, ob ich die väterlichen Gedanken und Wünsche getreu wiedergab. Daß dem so war, davon überzeugte ich mich gleich, und je weiter ich las, desto mehr bestärkte ich mich in dieser Überzeugung. Herr Stanislaw stieß allemal hervor: „Ja, ja, so eben habe ich's gemeint!“ Jedesmal wurde dieser Ausruf rascher und heftiger. In der Mitte des Briefes öffnete er freilich noch einmal den Mund, aber ich sah nur, wie sich seine Lippen lautlos bewegten. Als ich später noch einmal hinblickte, hatte er das Kinn gegen die Tischplatte gestemmt, und Tränen rannen über sein blasses Gesicht. Er lief nicht mehr hin und her, wie er das sonst tat, wenn ihn das Gefühl übermannte, er räusperte sich nicht und wischte sich nicht geräuschvoll die Nase; er hatte nur das Kinn an den Tisch gelehnt. Unweit von mir, dicht vor der brennenden Kerze und von ihrem Lichte beschienen, weinte er still und ruhig vor sich hin; er bebte nicht, er schluchzte nicht, nur die Tränen, die längst vielleicht diesen tiefliegenden Augen nicht entquollen waren, flossen jetzt reichlich aus ihnen hernieder. Als ich fertig war, blickte er mich mit seinen klugen Augen an, und ohne den Kopf zu erheben, dankte er mir: „Gott lohn's, Gott lohn's Ihnen!“

Auch Maciej, der schon früher oft durch ein undeutliches Brummen seinen Beifall geäußert, nahm jetzt das Wort und hielt eine förmliche Rede: „Hm! Schön! Allerhand Briefe habe ich schon gehört; in den Goldbergwerken, wo ich war, da schrieb man Briefe für mich und für andere, und auch hier, da ist Herr N. zum Beispiel, der schreibt hübsch, ist nichts dagegen zu sagen; aber was nützt es, wenn der mal was aufschreibt, da klingt es so gelehrt wie aus dem Buch, du hörst und verstehst selber keinen Laut, solche Worte setzt er da hin, daß es gar nicht menschlich klingt. Man sieht gleich, daß dieser entweder von Juden oder von

großen Herren stammt, aber nicht viel mit Leuten zu tun gehabt hat. Doch was Sie da schreiben, das packt einen gleich beim Herzen. Na, da wird aber der Junge, wenn er das liest, zu flennen anfangen, ganz wie die Weiber in der Predigt. Wenn Sie mal ... aber ich wag's kaum, Sie zu bitten," und seine Stimme klang wirklich schüchtern, „wenn Sie auch an die Meinigen ein Briefchen, nur ein ganz kleines Briefchen schreiben wollten, wie würde erst mein Weiblein daheim heulen, ach, wie würde sie heulen!"

Während ich den Brief an den Geistlichen las, verhielt sich Maciej ruhig und lauschte aufmerksam, vielleicht dachte er darüber nach, was ich wohl an sein Weiblein schreiben könnte, und ob ich seinen Erwartungen entsprechen würde. Als ich aber zu der Stelle kam, wo ich den Geistlichen um eine Trauermesse für die verstorbenen Eltern des Schusters bat, ließ sich plötzlich von der Küche her ein Krachen vernehmen, und vor uns stand Maciej in seiner ganzen imponierenden Größe. Er war so unvermutet und so geräuschvoll erschienen, daß wir ihn erstaunt ansahen. Er sah ganz verändert aus und schien am ganzen Leibe zu zittern. Schweigend stand er vor uns mit auseinandergespreizten Beinen und stöberte in seiner Tasche herum. Schließlich zog er ein kleines Säckchen hervor, welches er mit Hilfe der Zähne aufband, um einen zerknüllten Dreirubelschein hervorzuziehen. Dieses Papier in der zitternden Hand, stand er eine Weile da, endlich legte er's auf den Tisch und sagte mit hastiger, flehender Stimme: „Wenn schon dem so ist ... vielleicht bei diesem Anlaß, bei dieser heiligen Messe für die Toten möchte man auch für uns, für uns Unglückliche einen Seufzer dem lieben Herrgott darbringen ... so schreiben Sie doch, schreiben Sie ... möchten sie dort ... möchten sie zum Allerhöchsten, zur allerheiligsten Jungfrau ... daß wir wenigstens die Knochen heimbringen ... vielleicht ... vielleicht wird man mit uns Erbarmen haben ..."

„Vielleicht wird man mit uns Erbarmen haben!" wiederholte der andere wie ein Echo und stand schon dicht neben Maciej.

Und so standen sie vor mir, diese beiden alten Menschen, die im Unglück ergraut waren, wie kleine Kinder, die ihre Ohnmacht fühlen vor dem strengen Vater: der verkrüppelte Schuhmacher mit den tief zurückliegenden Augen, auf seinen Stab gestützt, neben diesem kraftvollen Bauer, dessen Hände herunterhingen, dessen Haupt demütig gesenkt war, und beide trugen mit leisem Flüstern ihre flehentliche Bitte vor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Lange noch hätten wir so in trübseligem Sinnen versunken dagesessen, wenn nicht Herr Stanislaw unter uns gewesen wäre. Dieser erwachte zuerst aus der Lethargie, welche uns umfangen hatte: „Was, zum Teufel auch! Wir werden ja vollends zu Weibern werden. Maciej, sputet Euch doch! Die Wurst wird ja verbrennen und der Schnaps verdunsten. He, Maciej, geschwind!"

Maciej trollte sich nach der Küche, und es dauerte eine Weile, bis er wieder bei uns erschien, ihm voran kam der Duft wohldurchgebratener Wurst. Wir tranken auf den guten Erfolg der Briefe, und Maciej antwortete mit einem Amen, begleitet von einem Seufzer, der wie aus einem Schmiedebalg kam. Bald begann der Alkohol seine Wirkung zu tun. Die trübselige Stimmung schmolz dahin, Herr Stanislaw stimmte ein Liedchen an, in welchem immer wieder von wohlgeratenen Kindern die Rede war.

Doch dagegen protestierte Maciej energisch: „Ei, lassen Sie endlich einmal diese Kinder in Ruhe! Ich habe ihrer fünf und mach' von ihnen nicht so viel Aufhebens wie Sie von diesem einzigen."

„Fünf Kinder habt Ihr, Maciej?" fragte ich erstaunt.

„Fünf, so wie hier fünf Finger an der Hand," antwortete er und hielt mir seine mächtige Faust hin, während er die Finger sorgfältig auseinanderspreizte. Er hatte die Gewohnheit, ein jedes Wort, das er sprach, ein jedes Faktum, das er erzählte, durch eine drastische Mimik, durch eine Bewegung, eine Pose zu illustrieren, die er der Wirklichkeit möglichst nahe zu bringen bemüht war. Er lachte beim geringsten Anlaß immer lange und herzlich, während er sich mit dem ganzen Leibe hin und her schüttelte; es war ein reines Kinderlachen.

Aber nicht nur sein Lachen war kinderähnlich. Auch sein großes breites Gesicht gemahnte mit der inneren Ruhe, die sich

darauf malte, an das Gesicht eines ganz kleinen Kindes, dessen Züge kein innerer Gedanke verschönt noch verzerrt. Im Verhältnis zum Leib erschien der Kopf kleiner, als er in Wirklichkeit war, und der breite Nacken machte ihn noch kleiner. Im Sitzen erinnerte er an jene ungeschickten, aber ernsten Figuren, die die Menschen vergangener Jahrhunderte in Felsen zu hauen pflegten.

Maciej war in eine redselige Stimmung geraten. Seine Stimme, die auch sonst mit der Zimmerakustik nicht gut harmonierte, klang jetzt wie wohl einst daheim über die masurischen Felder und Fluren. Er erzählte von seinem Aufenthalte in den Goldbergwerken, und da ich längst neugierig war, über sein Leben und seine Schicksale etwas Näheres zu erfahren, so beschloß ich, ihn durch geschickt angebrachte Fragen zu ausführlicheren Schilderungen zu bewegen.

„Hm, ja, ja," fing er nach einer Weile an, „das war kein leichtes Leben dort in den Bergwerken. Da gab es was zu schaffen. Zuerst war ich im Schacht beschäftigt, aber dann bemerkte mich eines Tages der Verwalter. ‚Was ist denn das für ein Riese?' fragt er, das Hundeblut, als hätte er nie einen Menschen gesehen. Man sagt ihm: ‚Das ist Maciej, ein Pole.' ‚Ein prächtiger Pole!' sagt er, ‚laßt ihn herkommen.' Man schickt mich hin, ich komme, lüfte die Mütze" — Maciej griff mit den Fingern nach dem Kopf —, „aber ich mache keinen Katzenbuckel. Was geht mich der Mann an? ‚Ach, du dummer Kerl,' ruft er, ‚woher bist du denn?' ‚Hi, hi,' lache ich, ‚woher soll ich denn sein, da ich nun mal aus Polen bin.' Dann wieder: ‚Kannst du Brot backen?' Was, zum Teufel, macht sich der über mich lustig oder was? denke ich bei mir, laß mir aber nichts merken, sondern sage nur: ‚Herr, das ist aber eigentlich Sache der Weiber und nicht der Männer, nämlich Brot zu backen,' sage ich. Ob er mich nun verstand oder nicht, genug, er ließ mich unter die Bäcker stecken. Die waren ein furchtbares Pack, soffen in einem fort. Ich mischte mich nicht hinein, tat nur, was mir oblag, mußte aber für zehn arbeiten. Von früh bis Abends war ich ununterbrochen beim Trog oder beim Ofen. Der Verwalter belohnte mich reichlich, schanzte mir allerhand Nebenverdienste zu. Aber was nützte mir das alles: eines Tages wurde ich schwerkrank, konnte Hände und Füße nicht bewegen, schwarze Flecke bedeckten mir den Leib, und die Zähne klapperten mir nur so wie die Tasten an einer Orgel. Ich kam ins Spital. Der Doktor sagte: ‚Skorbut!' Skorbut oder nicht, genug, mit mir steht's schlimm. Da spricht zu mir einer, der ebenfalls im Spital lag, ein alter Russe, sehr erfahren, war schon einigemal aus Sibirien entlaufen. ‚Du, mach' dir nichts aus dem, was die sagen,' spricht er zu mir, ‚mach' dir auch aus dem Doktor nichts, denn die werden dich mit ihren Kuren noch in die andere Welt bringen, sondern hör' mir zu. Schick' jemand in den Wald, laß dir Fliegenschwämme zusammenlesen, die Fliegenschwämme tue in eine Flasche mit Wasser, und nach ein paar Tagen, wenn's genügend kräftig ist, trink' jeden Tag ein Gläschen davon und Schnaps darauf, soviel das Zeug hält.' Ich tat genau so, und nach einer Woche war's vorüber, als hätte man's mit der Hand weggenommen. ‚Na, was denkst du dir?' fragte mich der Mann nachher einmal wieder. ‚Was soll ich mir denken?' sage ich, ‚das ist ganz gut, aber noch einmal möchte ich's nicht durchmachen.' ‚Hast du mal gesehen,' sagt mir jener, ‚hast du mal gesehen,' sagt er, ‚wie der Koch die Adern aus dem Fleisch zieht, wenn er für den Verwalter mal Koteletts machen will?' ‚Natürlich hab' ich gesehen, wie sollt' ich's nicht gesehen haben?' ‚Na, siehst du,' sagt er, ‚wenn du hier bleibst, wird man auch aus dir die Adern so herausziehen, dir deine große Kraft rauben. Hast du etwas Geld erspart, mach' also, daß du fortkommst, laß dich von nichts zurückhalten.' Ich ging vom Spital direkt nach der Rechnung, hatte aber viel Scherereien mit dem Verwalter: ‚Bleib' und bleib!' in einem fort, ‚bekommst größeren Gehalt und dies und dies und jenes.' Aber ich: ‚Nein! Euer Geld ist gut, aber zu teuer,' sage ich. Der Verwalter ward furchtbar böse, schalt mich einen Narren, schimpfte und schrie, dann berechnete man, was mir zukam, und ich erhielt meine rund tausend Rubel auf die Hand ausbezahlt."

„Und jenen Saft von Fliegenschwämmen habt Ihr wirklich getrunken?" fragte ich.

„Ah, die erste Medizin in meinem Leben," antwortete er.

„Pah, einer solchen Maschine könnten auch zwei Flaschen Fliegenschwämme nichts anhaben," bemerkte Swiatelka.

Doch Maciej wollte diese Bezeichnung nicht gelten lassen. „Was bin ich jetzt für eine Maschine, um Gottes willen? Von mir ist ja kaum die Hälfte geblieben."

„Ihr waret also dicker?"

„Natürlich war ich nicht wie heute. Wem bin ich denn jetzt ähnlich? Ich bin ja mager wie ein Jagdhund. Ist das eine Hand?" Er schürzte den Ärmel zurück und ließ einen Arm blicken, den manches Bein hätte beneiden können. „Ist das ein Bein?" Er zog die breite Reithose enge und blickte mit herzlichem Bedauern auf das Bein vom Umfang eines Baumstammes. „Nicht so hab' ich einst ausgesehen!" schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Darauf hatte ich nur gewartet. Der Boden war übrigens schon gut vorbereitet, und Maciej, dem es wohl selten gegönnt war, sich durch Aussprache das Herz zu erleichtern, war heute ziemlich angeregt und brauchte nur eines geringen Anreizes, der für ihn schon darin allein lag, daß ich ihm mit großem Interesse zuhörte. Auf jede Frage, die ich an ihn stellte: „Wie war es? War es so? Ist es möglich?" antwortete er mit einem immer lauteren „Ho, ho!", wobei sein breites Gesicht sich immer röter färbte. Und als der Samowar zu kochen anfing, kündigte Maciej seinem Brotherrn förmlich den Gehorsam und weigerte sich, den Tee einzuschenken: „Darf ich denn niemals ein Wörtchen reden? Und rede ich je mit einem Menschen? Sie sind den ganzen Tag im Laden, und mir ist's bange zu Mute, da ich so mutterseelenallein bin, nicht umsonst nimmt mein Leib so ab. Ich gehe zu niemand, denn die Leute langweilen sich mit mir und verspotten mich. Nur dieser Herr da allein versteht jedes Wort, lacht mich nicht aus, höhnt mich nicht, sondern spricht mit mir wie mit seinesgleichen. Sofort wird einem leichter ums Herz. Schenken Sie nur selber ein, ich will heute nichts mehr wissen von Ihrem dummen Tee."

Der Schuster war empört über diesen offenbaren Umsturz aller sozialen Ordnung, aber er gab nach, und Maciej, der sich von einer seiner lästigsten Pflichten frei wußte, wurde noch lustiger.

Wir placierten uns beide auf dem Sofa, Maciej sollte mir seine Lebensgeschichte von Anbeginn erzählen. Er war sehr rot im Gesicht, aber er schwieg seltsamerweise, obgleich ich ihn mehreremal zum Reden aufforderte. Nur sein schweres Atemholen deutete an, daß das Schweigen nur vorübergehend war, während die Gedanken langsam in ihm arbeiteten und ihn aufeuerten.

Er saß da kerzengerade, mit weit auseinandergespreizten Knien, auf die seine Hände sich stützten, seine Augen waren in die Ferne gerichtet, als suchten sie dort entlegene Dinge, nur sein Gesicht brannte. Schon wollte ich ihn durch eine energische Aufmunterung aus dem düsteren Brüten reißen, als er, ohne einen von uns anzublicken, von selber zu sprechen anhob.

* *
*

„Sie haben gewiß," so begann er, „von jenem großen, reißenden und dunklen Fluß gehört, der Narew heißt. Nicht weit davon liegen drei große Dörfer, die alle drei Mocarze genannt werden.

Durch viele Dörfer bin ich gekommen, viele Menschen habe ich gesehen, ich war in den Tatarendörfern und in den russischen Dörfern, die ausgedehnt sind wie die Städte, ich habe die Burjätensiedelungen an der Angara und die auf der anderen Seite des Meeres gesehen, wo die Leute in Wohlstand leben, aber solche Dörfer wie unsere Mocarze habe ich nirgends, nirgends in der Welt gesehen. Was gibt es dort nicht alles, du lieber Herr Jesus!" — Maciej erhob seine beiden Hände und streckte sie vor sich hin. — „Diese Fluren, diese Felder, diese Wiesen, diese Haine, diese Eichenwälder, dieses Getreide, das wie Gold schimmert!

Hier ist alles groß und weit, aber nicht munter. Was kann man denn da im Walde sehen, woran sich im Felde freuen? Rings umgibt es dich wie ein Grab, droben kreischt nur der Geier, und im Walde brüllt der Bär zuweilen auf. Das ist alles. Bei uns ist's anders.

Du gehst Morgens hinaus und läßt deine Stimme über den Tau erschallen, da hallt

es weithin wie eine Glocke durch die Luft. Du schaust dir diese fröhliche Schöpfung an und hörst das Zwitschern, das von der Erde, von den Bäumen, von oben her wie vom Himmel kommt, da wird's dir fröhlich zu Mute. Du atmest den Duft ein, der von diesen Feldern, von diesen Wiesen wie aus einem Weihrauchfaß in der Kirche dringt, du saugst diese Luft in dich hinein, und es kommen dir doppelte Kräfte hinzu. Nie und nirgendwo habe ich in mir eine solche Kraft gefühlt wie daheim in Mocarze, als ich früh am Morgen die Sonne begrüßte. Hier gibt es ja gar keinen Morgen, die Welt freut sich nicht, wenn er kommt, kein Vogel, kein Tier, kein Mensch kennt ihn. Bei uns ist's anders.

Ich habe so viele Länder gesehen, dieses ganze große Sibirien habe ich bis zum Meere und ein gut Stück jenseit des Meeres durchstreift, aber ein Land wie das unserige habe ich nirgends gefunden. Aber wie unsere Heimat ist, das habe ich erst hier erfahren. Erst hier! Bin ich etwa der einzige? Es gibt bei uns viele kluge Leute, es gibt Geistliche, es gibt Herren, es gibt auch Bauern mit guten Köpfen, aber keiner von ihnen weiß, was sie besitzen ...

Also von diesen drei Dörfern hat ein jedes seinen Beinamen, das, wo ich zu Hause bin, wird Suche zubenannt. Das ist ein großes Dorf, unser Gutsherr hieß Olszewski, und wir Bauern waren Leibeigene. In der Leibeigenschaft war das Leben nicht leicht. Als ich heranwuchs und das zwanzigste Jahr erreicht hatte, befahl der Gutsherr, mich zum Dienst in den Edelhof zu nehmen.

Herr Olszewski war gelb, trocken und klein; und boshaft war er dazu wie der Teufel selber. Er konnte wegen einer Kleinigkeit in Zorn geraten, und dann schäumte er vor Wut, daß da Gott vor sein mochte, aber das alles dauerte nicht lange. Er schrie sich satt, wurde noch gelber als gewöhnlich, und wenn's vorüber war, durfte man ihm alles sagen, es mochte ihn noch so schütteln, er sprach kein Wort. Er war gerecht. Wir Jüngeren liebten ihn nicht sonderlich. Aber die älteren Bauern sagten zu uns immer: Macht euch nichts daraus, daß er schreit. Von zwei Hunden ist immer der besser, der laut bellt. Und sie hatten recht. Unser Gutsherr hatte nie jemand gekränkt, er plagte seine Leute nicht, aber das konnte ich erst später verstehen. Vorläufig wußte ich nur eins, nämlich daß unser Olszewski ein boshafter Teufel war, und ich fürchtete mich vor ihm wie vor dem Feuer. Ich hielt mich fern von ihm, aber wie zum Possen fügte es sich stets, daß, je ferner ich mich von ihm hielt, er sich stets mehr an mich heranmachte. Stets hatte er mir etwas am Zeug zu flicken, stets etwas an mir auszusetzen, und wenn er mich packte, schimpfte er, was das Zeug hielt. Lange litt ich's geduldig, ohne zu mucksen. Und ich hätte mich wohl niemals gegen diese Behandlung zur Wehr gesetzt, wenn mein Olszewski nicht ‚übergesalzen‘ hätte. Er gab mir verschiedene Schimpfworte, aber letztens fing er an, mir besonders zuzusetzen, indem er mich Taugenichts und dumme Hopfenstange titulierte. Sobald er sich auf der Tenne zeigte und mich erblickte, ich mochte tun, was ich wollte, ich mochte vor ihm wie der Hase vor dem Hund entfliehen, er schrie gleich: ‚Ei, du Taugenichts! Ei, du dumme Hopfenstange!‘ Und eine Stimme hatte er, die war, seiner Person entsprechend, dünn, aber so kreischend und schneidend, daß sie sich anhörte wie eine Pfeife. So oft er also diesen Taugenichts und diese Hopfenstange hören ließ, fühlte ich, daß sich in mir das Eingeweide umdrehte.

Dumm mochte ich wohl sein, aber nur für ihn, nicht aber war ich es unter den Meinigen. Sei es im Wirtshaus bei der Fiedel oder im Felde bei der schwersten Arbeit — es gab im Dorfe keinen Burschen, der es mit mir aufnehmen konnte. Galt es eine Arbeit oder ein munteres Spiel, ich war stets dabei. Und eine Kraft hatte ich, ich sag's Ihnen aufrichtig, nicht solche wie heute. Was keiner fertig brachte, dazu stellte man immer den Maciej hin. Und da kommt der und schimpft und schilt in einem fort ohne Grund. Na, denk' ich mir, das hab' ich satt; komme, was da will, ich muß ihm zeigen, daß ich kein solcher Taugenichts, keine so dumme Hopfenstange bin, wie er meint. Ich weiß nicht, ob ich's heute noch vermöchte, aber damals war es so, daß es bei uns kein Gefährt gab, welches ich nicht im Lauf aufhalten konnte. Wenn ich hinten anpackte, konnten die Pferde sich nicht von

der Stelle rühren, man mochte ihnen die Peitsche geben, soviel man wollte. Mit den Wagenpferden hab' ich's niemals versucht. ‚Du wirst noch die Kutsche entzweibrechen!‘ sagte der Kutscher immer, ‚und dann werde ich's für dich zu verantworten haben.‘

Es war einmal am Feiertag, da ließ mein Olszewski einspannen; er kommt heraus, setzt sich gemächlich in die Kutsche, schließt die Türe und wartet. Er hatte es aber gern, wenn die Pferde sich sofort in Bewegung setzten und zwar in scharfen Trab.

Ich aber stand gleich hinten, hatte die Beine richtig auseinandergespreizt, um mich festzustützen. Mit der einen Hand faßte ich mich bei der Seite, mit der anderen packte ich den Hinterteil des Wagens, und da hämmert mir das Herz zum Zerspringen, ich fürchte, vielleicht gelingt es mir nicht, solche wohlgenährte, fette Teufel festzuhalten. Und am schlimmsten ist der erste Ruck. Ich nahm alle Kräfte zusammen, die Pferde zogen an, daß es mir in den Gelenken knackte, sie zogen einmal und das zweite Mal an, konnten aber keinen Schritt von der Stelle kommen.

‚Vorwärts!‘ piepste es aus dem Inneren des Wagens, und da stand schon die Gnädige mit den Fräulein am Fenster, und sie schwenkten die Tücher.

‚Vorwärts!‘ piepste es zum zweitenmal, aber schon wütend.

Aber Wacho, der alte Kutscher, merkte, was da los war; als er daher sah, daß sich die Pferde bäumten und nicht von der Stelle konnten, gab er ihnen nicht die Peitsche, Gott behüte, er gab ihnen nicht die Peitsche, damit nicht ein Unglück geschehe, sondern er wandte sich zu dem Herrn um und sagte: ‚Wie soll ich vorwärts kommen, da Maciej von hinten den Wagen festhält?‘

Der Herr sprang auf wie abgebrüht, er bebte am ganzen Leibe, daß er kaum Atem holen konnte, wandte sich um und blickte mich an, das Wagendach war nämlich zurückgeschlagen, und grün war er über und über vor Wut, und er blickte mir in die Augen, und ich halte fest, und wie ich ihn einmal angeblickt, so wende ich den Blick nicht mehr ab, sondern sehe ihn unverwandt an; nur waren mir von diesem Halten die Adern angeschwollen, und das Blut trat mir ins Gesicht; wie ich aussah, weiß ich nicht, aber mein Herr betrachtete mich, betrachtete, und ich denke mir, Gott weiß, was er mit mir anfangen wird, er aber ... verstand offenbar ... Er schnürte nur die Lippen zusammen, lächelte und machte: ‚Bist du aber stark! Bist du aber stark! Nun, laß jetzt locker, Maciej!‘ Das war alles.

Ich ließ locker, die Pferde sprengten davon, ich fürchtete, daß sie den Wagen umstürzten ...“

Hier ließ Maciej sich erschöpft nieder. Die ganze Scene, wie er den Wagen festgehalten, hatte er vor uns mit größter Genauigkeit nachgemacht; den Arm in die Hüfte gestemmt, stand er da, hielt mit der anderen Hand den Wagen am Hinterteil fest, den die Pferde vergebens fortzuziehen sich anstrengten, blickte seinem Herrn drohend in die Augen, während seine eigenen Augen mit Blut unterliefen und seine Hände sich ballten.

Und wenn er jetzt in den plumpen, zerfetzten Schuhen, ergraut, gebeugt, halb abgemagert, wie er war, mir noch immer schön und furchtbar erschien, wenn jetzt noch seine Augen Blitze sprühten, wie mußte er erst damals ausgesehen haben, da er vor seinem Herrn stand, um seine Menschenwürde zu verteidigen! —

„Seit jener Zeit“ — fuhr Maciej nach einer Weile fort — „war mein Herr wie umgewandelt. Das kam freilich nicht sogleich; zunächst wich er mir aus, und obgleich er nicht mehr schimpfte, so gab er mir doch kein gutes Wort. Na, denk' ich bei mir, jetzt wird's noch schlimmer werden, denn gewiß führt er etwas wider mich im Schilde, woran ich mein Leben lang denken werde. Aber nein, er fing bald an, mich allemal anzureden und immer gütig, immer freundlich, und noch war kein Jahr vorüber, da stand ich schon in höchsten Gnaden bei ihm. Wenn es galt, jemand irgendwohin zu schicken, sei es Geld zu überbringen oder die Gnädige und die Fräulein zu begleiten, immer nur Maciej und Maciej, kurz, er gewann mich förmlich lieb, und die ganzen Jahre, die ich noch im Edelhof verblieb, bekam ich kein kränkendes Wort zu vernehmen.

Aber doch kam die Zeit, an mich selber zu denken. Von selber hätte ich freilich nicht daran gedacht, aber ich wollte heiraten. Im

Edelhof ging's mir nämlich zu gut. Es gab da freilich Arbeit genug, aber auch an Lustbarkeiten fehlte es nicht.

So ein Erntefest zum Beispiel, wieviel Spaß bereitete es uns! Und im Wirtshaus, wenn unser Fiedler mal aufspielte, so zuckten sogar den Alten die Beine.

Und erst unsere Mädel! Hei, solche Mädel gibt's nicht in der ganzen Welt. Hier zum Beispiel, — hat sich hier jemals auch nur eine einzige gezeigt, die den unserigen ähnlich wäre? Was?

Oftmals, wenn man hinkommt, sind sie schon versammelt und sehen aus wie die Blumen, wie die Lilien selber. Und wenn du hörst, wie sie kichern: Chi, chi, chi! Chi, chi, chi! wie hinter den Schürzen ihre Äuglein blitzen, dann weißt du selber nicht, wie dir zu Mute ist, und es schallt nur so: ‚Hu, ha! ihr Burschen, auf, daß es Funken sprühe! Und du, Spieler, spar' die Fiedel nicht! Hol' kräftig aus mit dem Bogen, daß es kracht!'"

Maciej mochte Lust haben, das Tanzbein zu schwingen, denn das „Hu, ha!" kam mit einer Gewalt aus seiner Brust, daß es uns in den Ohren dröhnte. Aber eine geringschätzige Bemerkung des Schusters kühlte ihn ab: „Wie? die decken sich die Gesichter mit den Schürzen zu? Gewöhnliches Volk!"

„Gewöhnliches Volk?" gab Maciej pikiert zurück. — „Natürlich, da ist's nicht wie bei den Stadtleuten, wo man dir gleich alles nackt unter die Nase hält. Ach, schweigen Sie bloß still. Also unter allen diesen Dirnen gefiel mir am besten ..."

„Ein Käthchen?" warf der Schuster dazwischen.

„Nein, just Mariechen hieß sie. Das war Ihnen die erste unter allen Dirnen des Dorfes, und obgleich sie allein im Hause schaltete, da sie keine Mutter hatte, so war sie doch ordentlich, arbeitsam, ein blitzsauberes Mädel. Im Felde war sie stets allen voran, ragte stets allen über die Köpfe. War ein stämmiges Mädel, gut ausgewachsen und rot wie der Mohn im Garten, wie die Kirsche in der Sonne. Und kernhaft war sie am Leibe, sage ich Ihnen, das ist gar nicht zu beschreiben."

Der Schuster triumphierte. Dieser Bauer hatte offenbar nicht die geringste Ahnung von den Anforderungen des einfachsten städtischen Anstandes. Herr Swiatelka hörte mit unverhohlener Ironie zu, und Maciej fuhr fort: „Mit einem Worte, ein Mädchen wie eine Rübe. Natürlich machte ich mich an das Mädel heran, und auch sie schien nicht abgeneigt zu sein, denn sie machte immer solche Augen und tanzte am liebsten mit mir. Na, denk' ich mir, ich will mal genau nachsehen, wie die Sache steht. Einmal am Sonntag gegen Abend paß' ich auf, wie sie zum Tanzen geht, und da mußte sie an einer gewissen Stelle über den Zaun setzen. Ich stellte mich dorthin und steh' und warte. Endlich hör' ich, sie geht; die konnte man nämlich von ferne hören, wenn sie ging. Kommt an den Zaun, hebt die Beine gehörig auf, plumps, ist sie auf der anderen Seite, und wie sie schon herabspringen will, da konnte ich's nicht länger aushalten, ich sprang hinzu, und, hops! da hatte ich sie schon gepackt; und, sehen Sie, es gibt ein Liedchen, das schließt so:

> Mädel, bleib steh'n ein Weilchen
> Und reich' mir doch dein ...

Ich singe mir also dieses Liedchen, halte das Mädel fest und will sie küssen. Aber noch hatte ich das Wort, welches hingehört, nicht ausgesprochen — man sagt nämlich: Und reich' mir doch dein Mäulchen! —, da klatscht sie mir schon eins über die Nase, daß es mir dunkel vor den Augen wird; ich hatte noch keine Zeit, mich zu besinnen, und da setzt es schon wieder eins auf der rechten und gleich wieder eins auf der linken Backe: ‚Hier hast du Mäulchen! Hier hast du Mäulchen! Dummer Bub', vertrackter! Nimm dich in acht! Scher dich zum Teufel!' schreit sie und haut und haut wie mit dem Waschbläuel übers Wasser. Ich war außer mir und fühlte nur, daß mir die Backen anschwollen von diesem Klatschen. Endlich hörte sie auf, setzte sich auf den Zaun hin und fing erst recht an, mir zuzusetzen: ‚Hätte ich von Euch eine solche Schmach erwartet, Maciej? Bin ich etwa die erste beste und nicht eine Großbauerntochter, bin ich etwa eine Hofgängerin oder eine Herumläuferin, daß Ihr den Weg zu mir über den Zaun gefunden habt?'

Na, wie sie mir das sagte, merkte ich gleich, was sie meinte, aber da ich noch nicht ganz zu mir gekommen war, entschlüpfte es

mir: ‚Was denn?‘ Sie aber war sofort wieder Feuer und Flamme. ‚Was denn? Was denn?‘ schreit sie. ‚Seid Ihr ein kleines Kind und nicht ein erwachsener Knecht? Seht mal diesen Schlaumeier an, der macht sich ans Courschneiden und weiß nicht, wie man zu einem anständigen Mädel gelangt! Durch die Eltern, dummer Kerl, durch den Vater! Wenn Ihr ein Schafskopf seid, so laßt es Euch sagen.‘

Damit hatte sie mich so beim Kragen gepackt, daß ich hätte heulen mögen.

‚Und werdet Ihr mich annehmen?‘ fragte ich.

‚Seid Ihr denn schief oder lahm, oder kennt Euch mein Vater nicht?‘

‚Und du selber, Mariechen?‘ fragte ich noch.

‚Na, ich; natürlich, wenn der Vater befiehlt ...‘

Ist das aber ein gutes Mädel, dachte ich bei mir. Ich hätte schon auf ihren Zorn nicht geachtet und sie abermals umschlungen, aber da kam jemand; sie sprang hinunter und eilte zum Tanzen, und ich ging nach Hause, denn meine Backen waren aufgelaufen wie die städtischen Semmeln. Am zweiten Tage ging ich zu den Eltern und sagte ihnen so und so, sie sollten gleich Brautwerber hinschicken. Die wunderten sich, warum ich es so eilig hatte, aber ich beharrte dabei, sie gaben nach. Das schlimmste war nun mit dem Herrn. Aber da war nichts dagegen zu machen, ohne seine Erlaubnis durften wir nichts anfangen. Ich ging zu ihm und bat, er behandelte mich recht freundlich, entließ mich aus dem Dienst, gab mir gleich bestellten Acker und machte mich zum Besitzer einer Bauernwirtschaft von zwanzig Morgen.

Wir gingen zum Pfarrer und hielten eine Hochzeit, wie sie die ältesten Leute nicht gesehen hatten, denn die beiden Eltern waren wohlhabend, und was das Trinken anbetrifft, so spendierte der Herr reichlich, und Tänze gab's ohne Ende.“

Hier brach Maciej plötzlich ab.

„Eigentlich habe ich nur die sieben Jahre gelebt in der Welt, da ich mit meinem Weib zusammen war,“ fing er nach einer Weile wieder an, aber er sprach langsam, jedes Wort gleichsam abmessend. „Mariechen war ja ein seltenes Mädel, aber als Weib war sie noch besser. Fast jedes Jahr freilich, gegen Weihnachten, mußte sie ins Kindbett, aber es gab gar keine Scherereien davon, denn sie wäre im stande gewesen, drei auf einmal zu stillen. Und Knaben waren es alle und ein jeder mir ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem anderen.“

Die Wehmut, die jetzt in Maciejs Stimme tönte, und die Pausen, die er jedesmal machte, verkündeten das nahe Ende der fröhlichen Erzählung.

Jetzt schwieg er, und wir fühlten, daß der goldene Faden seines Lebens abriß. Uns beschlich eine Sehnsucht nach diesem verlorenen Leben, und wir spiegelten uns selber die Hoffnung vor, daß wir wenigstens noch eine Weile lang ein lustiges Lachen vernehmen, auf die Fortdauer eines friedlichen Daseins blicken würden. Doch Maciej ließ den von Erinnerungen aufgewühlten Kopf auf die breite Brust sinken und saß düster und schweigend da, als haschte er nach dem letzten Glanz der unwiederbringlich entschwundenen hellen Tage.

Draußen wütete das Schneegestöber, und durch die tiefe Stille, die jetzt im Zimmerchen herrschte, tönte das Heulen des Windes. Ein lautes Stöhnen ließ sich vernehmen, die Fensterrahmen krachten, als müßten sie aus den Angeln fliegen. Maciej erhob das Haupt und sagte, gleichsam einen stillen Gedanken vollendend: „Und bis heute wäre vielleicht alles beim Alten geblieben, wenn nicht dieses Verhängnis ... Wenn nicht dieses Verhängnis —“ wiederholte er langsam, während wir unwillkürlich näher an ihn heranrückten.

„Sogleich wie der Sturm* losging, fing in unserem Dorfe ein anderes Leben an. Alle kräftigeren Burschen verschwanden. Auch ich wäre mit fortgegangen, aber der Herr sagte: ‚Nein, was man dort zu machen hat, wird auch ohne dich geschehen, du kannst hier vonnöten sein.‘ Na, er wußte ja besser als ich, was nötig war, so blieb ich daheim. Aber anfangs dachten wir, ich und mein Weib, wozu hat er mich eigentlich hier behalten, da ich wochenlang müßig dasaß; da plötzlich, einmal in der Nacht, schon kurz vor Morgendämmerung, entstand ein Ge-

* Der polnische Aufstand von 1862.

tümmel im Dorfe. Es zeigten sich einige Reiter, die Leute rannten hin und her, und noch waren keine zwei Vaterunser vorüber, da hieß es schon: ‚Sie kommen, sie kommen!‘ Die Kunde verbreitete sich rasch, Gott allein weiß wie, gleichwie ein Schrei. Alles, was lebte, war sogleich auf den Beinen und strömte auf die Straße hinaus. Nur wenige hatten Zeit gehabt, sich notdürftig zu bekleiden.

Damals ließ Herr Olszewski mich rufen.

Seit jener Zeit hatte ich genug zu tun, selten traf es sich, daß ich zu Hause übernachtete. Ich kannte die ganze Gegend auf zehn Meilen hinaus; wo man also etwas brauchte, war die Reihe an mir. Mit und ohne Brief, zu Pferd und zu Fuß — genug, ich rannte Tag und Nacht umher. Bald brachte ich einen hin, bald her, oder ich geleitete jemand hinüber. Oft, wenn ich nur ankam und mich hinsetzte, um das Abendbrot zu verzehren, klopfte schon der Herr ans Fenster. Also ein Stück Brot und Käse in den Beutel, und los ging es. Nur das Weib weinte still im Winkel und verfehlte selten eine Messe. Aber Gott schirmte mich. Reiten tat ich nicht gern, denn die Pferde hielten nicht lange unter mir aus, zu Fuß dagegen war's mir immer leichter ...

So verging ein halbes Jahr. Ich weiß noch, wie ich das letzte Mal vom Wege zurückkam. Ich hatte einen Sumpf im tiefen Walde durchschritten, den nur unsere Bauern passieren konnten. Ich kam und blieb daheim sitzen, einen Tag, den zweiten Tag, niemand ließ mich rufen. Ich sitze den dritten Tag, kein Mensch zeigt sich.

Was, zum Teufel, sollte der Herr etwa krank sein? Ich frage die Dienerschaft. ‚Nein,‘ sagen sie, ‚er geht herum, fährt sogar aus, ist aber sehr mißmutig, denn er hat sogar zu schelten aufgehört.‘ Ich frage: ‚Hat er nicht etwas an mich bestellen lassen?‘ ‚Nein,‘ sagt man. Was kann da sein? Ich zerbreche mir vergebens den Kopf. Mein Weib, wie gewöhnlich ein dummes Weib, ist es zufrieden. ‚Ach,‘ sagt sie, ‚du hast dich ans Herumlaufen gewöhnt, so ist es dir daheim nicht mehr lieb.‘ Wie ich aber sage: ‚Halt's Maul, Mariechen, sonst schließ' ich dir's,‘ da merkt das Weib, daß ich nicht spaße, und schweigt lieber still.

Aber am vierten Tage hielt ich's nicht länger aus. Ich zieh' mich also an und geh' in den Edelhof. Und obgleich ich dieses halbe Jahr hindurch ohne Anmeldung zum Herrn ins Zimmer eintreten durfte bei Tag und bei Nacht, ging ich diesmal doch zuerst in die Küche, um ihm sagen zu lassen, Maciej sei gekommen.

Er läßt mich rufen, ich komme, verneige mich, und er sieht in der Tat sehr mißmutig aus, geht umher wie abgebrüht, wühlt in den Papieren herum, und während er mit mir spricht, schaut er mich gar nicht an. Früher dagegen blickte er mir immer gerade ins Auge, und was er auch sagte, ich verstand's im Nu. Jetzt war er ein ganz anderer.

‚Na, gut, gut, Maciej, was bringst du Neues?‘ sagt er.

Ich höre und staune, denn was kann ich ihm Neues bringen? Aber da er fragt, so antworte ich: ‚Ich komme, ob's nicht für mich einen Weg gibt, gnädiger Herr.‘

Und er wieder in derselben Weise: ‚Gut, gut, ich dachte eben daran. Ich wollte dich rufen lassen, du sollst diesen Brief ins Nachbardorf tragen.‘ Er setzte sich, schrieb den Brief und reichte ihn mir.

Das schien mir freilich verdächtig, denn im Nachbardorf gab es keine solche Geschäfte, aber ich denke mir, wie soll ich denn alles wissen, und obgleich mir dieser Weg nicht ganz behagte, wurde ich doch munterer.

Ich sputete mich, kam zurück und fragte, wann ich wiederzukommen hätte.

‚Ah!‘ macht er, ‚jetzt wird es gewiß nicht so bald etwas Dringendes geben; wenn's was gibt, laß ich dich rufen,‘ und wieder blickt er mich nicht an. Ich war betroffen, denn ich wußte, daß er selber nicht ruhte und auch andere herumschickte, aber ich wage nicht zu reden, ich geh' heim und warte.

Es vergingen wieder einige Tage, von dort zeigte sich niemand. Ich verließ die ganze Zeit meinen Hof nicht, denn ich hatte genug zu tun, um die inzwischen vernachlässigte häusliche Arbeit nachzuholen.

Am Samstagabend ging ich ins Wirtshaus. Ich mußte an einer Gruppe von Nachbarn vorbei, die an einer Ecke neben einer Hütte standen und mich nicht sobald bemerkten. Ich hörte von der Ferne, wie

sie sich laut unterhielten, aber wie sie meiner ansichtig wurden, schwiegen sie plötzlich still, keiner gab einen Laut von sich, nur blickten sie einander seltsam an, und einer beantwortete brummig meinen Gruß. Na, ich denke mir, vielleicht haben die untereinander was Geheimes, und gehe meinen Weg, was geht's mich an?

Ich komme ins Wirtshaus, dieselbe Geschichte. Dort ging's lebhaft und fröhlich zu, denn da es vor den Feiertagen war, saßen mehrere Bauern beim Glase Bier oder Branntwein. Wie ich eintrete, blicken sie nur auf und schweigen still wie auf Kommando.

Ich tue indessen, als merkte ich nichts, trete näher, setze mich nieder und laß was anschaffen, aber die Leute reden mit mir wie mit einem Fremden. Was soll das heißen, bei Gott?

Vielleicht darum, weil ich dem Herrn diene? Aber das wußte ja auch früher ein jeder, und man wußte auch, daß ich, zwar unter seiner Hand, doch ganz jemandem anders diene. Aber man betrug sich früher nicht so. Da muß wohl ganz was anderes im Spiele sein. Ich ging betrübt nach Hause.

Aber Mariechen merkt gleich, daß da etwas los sein mußte, und fängt gleich an in mich zu dringen: ‚Was bist du so, mein Lieber?' und dies und jenes, wie gewöhnlich ein Weib. Wie sie so anfängt, mich auszufragen, und wie ich merke, daß sie selber glaubt, Gott weiß was, sage ich ihr, die Leute sind jetzt anders zu mir, und warum? das weiß ich nicht, das ist alles. Und ich erzähle ihr, wie es war. Wie ich das Wort ausspreche, klatscht mein Mariechen in die Hände, und: ‚Ich weiß,' sagt sie, ‚ich weiß ganz genau, weswegen das ist, nicht anders, nur wegen dieses Lumpen, des Mateusz, ist es.'

Mateusz, das war mein älterer Bruder, und obwohl die Leute sagen, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, so traf das diesmal nicht zu. Weder unsere Väter noch unsere Großväter waren so. Der war einfach ein Halunke.

‚Wieso wegen des Mateusz?' fragte ich.

‚Ei natürlich, man spricht schändliche Dinge von ihm, freilich weder mir noch unseren Leuten in die Augen, aber ich sowohl als die Alten haben gehört, wie die Leute redeten: Beide, sagten sie, haben sich aufs Überlaufen verlegt, aber sie laufen beide auf verschiedenen Seiten, der eine da und der andere dort.* Und andere fügten hinzu: Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Was Maciej im Edelhof erfährt, verkauft der andere Bruder dem fremden Kolonisten oder dem Pächter. Der eine schneidet die Ähren, und der andere bindet Garben. Na, und noch vieles andere ...' Aber ich hörte nicht weiter, die Haare standen mir zu Berge.

‚Warum hast du dies bisher nicht gesagt?' schreie ich und erhebe schon die Hand. Aber Mariechen übergoß mich wie mit kaltem Wasser. ‚Was?' rief sie, ‚hast du Tollkraut gefressen? Was nur brüllst du wie ein Besessener? Ich wollte ein vernünftiges Wort mit dir reden, aber da hießest du mich ja das Maul halten. Bist du von Sinnen oder was?'

Ich war einer Ohnmacht nahe; als hätte man mir die Füße abgeschnitten, konnte ich nicht stehen, die Knie bebten unter mir.

Aber, Jesus! Das kann ja gar nicht wahr sein. Und wenn auch, was kann ein Bruder für den anderen? Sogar für seinen Sohn ist ja ein Vater nicht verantwortich. Ich lag da, und verschiedene Gedanken gingen mir durch den Kopf, die ganze Nacht tat ich kein Auge zu. Morgens wollte ich in die Kirche gehen, mein Gebet verrichten, vielleicht würde mir Gott helfen.

Wie ich in die Kirche gehe, halte ich mich nirgends auf, sehe niemand an. Ich betete während der ganzen Messe, dann wurde ich ruhiger und beschloß, zum Bruder zu gehen und auszuforschen, was und wie er's trieb.

Aber am Schlusse des Gottesdienstes merkte ich wieder, daß die Leute sich nach mir umsahen und mich wie ein wildes Tier betrachteten. Nach Hause ging ich über den Kirchhof, und als ich an den Knaben vorbeikam, klang ein so böses Wort an mein Ohr, daß ich wieder die Beine unter mir wanken fühlte ... Herr Gott im Himmel, rette mich, dachte ich bei mir und wagte nicht die Augen aufzuschlagen.

Zu Hause fand ich den Vater; ich sag' ihm alles: der hat Schmach und Schande

* Als Verräter, auf seiten des Feindes.

über uns gebracht, ich will hingehen und ein Wörtchen mit ihm sprechen.

‚Das wäre längst schon nötig gewesen,‘ sagt der Vater, ‚aber sei vorsichtig, der Teufel mag erraten, was er dir noch antun kann.‘

‚Nichts Schlimmeres, als er bereits getan hat,‘ sage ich und gehe. Ich bekreuzte mich und besprengte mich mit Weihwasser auf den Weg. Marie mußt’ ich anschreien, denn die klammerte sich an mich wie der Betrunkene an einen Zaunpfahl: ‚Geh’ nicht, geh’ nicht, mögen ihn die Hunde fressen, schließlich erfahren doch die Leute, daß du nichts mit ihm gemein hast!‘ Ich macht’ mir nichts daraus, ging hin, grüßte und fing gleich zur Sache an.

‚Hab’ ein Anliegen an Euch, Mateusz, möchte mit Euch reden,‘ sage ich.

‚Na, so sprich,‘ antwortet er.

‚Die Sache ist so, daß ich mit Euch unter vier Augen ausführlich und zwar auf der Stelle sprechen möchte.‘

Er wurde verwirrt und schien etwas zu ahnen, denn er sagte: ‚Gehen wir in den Hof.‘

‚Im Hof paßt es mir nicht, da geht alle Welt vorüber, wirft einen Blick hinein, gehen wir ins Feld,‘ sage ich.

Aber er schien was zu merken und sagte: ‚Gut, gut,‘ er wolle nur zum Nachbar hinüber, dann wollten wir hinaus ins Feld.

Er kehrte auch gleich zurück, und wir gehen hinter die Tenne ins Feld, wo bald auch schon der Wald begann. Gleich hinter der Scheune zeigte sich der Nachbar, der hieß Walek, auch ein unangenehmer Kerl, ein Busenfreund meines Bruders. Als dieser ihn bemerkte, lächelte er unheimlich, mich überlief es kalt; offenbar haben die Leute recht, denk’ ich mir und kann kein Wort sprechen, denn Walek geht mit uns.

‚Na, Maciej, so sprich doch, was du auf dem Herzen hast,‘ sagt Mateusz und blickt mich selbstsicher und höhnisch an.

Mir wurde noch unangenehmer zu Mute, ich ging noch trübseliger neben ihnen daher, bis wir in den Wald kamen. Dort fing mein Bruder ganz keck an, ich weiß noch heute ein jedes Wort genau: ‚He, du wolltest mit mir über was sprechen, aber ich sehe, daß ich den Anfang machen muß. Siehst du, vielleicht ist es besser, daß du zu mir gekommen bist, ich kann dir einen guten Rat geben. Ich sehe, du machst keine guten Geschäfte bei deinem Umherlaufen, denn wie ich höre, rennst du wie ein Hund beim Edelhof herum. Ich will dir ein Geschäft anraten, bei dem du mehr als auf ein und auf zwei Jahre Gewinst einsacken kannst. Der fremde Kolonist, der da in der Kolonie wohnt ...‘

Mehr hörte ich nicht, er aber muß mich wohl nicht angeschaut haben, sonst hätte er das Weite gesucht ... Mir schoß das Blut zu Kopfe und entfloh gleich zurück, schoß wieder einmal empor, und ich brüllte auf wie ein wildes Tier, und ich sprang auf ihn los ... Sprechen konnte ich nicht, aber ich hatte eine schreckliche Kraft in mir ... Ich drehte ihm beide Hände wie Bindfäden nach rückwärts, packte ihn mit der Linken und schleuderte ihn empor, den Walek packte ich bei der Hand und drückte ihn, daß die Knochen krachten, er aber stand da wie leblos, wie versteinert ...

Ich ließ ihn los, zog das Messer, welches ich damals stets im Stiefelschaft bei mir trug, und steckte es dem Walek in die Faust. ‚Schlag’ hier zu!‘ rief ich, indem ich den Mateusz mit der linken Seite ihm hinhielt ...

Er mußte zuschlagen ... das Messer war geschliffen, drang bis zum Griff hinein ... das Blut schoß in einem Strahl empor.

Tags darauf wurde ich ergriffen.

‚Du ...?‘ fragt man mich.

‚Ich!‘

‚Warum?‘ fragt man weiter.

‚Für dies und das,‘ antworte ich und erzähle. Weiter fragte man mich nicht ... Ich bekam lebenslänglich ...“

* *
*

Ich blickte Maciej an, er war blaß wie eine Leiche, blässer als die weiße Wand, bei der er saß, er fuchtelte nicht mit den Händen umher, nur seine Finger bewegten sich konvulsivisch. Ich bedauerte, daß ich ihn gezwungen, die entsetzliche Scene noch einmal durchzuleben, und während ich mir dies vorwarf, blickte ich in seine Augen: ich war betroffen, seine Augen waren rein und lauter wie Quellwasser, schuldlos und friedlich wie Kinderaugen. — —

Draußen wüteten die Nordstürme, ein wildes Schneegestöber tobte und raste. Es war mir schaurig zu Mute, als ich das einsame Ufer der Lena entlang durch die öden Gassen des armseligen Städtchens heimkehrte. Die rasenden Windstöße widerhallten in den Tiefen des das Tal umgebenden Waldes mit entsetzlichem Gestöhn, von welchem gepeitscht ich rasch durch die Schneehaufen dahineilte. Allein auch zu Hause verbrachte ich die Nacht unruhig. Der Sturmwind heulte noch schauriger um die Wände, der Wald stöhnte noch trauriger. Und so oft ich mich ermüdet vom Bett aufraffte, die brennende Stirn an die erfrorene Fensterscheibe legte und diesen wilden Tönen lauschte, glaubte ich in dem aus dem Walde kommenden Stöhnen Maciejs flehentlich klagende Stimme zu vernehmen: „O Allerhöchster, o Allerheiligster! Verzeih' uns Sündigen!“

Die vorstehende, aus dem Polnischen übersetzte Novelle wird hier zum erstenmal in deutscher Sprache dargeboten; den Lesern werden deshalb ein paar über den Verfasser, seine menschlichen Schicksale und seine literarische Bedeutung unterrichtende Worte willkommen sein. Wir haben zu diesem Zweck die Übersetzer um ein kurzes erläuterndes Nachwort gebeten, das hier seinen Platz finden möge:

Adam Szymanski bildet in der modernen, an hervorragenden Talenten so überaus reichen polnischen Novellistik eine höchst eigenartige Erscheinung. Er ist der Dichter des Heimwehs. Dieses Gefühl hat in seinen Schöpfungen den wundervollsten, tiefsten und ergreifendsten Ausdruck gefunden. Das Heimweh ist ein Motiv, welches in der polnischen Poesie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts wohl häufiger auftritt als in jedem anderen europäischen Schrifttum. Ihm ist eine der schönsten Novellen von Sienkiewicz, der berühmte „Leuchtturmwächter“, gewidmet. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Heimatlande bildet auch das Grundgefühl, welches tief und wehmütig das große Nationalepos der Polen, „Pan Tadeusz“ von Adam Mickiewicz, durchweht. Doch für keinen wurde sie ein so eingreifendes, das ganze Sein beherrschendes Erlebnis wie für Adam Szymanski. Ihn hat die Sehnsucht recht eigentlich zum Dichter gemacht. Als er im Jahre 1879, damals siebenundzwanzig Jahre alt, nach dreizehnmonatiger Haft im X. Pavillon der Warschauer Citadelle auf unbestimmte Zeit nach Sibirien verbannt wurde, da hatte er sich nur erst als Publizist und Verfasser einiger kulturhistorischer Abhandlungen bekannt gemacht. Während seines vierjährigen Aufenthaltes in Jakutsk, dann in Kirensk an der Lena und in Balagansk an der Angara wandte er sein liebevolles Interesse der jakutischen Bevölkerung zu. Über sie schrieb er in russischer Sprache eine größere ethnographische Abhandlung, mit deren Inhalt der Berner Geograph Professor Petri das deutsche Publikum durch einen Aufsatz in Petermanns Geographischen Mitteilungen bekannt machte und infolge welcher die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft den politischen Sträfling Adam Szymanski zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannte. Erst 1886, nachdem ihm Loris-Melikow die Wiederkehr nach dem europäischen Rußland gestattet hatte — die polnischen Provinzen blieben ihm auch ferner verschlossen —, gab er den ersten Band seiner „Sibirischen Skizzen“ heraus, der ungeheures Aufsehen machte; fünf Jahre später erschien der zweite Band, der mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Über Sibirien, besonders über das dortige Leben der politischen Verbannten, war ja unsäglich viel geschrieben worden. Aber hier vernahm man einen nie zuvor gehörten Ton. Szymanski bot keine „interessanten Schilderungen“, die die Neugierde befriedigten oder Gruseln erregten. Er erzählte nur die Schicksale mancher seiner Leidensgenossen in schlichter Weise, meist mit ihren eigenen Worten. Er besitzt ein wunderbar feines Gehör für die Sprache der verschiedensten Volksklassen, Temperamente und Individualitäten. Der furchtbare Schmerz hat ihn nicht gebeugt und nicht verbittert, sondern im Gegenteil sein Herz groß gemacht und allen Groll daraus getilgt, dagegen ihm ein fast hellseherisches Verständnis für die seelischen Leiden seiner Nächsten verliehen. Die Grundstimmung, aus der alle seine Novellen herauswachsen, ist ein Pantheismus des Schmerzes und der Liebe, ein tiefes Mitgefühl für die Leiden aller Menschen, sowohl der Urbewohner Sibiriens im Kampfe gegen eine grandiose und unbarmherzige Natur, als auch der dorthin verbannten Europäer im Kampfe gegen ein ehernes Schicksal. Das Heimweh, welches in allen seinen Novellen durchklingt, hat einen ergreifenden Ausdruck in den Skizzen „Srul aus Lubartow“ und „Zwei Gebete“, einen schauerlich erhabenen in der Novelle „Kowalski, der Tischler“ gefunden, von denen die erstgenannte nicht weniger als zehnmal ins Deutsche übersetzt worden ist. B. W. S. und Ed. S.



Las Palmas.

Gran Canaria

Reiseeindrücke

von

Ad. Borgert

(Nachdruck ist untersagt.)



Es war an einem herrlichen Morgen eines der letzten Julitage vorigen Jahres, als unser Dampfer vor Puerto de la Luz, dem im Winkel zwischen der Isleta und dem Ismo de Guanarteme gelegenen Hafenorte von Las Palmas, den Anker in den Grund rasseln ließ. War auch das schöne, stolze Schiff mit seinem liebenswürdigen, weltgewandten Kapitän und seinen freundlichen Offizieren, die alle wetteiferten, für uns den Aufenthalt an Bord während der langen Fahrt möglichst angenehm zu gestalten, uns längst ein behagliches Heim geworden, so gab es doch kaum einen in unserem kleinen Kreise, der nicht von Herzen froh gewesen wäre, einmal wieder, wenn auch nur für flüchtige Stunden, diese enge Welt mit dem Lande zu vertauschen und hier gleichzeitig die Gelegenheit zu finden, eine der „glücklichen Inseln", wie die Alten die Canaren nannten, zu betreten. Hinzu kam noch, daß im Hafen die Kohlen und Proviantvorräte des Dampfers ergänzt werden sollten, und wer einmal in südlichen Breiten während des „Kohlens" an Bord geblieben ist, wird es ein zweites Mal so leicht nicht tun, wenigstens nicht, wenn er Gelegenheit hat, es anders zu machen.

Zu den ersten, die „landklar" an Deck erschienen, gehörte mein Freund M. und ich, wollten wir doch ein wenig mehr von der Insel sehen als nur Las Palmas. Da hieß es denn die Zeit nutzen. Nach einigem Hin und Her sind wir endlich mit einem der sonnengebräunten Bootsführer handelseinig,

die hier, wie so ziemlich überall, zunächst versuchen, von dem Fremden einen übermäßig hohen Preis herauszuschlagen. „Viel Vergnügen an Land!“ ruft uns, wie wir ins Boot hinabsteigen, unser Kapitän vom Deck aus nach und fügt, mit dem Finger drohend, hinzu: „Kommen Sie mir auch ja rechtzeitig wieder an Bord, meine Herren, vergessen Sie nicht, daß es heute nachmittag um fünf Uhr weitergeht!“ —

An der Mole gelandet, winken wir uns eine Tartana heran, und in schlankem Trabe rollen wir in dem leichten zweiräderigen Fuhrwerk, gegen den Sonnenbrand durch ein Verdeck geschützt, über den schmalen, sandigen Isthmus dahin, der etwa 5½ km entfernten Stadt entgegen.

Kann sich Las Palmas hinsichtlich der Schönheit seines Panoramas auch nicht mit Städten wie Neapel oder Genua, Palermo oder Lissabon messen, so ist doch das Bild, das es dem ankommenden Fremden bietet, ein äußerst anziehendes. Von den Bergen herab bis zum schaumumkränzten Gestade dehnt sich die Stadt, durch die flachen Dächer ihrer niedrigen weißen Häuser uns fast orientalisch anmutend. Nur läßt die Kathedrale mit ihren beiden Türmen, die in mächtigen Formen hoch das Häusermeer überragt, diesen Eindruck nicht voll aufkommen.

Der fortwährend dicht am Meeresufer sich entlang ziehenden Straße folgend, gelangen wir binnen kurzem geradeswegs in die Hauptstraße, die Triana, in welcher sich das Geschäftsleben konzentriert. Hier finden sich die elegantesten Läden, die Agenturen der großen Dampfergesellschaften, das deutsche Konsulat, Bankgeschäfte usw. Heute herrscht in der Stadt besonders reges Leben. Überall begegnen uns Gruppen englischer Soldaten, die teils zu Wagen, teils zu Fuß in der ohnehin nicht allzu breiten Straße für uns ein schnelleres Vorwärtskommen unmöglich machen. Sie sind mit den beiden mächtigen Truppendampfern von Südafrika gekommen, die, an ihren außenbords angebrachten großen Nummern als solche kenntlich, neben uns im Hafen liegen. Der langen Kämpfe müde, und froh, in wenigen Tagen die Heimat wiedersehen zu sollen, genießen sie jetzt nach Möglichkeit die Freuden des kurzen Aufenthaltes am Lande.

Für unsere weitere Fahrt nach dem Monte hinauf finden wir nach einigem Suchen ein gut gehaltenes zweispänniges Fuhrwerk. Wir passieren zunächst ein paar kleinere Straßen, dann eine schöne Alameda, wo unter hohen Bäumen schattige Sitzplätze zum Verweilen einladen. Nachdem wir sodann auf einer Brücke den Barranco de Guiniguada überschritten, der die Stadt in der Mitte durchschneidet, und in dem weiter oberhalb die das Trinkwasser für Las Palmas und seinen Hafen liefernde Fuente Morales entspringt,



Barranco de Guiniguada.



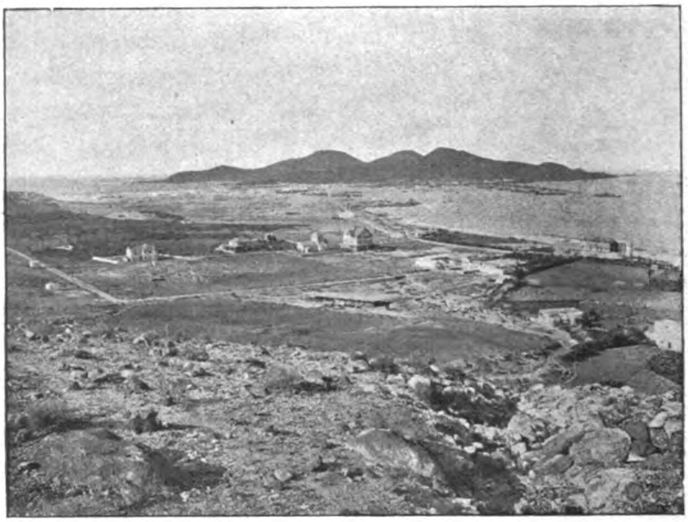
Bananenpflanzung bei Las Palmas.

kommen wir in den vornehmen Stadtteil. In diesem liegt an der hübschen Plaza de Santa Ana, dem Gebäude der Munizipalität gegenüber, die imposante Kathedrale. Sie wurde 1781 an Stelle der niedergerissenen früheren neu erbaut, ist aber nicht ganz vollendet — wie es heißt, um die von allen fertiggestellten Kathedralen nach Rom zu entrichtenden Abgaben zu umgehen. Auch unter den Privatgebäuden erblicken wir im Vorüberfahren manches ansehnliche Haus, bevor wir uns auf der ins Innere der Insel bis zu dem malerisch gelegenen San Mateo führenden, vorzüglich gehaltenen Landstraße befinden.

Ein belebtes canarisches Lebensbild bietet sich uns noch beim Verlassen der Stadt. Zur Seite der Straße, wo in einer steinernen Rinne Wasser, von den Bergen hergeleitet, zur Küste hinabfließt, sehen wir eine große Zahl jüngerer Frauen und Mädchen mit Waschen beschäftigt. Sie alle tragen weiße oder buntfarbige Kopftücher, unter denen die dunklen Augen munter hervorblitzen. Hochgeschürzt stehen die einen in dem Rinnsal, während andere an dessen Rande knien. Die Behandlung, die sie der Wäsche angedeihen lassen, ist nach unseren Begriffen keine sehr zarte und schonende. Hier sieht man mit kräftigem Schwunge das nasse Leinen klatschend auf Steine geschlagen, dort wird es auf rauhen Felsstücken gerieben. Würdig reiht sich diesem derben Verfahren die Art des Trocknens auf den stacheligen Agavenblättern an.

Draußen auf der Landstraße begegnen uns zahlreiche Landleute, die die Erzeugnisse ihrer Felder und Gärten zur Stadt bringen. Elastischen Schrittes kommen die Frauen vorüber, viele mit Körben auf dem Kopfe, aber dennoch hoch aufgerichtet trotz der oft nicht leichten Lasten; andere treiben Esel vor sich her, die mit ländlichen Produkten schwer bepackt sind. Neben dem knarrenden, ungefügen zweiräderigen Karren mit Tuffsteinblöcken aus dem nahen Steinbruche schreitet der Fuhrmann. Tief hat er zum Schutze gegen die blendende Sonne den breitrandigen Filzhut in die Stirne gerückt, im Gehen eines der eintönigen, an keine bestimmte Tonfolge gebundenen und für unser Ohr aller melodischen Reize entbehrenden Lieder der Canarios laut hinaussingend. In scharfem Trabe naht jetzt auf einem Maultier ein Reiter. Seitwärts sitzt er in der Albarda, dem breiten Packsattel, und treibt sein Tier mit dem einzigen verrosteten Sporn, den er trägt, zu noch größerer Eile an.

Behaglich im Wagen zurückgelehnt, sehen wir die mannigfachen reizvollen Bilder an



Blick auf die Isleta und den Hafen Puerto de la Luz.

uns vorüberziehen, zu denen die Vegetation am Wegrande eine stimmungsvolle Umrahmung bildet. Neben weidenartigen, hohen Eukalypten, deren schmale Blätter silbern im Sonnenlichte glänzen, stehen feinästige Tamariskensträucher, hier von üppigen, fast baumartigen Formen. Hoch über ihnen wiegen im leichten Winde schlanke Palmen ihre Kronen. Dann zieht ein majestätischer Gummibaum unsere Aufmerksamkeit auf sich. Über dem starken niedrigen Stamme wölbt sich weit ausladend das mächtige dichte Laubdach, auf dessen lederartigen, blanken Blättern helle Sonnenreflexe blinken. Im dunklen Schatten hat sich ein junger Isleño mit Frau und Kind bequem zur Rast gelagert. Der von uns hinübergerufene Gruß wird mit einem freundlichen „a dios" erwidert. Welch traurige Figur spielt diesem Prachtbaum gegenüber das bei uns vielfach als Topfpflanze geschätzte gleiche Gewächs, dem man doch so viel liebevolle Aufmerksamkeit schenkt, daß das Erscheinen eines neuen oder der Verlust eines alten Blattes in der Familie der Besitzer als Ereignis besprochen wird. — Zwischen den Bäumen hindurch aber fällt der Blick auf ausgedehnte Bananenpflanzungen. Mit ihren vollentwickelten, schweren, noch grünen Fruchtbündeln verheißen sie dem Eigentümer reichen Gewinn, denn die wohlschmeckende Frucht der Canaren genießt auch auf dem europäischen Markte eines guten Rufes und wird in großer Menge dorthin ausgeführt.

Als sollte aber die Schönheit dieses Bildes durch den Kontrast noch mehr hervorgehoben werden, schließen es zur Rechten und zur Linken öde Bergrücken ab. Nur eine sehr lückenhafte Pflanzendecke aus niedrigen, meist blattlosen und stacheligen Sträuchern, in charakteristischen Steppenformen, überkleidet ihre trockenen Abhänge. Aber selbst des frischen Grüns entbehrend und nur in matten, graugrünen Farbentönen schimmernd, vermögen auch sie nicht, den stumpfen Farben des Untergrundes einen freundlicheren Ton beizumischen.



Im Barranco del Dragonal.

Wie vom Sonnenbrande versengt, erscheinen die Hänge, die

nicht allein ihrem allgemeinen Aussehen nach, sondern auch in ihrem ganzen Vegetationscharakter deutlich genug an die Nähe der afrikanischen Küste gemahnen. Doch wir sollen dieses alles noch mehr aus der Nähe kennen lernen.

Sonniger wird unser Weg, der weiße Staub der Carretera blendet das Auge. Jetzt geht es an einem Steinbruch vorüber. Er liefert den weißen Tuff, aus dem wir die vornehmeren Teile der Stadt erbaut finden. Die Arbeiter, die Cigarette im Munde, sind gerade damit beschäftigt, einige losgehauene Blöcke auf dem Rücken eines Maultieres zu befestigen, um sie hinaus an die Straße zu befördern.



Atalaya.

In schleifenförmigen Windungen zieht sich der Weg, mehr und mehr zur Höhe ansteigend, an dem Berghange zur Rechten empor. Aller schattenspendende Baumwuchs ist verschwunden, nur bestaubtes Tamariskengebüsch und niedrige Tabayben, ein jetzt blattlos stehendes Wolfsmilchgewächs, begleiten uns. Allein über das öde Berggelände gleitet das Auge immer wieder zur Tiefe hinunter und haftet mit Wohlgefallen an üppigen Bananenfeldern und aus Gruppen hochstämmiger Palmen anmutig hervorschimmernden Gehöften. Aus dem dunklen Grün leuchtet im Sonnenglanze eine kreisrunde, gelblich rote Fläche, nicht unähnlich einem großen Blumenbeet. Ihr heller Farbenton strahlt bei der Fülle von Licht nur wenig gedämpft von der nahen Wand eines weißgetünchten Hauses zurück. Es sind Maiskolben, die man hier auf einer jener gepflasterten Tennen zum Trocknen ausgebreitet hat, auf denen der Canarier zur Erntezeit das Korn mittels flacher, auf ihrer unteren Seite mit kleinen Steinen besetzter und meist von Rindern gezogener hölzerner Schlitten auszudreschen pflegt.

Bald ist die stärkste Steigung der Straße überwunden, und in der Höhe genießen wir in vollen Zügen die schon während des Anstieges zu einem erfrischenden Winde angewachsene Brise. Auch die Umgebung wird allmählich freundlicher. Zur Seite der Straße erscheinen wieder Bäume, Felder und Pflanzungen verschiedener Art, und je weiter wir der noch immerfort aufwärts führenden Carretera folgen, um so anziehender wird das Landschaftsbild, dem bald einzeln stehende, bald zu Gruppen vereinigte majestätische Palmen besonderen Reiz verleihen. Zurückblickend, sehen wir in der Ferne unter uns die von weißer Brandung umgürtete Isleta. Ihre sonnenbeschienenen Berge zeichnen sich in eleganten Linien gegen den tiefblauen Hintergrund von Meer und Himmel scharf ab. Deutlich erkennt man bei der Klarheit der Luft Puerto de la Luz und die im Hafen ankernden Schiffe.

Nach etwa einstündiger Fahrt erreichen wir das Dorf Tafira, dessen helle Häuser sich zu beiden Seiten der Straße entlang ziehen. Da der Ort selbst nichts Sehenswertes bietet, setzen wir ohne Aufenthalt unseren Weg fort. Jenseit des Dorfes jedoch fesselt uns noch für einige Augenblicke ein reizvoller Blick in den breiten und tiefen Barranco zur Rechten. Es ist der Barranco del Dragonal, derselbe Taleinschnitt, der weiter unten nacheinander als Barranco de la Ciudad und Barranco de Guiniguada bezeichnet wird.

Je weiter wir auf der jetzt nur noch gelinde ansteigenden Landstraße vorwärts kommen, um so stattlicher werden die Eukalypten längs des Weges, und um so grüner dehnen sich ringsum die Fluren. Wir haben hier das Gebiet des Monte erreicht, das wichtigste Weinbaugelände der Insel. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war dieser Teil Gran Canarias noch mit Buschwerk bedecktes ödes Hügelland; jetzt sind durch menschlichen Fleiß dort ertragreiche Rebpflanzungen geschaffen, aus denen überall die freundlichen Häuser der Besitzer oder ihrer Medianeros zu uns herübergrüßen.



Vor einer Wohnung in Atalaya.

Der Monte erfreut sich eines außerordentlich günstigen, von Extremen freien Klimas. Während unten in Las Palmas die Wärme nicht selten einen unbehaglichen Grad erreicht, genießt man hier oben, in einer Höhe von 400 m über dem Meere, fast immer eine herrliche frische Bergluft. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß dieser Teil der Insel zahlreichen und nicht immer nur kurz vorübergehenden Besuch erhält. Namentlich von England kommt mancher Leidende und Erholungsbedürftige hierher, um in einer mit allen Reizen des Südens ausgestatteten Natur Genesung oder Kräftigung zu suchen.

Von den beiden recht guten Gasthäusern des Monte wählen wir das kleinere und behaglichere, von einem englischen Wirte geführte Bella Vista-Hotel, in dessen wohlgepflegtem blütenreichem Garten wir zu kurzer Rast uns niederlassen. Wie wonnig ruht es sich im bequemen Madeirasessel unter den schattigen Bäumen, zwischen denen der Blick hinausschweift über die sonnige Landschaft, hinüber bis zu den rötlich strahlenden Bergzacken der Cumbre. Man bringt uns canarischen Rotwein. Es ist ein feuriger Trunk, fast zu stark bei der Wärme des Tages, und vorsichtigerweise mischen wir ihn, wie es auch der Einheimische tut, mit Agua de Firgas, einem vorzüglichen, kristallklaren Säuerling, der unfern bei Teror dem Boden entquillt. Bald ist auch das in Eile bereitete Mahl verzehrt, zu dessen Beschluß ein hoch mit Bananen und mit Trauben beladener Fruchtkorb erscheint; dann geht es zu Fuß durch die Weinberge zur nahen Caldera de Bandama. Ein dunkeläugiger Gärtnerbursche, nach Landessitte das Messer mit dem zierlich eingelegten spindelförmigen Griff, ein Produkt heimischer Industrie, im Gürtel, zeigt uns diensteifrig den Weg. In dem losen, aus schwarzer vulkanischer Asche bestehenden Boden sinkt der Fuß bei jedem Schritte ein. Kaum vermag man zu begreifen, wie dieser harte und trockene, von der Sonne durchglühte Grus, der in seinem Aussehen an fein zerkleinerte Coaks erinnert, die saftreiche Traube hervorzubringen im stande ist. Und doch gibt es schwerlich einen fruchtbareren Boden als gerade dies an Nährstoffen so reiche, durch seine lockere Beschaffenheit der Verwitterung so leicht zugängliche vulkanische Gesteinsmaterial. Das führen uns auch deutlich genug die üppig gedeihenden, jetzt am Ende des Julis mit schwellenden roten Trauben überreich behangenen Rebstöcke vor Augen, die, hier und da von der dunklen Laubkrone einer japanischen Mispel, eines Limonen- oder Feigenbaumes, überragt, weitum das hügelige Gelände übergrünen. Zweimal kreuzen wir auf unserem Wege kleine Schluchten.

In den feuchten, schattigen Niederungen findet auch der Kaffeebaum die ihm zusagenden Lebensbedingungen, und zwischen Lorbeer, Mandel und Pfirsich sehen wir ihn vereinzelt mit seinen roten kirschenartigen Früchten stehen. Den Grund der Tiefe bedeckt ein Dickicht von Schilf. Das kräftige Rohr dient in den Weinbergen zum Stützen der Reben, die man niedrig, dicht über der Erde ausgebreitet zieht, auf diese Weise den Boden vor übermäßiger Austrocknung schützend.



Blick in den Barranco de las Goteras.

Auf einem Feldweg links abbiegend, gelangen wir nach kurzer Wanderung an den Rand der Caldera. Sie stellt einen weiten, völlig geschlossenen Kessel von annähernd 2 km Durchmesser dar, dessen Boden sich bis zu einer Tiefe von reichlich 200 m unter den Randwall senkt. Aber nicht in einer starren, finsteren Natur treten uns hier die Wirkungen des Vulkanismus entgegen. Überall bekleiden Rebpflanzungen die Böschungen. Von ihrem Grün umkränzt, liegt mitten im Grunde ein Gehöft, eine Finca, und einzelne Häuser verstreut an den Hängen. Nur die Aschenmassen ringsum und die lebhaften Färbungen an den weiterhin uns entgegentretenden Felsabstürzen gemahnen uns an das Wirken der feurigen Kräfte in der Entstehungsgeschichte dieser Landschaft.

Zunächst galt es nun noch den Pico zu erklettern, einen steil sich über den Kessel erhebenden Bergkegel von 560 m Höhe. Wir hatten die ohnehin nicht allzu große Mühe des Aufstiegs nicht zu bereuen, denn von dem Gipfel bot sich uns ein herrlicher Rundblick: weit breitet sich unter uns, im Norden und Osten, in unabsehbare Fernen sich verlierend, das Meer, auf dem, klein wie Spielzeug erscheinend, mächtige Dampfer ihre einsame Straße ziehen. Aus der unendlichen blauen Flut steigen die Berge der Isleta auf, die von unserem Standpunkte aus fast wie ein der Insel vorgelagertes kleines Felseneiland erscheint. Da erblicken wir auch über den zur Küste abfallenden Hängen einen Teil der Stadt Las Palmas und überall Häuser und Häuschen, hier einzeln und verstreut, dort zu kleinen Ortschaften vereinigt, wie im nahen Tafira. Und lassen wir in entgegengesetzter Richtung das Auge hinüberwandern zu dem Grat der Cumbre, so bemerken wir nicht allzu fern unser nächstes Ziel, das Bergdorf Atalaya. Zu unseren Füßen aber, über den grünen Kessel der Caldera hinaus, dehnt sich weithin die lieblichste Gartenscenerie. Wie ein aus der Phantasie des Künstlers heraus geschaffenes ideales Landschaftsbild mutet uns das Ganze an mit seinem Wechsel von Berg und Tal, seinen über dem Teppich der Rebpflanzungen sich erhebenden Pinien, Palmen und Laubbäumen und den bald auf Hügeln thronenden, bald an den Hängen klebenden menschlichen Siedelungen.



Das Formen von Tongefäßen.



Beim Glätten der Tonware.

Zum Fuße des Bergkegels zurückgekehrt, schlagen wir den von hier nach Atalaya abzweigenden Pfad ein. Zur Rechten und Linken ragen die schlanken, kandelaberartigen Blütenschäfte der Agaven empor, die, mit den Ranken der Brombeere und vereinzelten Bäumchen der Tabayba gemischt, den ziemlich steil bergan führenden Feldweg einsäumen. Schon nach einer halben Stunde befinden wir uns dicht vor den Wohnstätten von Atalaya.

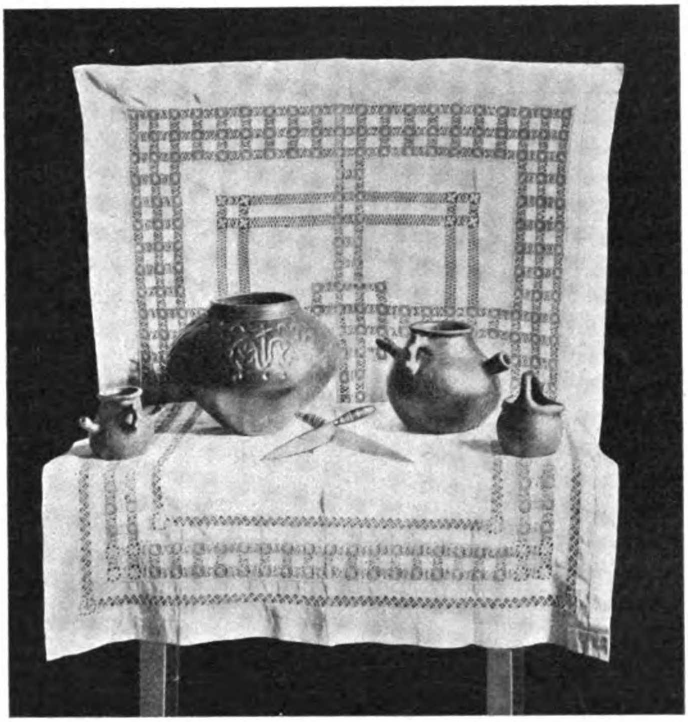
Wer, vielleicht durch den Wohllaut des Namens verleitet, sich das Dorf als eine freundlich im Grünen gelegene, aus sauberen Häuschen bestehende Ortschaft vorstellen sollte, würde hier eine arge Enttäuschung erleben, denn, was sich unserem Auge darbietet, sind mit nur wenigen Ausnahmen elende Höhlenwohnungen, die in dem weichen Gestein des Berghanges zur Rechten ausgearbeitet und durch eine die Türöffnung, selten außerdem auch noch ein Fenster aufweisende Wand verschlossen sind. Einst bildete Atalaya einen festen Punkt, eine Zufluchtsstätte der eingeborenen Bevölkerung Gran Canarias. An jene Zeiten erinnert auch heute noch ein alter Wachtturm, der, auf einer nahen Höhe gelegen, schon vorher unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Heute lebt hier abseits von den Verkehrsstraßen ein ärmliches Völkchen, kaum mit dem allernotwendigsten Hausrat versehen und sich sein kärgliches Brot durch die Verfertigung einfacher Tonwaren erwerbend, für die das nötige Rohmaterial in der Nähe des Ortes gefunden wird. Bei den Canariern erfreuen sich die Leute nicht gerade besonderer Achtung, und nur selten kommt es vor, daß ein Bursche aus einem anderen Orte sich ein Mädchen von hier zur Frau wählt oder, umgekehrt, eine Fremde sich nach Atalaya heimführen läßt.

An einem Steinbruch vorbei gelangen wir in das Dorf, wo wir gleich bei den ersten Wohnstätten Gelegenheit finden, ein paar Frauen bei dem Formen von Tontöpfen zu beobachten. Auf einem mit Tonstaub bestreuten ebenen Steine — der Gebrauch der Töpferscheibe ist hier nicht bekannt — kneten sie ihre Gefäße in derselben Weise, wie es in grauer Vorzeit ihre Vorfahren getan haben mögen, aus freier Hand unter beständigem Drehen auf der Unterlage zurecht. Zum Glätten besserer Stücke, die, rot gefärbt, mit ein wenig Glasur und auch



Brennofen und fertige Tonwaren.

wohl eingedrückten einfachen Ornamenten versehen werden, dient ein runder Stein. Außer Blumentöpfen, verschiedenen Arten von Schalen und Ähnlichem werden hier vor allen Dingen in mehreren Formen jene irdenen Wassergefäße verfertigt, wie man sie auf den Canaren neben hölzernen Fässern oder ursprünglich mit Petroleum eingeführten Blechbehältern überall zum Holen oder Aufbewahren des Wassers im Gebrauch findet. Zu verwundern ist, daß die zum Teil nicht unschönen runden Formen mit den äußerst primitiven Hilfsmitteln doch so gleichmäßig und genau hergestellt werden. Was das Brennen der geformten Stücke betrifft, so geschieht dies in turmartigen, aus Steinen aufgeführten Öfen; als Brennmaterial dient Holz und Reisig, ein seltener Artikel in dieser waldarmen Gegend.



Gewerbliche Erzeugnisse des Landes.

Erst weiterhin erlangen wir einen vollständigeren Überblick über die in leichter Rundung sich amphitheatralisch an dem Berghange aufbauende Ortschaft und erfreuen uns an dem Blick zur Tiefe hinab in den malerischen Barranco de las Goteras. Hier werden wir Zeuge einer für den Zuschauer höchst ergötzlichen Scene. Vor einer der untersten Behausungen sind zwei Nachbarinnen miteinander in Streit geraten, welcher nun in lauten, mit heftigen Gesten begleiteten Schmähreden hell auflodert. Wiederholt erscheint der Ehemann einer der Streitenden und führt die Widerstrebende ins Innere der Wohnung, aber, da die Feindin nicht schweigt, kommt sie, kaum von der Bildfläche verschwunden, auch gleich wieder hervorgeschossen, um nur nicht der verhaßten Gegnerin das letzte Wort zu lassen. Erst durch das Dazwischentreten des zweiten Ehemannes findet die Kampfscene ihr Ende. Das Ganze macht mit den überall von oben her zuschauenden Männern und Frauen fast den Eindruck eines Bühnenspieles unter freiem Himmel.

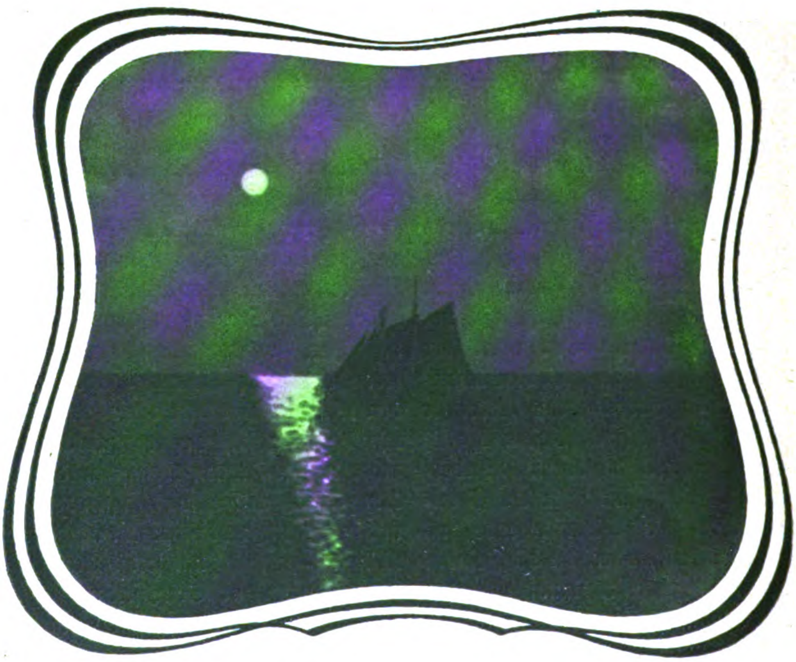
Bald auf schmalen, hart am Rande hinführenden Fußpfaden, bald über halsbrecherische Treppen auf und ab steigend, durchstreifen wir den Ort, auf Schritt und Tritt umgeben von Scharen zudringlich bettelnder Kinder, die sich hier nicht mit dem bescheidenen „Cuartito“ oder der „Perra chica“ begnügen, sondern schlankweg den wertvolleren englischen „Penny“ fordern. Neben den Kindern, mit denen die Bewohner Atalayas recht reich gesegnet scheinen, beteiligen sich auch die Frauen lebhaft an der Bettelei; kaum eine einzige, ob jung oder alt, läßt uns unbehelligt vorübergehen, während die Männer, zu stolz, um selbst Almosen zu erbitten, stumm zur Seite stehen.

Sehr überrascht waren wir, in einer der Wohnungen im Geschmack unserer norddeutschen Bauern mit großen Blumen bunt bemalte Teller zum Verkauf ausgestellt zu

finden. Auf unsere Frage nach ihrer Herkunft erzählte man uns, daß sie zu Schiff von einer „anderen fernen Insel" kämen. Die Prüfung des Stempels auf der Rückseite der Stücke ergab Lothringen als Ursprungsort; doch hatte die Eigentümerin dieser Herrlichkeiten, wie auch wohl kaum anders zu erwarten war, nie von diesem Lande gehört. Als wir ihr dann erzählten, daß Lothringen, wenigstens teilweise, zu Deutschland, unserem Vaterlande, gehöre, stellte es sich heraus, daß nicht nur der geographische Begriff, sondern selbst das Wort „Alemania" ihr vollkommen unbekannt war. Für sie war, wie überhaupt für den Canarier, der Fremde ein „Ingles", und damit hatte es sein Bewenden.

Gleich vor dem Dorfe führt ein Weg durch eine flache Talsenkung nach dem Monte hinüber. Auf ihm erreichen wir die Carretera, wo wir, der Verabredung gemäß, unseren Wagen für die Rückkehr wartend finden. Eine kurze Rast im Bella Vista-Hotel unterbricht noch einmal unsere Fahrt auf der uns schon bekannten Landstraße hinab nach Las Palmas. Nur allzu schnell schwindet hier die kurze, uns bis zur Abfahrt unseres Dampfers verbleibende Zeit, gilt es doch, noch einige Erinnerungen in Gestalt jener zierlich gearbeiteten canarischen Messer, sowie der als Calado bezeichneten, neuerdings auch bei uns bekannt gewordenen durchbrochenen feinen Leinenarbeiten einzuhandeln.

Es ist kurz vor Sonnenuntergang, als wir den Hafen verlassen; nicht lange, und uns umgibt dunkle Nacht. Über uns wölbt der Himmel seine tiefschwarze Kuppel, von der ein Heer von Sternen in wunderbarem Glanze auf uns herniederfunkelt. Noch grüßt vom Lande herüber der helle Schein eines Leuchtfeuers, dann entschwindet auch das unseren Blicken. Wir sind allein auf der unendlichen Meeresfläche. Wie in ruhigen Atemzügen hebt und senkt sich die Flut unter unserem Schiffe. Leise rauscht die Welle am Bug empor, und als wollte das Meer wetteifern im Glanze mit dem sternenübersäten Himmelsgewölbe, entbietet es die ungezählten Scharen der Tiefe, damit sie mit ihrem milden, grünlich schimmernden Lichte unseren Weg erhellen.



Zwei Frauen

Dialogisierte Novelle
von
Marie von Ebner-Eschenbach

Gräfin Sophie, siebenunddreißig Jahre alt.
Rudolf, ihr Sohn, sechzehn Jahre alt.
Anna, ihre Tochter, fünfzehn Jahre alt.
Frau Elsbeth, fünfunddreißig Jahre alt.
Ein Diener.

Eleganter Salon, geschmackvolle Einrichtung. Zwei Türen, eine in der Mitte, eine links. Rechts ein Erker mit breitem Fenster, davor, schief gestellt, ein kleines Kanapee. Links ein Tisch, an dem von einer Seite ein Fauteuil, von der anderen ein Sessel steht.

Rudolf (hoch aufgeschossen, schmal, hellblond. Er hat einen mädchenhaft feinen Teint, rosige Wangen, große, aber schön geformte Hände und Füße. Sitzt im Fauteuil, die Ellbogen auf den Tisch, das Kinn auf die verschränkten Finger gestützt, und ist vertieft in das Lesen eines Buches, das vor ihm liegt).

Anna (durch die Mitte. Untersetzt, braune Haare, braune, kluge, ernst blickende Augen. Die beiden jungen Leute haben dieselbe Art, in abgehackten Sätzen stoßweise zu sprechen).

Anna (setzt sich schweigend ihrem Bruder gegenüber, nimmt eine Stickerei vom Tische und fängt an, sich emsig mit ihr zu beschäftigen).

Rudolf (nach einer Weile, ohne aufzusehen). Wer war's?

Anna. Die Cousinen.

Rudolf. Was haben sie gewollt?

Anna. Was alle wollen.

Rudolf. Kondolieren.

Anna. Ja.

Rudolf. Hast du sie fortgeschickt?

Anna. Ja.

Rudolf. Ihnen gesagt, daß sie es noch nicht weiß?

Anna (nickt).

Rudolf. Haben sie sich gewundert?

Anna (zuckt mit den Achseln). Natürlich.

Rudolf. Aber — aber — es steht schon in allen Zeitungen — (sieht auf). Man wird es ihr doch sagen müssen.

Anna (murmelt vor sich hin). Freilich.

Rudolf. Du wirst es ihr sagen müssen.

Anna. Ich nicht.

Rudolf. Wer also?

Anna. Weiß nicht.

Rudolf. Sonst könnte sie's erfahren — zufällig — plötzlich — und — und —

Anna (senkt den Kopf). Plötzlich darf sie es nicht erfahren.

Rudolf. Darf sie? — darf sie? Wirst du's verhindern? Ist der Zufall ein Hund, dem man nur so sagt: Du, kusch du! spring' nicht heraus aus deinem dunklen Winkel!

Anna. Das ist wieder ein Vergleich!

Rudolf (ganz verwundert). Warum denn?

Anna (ungeduldig). Der Zufall und ein Hund — Unsinn! ... Wenn du nur etwas Gescheites ausdenken könntest! (Legt ihre Arbeit hin, ringt die Hände unter dem Tische.) Eine sanfte Art sie vorzubereiten — ganz langsam —

Rudolf. Aber wie?

Anna. So — weißt du, so — daß sie nach und nach von selbst auf den Gedanken kommt.

Rudolf (nachdenklich). So? — So von selbst?

Anna. Ja! ja!

Rudolf. Wenn du, zum Beispiel, sagen würdest —

Anna. Ich? — nein, ich nicht! — du! ...

Rudolf. Was dir einfällt — ich! ...

(Läuten an der Hausglocke.)

Rudolf. Schon wieder! ... Wer nur?

Anna. Gewiß die Lisa. Die stirbt vor Neugier, zu hören, was die Mutter dazu gesagt hat.

Rudolf. Geh'! Schick' sie fort.

Anna. Geh'! Schick'! Immer soll ich, 's ist schwer. Die Mutter hat schon gefragt: Warum laßt ihr niemanden vor? Ich bin ja wieder wohl.

(Diener bringt eine Karte.)

Diener. Eine Dame. Fremd — in tiefer Trauer.

Anna (nimmt die Karte, liest, springt auf). Rudi! (Reicht ihm die Karte über den Tisch hin.)

Rudolf (liest). Frau Elsbeth ... (Die Stimme versagt ihm. Er erhebt sich, starrt seine Schwester an. Nach einer Weile.) Die kann man nicht fortschicken ...

Anna (zaudert noch, dann entschlossen). Und auch nicht warten lassen. (Gibt dem Diener einen Wink.)

Diener (geht ab und öffnet gleich darauf die Tür vor Elsbeth).

Elsbeth (tritt ein. Eine stattliche, schöne Frau. Schwarz gekleidet, kleine Kapotte mit langem Krepp-schleier. Sie hat reiche, blonde Haare, die sie glatt gescheitelt trägt. Ihre Stirn ist niedrig, die Nase etwas stark. Die Augen sind tiefblau, nicht sehr groß und haben einen ungemein sanften Ausdruck. Der Mund, mit feingeschwungener Oberlippe, ist von außer-ordentlicher Lieblichkeit. Die Form des Gesichtes ein reines, längliches Oval. Sie tritt langsam vor. Anna geht ihr entgegen. Rudolf folgt seiner Schwester).

Rudolf und Anna (zugleich). Gnädige Frau ...

Elsbeth (bleibt vor ihnen stehen). Graf Rudolf? — Gräfin Anna?

Beide. Ja — ja, gnädige Frau.

Elsbeth (mit unsicherer Stimme). Ich habe einen Auftrag an Ihre Mutter ...

Rudolf. Einen Auftrag ...

Anna. O, gnädige Frau, unsere Mutter ... es wird sie sehr angreifen ... sie ist sehr krank gewesen.

Rudolf. Ja — sehr! sehr schwer krank!

Elsbeth. Das hat sie meinem Manne geschrieben — nach ihrer Wiederherstellung.

Rudolf. Wiederherstellung ... ja — aber — (stockt).

Anna. Aber sie ist noch sehr schwach ... (Hervorstoßend.) Und der Arzt hat es uns auf die Seele gebunden ... (Mit einem hilfesuchenden Blick zu Rudolf.) Nicht wahr?

Rudolf. Ja — dringend, dringend!

Anna. Sie zu behüten vor jeder Gemütsbewegung.

Rudolf. Jeder — ja!

Anna. Eine heftige Gemütsbewegung könnte ihr Tod sein — und so haben wir uns nicht getraut —

Elsbeth. Sie haben sich nicht getraut? — Was nicht getraut?

Anna. Ihr zu sagen von dem Unglück ... O, gnädige Frau — sie hat den Herrn Professor unendlich verehrt und bewundert.

Rudolf. Meine höchste Instanz, hat sie immer von ihm gesagt ... Mein weltliches Evangelium ... Mein bester Freund ...

Anna. Es ist ein furchtbarer Schlag für sie!

Elsbeth (ohne Bitterkeit, mit einem leisen Lächeln). Für sie.

Rudolf. Und so — haben wir es nicht übers Herz gebracht ... ihr zu sagen, daß ...

Anna (gewaltsam hervorstoßend). Und so ... weiß sie es noch nicht.

Elsbeth (tritt überrascht einen Schritt zurück). Weiß es noch nicht? ... Ich habe doch ... ist denn mein Telegramm — mein Brief —

Anna. O, gnädige Frau! — die Telegramme — wir müssen — der Arzt hat es befohlen ... die Telegramme, gnädige Frau, eröffnen wir.

Rudolf. Keine Überraschungen! sagt der Arzt, nicht einmal freudige ... Sie hat Ihr Telegramm nicht gelesen.

Elsbeth (nach einer Pause). Und mein Brief?

Rudolf. Ihr Brief — wir haben ja gewußt, was er enthält — (Zieht einen geschlossenen Brief aus der Tasche.) Da ist er.

Elsbeth. Uneröffnet —

Rudolf. Verzeihen Sie!

Anna. Verzeihen Sie uns!

Rudolf und Anna (treten mit flehenden Mienen und Gebärden an sie heran).

Rudolf. Wir sind ganz ratlos ...

Anna. Wir wissen nicht, was wir anfangen sollen ...

Elsbeth (blickt schweigend von einem zum anderen).

Rudolf. Gnädige Frau —

Anna. Gnädige Frau — denken Sie nur — es ist unsere Mutter! ...

Rudolf. Unsere gute Mutter —

Anna. Und wie krank sie war —

Rudolf. Und was der Arzt sagt —

Anna (mit ausbrechender Angst). O Gott! wenn sie kommt und Sie hier findet ...

Rudolf (wie Anna). Gnädige Frau, das darf nicht ... das soll nicht ...

Anna (einfallend). Sonst erfährt sie ja gleich ...

Elsbeth. Arme Kinder, wie wollen Sie es verhindern? Sie muß es erfahren.

Anna. Sie muß — ja, wir begreifen ... Nur nicht plötzlich, nicht grausam plötzlich!

Elsbeth. Nicht plötzlich ... (Sieht nochmals die beiden jungen Leute mit einem langen, ernsten Blick an. Dann sanft, aber entschieden.) Ich habe eine Botschaft an Ihre Mutter zu bestellen. Gehen Sie zu ihr, ich bitte, melden Sie mich.

Anna (bäumt sich auf gegen diese Bitte, die halb und halb wie ein Befehl klingt). Aber, gnädige Frau ...

Elsbeth (nachdrücklich). Tun Sie's, ich bitte Sie.

Anna (sichtlich beeinflußt durch Elsbeths Entschiedenheit, aber noch unentschlossen, wendet sich mit stummer Frage an Rudolf).

Rudolf (hat scheu nach Elsbeth hingeblickt, zögernd, leise). Tu's.

Anna (nach einem letzten Kampfe, nähert sich der Tür links. Rudolf ist an den Tisch getreten. Anna wechselt im Vorübergehen einige unverständliche Worte mit ihrem Bruder, dann langsam ab nach links).

Rudolf (bleibt in peinlicher Erwartung am Tische stehen).

Elsbeth (ist an das Erkerfenster getreten, hält sich dort regungslos, in Gedanken versunken, den Blick, der nicht schaut und nicht sieht, unbeweglich in die Ferne gerichtet).

(Sophie und Anna kommen.)

Sophie (etwas unter Mittelgröße, schmächtig, nur um wenige Jahre älter als Elsbeth, sieht aber viel älter aus. Angegraute Haare, feine, edle Züge, leuchtende graue Augen. Weißes Spitzenhäubchen, weißes Hauskleid mit Spitzen besetzt und mit langer Schleppe).

Sophie (tritt rasch auf Elsbeth zu, die ihr entgegengeht). Sie, Frau Professor! Da wird mir ja ein inniger Wunsch endlich erfüllt! (Reicht ihr die Hand.)

Elsbeth (hat unwillkürlich ihrer Berührung auszuweichen gesucht, beherrscht sich, läßt ihr die Hand).

Sophie. Dank! Dank, daß Sie zu mir kommen, und jetzt dürfen Sie mir auch so bald nicht wieder fort. (Führt sie zu dem Kanapee rechts, auf dem beide Frauen Platz nehmen.)

(Rudolf und Anna stehen nebeneinander im Hintergrunde etwas gegen links und verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit das Gespräch zwischen ihrer Mutter und Frau Elsbeth.)

Sophie. In Trauer? (Sieht sie forschend an.) In der tiefsten? — und die verweinten Augen? (Rasch.) O — Sie arme Frau! Ihr Bruder ... der Professor sprach davon in seinem letzten Briefe — war leidend ... hat sein Zustand sich verschlimmert? haben Sie ihn verloren?

Elsbeth. Nein, Frau Gräfin, es geht besser.

Sophie. Dann haben Sie einen anderen Verlust erlitten, der Ihnen nahe geht, sehr nahe.

Elsbeth. Sehr nahe.

Sophie. Und plötzlich muß es so gekommen sein.

Elsbeth. Es ist plötzlich gekommen.

Sophie. Denn aus dem letzten Briefe des Professors spricht nicht die leiseste Besorgnis ... (Lebhaft.) Ein herrlicher Brief! Er brachte mir Grüße aus dem goldenen Orient. Jedes seiner Worte atmete Freudigkeit. Sie wehte mir beglückend aus seinen Blättern entgegen, drang herein in die Stille und Dämmerung meiner Krankenstube wie eine jubelnde Stimme, wie warmes, strahlendes Licht — half mir genesen!

Elsbeth. Sie haben ihm das geschrieben?

Sophie. Mein Brief sollte ihn nach seiner Rückkehr erwarten in Martigny.

Elsbeth. Er hat ihn dort gefunden.

Sophie. Aber nicht beantwortet. Ich habe auf eine Antwort gehofft, mir Sorgen gemacht, daß sie verloren gegangen sei ... Sie wissen nicht — hat er mir noch geschrieben?

Elsbeth (vermeidet ihren Blick). Es war seine Absicht.

Sophie (beobachtend, mit leisem Mißtrauen). Sein Aufenthalt in seinen geliebten Schweizer Bergen sollte dieses Mal von besonders kurzer Dauer sein.

Elsbeth. Von kurzer Dauer.

Sophie. Und auch der Ihre? Sie haben ihn noch rascher abgebrochen? Es zog Sie heim zu Ihren Kindern, Ihrer Mutter?

Elsbeth. Jawohl.

Sophie. So eilten Sie ihm voraus, und er schickt mir Nachricht durch Sie?

Elsbeth (mühsam). Er schickt mich. Ja.

Sophie (in steigender Unruhe). Reden Sie! sagen Sie mir — ist es nicht wie sonst — kommen Sie nicht wie sonst um einige Tage ihm voraus — das Haus zu seinem Empfang bereit zu machen?

Elsbeth. Nein — nicht wie sonst ...

Sophie (wie jemand, der Böses ahnt, seine Ahnung aber nicht bestätigen lassen will). Nicht wie sonst — und warum? reden Sie!

Elsbeth. Weil — mein Gott …

Sophie (fällt ihr ins Wort). Eines Ihrer Kinder ist erkrankt — oder Ihre Mutter?

Elsbeth (schüttelt den Kopf).

Sophie. Nicht? und wer? — reden Sie doch …

Elsbeth. O, gnädige Frau — Sie ahnen ja, was geschehen ist —

Sophie (mit immer klarer aufleuchtendem Verständnis, wendet sich rasch gegen Rudolf). Das Touristenunglück auf dem Montblanc … Du hast neulich vorgelesen aus der Zeitung … und plötzlich abgebrochen … und warst feuerrot … und wolltest nicht weiter … weil es mich angreifen … (sieht ihn mit starren Augen durchdringend an). Das war's?

Rudolf. Das war's.

Sophie (schreit auf). Tot! tot! … das ist ja nicht zu fassen — das ist ja unmöglich — tot?! (Sie erbleicht, läßt die Hände auf den Schoß sinken, schließt die Augen und lehnt den Kopf zurück.)

Elsbeth (bleibt unbeweglich und sieht gerade vor sich hin).

Rudolf und Anna (treten schüchtern näher). Mutter … Liebe Mutter …

Sophie (richtet sich auf. Zu ihren Kindern gewendet, vorwurfsvoll). Deshalb durft' ich niemanden sehen — deshalb unterschlugt ihr alle Briefe, alle Zeitungsblätter? Er war tot, und ihr ließt mich weiterleben im Geiste mit ihm und mich auf seine Rückkehr freuen? Kinder — das ist nicht recht gewesen! (Wendet sich plötzlich an Elsbeth.) Er ist fort — munter, lebensfroh und … Ich besinne mich … die Zeitung … (greift sich an die Stirn). Einer der Verunglückten wurde als Leiche … (beugt sich, blickt Elsbeth von unten hinauf in die Augen). Er ist fort — munter und lebensfroh, und einen Toten hat man Ihnen zurückgebracht?

Elsbeth. Einen Sterbenden.

Sophie. Bewußtlos?

Elsbeth. Nein.

Sophie. Er kannte Sie noch?

Elsbeth (nickt bejahend).

Sophie. Kannte Sie noch? Sprach noch?

Elsbeth (mühsam). Er sprach.

Sophie. Nahm Abschied von Ihnen … trennte sich schwer …

Elsbeth. So schwer! … vom Leben — von seiner Arbeit — von seinen Kindern …

Sophie. Von — Ihnen … Entsetzlich und doch — (rasch, leidenschaftlich) beneidenswert! … Das letzte, liebreiche Wort, das er sprach, war an Sie gerichtet … Sie haben seinen letzten Blick … alle seine Gedanken waren bei Ihnen und bei seinen Kindern …

Elsbeth. Seinen fernen Kindern daheim.

Sophie. Und hat er … (in hoher Spannung) auch der fernen — Freunde gedacht?

Elsbeth. Ja! aller fernen Freunde … Auch Ihrer.

Sophie (zieht Luft ein durch die geschlossenen Lippen, als empfände sie einen heftigen physischen Schmerz, senkt den Kopf). Auch — meiner. (Einen Ausbruch ihres Gefühls kaum noch niederringend.) Sie waren bei ihm, an — (dieses Wort besonders betonend) uns hat er — gedacht … Er hat Trost aus Ihrer Nähe geschöpft, sie ist sein Labsal gewesen … sein letzter … (überwältigt, beinahe aggressiv.) Beneidenswert!

Elsbeth (zieht sich ein wenig zurück).

(Ein kurzes Schweigen.)

Sophie (im schweren Kampf mit sich selbst, fast bitter). Sie würden die Erinnerung an diese Augenblicke voll unermeßlichem Schmerz nicht tauschen gegen das höchste Erdenglück, das Sie noch erfahren könnten!

Elsbeth (halblaut, befremdet). Noch erfahren — ich? … Diese Erinnerung gäb' ich gern hin. Sie ist durch sein Leiden erkauft. (Lauter.) Ah — wenn er ohne zu erwachen hinübergeschlummert wäre, dafür hätte ich Gott gedankt.

Sophie. Das ist — das ist …

Elsbeth. Es hat nicht sein dürfen. Er hat die Pein der Trennung erdulden müssen, den Wert der teuren Güter ermessen, von denen es scheiden hieß … den ganzen Wert … (Tränen ersticken ihre Stimme. Nach einer Weile, wieder gefaßt.) Verzeihen Sie, Frau Gräfin … Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um zu klagen. Ich komme auf sein Geheiß, um Ihnen seine letzten Grüße zu bestellen und seinen tiefen, tiefen Dank.

Sophie. Dank?! … Als ich all mein Glück begraben wähnte, allen Mut verloren hatte, allen Glauben, als ich in die Irre geraten war, hat er mich an seiner Hand zu lichten Bahnen geleitet … (Immer rascher, immer hingerissener.) Er war mein Erlöser aus

einem Labyrinth der Zweifel, er lehrte mich eigene Gedanken verfolgen und ihrer Kraft vertrauen ... Er gab meinem Leben seinen geistigen Inhalt, er hat mein traumdunkles Dasein hell gemacht ... Und — seines Vertrauens hat er mich gewürdigt! Ich war eingeweiht in seine großen Ziele, ich kannte jeden Schritt, der ihn näher zu ihnen brachte — ich war reich durch ihn und fühlte mich bevorzugt vor allen ... (schweigt plötzlich hocherrötend und erschrocken, als würde sie sich bewußt, ein übereiltes Wort gesprochen zu haben).

Elsbeth (einfach). Vor allen. Sagen Sie es nur. Sie dürfen. Wer hätte ihm sein können, was Sie ihm waren mit Ihrem großen, herrlichen Verstand? Keine zweite. (Sophies erstaunt fragenden Blick beantwortend.) Ich zuletzt.

Sophie. Das ... das würden Sie zugeben?

Elsbeth. Wie könnt' ich anders? Ich habe es ja erfahren. Er hat sich ja bemüht, mich in die große Welt seiner Gedanken einzuführen, und ich wäre ihm gern gefolgt. Ich konnte nur nicht, mir fehlte die Fähigkeit dazu. Er wollte das lange nicht zugeben, überschätzte mich und hatte große Geduld und suchte mich immer wieder aufzurichten, wenn mir der Mut sank. Endlich aber ... ich weiß noch den Tag ... endlich bat ich ihn: Gib die ungelehrige Schülerin auf — Walter, deine Frau ist dumm. Da strich er mir über den Scheitel und sprach: Bewahre! nur zur Hypatia ist sie nicht geboren. — Später dann hat er Sie gefunden und mit Ihnen das, was er immer schwer entbehrte — einen weiblichen Geist, der seinem männlichen ebenbürtig war. Ihr Interesse, Ihr Verständnis — ein vorahnendes nannte er's — beglückten ihn.

Sophie (seufzt tief auf, wiederholt vor sich hin). Beglückten ihn.

Elsbeth. Und dann auch mich, nachdem ich nicht mehr zweifelte ...

Sophie (fällt ihr ins Wort, hochfahrend). Woran?

Elsbeth. An dem Ernst und an der Echtheit Ihrer Teilnahme für ihn und für seine Wissenschaft.

Sophie (gedehnt). An dem Ernst? ...

Elsbeth. Ihre Teilnahme hätte ja auch nur flüchtig, nur die Laune einer großen Dame sein können, die neugierig war, einen Blick zu tun in die Seele eines Gelehrten und in seine Beschäftigung.

Sophie. O — Sie kannten mich nicht.

Elsbeth. Ich habe Sie kennen gelernt — durch ihn und Sie liebgewonnen und habe Sie hochgehalten, weil Sie die Schuld, in der ich bei einem Vielgeliebten stand und die ich nicht einlösen konnte, für mich eingelöst haben.

Sophie (staunt sie an). Mich hochgehalten? ... Mich liebgewonnen — — Wirklich? Und nie eine Regung gehabt der — wie soll ich sagen? — des Mißtrauens, der ... Sie haben (kaum hörbar) sich nie beeinträchtigt gefühlt — durch mich?

Elsbeth. Beeinträchtigt — wieso? Ich war seine Frau und die Mutter seiner Kinder.

Sophie. Mich liebgewonnen, behaupten Sie und — haben mich gemieden? (Bescheidener, wärmer als bisher.) Sich immer fern von mir gehalten. Hält man sich fern von denen, die man liebt?

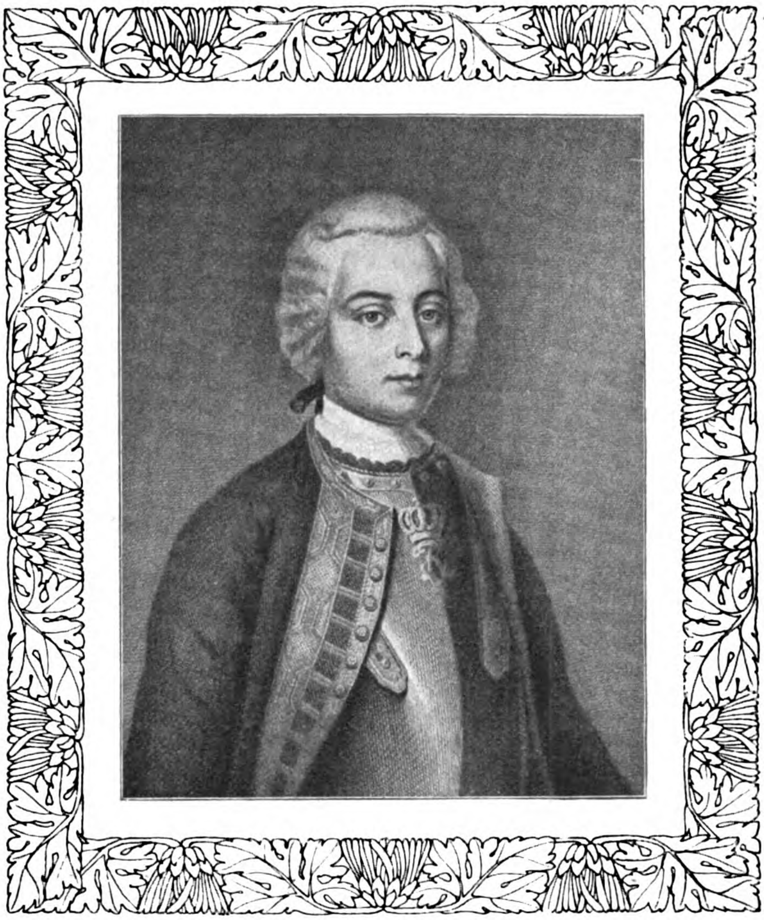
Elsbeth. Warum nicht, wenn man doch fühlt, ich reiche nicht zu dir hinan, du würdest dich gar tief zu mir herabbeugen müssen. Und, sehen Sie, wie Sie beide sind — (verbessert sich) waren, so fein und rücksichtsvoll, meine Anwesenheit hätte Ihnen eine Last auferlegt. Sie hätten mir immer beweisen wollen: Halte dich nicht für vergessen, weil du in der Niederung stehen geblieben bist, während wir unseren hohen Gedankenflug unternahmen. Und Sie hätten ihn oft unterbrochen, um sich zurückzuwenden und herab zu mir, und das hätte mich ... Nein, nein! es war besser so, wie es war, und Ihrer — und auch meiner — würdiger.

Sophie (richtet sich auf, sieht Elsbeth lange an. Ihr starrer Blick wird weich und mild. Tränen schießen ihr in die Augen. Sie erhebt sich und läßt sich langsam auf die Knie vor Elsbeth hingleiten).

Elsbeth (erschrocken). O, Frau Gräfin!

Rudolf und Anna (eilen herbei, wollen ihre Mutter aufrichten).

Sophie (abwehrend). Laßt mich, Kinder — hierher gehör' ich — da ist mein Platz.



Hans Hermann von Katte.
(Aus: von Petersdorff, Friedrich der Große. Verlag von A. Hofmann u. Comp. in Berlin SW, 12.)

Hans Hermann von Katte
seine Schuld und seine Sühne

Von
Walter Berg

(Nachdruck ist untersagt.)

Kein Ereignis hat auf das Jugendleben Friedrichs des Großen so einschneidend gewirkt wie der vereitelte Fluchtversuch vom Jahre 1730 mit seinen Folgen. Langsam nur hat Kronprinz Friedrich die furchtbaren Erschütterungen überwunden, die neben den Erfahrungen in seiner strengen Haft zu Küstrin vor allem der gewaltsame Tod des unglücklichen Katte in den tiefsten und geheimsten Fibern seines Wesens erregte. Mit der Genesung von diesem seelischen Leiden ist zugleich die Jugend Friedrichs abgeschlossen; ein anderer Friedrich beginnt sich zu gestalten, der Friedrich, der mit seinem Ruhme ein ganzes Zeitalter erfüllt. Deshalb erscheint es angemessen, einmal das Schicksal seines unglücklichen Jugendfreundes, das von so hoher Bedeutung für den Werdegang der inneren Persönlichkeit Friedrichs gewesen ist, auf Grund der neuesten Forschungen in zusammenhängender Darstellung zu entwickeln.

Hans Hermann von Katte, geboren am 21. Februar 1704 in Berlin, gehörte einem alten, aus den Niederlanden stammenden Adelsgeschlechte an, das im Mittelalter nach den Elbgegenden einwanderte. Der brandenburgische Zweig teilte sich in die Häuser Wust und Zolchow, die nach zwei im magdeburgischen Regierungsbezirk gelegenen Gütern benannt sind. Aus dem Hause Wust stammte der Vater Kattes, Hans Heinrich, geboren 1681, gestorben als preußischer Generalfeldmarschall im Jahre 1741, den Friedrich der Große gleich nach seinem Regierungsantritt in dankbarer Erinnerung an seinen Jugendfreund in den Grafenstand erhob. Aus der ersten Ehe dieses Hans Heinrich mit Dorothea Sophie, der Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls Alexander Grafen von Wartensleben, stammt Friedrichs Jugendfreund.

Über Hans Hermanns Jugendleben geben nur dürftige Nachrichten Kunde. Er erhielt eine gute Schulbildung auf dem Pädagogium in Halle. Nach der Absicht seines Vaters sollte er sich später dem Studium der Rechte zuwenden. Da aber die Neigungen König Friedrich Wilhelms I., wie man weiß, fast ausschließlich dem Soldatenstande galten und die juristische Staatslaufbahn nur geringe Aussichten eröffnete, ließ der Vater seinen Sohn, der nach beendigten Studien längere Zeit auf Reisen gewesen war, in das bevorzugte Regiment Gendarmen eintreten. Der junge Offizier muß ein wenig einnehmendes Äußere gehabt haben. Die Schwester Friedrichs des Großen, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, schreibt nämlich von ihm: „Sein Gesicht war mehr abstoßend als anziehend; ein paar schwarze Brauen hingen ihm fast über die Augen; sein Blick hatte etwas Unheimliches, was ihm sein Schicksal prophezeite; eine dunkle, von den Blattern gezeichnete Haut vermehrte seine Häßlichkeit.“ Diese Schilderung wird in den Denkwürdigkeiten des vielgenannten Barons von Pöllnitz bestätigt. Kattes Porträt soll sich noch im Charlottenburger Schlosse befinden. Aber dieser äußerlich nur wenig anziehende Offizier zeigte nicht unbedeutende Geistesanlagen. Seine Neigung zu geistiger Tätigkeit trieb ihn dazu, im Militärleben seine Studien fortzusetzen und viel zu lesen. Auch musizierte und malte er gern und häufig. Und auch das unterschied ihn vorteilhaft von seinen Kameraden, die zumeist bildungslos waren und sich in einem rohen Wachtstubentone gefielen, daß er im Verkehr mit guter Gesellschaft seine Sitten zu bilden versuchte. Aber mit diesen geistigen Vorzügen verband er sehr bedenkliche Charaktereigenschaften. Er wird als unbesonnen und leichtfertig, ja geradezu liederlich, eitel und ehrgeizig geschildert. Indessen blieb sein Gemüt warm und empfänglich, und nicht kalte Berechnung, sondern echte, unverfälschte Hingebung fesselte ihn an seinen erlauchten Freund.

Bevor der Kronprinz zu Katte in nähere Beziehungen trat, hatte er Freundschaft mit seinem Leibpagen Kait geschlossen, der der Genosse seiner Ausschweifungen ward. Schon damals plante er im Einverständnis mit Kait seine Flucht. Aber sie wurde nicht ausgeführt. Da Kait jedoch so unvorsichtig war, sich über die Härte des Königs, unter der sein hoher Freund litt, zu äußern, wurde er bei seiner Beförderung zum Leutnant nach Wesel in das Infanterieregiment des Obersten von Dossow versetzt. Friedrich, der nun keinen Vertrauten mehr hatte, dessen verschwiegener Brust er seine Klagen und Pläne anvertrauen konnte, suchte einen Ersatz und fand ihn in der Person Kattes. Das war für beide ein Unglück. Katte, ohnehin schon ehrgeizig und zur Unbesonnenheit geneigt, fühlte sich durch des Kronprinzen Vertrauen und den nahen Verkehr mit ihm höchst geschmeichelt, prahlte damit öffentlich und setzte alles daran, seines hohen Freundes Pläne zu verwirklichen und ihm Anhänger und Helfer zu werben. Der anfänglich verabredete Fluchtplan wurde indessen nicht ausgeführt. Ende Mai 1730 war der König nämlich, begleitet von den Prinzen seines Hauses, von Fürst Leopold von Dessau und von mehr als zweihundert der angesehensten Offiziere, in das sächsische Lager bei Mühlberg abgereist, wohin ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen zu einer großen Truppenbesichtigung eingeladen hatte. Dort mußte der Kronprinz noch einmal Unerträgliches ertragen. Wie ein ungehorsamer Knabe wurde er von dem König körperlich mißhandelt. Beinahe noch ärger aber war

es, daß der König, der ja nie die Folgen seiner Worte zuvor erwog, mit der Mißhandlung eine Ehrverletzung verband. Er sagte nämlich, wenn er von seinem Vater so behandelt worden wäre, so hätte er sich erschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen. Da entschloß sich Friedrich, sofort zu entfliehen. Durch Katte, der sich als Begleiter des Markgrafen von Schwedt auch im Lustlager befand, ließ er den sächsischen Kabinettsminister, Grafen von Hoym, um Pässe und Postpferde für Offiziere bitten, die inkognito nach Leipzig reisen wollten. Hoym aber, der Verdacht geschöpft hatte, machte Schwierigkeiten und teilte seinem Monarchen die Sache mit. König August nötigte nun Friedrich das Versprechen ab, während seines Aufenthaltes in Sachsen seinen Vater nicht zu verlassen. So wurde der Fluchtplan vorläufig aufgegeben. Unangenehm dabei war freilich der Umstand, daß dem Oberstleutnant von Rochow, den der König Friedrich Wilhelm zum militärischen Begleiter und Erzieher des Kronprinzen gemacht hatte, das seltsame Benehmen Friedrichs aufgefallen war. Rochow ahnte die Wahrheit und wachte von nun an noch sorgfältiger über den Kronprinzen. Dieser aber lebte und webte mehr denn je in dem Gedanken, der harten Zucht seines Vaters zu entlaufen, und fuhr fort, mit Katte allerhand Pläne zu entwerfen. Über das Ziel der Flucht waren die beiden Freunde indessen nicht einig. Katte hatte ursprünglich vorgeschlagen, der Kronprinz solle von Leipzig über Frankfurt a. M. nach Straßburg gehen und eine vorläufige Zufluchtsstätte auf einem der Güter suchen, die dem Grafen von Rothenburg gehörten, der früher am preußischen Hofe Frankreichs Gesandter gewesen war. Friedrich aber hoffte, in England eine bessere Aufnahme zu finden, und benutzte die Gelegenheit, den englischen Legationssekretär Gui Dickens, der damals gerade aus dem sächsischen Lager nach London reiste, zu bitten, er möge dort anfragen, ob er, Friedrich, auf Aufnahme und Schutz rechnen könne. Dann wurde die Rückreise nach Berlin angetreten. Friedrich war natürlich höchst begierig auf die Antwort, die Dickens mitbringen würde. Dieser traf denn auch nach seiner Rückkehr nach Berlin eines Abends um zehn Uhr unter dem großen Portal des königlichen Schlosses mit Friedrich zusammen. Katte ging während der Unterredung auf und ab, um Wache zu halten. Zu seinem Leidwesen mußte Friedrich indessen von Dickens hören, daß König Georg das an ihn gerichtete Ansinnen rundweg abgelehnt hatte, war aber, obwohl augenblicklich niedergeschlagen, doch nicht von der Unwiderruflichkeit des englischen Bescheides überzeugt und gab die Hoffnung noch nicht auf. Er mochte meinen, Dickens habe sich seiner Sache nicht mit Eifer angenommen, und Katte werde besser für ihn wirken. So plante er, Katte solle die Erlaubnis nachsuchen, als Werbeoffizier ins Ausland gehen zu dürfen. Dann solle er sich als sein Unterhändler nach England begeben. Katte hatte bereits von Friedrich ein Beglaubigungsschreiben erhalten. Aber auch von diesem Plane nahm der Kronprinz bald Abstand, weil er entweder die Sache überhaupt als unausführbar erkannte oder weil ihm Zweifel an Kattes diplomatischem Geschick kamen.

Da bot sich ihm eine neue Gelegenheit, die längst gehegte Absicht auszuführen. Er hatte nämlich erfahren, daß sein königlicher Vater ihn auf eine Reise mitnehmen wollte, die er nach Oberdeutschland, „ins Reich“, wie man damals sagte, zu machen beabsichtigte. Katte machte es möglich, in einer Nacht ohne Urlaub nach Potsdam zu Friedrich zu reiten, um die Einzelheiten des Fluchtplanes mit ihm zu besprechen. Dort nahm er auch des Kronprinzen geheime Papiere, einige tausend Taler bares Geld, sowie dessen Kostbarkeiten in Verwahrung. Damit sollte er auf die erste Benachrichtigung Friedrichs, mit einem Patente als Werbeoffizier versehen, nachkommen. Es war bestimmt, Friedrich solle vom Rhein aus, nahe der Grenze, nach Frankreich entfliehen und Katte ihn in einem Schlosse des Grafen von Rothenburg treffen. Auch wurden die falschen Namen verabredet, unter denen man sich finden wollte. Da Friedrich aber in Ermangelung seines vorläufig zurückbleibenden Freundes einen Helfer zur Flucht haben mußte, gewann er den jüngeren Kait für sich. Dieser Jüngling war ein Bruder des Leutnants in Wesel und damals Leibpage

des Königs. Am 16. Juli reiste Friedrich mit seinem Vater ab. Katte suchte nun die Erteilung des Werbepatentes nach, aber sein Kommandeur, der Oberst von Pannewitz, schlug sein Gesuch ab, wahrscheinlich deshalb, weil er von dem Oberstleutnant von Rochow gewarnt worden war. Diese Vermutung drückte Katte auch in einem Briefe an den Kronprinzen aus. Dieser schrieb zurück, Katte solle nur ruhig in Berlin bleiben, bis er hören würde, daß die Flucht gelungen sei. Gleichzeitig schrieb er an den älteren Kait, er solle nach dem Haag gehen und sich dort in aller Stille für die Aufnahme verwenden. Katte aber, durch seine Eitelkeit verblendet, hielt nicht reinen Mund. Er sprach davon, der Kronprinz werde von dieser Reise nicht wieder zurückkehren; er, Katte, werde ihm nachreisen und ihm Geld bringen. Diese unglaubliche Unklugheit war sein Verderben.

Unterdessen war die Flucht des Kronprinzen bekanntlich mißlungen. Aber bisher wußte niemand um des Kronprinzen Absicht als der Page Kait. Als Kait jedoch in Mannheim noch einmal von dem Kronprinzen den Auftrag erhielt, Pferde zu besorgen, fühlte er sich in seinem Gewissen so beängstigt und so gequält von dem Gedanken, den König, dem er diente, täuschen zu sollen, daß er sich seinem Gebieter voll Reue zu Füßen warf und alles bekannte. Der König, der die beabsichtigte Flucht Friedrichs sogleich unter dem militärischen Gesichtspunkte der Desertion auffaßte, hielt zunächst noch an sich; er wollte erst preußisches Gebiet unter seinen Füßen haben. In Wesel fand das erste Verhör statt. Friedrich leugnete nicht und nannte auch seine beiden Vertrauten, den älteren Kait und Katte, da er voraussetzte, daß sie sich bereits in Sicherheit befänden. Es war ihm nämlich gelungen, wie berichtet wird, den Leutnant von Kait durch einen Zettel zu warnen, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: „Sauvez-Vous, tout est découvert!“ Rasch entschlossen versah sich Kait, der die Handschrift sofort erkannte, mit dem Nötigsten, bestieg ein Pferd und entkam nach dem Haag und Scheveningen, von wo es ihm gelang, in einem Fischerboote nach England zu flüchten. Sein jüngerer Bruder, der Page, wurde anfänglich in Haft gehalten, später aber entlassen und „als Füselier bei der Leibkompagnie Moselschen Regiments gestellt“, wofür er sich in einem Schreiben an den König vom 1. November 1730 bedankte.

Auch an Katte hatte Friedrich geschrieben, aber dieser Brief war infolge eines Versehens bei der Adresse in unrechte Hände und schließlich an den König gelangt. Dennoch hätte sich Katte noch retten können, wenn er umsichtiger und entschlossener gewesen wäre. Der Minister von Grumbkow kannte nämlich bereits am 15. August die Vorgänge, die sich auf der Reise des Königs abgespielt hatten, und erzählte davon einigen seiner Freunde. Der dänische Gesandte von Löwenöre, der Grumbkow mit Spionen umgeben hatte, erhielt sofort davon Nachricht und warnte Katte schriftlich, indem er ihm zugleich seine Pferde und seine Börse anbot. Ferner traf der Major von Asseburg von den Gendarmen Katte im Vorbeigehen und sagte zu ihm ganz erschrocken: „Sind Sie noch hier? Das wundert mich!“ worauf Katte erwiderte: „Ich reise noch diese Nacht.“ Erst am 16. August traf die Nachricht von der Verhaftung des Kronprinzen und der Haftbefehl gegen Katte ein. Der Marschall von Natzmer hatte ihn zu vollziehen, ließ aber drei Stunden verstreichen, bevor er ihn ausführte, um Katte Zeit zu lassen, die Flucht zu ergreifen. Vor dem Eintreffen des Haftbefehls hatte sich Katte nämlich, der sich noch am 16. August entfernen wollte, bereits Urlaub zu einem Besuche auf dem Rittergute Malchow erbeten und ihn auch erhalten. Er hatte sich einen Sattel bestellt, in dem sich Gelder und Papiere bergen ließen; aber dieser Sattel wurde unglücklicherweise nicht zur rechten Zeit fertig. Natzmer glaubte aber, Katte habe sich bereits entfernt, begab sich daher mit einigen Offizieren in dessen Wohnung und fand ihn im Begriffe, sein Pferd zu besteigen. Katte wurde nun verhaftet, hatte aber noch eine geheime Unterredung mit Natzmer, der ihm riet, Verfügungen über seine Papiere und sein Eigentum zu treffen. Diesem Rate folgend, verbrannte Katte einen Teil seiner Papiere und schickte die Kassette, die ihm der Kronprinz vor seiner Abreise anvertraut hatte, an die Königin. Darauf wurde er durch

den Adjutanten Natzmers auf die Gendarmenwache gebracht, wo es niemandem gestattet war, mit ihm zu sprechen. Dort blieb er bis zur Ankunft des Königs in Berlin, am 27. August. Er wurde sofort vor den König zum Verhör gebracht. Bei seinem Anblick geriet der König in solche Wut, daß er ihm das Johanniterkreuz vom Halse riß und ihn blutig schlug. Ja, er wollte sogar die Tortur angewendet wissen, und nur mit dem Hinweis darauf, daß es zu Verantwortung führen könne, gelang es Grumbkow, das zu verhüten. Inzwischen wurde der Kronprinz von Wesel als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht. Unterwegs, am 8. September, erfuhr er bei einem Verhör in Mittenwalde, daß es Katte nicht gelungen sei, sich zu retten, und daß ernste Gefahr für dessen Leben bestehe. Sofort ließ er seinem Vater vorstellen, er möge ihn als den Schuldigen und Katte als den Verführten ansehen; er, der Kronprinz, habe auf jeden Fall die härtere Strafe verwirkt; er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wiederfinden, wenn jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte.

Nachdem die Verhöre des Kronprinzen in Küstrin und Kattes in Berlin beendigt waren, trat auf Befehl des Königs ein Kriegsgericht in Köpenick zusammen, um über den Kronprinzen und seine Mitschuldigen das Urteil zu sprechen. Am 25. Oktober wurde dem Kriegsgericht das erste, am 26. das zweite Aktenbündel vorgelesen. Nachdem hierauf die Mitglieder geschworen hatten, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne irgend eine menschliche Rücksicht, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten Recht zu sprechen, gaben sie am 27. Oktober nach den verschiedenen Rangklassen ihr Urteil ab.* Über Friedrich zu urteilen, erklärten sich die Richter für unzuständig, über den Spruch gegen Katte kam es jedoch zwischen ihnen zu einer Meinungsverschiedenheit. Drei Rangklassen verurteilten ihn zum Tode, unter anderem auch deshalb, weil er sich mit fremden Ministern eingelassen und sich in Sachen gemischt hätte, die zwischen dem König und seinem Sohn vorgefallen seien. Zugleich aber empfahlen sie ihn der königlichen Gnade. Die beiden anderen Rangklassen dagegen erklärten ihn zwar ebenfalls für sehr schuldig, da es niemals so weit gekommen wäre, hätte er nicht dem Prinzen Vorschub geleistet, erwogen aber doch den Umstand, daß sein Vorhaben nicht ausgeführt worden sei, und verurteilten ihn daher nur zu lebenslänglichem Festungsarrest. Der Vorsitzende, der für sich allein eine Stimme führte, trat nun dieser milderen Auffassung bei. So entstand Gleichheit der Stimmen, und nach dem in solchen Fällen üblichen Rechtsgebrauche, in dubio pro reo zu erkennen, wurde das mildere Urteil als das der Gesamtheit dem König vorgelegt. Der Spruch selbst lautete:

„Da übrigens, was des Cron-Printzen vorgenommene Flucht anlanget, der Inquisit nicht nur, wie obenwehnet, davon völlige Wißenschafft gehabt, aber verschwiegen, sondern auch selbst dabey Anschläge gegeben, und zur praeparation durch Annehmung der Sachen, Verfertigung des Kleydes, und sonst, wie aus obigen Umständen erhellet, behülfflich gewesen, ja selbst geglaubet, daß er den Cron-Printzen dadurch, daß er Ihm Hoffnung gemacht, er, Inquisit, werde Uhrlaub zur Werbung bekommen, also unter diesen praetext das Dessein mit dem Cron-Printzen ausführen können, dieselben in solchem Vorsatz gestärcket, und sich auf allerley Arth zur Ausführung der vorgehabten Flucht, auch so gar durch eine Reyse nach Engelland wollen gebrauchen laßen; Mithin darinnen der vornehmbste Vertraute des Cron-Printzen gewesen, und zugleich gewust, daß der Cron-Printz den Lieutenant von Kait in solche Sache mitgezogen, und derselbe mitgehen wollen, aber auch dieses verschwiegen, und bey solcher cachirung der Sache geblieben, da Ihm so gar von dem dähnischen Envoyé, General von Löwenohr, Vorhaltungen des auf Inquisiten fallenden Verdachts geschehen, und also hieraus nichts anderes zu schließen, als daß es sein rechter ernster Vorsatz gewesen zu desertiren, und mit dem Cron-Printz fortzugehen. Aus dieser Sache aber, da sie nicht zu Stande gekommen, sondern durch Gottes Schickung und Gnade gehindert worden, bereits S. K. M. und dero Königl. Hauß und Lande in Unruhe und Betrübniß gesetzet worden, und wenn es zu Werck gekommen wäre, noch andere Sviten daraus hätten entstehen können; Und daher der Inquisit einer harten Straffe werth ist: Jedoch aus deßfalls denen Rechten nach, und zu S. K. M. Erbarmung über ihn, zu erwegen ist, daß diese Entreprise zu keinem wirkl. Effect gekommen, viele Jugend Projecte mit unterge-

* Danneil: Vollständige Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts über Kronprinz Friedrich, Leutnant von Katte, von Kait usw. Berlin, 1863.

lauffen, eine herzliche Reue von dem Inquisiten, welches er auch freywillig bekant hat, bezeuget, und des Königs Gnade mit sehr beweglicher Vorstellung gebethen wird, Als wird Inquisit Katte dieses seines Verbrechens wegen mit ewigem Vestungs Arrest billig bestraffet."

Der König war mit diesem Urteil aber nicht zufrieden. Da er glaubte, daß Menschenfurcht die Quelle dieses Spruches sei, so erließ er unter dem 30. Oktober von Wusterhausen aus folgenden Befehl: „Votum regis. Sie sollen recht sprechen, und nit mit dem Flederwisch darüber gehen, da Katte also wohl (unleserlich!) ... soll daß Kriegsgerichte wieder zusammenkommen und (unleserlich!) ... anders sprechen. F. W." Gleich am 31. Oktober trat das Kriegsgericht auf Grund dieses königlichen Befehls nochmals zusammen, kam aber zu keinem anderen Spruche. Da änderte der König aus eigener Machtvollkommenheit das Urteil, wie folgt, um:

„Was den Lieutenant Katten und dessen Verbrechen, auch die von dem Krieges-Recht deshalb gefällte Sentenz anbelanget, So seynd S. K. M. zwar nicht gewohnt, die Krieges-Rechte zu schärffen, sondern viel mehr, wo es möglich, zu mindern, dieser Katte aber ist nicht nur in meinem Dienst Officier bei der Armée, sondern auch bei die Guarde Gensd'Armes, Und da bey der gantzen Armée alle meine Officiers Mir getreu und hold seyn müßen, so muß solches um so viel mehr geschehen von denen Officiers von solchen Regimentern, in dem bey solchen ein groser Unterschied ist, denn Sie immediatement S. K. M. Allerhöchsten Persohn und dero Königlichen Hauße attachiret seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eydes. Da aber dieser Katte mit der künfftigen Sonne tramiret, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemahl durch einander gestecket und er nicht davor gesetzet worden, mit den Cron-Printzen zu complottiren, au contraire es S. K. M. und dero General Feld-Marschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wißen S. K. M. nicht, was vor kahle Raisons das Krieges-Recht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. S. K. M. werden auf die Arth Sich auf keinen Officier, noch Diener, die in Eydt und Pflicht seyn, verlaßen können, denn solche Sachen, die einmahl in der Weldt geschehen seyndt, öffters geschehen können, es würden aber alßdann alle Thäter den praetext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und guth durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müße; S. K. M. seynd in dero Jugend auch die Schule durchgelauffen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: Fiat Justitia et pereat mundus. Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangen Crimen laesae Majestatis mit glüenden Zangen gerißen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration seiner familie mit dem Schwerdt vom leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es S. K. M. leydt thäte, es wäre aber beßer, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt kähme.

Wusterhausen, den 1. Nov. 1730.

(gez.) F. Wilhelm."

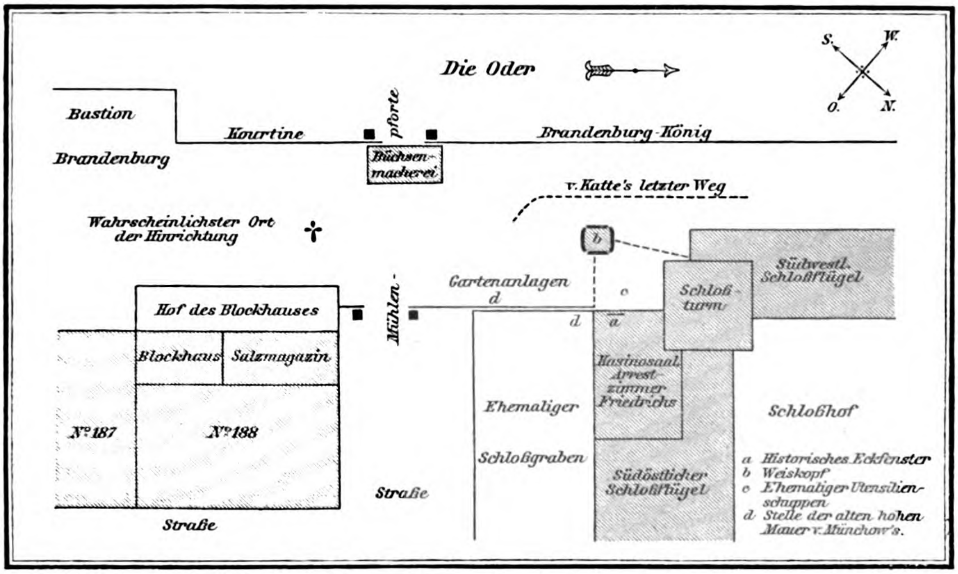
Am 2. November wurde Katte aus der Gendarmenwache nach der Auditoriatsstube am Neuen Markte geführt, um sein Urteil zu vernehmen. Zuerst wurde ihm das kriegsgerichtliche Erkenntnis, dann des Königs Urteil vorgelesen. Er bewahrte völlig die Fassung. Das Urteil sollte in Küstrin vollzogen werden. Die Zeit bis zu seiner Abführung dahin benutzte Katte, um drei Abschiedsbriefe, die man nicht ohne herzliche Teilnahme an seinem harten Geschick lesen kann, an seine Angehörigen zu schreiben. Auch richtete er ein Gnadengesuch an des Königs Majestät. Aber der König ließ sich nicht erweichen. Auch die beweglichen Bitten, die Kattes Großvater mütterlicherseits, sowie sein Vater, damals Generalleutnant in Königsberg, an ihn richteten, blieben ungehört.

In der Frühe des 3. November wurde Katte in einem Mietswagen nach Küstrin gebracht. Dreißig Mann vom Regiment Gendarmen eskortierten ihn unter dem Kommando des demselben Regimente angehörigen Majors von Schack, der nebst dem Feldprediger Müller und einem Unteroffizier bei Katte im Wagen saß. Bei der Begleitmannschaft ritten ein Rittmeister und ein Leutnant. Am Sonntag, dem 5. November, Nachmittags, traf der unglückliche Katte in Küstrin ein. Über seine letzten Stunden liegen genaue Berichte von einwandfreien Augenzeugen vor, so daß die mancherlei Erzählungen über den Ort, die Art und Weise der Hinrichtung, sowie über die Frage, ob

der Kronprinz mit eigenen Augen Katte habe sterben sehen, danach berichtigt werden müssen. Diese Berichte stammen von dem Oberauditeur, Geheimrat Gerbett (vom 6. November), vom Gouverneur von Küstrin, dem Generalmajor von Lepel (vom 8.), von der neumärkischen Kammer (vom 7.) und von dem Feldprediger Müller (vom 8.). Auch gehören noch zwei Briefe an den Vater Kattes hierher. Den einen schrieb der Major von Schack am 2. Dezember, den anderen der Küstriner Garnisonprediger Besser, der den Verurteilten zusammen mit Müller auf dem letzten Gange begleitete, im Januar 1731.

Über die Hinrichtung Kattes ist viel zusammenfabuliert worden; aber der König hatte selbst in einem Schreiben vom 3. November aus Wusterhausen an den Gouverneur und den Kommandanten genaue Anordnung über alle Einzelheiten getroffen. In diesem Schreiben heißt es: „Sobald er gemeldet wird, sollet Ihr den v. Katte in eine Stube verwahrlich setzen, und sollen die Gensd'armes in und außerhalb des Zimmers Schildwacht halten. Es soll die ganze Nacht permittiret sein, daß der Prediger von den Gensd'armes, als auch andere Stadtprediger, auch Offiziers ihm die letzte Nacht assistiren. Den Montag, als den 6. d., früh um 7 Uhr sollet Ihr von der Garnison 150 Mann commandieren lassen, die den Kreis schließen sollen vor die Fenster des Cronprintzen, oder woferne ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müsset Ihr einen andern Platz nehmen, sodaß der Cronprintz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann. Wenn der Kreis geschlossen ist, sollen die dreißig Gensd'armes zu Fuße mit Ober- und Untergewehr nebst dem Prediger den Lieutenant von Katt im Kreis bringen und soll ihm der Oberauditeur Gerbett das Todesurthel alsdann vorlesen. Sowie das Todesurthel verlesen ist, soll der Prediger ein Gebet halten, alsdann ihm der Scharfrichter den Kopf abschlagen soll. Auf dem Richtplatz soll der Körper bis 2 Uhr Nachmittag liegen bleiben und doppelte Schildwacht dabei gesetzt werden, und um 2 Uhr Nachmittags soll man hübsche Bürger bringen, die den Körper in einen Sarg legen und vor das Thor auf dem armen Kirchhof in der Stille einsenken. Bevor die Execution angehet, sollet Ihr, der Obrist Reichmann und ein Capitän oben bei dem Cronprintzen gehen und in Meinem Namen befehlen, es mit anzusehen; während der Execution sollen sie bei ihm bleiben, auch nach der Execution, und alsdann sollen sie lassen den Prediger von die Gensd'armes holen, der mit dem Cronprintzen soll sprechen, raisoniren und beten. Und wenn dies alles so geschehen, sollet Ihr mir durch eine Stafette Rapport abstatten, daß ich Dienstag früh weiß, wie alles, was ich befohlen habe, geschehen sei." Es ist kein Zweifel, daß des Königs Befehl in allen Stücken pünktlich vollzogen worden ist. Ich lasse den Brief des Majors von Schack im Auszuge folgen. Er lautet:

„Wie wir nach 2 Uhr Nachmittage in die Stadt kamen, stund der Commandant an dem Thore, ließ uns da halten und aussteigen, nahm den seligen Herrn v. Katte bei der Hand und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo eine Stube über dem Thore mit zwei Betten, eines für ihn, das andere für den Prediger präpariret war. Der Commandant sagte mir, daß wir ihn daselbst ferner in unserer Verwahrung behielten, und wies mir, wo ich unsere Posten setzen konnte. Den andern Tag (6. Nov. 1730) morgens um 7 Uhr sollte die Execution vor sich gehen, und ich sollte nach der Königl. Ordre, so er mir zeigte, mit dem ganzen Kommando zu Fuß den seligen Herrn v. Katte in den Kreis, so von 150 Mann von der Garnison gemacht wurde, hinbringen. ... Das Commando nahm ihn in die Mitte; der eine Prediger ging zur Rechten, der andere zur Linken, beteten und sprachen ihm immer vor. Er hielt ganz frei und munter den Hut unterm Arm, nicht gezwungen noch affectirt, sondern ganz natürlich. Er ward ein paar hundert Schritt längs dem Wall geführt, allwo auf dem Wall der Kreis formiret war, und waren die Zugänge des Walles besetzt, so daß wenig Menschen oben waren. Im Kreise ward ihm nochmalen die Sentenz vorgelesen, ich kann aber hoch versichern, daß ich vor Betrübniß nichts gehört habe und wüßte nicht drei Worte zusammen zu bringen. Bei Verlesung der Sentenz stund er ganz frei; wie solches vorbei war, frug er nach den Officiers von den Gensdarmes, ging ihnen entgegen und nahm Abschied von ihnen. Hernach ward er eingesegnet, darauf gab er die Perruque an meinen Kerl (Burschen), der ihm eine Mütze darreichte, ließ sich von meinem Kerl den Rock ausziehen, die Halsbinde aufmachen, riß sich selber das Hemd herunter ganz frei und munter,



Skizze der Gegend, wo v. Katte hingerichtet ist. Nach Hoffbauer.

als wenn er sich sonst zu einer serieusen Affaire präpariren sollen, ging hin, kniete auf den Sand nieder, rückte sich die Mütze in die Augen, fing selbst laut an zu beten: Herr Jesu, Dir leb ich u. s. w. Weil er aber meinem Kerl gesagt, er solle ihm die Augen verbinden, sich aber hernach resolviret, die Mütze in die Augen zu ziehen, so mein Kerl nicht wußte, so wollte mein Kerl, so erschrecklich konsterniret war und nicht sah, daß er die Mütze in die Augen gezogen, noch immer verbinden, bis er mit der Hand winkte und den Kopf schüttelte. Darauf fing er nochmalen an zu beten: Herr Jesu u. s. w., welches noch nicht aus war, so flog der Kopf weg, welchen mein Kerl aufnahm und wieder an seinen Ort legte ... Sein Sarg, worin er geleget worden, ist von Eichenholz mit schwarzen Leisten und sechs verzinnten Handgriffen gewesen, mit welscher Leinwand inwendig ausgeschlagen. Wie er durch hübsche Bürgersleute eingeleget worden, ist er mit einem von derselben Leinwand gemachten Sterbekittel bedeckt und bei dem Kinn herum fest gemacht worden. Nachgehends ist er durch die zwölf Bürgersleute auf einer Todtenbahre mit schwarzem Tuch behangen nach dem Armenkirchhof getragen und daselbst begraben worden, allwo bereits mehrere Officiere von der Garnison liegen, so daselbst gestorben."

Über den Ort der Hinrichtung finden sich verschiedene, einander ganz widersprechende Angaben. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß Katte auf dem Walle über der sogenannten Mühlenpforte hingerichtet wurde. Der König hatte in dem Schreiben vom 3. November befohlen: „Vor die Fenster des Cronprintzen, oder woferne ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müsset Ihr einen andern Platz nehmen, sodaß der Cronprintz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann." Unmittelbar aber vor dem Fenster des Kronprinzen, der in einem Zimmer der nach der Oder gerichteten Giebelfront des südöstlichen Schloßflügels gefangen saß, war der Raum für die vielen Menschen, die der Hinrichtung beiwohnen sollten, zu eng bemessen. Das ergibt sich aus einer Besichtigung der örtlichen Verhältnisse. Aus diesem Grunde mußte der General von Lepel sich für den vom König angegebenen Ausweg entscheiden. Daß er das getan hat, bestätigt der Bericht der neumärkischen Kammer an den König, in dem es heißt: „So ist gestern früh gleich nach 7 Uhr die Execution an demselben bei der Wache auf dem Walle über der Mühlenpforte dergestalt vollzogen u. s. w." Damit steht auch der Bericht in Schacks oben mitgeteiltem Briefe im Einklang. Schack sagt dort: „Er ward ein paar Hundert Schritt längs dem Wall geführt, allwo auf dem Walle der Kreis formiret war." Das stimmt mit den örtlichen Verhältnissen überein, denn von dem Wachthause, wo Katte die letzte Nacht zubrachte, bis zu „der Wache auf dem Walle über der Mühlenpforte" sind etwa vierhundert Schritt. Auch der Konrektor

Georg Thieme,* der damals in Küstrin lebte und geschichtliche Begebenheiten aufgeschrieben hat, gibt an: „v. Katte wurde hinter der Kanzelei auf dem Walle mit dem Schwerte hingerichtet." Die hier erwähnte (alte markgräfliche) Kanzelei steht längst nicht mehr; aber man weiß bestimmt, wo sie gestanden hat. Mit einer Ecke stieß dieses Gebäude an die Mühlenpforte, und gegenüber dieser Ecke, auf dem Walle, stand das in dem Berichte der neumärkischen Kammer erwähnte Wachgebäude. Von dem Fenster seines Arrestzimmers konnte Friedrich diese Stelle, die nur einige vierzig Schritte davon entfernt war, „gut übersehen". Seit 1897 ist übrigens die Örtlichkeit vollkommen verändert, da die Festungsmauer entfernt und der Wall zwischen den Bastionen „Brandenburg" und „König" abgetragen ist. In manchen Schilderungen liest man von einem Schafott, das für Katte aufgerichtet worden sei, wie z. B. bei Pöllnitz und der Markgräfin von Bayreuth, die sich auch in der Darstellung anderer Einzelheiten des traurigen Vorganges nicht glaubwürdig erweisen. Katte aber starb auf dem Sandhaufen, wie das außer Schack und Besser auch der Gouverneur von Lepel in seinem Berichte erwähnt, indem er schreibt: „Wann er (der Kronprinz) hernach, vorgestern und gestern, allein geblieben, hat er den Richtplatz unverwandt angesehen und verlanget, den Sand wegzubringen."

Die Frage, ob der Kronprinz Friedrich wirklich der Hinrichtung zugesehen hat, ist noch immer viel umstritten. Eingehend ist sie von dem Küstriner Divisionspfarrer Hoffbauer** erörtert worden, der zwar die endgültige Beantwortung der Frage dem Leser überläßt, aber doch für seine Person zu dem Ergebnis kommt, Friedrich habe die Hinrichtung Kattes wahrscheinlich nicht mit angesehen. Droysen schließt sich in diesem Punkte Hoffbauer an, und auch Th. Carlyle ist derselben Ansicht. Die entgegengesetzte Meinung vertritt Ranke. Eine Betrachtung des über diese Frage vorhandenen Materials läßt keinen Zweifel, daß Ranke recht hat. Dem König kam es gerade darauf an, daß der Kronprinz der Hinrichtung zusehen sollte; er sah augenscheinlich darin eine Verschärfung der Strafe, denn er beabsichtigte, mit den schärfsten Mitteln des Sohnes „gottloses Herz zu zerknirschen, zu erweichen und zu ändern." Das mußte den beteiligten Offizieren und Beamten klar sein, und es ist nicht anzunehmen, daß einer von ihnen es gewagt haben sollte, dem bestimmt ausgesprochenen königlichen Willen entgegenzuhandeln. Auch die oben erwähnten Berichte der Augenzeugen bestätigen, daß der Wille des Königs geschehen ist. Der Gouverneur von Lepel, der ja dem König auf dessen ausdrücklichen Befehl Rapport abstatten mußte, schreibt am 8. November in seinem Bericht: „Die Exekution ist vor seinen (des Kronprinzen) Augen verrichtet worden, und hat der Katte, nachdem er sich entblößet, das Gesicht gegen ihn gekehret, worüber der Cronprintz in Ohnmacht gefallen und der Capitän zutreten und ihn halten müssen. Nach solcher Exekution hat der Cronprintz die Augen beständig auf den Körper gerichtet, bis Nachmittags, und dessen Einlegung in den Sarg mit observiret." Auch der Feldprediger Müller erwähnt in seinem Berichte an den König an zwei Stellen ausdrücklich, daß die Hinrichtung vor den Augen des Kronprinzen geschehen sei. Dasselbe sagt ferner der Präsident der neumärkischen Kammer, von Münchow, in seinem Berichte: „Der Kronprinz, welchen man von dieser vor seinem Gesichte vorzunehmenden Exekution nur etwa eine Stunde vorher avertiret,* soll sich dergestalt darüber alteriret haben, daß er dreimal in Ohnmacht gefallen ist." Wir wissen ferner, daß der Kronprinz sich gleich nach der Hinrichtung Kattes bei

* Bei Seyffert: Annalen der Stadt und Festung Küstrin. 1801. S. 97.

** Jahresberichte und Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt a. O. 1867. 6. und 7. Heft.

* Früh am Morgen des 6. November wurde Friedrich von dem königlichen Befehl, daß er der Hinrichtung zuzusehen habe, in Kenntnis gesetzt. Entsetzt forderte er, man solle innehalten und dem König durch eine Stafette melden lassen, daß er sich der härtesten Strafe, der Entsagung auf den Thron, ewigem Gefängnis, ja dem Tode unterwerfen wolle, wenn man Kattes Leben schone. Aber die Hinrichtung war befohlen; schon waren die Vorbereitungen dazu im Gange; niemand hätte es wagen dürfen, dem verzweifelten Kronprinzen gehorsam zu sein. Während der Hinrichtung, der Friedrich, am Fenster stehend, beiwohnte, waren bei ihm der Kommandant, Oberst von Reichmann, der den erkrankten Gouverneur vertrat, und ein Kapitän von Graurock, der sich des Kronprinzen bei dessen Ohnmachtsanfall annahm.

dem Feldprediger Müller, der nach des Königs Befehl zu ihm gerufen wurde, darüber beklagt hat, daß der König „vor seinen Augen die harte Execution habe vollziehen lassen“. Auch hat Friedrich später als König, so sehr er es im allgemeinen vermied, das erschütternde Ereignis zu erwähnen, doch 1757 dem englischen Gesandten Mitchell gesagt, er sei nach dem Fenster gebracht worden, um Kattes Hinrichtung mit anzusehen, worüber er in Ohnmacht gefallen sei.

Nun aber besitzen wir noch eine schriftliche Darstellung, die das Gegenteil behauptet. Auf sie stützen sich Hoffbauer und diejenigen, die seiner Ansicht beipflichten, obwohl sie, wie man sehen wird, keinen begründeten Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann. Sie rührt von dem Obersten von Münchow her, dem jüngsten Sohne des obengenannten Kammerpräsidenten. Münchow war im Jahre 1730 ungefähr sechs Jahre alt und hat seine Erinnerung an das schreckliche Ereignis erst vierundsechzig Jahre später, 1794, zu Papier gebracht. Er schreibt:* „Ich habe mit meinen Augen das Blut von Kattes Enthauptung in die Höhe spritzen sehen. Der Eindruck war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtnis zu erlöschen. Es ist in der Anekdotensammlung (Nicolai über Friedrich den Großen) falsch, wenn daselbst gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants v. Katte mitansehen. Er ist nicht aus dem Zimmer des Schlosses gekommen, welches mein Vater zu diesem Arreste abgetreten hatte. Aus diesem Zimmer aber konnte nicht der Richtplatz gesehen werden. Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht dahin. Katte ward durch eine militärische Wache zum Richtplatze auf den Wall geführt. Der Zug ging vor dem Schlosse vorüber. Der Prinz, in dessen Zimmer der Commandant General Löpel und mein Vater in diesem Augenblick, ich weiß nicht, ob auf Befehl oder aus eigener Fürsorge, gegenwärtig waren, drängte sich zum Fenster, öffnete es, als der Zug ankam, und rufte laut diese Worte: pardonnez moi, mon cher Katte! Dieser antwortete: la mort est douce pour un si aimable Prince!* Nun trat der Prinz vom Fenster mit thränenden Augen ab und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Eine Ohnmacht wollte ihn anwandeln, mein Vater hatte sich mit Schlagwasser (Eau de Cologne) versehen, nöthigte ihn zum Einnehmen, und ehe dies vollzogen ward, lag Kattes Haupt schon vom Körper getrennt auf dem Sandhaufen, der von der Ecke des Schlosses oder des Prinzen Arrestzimmer etwa 30—50 Schritt entfernt, aber durch eine alte, hohe Mauer dergestalt separiret ward, daß er nicht gesehen werden konnte. Der Commandant verließ den Prinzen, mein Vater ließ sich mit verschließen, und ein Arzt und ein Feldscher wurden den Tag über im Schlosse von meiner Mutter insgeheim gehalten. Mein Vater verließ den Prinzen erst tief in der Nacht, als derselbe eingeschlafen war. Wäre ein Befehl gewesen, daß der Prinz die Enthauptung ansehen sollte, so hätte es der oft benannte Commandant, der sehr pünktlich alle Befehle vollzog, um so gewisser gethan, da es sehr leicht war, denn aus dem Arrestzimmer ging eine Thür und Treppe nach einem am Schlosse zur Defension desselben angebauten erhabenen Orte, den man den Weiskopf nannte, und welcher ehemals unter dem Markgrafen Hans zu einem Richtplatze für Staatsverbrecher angelegt worden war. Er durfte ja Katten nur daselbst richten oder den Prinzen zum Zusehen dahin führen lassen. Ich selbst, der dies schreibet, habe von diesem sogenannten Weiskopf, den mir meine Ältern zum Garten und Spielplatz erlaubet hatten, das Blut von Katte in die Höhe springen sehen.“

So der Bericht. Aber man bedenke! Münchow war ein sechsjähriges Kind, als er Augenzeuge des furchtbaren Vorganges war; er hat ferner erst nach vierundsechzig Jahren seine Erinnerung daran aufgezeichnet. Und so wenig ist er trotz seiner Beteuerung

* Bei Gallus: Geschichte der Mark Brandenburg. 5. Band, Anhang.

* Die Abschiedsworte, die Friedrich und Katte wechselten, werden übrigens verschieden angegeben. Lepel z. B. erzählt, der Kronprinz habe gerufen: „Je vous demande, mille pardons“, worauf Katte ungefähr geantwortet habe: „Monseigneur, vous n'avez rien à me demander.“

seiner Sache sicher, daß er schon drei Jahre später, 1797, gerade das Gegenteil berichtet, wenn er schreibt: „Als Catt gerichtet werden sollte, hatt der Gouverneur, General v. Loepel, Befehl, nebst meinem Vater den arrestirten Printzen dergestallt an einem Fenster des Schlosses zu führen, aus welchen Er, ganz nahe am Schlosse, auf dem Wall den angeordneten Richt Platz und also die execution sehen könne und solle. Man muste es thuhen." Hoffbauer legt nun der Aufzeichnung Münchows vom Jahre 1794 ein solches Gewicht bei, daß er meint, die dienstlichen und amtlichen Berichte des Gouverneurs und des Kammerpräsidenten nicht wörtlich nehmen zu brauchen, was doch bei der so tiefernsten Angelegenheit gewiß nicht angeht. Er beachtet dabei auch nicht, daß Lepel gerade von Münchow in der Aufzeichnung vom Jahre 1794 als ein pflichttreuer und gewissenhafter Offizier geschildert ist. Und wie steht es mit den beiden Äußerungen Friedrichs? Hat man mit Hoffbauer das Recht, auch sie nicht wörtlich zu nehmen? Nein! Lepel, Müller und der Präsident von Münchow sind einwandfreie Zeugen; der Oberst von Münchow ist es nicht. Das beweist der gegensätzliche Inhalt seiner beiden Aufzeichnungen. Und auch das Argument von Münchows in der ersten Aufzeichnung, daß eine alte, hohe Mauer dem Kronprinzen die Aussicht auf die Richtstätte versperrt habe, scheint nicht stichhaltig. Denn diese Mauer, die allerdings vorhanden war, zog sich nicht rechtwinkelig über den Wall, sondern parallel mit ihm, an seiner Innenseite entlang und hatte nur den Zweck zu verhindern, daß Leute, die auf dem Walle zu tun hatten, in den Wassergraben fielen, der damals noch das Schloß umgab. Sie konnte also für den Ausblick Friedrichs nach der Richtstätte nicht hinderlich sein, da sie nur eine Fortsetzung der Giebelfront des südöstlichen Schloßflügels war. Schließlich sind auch die psychologischen Erwägungen Hoffbauers nicht geeignet, die Glaubwürdigkeit der dienstlichen Berichte zu erschüttern. Zwar ist der Befehl des Königs, der den Kronprinzen zum Zusehen bei der Vollstreckung des Todesurteils an Katte zwang, hart, ja selbst grausam zu nennen. Aber wir wissen aus der Geschichte der Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn sehr genau, daß sich trotz der Brutusstrenge doch immer in dem König das liebende, väterliche Herz regte. Näher darauf einzugehen, liegt nicht in dem Rahmen unserer Aufgabe. Dieses Vaterherz des Königs ist auch bei dem harten Befehle, nach dem Friedrich der Hinrichtung zuzuschauen hatte, nicht zu verkennen. Bisher waren des Königs Versuche, den Sohn von seinem verderblichen Irrwege abzubringen, nutzlos gewesen. Noch hatte Friedrich nicht wahrhaft bereut. Da beschloß der König durch ein letztes, allerdings furchtbares Mittel, den Sohn zur Erkenntnis seiner Verschuldung und zum aufrichtigen Bekenntnis seiner Reue zu bringen. Ist es nun wohl anzunehmen, daß die beauftragten Offiziere und Beamten, gewöhnt an preußische Subordination und pünktlichsten Gehorsam, es gewagt haben sollten, des Königs Majestät etwas vorzutäuschen und sie dadurch geradezu zu verhöhnen, während der König als Vater es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubte, ein so furchtbar strenges Mittel anzuordnen, um seinen Zweck zu erreichen? Nein! Es bleibt dabei: Friedrich hat den schrecklichen Vorgang mit ansehen sollen, und nur die ihn antretende Ohnmacht hat ihm wahrscheinlich den fürchterlichen Anblick erspart, des Freundes Haupt fallen zu sehen.

Ich bin am Ende; es bleibt nur noch wenig hinzuzufügen. Am 14. November bat der Generalleutnant von Katte den König, ihm zu gestatten, „den Körper seines Sohnes nach seinem Gute (Wust bei Jericho) in aller Stille zu bringen." Der König genehmigte das Gesuch und schrieb eigenhändig darauf: „gut Compliment." Einem unverbürgten Gerücht zufolge soll die Leiche heimlich ausgegraben und in einem Heuwagen versteckt nach dem Stammgute gebracht worden sein. Dort ruht sie im Erbbegräbnis. Ein weiteres Gerücht besagt, ein französischer Militärarzt aus dem Elsaß habe im Jahre 1806 den Kopf Kattes von dort entfernt und mit sich genommen.

Ich schließe mit den Worten Droysens:* „Es war doch mehr als ein bloßes Familienereignis, mehr als ein bloß leichtsinniges

* Geschichte der preußischen Politik 1869. IV, 3. S. 109.

Abenteuer eines jungen Herrn, das nur die blinde Wut eines despotischen Vaters zu einem öffentlichen Skandal machte. Die Untersuchungen ergaben, daß der englische Hof bei demselben eine mehr als zweideutige Rolle gespielt hatte; es führten einzelne Spuren darauf, daß auch der französische Hof mit im Geheimnis gewesen sei. Mochte der Prinz, die Prinzessin, die Königin, der Weltlage unkundig, nicht bemerkt haben, wie sie mit ihren Wünschen und Stimmungen für fremde Interessen vorgeschoben und ausgenutzt wurden, es war hohe Zeit, diese englische Intrige am preußischen Hofe, diese Konspiration mit fremden Mächten zu zerreißen, die Parteiung, den Hochverrat in der eigenen Familie für immer niederzuschlagen. Was sollte aus diesem Staat werden, der ganz auf Disziplin, Pflichttreue, Dienst, auf Ordnung und Unterordnung gegründet war, wenn der dem Throne Nächste ein solches Beispiel von Pflichtvergessenheit, Auflehnung, Desertion geben, wenn er Offiziere der Armee verführen konnte, gleich ihm zu vergessen, daß sie in ihrem Fahneneid geschworen: ‚Dem König treu, hold und gewärtig zu sein, seinen Vorteil zu suchen und seinem Schaden zu wehren!' Wie immer durch Zornausbrüche und glühende Ergüsse empörten Selbstgefühls entstellt und verdunkelt, in der Seele des Königs war die volle Wahrhaftigkeit dieses Zorns, war der lebendige Instinkt väterlicher Pflicht und königlicher Verantwortlichkeit; wenn je, so war es jetzt gerechtfertigt und notwendig, mit der ganzen Wucht strafender Gerechtigkeit hindurchzuschreiten; fiat iustitia et pereat mundus schreibt der König."

Mutter

Mich grämt es so — die halbe Nacht
Hab' ich an eines nur gedacht:
Daß jene Frau, die mich gewiegt,
So weit in fremder Erde liegt.

Sie trug viel Not und Herzeleid,
Rauh' Linnen war ihr letztes Kleid —
Wie könnt' ich, würd' sie heut' erwachen,
Ihr Leben so viel wärmer machen!

Nun liegt ganz ohne Schmuck und Stein
Ihr Hügel in den langen Reihn.
Sie schläft verlassen und verloren
Und hat drei Kinder doch geboren.

Ich glaub', sie wartet Tag um Tag,
Ob keiner von uns kommen mag.
Sie würd' uns schon am Schritt erkennen
Und heimlich unsern Namen nennen.

— Doch Jahre gehn, der Platz bleibt leer,
Gräser wuchern um ihn her.
Das Grab zerfällt, und ich bin froh
Und fern und fremd — das grämt mich so!

Carl Busse

Zwei Kanzeln

Erzählung

von

Ernst Heilborn

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Hinter Böhne, jenseit der beiden Havelarme, ballte sich ein Gewitter zusammen. Schwere Wolkenmassen zogen über den Abendhimmel herauf. Längs der Hügelkette, die den Horizont begrenzte, begann es zu wetterleuchten.

Das Pfarrhaus von Mögelin lag wie ausgestorben da. Der Wind fuhr in den Hausflur, aber niemand kam, ihm die Tür zu verschließen. Nur aus dem Zimmer des Pastors drang ein mattes, gelbes Licht.

Pastor Bartels saß vor seinem Cylinderbureau und las und las. Eine feine Röte war in sein Gesicht gestiegen. Er hielt das kleine Buch, das man ihm vor ein paar Stunden gebracht hatte, fest, beinahe zärtlich in beiden Händen, eines der ersten Exemplare des neuen Gesangbuches.

Wahrlich, Pastor Bartels waren die alten Texte, die hier in ihrer frischen Ursprünglichkeit wiederhergestellt waren, nicht fremd. Als junger Kandidat der Gottesgelahrtheit hatte er sich mit dem Gedanken getragen, eine Geschichte des Kirchenliedes zu schreiben, hatte auch noch in der ersten Zeit seiner Mögeliner Amtstätigkeit Studien dazu gemacht. Aber aus diesem neuen Gesangbuch sprach ihm, wie er die Seiten wandte, eine wundersame Einheit, ein festtäglicher Zusammenklang. Ihm war, als würde da etwas in ihm frei.

Er ließ das Buch sinken. Erinnerungsbilder zogen an ihm vorüber, er mühte sich nicht, sie festzuhalten. Dann aber wurden die Eindrücke bestimmter. Die alte deutsche Stadt, wie er sie oftmals erträumt, trat ihm vor Augen. Enge Gassen, giebelgeschmückte Häuser, überragt von dem Münster. In den niedrigen Kammern kunstvoller Hausrat. Und die Glocke vom Münster begann zu rufen, lauter und lauter, die Türen der Häuser öffneten sich, und ehrsam kamen die Bürger geschritten, mit Haube und Goller die Mädchen und Frauen, und die Gemeinde fand sich zum Hause des Herrn. Und war ein Geist in Alltag und Festtag, in Handel und Wandel, in Haus und Kirche, in allem der eine starke und fromme Geist. Ihm wurde warm im Herzen, wie er das vor sich sah.

Und seine Gemeinde? Damals, ja, wie er als junger Geistlicher hierher gekommen war, da hatte er all seine Kräfte darangesetzt, diesen einen Geist, den Geist des Herrn, in seiner Gemeinde zu wecken, zu schaffen. Er hatte sich die Arbeit, den Kampf nicht verdrießen lassen. Wie war es doch gekommen, daß alles so anders wurde? Heute war er ein Mann mit grauen Haaren, und nichts von dem, was er gewollt, war verwirklicht. Kleinliche Zwistigkeiten mit dem einen, dem anderen, und ein müdes Geschehenlassen. Predigen und Reden, aber kein Schaffen und Bauen.

Er stand auf und ging in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Es war, als wäre eine Kraft aus dem Buche in ihn übergegangen, er meinte sie bis in die Fingerspitzen zu spüren. Wie eine Waffe kam es ihm vor, mit der er den Kampf gegen — für seine Gemeinde neu eröffnen würde. Noch einmal wollte er jung sein in diesem Kampfe.

Es war ein machtvolles Gottvertrauen in diesen alten Texten. Auch seine Kirchgänger sollten sonntäglich davon ergriffen werden.

Und neue Worte würde er zu diesen Liedern finden, die Herzen weich und warm zu machen.

Aber wie? Vielleicht würde seine Gemeinde der Einführung dieses neuen Gesangbuches Widerstand entgegensetzen? — Dann um so besser! Dann war der Anlaß gegeben, sie aus ihrer trägen Ruhe gleich hinauszuscheuchen, sie und — ihn selbst. Nicht der Kampf war zu fürchten, gefährlich war der stumpfe Wechsel der satten, grauen Tage.

Das Wort der Offenbarung trat ihm vor die Seele: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Er war lau gewesen, darüber half kein Beschönigen hinweg. Nun aber würde er warm sein.

Und Pastor Bartels faltete die Hände und bat Gott um Kraft.

Mit Rührung und Dank blickte er, wie er vom Gebet abgelassen hatte, auf das kleine Büchlein, das in seinem schwarzen Einband und dem blinkenden Goldschnitt gar zierlich auf der Platte seines Schreibpultes lag. Das sollte morgen die beste Gabe auf dem Geburtstagstisch seiner lieben Frau ausmachen.

Er war im Begriff, sich wieder niederzusetzen, um weiterzulesen, als ein Blitzstrahl, dem beinahe unmittelbar der Donner folgte, ihn aus seinem Sinnen aufriß. Er trat ans Fenster, öffnete die Scheiben und blickte hinaus.

Der Wind peitschte den Regen, und es war ein wundervolles Schauspiel, wie die Blitze über den Nachthimmel flammten.

Einzelne Wolkenmassen ballten sich zu Gestalten, phantastisch bewegten die Lebensbäume auf dem Kirchhof drüben ihre dunklen Leiber.

Wie er länger hinausblickte, meinte er die vier apokalyptischen Reiter, wie Dürer sie gezeichnet, auf fahlen Rossen dahinstürmen zu sehen. Und die Sense des Todesreiters fuhr weithin über das Firmament, blitzte, blinkte, blitzte. „Ja, Dürer ...“ sagte er leise vor sich hin.

Seine Frau bei diesem Unwetter noch draußen, einen Krankenbesuch zu machen! Er warf sich den Havelock um, stülpte den Hut auf und griff zum Schirm, ihr entgegenzugehen.

Wie er in dem Flur stand, in den der Sturm den Regen getragen hatte, begann ein Lächeln über seine eigene jugendliche Torheit um seine Lippen zu spielen. Nicht sowohl der Wunsch, seine Frau zu suchen, trieb ihn hinaus, als die Lust, dem Wetter zu trotzen. Und wirklich, es war ihm ein Wohlgefühl, wie nun der Regen auf seinem Schirm trommelte und der Wind seinen Mantel zauste. Jawohl, trotz seiner Vierzig und seinem früh ergrauten Haar — es war noch Jugendkraft in ihm.

Viel zu früh, um die recht auszugenießen, traf er auf seine Frau, die trotz des Unwetters den Heimweg angetreten hatte. Er nahm sie unter seinen Schirm, und bald hatten sie das schützende Dach erreicht.

Frau Bartels wollte sich gleich ans Werk machen, die kleine Überschwemmung, die der Regen im Hausflur angerichtet hatte, zu beseitigen, aber er zog sie bedeutsam in sein Zimmer.

Sie setzte sich auf das eingesessene Wachstuchsofa ihm gegenüber und sah ihn erwartungsvoll an. Aber da er in ihr liebes, nur gar so alltägliches Gesicht blickte, fand er die rechten Worte nicht.

„Du wolltest mir etwas sagen, Vater?“

„Nur daß ich morgen, zu deinem Geburtstag, eine ganz besondere Überraschung für dich habe.“

„Du meinst die Jungen. Ich freue mich lange, daß das mit dem Ferienanfang so zusammenfällt.“

„Nicht nur unsere Jungen. Es ist etwas anderes. Aber wenn du draußen noch zu tun hast — ich wollte auch noch einiges nachsehen.“

* *
*

Früh am anderen Morgen machte sich Pastor Bartels auf, seinen Jungen, die in Brandenburg das Gymnasium besuchten und im Alumnat untergebracht waren, entgegenzugehen. Immer war es so gehalten worden, daß er mit ihnen halbwegs, im Gasthof zu Pritzerbe, zusammentraf.

Das Gewitter hatte abgekühlt, nur machte die Julisonne ihre Rechte bald wieder geltend. Pastor Bartels aber tat es wohl, im

Gehen noch einmal ruhig das zu überdenken, was gestern so unvorgesehen auf ihn eingestürmt war. Und wie er fest und sicher Fuß vor Fuß setzte, fühlte er sich klarer und reifer werden in seinen Entschließungen.

Was vor allem not tat, war, Freund Stoll sein Handwerk zu legen. Gewiß war der junge Lehrer eine frische Kraft und kein schlechter Charakter. Aber nicht darauf kam es hier an, sondern auf das andere: daß er mit seinen seichten Vorträgen und halbverstandenen Behauptungen in der Gemeinde die Begriffe verwirrte. Dem mußte Einhalt geboten werden, sogleich, energisch. Viel zu lange hatte Pastor Bartels das untätig mit angesehen.

Den kleinen Gehässigkeiten, mit denen Bäckermeister Zehle ihn verfolgte, würde von nun an ein fester und starker Wille entgegengesetzt werden.

Und die Kraft, die in dem neuen Gesangbuch schlummerte, die er selbst gestern abend noch so wundersam erfahren, sie mußte so schnell als möglich dienstbar gemacht werden. Es führte zu nichts, sich mit dem Kirchenrat in lange Überlegungen einzulassen. Als eine Tatsache, mit der sie zu rechnen hätten, würde Bartels seinen Gemeindevertretern die Einführung des neuen Buches bekannt geben.

So schritt er die Landstraße entlang, und die Bilder dessen, was zu tun und zu leisten war, schwebten vor ihm her. Die Sonne war höher gestiegen, und der feine Staub, der den Damm wieder deckte, legte sich auf seine Füße. Einen Augenblick war ihm, als sei sein ganzes bisheriges Leben solch Wandern auf ebenmäßiger, unabsehbarer, sich gleichbleibender Straße gewesen, ohne Ausblicke und Einkehr. Einen Augenblick dachte er, daß trotz aller Vorsätze und allen Wollens sein Lebensweg sich auch fürderhin so vor ihm ausbreite, ziellos, ermüdend. Aber er kämpfte die Abspannung, so schnell wie sie gekommen war, nieder. Und schon sah er bei neuer Biegung den Kirchturm von Pritzerbe vor sich.

Im Gasthof traf er seine Jungen, die bereits auf ihn gewartet hatten. Wie sie den Vater sahen, sprangen sie von ihren Stühlen, flogen auf ihn zu, umarmten und küßten ihn.

Lächelnd hatte er ihrem Ungestüm zu wehren. Und wie er nun bei ihnen niedersaß, glitten seine Blicke von dem Brünetten, Älteren, der immer zu tun hatte, seine großen, roten Hände in den Jackenärmeln zu verstecken, zur schmiegsamen Gestalt seines blonden Rudolf, und beider Anblick tat seinem Vaterherzen wohl. Sie aber schwatzten und erzählten und hatten von tausend Erlebnissen dem Vater zu berichten.

Nach kurzer Rast machten sich die Wanderer wieder auf den Weg. Die Sonne war höher gestiegen, aber in Gemeinschaft mit solchem jungen Blut, das, das schwere Ränzel auf dem Rücken, einherschritt, als wär's ein Spiel, konnte ernstliche Ermüdung nicht aufkommen.

„Nun, Martin, wie steht's mit dem Abiturium?"

„Ich werd' es schaffen, Vater."

„Ist brav, mein Junge. Und wenn es dir schwer fällt, freu' dich darüber. Arbeiten muß man können, Zucht an sich üben. Und wenn du das von der Schule in deinen künftigen Seelsorgerberuf mitbringst, da sollst du sehen, daß dir dein Leben Früchte trägt. Und du, Rudolf?" Er legte, wie sie dahinschritten, seine Hand zärtlich auf die Schulter seines Jüngeren: „Dich frag' ich nach dem Examen nicht. Beständest du nicht, das wäre Schimpf und Schande. Aber — sag's offen heraus: nicht wieder Dummheiten gemacht?"

„Nein, Vater. Ich hatte dir's ja versprochen."

„Ging's danach, wäre so mancher dumme Streich wohl nicht verübt worden. Also, Hand aufs Herz; wie steht es?"

„Gut, Vater."

„Und mit der Berufswahl?"

„Es wird wohl Philologie werden müssen."

„Das heißt: wir haben uns die Torheiten noch nicht ganz aus dem Kopf geschlagen?"

„Doch, Vater, ich seh' es ein, nur — es fällt mir nicht leicht."

„Bist dir aber selbst klar darüber, daß dein Talent zum Maler nicht ausreicht?"

„Leider muß ich's wohl einsehen."

„Nun denn, man wächst nicht über seinen Scheitel hinaus. Und siehst du, Rudolf, erst

gestern hab' ich's selbst erfahren, gestern abend, als ich in meinem Zimmer allein saß und manches überdachte: es kommt nicht so sehr auf den Beruf an, sondern darauf, was man daraus zu machen weiß. Ich hab' auch wieder von Anfang an zu lernen, aus meinem Amte was zu machen."

„Du, Vater?" riefen die beiden wie aus einem Munde.

„Ja, ich, und ich glaube und hoffe, daß ich noch Kraft dazu habe. Aber laßt uns ausschreiten, Jungen, wir kommen sonst zu spät zu Tisch. Und das würde Mutter heute, an ihrem Geburtstag, doppelt betrüben. Übrigens habe ich gerade heut' eine besondere Überraschung für sie. Und euch, denke ich, wird es mit freuen."

Es schlug eben eins von dem niedrigen Kirchturm von Mögelin, der ein übles Bauwerk aus den dreißiger Jahren war und eigentlich wie eine Tischglocke mit spitzem Griff aussah, als die Wanderer die ersten Häuser des Dorfes erreichten. Frau Bartels stand auf den Stufen, die zum Pfarrhaus hinaufführten. Die Ankommenden schwenkten die Hüte, und die Jungen flogen auf die Mutter zu.

„Da, Mutter, hast du dein weißes und dein schwarzes Schaf!" rief der Pfarrer. „Und nun macht schnell, Kinder, daß ihr euch wascht und euren Anzug in Ordnung bringt. Wie ich die Mutter kenne, wartet das Essen schon."

Damit waren sie in den Hausflur getreten, dessen roter, ausgetretener Ziegelboden nach der gestrigen Überschwemmung mit frischem Sande bestreut war, und die Holztreppe ächzte unter ihren schweren Tritten.

Ein Viertelstündchen später saß man am Eßtisch, der im Garten hinter dem Hause gedeckt war. Das Rösel, in frisch geplättetem, hellem Kleide recht lieblich anzuschauen, ging ab und zu, die Speisen zu bringen und abzutragen. Und da man eben das Geburtstagskind leben ließ, bekam auch sie ein Glas, mit anzustoßen.

Pastor Bartels hatte das Dankgebet gesprochen, und nun schob er den Arm seiner Frau unter den seinen und führte sie in das Wohnzimmer, wo er bereits am frühen Morgen für sie aufgebaut hatte. Rösel hatte um den Tisch gar zierlich eine Blumengirlande gezogen.

Die Mutter stieß einen leisen Ruf der Überraschung aus, als sie das schöne kupferne Gerät sah, das Bartels für sie besorgt hatte: „Das ist freilich etwas Besonderes," sagte sie dankbar und strich leise mit der Hand über die seine.

„Nein, das Besondere wartet deiner noch," sagte er ernst. „Aber sieh' dir alles ruhig der Reihe nach an."

Der stattliche Baumkuchen inmitten des Tisches erwies sich wie alljährlich als Geschenk von Onkel Karl in Berlin, dem einzig Überlebenden der älteren Generation der Bartelsschen Familie, einem rechten Oheim des Pfarrers. „Er schreibt übrigens," erläuterte Bartels, „daß es mit seiner Gesundheit schlecht stehe. Aber er klagt nun schon seit Jahren. Als alter Junggeselle, der nichts mehr zu tun hat, auch recht eigentlich an niemandem Anteil nimmt, wird er mehr und mehr Hypochonder."

Alles Aufgebaute wurde gründlich in Augenschein genommen und fand herzlichen Dank. Dann aber sagte der Pfarrer: „Nun das Besondere," und hob eine Serviette auf, die das Geschenk verdeckte.

„Ein neues Gesangbuch? Aber meines ist doch ganz gut noch."

„Nicht *ein* neues Gesangbuch, sondern *das* neue Gesangbuch. Es ist mir gelungen, eines der ersten Exemplare dir zum heutigen Tage zu beschaffen. Da, sieh' her: herausgegeben vom Königlichen Konsistorium, Berlin 1886."

„Aber —"

„Und dieses neue Gesangbuch ist recht eigentlich das alte. Die schönen alten Texte sind endlich darin wiederhergestellt."

„Wie seltsam. Und danach werden wir nun singen?"

„Freust du dich nicht?"

„Gewiß, — man ist nur so gewöhnt an das alte. Und hier steht alles anders?"

„Wir haben längst die alten Texte in der Schule gelernt," sagte Martin selbstbewußt.

„Ich werde dir alles erklären, und du wirst sicher deine Freude daran haben," meinte Bartels. „Mir hat das kleine Büchlein, das da so unscheinbar liegt, viel ge-

geben in den wenigen Stunden, die ich darin las. Wie ein Weckruf war das. Aber kommt jetzt in den Garten — ich habe eben noch ein Stündchen Zeit, und unter dem Birnbaum ist es jetzt schattig —, da will ich euch an ein paar Stellen den Unterschied zeigen, daß ihr es auch liebgewinnt."

„Ja, kommt! Das ist prächtig, Vater," jubelte Rudolf.

Aber ein anderes trat dazwischen. Das Rösel war leise hereingehuscht und hatte mit Frau Bartels getuschelt. Die legte resolut ihre Schürze ab und sagte: „Verzeih', aber ich muß eben zu Schuhrs. Mit der jungen Frau ist es nun so weit. Sie haben schon nach Rathenow geschickt, und bis die Frau Lorenz kommt, muß ich dasein und nach dem Rechten sehen. Rösel," rief sie der Davoneilenden nach, „bringen Sie, was wir noch an alter Wäsche haben!" Sie sagte das alles wie etwas ganz Selbstverständliches, unbekümmert um die Gegenwart der Jungen.

„Recht so," meinte Pastor Bartels. „Ich habe auch noch mehr an meiner Predigt zu tun, als ich gestern nachmittag dachte. Den Gartenplatz beleg' ich nun allein mit Beschlag. Und was der Nachmittag einbüßt, das soll dem Abend zu gute kommen."

* *
*

Pastor Bartels saß noch immer an dem Tisch unter dem Birnbaum über die Predigt gebeugt, als seine Frau von ihrem Besuch bei der Wöchnerin heimkam. Sie nahte sich ihm leise und setzte sich, da sie ihn beschäftigt sah, etwas abseits auf eine Gartenbank. Bewundernd hingen ihre Augen an seinen feinen Zügen, denen die kräftig gebogene Adlernase und die früh ergrauten Haare das eigenartige Gepräge gaben. Dabei verlieh das Erwartungsvolle, Hingebende ihrer Haltung ihrem eigenen, frühzeitig gealterten und alltäglichen Gesicht, dem man die Arbeit und immer wieder nur die ermüdende Arbeit ansah, etwas Gewinnendes.

„Nun?" sagte er und schob die Papiere zusammen.

„Es scheint alles recht zu verlaufen. Frau Lorenz ist gekommen, und da brauchen sie mich jetzt nicht mehr. Wir haben noch eine Viertelstunde bis zu Tisch, und da dacht' ich, wenn ich dich nicht störe, könnten wir plaudern."

„Weißt du," sagte er, „tu' mir den Gefallen und zieh' dich erst rasch um. Du bringst einen Geruch von Krankenstube mit dir, der gerade heut' ... du kennst ja meine Schwäche. Ich trage inzwischen meine Sachen hinein, und Rösel scheint mir auch schon das Abendbrot bereit zu halten."

Wieder saß man nach der Mahlzeit unter dem Birnbaum, und die beiden Gesangbücher, das alte und das neue, lagen nun vor dem Pfarrer aufgeschlagen.

„Da ist eine Fülle der allerherrlichsten Lieder," erklärte Bartels, „die uns bisher ganz fehlten: ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh'‘, ‚Wenn ich ihn nur habe‘, ‚So nimm denn meine Hände und führe mich‘, ‚Es ist ein Reis entsprungen‘. Die stehen auch jetzt noch als geistliche Volkslieder im Anhang. Aber was heißt denn das, ‚Volkslieder‘? Doch nur, daß sie so lieb und schlicht und innig sind, daß sie auch ohne allen offiziellen Kirchengesang den Gläubigen, und nicht nur ihnen, vertraut geworden."

„Die hast du aber bisher auch schon öfters singen lassen," sagte Frau Bartels.

„Es ging aber auch danach. — Doch nun die Hauptsache. Wie sie uns die allerköstlichsten Lieder entstellt und verwässert hatten! Gleich hier; es heißt: ‚Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt; ihr aber, meine Sinnen, auf, auf, ihr sollt beginnen, was eurem Schöpfer wohlgefällt‘. Und was hatten sie daraus gemacht? ‚Nun ruhet in den Wäldern, in Städten und auf Feldern sanft schlummernd, was da lebt; ihr aber, meine Sinnen, sollt Gottes Lob beginnen, eh' ihr dem Schlaf euch übergebt‘. Dies ‚eh' ihr dem Schlaf euch übergebt‘ — davon gar nicht zu reden. Der Mensch, der das hat schreiben können, dem wäre wirklich besser, er hätte nie gewacht. Aber auch diese Abänderung des Anfanges! Da waren die Leute nun klug geworden und sagten sich: Die ganze Welt schläft doch nicht! In Amerika wacht man ja um diese Stunde! Als wenn nicht Dichtkunst das Greifbare, das Anschauliche, das dreimal Sinnliche wäre."

„Ich finde das nicht so schlimm, wie du es machst," sagte die Pastorin. „Ich habe unsere Weise auch gern."

„Aber Mutter, wie kannst du das sagen!" rief Rudolf.

„Nun, dann höre das hier. Der zweite Vers von ‚O Haupt voll Blut und Wunden': ‚Du edles Angesichte, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte, wie bist du so bespeit'. So muß es heißen. Das große Weltgewichte, das ist köstlich. Da sah der ehrenfeste Paulus Gerhardt die Erde im Raume hangen wie ein altes, rostiges Zentnergewicht. Grad' so hing sie ihm da. Und das hat man zum Greifen deutlich vor sich. Am Nordpol ist sie aufgehängt, da ist die Öse. Und — bespeit! Ja freilich, bespeit. Die römischen Kriegsknechte sind mit dem Juden, der sich einen König genannt hatte, nicht eben zart umgegangen. Sie spien ihm ins Antlitz, so schreibt Matthäus. Und da eben liegt das Erschütternde, das Furchtbare. Der Gott wird bespeit. In unserer Version aber heißt es: ‚Du edles Angesichte, das sonst der Sonne gleich, gestrahlt in hellstem Lichte' — wie ist das matt, das mit der Sonne und dem hellsten Lichte, wie ist das trivial — und ‚wie bist du nun so bleich'. Wenn ich das lese, da steht Jesus vor mir, bleich und interessant wie ein Mädchenschullehrer. Ja, ich muß sagen, für mich ist der Text Blasphemie. Es gibt auch eine Versündigung an der Kunst, und die ist hier begangen. Von der schwächlich-rationalistischen Auffassung gar nicht zu reden."

Er hatte lebhaft gesprochen, eine allgemeine Stille war eingetreten, selbst die Jungen nickten nur mit den Köpfen und hingen mit ihren Augen an dem Vater. „Nun, was sagst du dazu?"

„Du hast ja gewiß recht und verstehst es tausendmal besser, und ich werde mich auch schon daran gewöhnen, aber — ich hänge nun einmal an den alten Texten. Und mein Vater —"

„Verzeih', Mutter," sagte Bartels und stand auf, „ich weiß, ich habe heute nicht die rechte Art, euch das klar zu machen. Ich bin zu voll davon. Das ist gestern wie ein Sturm über mich hingefahren, und da … nimm du das Buch, Martin, und lies weiter."

Er streckte die Arme aus, als wollte er irgend etwas umfangen, dann ging er den Gartenweg hinunter. Weiterhin, wo der Nebenarm der Havel unmittelbar den Pfarrgarten umfloß, stand eine kleine Holzbank ohne Lehne. Auf die setzte er sich.

Leise zog das Wasser unter seinen Füßen dahin. Es war etwas Einschläferndes in diesem Rauschen, Gurgeln, Raunen, und es war Pastor Bartels, als wäre so seine Seele in Schlaf gesungen worden, seit langem. Niemand war ihm entgegengetreten und hatte ihn besiegt, damals, als er mit frischen Kräften in den Kampf gegangen war. Nur an den kleinen Widerwärtigkeiten war er erlahmt. An den kleinen Widerwärtigkeiten und an den großen Enttäuschungen.

Warum hatte er auch so gar kein Verständnis bei seiner Frau gefunden — nein, nicht das! Die liebevollste, immer sorgende Gefährtin war sie ihm gewesen, wie sie es verstand. Nichts durfte ihr gegenüber laut werden als Dank.

Er selbst hatte die Schuld getragen mit seiner Lauheit; er allein. Und allein, auf sich stehend, wollte und mußte er nun den Kampf von neuem beginnen. Und dazu würde Gott ihm Kraft verleihen.

Er fühlte plötzlich eine Hand auf seiner Schulter, und dicht neben seinem Gesicht tauchte der Blondkopf seines Rudolf auf. „Bist du traurig, Vater?"

„Nein, weshalb sollte ich traurig sein?"

„Ich dachte, das Gesangbuch —?"

„Das eben stimmt mich fröhlich. Aber geh' jetzt, laß mich allein."

Die Sonne war untergegangen, und der bläuliche Abenddunst, den die schlafende Ebene über sich breitet, lag auf den Feldern. Leise schwankte das Rohr am Ufer, am Fischerboote drüben plätscherte es, sanft rauschend trieben die Wasser der Havel stromab.

Ein Ahnen künftigen Geschehens bewegte Pastor Bartels' Seele.

* *
*

Ganz früh am anderen Morgen — es war noch Lerchenjubel in der Luft gewesen — hatte Pastor Bartels seine Predigt be-

endigt. Dann hatte er sich auf den Weg gemacht, seinen Freund Brinckmann, der die ausschlaggebende Persönlichkeit im Mögeliner Gemeindekirchenrat war, aufzusuchen. Die Einführung des neuen Gesangbuches brannte ihm auf dem Herzen.

Der Anger um den Kirchhof, den hohe Lebensbäume wie Wächter bestanden, war menschenleer. Nur ein kleines Mädchen sprang auf den Pfarrer zu, gab ihm die Hand und machte ihren Knix. Weiterhin, in der Dorfstraße, stand Bäckermeister Zehle vor seinem Haus. Wie er Bartels kommen sah, wandte er sich lässig ab.

„Nun, lieber Zehle, wie geht es?"

Der Bäcker drehte sich schwerfällig um, die Hände ließ er in den Hosentaschen: „Dank auch für die Nachfrage."

Der Pfarrer wartete auf eine weitere Antwort, da sie aber nicht erfolgte, sagte er: „Machen Sie's weiter gut," und setzte seinen Weg fort. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, Zehle ernstlich zur Rede zu stellen, aber sein eigenes Vorhaben lag ihm auf der Seele, auch schien ihm der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen.

Die große Brinckmannsche Ziegelei war nur ein Viertelstündchen von Mögelin entfernt, auf dem Wege nach Brandenburg zu. Er schlug einen Fußpfad durch ein Kiefernwäldchen ein; von einer Anhöhe aus erblickte man die beiden Havelarme; hinten, bei Böhne, stieg der Rauch eines Schleppdampfers auf. Er sah das alles und sah es auch nicht.

Die Ziegeleiarbeiter nahmen wenig Notiz von seinem Kommen. Sein Gruß fand laue Erwiderung.

Nicht wie gewöhnlich wurde Bartels in das Privatkontor im Fabrikgebäude, sondern in das Herrenhaus geführt. Der Herr Direktor habe den Herrn Pfarrer schon von weitem kommen sehen und es so angeordnet, erläuterte der Diener.

Ein paneeliertes Zimmer mit Gewehrschrank, Rehgeweihen und lederüberspannten Eichensesseln empfing den Eintretenden. Einen Augenblick blieb Bartels Zeit, sich darin umzusehen, dann trat ein kleiner Herr mit eisgrauem, kurz geschorenem Haar und kurz gehaltenem Vollbart ein und streckte ihm beide Hände entgegen: „Schön, daß Sie sich auch mal wieder sehen lassen, Pastor. Umstände? Unsinn! Ist drüben wieder nichts zu tun; leider. — Johann! Eine Margaux — oder nein, Sie sind ja mehr fürs Süße; also eine Obertokayer von dem hinteren Brett, Butter und Käse. Und nun setzen Sie sich, Pastor, und sagen Sie, was Sie auf dem Herzen haben. Denn irgend etwas ist es — das hab' ich Ihnen schon von weitem angesehen. Oder erst eine Cigarre?"

„Die Cigarre nach dem Käse, da Sie es nun einmal so gut mit mir vorhaben. Ich brauche Ihren Rat und noch mehr Ihre Unterstützung. Das Konsistorium hat ein neues Gesangbuch herausgegeben, und das will ich einführen. Nur fürcht' ich, stoß' ich da auf Widerstand."

„Halt mal! Das heißt: wollen Sie oder will das Konsistorium?"

„Wir wollen beide. Sie wissen ja oder wissen's auch nicht, wie verderbt die Texte in unserem Gesangbuch sind. In dem neuen sind nun die schönen, alten Weisen wiederhergestellt."

„Hören Sie auf, Pastor, hören Sie auf! Schöne, alte Weisen! — Hierher das Tablett, Johann, und machen Sie, daß Sie 'rauskommen. — Schöne, alte Texte sagen Sie. In unserer Jugend gab's noch den Porst. Denk' ich daran, fällt mir gleich das von dem Sündenhund und dem Gnadenknochen ein. Daran hatten wir Jungen nämlich unsere höllische Freude. Nein, Pastor, damit werden Sie heut' kein Glück mehr haben."

„Daß solche Geschmacklosigkeiten ausgeschlossen sind, dafür sollte Ihnen doch schon mein Interesse an dem neuen Gesangbuch bürgen. Es ist ein Fortschritt in jeder Hinsicht. Aber wenn Sie nicht wollen —"

„Von nicht wollen ist gar nicht die Rede. Wenn Sie sagen, das neue Gesangbuch ist gut, dann ist's gut. Ich sitz' in dem Gemeindekirchenrat, um mit Ihnen zusammenzuarbeiten, das wissen Sie, sonst zöge mich keine Gewalt Himmels und der Erden dahin. Also Ihr Wohl und das neue Gesangbuch!" Sie stießen an. „Oder glauben Sie, ich hätt's vergessen, was Sie vor zwei Jahren — ja, zwei Jahre sind's jetzt schon — für mich getan haben?"

„Lassen Sie uns davon nicht reden. Sie haben keine Veranlassung, sich irgendwie verpflichtet zu fühlen.“

„Keine Veranlassung? Mit einem Wort: daß die Leute nicht in Ausstand getreten sind wie ringsherum, das dank' ich Ihnen. Mit einem Wort: das Leben von Frau und Kindern dank' ich Ihnen. Und das vergess' ich Ihnen nicht, solang' ich auf der Scholle hier sitze. Die Leute sind gut, und was da geredet wird, ist Torheit. Aber sind sie einmal aufgereizt, dann — gnade Gott. So, und jetzt zünden Sie sich eine Cigarre an; ich rate zu der dunklen. Sie ist ja ein bißchen schwer, aber Sie haben, soviel ich weiß, einen guten Magen. Und nun — brennt sie? — Ihren Kriegsplan, Pastor.“

„Ich dachte schon zu Montagnachmittag den Kirchenrat zusammenzuberufen und eine Entscheidung unmittelbar herbeizuführen.“

„Sie gehen scharf ins Feuer, das muß ich sagen.“

„Glauben Sie mir, bei dem langen Herumparlamentieren kommt nichts zuwege. Das muß schnell gehen, sonst geht's gar nicht. Wenn unsere Bauern erst bedenklich werden, nimmt's mit den Bedenklichkeiten kein Ende. Und es widerstrebt mir, diplomatisch vorzugehen und Rücksichten zu nehmen, wo ich weiß, daß es das Beste der Gemeinde gilt.“

„Da sollen Sie recht haben, Bartels.“

„Was ich fürchte, ist denn auch hauptsächlich der böse Wille einzelner. Da ist Zehle —“

„Ja, sehen Sie, Zehle, das ist auch ein Punkt, wo ich mit Ihnen nicht mitkann. Konnten Sie denn dem Mädel, ich meine der Tochter, ihr bißchen Myrtenkranz nicht lassen? Soviel ich weiß, war sie doch sonst eine ganz ordentliche Person.“

„Mit einer Lüge, und das war der Kranz in diesem Falle, durfte sie nicht vor den Altar treten.“

„Gewiß, weiß ich, da liegt der Hase. Aber mußten Sie von ihrem Fehltritt Kenntnis haben?“

„Ich wußt' es eben.“

„Sie wußten's. Und was haben Sie damit erreicht? Das Mädel haben Sie ganz aus der Kirche getrieben, denn soviel ich höre, hat sie sich nun überhaupt nicht trauen lassen. Und den Alten haben Sie sich zum geschworenen Feind gemacht. Und er hat Einfluß!“

Pastor Bartels war aufgestanden und ging im Zimmer erregt auf und nieder. „Ich sage Ihnen, mein Fehler war nicht Schärfe; die Nachgiebigkeit, die Lauheit leg' ich mir zur Last.“

„Hören Sie auf, Sie Jüngling mit grauen Haaren. Alles, was recht ist, aber von Lauheit hab' ich bei Ihnen noch nichts verspürt. Im Gegenteil, ich dächte, etwas von der berühmten Schlangenklugheit könnte Ihnen nicht schädlich sein. Aber das ist Ihre Angelegenheit. Genug, Zehle ist Renonce. Mit dem rechnen wir nicht, der sagt in jedem Fall ‚nein‘. Für Hagelmann mach' ich mich stark.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Sie denken an den Vorfall in seinem Tanzsaal? Sehen Sie, da bin ich ganz Ihrer Ansicht. Das mußte ihm mal ganz gehörig gegeben werden, was Sie denn auch besorgt haben. Und das weiß er auch selbst. Und wenn ich ihm sage, Hagelmann, wir führen das neue Gesangbuch ein, dann muckst er mir nicht. Den hab' ich in der Tasche. Nun, und der alte Klausen? Der kaut seinen Tabak und ist immer auf der Seite der Majorität.“

„Fragt sich nur, wer die Majorität haben wird!“

„Bleibt Stoll, unser Freund, der Lehrer Stoll. Was meinen Sie, wie steht's mit dem?“

„Ja, der treibt's ärger denn je. Mit seinen sogenannten Vorträgen untergräbt er mir das letzte bißchen Gläubigkeit in der Gemeinde.“

„Ih, da sollen doch gleich fünf Millionen Granatsplitter die Lehrerseele fressen! Den werd' ich mir mal vorbinden, den Herrn. — Ist aber sonst ein kreuzbraver Kerl.“

„Das ist er, gewiß, das ist er. Aber auch in der Schule macht er's nicht anders. So leid es mir tut, ich werd' es dem Schulkollegium anzeigen müssen.“

„Na, damit warten Sie freundlichst bis nach der Kirchenratssitzung.“

„Das werd' ich nicht tun, im Gegenteil. Ich bin willens, jetzt gleich zu ihm zu gehen und es ihm mitzuteilen. Oder glauben Sie,

ich will seine Unkenntnis dessen, was ich vorhabe, ausnützen für meine Pläne?“

„Hm! na ja; versteht sich. Sie haben da mal wieder recht, und das ist Ihr Unglück. Denn sehen Sie, Pastor, das ist wieder so ein Punkt. Der Stoll ist ein anständiger Kerl, darin wären wir einig. Und nun gehen Sie zu ihm und sagen ihm: ‚Mein Lieber, ich zeige Sie an. Es tut mir leid, aber es ist meine Pflicht und Schuldigkeit.‘ Na, sehr rosig wird ihn das ja nun nicht stimmen. Kann ich ihm auch nicht weiter verdenken! Und nun kommt die Geschichte mit dem neuen Gesangbuch — ärgerlich wie er ist, redet er sich selbst dagegen auf — denn das ist so, dafür sind wir alle Menschen.“

Pastor Bartels war aufgestanden. „Mag sein, daß Sie recht haben. Aber das darf mich nicht hindern, meine Pflicht zu tun. Wir sollen nicht in der Furcht der Menschen, sondern in der Gottes stehen.“

„Dagegen kann ich nichts sagen. Also machen Sie's gut und — auf morgen. Einen schönen Gruß bitt' ich an Ihre Frau. Das Eingemachte, das sie uns da neulich geschickt hat, war wieder über alle Kritik erhaben. Darin hat sie einfach nicht ihresgleichen.“

Pastor Bartels war gegangen. Er war schon im Garten, als Brinckmann ihm aus dem Fenster nachrief: „Pastor, das mit dem Stoll beschlafen Sie sich lieber noch einmal!“ Wie Bartels ihn rufen hörte, blieb er stehen und lächelte — ein eigentümliches Lächeln. Dann setzte er beschleunigter seinen Weg fort.

Der Vormittagsunterricht war eben beendet, als er sich dem Schulhause näherte. Die kleine Schar, Jungen und Mädchen, umdrängte ihn, und jedes wollte ihm die Hand geben. Er stellte ein paar Fragen — dann hatte er lächelnd abzuwehren. Aber es war, als wäre ein Abglanz aus diesen sonnigen, unbewußten Kinderaugen auf seinen Zügen zurückgeblieben, wie er die wenigen Stufen zum Schulhaus hinanstieg.

Das lag dem Pfarrhaus schräg gegenüber, jenseit des Kirchhofs, am Havelarm, der gerade da die Biegung machte. Im Hausflur kam ihm die alte, halbgelähmte Mutter des Lehrers entgegen und wußte sich nicht genug zu tun über die Ehre, die er ihrem Sohn mit seinem Besuch erweise. Aber er sah sehr deutlich den gequälten Zug um ihren Mund und die stumme Angst in ihrem Auge. „Ich komme leider,“ sagte er, „Ihrem Sohn sehr ernste Vorhaltungen zu machen. Aber ich hoffe, er nimmt Vernunft an, und daß ich sein Bestes will und ihm auch von Herzen zugetan bin, das wissen Sie.“

„Ach, Gott, Herr Pfarrer, ich sag's ihm ja immer selbst. Er ist nicht schlecht und gewiß auch nicht gottlos, nur daß er sich das in den Kopf gesetzt hat und versteift sich darauf. Sonst ist er mir der beste Sohn, und eh' ich ihn um was bitte, hat er's schon getan. Ach, Gott, was soll denn werden, was soll denn aus uns werden?“

„Vertrauen Sie es dem im Himmel, er hat die Witwen lieb,“ sagte Pastor Bartels. „Und wenn Ihr Sohn in der Irre geht, er kann es recht machen.“ Er legte seine Hand einen Augenblick auf die Schulter der alten Frau und sah ihr in die Augen. Dann stieg er die Treppe hinan zum Zimmer des Lehrers.

Der Unterricht war eben erst beendet, aber schon saß Lehrer Stoll am Tisch, den er vor das niedrige Fenster gerückt hatte, über das Zeichenbrett gebückt. Er hatte eine feine Hand und bekam vielfach Aufträge von naturwissenschaftlichen Zeitschriften. Wie er den Pfarrer eintreten sah, sprang er auf und bat ihn auf das Sofa.

Es war, als blickte Bartels nicht ungern in das intelligente Gesicht des jungen Mannes. „Ich habe da eben mit Ihrer Mutter gesprochen. Ich weiß es, Stoll, Sie sind ein guter Sohn und können uns allen darin zum Vorbild dienen. Denken Sie an die alte Frau, die ganz auf Sie angewiesen ist, bei dem, was ich Ihnen jetzt, als Ihr Schulinspektor, zu sagen habe.“

Lehrer Stoll zupfte nervös an seinem dünnen Schnurrbart, erwiderte aber nichts.

„Ich fordere von Ihnen, daß Sie die Vorträge, die Sie den Leuten da im Gasthaus halten, einstellen, und das sofort. Gleichviel, was Sie da vorbringen, Sie werden dahin verstanden, daß es keinen Schöpfer im Himmel gebe und daß die Welt — ja, wie soll ich sagen — aus sich selbst geworden sei. Ich fordere ferner von Ihnen,

daß Sie sich forten jeglicher Anspielungen auf diese Ihre Ansichten im Unterricht enthalten. Können Sie mir das nicht versprechen, so geht noch heute meine Meldung an die Behörde ab."

„Herr Pfarrer, ich hänge an meinen Überzeugungen."

„Es handelt sich hier nicht um Ihre Überzeugung, die ich beklage, und die mir bittere Stunden genug gemacht. Ich habe ja leider nichts über Sie vermocht. Aber Sie haben kein Recht, Ihren Beruf dazu zu mißbrauchen, Ansichten, die mit den Lehren unserer Kirche in Widerstreit stehen, zu verbreiten."

„Ich — tu' das auch nicht aus Mutwillen. Ich kann nicht anders. Es ist mir Herzensbedürfnis."

„Dann werden Sie auch die Folgen zu tragen haben."

„Das werde ich."

„Ich bat Sie, an Ihre Mutter zu denken. Die alte Frau ist auf Sie angewiesen."

„Ich kann in jedem Fall für sie sorgen. Ich verdiene mit meinem Zeichnen genug. Kann auch noch mehr verdienen."

„Das ist ein unsicher Brot, lieber Stoll. Und abgesehen davon, glauben Sie, daß die alte Frau das so unberührt läßt, wenn Sie Ihr Amt verlieren sollten? Sie hat sich's abgedarbt, daß Sie das Seminar besuchen konnten. Denken Sie an Ihre Mutter, ehe es zu spät ist."

Der Lehrer schlug die Augen nieder, sagte aber nichts.

„Sehen Sie mir einmal in die Augen und antworten Sie mir offen, ganz nach Ihrer Überzeugung: Halten Sie mich für einen Heuchler, Stoll?"

„Nein — gewiß nicht! gewiß nicht!"

„Sie sehen also, man kann ein Ehrenmann sein und doch die Überzeugung hegen, die der Ihren widerstreitet."

„Das habe ich nie bezweifelt, Herr Pfarrer."

„Wie alt sind Sie, Stoll?"

„Zweiunddreißig."

„Zweiunddreißig! Und wer steht Ihnen dafür, daß Sie in zehn Jahren, wenn Sie so alt sind wie ich, nicht Ihre Ansichten gewechselt haben? Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung: es sind nicht die Schlechtesten und nicht die Dümmsten, die Überzeugungen, die ihnen ganz heilig waren, von sich geworfen haben. Man entwickelt sich, man überwindet. Und — sagen Sie mir noch einmal die volle Wahrheit — hängen Sie an Ihrem Beruf?"

„Das tue ich — mehr, als es vielleicht den Anschein hat."

„Nun also, bewahren Sie sich Ihr Amt. Trotz allem, Sie sind hier der rechte Mann an rechter Stelle." Und da der Lehrer schwieg: „Ich vertraue Ihnen, Stoll. Ihr Wort genügt mir. Versprechen Sie mir, sich aller Andeutungen, aller Propaganda zu enthalten. Ich verlange nicht, daß Sie Ihre Ansichten aufgeben, aber behalten Sie sie für sich. Hier meine Hand, schlagen Sie ein!"

„Ich — kann nicht."

„Warum können Sie nicht?"

„Ich habe Einfluß gewonnen, ich muß wirken."

„Und Ihre Mutter?"

„Ich kann nicht."

„So weiß ich, was meine Pflicht von mir heischt." Ein scharfer Zug legte sich um Pastor Bartels' Mund. „Tragen Sie die Folgen. Ich bin Ihnen wohl ohnedies zu weit entgegengekommen. Es scheint, hier soll Gericht gehalten werden."

Sie waren während der letzten Worte beide aufgestanden. Dann verließ Pastor Bartels mit kurzem Neigen des Kopfes das Zimmer.

Wie er an den Kirchhofszaun kam, über den die Lebensbäume blickten, mußte er einen Augenblick stehen bleiben, sich klar zu werden: was ging da eigentlich in ihm vor? Wenn er sich recht prüfte, ja, das war es: im Grunde hatte er ein Wohlgefallen an der Haltung des jungen Mannes. Wie ein Gärtner, der seine Freude hat an einem schlank gewachsenen Stamme. Es gab so wenig Menschen, die es überhaupt der Mühe wert erachteten, für einen Gedanken einzutreten; hier war einer, der seiner Überzeugung alles zu opfern bereit war. Und diesen einen sollte er bekämpfen?

Aber er besann sich: das war seine Lauheit wieder, die ihm solche Gedanken eingab! Ein Hirte war er seiner Gemeinde gesetzt, und wer die ihm anvertrauten Seelen schä-

digte, der mußte abgetan werden. „Denn ich eifere um euch mit göttlichem Eifer," hatte der Apostel gesagt. Das Wort wollte auch er zu **seiner** Wahrheit machen. „Der göttliche Eifer" sollte die Kanzel heißen, von der herab er zu den Seinen sprach.

* * *

In innerer Unruhe hatte Pastor Bartels den Sonntag verlebt, und nur die Sammlung, die die Predigt mit sich brachte, hatte ihn für Stunden seinen Sorgen entzogen. Montagvormittag hatte er sich noch einmal in das neue Gesangbuch versenkt, um die Einführung seinem Gemeindekirchenrat recht ans Herz legen zu können.

Die Herren waren am Nachmittag in dem niederen Zimmer des Schulhauses, in dem müde Fliegen zu Scharen an der Decke hingen, zusammengekommen. Sehr bald war die Erörterung erregt geworden. Wie Brinckmann richtig vorhergesagt, hatte Lehrer Stoll sofort das Wort ergriffen, um gegen die Einführung zu sprechen. Auch Bäckermeister Zehle hatte mißmutig seine Gründe ins Treffen geführt: die Gemeinde sei arm, eine Fülle notwendiger Ausgaben sei seit Jahren aufgeschoben worden aus dem einfachen Grunde, weil es an Geld gebrach. Und hier sollte für die Anschaffung neuer Gesangbücher, die bestenfalls so gut seien wie die alten, jedem einzelnen Kosten auferlegt werden? „Erst ein neues Armenhaus und dann — kein neues Gesangbuch," hatte er seine Rede beschlossen.

Da aber hatte Brinckmann Attacke geritten. Mit dem ihm eigenen Temperament hatte er sofort Kabinettsfrage gestellt. Wie sie dazu kämen, dem, was ihr Pfarrer wollte und für Recht hielte, sich entgegenzusetzen? Ob sie vielleicht vergessen hätten, was der Mann für die Gemeinde getan? Die Sache läge sehr einfach so: ob das neue Gesangbuch besser sei als das alte, davon verstünde er nichts und, mit gütiger Erlaubnis, die verehrten Anwesenden noch weniger — wenn es sich einmal um Einführung einer neuen Fibel handelte, möge seinetwegen Herr Stoll das große Wort führen. Der einzige, der was davon verstünde, sogar sehr viel, sei ihr Pfarrer. Und dem hätten sie zu vertrauen. Wenn der Ja sagte, hätten sie nicht Nein zu stimmen.

Da sie sahen, daß es ihm ernst war, schlugen sich Gastwirt Hagelmann und der alte Klausen auf Seite des einflußreichen Mannes. Darauf hatte Brinckmann kurzerhand Abstimmung beantragt, und mit zwei Stimmen Majorität, gegen Lehrer Stoll und Bäckermeister Zehle, war die Einführung des neuen Gesangbuches beschlossen worden.

Rechte Befriedigung konnte dieser Sieg Bartels allerdings nicht geben. Er hatte einen etwas bitteren Nachgeschmack im Munde, als er das Schulzimmer verließ und Brinckmann ihm noch von seinem Break herab die Hand gar kräftig schüttelte. Doch war es ein Sieg, doch war der erste und vielleicht schwerste Schritt getan, ein neues geistliches Leben in seiner Gemeinde zu wecken. So entschlug er sich der Sorgen und ging frohen Mutes nach Hause. Über neue Wirkensmöglichkeiten sann er nach.

Mit Jubel wurde er von den Seinen begrüßt, und auch seine Frau hatte wortlos wie immer seine Sache zu der ihren gemacht. Die Stimmung seiner Familie wirkte auf Pastor Bartels zurück und ließ ihn alles in sonnigem Lichte erblicken.

Die Jungen hatten gerade ihren Horaz präpariert, und der Vater setzte sich zu ihnen auf die Gartenbank: „Nun, ihr Römer, wie steht's? Pflügt ihr die ererbten Äcker mit euren Ochsen?"

„Nein," sagte Martin, „wir präparieren ‚O nata mecum'."

„Das hat der Geibel schön übersetzt. Wartet mal — ja so:

> Der du mit mir aus Manlius' Tagen stammst,
> Ob süßen Harm, ob Scherze du wecken magst,
> Ob Hader oder Liebeswahnsinn
> Oder gefälligen Schlaf, mein Weinkrug ..."

„Der Horaz ist langweilig," seufzte Martin.

„Langweilig, sagst du? Das kann ich denn doch nicht finden. Wie der Poet da auf seinem Ruhebett liegt — in offener Halle, in die der blaue Himmel hineinblickt, und rings um ihn her sind Rosen gestreut — und er führt die Weinschale zum Munde, und dabei fällt's ihm ein, der Falerner ist just so alt wie er selbst, und seine eigene Jugend liegt weit, weit dahinten, und nun feiern sie Erinnerungen zusammen, er und

der Falerner ... nein, langweilig ist das denn doch wohl nicht."

„Ja, wie du es erklärst," schmeichelte Rudolf. „Aber in der Schule — das solltest du hören."

„Es ist eine schöne Welt ... wenn man das violette Meer denkt und das dunkle Grün der Cypressen und diese kraftstrotzenden, bräunlichen Gestalten. Es muß viel Schönheit in dem allen sein. Mein Vater, das hab' ich euch ja oft erzählt, war mehrmals in Italien, und immer kam er verjüngt wieder, und den Horaz hat er noch bis an sein Lebensende auf seinem Tisch gehabt. Er wollte auch, daß ich nach dem Examen meine Italienfahrt machen sollte, das war so Tradition in der Familie. War auch schon alles vorbereitet. Aber da trat das Unglück ein, und alles zerrann ins Nichts."

„Du hast schon so oft von dem Unglück gesprochen, Vater," sagte Martin, „aber worin es eigentlich bestand, hast du uns nie gesagt."

„Weil ihr zu jung waret und es doch nicht begriffen hättet. Aber da euch nun das ‚Reifezeugnis' so nahe bevorsteht, mögt ihr es immerhin erfahren. Euer Großvater war Notar und Justizrat, das wißt ihr. Bei einem notariellen Akt war ohne sein Verschulden, durch eine Verkettung wahrhaft wunderbarer Umstände — es war, als sollte es sein — ein Versehen gemacht worden. Es handelte sich um große Summen, und er mußte mit seinem ganzen Vermögen dafür einstehen. So war er über Nacht ein armer Mann geworden."

„Ihr waret reich gewesen, Vater?" forschte Rudolf.

„Unseren heutigen und hiesigen Begriffen nach, gewiß, reich. Für Berliner Verhältnisse war mein Vater jedenfalls ein sehr wohlhabender Mann gewesen."

„Und war es nicht schwer, das alles mit einem Male einzubüßen?"

„Schwer war es gewiß. Mein armer Vater hat es auch nicht lange überlebt. Und leicht ist es mir auch nicht gefallen, verwöhnt und verzogen, wie ich war. Denn es galt doch mehr aufgeben als nur die Italienreise."

„Wir haben ja auch, was wir brauchen," sagte Martin altklug.

„Hast recht, mein Junge. Ist noch keiner darum weniger gewachsen, weil er in zu kurzem Bett hat schlafen müssen. Und doch gönnte ich euch und zumal dir, Martin, die Fahrt über die Alpen. Nur, fürchte ich, wird es dazu nicht langen."

„Wenn wir es uns nun aber selbst verdienen?" lachte Rudolf.

„Bis dahin hat es noch gute Wege. Inzwischen präpariert euren Horaz, da habt ihr immerhin einen Vorgeschmack."

Er stand auf und ging zur Havel hinunter, wo seine Frau die Wäsche der Jungen aufhängte, die sie nach ihrer Ankunft gleich ins Waschfaß befördert hatte.

„Na, du Gracchenmutter?" sagte er und begann ihr zu helfen.

„Die Freude über deinen Erfolg leuchtet dir aus den Augen."

„Das auch. Aber jetzt komm' ich von unseren Jungens."

„Sprich nicht so laut," warnte sie, „sonst hören sie's noch, was für ein verliebter Vater du bist."

* * *

Es folgten gute Tage freudiger Zufriedenheit und liebevollen Miteinanderlebens für Pastor Bartels und die Seinen.

Nicht als ob es der Pfarrer, seinen Selbstvorwürfen zum Trotz, nicht allzeit sehr ernst, zu ernst vielleicht, mit seinen Amtspflichten genommen hätte: aber der Dienst an der kleinen Gemeinde ließ ihm viel freie Zeit. Verbrachte er die gemeinhin über seinen Büchern, so war es jetzt, in den Ferien, Rudolf mühelos gelungen, ihn zur Ausführung eines alten Planes zu bestimmen, im Garten, unten an der Havel, eine Laube zu bauen.

Das Lattenwerk war zurechtgeschnitten, und Vater und Sohn machten sich daran, die vier Pfeiler, die sie unten spitz zugehauen und geteert hatten, in die Erde zu pflanzen. Die Gruben waren bereits gegraben, und beide, der grauhaarige Mann und der blonde Junge, schritten eben keuchend daher, den Pfahl auf ihren Schultern, um ihn an Ort und Stelle einzusenken, als Rudolf plötzlich einen Schritt zurücktrat und sich einen langen Splitter in die Hand riß.

Der Balken wurde abgeladen, und: „Was gab's denn?“ fragte Bartels.

„Ach, nur ein Frosch, gerade vor meinen Füßen, den ich nicht treten wollte.“

„Wär' auch kein Unglück gewesen, du hättest dem Ungetier den Garaus gemacht.“

„Vater, das ist nicht dein Ernst.“

„Wär' es mein Ernst, würd' ich's nicht sagen,“ lächelte der Pfarrer. „Aber geh' mir mit deiner blutenden Hand aus den Augen, du weißt, ich kann das nicht sehen. Mutter wird sie dir verbinden, sie hat gewiß auch etwas Arnika im Hause.“

So unbedeutend der Vorfall an sich war, Bartels sollte später auf seltsame Weise daran erinnert werden.

Um die Mittagsstunde warf Rudolf Axt und Säge beiseite, um seinen kleinen Hofstaat zu versammeln. War er daheim, so mußte ihm die Mutter — das war längst eingebürgerter Brauch — die Versorgung der Hühner überlassen. Und von den Hühnern ging's weiter! Aus der Nachbarschaft fanden sich, pünktliche Kostgänger, ein paar Hunde und Katzen ein, die von Rudolf täglich gefüttert wurden.

Und Pastor Bartels stand, die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt, dabei und sah seinem Jungen zu. Das hatte der nun aus sich heraus von klein auf so getrieben! Und es war, als zöge es die Tiere, auch die fremden, die ihn noch nicht kannten, in unerklärlicher Weise zu ihm hin.

Vergingen die Tage so in rüstiger Arbeit — Martin saß unterdes am Schreibtisch des Vaters und brütete über Mathematikproblemen —, so wurden die Abendstunden erst recht genußreich. Da versammelte sich die Familie im Zimmer des Vaters, die Hängelampe, die ihren Goldlack mit den Jahren gänzlich eingebüßt hatte, wurde angezündet, die Mutter brachte ihren Wäschekorb mit den vielen flickbedürftigen Männerhemden, das Rösel ihre Handarbeit mit. Der Pastor und Rudolf setzten sich aufs Sofa, denn sie waren beide sehr für weiches Sitzen, die anderen rückten an den Tisch heran, und nur das Rösel blieb bescheiden mit ihrem Stuhl außerhalb des Kreises. Dann griff der Vater zu seiner Goetheausgabe — es war zu seinem Kummer nur eine billige Auswahl in sechs Bänden — und las aus „Dichtung und Wahrheit“ vor. Rief aber der Kuckuck draußen auf dem Flur die zehnte Stunde, so brach Pastor Bartels ab. Rudolf brachte die Bibel, der Vater las den Abendsegen und sprach das Gebet. Martin schloß die Läden vor den Fenstern — in den Ferien war das sein Amt —, die Jungen bekamen von den Eltern ihren Gutenachtkuß, und bald waren die Lichter im Pfarrhaus erloschen.

Es waren fröhliche, genußreiche Tage für Pastor Bartels und die Seinen. Aber diesen guten Tagen war das Ziel gesetzt.

* * *

Freitag früh hatte der Postbote ein gewichtiges Paket im Pfarrhaus abgeliefert, und Pastor Bartels hatte sich sofort daran gemacht, die Schnur sauber zu entknoten, um sich zu überzeugen, daß es die bestellten Gesangbücher enthalte. Mit ihrem Eintreffen nun war Laubenbau und Gartenarbeit vergessen, der Pfarrer lebte wieder ausschließlich der Aufgabe, die er sich gesetzt. Früh am Nachmittage machte er sich auf, die Bücher an Arme zu verteilen.

Schon gegen Mittag hatte sich der langerwartete Landregen eingestellt, gleichmäßig grau war der weite Himmel, und die Hühner pickten unbekümmert um den Regen auf der Straße umher — ein sicheres Zeichen für Bartels, daß das Wetter andauere und fürs erste auf Sonnenschein nicht zu rechnen sei. Er hatte denn auch den alten, grauen Havelock hervorgesucht und einen weichen, breitkrempigen Hut aufgesetzt, an dem nichts zu verderben war. Aber gerade unter dem alten Filz kam sein feines Profil mit dem schmalen Mund und der kräftig gebogenen Nase glücklich zur Geltung.

Die erste, bei der er anklopfte, war die alte Mutter Dreese, die im Armenhaus untergebracht war. Der Besuch des Pfarrers an sich war ihr ein frohes Fest, und als er ihr gar das Buch gab, geriet sie ganz außer sich vor Freude. „So'n schenes, nee aber ooch so'n schenes Booch. Dat kimmt ganz too unners in'n Schrank. Dat mi da man joo keener nich angeht.“

Pastor Bartels lachte: „Ihr dürft aber auch nicht vergessen, es recht oft aus der Schrankecke hervorzuholen, um fleißig darin

zu lesen und es allsonntäglich in die Kirche zu nehmen."

„J. wo wer' ick denn, Herr Pastohr. Datau langt dat alte noch alleweg, is auch noch ganz propper in Stand."

Bartels versuchte ihr klar zu machen, daß das alte nun nicht mehr zu gebrauchen, daß die Texte verändert seien, daß sie immer nur das neue in die Kirche nehmen dürfe. Aber das war ihr nicht deutlich zu machen, oder sie begriff es doch nur halb, und Bartels war etwas nervös geworden, als er mit vielen Dankesknixen und „kummens ook bald mal wedder" von der Alten hinauskomplimentiert wurde.

Fiedlers waren ein jüngeres Tagelöhnerpaar, dem es mit sieben Kindern recht kümmerlich ging, trotzdem der Mann fleißig war und etwas auf sich hielt. Bartels traf die Frau allein, gab ihr das Buch und erklärte ihr die Bewandtnis. Sie war gebildeter und verständig, und alles schien in schönster Ordnung. Bartels hatte sich denn auch schon verabschiedet, als der Mann heimkam und kurz heraus erklärte: Geschenkt nehme er nichts. Er sei kein Bettler. Wenn er das Buch haben wollte, würde er's kaufen. Seine Frau solle das dem Pfarrer sofort zurückgeben. Das duld' er nicht. Bartels suchte ihn zu beruhigen, aber vergeblich. Die Frau zuckte müde die Schultern, Schamröte flog über ihr ursprünglich nicht unschönes Gesicht, sie gab das Buch zurück, und Bartels hatte es wieder einzustecken. Ihn dünkte es eine Last, an der er zu tragen hätte, wie er die schmale, finstere Holzstiege hinuntertastete.

Von da zur alten Hackert, die zu seinen treuesten Kirchgängerinnen gehörte. Da war wieder große Freude über sein Kommen und auch über das Buch, „dat ihr en graut Ihr wier." Als aber die Rede auf die veränderten Texte kam, war es auch da mit der Freude vorüber. „Ick bin all tau alt, dat umtuliern. Damit machen's sich man an de Kinners, Herr Pastohr. Un wie dat mien Vadder und mien Mudder sungen hett, so will ick dat nu ook bis an mien Ende singen. Lange wiehrt dat so wie so nich miehr." Da aber schlug Pastor Bartels einen anderen Ton an. Sie habe zu gehorchen. Wenn er, der Pastor, und die kirchliche Obrigkeit es vorschrieben, so habe sie sich zu fügen. Und das verfing. Die alte Hackert nahm das Buch und legte es ängstlich wie einen bösen Feind beiseite. „Na, denn hab' ick mi ook woll noch to bedanken," schloß sie das Gespräch.

Pastor Bartels stieß auch weiterhin auf allen erdenklichen Widerstand, aber er wußte jetzt, wie er dem zu begegnen hatte. Freundlichem Entgegenkommen waren die Leute nicht zugänglich, der Strenge beugten sie sich. So trat er gebietend, entschlossen auf. Als er aber ziemlich durchnäßt und abgespannt nach Hause kam, lag die Enttäuschung auf ihm.

Er wechselte nur eben Schuhe und Strümpfe und setzte sich an seine Predigt. So wie sie ihm vorgeschwebt hatte, das sah er nun, ging es nicht. Mit ernster Ermahnung zum Gehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit mußte er sie einleiten. Das aber wollte wieder nicht zu seinem Texte klingen. Er wählte neue Texte, verwarf sie und kehrte zu dem alten zurück. Die nötige Sammlung erzwang er sich. Doch war's ihm eine Erlösung, als es leise an seiner Tür klopfte und gleich darauf das Rösel, blond und lieblich, eintrat, zum Abendbrot zu rufen.

Drüben im Wohnzimmer, in dem heute gedeckt war — der Regen schlug noch immer an die Scheiben —, teilte er seiner Frau zunächst in ein paar Worten die Eindrücke des Nachmittags mit. Sie zuckte die Achseln und sagte: „Daß es ihnen nicht leicht fällt, will ich glauben. Das seh' ich an mir selbst. Aber da ihr's beschlossen habt, so geschieht es eben, und die Gemeinde hat sich zu fügen. Ich würde an deiner Stelle gar nicht so viel Umstände machen."

Doch blieb Pastor Bartels bei Tisch ein schweigsamer Gast, und gleich nach der Mahlzeit zog er sich in sein Zimmer zurück. Wie aber Frau Bartels — es hatte eben zehn geschlagen — ihn rief, damit er den Abendsegen läse, war die Arbeit beiseite geschoben, er stand am Fenster und blickte in die Regennacht hinaus. Sie mußte mehrmals seinen Namen nennen, bevor er es überhaupt nur hörte.

* * *

Aus Hagelmanns Gasthaus drang Lärm und Johlen. Lehrer Stoll hatte seinen Vortrag über das neue Gesangbuch gehalten.

Und er hatte etwas zu sagen gehabt! An sich selbst hatte er's eben noch erfahren müssen, wie die Kirche jede, aber auch jede freie geistige Regung zu unterdrücken strebte! Und was war dies neue Gesangbuch anders als ein neuer Beweis dafür? Längst überwundene Vorstellungen sollten wieder hervorgesucht und neu aufgeputzt werden. Natürlich! je größer die Befangenheit der Gemeinde, desto uneingeschränkter die Macht der Kirche. Am liebsten hätte man das Mittelalter mit Inquisition und Gewissenszwang wiederhergestellt. Da das nicht anging, sollte wenigstens allsonntäglich der Vernunft das Grablied gesungen werden. Aber nein, noch war es nicht so weit! Die Herren vom Konsistorium sollten es erfahren, daß es nicht wahr sei: die ganze Welt schlief nicht!

Sehr scharf hatte Lehrer Stoll gesprochen. Nicht gegen Pastor Bartels — je energischer ihm der entgegentrat, um so mehr fühlte er sich seltsamerweise zu ihm hingezogen —, aber gegen die Herren vom Konsistorium. Seine Zuhörer waren erregt geworden; nun er geendet, drängten sie aus dem Saal ins Gastzimmer, das ohnedies überfüllt war. Der Lehrer selbst aber ging nach Hause.

Das Gastzimmer war ein niederer Raum, in dem nur eben Tische und Stühle standen nebst einer Schankvorrichtung. An den Wänden hingen der Omnibusfahrplan und ein paar Geschäftsplakate. Jetzt aber war das alles kaum zu erkennen, allzu schwer lagerte der Tabakrauch in der Luft. Dabei ein unruhiges Hin und Her. Der Lärm ließ einzelne Stimmen nicht unterscheiden.

Bäckermeister Zehle schlug mit geballter Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. „Nein, sag' ich. Nichts wird draus. Wir lassen uns das nicht gefallen.“

„Recht hat er, recht hat er!“

„Ja, recht hat er schon.“

In der Ecke standen ein paar Ziegeleiarbeiter, die höhnten: „Was geht ihr denn in die Kirche? Geht Sonntags in die Kneipe! Da braucht ihr kein Gesangbuch.“

„Wir lassen uns nicht dumm machen,“ rief einer aus Stolls Zuhörerschaft. „Nee, wir nich.“

„Fragt doch Hagelmann! Der war ja auch dabei.“

Und Hagelmann: „Ach was, laßt mich zufrieden. Ich weiß von nichts.“

„Es ist eine Schmach und Schande!“ rief Frau Hagelmann mit erhobener Stimme. „Immer haben wir's so gesungen und Mutter auch schon, und nun soll's anders werden.“

„Fang' du mir hier nicht noch mal davon an,“ gebot der Gatte.

„Recht hat sie! Immer war's so und soll so bleiben.“

„Ein Hurra für Vater Klausen! Der hat's beschlossen. Vater Klausen, prosit!“

„Nu nee doch, nee doch. Nu laßt mich man ut'm Spiel.“

„Und ich sag', wir lassen's uns nich gefallen!“ schrie Zehle. „Noch mal wollen wir's abstimmen! Dann wer'n wir ja sehn.“

„Damit wirste wohl kein Glück haben, Zehle. Auf so was läßt sich unser Pastohr nich ein.“

„Meine Frau hat er's schenken woll'n, sein neues Jesangbuch. Ich hab'n mitsamt das Buch 'rausgeschmissen,“ sagte Fiedler. Und dann, als ernüchterte er sich: „Ich laß mir nichts schenken. Hab' ich nich nötig.“

„Unser Oller will uns ja ooch Jesangbücher schenken,“ sagte ein Ziegeleiarbeiter. „Aber so wat jibt's bei uns nich. Erst 'n Achtstundendag und dann, wenn's ihm Pläsier macht, de Arbeitermarseillaise.“

„Der Lehrer sagt ooch: laßt es euch nich jefallen! Und was der Lehrer is —“

„Un wir lassen's uns ooch nich jefallen!“

Wieder rief Zehle und donnerte mit der Faust auf den Tisch: „Wir lassen's uns nicht jefallen! Wir —“

„Na, wat wer't ihr jroß machen?“

„Vater Klausen schreibt 'nen Brief ans Konsi'torium.“

„Wir schicken Vater Klausen nach Berlin!“

„Mit 'ne Paketadresse auf'n Rücken!“

„Un wir lassen's uns doch nich jefallen. Wir jehn zum Pastohr.“

„Als wenn der noch nicht ofte jenug zu euch käme!“

„Ich hab' mein Gesangbuch noch von Muttern. Ich will kein anderes. Und was

eure Frauen sind, die denken wie ich," sagte Frau Hagelmann.

„Wenn ihr's euch nicht jefallen lassen wollt," rief ein Ziegeleiarbeiter, „na, denn streikt ihr eben."

Eine Stille trat ein. Dann brach es los: „Wir streiken — wir streiken!"

„Un lassen Pastor Bartels sich alleene wat vorsingen."

„Aus 's neue Jesangbuch."

„Nächsten Sonntag jroßer Kirchenstreik!"

„Mit so was," rief Frau Hagelmann, „spaßt man nich!"

„Keen Spaß. Wir wollen unser Jesangbuch behalten. Wir streiken!"

„Wir lassen uns det nicht uffzwingen. Da streiken wir eben!" — —

Ein Scherzwort war es gewesen, das ein Zufall hatte laut werden lassen. Aber es fraß sich in die Sinne und Hirne ein, es wurde gewägt und ermessen und stand auf als Tat.

* *
*

Sonntagmorgen war es. Wolkenlos war die Sonne endlich aufgegangen, und mit dünnem Stimmchen rief die kleine Glocke in dem häßlichen Kirchturm durch die Luft. Zahlreicher als sonst hatten sich die Dorfbewohner eingefunden, sie standen auf dem Kirchhof umher, sprachen heimlich und leise miteinander — von Zeit zu Zeit wurde ein rohes Lachen laut —, und als Pastor Bartels seine Gemeinde durchschritt, wandte man sich heimlich ab, oder es wurde ihm nur eine verlegene Erwiderung zu teil. Er bemerkte es nicht.

Die Orgel hatte eingesetzt, er stand vor dem Altar, die Bibel in der Hand. Die Kirche blieb leer. Nur die Seinen und weiterhin ein altes Mütterchen; sonst niemand. Die Orgel war auf seinen Wink wieder verstummt, er wartete. Ein paar bange Minuten verstrichen. Er wartete. Die Orgel setzte wieder ein — er wartete noch immer. Aber die Kirche blieb leer. Pastor Bartels kniete noch einmal zum Gebet nieder — man sah das Beben seiner schmächtigen Gestalt unter dem alten dürftigen Talar, man sah, wie er betete —, er stand wieder auf und wartete wieder. Alles blieb stumm. Da griff Pastor Bartels zum Barett und trat aus der Kirche heraus. Draußen stand noch immer die Gemeinde.

Er blieb auf den Stufen stehen und sagte: „Warum kommt ihr nicht zum Gottesdienst?"

Schweigen.

„Ich frage euch, warum ihr nicht zur Kirche kommt?"

Schweigen.

„Ich frage euch nochmals, warum ihr hier draußen steht?"

Eine kecke Stimme: „Wir woll'n das neue Jesangbuch nich." Und nun schrien alle durcheinander: „Nein, nich das neue Jesangbuch! Wir woll'n unser altes. Das neue wollen wir nich."

Eine Stille trat ein. Sekunden dehnten sich zu Minuten, die Stille blieb und legte sich drückend auf aller Sinne. Eine Bewegung, und Pastor Bartels sprach. Es war, als käme seine Stimme aus der Ferne: „Ich habe zwanzig Jahre lang unter euch gewirkt und glaube es redlich mit euch gemeint zu haben. Habe ich den rechten Weg einmal nicht gefunden — glaubt mir, an meinem Willen hat es nicht gelegen. Ich habe Einlaß gesucht in eure Herzen, ich habe gebetet, daß Gott mich erleuchten möge. Was ich in diesen zwanzig Jahren getan, das macht ihr in diesem einen Augenblick zu nichte. Es sei so! Aber habt ihr über mich zu klagen —"

„Nee, nee, Herr Pastor — nee."

„Habt ihr über mich zu klagen, so wißt ihr, was ihr zu tun habt. Wendet euch an die Behörde, bittet um einen anderen Seelsorger an meiner Stelle, und ich gehe, wie ich gekommen bin. Aber ich sage euch, tragt eure Sache nicht vor Gott!"

Seine Stimme war angewachsen, nun aber hielt er inne und sah sie an: „Hört nicht auf meine Worte," fuhr er fort, „ich bin ein Sünder wie ihr alle — hört die Stimme eures Heilands, der euch ruft. Er streckt die Arme nach euch aus. Er tritt zu euch und wirbt um eure Liebe. Er hat eure Sünde getragen, wälzt nicht die neue, größere Schuld auf ihn! Er ist es, der euch jetzt durch mich zu seinem Hause ladet — wollt ihr euch abwenden, wollt ihr weitergehen, wollt ihr euren Heiland verachtet stehen lassen? — Ich kenne euch besser. Und

sage ich euch jetzt in seinem Namen: Tretet ein! so weiß ich, daß ihr folgen werdet."

Ein Murren wurde hörbar, es kam Bewegung in die Masse. Einzelne drängten vor, andere hielten zurück. Noch einmal erhob Pastor Bartels seine Stimme: „Im Namen Gottes sage ich euch, laßt sie eintreten, die in sein Haus wollen! Wer nur einen zurückhält, auf den falle die Sünde ganz!"

Langsam füllte sich die Kirche, dann aber bis auf den letzten Platz. Und Pastor Bartels stand vor dem Altar und verlas die Perikopen. Wie er aber zur Kanzel emporstieg, fühlte er seine Kräfte schwinden. Mühsam hielt er sich. Und während er seine Predigt sprach, klang ihm die eigene Stimme wie die eines Fremden und fremd das, was er sagte. Seine Gedanken suchten und suchten nach dem Verborgenen, das hier und da und überall ihm entgegenstarrte, das da war und sich doch nicht greifen ließ. — —

Die Predigt war zu Ende, Bartels war mit den Seinen heimgekehrt. Wie sie in den Hausflur traten, warf sich Martin, sein Ältester, stürmisch an seinen Hals. „Vater," rief er, „das war herrlich! Du hast gesprochen — wie ein Prophet."

Bartels aber machte sich los und ging in seine Stube. Da riegelte er sich ein.

Er sann nach. Irgend ein Verborgenes gab es da, das Ursache war von dem, was ihm widerfahren. Er dachte an seine Gemeinde und schüttelte den Kopf. Er wußte, wie sie waren, er kannte sie. In sich hatte er die Schuld zu suchen.

Die langen Jahre seiner Amtszeit glitten an seinem Auge vorüber. Ähnlich hatte er dem allen doch schon einmal nachgesonnen? Ja, kürzlich, als er in dem neuen Gesangbuch gelesen. Lauheit hatte er sich damals vorgeworfen. Lauheit? Ja, vielleicht war er auch lau gewesen. Aber die eigentliche Ursache an dem Schlage, der ihn heute betroffen, war Lauheit nicht.

Er prüfte sich aufrichtig und gab sich Selbstvorwürfen anheim. Aber immer war die innere Stimme da, und die sagte klar und ruhig, daß er übertreibe. Und vielleicht machte er sich deshalb nur schlecht, um seine Gemeinde rechtfertigen zu können? Aus — Güte?

Er schämte sich seines Einwandes, doch fühlte er sich seltsam beruhigt. Er stand von dem Sofa, auf dem er, die Knie aneinander gepreßt und die Hände gefaltet, gesessen hatte, auf und begann in dem Zimmer hin und her zu schreiten. Und das lenkte ihn ab. Er entfernte ein paar verwelkte Blüten des Geraniumtopfes, der vor seinem Fenster stand, und sein Blick fiel auf das Abendmahl über dem Sofa. Wie so oft schon, verletzte der billige, unklare Stich auch jetzt sein Empfinden.

Er wurde sich dessen bewußt, und in dem Augenblick war es, als zerrisse ein Vorhang vor seinen Augen. Tor, der er die Schuld überall gesucht hatte, nur da nicht, wo sie lag! Jetzt kannte er den Feind, den er in sich zu bekämpfen hatte.

Was war denn den Abend in ihm vorgegangen, als er in dem neuen Gesangbuch gelesen? Was hatte ihn da so erfüllt? War ihm etwa irgend welche religiöse Vertiefung zu teil geworden? Nein; ein seichtes ästhetisches Wohlbehagen hatte er ausgekostet. Und dem zuliebe hatte er den Gemeindekirchenrat brüskiert, hatte er schlichte Seelen verletzt. Zu Gunsten des Rahmens hatte er das heilige Bild gefährdet.

Und immer klarer wurde es vor seinen Augen. Wie oft hatte er Abscheu empfunden vor Amtsbrüdern, die in Wohlleben aufgingen, in Luxus und Weltlust ihre Seele erstickten! Und was hatte er selbst getan? War solche ästhetische Genußsucht etwas Besseres?

Darüber war Pastor Bartels sich keinen Augenblick im ungewissen: was ihm heute begegnet, war nur der Anfang der Auflehnung seiner Gemeinde. Hatte er sie heute noch einmal beschwichtigt, so würde sie morgen wieder aufstehen und immer wieder. Und welches war der Ausgang? Was konnte er tun, sie sich von neuem zu gewinnen?

Am liebsten wäre er hingegangen und hätte gesagt: ich habe gefehlt. Äußerlichen Dingen zuliebe habe ich euch das Buch genommen, das eure Eltern euch in die Hand gelegt — hier habt ihr es zurück. Vergeßt, was ich gewollt und getan habe, vergeßt und verzeiht.

Aber das durfte er nicht um des Ansehens der Kirche willen. Und tat er das

heute, so war es überhaupt unmöglich, das neue Gesangbuch je einzuführen.

Und doch war das alles nebensächlich, ganz untergeordnet dem heiligen Kampf, den er gegen sich selbst zu führen hatte; gegen den seichten Schönheitskult, den er getrieben hatte.

Er sann und sann und war sich bewußt, daß da kein Ausweg war, daß ihn kein Grübeln erzwingen konnte. Aber er sann und sann, und zuversichtloser, hoffnungsärmer wurde seine Seele.

— — — — — — — — — — — — —

Schwüle Tage folgten. Die Sonne brannte auf der märkischen Ebene, gläsern wölbte sich der Himmel. Stiegen einmal Cirruswölkchen auf, so verschwanden sie, wie sie gekommen. Faltig und müde hingen die Blätter an Bäumen und Sträuchern, und nur um das Havelbett herum lag noch ein grüner Gürtel.

Viele von denen, die Pastor Bartels mit dem neuen Gesangbuch bedacht, kamen und brachten es ihm zurück. Sie gaben ihm keine Gelegenheit, sie zu sprechen, sie schlichen sich in den Flur und legten's dahin. Und so oft er eines der Bücher fand, war es ihm ein Stich ins Herz.

Wieder war es Sonntag geworden, wieder hatte Pastor Bartels die Kanzel bestiegen.

Diesmal hatten die Leute nicht auf dem Friedhof gedrängt; still und leer war er gewesen, da er zu seinem Kirchlein hinüberschritt. Und still und leer war es drinnen auch. Nur der Lehrer an der Orgel, die Seinen auf ihrem Platze und vielleicht irgend ein Fremder hinter einem Pfeiler. Verlassen hatten sie ihn alle.

Und wie er das sah, fiel er auf seine Knie und betete. Wie im Fieber zuckte sein schmächtiger Körper, lautlos bewegten sich seine Lippen. Dann aber wurden die Worte hörbar, die er sprach. Und diese Worte waren wie Geißelhiebe.

Das war kein Gebet, Gericht wurde gehalten. Und es war, als tönte die Stimme des Gerichtes über die Gräber, und der Ruf erscholl nach dem weiland Pfarrer Anton Bartels zu Mögelin im Havelland. Und der machte sich auf und stand im Angesicht seines Gottes.

Und es fielen die Hüllen von seiner Seele, und sein innerstes Fühlen ward offenbar. Und er schämte sich seiner Gedanken und Taten vor seinem Schöpfer.

Und wußte nichts, das ihn rechtfertigen könnte.

Nackt war seine Seele und bloß, und es erging die Stimme des Gerichts.

Und Gott sprach zornig mit ihm und eindringlich, wie er mit seinem Knechte Hiob geredet hatte.

* * *

Ganz erschöpft war Pastor Bartels in seinem Zimmer in einen Stuhl gesunken. Ihm war, als umfinge ihn ein dichter Nebel. Keine Stimme, die zu ihm drang, kein Weg, der sich zeigte, kein Ziel, das fürder lockte. Gleichmäßig alles, undurchdringlich, grau. Und nicht einmal die eigenen Gedanken vermochte er aufzubieten. Sie krochen wirr, im Kreise. Ganz in sich zusammengesunken saß er da.

Ein Klopfen an seiner Tür schreckte ihn auf, er achtete es nicht. Erst da es wieder und wieder pochte, ging er zu öffnen. Das Rösel stand da, sehr niedergeschlagen sah sie aus, und überreichte ihm eine Karte. Auf der stand: D. Dr. Nehring, Oberkonsistorialrat, Berlin.

Er bedeutete sie, eintreten zu lassen, und raffte sich mühsam auf. Auch der äußeren Abrechnung hatte er also nunmehr entgegenzusehen.

Aber es war etwas im Händedruck dieses Mannes, das Bartels verwunderte und dann wohl tat. Einen Augenblick trafen sich die Augen beider, die scharfen des Konsistorialrats und die seinen, und Bartels sah sich einem Manne etwa seines Alters gegenüber, schmächtig wie er selbst und schlicht.

Wie sie Platz genommen hatten, sagte Nehring leise: „Ich komme zu Ihnen, lieber Bruder, ergriffen von den Worten, die Sie eben in der Kirche gesprochen."

Die Schamröte stieg Bartels ins Gesicht: „Ich hatte mich vergessen. Ich war mir nicht mehr bewußt, daß man mich hörte."

„Mir haben Sie viel damit gegeben; sehr viel. Aber Sie werden sich fragen, wie ich hierher komme, was ich hier will. Und da

fühl' ich mich nach Ihren Worten doppelt verpflichtet, Ihnen die ungeschminkte Wahrheit zu sagen."

„Ich bin Ihnen dafür in jedem Fall dankbar, Herr Oberkonsistorialrat. Ich glaube, ich kann sie tragen."

Nehring rückte an seiner goldenen Brille und lächelte: „Dann also ein Bekenntnis zunächst. Sie werden begreifen — und verzeihen, daß ich so offen davon spreche —, als wir in Berlin von Ihrem Zwist mit der Gemeinde hörten und auch, daß die Einführung des neuen Gesangbuches die Ursache gewesen, da sagten wir uns — ja, Sie müssen es mir schon zu gute halten, aber wir sagten uns: offenbar einer von denen, die sich und uns mit dem bekannten Überschuß an gutem Willen und dem leider nicht seltenen Mangel an Geschick die allergrößten Schwierigkeiten machen. Ihre Akten — ich sag' Ihnen auch das ganz offen — sind größtenteils gleichfalls unbeschriebene Blätter, und so fuhr ich denn hierher mit meinem Aktionsplan in der Tasche. Und hier — finde ich Sie. Und sehe Sie in Gewissensqualen, lieber Bruder. Da möcht' ich Ihnen denn vor allem helfen dürfen, Ihnen, wenn möglich, etwas sein."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberkonsistorialrat."

„Lassen Sie den Konsistorialrat und lassen Sie den Dank. Sie sind in Gewissenszweifeln befangen, daß Sie — ja, wie soll ich sagen, ein ästhetisch empfindender Mensch. Und aus den Worten, die Sie sprachen, erkannt' ich naturgemäß unschwer, daß Ihnen zu der Empfindung auch die Begabung verliehen worden. Ja, was wollen Sie eigentlich? Wollen Sie das Pfund, das Gott Ihnen anvertraut, vergraben? Oder glauben Sie, daß er es Ihnen gegeben, damit Sie es nicht ausnutzen?"

„Nicht darum handelt es sich. Wirklich angenommen, es ist ja ganz gleichgültig, ich habe zu dem Wunsch auch die Gabe — dann habe ich mich eben durch beides verleiten lassen. Ich bin dem, was mir gefiel, nachgegangen und habe darüber die mir anvertrauten Seelen geschädigt."

„Und kommt denn das, dem Sie nachgingen, das Ihnen gefiel, das Schöne, nicht auch von Gott? Warum soll er sich in diesen braven Bauernköpfen wahrer offenbaren als in Ihnen? Ich sehe das ganz und gar nicht ein. Der Vorgang scheint mir vielmehr ein anderer gewesen zu sein: die Bedrängnis, in die Sie gerieten, ist Ihnen die Ursache zu innerer Selbstentfremdung geworden."

„Sie brachte mich zur Besinnung."

„Nun denn, zu einer falschen Besinnung! Ich sehe Sie in Gefahr, lieber Bruder, Ihr Bestes von sich zu werfen, sich guter Kräfte mutwillig zu entschlagen. Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? Wie ein Soldat, der eine Niederlage erlitten hat und sich nun sagt: das nächste Mal kämpf' ich ohne Waffen. Ganz dieser Soldat sind Sie. Und tief in Ihrem Innersten müssen Sie trotz alledem überzeugt sein, daß die Quelle in Ihnen lauter ist und zu Gottes Ruhme fließt."

Eine Weile schwiegen beide, dann sagte Bartels: „Es gibt Amtsbrüder, die in Essen und Trinken und Wohlsein aufgehen. Ganz so komme ich mir vor. Wie ein ästhetelnder Genüßling. Und ich wüßte nichts, das erbärmlicher wäre."

„Natürlich gibt es Mißbrauch überall, aber davon hab' ich bei Ihnen nichts verspürt. Ich glaube, ich sehe die Entwickelung, die Ihnen hier zu teil geworden, ganz deutlich vor mir. Sie stammen aus Berlin; Ihr Herr Vater war —?"

„Justizrat."

„Sie sind also in guten Verhältnissen aufgewachsen, alle Bildungswege standen Ihnen offen. Sie kamen dann als ganz junger Geistlicher hierher. Sie heirateten noch als Hilfsprediger — darf ich nach Ihrer Frau Gemahlin fragen?"

„Sie ist die Tochter meines Amtsvorgängers."

„Ah, sehen Sie, die Tochter Ihres Amtsvorgängers! — Sie sind dann selten hier herausgekommen, Anregung bot sich Ihnen keine, Sie lebten mit Ihren Bauern und waren doch anders geartet als sie, da konnte die Flamme nur eben immer aus Ihrer eigenen Seele Nahrung ziehen. Und dann, ganz kürzlich, kam die starke äußere Anregung, die Ihnen unser liebes neues Gesangbuch offenbar brachte, und da schlugen die Gluten hoch auf. Es gab wohl eine

kleine Explosion. Das scheint mir so natürlich, wie daß ein Baum blüht, wenn die Frühlingswärme durch die Rinde schlägt. Mein lieber Bruder, ich finde keine Schuld an Ihnen."

„Es berührt mich ganz wunderbar," sagte Bartels nach einer Weile, „Sie kommen als Fremder zum erstenmal hierher und kennen mich so gut. Und locken mich auf den Weg, der mir der liebste wäre, empfehlen mir gerade das, was ich verboten wähnte, und ich möchte Ihnen natürlich folgen, aber ich glaube nicht, daß ich darf."

„Sie dürfen und sollen. Ich habe kein sonderliches Vertrauen von Ihnen zu beanspruchen, denn Sie kennen mich nicht. Aber das müssen Sie sich sagen: schon als Unbeteiligter sehe ich die Dinge klarer, ungetrübter als Sie ... Sie sind in Bedrängnis geraten und haben die Ursache in sich selbst gesucht, das war hochherzig; aber da war Ihnen Ihre beste Kraft eben recht, als Schwäche gestempelt zu werden." Nehring lächelte: „Sie sind — oder darf ich schon sagen: waren auf dem Wege, sich die Erde nach allzu bekanntem Muster zum Jammertal zu machen, und nachdem Sie Ihr Pfund vergraben, würden auch Sie gesprochen haben: ‚Ich fürchtete mich vor dir, denn du bist ein harter Mann'."

„Mir ist zu Mute," sagte Bartels, „als hätte ich tagelang in einem Kerker geschmachtet, und nun kommen Sie und reißen alle Fenster und Türen auf. Und doch wage ich mich nicht ins Freie. Aber — lassen Sie mich Ihnen wenigstens danken, von Herzen danken."

„Es ist nur natürlich, daß Sie nicht gleich, wie Sie sich selbst ausdrücken, ins Freie stürmen. Ich habe das auch nicht erwartet. Aber Sie werden in den nächsten Tagen über das nachdenken, was ich Ihnen sagte, und dann werden Sie mir beipflichten."

Des hohen Gastes ganz vergessend, war Bartels aufgestanden und an das Fenster getreten. Eine Weile blickte er stumm auf den Kirchhof hinaus, dann drehte er sich plötzlich um: „Aber meine Gemeinde! Sie hat mich gerichtet."

„Gerichtet, sagen Sie? Wissen Sie, wofür ich das Ganze halte? Für einen Dummenjungenstreich."

„Herr Konsistorialrat —!"

„Ich weiß sehr wohl, was ich sage, lieber Bruder. Ich habe die Stunden, die ich hier bin, nicht so ganz ungenützt vergehen lassen. Ein Dummerjungenstreich, nichts weiter. Viel zu ernst haben Sie das alles genommen. Gewiß, es muß schön gewesen sein — man hat mir auch davon erzählt —, wie Sie sich Ihre Gemeinde wieder in die Kirche hineingepredigt haben am vergangenen Sonntag. Aber vielleicht wär's wirksamer gewesen, Sie wären einfach hinausgetreten und hätten gesagt: ‚Kommt nur herein. Drin hört ihr besser!'"

„Sie sagen —?"

„Ich sage nicht, daß ich die Geistesgegenwart gehabt hätte, das zu tun. Aber das Richtigste wär' es gewesen."

„Ich soll alles und jedes durch Sie mit einem Male in ganz anderem Lichte sehen," meinte Bartels, „verzeihen Sie mir, wenn ich da nicht so ohne weiteres zu überzeugen bin. Aber wie dem auch sei: Da nun einmal alles auf die Spitze getrieben ist, sagen Sie mir, was soll ich tun?"

„Das wollen wir nachher überlegen. Weiß Ihnen selbst noch keine Antwort zu geben ... Vielleicht machen Sie mir inzwischen die Freude, mich Ihrer Frau und Ihren Kindern — ich hoffe, Sie haben welche? — vorzustellen."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie noch nicht darum gebeten. Und wollen Sie mir die Ehre erweisen, heut' mittag mit uns zu essen? Ich habe mich in den letzten Tagen wenig an die Mahlzeiten gehalten und fürchte, ich werde auch heute noch ein schlechter Wirt sein, obschon — ja, obschon ich dank Ihrer guten Zusprache bereits manches weniger düster sehe — aber — ich fühl's, wie wohl mir Ihre Gegenwart tut."

„Mit Freuden, lieber Bruder, mit Freuden. Man hat mir, mit wem ich auch sprach, das Lob Ihrer Frau Gemahlin als guter Hausfrau so laut gesungen, daß ich nicht fürchte, ihr Ungelegenheiten zu bereiten. Also kommen Sie — aber vor allen Dingen eine weniger düstere Miene! Das wird nach den letzten Tagen auch den Ihrigen wohl tun. Und sie denken sonst" — er lächelte — „ich sei hier als General-Großinquisitor erschienen."

Sie waren in den Garten gegangen. „Sehen Sie dort," sagte Bartels, „bei dem gedeckten Tisch, das ist meine Frau."

„Ihre — Frau Gemahlin, natürlich. Ich freue mich, sie kennen zu lernen."

Er war denn auch sogleich in lebhafter Unterhaltung mit Frau Bartels und ließ sich von ihr durch den Garten führen. „Ja," sagte er, „das ist ein Leben auf dem Lande! Alles hier spricht von Ihrer Tätigkeit, und wie gut Sie's einzurichten wissen. Und hier seh' ich den Salat heranwachsen, von dem Sie uns nachher hoffentlich etwas vorsetzen werden. Wir in Berlin, mit unserem armseligen Konsumentenverstand kennen das alles nicht. Aber nicht wahr," er wandte sich an Bartels, „wenn man so lange wie Sie auf dem Lande gelebt hat, dann kommt auch die Sehnsucht nach der Großstadt zu ihrem Recht?"

„Ich weiß nicht einmal. Früher hab' ich mich oftmals fortgesehnt. Aber das habe ich aufgegeben."

„Vielleicht doch zu früh. Auch werden Wünsche immer erst erfüllt, wenn man nicht mehr daran glaubt. So, denk' ich mir, meinte es Goethe mit dem ‚hat man im Alter die Fülle'. Aber — da haben Sie ja auch Hühner. Und was für ein prächtiger Hahn!"

„Ein Geschenk von unserem Freunde, Herrn Brinckmann."

„Der Herr, der die Ziegelei hier hat und in Ihrem Kirchenrat sitzt? Ich lernte ihn vorhin zufällig kennen."

„Kommt nur heran, Jungen," sagte Bartels, „und macht dem Herrn Oberkonsistorialrat euren Diener."

„Oder geben Sie mir lieber die Hand, meine jungen Freunde. — Also in Brandenburg auf der Schule? — Und beide so dicht vor dem Abiturientenexamen? — Martin und Rudolf? Ja, das lass' ich mir gefallen. Da denkt man an Luther und Kögel."

„Wir haben wirklich ein wenig an beide gedacht."

„Und Sie werden Theologie studieren? — Sie, Herr Martin? Nun, das freut mich. Wir brauchen allezeit tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn. Und Sie denken an Philologie? Ich hab' mich auch einmal damit versucht, bin aber nicht recht satt dabei geworden. Aber Sie haben ganz recht, daß Sie den Kopf schütteln; einschüchtern gilt nicht."

Man hatte sich zu Tisch gesetzt, aber sie hatten alle scheu auf den fremden Gast gesehen, und Bartels schien wieder ganz seinen quälenden Gedanken anheimgegeben. Doch währte das nicht lange. Es war etwas in Nehrings Art, das die Herzen gefangen nahm, die verschüchterten zumeist, und Bartels erschien seine Unterhaltung bald wie ein Gruß aus einer langentbehrten Welt.

„Was haben Sie da für ein reizendes Mädchen?" sagte Nehring und blickte dem Rösel nach, die eben die Suppe auftrug.

„Ja, das ist unser Rösel; auf die sind wir stolz."

„Das Rösel," nahm Frau Bartels ihrem Mann das Wort ab, „ist eigentlich etwas Besseres als ein gewöhnliches Mädchen. Wir rechnen sie auch mit zur Familie. Ihre Eltern waren in Rathenow ansässig; ordentliche Leute in ganz guten Verhältnissen — sie haben ihr auch ein paar tausend Mark hinterlassen. Sie kam vor einigen Jahren zu uns, die Wirtschaft zu lernen, und will sich nicht mehr von uns trennen, obgleich wir sie ihren Leistungen nach kaum genügend bezahlen können."

„Ein schönes Verhältnis, das beiden Teilen zur Ehre gereicht. Vielleicht ist so etwas auch nur noch auf dem Lande möglich. Aber ich muß mich in acht nehmen, hier immer das Lob des Landlebens zu singen. Sie halten mich sonst für einen verkappten Voß oder Hölty."

„Sie sprachen vorhin, und das geht mir im Kopf herum, von dem Goetheschen ‚Was man in der Jugend sich wünscht'," meinte Bartels. „Sie faßten es aber anders auf. Ich habe immer verstanden: unsere Wünsche liegen in der Richtung, in der unser Wesen nach Entfaltung drängt, und werden mit der Entwickelung von selbst befriedigt."

So kam man auf Goethe zu sprechen.

„Wir haben in Berlin innerhalb der großen Goethegemeinde," erzählte Nehring, „mit der ich mich nicht recht befreunden kann, einen kleinen Goethezirkel. Bei einer Gräfin Hartenau findet der sich Donnerstagsabends zum Tee zusammen, sind übrigens auch ein paar Ketzer darunter. Nun werden Sie

meinen, daß bei dem Sprechen über Goethe nicht viel herauskommt, obgleich man es ja auch verständig treiben kann. Aber die Gräfin ist eine eigenartige Frau, die ihren Goethe erlebt hat. Ich wollte, ich könnte Sie da einführen, lieber Bruder. Es würde Ihnen Freude machen. Und wer weiß, vielleicht findet sich auch dazu Rat."

„Aus Kunstreisen ist in meinem Leben nie etwas geworden. Als junger Bursche hatte ich den Koffer zur Italienfahrt sozusagen schon gepackt, aber es kam anders."

„Da bin ich glücklicher daran als Sie. Ich reise alljährlich meine vierzehn Tage um Ostern herum nach Rom. Alter Junggeselle, der ich bin, darf ich mir das schon gestatten."

„Den Jungen würde ich die Romfahrt auch gern ermöglichen."

„Für mich ist's das Verjüngungsbad. Je öfter man in eine andere Stadt zurückkehrt, desto mehr fühlt man sein Alter. Alles hat ein anderes Aussehen gewonnen, vieles scheint verblichen, man ruft vergeblich die früheren Stimmungen wach. Aber Rom bleibt sich ewig gleich und zwingt einem immer wieder die gleichen Eindrücke in gleicher Stärke auf — dieselben Empfindungen wie vor zwanzig Jahren! man ist jung geblieben." —

Das Essen war abgetragen, und die Herren saßen bei ihrer Cigarre unter dem Birnbaum. Aus dem Schweigen heraus fragte Nehring: „Ist es mir gelungen, Sie ein wenig zu überzeugen, lieber Bruder?"

„Sie haben mir wenigstens die Kraft und den Mut gegeben, alles neu in mir durchzukämpfen."

„Tun Sie das nicht, ich bitte Sie, tun Sie das nicht! Dabei ist für Sie nichts zu gewinnen. Stürzen Sie sich in Ihre Arbeit, leben Sie den Tag dem Tage, aber grübeln Sie nicht. Denken Sie nur das eine, daß das, was Ihrer Natur entspricht, auch das Rechte für Sie sein muß. Ich weiß es aus Erfahrung: es kommen in jedes Menschen Leben Zeiten, in denen man sich Gottes Führung mit geschlossenen Augen anvertrauen muß, in denen man am besten das Steuer aus der Hand läßt. Das ist für Sie jetzt das Gebotene."

„Und meine Gemeinde?"

„Ja, das ist es, was ich noch mit Ihnen besprechen wollte. Sie müssen fort von hier."

„Herr Oberkonsistorialrat!"

„Erschreckt Sie das so sehr?"

„Jetzt fort von hier, da alles zusammengestürzt ist, was ich in zwanzig Jahren gebaut, jetzt fort von hier, da alle sich von mir abwenden — Herr Konsistorialrat, das kann Ihr Wille nicht sein."

„Wenn Sie morgen Ihrer Gemeinde erklären, daß Sie fortgehen, dann wird sich Ihnen zeigen, daß Sie nicht umsonst gearbeitet haben. Daß man Sie lieb hat!"

„Ich kann meine Gemeinde nicht verlassen."

„Auch nicht, wenn es das Beste für Ihre Gemeinde ist? Denn sehen Sie, all die jetzt vorhandenen Schwierigkeiten werden so mit einem Schlage beseitigt sein. Und mehr als das: die Leute werden bereuen. Und ich wüßte kein anderes Mittel, sie sonst so schnell dahin zu bringen."

„Fort, wie ein Mietling!"

„Die Gemeinde wird bereuen, weil sie Sie lieb hat."

„Ich kann nicht."

„Es ist auch das Beste für Sie selbst. Ich will nicht sagen, daß Sie hier nicht der rechte Mann für die Stellung wären. Aber Sie brauchen Anregung, Umgang, brauchen die Kunst, die Ihnen jetzt so gefährlich scheint. Ich glaube, Ihnen steht noch eine Entwickelung bevor. Und — davon bin ich überzeugt: Sie werden einer großen, gebildeten Gemeinde mehr sein können als dieser kleinen hier. Leute wie Sie fehlen uns in den großen Städten."

„Lassen Sie mich hier! Ich will nichts weiter."

„Die zweite Stelle an St. Petri in Berlin ist eben zu besetzen. Ich hab' sie natürlich nicht zu vergeben, aber eine Probepredigt sollen Sie da halten. Dafür mach' ich mich stark. Begreifen Sie's nun, daß ich nichts Schlechtes mit Ihnen vorhabe? Daß ich die denkbar günstigste Meinung von Ihrem Können und Ihrer Persönlichkeit gewonnen habe? Daß ich für mich selbst nichts Besseres begehre, als mich Ihrer Nähe zu erfreuen und manchmal Gelegenheit zu finden, Ihnen die Hand zu drücken?"

„Vor Jahren hätte mich die Aussicht, die Sie mir eröffnen, entzückt oder begeistert, oder was Sie wollen. Heut' hab' ich nur die eine Bitte, lassen Sie mich hier."

„Auch wenn ich Ihnen sage, daß ich fest davon überzeugt bin, daß Sie, ins rechte Fahrwasser gesetzt, eine Zukunft als Kanzelredner vor sich haben?"

„Auch dann."

„Ich schätze Sie zu hoch, um Sie zu zwingen. So lege ich denn in Ihre eigenen Hände die Entscheidung. Bedenken Sie noch einmal, was ich Ihnen gesagt. Es ist zu Ihrem Besten wie zum Besten Ihrer Gemeinde, wenn Sie gehen. Haben Sie trotzdem den Mut, nicht zu wollen, so sagen Sie nein."

Bartels erwiderte nichts, und man sah es ihm an, wie er kämpfte. Dann sagte er fest und ruhig: „Ich will."

„Gott sei Dank!" meinte Nehring. „Sehen Sie, nun ist es mir wie dem Sohne Kis' gegangen: ich suchte einen Dorfpfarrer in seinen Nöten und bin überzeugt, einen guten Kanzelredner gefunden zu haben."

Da er aber sah, daß Bartels auf seinen Scherz nicht einging, sagte er sehr ernst: „Tun Sie jetzt entschlossen alles Sorgen und Grämen von sich. Beweisen Sie sich Ihr Christentum damit, daß Sie Ihre Sache ganz auf den Herrn werfen. Ich kann ja nichts, als Ihnen die Hand bieten. Ob Ihre Predigt in Berlin gefällt, ob man Ihnen die Stelle überträgt, das steht allein bei Ihm. Wozu also alle Bedenken? Sie erfüllen nur das, wozu er Sie auserſehen."

Nehring war aufgestanden, und Bartels begleitete ihn hinüber zu Hagelmanns Gasthaus, wo sein Wagen wartete. Die Pferde zogen an, noch einmal reichte ihm Nehring die Hand: „Auf gute Freundschaft — hoffentlich in Berlin."

(Fortsetzung folgt.)

Jasminen

Zuweilen ist's in hoher Sommernacht,
Als hörte ich am Fensterlein ein Flehen,
Und längst gestorb'ne Lippen reden sacht,
Und Schritte, die mein wacher Schmerz kennt, gehen.

Als ob aus Sternen eine Seele weint
Und eines Glückes jugendwilde Frage,
Die uns das Leben früh und streng verneint —
Da schlich ein Frost in unsre Sonnentage.

Es war so wonnevolle Juninacht,
Im Garten leuchtet's von Jasminensternen;
Die hast du mir in einem Strauß gebracht,
Und heute irrt ihr Duft zu mir aus Fernen.

Fand aus entrücktem Lande sich dein Fuß
Zu deinem Heim, an mein betränktes Kissen?
Und sendest du Jasminenduft als Gruß
Aus deines Grabes heil'gen Finsternissen?

Alberta von Puttkamer

Die drei Hemden

Ein Balladenkranz

von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Spinn-Hexe

Da war ein Tal so feucht und kalt
Und Farn und Moosgeflecht,
Der blaue Häher strich am Wald,
Und flog der grüne Specht.

Und eine Wiese, Stern an Stern,
Ein stiller Grund war da,
Die wilden Tauben gurrten fern,
Die Grillen zirpten nah.

Und wo am tiefsten war der Wald,
In Disteln scharfgezähnt,
Lag klein und grün und wunderalt
Ein Hüttchen hingelehnt.

Kein Weg führt hin, kein Weg führt fort,
Kein Schlüssel kennt die Tür,
Kein Fenster hier, kein Laden dort,
Nur Spinnweb' dort und hier.

Wie silbergrauer Schleier spannt
Sich Spinngeweb' ums Dach,
Vom Dach herab ins schwarze Land
Fließt's wie ein grauer Bach.

In allen Fensterhöhlen steht
Ein silbergrauer Stern,
Und Spinngewebe lappt und weht
Vom Firste in die Fern'.

Eine Hexe wohnt im Zauberhaus,
Grauspinnweb' ist ihr Kleid,
Jahraus jahrein, jahrein jahraus
Verspann sie altes Leid,

Verspann sie ihrer Jugend Gram
In ein rauhhaarig Garn
Und spann hinein viel Schand' und Scham
Und sehnsuchtsheißes Harr'n.

Spann Küsse, heiße, ohne Zahl,
Spann tiefe Seufzer hinein
Und spann hinein die alte Qual
Zerbrochner Ringelein.

Sie drehte in das Zaubergarn
Tage voll Glanz und Pracht
Und wilde Lieder der Gitarr'n
Und manche heiße Nacht.

Die Spindel tanzte heute früh
Noch einmal auf und ab, —
Die Hexe blies den Staub vom Knie,
Nahm Spulen her und Stab.

Am Zauberhaus kreischt auf das Tor,
Nachtnebel floß im Grund;
Die Hexe trug durch Wald und Moor
Zur Stadt ihr Garngebund.

Drei Hemden wob der Stuhl daraus,
Und jedes trug im Tuch,
Und jedes trug ins Land hinaus
Der Hexe Sündenfluch.

II

Die Nonne

Was nur der Nonne Gertraudis das Herze so fröhlich macht!
Ein Lachen wie die Taube, die fern im Holze lacht!
Sie schmaust mit blitzenden Zähnchen das dunkele Klosterbrot,
Sie liest sich nächtens die Backen am Hohenliede rot!

An ihre jungen Glieder schmiegt sich ein Linnen dicht,
Sie trägt ein Hemd der Sünde und lacht und weiß es nicht,
Sie beichtet dem jungen Priester ihres Herzens dunkelen Grund
Und beichtet mit brennenden Lippen ihren glückverlangenden Mund.

Sie beichtet der runden Arme ausbreitende, dehnende Lust,
Sie beichtet die blassen Rosen ihrer warmen, schwellenden Brust,
Sie beichtet der weißen Lilie strickumgürtete Glut, —
Da beichtet der Beichtiger selber, und Jugend beichtet gut!

Der Mond ward sacht zum Schilde, zur Sichel ward der Schild,
Die beiden trafen einander beim Muttergottesbild,
Und als die Sichel wieder hing überm Kirchturmknauf,
Da mähte sie die Lilie, die Rosen blühten auf. —

Die Klosterglocken dröhnen und läuten in drohendem Ton:
Es ist die Nonne Gertraudis mit einem Priester entfloh'n!
Doch in die Glocken klingt es wie deutsches Lied hinein,
Und heimlich summt's im Kloster: „Verloren ist das Schlüsselein." ..

Weit drüben in Niederlanden da träumt ein helles Haus,
Da ruht von Tages Arbeit ein junger Magister aus,
Sein Weib tritt sacht die Wiege, und aus dem Sündentuch
Näht sie zwei kleine Hemdchen, da brach der alte Fluch.

III

Jeanne Antoinette

Jeanne Antoinette, nun lauf' nicht so,
Jeanne Antoinette!
Meine alten Füße, die können nicht so,
Jeanne Antoinette!
Die Diligence, die dich mit sich nimmt,
Die Diligence wartet ganz bestimmt,
Jeanne Antoinette!

Und in Paris sei höflich und fein
Und halt' dich honett, —
's muß nicht gleich mit jedem geliebelt sein,
Jeanne Antoinette!
Du bist ein Kind, und Paris ist groß,
Und das Leben darin ist gar furios,
Jeanne Antoinette!

Der König Ludwig hält prächtig Haus
Mit Ball und Bankett,
Und ganz Paris lebt in Saus und Braus,
Jeanne Antoinette!
Alle Worte wie Verse voll Honigseim, —
Und „Mund" auf „Mund" ist ein süßer Reim,
Jeanne Antoinette!

Und hier, du blondes, du Tändelkind,
— Ich stickt' es so nett —
Hier hast du mein letztes Angebind',
Jeanne Antoinette:
Ein Hemdchen, ich kaufte es extra für dich,
Und wenn du es anziehst, so denkst du an mich,
Jeanne Antoinette! — —

Fortschaukelt die Post nach dem großen Paris,
Das fernher graut
Und seiner Königin, die es nicht hieß,
Entgegenschaut.
Sie tanzte so weich die Quadrille a la cour, —
Da ward zur Marquise de Pompadour
Jeanne Antoinette.

IV

Rabbi Manasse Kohen

In der hohen Schule zu Prag sitzt einer,
Wer stillt ihm die Sehnsucht nach Weisheit? — Keiner.
Er sucht seinen Gott in der Schrift irgendwo,
Findet er Gott in der Schrift? — Nirgendwo!

In der Rabbischule zu Prag ist ein Summen,
Halb Singen, halb Sprechen und jähes Verstummen,
Halacha, Hagada von früh bis spät
Und in ewigem Schaukeln ein ewig Gebet.

In der Schule zu Prag loschen lange die Lichter,
Die Moldaunebel brau'n dichter und dichter, —
Einer sucht sich selber bei Sonne und Licht,
Findet er sich selber? — Er findet sich nicht.

„Ach, hätt' ich die Flügel der Rosse vom Wagen,
Der flackernd gen Himmel Elijah getragen,
Ich rauschte zu dem, der im Dornbusch brennt,
Des Namen die Rolle der Thora nicht kennt.

Ich taucht' in die Tiefen, die Saul sich erschlossen,
Draus rauschend der Strom alles Lebens geflossen,
Ich folge des Stroms unterirdischem Lauf,
Und die ewigen Türen mir springen sie auf!" —

In der Rabbischule zu Prag ist ein Summen,
Halb Singen, halb Sprechen und jähes Verstummen, —
Eine Stimme, die fehlt, und doch schweigt sie nicht,
Sie schrie nur zu laut nach dem ewigen Licht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Stamme der Priester, Manasse Kohen
Ist in die weiten Länder geflohen.
Was soll ihm sein Adel? Er lacht und spricht:
„Gesetz und Gebet — was! Ich glaub' ihnen nicht!"

Die Leidenschaften, wie große Winde,
Geh'n über sein Herz in Schuld und Sünde,
Er taucht in das Leben und fand es so tief
Und so schlammig, das Bett, darinnen es schlief.

Und fand überm Strom doch die ewigen Stege
Und fand in der Sünde nach oben die Wege
Und fand sich selber, — doch als er sich sah —
Wie der Schnee war die Locke der Bitten ihm da.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Große Rabbi Manasse Kohen
Lebt wieder in Prag, draus einst er geflohen,
Hochgieb'lig und finster ein dunkeles Haus,
Da gehen viel Leute ein und aus.

Und wer einen Sohn in der Fremde verloren,
Und wer verzweifelt an allen Doktoren,
Und wer an heimlichen Feuern verglüht,
Und wer an den ewigen Fragen sich müht,

Sie alle kommen und fragen und klagen,
Und der Große Rabbi muß Antwort sagen;
Seine Weisheit ist mächtig, sein Ruf geht weit,
Heut' klagt ihm das Volk sein neuestes Leid:

„Wir fingen die Hexe, von der sie sagen,
Sie hätte die Sünde nach Böhmen getragen,
Sie saß und spann tief drinnen im Wald
Spinnwebenumwoben und wunderalt.

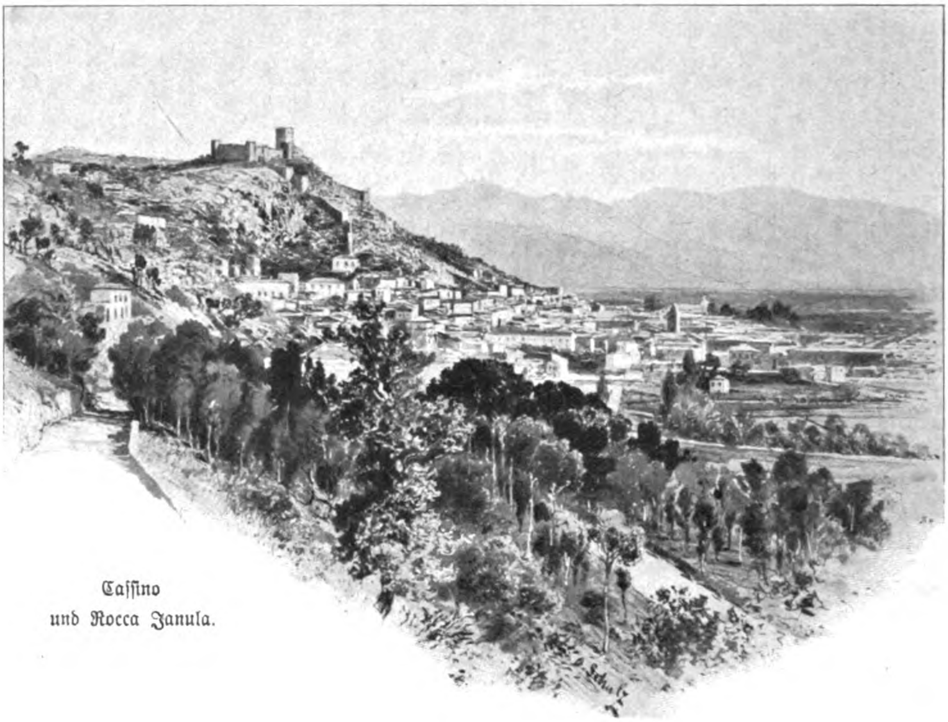
Nun gib, großer Rabbi, gib du uns den Segen,
Wir wollen sie weich in die Moldau legen,
Die Spindelhexe, die Gift uns gebraut
Und Liebestränke für Knaben und Braut." —

Da hebt vom Altane sich Rabbi Manasse
Und sieht hinab auf die tobende Gasse
Und hebt seine Hand, — da schweigt es, — und spricht:
„Ihr habt die Hände der Richtenden nicht!

Und hat sie die Leidenschaft in euch entzündet,
Habt ihr denn den Fluch ihrer Tränke ergründet?
Wer von euch hat niemals nach Liebe begehrt?
Wer von euch ward niemals von Liebe verkehrt?

Und formte nicht Leidenschaft diesem sein Leben,
Und gab sie nicht jenem erst Streiten und Streben,
Gab Weibern das Kind und gab Kranken den Stab, —
Und wißt ihr vielleicht, was sie mir einmal gab?!"

Ein Schweigen rings und dann wie ein Raunen,
Ein Stoßen und Gehen, ein Zögern und Staunen,
Fort schleicht sich die Alte, ihr Fluch losch aus,
Und der Große Rabbi geht ernst ins Haus.



Cassino
und Rocca Janula.

Deutsche Kaiser in Monte Cassino

Von

George von Graevenitz

(Nachdruck ist untersagt.)

Keuchend und schnaubend verläßt der Eilzug nach Neapel die römische Bahnhofshalle. Zwischen den Resten antiker Wasserleitungen und den grünen Hügeln der heutigen Forts, zwischen den Grabbauten der klassischen Zeit, die das Mittelalter in Burgen verwandelt hat, und blühenden Obstbäumen eilt er, stets die alte Via Latina neben sich, dem fruchtbaren Saccotale zu. Bald grüßt links von der Höhe herab Anagni mit altersgrauen Bauten, von wo in den Zeiten Alexanders III. und Gregors IX. der Bannfluch auf die deutschen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. geschleudert ward, und wo dann später der gleich streitbare Papst Bonifaz VIII. die tiefste Demütigung erlitt, die ein Papst je erfahren, die körperlichen Mißhandlungen Sciarra Colonnas und Wilhelm Nogarets. Es folgt Ferentino, wo 1223 zwischen zwei Männern über Frieden verhandelt ward, für deren Eigenart und Ansprüche in Italien gleichzeitig nicht Raum war, zwischen Friedrich II. und Gregor IX. Dann rasselt der Zug über die alte Grenze des Kirchenstaates und des Königreichs beider Sicilien, den Garigliano: wieviel Erinnerungen des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum bewahrt Ceprano, das den Übergang über den geschichtlich so wichtigen Fluß deckt, bewahrt unweit davon Roccasecca mit der Geburtsstätte des großen Scholastikers Thomas von Aquino, der dem Papsttum in seinem Kampf mit dem Staat die geistigen Waffen schliff!

Und nun erscheint auf steiler, schwindelnder Höhe, überragt nur von dem bis in den Frühling schneebedeckten Gipfel des Monte Cairo, das Ziel unserer Fahrt, der massige Bau der Mutterabtei des Benediktinerordens, Monte Cassino. Nichts Kirchliches bietet er dem Blick von unten her, von der Bahn aus und von dem zwischen Gärten und Ge-

müsefeldern, zwischen antiken Villen- und Theaterbauten hingelagerten Städtchen Cassino, dem mittelalterlichen San Germano. Festungsartig und trotzig ragt der Klosterbau auf und ruft, ob er gleich dem achtzehnten Jahrhundert sein Aussehen verdankt, doch die kampfreichen Zeiten des Mittelalters ins Gedächtnis zurück. Eindrücke der Gegenwart und jene Erinnerungen an dem Schienenwege Rom—Cassino vereinigen sich so zu einheitlichen Vorstellungen, sie bilden den richtigen Prolog für den Besuch der steilen Klosterhöhe. Denn in dem mittelalterlichen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum hat Monte Cassino jahrhundertelang, und so lange das deutsche Kaisertum nicht darauf verzichtete, in die Geschicke des ihm politisch eng verbundenen Italiens einzugreifen, eine wichtige und oft ausschlaggebende Rolle gespielt. Seine Geschichte bildet ein reiches und fesselndes Kapitel in der Geschichte des deutschen Kaisertums in Italien, und die deutschen Kaiserfahrten zu der ehrwürdigen deutsch-kaiserlichen Abtei bezeichnen Höhepunkte in dem Auf und Ab der Entwickelung des Klosters von Karl dem Großen an bis zu dem tragischen Ende der Hohenstaufen.



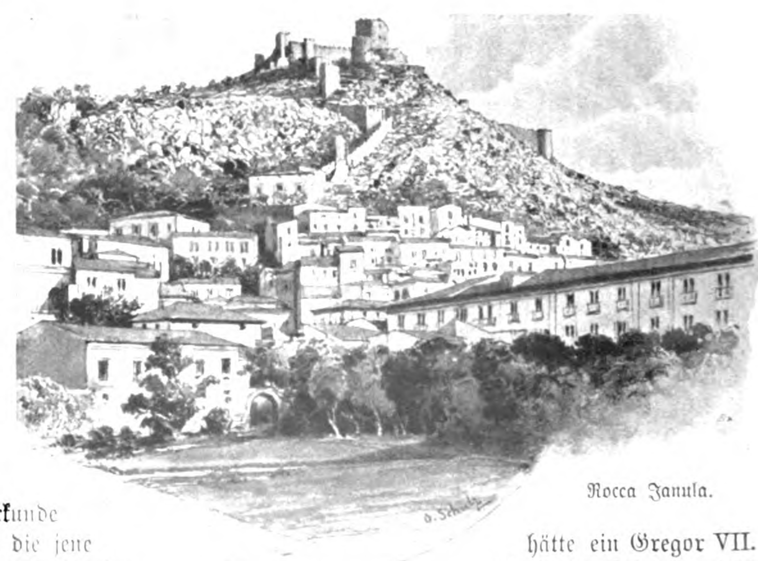
Abtei Monte Cassino von Westen.

Schon vor Karl dem Großen verweben sich germanische Erinnerungen mit der zweiten Klostergründung Benedikts von Nursia in den Bergen zwischen Latium und Campanien, welche so ungleich höhere Bedeutung erlangen sollte als das nahe Subiaco in den Sabinerbergen, das die Anfänge des Heiligen sah. Es ist wohl mehr als Legende, daß der jugendliche, hochherzige Gotenkönig Totila hier bei seinem Siegeszuge durch Italien 543 seine Knie vor dem Reformator des abendländischen Mönchswesens beugte, dem dieser für alle Zeit seine charakteristische Form gab, und das dann bei der Bildung der neuen christlichen Gesellschaft so entscheidend mitwirkte. Sicher ist, daß der kräftige und kriegerische, aber auch religiös tief veranlagte und bildsame germanische Volksstamm der Langobarden schon in frühen Zeiten zu Wohl und Wehe der Abtei mitgewirkt hat. Dem Zerstörungszuge des Langobardenherzogs Zoto im Jahre 580 steht die reiche Schenkung gegenüber, die ein anderer Langobardenherzog, Gisulf von Benevent, dem aus dem Schutt wiedererstandenen Kloster zugewendet, und später haben dann auch wissenschaftliche Großtaten von Langobarden, die im Klosterfrieden von Monte Cassino schufen, jene Untat Zotos gesühnt.

Dann empfängt mit der Heldengestalt Karls des Großen im Jahre 787 Monte Cassino den ersten Besuch eines germanischen Königs. Auf seinem im Interesse seines Freundes, des Papstes Hadrian I., gegen Arichis von Benevent unternommenen Zuge ersteigt er die Höhe des Klosterberges am Liris, und der Bibliothekar der Päpste, Anastasius, erzählt uns von den außerordentlichen Gnadenerweisungen und Schenkungen, die der Mehrer des Glaubens und Schirmherr der römischen Kirche der Schöpfung Benedikts zugewendet habe. Das Kloster ward zur kaiserlichen Kammer erhoben, die Mönche zu Kapellanen des Reiches, der Abt zum Erzkanzler und zum „Friedensfürsten", dessen diplomatischer Vermittelung allein rebellische Barone es danken sollten, wenn sie in die Gunst des Königs zurückkehren konnten. Dem Abt ward das Recht verliehen, aus goldenem Becher zu trinken und Purpur zu tragen, und bei Prozessionen wurde ihm das kaiserliche Labarum, das mit Edelsteinen besetzte Goldkreuz, vorangetragen. Wichtiger noch als solch

äußerer Glanz erscheint das Recht der freien Abtwahl, das der Patricius der römischen Kirche dem Nachfolger Benedikts verlieh: es ist jahrhundertelang gegen weltliche und geistliche Gewalten, namentlich auch gegen ehrgeizige Päpste verteidigt worden.

Der gleichen kaiserlichen Gunst erfreute sich Monte Cassino von seiten der Kaiser aus sächsischem Hause. Otto der Große bestätigte auf Bitten seiner Gemahlin Adelaide dem Kloster alle früheren Schenkungen und Privilegien; oft noch hören wir in der Folge vom Eingreifen fürstlicher Frauen zu Gunsten des Klosters, das ja auch die Gebeine der heiligen Scolastica, der Schwester Benedikts, birgt. Otto II. enthob Monte Cassino jeder Laiengerichtsbarkeit. Daß der kirchlich schwärmerische und phantastische Otto III., der barfuß zum entlegenen Heiligtum des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano pilgert, daß Heinrich II., den die Kirche heilig gesprochen hat, der Verehrung für die Grabstätte des Patriarchen unter den Ordensstiftern reichen Zoll gezahlt haben, braucht kaum erwähnt zu werden. An Heinrichs II. Anwesenheit im Kloster knüpft sich die bezeichnende Legende, daß er, an schwerem Steinleiden krankend, durch die nächtliche Erscheinung Benedikts geheilt worden sei. Reiche Geschenke und Verleihungen gaben dann der Dankbarkeit des Kaisers Ausdruck. Klar beleuchtet aber auch die Urkunde vom Jahre 1022, die jene Verleihungen verbrieft, die damals noch unbestrittene und unbeschränkte Zugehörigkeit des Klosters zu kaiserlich reichsdeutschem Besitz. Das wird bei aller Ergebenheit des durch und durch kirchlich gesinnten Kaisers gegen den geistlichen Lenker der Christenheit, damals Benedikt VIII., und bei aller überströmenden Güte gegen die Schöpfung des heiligen Benedikt in dem an den Papst gerichteten Dokument scharf und bestimmt ausgesprochen: „Wir wollen, daß der römische Pontifex keinerlei Macht und Herrschaft über das Kloster Cassinum habe, sondern wie es von Anbeginn seiner Gründung an immer unter kaiserlicher Herrschaft stand, so wollen wir, soll es auch in Zukunft bleiben." Für die freie, vom römischen Stuhl unbeeinflußte Abtwahl werden bis ins einzelne gehende Anordnungen getroffen; falls sie verletzt würden, wird angeordnet, daß Kaiser und Mönche gemeinsam bis zur rechtmäßigen Wahl eines dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation ergebenen Mannes das Kloster verwalten. Was hätte, so fragt der Cassineser Mönch und Geschichtschreiber der Abtei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Freund unseres Ferdinand Gregorovius, Luigi Tosti, was hätte ein Gregor VII. auf solche Sprache eines deutschen Kaisers geantwortet?! Benedikt VIII., auch er wahrlich kein schwächlicher Tiaraträger, antwortete lediglich zustimmend. Noch war nicht von jenem ge-

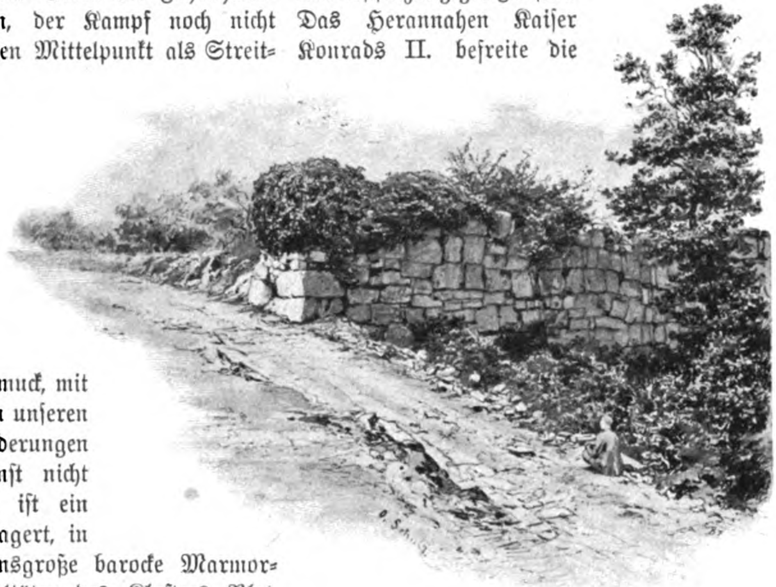


Rocca Janula.

waltigen Mönch Hildebrand aus langobardischem Geschlecht, welcher der Kirche den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, dem Kaisertum und dem Staat der Fehdehandschuh hingeworfen, der Kampf noch nicht entbrannt, in dessen Mittelpunkt als Streitobjekt so oft auch Monte Cassino stehen sollte.

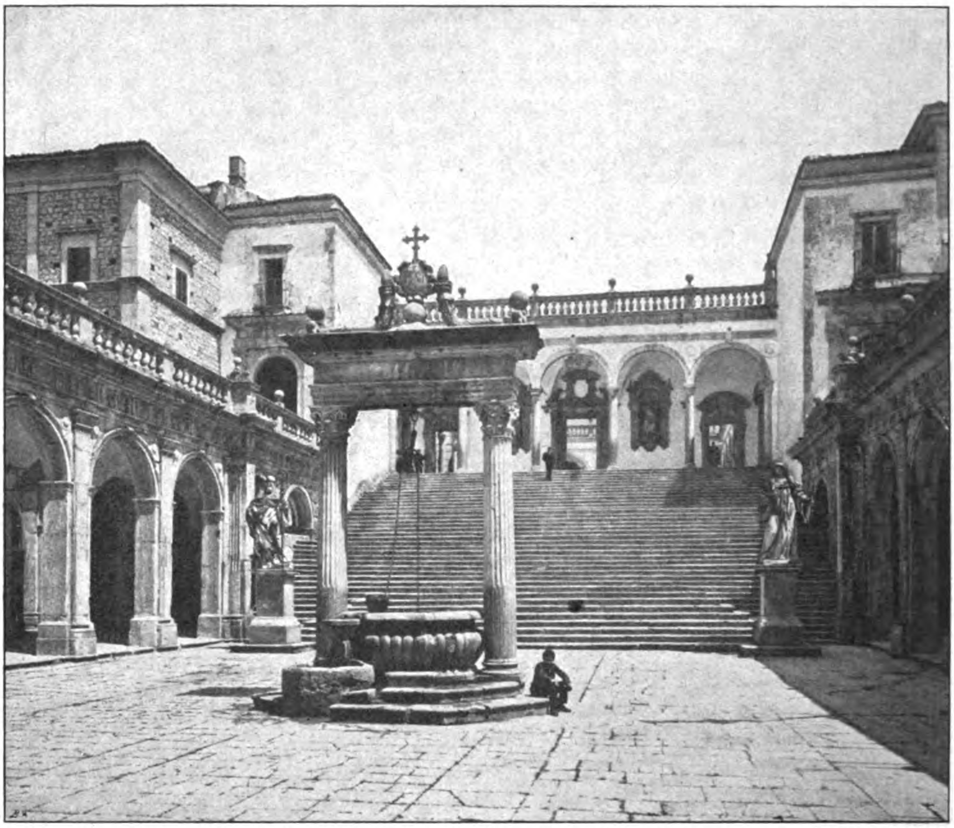
Der heutigen, 1727 vollendeten Klosterkirche, deren innere überreiche und überladene Ausstattung mit farbigem Marmorschmuck, mit Stuck und Fresken unseren strengeren Anforderungen an kirchliche Kunst nicht mehr entspricht, ist ein Säulenhof vorgelagert, in welchem überlebensgroße barocke Marmorstatuen der Wohltäter des Klosters Platz gefunden haben. Von deutschen Kaisern finden wir außer Karl dem Großen und Heinrich dem Heiligen nur noch Lothar von Supplingenburg. Vergebens sucht man den Salier Konrad II., der doch wahrlich auch ein Wohltäter, ein Defensor des Klosters in stürmischen Zeiten war. In Süditalien stellten zur Zeit seiner Regierung (1024 bis 1039) das aufstrebende Papsttum und die langobardischen Territorialherrschaften, die bereits stark mit normannischen Elementen durchsetzt waren, die entscheidenden Machtfaktoren dar. Zwischen ihnen mußte die reiche und hochprivilegierte Abtei sich, so gut oder schlecht es ging, in ihrer Stellung behaupten. Von dem reichen Patrimonium des heiligen Benedikt in jener Zeit, das in vielen Teilen auf Schenkungen deutscher Kaiser zurückging, legen die von dem älteren Kirchbau erhaltenen, 1066 gegossenen erzenen Türen ein beredtes Zeugnis ab. Auf den aus Konstantinopel und Amalfi stammenden Türflügeln sind in langen Reihen die Kirchen, Schlösser, Herrschaften und Besitztümer des Klosters eingegraben.

Ein solcher Reichtum mußte die Begehrlichkeit der Nachbarn von rechts und links wecken. Pandulf von Capua gelang es, das Kloster vollständig unter seine Gewalt zu bringen, es stand dicht vor der Vernichtung seiner Existenz durch diesen rücksichtslosen und doppelzüngigen Fürsten. Das Herannahen Kaiser Konrads II. befreite die



Cyklopische Mauern bei der Abtei.

Abtei von dieser Gewaltherrschaft. „Endlich kam der so heißersehnte Befreier,“ schreibt Tosti, dessen Geschichtschreibung sicherlich nicht durch übertriebene Deutschfreundlichkeit angekränkelt ist. Die damals im Kapitelsaal des Klosters von Konrad abgegebene Versicherung, daß seine kriegerische Italienfahrt in erster Linie der Befreiung des Klosters von der Gewaltherrschaft Pandulfs gegolten habe, wird durch die geschichtliche Forschung gerechtfertigt. Aber Konrad tat mehr, als daß er augenblickliche Gefahr abwendete. Mit dem Abt Richer von Niederaltaich, dem treuen und schwer zu entbehrenden Diener und Hofmann, der unter seinen Auspizien zum Abt von Monte Cassino gewählt ward, schenkte er dem Kloster einen erfahrenen und zuverlässigen Lenker. Energisch und kriegsverständig hat Richer in siebzehnjähriger Amtsführung das Schiff des Klosters durch die Wogenbrandung jener Zeit sicher hindurchgeführt. Dem deutschen Abt auf dem Stuhle St. Benedikts entsprachen in jener Zeit der sächsischen und salischen Kaiser deutsche Päpste auf dem Stuhle St. Petri.



Klosterhof der Abtei. (Entwurf von Bramante.)

Der Nachfolger Konrads II., Heinrich III., setzte auf dem Konzil von Sutri 1046 drei italienische, sich gegenseitig befehdende Päpste ab und erhob den deutschen Suidger von Bamberg als Clemens II. auf den Bischofstuhl von Rom. Mit der Kaiserkrone geziert, kam Heinrich dann in demselben Jahre nach Monte Cassino und legte auf dem Altar der Klosterkirche ein mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Meßgewand nieder. Zwei Jahre später sah das Kloster auch den Besuch des großen deutschen Papstes Leo IX. (Bruno von Egisheim), der nach den langen Jahren kirchlicher Zerrüttung die Welt wieder daran gewöhnte, daß ein Papst die Kirche wirklich regiere.

Die vorstehenden Andeutungen müssen bei der Fülle des Stoffes genügen, um die Tatsache zu illustrieren, daß die Reihenfolge der sächsischen und salischen Kaiser bis auf Heinrich IV. eine fast ununterbrochene Kette von freundschaftlichen Beziehungen der Kaiser zu Monte Cassino, eine Fülle von Gnadenerweisen und wirksamen Hilf- und Schutzleistungen der ersteren an das Kloster darstellt. Dies Zeitalter bildet unbestritten die Glanzzeit der ehrwürdigen Abtei. Germanische Äbte, unter ihnen namentlich Desiderius (Dauferius) aus dem fürstlichen Geschlecht der Langobarden von Benevent, machen das Kloster auch zu einer Stätte feinsinniger Kunstausübung, und den Höhepunkt stellt, rein äußerlich genommen, die Weihe der von Desiderius erbauten dreischiffigen Basilika dar, die 1077 von Alexander II. in Gegenwart aller langobardischen und normannischen Fürsten Unteritaliens geweiht ward.

An dieser Feier, die uns in barocker Weise ein Riesenbild von Luca Giordano an der Eingangswand der heutigen Kirche schildert, nimmt in Begleitung Alexanders II. auch sein Erzdiakon Hildebrand teil. Mit der Erhebung dieses gewaltigen Kämpfers für Freiheit und Herrschaft der Kirche zum Papst (1073) beginnt das Zeitalter des Kampfes

kirchlicher und weltlicher Gewalt, endet der Friede zwischen beiden, der Monte Cassino so lange zum Segen gereicht hatte. Immer verwickelter gestaltete sich von nun an die Lage dieses wichtigsten Stückes reichsunmittelbaren Besitzes in Italien, immer schwieriger ward es für Abt und Kapitel, den Ansprüchen des Papsttums — oft genug ward es durch Papst und Gegenpapst dargestellt —, des Kaisertums und der angrenzenden Territorialherrscher ohne Verlust an Besitz, Rechten und Selbständigkeit zu entsprechen. Und wenn dabei die alten verbrieften Rechte des Reiches nicht immer gewahrt bleiben, so muß erwogen werden, daß die deutschen Kaiser meist fern, die Päpste und Territorialherrscher aber nahe waren. So mußten denn deutsche Kaiser, wenn sie in dieser Periode über Rom hinaus- und bis an den Klosterberg vordrangen, oft mit gewappneter Hand an der Klosterpforte Einlaß heischen, und oft ward ihnen erst nach langwieriger Belagerung aufgetan. Elf Tage lang lag z. B. Herzog Heinrich von Bayern, der Schwiegersohn Kaiser Lothars, im Jahre 1137 vor der Mönchsfeste, in der Abt Rainald gebot, ein Anhänger des Gegenpapstes Anaklet und des Königs Rüdiger I. von Sicilien. Erst dann und vielleicht mit Hilfe der Überrumpelung der Feste durch deutsche, als Mönche verkleidete Krieger gelangte man in den Besitz des Klosters, Rainald entsagte der Gemeinschaft Rüdigers und Anaklets und nahm die Abtei vom Kaiser. Zum Zeichen solcher Unterwerfung ward die kaiserliche Fahne in die Kirche des heiligen Benedikt getragen und dann auf der Bergspitze, welche die Kirche damals noch überragte, mit Feierlichkeit aufgepflanzt. Als Lothar darauf selbst zu längerem Besuch im Kloster weilte, da bekümmerte er sich, meldet uns der Chronist von Monte Cassino, wie ein Abt oder Dekan um alle Einzelheiten des mönchischen Lebens. Immer fanden sich Erzbischöfe, Bischöfe und der Abt in seiner Nähe. „Denn die Priester ehrte er als seine Väter, die Kleriker wie seine Herren, die Armen wie seine Kinder, die Witwen wie seine Mütter.“ Trotz solcher Kirchlichkeit des alternden Kaisers hat Monte Cassino ihm die Treue nicht gehalten, noch zu seinen Lebzeiten waren die Schwüre und Bürg-



Kirche der Abtei.



Krypta (im früheren Zustande).

schaften, welche er durch deutsches Blut erkauft hatte, vergessen, als wieder einmal der Normannenkönig mit Heeresmacht dem Kloster nahte.

Wechselnd ist auch unter den Hohenstaufen das Bild, das uns die Abtei in Bezug auf ihre Treue zu Kaiser und Reich bietet. Noch einmal hören wir, wie ein deutscher Kaiser, Heinrich VI., dort oben von schwerer Krankheit geheilt wird, diesmal nicht wie der zweite Heinrich durch eine Erscheinung des Klostergründers, sondern durch die sachkundige Behandlung seines Arztes und Kaplans Berard. Die Treue, die das Kloster dem Kaiser in diesem Unglücksjahr 1194 im Kampf gegen Richard von Acerra und selbst dem päpstlichen Bannstrahl gegenüber gehalten hatte, lohnten im Jahre 1196, als der Kaiser auf der Höhe seiner Macht stand, Bestätigung und Erweiterung der Privilegien der Abtei. Friedrich II. aber, der deutsche Kaiser, der am tiefsten in die Geschicke Süditaliens eingegriffen hat, und von dem dort noch heute und überall Denkmäler der Architektur und Plastik, Zeugnisse der Geschichte, Literatur und Sage melden, fand in seinem Kampfe gegen Gregor IX. Monte Cassino auf päpstlicher Seite. Harte Kämpfe entspannen sich 1229 um die feste Stellung von Monte Cassino, San Germano und die, Kloster und Stadt militärisch verbindende, in halber Höhe gelegene Burg Janula.

Wie die Abtei Monte Cassino selbst stellt auch diese heute in malerischem Verfall liegende Burg ein Wahrzeichen deutsch-kaiserlicher Herrschaft im Liristale dar. Wie wichtig sie für den Besitz der Abtei und der Stadt, für die Sicherung der in das Königreich beider Sicilien führenden Heerstraße war, läßt die Bestimmung Friedrichs II. erkennen, daß ihr Kommandant nur mit persönlicher Genehmigung des Kaisers gewechselt werden dürfe. In Grundriß und Aufbau der an den Pfalzgrafenstein bei Kaub erinnernden Burg macht sich nach den Feststellungen Bodo Ebhardts, der sie wie alle



Der heilige Benedikt als Patriarch der Mönche. Beuroner Kunstschule.

wichtigen Burgenbauten Italiens im Auftrage Kaiser Wilhelms untersucht hat, deutscher Einfluß geltend. In später vermauerten Zinnen mit oben halbrund abgeschlossenen Wimpergen der einen Umfassungsmauer finden wir sogar eine Erinnerung an jene treuen Saracenen, denen der kirchlich in einzelnen Beziehungen vorurteilslose Herrscher so gern den Schutz seiner Burgen anvertraute.

Als Friedrich II. im Jahre 1229 den Widerstand von Monte Cassino und Rocca Janula gebrochen hatte, als in San Germano und Ceprano Frieden mit Gregor IX. geschlossen war, zitterten oben die Insassen des Klosters vor der zu erwartenden Rache des hartnäckig von ihnen bekämpften Kaisers. Das alte Ansehen der ehrwürdigen Schöpfung Benedikts, der Wunsch Friedrichs, die Bewohner des Klosters und ihren Einfluß für weitere drohende Kämpfe mit dem Papsttum zu gewinnen, die Vermittelung des Herzogs Leopold von Österreich und des Deutsch-

ordensmeisters Hermann von Salza endlich waren es, denen das Kloster weitgehende Schonung dankte. Friedrich II. fand oben den todkranken Legaten des Papstes Pelagius, die Seele des Widerstandes, einen abtrünnigen Abt, treulose Mönche einer kaiserlich-deutschen Abtei. — —

Wie ganz andere Verhältnisse fand Kaiser Wilhelm II. im Mai des Jahres 1903 vor, als er an Rocca Janula vorbei auf langsam in vielen Windungen hinaufführender Bergstraße die Klosterhöhe erreichte, wo eine großartige und berauschende Fernsicht auf die terra di lavoro des Liristales und die in weitem Rund sie umstellenden Berge und Schneehäupter Campaniens und der Abruzzen sich öffnet! Ein König von Italien aus dem Hause Savoyen, umgeben von den Prinzen dieses Hauses, geleitete den deutschen Kaiser und dessen Söhne in die alte, einst reichsunmittelbare deutsche Abtei, die heute Besitz und Nationalmonument des jungen italienischen Einheitsstaates ist, der die Güter des Klosters eingezogen hat, so daß es materiell sich sehr nach der Decke geringer Einkünfte strecken muß. Aber der Geist Benedikts und seiner Ordensregel wirkt noch oben auf dem Gipfel, auf dem der Heilige im Jahre 529 in einem alten römischen Turm sich seine Zelle einrichtete und im Lauf der Zeit bescheidene Klosterbauten erstehen ließ. Der heraufziehende Kaiser und der glänzende Zug seines Gefolges erblickten am Ost- und Südabhang des Berges, zwischen den kahlen Felsen Tausende von eben gepflanzten Oliven: noch bildet, wenn auch in räumlich beschränktem Maße, Ackerbau und Bodenkultur wie vor vierzehn Jahrhunderten ein Feld der Ordenstätigkeit. Oben am ehrwürdigen Eingangstor der Abtei entbot ihm, umringt von den Mönchen des Klosters, ein deutscher Abt, Bonifazius Krug, in der Sprache der Jahrtausende den Gruß „pax dei vobiscum sit," wie an derselben Stelle vor Jahrhunderten deutsche Äbte deutsche Kaiser gegrüßt hatten. Aber vor dem fremden Herrscher neigten sich auch die Zöglinge der geistlichen Erziehungsanstalt Monte Cassino, Söhne mittel- und süditalienischer Familien: die Anweisung der Regel Benedikts, Knaben aufzunehmen und Klosterschulen einzurichten, damals ein völliges Novum, trägt heute noch Früchte. Der Kaiser durchwanderte die weiten Räume der reichhaltigen Bibliothek, des wissenschaftlich noch lange nicht erschöpften Archivs, und die Tätigkeit von Cassineser Mönchen der letzten hundert Jahre, wie Gattola, Tosti, Piscicelli-Tareggi, sowie des jetzt noch im Kloster wirkenden Amelli, war ihm ein Zeugnis, daß wissenschaftliche Tätigkeit, zu der die Regel Benedikts seinen Orden tauglich machte, auch heute noch an der Stätte blüht, von der im Mittelalter Ströme der Kultur und das milde Licht der christlichen Civilisation ausgegangen sind. Und der Kaiser durchwandelte endlich die ehrwürdigen ältesten Räume des Klosters, den Turm St. Benedikts und die anstoßenden Bauten, betrat die Unterkirche, die sich an die Gruft Benedikts und seiner Schwester anschließt: alle diese Räume sind seit der vierzehnhundertjährigen Feier der Geburt Benedikts im Jahre 1880 das Feld kirchlichen Kunstschaffens auf dem Gebiet der Freskomalerei, der musivischen Kunst und der Skulptur, das in der deutschen Benediktinerabtei Beuron seinen Mittel- und Ausgangspunkt hat; von ihr nach dem fernen Benediktinerkloster am Liris entsendet, stand vor dem Kaiser die künstlerisch und menschlich verehrungswürdige Persönlichkeit des jetzt zweiundsiebzigjährigen Paters Desiderius Lenz als der Schöpfer und Vertreter dieser eigenartigen Kunstrichtung. Auf Gedanken und Motive der ägyptischen, antik-klassischen, byzantinischen und Frührenaissance-Periode zurückgehend und sie zusammenfassend, verherrlicht diese Kunstausübung die Patriarchengestalt des großen Ordensstifters Benedikt, seine Wirksamkeit hier oben auf Monte Cassino, und stellt den Legendenkreis, der sich um ihn gebildet hat, in stets würdiger und eindringlicher, oft in ergreifender Weise dar. Mit Kaiser Wilhelm, der für die würdige Vertretung des deutschen Namens ein so stark ausgesprochenes Gefühl hat, können wir Deutsche uns zu dieser neuen und friedlichen Eroberung der alten Klosterburg durch deutschen Geist, deutschen Idealismus und deutsche Kunstgedanken nur Glück wünschen.

Heimkehr

Erzählung

von

L. Gubalke

Mit einem langen Schritt nahm Jakob Finke die letzte steile Strecke des Pfades, der zum Dreiherrenstein führte. Gottlob, nun war er endlich daheim! Hier begann das hessische Land. Und wenn er vorher tagelang durch deutsche Gaue gewandert war — hier überschlich ihn zum erstenmal jenes Gefühl der vollkommenen Zugehörigkeit. Alles war ihm nun auf Schritt und Tritt bekannt und altvertraut.

Wie oft hatte er auf diesem Stein Mittagsrast gehalten! Wenn der Knecht unten bei den Gäulen jenseit des Waldes auf dem Acker blieb, lief er hierher und sah herab in den Wiesengrund mit seinen freundlichen Dörfern. Und es kam dann eine Zeit, da saß er nicht allein hier ...

Wie oft hatte er seinen Kameraden am Wachtfeuer und auf langen Märschen von seiner Heimat erzählt, von dem lieben Nest, in dem seine Leute seit vielen Generationen als wohlhabende Ackerbürger lebten. Sie hatten ihn schließlich damit gehänselt, wenn er immer und immer wieder versicherte, daß es nirgends schöner sei als im hessischen Lande. Ob's irgendwo auf der Welt wirklich schöner war als hier? Er warf noch einen Blick auf die Landschaft — die Sonne stand schon sehr nahe an der Bergkette, hinter der sie zur Ruhe ging —, nein, so schön war's nirgends, und er hatte doch ein gehöriges Stück Welt gesehen in diesen vier Jahren, die er fern der Heimat zugebracht hatte. Er zog sich an einem überhängenden Nußstrauch mit einem kräftigen Schwung hoch. Nun stand er oben auf dem Kamm. In den vier Jahren seiner Abwesenheit waren die uralten Eichen kaum merklich größer geworden. Sie standen in unveränderter Majestät da. Der Abendwind spielte linde mit ihren Blättern, und schräge Sonnenstrahlen tanzten über den Waldboden, auf dem rote Fliegenschwämme und gelber Hahnenkamm wuchsen — gerade noch so wie damals. Ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Er stand aufatmend still, um auszuruhen, um Atem zu schöpfen. Er ging mit großen Schritten, aber langsam durch diesen Eichenhain. Manchmal blieb er stehen und fuhr mit der Hand an einem der Stämme herab. Plötzlich beschleunigte er seine Schritte. Ein Gedanke war in ihm aufgestiegen. Hier, wo der Eichenhain zu Ende war, jenseit der Hecke, die aus Rüstern, wildem Hopfen, Perückenkraut, Fichten und allerlei Unterholz sich gebildet hatte, lag ja seine Wiese. Sie zog sich schmal durch eine Talkerbe und war mit Kirschbäumen besetzt. Wer weiß, am Ende war einer von seinen Leuten dort, die reifen Früchte zu ernten — auch das Heu mußte in Schwaden liegen. Jule Kelch, der lange rote Jule, war sicherlich da und hütete die Kirschen. Er mochte sich's gar nicht weiter ausmalen ... Am Ende war die Mari selbst da mit dem Jungen ...

Er hatte mit Willen nichts von seiner Ankunft geschrieben. Das Schreiben war nicht seine Sache — und er hatte es sich so schön gedacht, wenn er plötzlich unter den Seinen stände.

Er eilte mit großen Sprüngen auf die Hecke zu — wirklich, auch die Lücke war noch da, die er vor Jahren selbst gerodet hatte. Nur Farren wuchsen dort, die trat er unbarmherzig nieder. Nun stand er auf seiner Wiese, auf seinem Eigentum. Es lag

ihm fern, einen lauten Jauchzer auszustoßen oder den Hut zu schwenken. Er stand still und fassungslos da und schaute hinab auf die stille grüne Einsamkeit. Eine langgestreckte Wiese, durch die ein schmales Wasser floß. Eine Wiese, die muldenförmig zwischen zwei waldigen Hügeln lag. Neben dem Bach stand eine Hütte. Aus Feldsteinen und Rasenstücken war sie aufgebaut, ein Holunderbusch wölbte sich darüber, und daneben war eine Bank, er hatte sie einst selbst gezimmert. Daß diese Bank eingebrochen war, sah er mit seinen scharfen Augen zuerst. Mit drei Sprüngen stand er davor und prüfte, was wohl zu bessern sei. Nichts war daran zu bessern, alles war morsch, die Pfosten und die Latten, die Nägel verrostet. Als er mit dem Fuß daran stieß, brach sie vollkommen zusammen und lag nun da, ein Haufe faulen Holzes. Er lehnte sich an den Eingang zur Hütte und sah, daß auch hier die Tür nur in einer Angel hing, daß das Fenster fehlte und der kleine Herd zerfallen war. Jetzt schaute er sich in seinem Eigentum aufmerksamer um. Er hatte im ersten Augenblick, als eine Freudenträne sein Auge verdunkelte, nicht den eigentlichen Stand der Dinge gesehen. Er blickte an der eingebrochenen Bank vorbei in die grüne Wildnis hinein. Eine Wildnis! Das Gras war nur halb gehauen. Überreif, schon angegelbt und harthalmig, stand der größere Teil noch da. Das Gemähte lag sicherlich schon tagelang in Schwaden, taxierte er. Keiner hatte sich die Mühe genommen, es auseinander zu werfen. An den Bäumen hingen überreife Kirschen. Spatzen, Stare und Dohlen saßen darauf und ließen sich's wohl sein. Die unteren Äste der Bäume waren abgerissen, von denen, die im Vorübergehen unrechtmäßig geerntet hatten; recht wie es Diebe zu machen pflegen, denen es nur auf eine Augenblicksbeute ankommt. Er ging von einem Baum zum anderen. Eine überreiche Ernte verkam und verfaulte. Mit Entsetzen überschlug er, was hier zu Grunde ging. Und wie schlecht die Bäume gepflegt waren! Dürre Äste hingen zwischen dem Gezweig, und die Ameisen konnten ungestört an den Stämmen emporlaufen. Warum war keiner da, um die nötige Arbeit zu tun? Ob die Mari krank war? Oder gar gestorben? „Mein Gott und Herr!“ stöhnte er. Es mußte etwas Entsetzliches vorgefallen sein! Wohl — vier Jahre sind eine lange Zeit, und er war ja nicht aus Übermut so lange von Haus und Hof und Kind fort gewesen! Als er in den Krieg zog, hatten ihm die Nachbarn versprochen, für Haus und Hof zu sorgen und seine junge Frau zu schirmen und zu schützen. Und die Mari hatte ihm anfangs geschrieben, daß sie alle ihr Wort hielten und hülfen mit Rat und Tat. Alle die Freunde und Gevattern, der Wilme Peter, Fritze Fischer, Lude Wangel und Justin Nolte. Freilich vier Jahre sind eine lange Zeit. Und er hatte trotzdem fest geglaubt, es wäre alles beim alten geblieben?

Der König rief. Er mußte mit nach Frankreich. Das war doch sonnenklar. Ein Schuft, der anders dachte. Er hatte ja auch keine Sekunde anders gedacht, als daß ein Mann mit gesunden fünf Sinnen und geraden Gliedern gegen den Erbfeind ziehen müsse. Sein Ohm war auch in den Freiheitskriegen gewesen — er kannte alle die alten Geschichten so genau —, wie oft hatte der Alte sie erzählt!

Und wozu stand wohl die Linde auf dem Johannesberg! Die ganz alte, die noch von Karl dem Großen stammen sollte — die eine, die damals gepflanzt war, als der Kurfürst heimkam, und hatte er nicht, als fünfzig Jahre seit dem Tage der Völkerschlacht verflossen waren, selbst gesehen, wie man die neue Linde pflanzte? O, er hatte nicht umsonst die alten Lieder beim Konrektor Krafft gesungen von Vaterlandsliebe und deutscher Treue —

Ja, und es war allerdings schlimm, daß sein jüngstes Kind, die kleine Dore, erst dreiviertel Jahre alt war, als der Stadtdiener Faber den „Aufruf an mein Volk“ an den Lattenverschlag von Nachbar Noltes Anwesen, das dem seinen gegenüberlag, anklebte. Daß er mit mußte, stand fest. Und er war sogar gern dabei. Es lag ihm so im Blut: Immer tapfer drauf los! Gegen Übergriffe und Ungerechtigkeiten soll man sich wehren.

Freilich, die Mari, seine Frau, hatte geweint. Sie hatte herzbrechend geschluchzt. Sie hatte sich an ihn geklammert vor und

nach der Kirche, als damals der Pfarrer die Abschiedsrede hielt. Wie oft war ihm dieser Gottesdienst eingefallen. Manchmal mitten im Schlachtgewühl, es war so sonderbar.

Er hatte mit den anderen, die gleich ihm ausziehen sollten, auf der Empore gestanden und hinabgesehen ins Schiff, in dem die Frauensleute saßen und weinten. Wie die heulten und schluchzten! Und dann war sein Blick immer wieder nach der Ehrentafel hingeflogen, auf der die Gefallenen aus den Freiheitskriegen standen. Eine lange Reihe und darüber die Worte: „Starben den Heldentod für ihr Vaterland." Starben den Heldentod, das leuchtete ihm immer in goldenen Buchstaben vor den Augen, wenn er auf seinem Gaul einen Ansturm mitmachte. Und das andere Wort, das ihnen der Konrektor so oft gesagt hatte: „Wir Hessen sind allzeit getreu, hold und gegenwärtig der gerechten Sache!"

Nun war er wiedergekommen, lebend — gesund. Herrgott, wie mochte es in Haus und Hof aussehen! Er stand noch einige Augenblicke wie gelähmt — ja, wie war das alles? An seiner Seele zog es vorbei: der Krieg — das Schlachtgetöse, so viel Greuel, so viel braver Heldenmut, so viel Tapferkeit. Dann die Gefangenschaft, in die er geraten war. Er stand gewiß auf der Liste der Vermißten. Selbst krank und schwer verwundet — monatelang ohne Besinnung, unter Menschen, deren Sprache er nicht kannte —, konnte er keine Kunde von seinem Verbleib geben. Er wurde nach Algier transportiert — o, diese endlose Zeit müder Erschlaffung. Und die Fieberträume, in denen er Weib und Kind und Hof und Haus sah!

Aber das war nun vorbei. Er sprang auf. Warum die Zeit mit Spintisieren vertrödeln? Heim — nur heim!

Gerade als er den ersten Schritt vorwärts tat, hörte er das pfeifende Geräusch eines schlecht geölten Schiebekarrenrades und gleichzeitig zwei Stimmen. Er atmete schneller. Am Ende kommt doch jemand von den Seinen. Nein, jetzt erkannte er die Stimmen. Das war ja Nachbar Scherle mit seiner Frau. Die wollten sicher das Heu wenden — was sie angeben würden, wenn er jetzt zu ihnen trat! Er ging in die Hütte zurück — eine Aufregung, der er nicht Herr werden konnte, beschlich ihn. Langsam kamen die beiden Gestalten auf dem schmalen Fußweg neben dem Bach daher. Der Mann schob die Karre, die Frau ging, eine Harke auf der Schulter, einen Korb am Arme, nebenher. Der Mann sah sich nach der Wiese um und schimpfte laut über die schlechte Wirtschaft. Jetzt waren sie ganz nahe an der Hütte. Scherle warf den Tragriemen ab und sagte, auf das halbgemähte Gras zeigend: „Eine Schanne und ein Spott! So was frißt die Zieg' nit, so hart, wie das is!"

Die Frau nahm die Harke und bog die Zweige an dem großen Kirschbaum, der vor der Hütte stand, herab. Ganz ohne Schonung verfuhr sie dabei, aß tapfer und pflückte gleichzeitig in den mitgebrachten Korb.

Der Mann ging zu den Heuschwaden, schüttelte daran herum und suchte vorsichtig von oben das Beste abzulesen, um seine Karre damit zu beladen. Nebenher schimpfte er auf Mari Finkes Faulheit. Die Frau stimmte ihm bei und erklärte, sie werde morgen eine Leiter mitbringen und einen größeren Korb, damit die Kirschen nicht ganz umkämen.

Jakob Finke stand in der Hütte und wußte nicht, ob er träume oder wache. Fast wäre er zu Stein erstarrt. Aber nun raffte er sich auf. Er trat auf die beiden Nachbarn zu, bleich, mit erhobener Faust.

Doris Scherle schrie entsetzt auf: „Ein Geist, die Toten stehen uf — Hilfe — Hilfe!" Der derbe Schlag, der auf ihren Arm niederfiel, und der feste Griff, der ihn umklammerte, bewiesen ihr, daß ein Lebender vor ihr stand.

Keuchend schrie er: „Nit, daß es mir auf die paar Kespern ankäme oder auf den Wurf Heu für euer klappriges Ziegenvieh, das solltet ihr wissen! Aber die Gemeinheit ist zu groß! Eine kranke, verlassene Frau bestehlen, die Bäume verwüsten und obendrein noch Schimpfreden führen —"

Scherle kam zuerst wieder zur Besinnung. Nein, das war kein Geist. Das war der lebendige Jakob Finke! Ja, wer konnte denn wissen, daß der auf einmal wiederkam, wo doch alle Welt glaubte, er sei tot. Eingescharrt mit all den anderen in die großen

Gräber, von denen Gottlieb Kolbe so oft und so schauerlich erzählte. Und wenn's die eigene Frau sogar glaubte, daß er nicht mehr wiederkäme!

Scherle ballte die Faust und schrie: „Was willste denn? Was suchste denn? Du Rumtreiber, du Vagebund, du Landstreicher!"

„Was," schrie Jakob Finke, „Vagebund? Landstreicher? Was ficht dich an?"

„Warum sinn denn die anneren, die nit tot sein, widdergekommen?"

Jakob Finke biß die Zähne zusammen, schwang erst wortlos seinen Stock und gebot dann mit kurzen Worten dem sauberen Paar, seine Wiese zu verlassen. Sie gingen schimpfend und fluchend, dunkle Drohungen ausstoßend, davon. Er sah sich nicht nach ihnen um. Er lief mehr, als daß er ging, die Talschlucht hinunter. Er sah nicht rechts, nicht links — nur heim! Er hielt nicht eher ein, als bis er am Eingang der kleinen Stadt angekommen war. Die Schatten des Abends senkten sich herab. Gut — so kam er unerkannt heim. Gleich das dritte Haus in der Gasse war das seine. Kinder spielten vor den Türen und drehten sich singend im Ringelreihen. Der alte Stadtdiener Faber ging in seiner Uniform mit den karmesinroten Aufschlägen gerade quer über die Straße. Er trug die Schelle unterm Arm und stellte sich da auf, wo die Kirchgasse die Hauptstraße kreuzte, klingelte, rückte seine Brille zurecht und rief mit lauter Stimme: „Alle Bürger dieser Stadt sallen ehr Grundstück von Ungeziefer fleißig reinigen, als da inbegriffen sind: Ratten, Ruppen und andere Schmarotzer." So lange er ausrief, hielten die Kinder mit Singen ein, und die Vorübergehenden blieben stehen; Fenster und Türen öffneten sich, und als er weiterging, standen die Leute noch ein Weilchen zusammen und lobten ihren fürsorglichen Stadtvater.

Auch Jakob war einen Augenblick stehen geblieben, den Hut ins Gesicht gedrückt, unerkannt. Er stand an die Wand seines Hauses gelehnt — jetzt ging er auf die Bank zu, die unter den Fenstern der Wohnstube stand. Das Fenster stand weit offen, er hörte Lachen und laute Reden. Da schwang er sich frohen Herzens auf die Bank. Also krank war die Mari nicht. Nein, sie war nicht krank.

Sie saß auf dem Sofa. Sie hatte ein Kind auf dem Schoß, dem gab sie die Brust. Dabei aß sie von einem Teller, der vor ihr auf dem Tisch stand. Und wie sie aussah! Keine Spur mehr von dem adretten Wesen früherer Tage. An der Querseite des Tisches saß ein Mann. Kauend mit vollen Backen schien er allerlei Schnurren zu erzählen. Neben Mari auf dem Sofa saßen Karle und Dore, seine beiden Kinder. Sie sahen schmutzig und unordentlich aus wie ihre Mutter. Jetzt hörte er auch das Vieh blöken in den seitlich gelegenen Ställen. Das klang nicht froh, sondern nach Hunger und Durst! In einem kurzen Augenblick hatte er die Situation begriffen. Es war nicht Jakob Finkes Weise, im Glück zu jauchzen, und er machte auch nicht viel Worte, wenn ihm das Leid begegnete und ihn hart bedrängte. Er ging durch die offenstehende Haustür mit schnellen Schritten über den Hausehren, auf dem ein schwelendes Licht brannte. Er nahm die fünf Stufen, die zur Stubentür führten, mit einem Schritt und trat die nur angelehnte Tür mit dem Fuße auf. Wortlos stand er jetzt unter den Seinen, die mit einem fremden Manne am Tische saßen. Er wollte etwas sagen — laut rufen —, aber es schwindelte ihm, und rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Niemals im Getümmel der Schlacht war ihm das vorgekommen.

Mari war aufgesprungen. Geisterbleich, wie eine Erscheinung starrte sie den heimgekommenen Mann an, während die Kinder ängstlich, mit angehaltenen Ellbogen, sich an sie drängten. Und der Fremde hatte den Löffel auf den Tisch fallen lassen, war aufgesprungen, einen Schritt auf ihn zugetreten mit geballter Faust und funkelnden Augen, als wollte er einen Eindringling fortjagen. Doch die Frau sprang auf ihn zu, packte ihn am Arm und rief: „O — o großer Gott — he is nit tut — he is wedder da — das Unglücke, das Unglücke!" Jakob Finke stand wie erstarrt. Der Fremde fragte verständnislos: „Wer is widder da?"

„Och, mein Mann, mein Mann is da — Jakob —"

Da kam Jakob zur Besinnung. Er faßte den Fremden am Arm. Schüttelte ihn mit eisernem Griffe, riß die Tür auf und warf

ihn die Stufen hinunter. Dann schloß er, ohne sich nach ihm umzusehen, die Stubentür. Mari flog aufkreischend, das Kind auf ihrem Arm fest an sich drückend, nach einer zweiten Tür, die in die Küche führte. Die beiden anderen Kinder hängten sich an ihren Rock. Er vertrat ihr den Weg, ohne sie anzurühren. „Bleib' hier!" rief er mit dumpfer Stimme. „Bleib' hier und steh' Red' und Antwort — was ist das für ein Kind?"

Die Frau sagte kein Wort. Sie sah vor sich nieder. Dann stöhnte sie mehr, als daß sie sprach: „Ich dachte, du wärst tut."

„Ist der Mensch dein Mann? Dieser Kerl — Tat euch der Pastor zusammen?" Er mußte die Frage noch einmal wiederholen. Da schüttelte sie wortlos den Kopf.

„Ah so!" schrie er wild. „Also ein Basterd im Nest und das Anwesen enne Räuberhöhl' —"

Er warf sich müde auf einen Stuhl. Müde und gebrochen. Das war seine Heimkehr. Die Frau stand, ohne sich zu rühren, in der Nähe der Tür. Die Kinder drängten sich leise weinend neben sie und starrten verständnislos und furchtsam auf den fremden Mann.

Eine Weile blieb alles still. Dann fing das Kind auf ihrem Arm leise an zu weinen. Erschrocken suchte sie es zu beschwichtigen. Als es nicht schwieg, ging sie mit einem scheuen Blick auf ihren Mann zögernd zur Tür hinaus. Da hoben die beiden anderen ein lautes Hilfegeschrei an und hängten sich fester an ihren Rock. Da kam Leben und Bewegung in Jakob. Er sprang auf und nahm die Kinder bei der Hand: „Schwiggt stille, ich bin doch euer Vadder, Karle, mein Junge, kennste denn dinnen Vadder nit mehr?" Er hob den Jungen auf seinen Arm und nahm das Mädchen bei der Hand und zog es an sich. Er ließ die Frau, ohne sie aufzuhalten, hinausgehen, setzte sich auf den Stuhl am Ofen und streichelte die anfänglich widerstrebenden Kinder, die steif und verwundert die Zärtlichkeit des fremden Mannes hinnahmen. Schließlich schmiegte sich Karle zuerst an seine Knie und fragte altklug: „Bist du Vadder? Vadder aus dem Krieg, bist nit tut?"

„Ich bin Vadder aus dem Krieg, euer Vadder, unn bin nit tut!" Karle wußte nicht, was er sagen sollte. Er nahm Dorchen an der Hand und rief tröstend: „schwigg still, es ist Vadder, he bleibt jetzt hier." Und zu Jakob gewandt fuhr er fort: „Gelle, du bleibst hier?"

Als Jakob nichts antwortete, sondern nur mechanisch liebkosend das flachsblonde Kinderköpfchen strich, fing Karle wieder an: „Vadder, wie Onkel Thedor heimenkam, da hann se geschossen und Fahnen herausgesteckt, und min Mutter hat siehr geweint."

Jakob stellte den Knaben hastig zur Erde und nahm das Mädchen, das sich ängstlich an ihn schmiegte, auf den Arm. Dann trat er zur Tür, durch die seine Frau hinausgegangen war, und rief: „Mari, komm herein!"

Sie kam nach kurzer Zeit ohne das Kind. Er sagte: „Wo ist die Magd, gib ihr die Kinder hinaus, ich hab' allein mit dir zu reden."

Sie gehorchte wortlos.

Während er allein im Zimmer war, sah er sich noch einmal genau in dem altvertrauten Raume um. Hier hatten seit Generationen die Finkes in Ehren gelebt — und nun?

Da hingen am Türhaken noch die Kleider eines fremden Mannes, der seine Stelle eingenommen hatte. Er griff danach und warf sie zur Tür hinaus. Er ging zum Fenster und starrte auf die Gasse und auf die erhellten Fenster der Nachbarhäuser. Dann schritt er in der großen Stube auf und ab und wartete auf die Frau. Er musterte die Gegenstände, die alten Möbel, die teilweise noch von seinen Großeltern stammten. Neben dem Ofen stand das mächtige Himmelbett mit den blauen Gardinen — dort neben dem Fenster der Tresor und dort an der Wand das Spinett, das schon lange nicht mehr seiner eigentlichen Bestimmung entsprochen hatte. Schon seine Mutter hatte Milchtöpfe darauf gestellt, und das Wirtschaftsbuch lag darauf — daneben stand das Tintenfaß. Dort in dem Backenstuhl neben dem Ofen hatte sein Vater oder der Ohm gesessen, und dann erzählten sie von der großen Retirade. Wie hatte er sich das ausgemalt, wenn er jetzt darin sitzen würde, die Frau am Fenster, die Kinder auf seinen Knien, und dann wollte er ihnen erzählen

all das Große und Schaurige, das Erhabene und das Elende, was er im Kriege gesehen. Das war nun gewaltig anders geworden — ganz anders. Er hörte seine Frau in der Küche mit der Magd reden, hörte Töpfe rücken und die Kinder leise weinen. Endlich kam sie. An der Tür blieb sie furchtsam stehen. Er zuckte die Achseln. Dann sagte er bitter und verächtlich: „Komm näher, ich vergreif' mich nit an dir. Dich pack' ich mein Lebtag nit mehr an, nit im Guten, nit im Bösen, nur Rechenschaft fordere ich — was soll die Wirtschaft hier, was für Rechte hat der Kerl an dich?"

Die Frau schwieg erst und krampfte ihre Hände ineinander, dann sagte sie mit halb erstickter Stimme: „Ich hab' drei Jahre auf dich gewartet — dann sagten alle, du seist tut — der Jakob Dille hat's mir geschworen, daß er dich tut gesehen hätte. Das Alleinsein — ging nit — so kam's."

„Was kam? Nit vier Jahr konntest du treu sein — nit vier kurze Jahr! Und den Kinnern konntest du das Anwesen nit erhalten — red' kein Wort, so wie die Wies' da am Wald ausschaut, wird das andere aussehen — und hier die Stub' — und du — alles verdorben — Schmutz — nix mehr blank wie ehemals — Am besten wär's, ich jagte dich hinter dem Kerl drein —"

„Tu's," sagte Mari trotzig, „tu's! Mir ist das Dasein nix wert. Was soll ich auf dieser Welt, in der ich mich doch nit mehr zurechtfinden kann! Wem gehöre ich zu — weiß ich's denn! Ich saß da nit Fisch, nit Fleisch, deine Kameraden sagten: ‚er ist tut' — nun bist du doch noch da — warum läßt Gott so was zu? Warum — och, och! — Unn ich geh', wenn du's willst —"

„Bleib'," sagte er dumpf.

Sie wollte sich ihm an den Hals werfen. Er wehrte mit beiden Händen ab und sagte: „Nie mehr — laß das."

* *
*

Noch am selben Abend erfuhr jedermann im Städtchen, daß Jakob Finke wieder da sei. Das gab ein Hin- und Herreden: bis an den hellen Morgen saßen die Männer in den Wirtshäusern beieinander. Und am anderen Morgen standen die Frauen auf dem Markte und auf der Straße zusammen und die Mägde an den Brunnen. Was sollte nun werden? Keiner wußte Rat. Als Jakob am anderen Morgen einen Rundgang durch Stall und Scheunen unternahm, da sah er, was fremde Hände in seinem Eigentum verwüstet hatten. Als ihm Nachbar Vaupel die Hand zum Willkomm über den Zaun hinreichte, verlegen und niedergeschlagen, als ob er selbst mit Schuld habe an dieser trostlosen Geschichte, rief Jakob: „Ja, Vetter, was bleibt mir nun noch? Nix als ein Strick oder eine Kugel!"

Vaupel strich sich sein bartloses Kinn und sagte: „Die Arbeit für deine Kinner — die Arbeit an Haus und Hof, damit es widder in stand kommt!"

„Und Mari?" rief Jakob.

„Entweder du gibst ihr einen Scheidebrief, oder du verzeihst ihr!"

Da schüttelte Jakob finster den Kopf: „Zum Verzeihen gehört vergessen können — und das kann ich nit — nie nit. Und wenn ich ihr einen Scheidebrief gebe, so treib' ich sie einem Lump nach — und was wird aus meinen Kinnern?"

Der alte Vaupel seufzte: „Mein Lebtag habe ich so eine zwiespältige Geschichte nit erlebt. Geh' zum Pfarrer, wozu ist er da, am End' weiß er was."

Am Nachmittag ging Finke durch die Stadt, um sich beim Bürgermeister zu melden. Er ging mit zusammengekniffenen Lippen, und wenn ihm seine Nachbarn und Freunde die Hand drückten, so sah er sie mit heimlichem Vorwurf an, als wollte er sagen: Gab's keinen unter euch, der da warnen mochte und raten? Sie schüttelten ihm wohl die Hand und meinten: „Gut, daß du endlich wieder an Ort und Stelle bist, das Haus braucht einen Herrn"; und er hätte doch so viel lieber die Worte gehört: Was gibt die Mari an? Ist sie nit voller Glück — gelle, sie ist ein brav' Weib? Nun hast du einen Stolz, wie sie alles in Ordnung hielt!

Aber das bekam er nicht zu hören! Was halfen die trüben Gedanken! Wer sollte ihm überhaupt helfen? Als er Abends heimkam, war der Tisch gedeckt, doch nur für ihn und die Kinder. Mari ließ sich kaum blicken. Die Stube war frisch gescheuert und beinahe wieder im Zustand der früheren

Ordnung. Er sah es, aber es freute ihn kaum. Die Kinder kamen herbei. Er versuchte es, seinen alten Platz am Tisch einzunehmen und ihnen das Essen aufzufüllen, das die Magd hereinbrachte. Aber er schob den Teller nach dem ersten Löffel voll Suppe zurück und sprang auf. Es war ihm nicht möglich, so ruhig dazusitzen. Er sah hinaus auf die Gasse und fluchte seiner Schwachheit. Warum jagte er das leichtsinnige Weib nicht hinaus! Saß sie auch nicht mit an seinem Tisch, so teilte sie doch sein Haus mit ihm und die Liebe seiner Kinder — ach, es war zum Wahnsinnigwerden.

Er rief die Magd herein, damit sie den Kindern das Essen gäbe. Er zog seinen guten Rock an und begab sich auf den Weg zum Pfarrer. Irgend einen Rat oder einen Ausweg mußte es doch geben!

Eine kleine Weile zögerte er, ehe er die steinerne Treppe hinaufstieg, die zum Pfarrhaus führte. Dann raffte er sich auf und ging. Als er die schwere eichene Tür öffnete und dadurch die Glocke, die den Gast meldete, zum Tönen brachte, traten ihm Tränen in die Augen. Das war derselbe alte Ton, den er so gut kannte, den er immer nur in feierlichen Momenten seines Lebens hatte erklingen hören: als er sich zur Kinderlehre meldete, als er den Tod seiner Eltern anzeigte, als er seine Trauung und später die Taufen seiner Kinder bestellte. Auch dann, wenn er zu Beichte und Abendmahl gehen wollte. Er kannte diesen langanhaltenden, hellen, geschäftigen Ton der Schelle so genau! Und da war auch noch derselbe Geruch nach Äpfeln und frischem Brot, der aus dem Keller kam, dessen offene Tür gleich links neben der Haustür lag. Und die hell gescheuerten Sandsteine des Hausehren waren noch gerade so sauber und symmetrisch mit weißem Sand bestreut wie vor Jahren. Man sah, wie Jungfer Christel geworfen hatte, so als ob eine säet, in wohlgeschwungenen Bogen. Er brauchte nicht lange zu warten. Kaum daß die Schelle zu tönen anfing, so erschien Jungfer Christel in der Stubentür und führte ihn nach herzlichem, wenn auch etwas verlegenem Willkomm hinauf zu ihrem Bruder. Nun stand er vor dem Alten. Das heißt, er stand in einem Zimmer, das an allen Wänden mit hohen Büchergestellen besetzt war und das ein undurchdringlicher Tabaksqualm anfüllte. Die Lampe erschien in diesem Nebelmeer wie ein kleines rotes Notsignal. Sie stand auf dem Tisch vor dem Sofa. Von dem erhob sich Pfarrer Radloff und versuchte mit einigen Handbewegungen den Dampf zu verscheuchen. Er kam rasch auf Jakob zu, als er ihn erkannte, und reichte ihm die Hand hin. Sein langer grauer Schlafrock und sein Sammetmützchen hatten sich in den vier Jahren nicht sichtbar verändert, das Haar war schon damals, als Jakob auszog, in weißen Locken fast bis auf seine Schultern gefallen. Das war ein altvertrauter Anblick, der Mann und seine Umgebung. Heiß stieg es dem Jakob in die Augen, als jetzt seine Hand die des Alten mit festem Druck umschloß. „Willkommen, willkommen, mein tapferer Jakob Finke, hörte schon von deiner Heimkehr und dachte wohl, daß du kommen würdest!"

„Och, och, Herr Pfarrer — die Heimkehr —" stöhnte der starke Mann und hielt den Rücken der freien Hand vor die Augen.

Jener sagte nichts, sondern paffte ein paar lange Züge aus seiner Pfeife. Er schob dem Gast einen Stuhl zum Tisch und lud ihn zum Niedersitzen ein. „Du bist also wieder da, mein Sohn, und du fandest dein Haus und dein Weib und dein Land in einer Verfassung, als ob du bereits aus dem Leben geschieden wärest. Selten blüht so etwas einem Manne. Ich will dich nicht fragen, warum gabst du keine Kunde — ich kenne das Kriegsleben, du wirst es nicht gekonnt haben. Das ist auch eine Sache für sich. Man soll sich an die Tatsachen halten. Was ist nun jetzt zu tun in diesen Wirrnissen!? Die Mari — ach, die Mari, sie gehört zu den schwachen Naturen, die immer eine Lehne brauchen. Sie sind immer genau wie ihr Wanderkamerad, mit dem sie just zusammen eine Wegstrecke zurücklegen. So lange du neben ihr standest, war alles gut — nun war sie so allein und jung und wild. Gut, daß du wenigstens jetzt kamst, wer weiß, was aus dem Hof in einem Jahr gemacht worden wäre ohne dich."

Da fuhr Jakob ungeduldig auf: „O, o, Herr Pfarrer! Allen Respekt! Aber das ist stark! Ich soll Gott am End' noch dan-

ken, daß es nicht noch schlimmer geworden ist? Was konnt' denn überhaupt noch schlimmer werden? Mein Weib untreu — mein Anwesen wüst! Die Wirtschaft kann einer wieder hochbringen, aber das andere? Wer schafft mir mein Weib wieder rein? Keiner! Kein Mensch, kein Gott."

„Kein Mensch und kein Gott," wiederholte Radloff. „Also schicke dich darein."

„Ich kann das nit und will's nit! Aber die ganze Gemeine klag' ich an und Euch, daß Ihr so etwas geduldet habt!"

„Das hab' ich mir wohl gedacht," antwortete Radloff. „Und auf den Vorwurf war ich ganz vorbereitet. Nun klag' nur noch Gott den Herrn an, dann hast du alles getan, was die Menschen gemeinhin tun, wenn sie im Unglück sitzen."

„Auch noch Spott obendrein — das hätt' ich nit erwartet, Hochwürden!"

„Kein Spott, mein Sohn," rief der Alte, „kein Spott. Ich konstatier' eine Tatsache und möchte dir noch des weiteren zurufen: Hast im Feld eine gute Klinge geschlagen und willst nun verzagen? Auch einen Rat will ich dir geben, den einzigen, den ich weiß: Laß einmal die Dinge gehen, wie sie gehen — mürb' dich nicht ab mit Klagen und Fragen über das ‚Warum', sondern fange an, das dem Menschen Mögliche auszubessern in deinem Haus, in deinem Garten, auf deinem Acker. Vielleicht wachsen dir dabei Kräfte, das andere zu ertragen."

„Und die Mari?"

„Kümmere dich nicht um sie, laß sie einmal zu sich selbst kommen. Sie ist mehr schwach als schlecht."

„Und das Kind?"

„Das überlaß ich deinem guten Herzen."

„Und was werden die Leut' sagen? Werden sie mich nit einen feigen Hund und einen schlappen Kerl nennen?"

„Die Leut' werden dies und jenes reden. Sie werden zum Schluß aber doch ein gerechtes Urteil finden. Sie haben trotz alledem einen feinen Instinkt für das Gute, sonst bestünde die Welt nicht mehr."

„Ach, Hochwürden, warum kam ich doch zu Euch — ich meinte, Ihr solltet mir helfen. Ich dachte, wie ich so herschritt: Da steht einer auf einem Postament, der binden und lösen kann."

„Binden und lösen! Ach, Jakob, meinst du, wenn du heut' ein Messer nehmen würdest und alle äußeren Bande zerschnittest, du wärest nun frei von der Mari — ganz frei? Nicht einmal ihre Leichtsinnstat hat sie ganz von dir getrennt — sonst stündest du nicht so verzweifelt vor mir. Wenn du dich mit Welt und Menschen zurechtfinden willst, dann braue eine Salbe aus Geduld, Barmherzigkeit und dem Kräutlein ‚Richte nicht'. Wenn du damit dein Fell salbst, dann bist du gefeit gegen alles. Kannst sogar fröhlich in deiner Arbeit sein."

Jakob stand auf. Ein müder Zug lag auf seinem Gesicht. „Ich will's versuchen, aber ich glaub' nit recht an diese Salbe."

Er ging noch langsamer heim, als er gekommen war. Der Mond schien und spiegelte sich in dem Bach, der vor dem Pfarrhaus vorbeifloß, und in den großen Kirchenfenstern. Er goß ein mildes Licht über die Linden auf dem Kirchhof und liebkoste mit seinen sanften Strahlen die alten Giebelhäuser, die den Kirchhof umgaben. Kein Lüftchen ging in dieser friedlichen Sommernacht. Die meisten fleißigen Ackerbürger lagen schon lange zu Bett, nur hier und da saß man noch bei einem Glas Bier und besprach wohl das große Ereignis des Tages, Jakob Finkes Heimkehr. Als Jakob an den niedrigen Fenstern des „Goldenen Löwen" vorbeiging und dann am „Schwan" und die eifrigen Reden und die lebhaften Gebärden der wenigen Gäste hörte und sah, da packte ihn wieder ein wahres Wutfieber. „Allenthalben bemitleiden sie dich, überall bereden sie dein Schicksal." Und sein verwundeter Stolz rief: „Mach' doch ein Ende — ist denn das Sterben eine so große Sache? Hast du nicht hundertmal dem Tod ins Auge gesehen?"

Das Sterben, das Sterben! Warum wollte er sterben? Waren diese Menschen, die Mari und ihr Liebster, wert, daß er aus der Welt ging, und wenn er ging, was wurde dann aus seinen Kindern und seinem Erbe? Sollte er fortgehen und eine Wüstenei hinterlassen?

Daß er nicht feige war, wußte jedermann. Er lächelte jetzt, denn er dachte an seine brave Reitertat bei Mars la Tour, und er dachte an manchen Ansturm — er immer voran.

„Starben den Heldentod für ihr Vaterland.“ Ja, das war etwas anderes als jetzt einen Strick nehmen oder eine Kugel! ...

Er richtete sich auf — ne, nit sterben! Gewiß nit! Leben wollte er und arbeiten, so lange bis er die Sache wieder auf der alten Höhe hatte. Er war, ohne es recht zu wissen, auf den Johannesberg hinaufgegangen und stand jetzt unter der jungen Linde, die er einst selbst mit gepflanzt hatte und dazu gesungen: „Eine feste Burg.“ Er dachte an das alles, auch an die glücklichen Tage seiner ersten Liebe, und er weinte.

Das große Herzeleid schüttelte ihn, und er schämte sich dieser Tränen nicht, wenn er auch wohltätig empfand, daß es dunkel und einsam um ihn her war. Lange saß er hier noch, nachdem er längst seine Tränen getrocknet hatte, und sah sich seine mondbeglänzte Heimat an, und da wuchs etwas in ihm, und eine Kraft wurde in ihm geboren, die sein ganzes späteres Leben ausfüllte. Das war diese tiefe, echte, unauslöschliche Heimatliebe, die ihn stets beseelte und die nun der einzige Mittelpunkt seines Daseins werden sollte. Das wollte er fortan tun: Arbeiten zum Wohl der Heimat! Eine Zärtlichkeit überkam den einsamen Mann, eine heiße Liebe, und er tat still ein wortloses Gelübde. —

Was soll ich noch von Jakob Finke erzählen? Er ging hinab in sein Haus und fing an auszubessern und zu bauen, und er war einer von denen, die nicht nur Quecken ausreißen, sondern die auch Blumen pflanzen. Er nahm seine Kinder bei der Hand und erzählte ihnen vom Krieg und von seinen Wanderfahrten. Er zimmerte die zerbrochene Gartenbank und ölte das pfeifende Rad am Wagen. Er gab manchen weisen Rat in der Gemeinde und gehörte zu denen, die Sonntags in der Kirche das Hauptlied stehend sangen. Jetzt ist diese Sorte Menschen fast ausgestorben.

Und die Mari? Sie hat seinem Tun wortlos und erstaunt zugesehen. Erst lag eine Art von bleiernem Trotz auf ihr, dann kam eine fieberhafte Arbeitslust über sie. Das Kind hatte sie zu anderen Leuten getan. Eines Tages — es war an einem Sonntag —, da rief Jakob sie herein und sagte ihr kurz und bestimmt, sie solle das Kind zurückholen, sie vergeude zuviel Zeit auf den Wegen, wenn sie an dem Kinde ihre Mutterpflicht tun wolle. Sie holte es und tat erst alles, daß es ihm so wenig wie möglich unter die Augen kam. Aber es war, wie es mit dem wilden Hopfen ist, der sich zuweilen an einem Weinspalier ansiedelt. Der schlingt sich zwischen den Reben durch, und wenn auch manchmal etwas von seinem bitteren Blütenstaub auf die Beeren fällt — man mag ihn nicht ausreißen — man freut sich seiner, wenn man auch nicht weiß warum. So ging's mit dem Kind. Als der Junge zum erstenmal dem Jakob zwischen die Knie lief, da hat er, vielleicht ganz in Gedanken, seine Hand liebkosend auf den Flachskopf gelegt. Seit diesem Tag hat Mari ihre Achtsamkeit für alles, was Jakob am Herzen lag, noch verdoppelt. Die Leute haben wohl über diese Geschichten manches unnütze Wort geredet. Sie haben den Kopf geschüttelt, und als die „Guten“ sagten, „der Jakob konnte gar nit anders handeln,“ da stießen sie in dasselbe Horn. Die Kinder haben von alledem wenig gemerkt. Das fremde Kind war für sie wie alle Kinder, die sie kannten, und wie sie selbst aus dem Frau Holleteich gekommen — hier zeigte sich die Nützlichkeit gewisser Symbole. Und der, der an jenem Abend hinausflog?

An einem sonnigen Februarmorgen, als Jakob in die Hauptstadt gefahren war in Geldangelegenheiten — zwölf Jahre nach seiner Heimkehr —, saß Mari allein in der großen Stube, die Kinder waren in die Schule gegangen. Da trat ein Mann ins Zimmer. Mari fuhr entsetzt auf. Sie erkannte ihn, wenn er auch gebräunt und verwildert aussah.

„Schweig still, Mari,“ sagte er, „hab' kein Angst, ich will nix und ich brauch nix — nit einmal die Vergebung deines Mannes! Ich wollte dir nur sagen, was ich anfing und was aus mir geworden ist, und dem Kind was Gutes tun.“ Dann hat er ihr erzählt, daß er ausgewandert war und Kriegsdienste in Japan angenommen hatte. Er war ein Mann geworden in mehr als einer heißen Schlacht. Jetzt lebte er in Amerika, war lange verheiratet und nur gekommen, um nach dem Kind zu sehen. „Wenn's dir ein Hindernis ist, so nehm' ich's mit.“

„Es ist im Haus wie die anderen auch," sagte Mari, „ich kann's dir nit geben, es sagt Vadder wie die anderen."

Der fremde Mann hob trotzig seinen Kopf. „Ich hab' mit dem Jakob ein Wort zu reden."

Und Mari brachte ihn nicht davon ab.

Am anderen Tage faßte sie sich ein Herz und erzählte Jakob Finke, wer gestern gekommen sei.

Da wurde Jakob bleich wie Kalk und biß die Lippen fest aufeinander, ließ seine Faust schwer auf den Tisch fallen, an dem er saß. Und Mari kam langsam auf ihn zu und legte zum erstenmal bittend ihre verarbeitete Hand auf seine Schulter und sagte: „Jakob, vergib uns; sprich nur einen einzigen Ton."

Aber Jakob schwieg und schüttelte ihre Hand ab und ging hinaus. Er ging durch alle Ställe und durch den Garten, und dann stieg er auf den Boden und stand lange an der runden Luke und schaute hinaus auf die beschneite Welt und hinauf nach dem Himmel. Ruhelos ging er im Haus umher, und beim Mittagsbrot sah er auf die drei Kinder, die friedlich und ahnungslos beieinander saßen. Da fiel auch sein Blick auf die Gefährtin seines Lebens. Ihr Gesicht war bleicher als sonst, und ihr volles Haar war grau, ob sie schon den Jahren nach noch nicht alt war. In all der Zeit hatte er sie kaum jemals genau betrachtet — kaum etwas anderes mit ihr gesprochen als das Nötigste, als das, was zur Verständigung über Wirtschaftsangelegenheit notwendig war.

Was sollte er tun? Mit dem Fremden reden, der seinen Frieden zerstört und sein Glück getrübt hatte?

Die drei Kinder lachten und neckten sich, und ihm brach fast das Herz. Als die Kinder fort waren — hinaus auf die Eisbahn —, rief er die Frau herein.

„Mari," sagte er, „ich kann ihn nit sehn — ich verlange, daß er den Jungen hier läßt, ich kann mich von dem Jungen nit trennen, der mir mein Herzblut gekostet hat."

Mari sah den Mann fassungslos an — sie wollte etwas sagen, aber Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie sank wie gebrochen auf den Stuhl neben der Tür. Da legte Jakob zum erstenmal seit seiner Heimkehr seine Hand auf ihren Kopf und sagte: „Mari, heul' nit, ich trag' dir nix mehr nach. Wie sollt' ich den Jungen fortgeben, der mit uns verwachsen ist wie ein Mistelzweig mit der Eiche, und warum soll ich mit dem Mann rechten, der an meinen Tod glaubte, als —"

„O," rief Mari, „deine Güte ist schlimmer als harte Worte! Ich weiß nit, ich bin so ein armes, haltloses Frauenzimmer — ich weiß nun genau, was ich ohne dich geworden wäre, und daß ich nur in deinem Schatten gedeihen kann. Heute aber bin ich eine andere als damals, und wenn du heute von mir gehst, so ist ein Verlaß auf mich!"

Am folgenden Sonntag stand Jakob wieder gegen Abend in Pfarrer Radloffs Studierstube. Es war sehr warm in dem niedrigen Zimmer, und zu dem Pfeifenrauch gesellte sich der liebliche Geruch von Bratäpfeln, die in der Ofenröhre prutzelten.

„Ich war gestern auf dem Amt — ich will den Fritz adoptieren," sagte Jakob mit stockender Stimme.

Radloff nickte vor sich hin und schob sein Käppchen aufs Ohr und wieder in die Mitte und tat einen langen Zug aus seiner Pfeife und fragte: „Und die Mari?"

Da schwieg Jakob und fuhr sich mit der Hand über sein dichtes Haar und sagte, während ein helles Rot in sein Gesicht stieg: „Die Salbe, Hochwürden, hat geholfen. Und noch mehr, Herr — Ihr habt recht, uns konnte nix scheiden, nit einmal die Schande. Ich denke, wir werden zusammen arbeiten, bis uns der Tod scheidet."

Da lächelte der alte Radloff, aber er blies eine so dicke Rauchwolke vor sich hin, daß Jakob nichts davon sah, und sagte sehr ernst: „Die Geduld ist eine viel schwerere Tugend als die Tapferkeit — wer das ausprobiert, der ist tüchtig zum Leben."

Jakob und Mari waren stille Leute, aber ihre Blicke begegneten sich manchmal in hellem Glück, wenn sie auf ihre drei Kinder sahen, die in Eintracht und Gesundheit heranwuchsen. Und sie meinten, das sei Glücks genug.

Körperliche und geistige Erholung

Gedanken über ihr Wesen und ihre Reform

Von

Hans Haenel

Kultur des Körpers" heißt eines der Losungsworte, mit Hilfe deren man von vielen Seiten die kranke Zeit heute zu heilen versucht. Daß hierin ein mächtiges Heilmittel gegen Gebrechen und Mißstände aller Art zu finden ist, darüber wird wohl kaum noch eine Meinungsverschiedenheit herrschen. Und nicht nur auf dem theoretischen Wege der Erkenntnis, auch auf dem praktischen der Umsetzung des für richtig Erkannten in die Tat sind Fortschritte gemacht worden. Daß der Sport in jeder Form bei uns von Jahr zu Jahr an Boden gewinnt, ist eine unbestreitbare Tatsache; wer ein wenig auf diese Dinge aufmerkt, kann fast überall ein steigendes Interesse für Turnfeste, Wanderfahrten, Regatten u. a. feststellen. Die Volksbildungs- und Volkswohlvereine legen neben der geistigen mehr und mehr Wert auch auf eine körperliche Ausbildung ihrer Mitglieder, die „Jugendwehren" streben nach gleichen Zielen, und an verschiedenen Universitäten macht sich bei Lehrern und Hörern ein wachsendes Interesse hierfür bemerkbar. In hervorragender Weise ist der „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland" bestrebt, von seinem Sitze in Görlitz aus zur Verbreitung und Betätigung des Wahlspruches: „Kultur des Körpers" zu wirken. Das von ihm herausgegebene Jahrbuch erscheint berufen, in dieser Bewegung ein Faktor von steigender Bedeutung zu werden.

Einen Punkt gibt es indessen, der bisher bei diesen Bestrebungen noch nicht gebührend berücksichtigt worden zu sein scheint; und deshalb, glaube ich, verdient gerade er es, einmal einer gesonderten Betrachtung unterzogen zu werden. Das, was unserem Volke und unserer Jugend heutzutage vor allem not tut, ist eine Reform der Erholung. Das Schlagwort der Überbürdung ist uns nicht nur in Anwendung auf das höhere Schulwesen geläufig geworden, es kann ohne weiteres auf einen großen Teil des Erwerbslebens überhaupt übertragen werden. Kaum daß die schon vom alttestamentlichen Gesetzgeber so weise festgesetzten Pausen am siebenten Tage noch beobachtet werden; die große Mehrzahl der Berufstreibenden glaubt schon Wunder was für ihre Gesundheit getan zu haben, wenn sie nach elf Monaten rastloser Tätigkeit, die an den vorhandenen Kraftvorräten schonungslosen Raubbau treibt, in einmonatiger verhältnismäßiger Ruhe eine Ergänzung dieser Vorräte sucht. Es fehlt aber auch nicht an solchen, die eine solche Erholung erst nach mehreren Jahren nötig zu haben glauben und die sich dabei noch über die fortschreitende Abnahme ihrer Leistungsfähigkeit wundern. Doch nicht nur in Bezug auf solche größeren Unterbrechungen, auch im Laufe jedes einzelnen Tages wird unendlich viel gesündigt. Wie wenige haben eine Vorstellung von dem, was zu ihrer Erholung vonnöten ist! Der eine sucht sie im Café bei den Zeitungen, der andere am Biertisch im Verkehr mit Fachgenossen, beim Skatspiel, wenn es hoch kommt, in einem Kegelklub, ferner in Konzerten, Vergnügungen, auf Bällen, an allen Stellen, nur nicht an solchen, die einer Prüfung auf ihre Eignung für den bezeichneten

Zweck standhalten können. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, sich einmal kurz vor Augen zu führen, wie es im Grunde um die Begriffe der Ermüdung, Erschöpfung, Erholung steht und was die heutige Wissenschaft von diesen Dingen zu sagen weiß.

Die beiden Disziplinen, die uns hierüber einigen Aufschluß zu geben vermögen, sind die Physiologie und die Psychologie. Die Physiologie zählt schon seit jeher zu den „exakten" Wissenschaften, das Experiment ist ihre eigentliche Domäne; die Psychologie ist von den Naturwissenschaftlern lange als Stiefkind behandelt worden, dem das Odium des Metaphysischen, müßig Spekulativen, Unpraktischen anhaftete. Erst seit den letzten Jahren, höchstens Jahrzehnten, hat sie sich einen Platz und eine gewisse Gleichberechtigung in der Reihe der Naturwissenschaften zu verschaffen gewußt, und zwar geschah das in dem Augenblick, wo auch sie sich der experimentellen Methoden zu bedienen lernte. Heute liegt die Sache so, daß wir uns zur Beantwortung der gestellten Fragen an beide Disziplinen gleichzeitig wenden können und sogar müssen.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch werden die drei Worte **Müdigkeit**, **Ermüdung** und **Erschöpfung** ziemlich gleichbedeutend gebraucht für einen Zustand von bestimmten Unlustgefühlen, die zu einer Ausgleichung durch entsprechende Gegenmaßregeln, meist durch Ruhe, drängen. Höchstens werden quantitative Unterschiede zwischen den dreien festgestellt, indem die Müdigkeit als der leichteste, die Erschöpfung als der schwerste Grad der Ermüdung bezeichnet wird. Eine genauere Betrachtung lehrt aber bald, daß die Verhältnisse hierbei wohl noch etwas verwickelter liegen. Wenn jemand den Tag zehn Stunden anstrengend gearbeitet hat, so hat er gewiß allen Anlaß, ermüdet zu sein; wir sehen aber alle Tage, daß er in direktem Anschluß an die Arbeit noch sechs bis acht Stunden tanzen und unter Umständen dann noch seinen Schatz einen stundenlangen Weg nach Hause begleiten kann, ohne während der ganzen Zeit etwas von Müdigkeit zu spüren. Andererseits sehen wir, daß am Sonntagmorgen bei einer langweiligen Predigt die Leute vor Müdigkeit einschlafen, wobei sie doch gewiß keine anstrengende Arbeit geleistet haben. Ferner ist bekannt, daß der stärkste Athlet seinen eigenen Arm keine Viertelstunde lang wagerecht in die Luft zu halten vermag, sondern daß diese anscheinend so einfache Arbeit schon erheblich früher zu einer völligen Erschöpfung, ja vorübergehenden Lähmung der betreffenden Muskeln führt. Es müssen da also wohl noch andere Verhältnisse im Spiele sein.

Wenden wir uns erst einmal an die Experimentalphysiologie um Auskunft. Es mag gestattet sein, da kurz auf einige Versuche an Fröschen hinzuweisen, die Professor Verworn in Jena unlängst angestellt hat. Er ersetzte zuerst das Blut im Gefäßsystem eines Frosches durch entgaste Kochsalzlösung, deren Circulation er in der Hand hatte. Darauf reizte er das Rückenmark so lange, bis es erschöpft war, d. h. bis bei weiterer Reizung keine Muskelzuckung in den Hinterbeinen mehr zu erzielen war. Ließ er nun die indifferente Kochsalzlösung circulieren, so kehrte nach kurzer Zeit die erloschene Erregbarkeit zurück. Dies gelang ein paarmal, dann trat aber bei Fortdauer der Reizung von neuem eine Lähmung ein, die jetzt erst wieder schwand, und zwar auf Stunden, wenn der Experimentator außer der indifferenten Lösung auch Sauerstoff in die Gefäßbahn brachte. Eine fast unbegrenzt lange Erregbarkeit erhielt er, wenn er statt jener Sauerstofflösung Blut circulieren ließ. Dieser Versuch lehrt, daß zum mindesten zwei wesentlich voneinander verschiedene Vorgänge bei der Ermüdung sich abspielen: der erste ist hervorgerufen durch den lähmenden Einfluß von giftigen Stoffwechselprodukten, die bei der Tätigkeit von Nerv und Muskel sich bilden und die durch einfaches Ausspülen beseitigt werden können. Der zweite ist die Folge eines Mangels an Ersatzmaterial, und zwar, wie der Versuch zeigt, vor allen Dingen einer Erschöpfung des Sauerstoffvorrates der Gewebe. Für die dauernde Erhaltung der Erregbarkeit sind dann natürlich außer dem Sauerstoff auch noch andere Stoffe nötig, eben die, die im Blute enthalten sind. Es ist zweckmäßig, diese beiden Momente, die jedes auf seine Weise eine Verminderung der Leistungsfähigkeit bedingen, auch sprachlich zu trennen und das erstere, die Vergiftung durch Stoffwechselprodukte, als Er-

müdung, das letztere, den wirklichen Verbrauch, als Erschöpfung zu bezeichnen. Die beiden gehen natürlich nicht, wie es im Versuche scheint, hintereinander her, sondern spielen sich gleichzeitig nebeneinander vom ersten Beginn der Tätigkeit an ab.

Es ist nun verständlich, daß die Auswaschung jener giftigen Stoffe im allgemeinen rasch bewerkstelligt werden kann; ungleich langsamer vollzieht sich dagegen der wirkliche Ersatz der Kraftvorräte. Im Nervensystem des Menschen und der höheren Tiere ist während des Wachens der Verbrauch unter allen Umständen größer als der Ersatz, was daraus hervorgeht, daß auch bei völligem Nichtstun schon am Ende eines jeden Tages ein Zustand von Ermüdung erreicht wird, der nicht einmal mehr durch einfaches Ausruhen, sondern nur durch den Schlaf beseitigt werden kann.

Was wir unter Ermüdung und Erschöpfung verstanden wissen wollen, ist jetzt wohl klar; wie steht es nun aber mit dem dritten unserer Begriffe, mit der Müdigkeit? Bezeichnen die beiden anderen: Ermüdung und Erschöpfung, rein physiologische Zustände, die am überlebenden Froschmuskel ebenso studiert werden können wie am lebenden Menschen, so begeben wir uns mit dem Worte Müdigkeit auf das Gebiet der Psychologie. Die Müdigkeit ist das die Ermüdung für gewöhnlich begleitende Gefühl, das als eine Art Schutzvorrichtung, ähnlich dem Schmerze, angesehen werden kann und das uns veranlaßt, dem ermüdeten Teil Ruhe zu gönnen. Doch ist, wie die Erfahrung lehrt, die Ermüdung zwar die häufigste, aber nicht die einzige Quelle der Müdigkeit; diese führt vielmehr als psychologische Qualität auch eine bis zu einem gewissen Grade selbständige Existenz: sie tritt ein bei Langeweile, sie kann am Morgen nach der vollkommenen Ruhe im Schlafe der Nacht vorhanden sein, kann, wie das Hypnotisieren lehrt, auch durch bloße Vorstellungen hervorgerufen werden. In jedem Falle ist sie der seelische Zustand, der zum Eintritt des Schlafes notwendig ist; daß die Ermüdung und die Erschöpfung hierfür nicht maßgebend sind, lehren die schon erwähnten Beispiele, die übrigens aus der täglichen Erfahrung leicht vermehrt werden könnten, Beispiele, die zeigen, daß der Schlaf trotz Ermüdung ausbleiben oder trotz fehlender Ermüdung sich einstellen kann.

Im psychologischen Versuche sind die beiden in der Praxis oft verwechselten Zustände unschwer zu unterscheiden, indem bei der wirklichen Ermüdung durch fortgesetzte Tätigkeit die Arbeitsleistung rasch immer tiefer geschädigt wird, bei der Müdigkeit sich aber unter den gleichen Verhältnissen ein Anwachsen der Arbeitswerte erzielen läßt. Derartige Versuche sind besonders in dem Laboratorium von Kräpelin in Heidelberg zahlreich angestellt worden, und in dessen Schrift „Zur Hygiene der Arbeit", an die wir uns bei den vorliegenden Ausführungen zum Teil anlehnen, finden sich diese Verhältnisse sehr klar erörtert.

Das Gefühl der Müdigkeit kann durch andere, entgegengesetzt wirkende psychische Faktoren, wie Erregungen, starke Willensanstrengung, Ablenkung der Aufmerksamkeit, Ehrgeiz usw., vorübergehend und selbst längere Zeit unterdrückt werden; ein Ausgleich der wirklichen Ermüdung findet aber dadurch, wie aus dem physiologischen Versuch hervorgeht, nicht statt: eine Abnahme der Arbeitswerte ist durch Messung nachweisbar, auch wenn das Gefühl der Müdigkeit fehlt. Kommt es wirklich unter starker Willensanstrengung noch einmal zu einer tatsächlichen Steigerung der Arbeitsleistung, so ist diese nur ganz vorübergehend und hat einen um so schnelleren Abfall im Gefolge. Wird dieses Warnungssignal der Müdigkeit wiederholt und lange Zeit nicht beachtet, so ist ersichtlich, daß schließlich ein Arbeiten mit dauernder Unterbilanz zu stande kommt, das dann zu allgemeiner und nachhaltiger Erschöpfung führt und schließlich in der Neurasthenie in einen wirklichen Krankheitszustand übergeht.

Von großer Wichtigkeit für das uns hier beschäftigende Gebiet ist nun die Frage nach dem Verhältnis zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Psychologische Versuche haben hier gezeigt, daß die Beziehungen zwischen beiden Gebieten sehr eng sind: starke geistige Anstrengung setzt auch die Größe der Muskelleistung herab, umgekehrt hat längere und mühsame körperliche Arbeit ein deutliches Sinken auch der geistigen Leistungs-

fähigkeit zur Folge. Der durch die Erfahrung anscheinend so bewährte Satz von der erholenden Wirkung der Abwechselung ist also in diesem Sinne einzuschränken. In den meisten Fällen ist die Erholung nur eine scheinbare in dem oben ausgeführten Sinne, indem durch den Wechsel der Tätigkeit eine Anregung geschaffen wird, die über das Gefühl der Müdigkeit hinweghilft und davon ablenkt, ohne die Ermüdung wirklich zu beseitigen. Das Schutzgefühl der Müdigkeit ist eben kein so zwingendes wie der Schmerz, der uns nötigt, das gefährdete Glied zu seinem Besten stillzustellen; es kann eine Zeitlang mißachtet werden, ohne sich sofort zu rächen.

In noch geringerem Grade als bei dem Wechsel zwischen geistiger und körperlicher Arbeit ist ein solcher Ausgleich zu erzielen bei einem Wechsel, der sich nur auf verschiedene Arten geistiger oder körperlicher Tätigkeit beschränkt. Hier wird der scheinbare günstige Erfolg in noch höherem Maße im wesentlichen eine Wirkung der Anregung sein; das Experiment hat bewiesen, daß es eine Ermüdung und Erholung, die sich ausschließlich auf einzelne Teile oder Gebiete unseres körperlichen oder geistigen Lebens beschränkte, nicht gibt; jede längere Inanspruchnahme eines Teiles zieht die sämtlichen übrigen, wenn auch in verschieden hohem Grade, in Mitleidenschaft.

In der gepriesenen Abwechselung haben wir also nur ein unvollkommenes und, wie wir sehen, unter Umständen recht zweischneidiges Mittel der Erholung vor uns. Als gelegentliche Notbehelfe anderer Art zur Erzielung einer gesteigerten Leistung oder wenigstens des Gefühles einer solchen müssen wir hier noch kurz die künstlichen Stärkungsmittel und Arzneien erwähnen, denen man einen solchen Einfluß nachrühmt, als da sind Alkohol, Kaffee, Tee, Morphium, Tabak u. a. Alle diese sind nie im stande, Ersatz des Verbrauchten zu schaffen; sie werden aufgesucht wegen ihrer Eigenschaft, hemmende und unangenehme Vorstellungen und Gefühle zu unterdrücken und die Auslösung von Bewegungen zu erleichtern; wo, wie beim Kaffee und Tee, unter ihrer Einwirkung wirklich eine Steigerung der Muskelleistung erzielt wird, ist es noch nicht klar, ob nur eine bessere Ausnutzung oder vielmehr eine Verschwendung der vorhandenen Kräfte stattfindet, die nachher um so energischer die Ergänzung fordert. Damit sind diese künstlichen Mittel natürlich nicht unter allen Umständen zu verwerfen; unter besonderen Verhältnissen können sie sogar wichtige Dienste leisten: dem Ordonnanzpferde auf dem Schlachtfelde wird die Peitsche nützlicher sein als ein Sack Hafer. Doch in diesem Bilde ist auch die Grenze ihrer Wirksamkeit angedeutet.

Jedenfalls ist das natürlichste und daher weitaus wirksamste Kampfmittel gegen die schädlichen Folgen der Ermüdung die **Ruhe**. In der Ruhe sind alle Bedingungen erfüllt, die wir nach dem Ergebnis der obenerwähnten Versuche als Forderung aufstellen müssen: Es wird erstens der Stoffverbrauch und die Erzeugung der Stoffwechselprodukte eingeschränkt, es wird die Ausspülung und Beseitigung jener Zerfallsprodukte erleichtert und die Möglichkeit eines Ersatzes des Verbrauchten aus den Sauerstoff- und Nahrungsvorräten des Blutes geboten. Wir sehen einen Muskel, der soeben bis zu völliger Leistungsunfähigkeit angestrengt gewesen war, nach einer Ruhe von fünf bis zehn Minuten die Arbeit mit voller Kraft wiederaufnehmen. Beim Muskel geht dies verhältnismäßig geschwind, weil wir ihm in der Tat eine vollkommene Ruhe zu gewähren im stande sind. Bei geistiger Tätigkeit ist das jedoch nicht möglich; die wachsende Ermüdung schon bei völligem Nichtstun im Laufe jedes Tages zeigt, wie schon gesagt, daß wir auch dabei dauernd mehr ausgeben, als wir einnehmen. Zerstreuung und Ausruhen allein können also nicht vollkommenen Ausgleich der Ermüdung herbeiführen; dieses Ziel kann einzig und allein durch den Schlaf erreicht werden. Nur im Schlafe findet im Zentral-Nervensystem vollkommener Ersatz des Verbrauchten statt, — vorausgesetzt, daß das circulierende Blut durch genügende Nahrungszufuhr mit den nötigen Ersatzstoffen auch außer dem stets vorhandenen Sauerstoff versehen ist. Die rationelle Ernährung ist deshalb natürlich für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit ebenso wichtig wie die rationelle Pflege der Ruhe; sie bildet aber ein großes Kapitel für sich, auf das an die-

ser Stelle nicht näher eingegangen werden kann.

Ein wichtiges Gesetz, das uns auch die ein genaues Messen der Arbeitsleistungen erlaubende Experimentalpsychologie gelehrt hat, besteht darin, daß die gleiche Ruhepause mit zunehmender Ermüdung immer mehr an Erholungswirkung verliert; wenn sie das erste Mal zu einem fast vollständigen Ausgleich der Ermüdung führte, so wird sie das zweite Mal die Leistung nicht mehr zu der früheren Höhe zu steigern im stande sein, das dritte Mal bleibt die Leistung noch merklich mehr zurück, schließlich wird sie durch die das erste Mal so wirksame Pause überhaupt nicht mehr nennenswert verbessert. Die Nutzanwendung auf die praktische, körperliche wie geistige Tätigkeit liegt auf der Hand: die Pausen müssen fortschreitend an Länge zunehmen, oder auch die Arbeit muß qualitativ erleichtert werden; denn, worauf bisher noch nicht besonders hingewiesen ist: die Ermüdung verringert die Leistung natürlich nicht nur in ihrer Menge, sondern auch in ihrem Werte. Bei solchen Experimentalarbeiten, die auch eine Beurteilung und Messung der Qualität zulassen, zeigte sich sogar meist, daß diese eher als die Quantität Schaden erlitt, jedenfalls eher, als die Versuchsperson durch Empfindungen der Müdigkeit selbst etwas davon bemerkte.

Überschauen wir das Gesagte, so scheint daraus hervorzugehen, daß nicht sowohl Abwechselung, Zerstreuung, körperliche Anstrengung und Muskeltätigkeit unseren Arbeitern, in erster Linie unseren Kopfarbeitern und der lernenden Jugend, not tut als vielmehr Ruhe und Schlaf. Es könnte somit fast den Anschein haben, als ob alle Bestrebungen, die auf eine Förderung der Körperübung hinauslaufen, sich auf einem Holzwege befinden und eher Schaden als Nutzen stiften könnten. Dem ist aber bei genauerem Zuschauen doch nicht so. Wir haben bisher die Muskeltätigkeit nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, wie weit sie als Erholung von geistiger Anstrengung von Bedeutung ist. Selbstverständlich kommt ihr aber auch ein sehr wichtiger Selbstzweck zu, der in seiner Bedeutung nichts einzubüßen braucht, wenn auch einmal der andere oder Nebenzweck, die Erholung, nicht erreicht wird. Es kann unter manchen Verhältnissen sogar ganz erwünscht sein, die Ermüdung noch zu steigern und das Ruhebedürfnis dadurch stärker zur Geltung zu bringen, z. B. wenn es sich darum handelt, jemanden von unzweckmäßiger Verwendung seiner Nächte abzuhalten. Sobald es sich nicht darum handelt, nach der körperlichen Tätigkeit noch einmal zur geistigen zurückzukehren, fallen ja fast alle die obigen Schwierigkeiten weg. Der Selbstzweck, der bei der Pflege körperlicher Tüchtigkeit ins Auge gefaßt wird, liegt auf der Hand. Er wird immer noch am besten in der Devise: „Mens sana in corpore sano“ zusammengefaßt. Aber auch unter dem Gesichtspunkte der Erholung können noch einige Tatsachen herangezogen werden, die die soeben formulierte rein negative Anschauung zu modifizieren geeignet sind.

Die psychologische Experimentalforschung hat nämlich gelehrt, daß die Arbeitskurve außer durch die Ermüdung noch durch eine Reihe anderer Faktoren in ihrer Gestalt bestimmt wird. Der eine, sehr wesentliche, der der Ermüdung in fast gerader Linie entgegenarbeitet, ist die Übung. Sie ist ein nicht zu unterschätzender Kampfgenosse gegen die Ermüdung, indem sie bei ihrer Eigenschaft, dauernde Veränderungen in den arbeitenden Organen hervorzubringen, direkt eine Herabsetzung der Ermüdbarkeit im Gefolge hat. Für die uns interessierende Frage ist sie insofern von Bedeutung, als wir in ihr einen Einfluß erkennen, der die etwaigen nachteiligen Folgen der Muskeltätigkeit auf die geistige Leistungsfähigkeit zu vermindern im stande ist: der „geübte“ Schwimmer wird durch ein Flußbad viel weniger angegriffen als der nichtgeübte durch ein gleich langes oder selbst kürzeres. Und um daraus gleich die praktische Folgerung zu ziehen: wer von körperlichen Übungen Vorteil im besprochenen Sinne haben will, muß sie regelmäßig betreiben; bei nur gelegentlicher Ausübung wird er viel eher die ungünstigen als die günstigen Wirkungen erfahren.

Ein weiterer, schon kurz erwähnter und für die vorliegende Frage fast noch wichtigerer Faktor ist der als Anregung bezeichnete Einfluß. Auch er wirkt im gleichen Sinne wie die Übung, d. h. den Einflüssen der Ermüdung entgegen, und seine Wirksam-

keit ist in den Arbeitskurven oft in überraschender Weise erkennbar. Die Anregung ist es, die uns die interessantere, wenn auch vielleicht schwerere Arbeit leichter bewältigen läßt als die langweilige und leichte, und sie hat einen wichtigen Anteil an dem günstigen, wenn auch nicht nachhaltigen Einfluß, den der Wechsel der Tätigkeit auf die Leistungsfähigkeit ausübt. Gerade für die höheren und schwierigeren Aufgaben des Lebens spielt die Arbeitsfreudigkeit, die Stimmung, die wir ihnen entgegenbringen, die Lust daran die wichtigste Rolle, und diese wird nur dann auf die Dauer erhalten, wenn wir Abwechselung in unsere Tätigkeit bringen. Für die dauernde Erhaltung der geistigen Frische ist die Nebenbeschäftigung, Zerstreuung, das Vergnügen eine unentbehrliche Bedingung, und daß nichts so geeignet ist, das Gefühl der Frische und die Betätigungslust zu heben und zu nähren wie Körperbewegung im Freien, das ist eine Erfahrungstatsache so alt wie die Menschheit. In dieser Richtung liegt wohl die hauptsächlichste Bedeutung der Turn- und Rudervereine, der Jugendspiele u. a., soweit sie als Förderer der Geistesarbeit betrachtet werden; in dieser Beziehung wiegen sie dasjenige reichlich auf, was ihnen bei genauer physiologischer Betrachtung an wirklicher Erholungswirkung vielleicht abgeht.

Noch eine andere Folgerung mag aus dem Vorangehenden gezogen werden Ein Teil der heutigen Bewegung, besonders der eingangs erwähnte „Zentralausschuß", geht von einer sehr richtigen Erkenntnis aus, wenn er die Förderung der Jugend- und Volksspiele auf seine Fahne geschrieben hat. Es ist damit von vornherein alles ausgeschieden, was rein turnerische, athletische oder sportliche Ziele verfolgt. Die unvorteilhaften Folgen der Muskeltätigkeit auf die geistige Leistungsfähigkeit werden natürlich um so größer sein, je höhere Grade der Ermüdung die erstere selbst mit sich bringt. Wird eine Körperübung bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit getrieben, führt sie bis zu einer völligen Erschöpfung aller verfügbaren Hilfsmittel, so kann natürlich auch von einer anregenden Wirkung auf nachfolgende andersartige Beschäftigung nicht mehr die Rede sein; die Teilnehmer an einem Vierundzwanzigstundenrennen werden sich durch dieses schwerlich zu geistiger Tätigkeit gefördert fühlen. Das Bewegungsspiel dagegen erfüllt die Anforderungen, welche daran in arbeitsökonomischer Hinsicht gestellt werden können, in vollkommenstem Maße: Es enthält in sich Anregungen genug, um die rein körperhygienisch zu fordernde Leistungsgröße zu gewährleisten, es enthält andererseits genug Ruhemomente, um vor einer zu weit gehenden Erschöpfung zu bewahren, weiterhin aber auch genug psychische Elemente, die es davor bewahren, zu einer einseitigen Kultur der grob-mechanischen Muskelkraft zu werden. Eine wohltätige Dezentralisation der Lebenskraft im Körper, eine Verteilung auf den gesamten Organismus und dadurch Entlastung des Einzelorgans wird durch nichts so vollkommen wie durch das Bewegungsspiel im Freien erreicht. Diese Gesichtspunkte, wie sie bei der Schilderhebung der Volksspiele maßgebend gewesen sind, sollten auch die Richtschnur abgeben für ihren weiteren Ausbau und die Aufstellung neuer Einzelformen. Dann werden sie ihre Aufgabe, die harmonische Entwickelung des ganzen Organismus zu fördern, immer weiter erfüllen.

Erholung im Spiel wird derjenige stets finden, der es mit der richtigen Kenntnis von dem, was es leisten und nicht leisten, worin es schaden und worin nützen kann, betreibt. Als unmittelbare Vorbereitung für die Arbeit aber, sei diese körperlicher oder geistiger Art, wird die Abwechselung allein nie ausreichen; für diesen Zweck wird stets nur die Ruhe taugen.



Ralph Waldo Emerson
der Philosoph des sittlichen Idealismus

Von

A. von Hartmann

Zu den wenigen amerikanischen Schriftstellern, die schon früh in Deutschland Einfluß gewonnen haben, gehört der Freund Carlyles, Ralph Waldo Emerson, der einen so seltsamen Gegensatz gegen den Durchschnitt seiner Landsleute bildet, daß er vielleicht gerade deshalb so hoch geschätzt wird. Am 25. Mai 1903 waren es hundert Jahre, daß Amerika uns diesen vornehmen Denker geschenkt und damit einen kleinen Teil der Dankesschuld an das geistige Europa, in dem die Wurzeln seiner Kraft ruhen, abgetragen hat. Es wirkt fast verblüffend, in dem neuen Kontinent einen Mann auftreten zu sehen, der von Jugend an die liebevolle Beobachtung der Natur, die ruhige Betrachtung seelischer Zustände, das Aufsuchen der Schönheit in den mannigfachen Beziehungen der Menschen untereinander und zu der Natur, die Abkehr von der Hast des Werktages, die Betonung der Wesensverwandtschaft aller hoch denkenden Menschen an die Spitze seines Lebens stellt. Emerson predigt ebenso wie Carlyle, mit dem ihn die innigste Freundschaft und ein vierzig Jahre umfassender Briefwechsel ver-

band, einen sittlichen Idealismus seltener Art, der auf seine Landsleute so anspornend wirkte, daß sich eine Art Emersonschule bildete, deren Mitglieder sich Transcendentalisten nannten. In zwangloser Weise kamen eine Reihe gleichgesinnter, dem Dogmenzwang abholder, aber tief religiöser und literarisch hochstehender Männer, meistens frühere Geistliche, zusammen, um über die höchsten Fragen zu diskutieren. Emersons Erstlingsbuch „Natur" bringt die Gedanken dieses Kreises zum Ausdruck. Das von Margaret Fuller herausgegebene Journal „The Dial" war der Mittelpunkt dieser halb schöngeistigen, halb moralisierenden und philosophierenden Bestrebungen; es hielt sich aber nur vier Jahre, von 1840—44.

In Deutschland war kein geringerer als Herman Grimm schon früh bestrebt, Emerson bekannt zu machen, dessen Buch über die Natur ihn mächtig ergriffen hatte. Jetzt liegen eine ganze Reihe der Essays in guten Übersetzungen vor. Allerdings bedarf man der Muße, wenn man sich mit Genuß der Lektüre Emersons hingeben will. Der eilige Leser stößt sich an der Weitschweifigkeit des Redners, der die Goldkörner seiner Weisheit nicht klar und geordnet vor uns hinlegt, sondern sie achtlos verstreut und mit minderwertigem Metall und wunderbaren phantastischen Gebilden untermischt. Aber das Gold ist lauter und rein und belohnt die Mühe des Suchens. Es gibt keine erquickendere Ausfüllung der Muße als die Beschäftigung mit solchen Schriftstellern wie Emerson, die den Leser von vornherein in eine höhere Atmosphäre heben, in der sich leicht und frei atmen läßt, und aus der man seelische Gesundung mit in die Niederungen des täglichen Lebens zurückbringt.*

Emersons äußeres Leben ist so ruhig und gleichmäßig verlaufen, daß sich wenig darüber berichten läßt. Er war der Sohn eines in Boston lebenden Geistlichen, der in seiner Familie auf acht Generationen von Predigern zurückblicken konnte. So war es fast selbstverständlich, daß der junge Emerson nach dem frühen Tode des Vaters sich derselben Laufbahn zuwandte. Er studierte auf der Harvard-Universität Theologie und war auch einige Jahre in Boston Geistlicher, legte sein Amt aber nieder, weil er es mit seiner unitarischen Denkweise nicht vereinen konnte, das Abendmahl, durch das nach seiner Ansicht der Person Jesu zu große göttliche Wirkungen übertragen wurden, auszuteilen, und dem Gebet skeptisch gegenüberstand. Nach dem Tode seiner ersten Frau trat er im Jahre 1833 die erste Reise nach Europa an, wobei er die Freundschaft mit Carlyle schloß. In den Aufsätzen „English Traits" hat er seine Eindrücke über England und einige hervorragende Männer wie Landor, Carlyle, Coleridge und Wordsworth geschildert. Nach seiner Rückkehr siedelte er sich in Concord, einem kleinen Landstädtchen unweit Bostons, an, heiratete zum zweitenmal, nahm seine vortreffliche Mutter zu sich und lebte sehr glücklich in bescheidenem Wohlstand, den er sich durch Vorlesungen erwarb. 1873 war er mit seiner Tochter noch einmal in Europa und starb, hochverehrt von seinen Landsleuten, im Jahre 1882.

Emerson erkannte bald, daß seine Aufgabe darin lag, die sittliche Führung in seinen Kreisen zu übernehmen. Das hohe Amt des Priesters wurde von ihm auch in seiner bürgerlichen Lebensstellung ausgeübt. Er schreibt einmal an Carlyle, daß nach seiner Erfahrung die Rednertribüne in der modernen Welt ein besserer Platz sei, die Wahrheit zu verkünden, als die Kanzel. Alle seine Schriften sind in der ersten Fassung als Vorlesungen gehalten und auf die Macht des gesprochenen Wortes gebaut; man kann sie mit vollem Recht Laienpredigten nennen, denn sie tragen die Weihe eines nach dem Höchsten strebenden Geistes. Emerson gehört zu den Naturen, die viel in sich aufnehmen, und deren Eigenart weniger darin besteht, schöpferisch aus sich hervorzubringen, als das Gelesene zur Harmonie mit der eigenen Seele zu verschmelzen und in teils

* Von den während der letzten Jahre erschienenen deutschen Übersetzungen Emersonscher Schriften seien hier verzeichnet: „Aus Welt und Einsamkeit und andere Essays", übertragen und mit einer Vorbemerkung versehen von Sophie von Harbou (Halle a. d. S., Otto Hendel); „Lebensführung", deutsch von Karl Federn (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag); vor allem aber die bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienenen Sammlungen: „Essays, erste Folge", übertragen und mit einer Einleitung von Wilh. Schölermann, „Vertreter der Menschheit", übertragen von Heinrich Conrad, und „Gesellschaft und Einsamkeit" (Essays), übertragen von demselben (je 3 Mk. geh., 4 Mk. geb.).

erhabener, teils schlichter Sprache die Schönheit, die Freundschaft, die sittliche Größe, die Natur, das Einheitsgefühl des Menschen mit der Urkraft, die Wahrheit, den inneren Reichtum der Seele, die „zauberischen Gaben“ einzelner innerlicher Menschen usw. zu preisen.

Dem deutschen Geistesleben steht er nah und doch auch wieder fern. Nah durch seine Schlichtheit und Innerlichkeit, durch die Liebe zu Goethe, durch die Aufnahme deutscher Gedanken aus der Philosophie und vor allem aus der Mystik, fern in der Art, wie er sie teilweise verwertet. Der Vorzug des deutschen Geistes gründet sich eben nicht nur, wie man im Ausland so gern annimmt, auf die Innerlichkeit des Gemütes, sondern auch auf die Schärfe der Beweisführung, die Betonung des Logischen nicht bloß in der abstrakten Sphäre des Begriffes, sondern auch in den Verwirklichungsstufen des Weltprozesses selber. Auch die großen Systematiker, sie vor allem, sind ein Produkt deutscher Geistesentwickelung, ohne die sie in ihrer Vollständigkeit gar nicht zu denken ist. Liegt in dieser Neigung zur Systembildung ein Beweis geistiger Energie, so ist andererseits freilich nicht zu leugnen, daß damit auch wieder eine gewisse Härte und Ausschließlichkeit verbunden ist, und so mag es gut sein, wenn sich die Gedanken in anderen Köpfen, die mehr eklektisch veranlagt sind, auch wieder anders kristallisieren und dadurch weiteren Kreisen Zugang zu einer Welt eröffnen, die ihnen sonst vielleicht ganz unzugänglich geblieben wäre. Denn es kann inmitten der Geschäftigkeit des Alltags nicht oft genug gesagt werden, daß die Welt der handgreiflichen Wirklichkeit nicht alle Kräfte des Menschen in Anspruch nehmen darf, sondern daß es daneben noch eine höhere Wirklichkeit gibt, der man sich von Zeit zu Zeit ganz hingeben muß, wenn man nicht verflachen will.

Man kann Emersons Weltanschauung die Religion der Seele nennen. Obgleich er das Christentum schätzt, sieht er doch in der direkten Vereinigung der Seele mit Gott durch die Intuition eine Art der Gottesgemeinschaft, welche die kirchlichen Gebräuche und Dogmen überflüssig macht. Die Religion, die er im Herzen trägt, die sich auf die Verehrung alles Guten und Großen in der Welt stützt, hat so wenig mit dem christlichen Dogma zu schaffen, daß er es für besser hält, nur in ganz allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken von ihr zu reden. Vor allen Dingen ist er Moralist. „Die neue Kirche wird auf die Moralwissenschaft gegründet sein. Sie wird anfangs nackend und klein sein, ein Säugling in der Krippe wie ehedem, Algebra und Mathematik des Sittengesetzes der Kirche des kommenden Menschengeschlechtes, die sich ohne Schalmeien, Psalter und Posaunen begründet. Aber Himmel und Erde wird sie zu Stützen haben.“ (Lebensführung.) In dem Essay über die „Höhere Seele“ (Over-Soul), den wir u. a. in den von Schölermann übersetzten Essays finden, definiert er diese Überseele als die übergreifende Einheit, in der jedes Menschen besonderes Sein enthalten und eins mit allem anderen ist, aber er erklärt nicht, wie diese Besonderung mit der Allgemeinheit verschmolzen gedacht werden kann. Wenn er Carlyles Weg, durch den Begriff des Unbewußten Klarheit zu schaffen, weiter verfolgt hätte, so würde er gesehen haben, daß die Scheidung zwischen den Gebieten des unbewußten und bewußten Seelenlebens sich mit dem Unterschiede des alleinen und des individuellen Geistes deckt und erst das Verständnis für das Verhältnis beider zueinander ermöglicht.

Was bei Emerson am ergreifendsten wirkt, ist die Überzeugung, die sich jedem Leser aufdrängt, daß dieser Mann von der lautersten Wahrhaftigkeit beseelt ist; was am meisten erstaunt, ist das Vermögen, eine unendliche Fülle von zusammenhanglosem Wissen zur Harmonie einer in sich geschlossenen Persönlichkeit zusammengefaßt zu haben. Eine wissenschaftliche Belehrung darf man von ihm nicht erwarten. Wenn er einen Aufsatz „Geistige Gesetze“ überschreibt, so fängt er mit einer Betrachtung darüber an, daß das Leben voller Schönheit sei, und daß „die Seele weder von Unordnung, noch von Leiden etwas wissen wolle“, führt dann aber diesen Gedanken nicht weiter aus, sondern ermahnt zum naturgemäßen Leben, d. h. zum Glauben an die angeborenen sittlichen Instinkte, sagt über Erziehung so beiläufig das interessante Wort: „Was wir

nicht Erziehung nennen, hat mehr Wert als alles, dem dieser Name beigelegt wird," springt dann über auf den Wert der Persönlichkeit, behauptet, daß der Charakter sich auch bei der geringfügigsten Handlung offenbare, und schließt mit einem Dithyrambus auf den großen Geist, der Fleisch annimmt in den verschiedensten Gestalten. Emerson ist ein dichterisch veranlagter Schriftsteller, obgleich er selbst auf seine Gedichte wenig Wert legte, aber nicht mit der Kraft des Dramatikers ausgestattet, sondern mehr Lyriker. Was für schöne Sachen sagt er uns über die Freundschaft! Das Haus, das ein Freund betritt, wird zu einem Tempel der Freude. Wenn ein Mensch dem anderen teuer wird, so ist der Gipfel des Glückes erreicht. „Köstlich das wahre und feste Begegnen zweier Seelen in einem Gedanken, einem Gefühle! Wie schön die Formen und Schritte der begabten und aufrichtigen Seele, indem sie sich dem schlagenden Herzen nähert! In dem Augenblick, wo wir unserem Gefühl freien Lauf lassen, ist die Erde verwandelt: es gibt keinen Winter mehr und keine Nacht; alle tragischen Begebenheiten, alle Langeweile schwindet, selbst alle Pflichten. Nichts füllt die ganze Ewigkeit aus als die einzig strahlenden Gestalten von geliebten Personen." Freilich fügt Emerson die Einschränkung hinzu, daß nur seltene und kostbare Naturen einer solchen Freundschaft fähig seien, und bemerkt sehr fein, daß man seine Freunde nicht wählen könne, sondern daß sie sich von selbst finden müssen. Die Freundschaft ist nicht nur für die Festtage geschaffen, sie durchdringt die ganze Sphäre des Daseins und macht besser, weil man selbst um so mehr in der Freundschaft leisten muß, als man vom Freunde erwartet. „Der einzige Weg, um einen Freund zu besitzen, ist selbst einer zu sein."

Emerson ist durch und durch Optimist, d. h. seine friedliche Seele bringt es nicht fertig, in den Härten der Welt und der Menschen etwas anderes zu sehen als verdeckte Liebe, eine große Harmonie, in der alle Dissonanzen sich letzten Endes auflösen. „Trotz des Egoismus, der Ostwinden gleich die ganze Welt durchkältet, ist das ganze Menschengeschlecht dennoch in ein Element von Liebe wie in einen klaren Äther getaucht." Das Herz ist sich dieser allgemeinen Liebe bewußt und wird dadurch mit Frohsinn erfüllt. Die Süßigkeit des Lebens liegt darin, und die Schwermut kann keinen festen Boden finden, wenn man sich der Lebensgemeinschaft mit den Besten aller Zeiten erinnert. Das soziale Elend, das Carlyle immer wieder so stark bedrückte, fand in dem Bewohner des jungen aufblühenden Amerika kein rechtes Echo. Carlyle schreibt ihm einmal: „Wir sehen, daß Sie ein Redner sind, aber dieser Redner hält nur Monologe auf den ewigen Bergspitzen, wo die Menschen und ihre Angelegenheiten zurückgedrängt sind in weite Entfernungen und nur der Mensch und die Sterne und die Erde sichtbar sind." Er glaubt Emerson daran erinnern zu müssen, daß die elenden Dämonen dieser „Schmutzwelt" die Notwendigkeit hervorrufen, daß man sie mit Sonnenpfeilen erschieße oder mit glühend roten Stäben erschlage; schließlich aber findet er sich auch darin, daß sein Freund die Sonnenpfeile zu oft in seinem Köcher stecken läßt, froh, eine große reine Seele mehr auf seinem Lebenswege gefunden und zum Freunde zu haben. Emersons Menschenliebe geht so weit, daß er die Meinung ausspricht, wenn man nur edel mit den Menschen umgehe, würden sie sich auch edel zeigen. Vor den Übeln dieser Welt zieht er sich gern zurück. Armut, Sünde, Krankheit, Tod sind Gegenstände, die er nicht gern berührt. Zwar weiß er, daß die Vorsehung manchmal rauhe Wege führt, aber er zieht daraus nur die Folgerung, daß „unsere Kultur nicht versäumen darf, den Menschen mit Waffen auszurüsten", und wendet im übrigen sein Antlitz vom Elend des Daseins ab. Die große Tragödie des Weltseins und die schwere Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit hat ihn nie ernstlich beschäftigt. Sein zurückgezogenes Leben, das ihn mit Armut und Elend in keine nähere Berührung brachte, trug viel dazu bei, seinen Optimismus zu stärken. Der eigentliche Grund lag aber in seinem Charakter, der das Milde und Ausgeglichene liebte, alles Leidenschaftliche und Schroffe abwehrte. In seinem Hause durfte niemand von Leiden sprechen, sondern jeder mußte sich bestreben, durch gleichmäßige Heiterkeit zum Behagen des Ganzen beizutragen.

Wohl entfahren ihm gelegentlich bittere Betrachtungen über die unwürdige Politik und den allzu ausgedehnten Erwerbssinn seiner Landsleute, aber im ganzen blickt er doch freudig ins Leben. Als die Harvard-Universität ihn nach langen Jahren der Opposition 1867 zum „overseer" machte und ihm einen Ehrengrad verlieh, gab er in der Dankrede der Überzeugung Ausdruck, daß die Republik in den besten Händen sei, da Leute von der höchsten ästhetischen und sittlichen Kultur ihre Kräfte in den Dienst praktischer Zwecke stellten.

Über die Unsterblichkeit, wenigstens über die Frage nach der persönlichen Fortdauer der Seele, mag er nicht gern reden. Sie scheint ihm kindlich oder ein Bekenntnis unserer Sünde zu sein, wofür Gott keine Antwort hat. Da Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe unwandelbar sind, so muß die mit diesen Attributen ausgestattete Seele ebenfalls unwandelbar sein. Aber zu reden ist darüber nicht. „Nach der Unsterblichkeit ist die wohlbeschäftigte Seele nicht neugierig. Es ist alles so gut, daß sie gewiß sein darf, daß auch künftig alles gut sein wird. Sie stellt der höchsten Macht keine Frage." Indessen ist die innerste Ansicht des pantheistisch denkenden Amerikaners die, daß die Vereinigung mit Gott selbst für den einfachsten Menschen, der „Gott in seiner Ungeteiltheit anbetet", sich schon hier auf Erden vollzieht, also keiner Vertröstung auf ein Jenseits mehr bedarf.

Die kriegerische Stellung des Menschen im Leben nennt Emerson Heroismus, dessen Wesen Selbstvertrauen ist. „Der Heroismus steht im Widerspruch mit der Stimme der Menschheit und für eine kurze Zeit auch mit der des Großen und Guten." Wenn man nur wahr gegen sich selbst ist, das eigene Leben nicht für gering ansieht, sondern sich mit dem Bewußtsein erfüllt, selber der Ursprung alles Großen und Göttlichen zu sein, dann braucht es kaum mehr des Ansporns durch die Heldenverehrung; man folgt furchtlos der Stimme im Inneren und gewinnt jene Festigkeit, die vom Charakter des Helden ebenso unzertrennlich ist wie die gelassene Heiterkeit vom Begriff des Weisen. Emerson hat in England eine Reihe von Vorträgen über auserlesene Menschen (Representative Men) gehalten: Plato als Vertreter der Philosophie, Swedenborg als Mystiker, Montaigne als Skeptiker, Shakespeare als Dichter, Napoleon als Mann des weltlichen Erfolges, Goethe als Schriftsteller (deutsche Ausgabe von Heinrich Conrad; vergl. oben). Der Glaube an große Männer erscheint ihm das Natürlichste von der Welt. Groß ist das Wort: „Einer beantwortet Fragen, die keiner seiner Zeitgenossen gestellt hat, und — ist einsam." Im Anschluß an den Koran sagt er, daß die großen Männer das Ziel der Schöpfung seien und alle anderen Menschen nur in dem Gefolge dieser Fürsten zu dem Bankett des Lebens zugelassen werden. Alles, was gut ist in der Welt, was einen Fortschritt bedeutet und die Menschen veredelt, ist von einzelnen ausgegangen. Die geistige Welt wird zusammengehalten durch die von den großen Männern gefundenen und ausgesprochenen Wahrheiten, und „diejenigen, die mit ihnen leben, finden das Leben freudenvoll und erquickend. Das Leben ist süß und erträglich nur in unserem Glauben an diese Gemeinschaft." Sich selbst rechnet Emerson nicht unter die Großen; er ist davon überzeugt, wie er Carlyle schreibt, daß die Wahrheit ihn sehr wohl entbehren und von anderen offenbaren lassen kann, ohne viel zu vermissen. Aber er weiß, daß man in seinem Lande „der Dienste jeder fortgeschrittenen Persönlichkeit bedarf, um die Cirkulation geistiger Gedanken zu befördern, damit man ein Gegengewicht gegen die Macht des Geldes gewinnt und der hungernden Jugend die beste Nahrung bietet, über die man selber verfügt."

In dem Aufsatz über Kunst ist die Unterscheidung zwischen nützlicher und schöner Kunst sehr interessant. Architektur und Beredsamkeit sind gemischte Künste, deren Zweck bald mehr das Nützliche, bald mehr das Schöne ist. Freilich weiß Emerson, daß „die Linie der strengsten Schönheit die der vollkommensten Zweckdienlichkeit ist", aber er unterscheidet nicht scharf genug zwischen idealem und praktischem Zweck. „Wir sind von Schönheit ganz und gar umgeben, aber unser Auge vermag nicht sie klar zu erkennen." Die Dichter sind als Verkünder in die Welt gesandt. „Das Zeichen und Kreditiv des Dichters ist, daß er verkündet, was

kein Mensch vor ihm gesagt hat. Er ist der wahre und einzige Lehrer, er weiß und teilt mit, er ist der einzige, der uns etwas Neues erzählt, denn er war bei dem Anblick, den er beschreibt, zugegen und mitwissend. Er ist ein Anschauer der Ideen und einer, der das Notwendige und das Zufällige ausspricht." Es ist gerade in unserer Zeit, wo der germanische Geist sich im künstlerischen Schaffen so auf Abwegen verloren hat, interessant zu sehen, wie der Nachklang des deutschen Idealismus in Amerika noch eine Blüte gezeitigt hat, während in Deutschland die idealistische Ästhetik immer mehr in Vergessenheit geriet.

Auch für die Politik ist Emerson der Ansicht, daß „nur die, die auf der Idee bauen, für die Ewigkeit bauen", daß die Träume edler Jünglinge, wenn auch in der Gegenwart dem Spott verfallen, mit der Zeit zu triumphierenden Gesetzen werden, und daß die Staatsgeschichte nur den Fortschritten des Gedankens zu folgen hat. Person und Eigentum sind die beiden Dinge, zu deren Schutze die Politik berufen ist. Die Grenzen persönlichen Einflusses scheinen ihm schwer oder gar nicht bestimmbar zu sein, da ein großer Gedanke, der die Menschen begeistert, die auf Quantität berechnete Abschätzung ungültig macht. „Die Idee, nach welcher jeder Staat strebt, seine Gesetze zu machen und zu verbessern, ist die Herrschaft des Weisen. Dieser Weise existiert nun in Wirklichkeit nicht, und der Staat macht unbeholfene, aber ernste Anstrengungen, um durch Erfindung seine Herrschaft zu sichern."

Die Philosophie soll zugleich flüssig und stark sein. Der Stoizismus ist zu starr, das Johannesevangelium mit seiner Theorie des Nichtwiderstrebens zu ätherisch. Aber da die Menschen von Natur gläubig sind, wird es ihnen nie an Momenten fehlen, wo die Einsicht in die Herrschaft des unsichtbaren Gesetzes sie beseligt und auf lange Zeit hinaus befestigt. Wenn ein Gedanke des Plato zum eigenen Gedanken wird, dann verliert die Zeit ihre Schranken, und man gewinnt das Bewußtsein, daß ein einiger Gott das Weltall durchleuchtet. Emerson schätzt die alte Philosophie, vor allem Plato, höher als die moderne. Merkwürdig ist seine Bewunderung Swedenborgs, dessen theologische Voreingenommenheit er freilich nicht verkennt. Die Mystik zieht ihn bei allen Denkern am meisten an, aber festen Begriffsbestimmungen geht er gern aus dem Wege. So bleibt es z. B. unklar, wie seine Überseele sich zur platonischen Weltseele und zu dem heiligen Geist der christlichen Kirchenlehre verhält, die von den älteren Kirchenlehrern einander gleichgesetzt wurde.

Emersons „Lebensführung" (Conduct of Life) gehört zu den Büchern, die am meisten Verbreitung gefunden haben. Es enthält die Kapitel: Das Fatum, Von der Macht, Vom Reichtum, Von der Bildung, Vom Betragen, Von der Würde und Gottesverehrung, Gelegentliche Betrachtungen, Schönheit und Illusionen. Emerson verfügt über einen großen Citatenschatz, den er mit vollem Bewußtsein verwertet. „Der ist reich, welcher sich die Fähigkeiten aller Menschen zu nutze machen kann; der ist der Reichste, der aus den Arbeiten der größten Anzahl Menschen, von Menschen in fernen Ländern und vergangenen Zeiten, Vorteil zu ziehen versteht."

Wie gern läßt man von einem solchen Reichtum auf sich überströmen! Carlyle ist leidenschaftlicher, heroischer, Novalis träumerisch verstiegener, Maeterlinck mehr der träumerischen Nachtseite des Lebens und der Seele verhaftet, aber alle stehen miteinander im Zusammenhang und sind zum Teil stark voneinander beeinflußt.

Macht ist Unternehmungslust; das bei den Menschen, was die Naturkraft in der Natur ist. Nicht alle können von „Nüssen, Kräutertecn und Elegien leben", dennoch hat die physische Kraft keinen Wert, wenn sie nicht vom Geist geschult wird. „Die erste Klugheit des Lebens ist Sammlung, das eine Übel Zerstreuung, und es ist vollkommen gleichgültig, ob unsere Zerstreuungen grobsinnlich oder ästhetisch sind." Der Durst nach Reichtum ist moralisch, wenn damit der Durst nach Wissenschaft, Schönheit und Entdeckungen verbunden ist. Schon Goethe hat gesagt, daß niemand reich sein solle, als wer versteht, es zu sein, aber „die Gesellschaft großer Städte ist kindisch, und Reichtum wird zum Spielzeug gemacht. Das Leben in Vergnügungen macht so viel Lärm, daß ein seichter Beobachter glauben muß, daß

dies der augenscheinlich beste Gebrauch ist, den man vom Reichtum machen kann." Emerson fühlt den Wert der Zeit; er möchte jeden Tag durch Ideen, die er empfängt und weitergibt, fruchtbar machen.

Wenn man Emersons Lebenswerk zusammenfaßt, so darf man sich nicht allein auf das geschriebene Wort stützen. Die persönliche Einwirkung eines solchen Mannes läßt sich durch den literarischen oder wissenschaftlichen Wert seiner sechs Bände Essays, Gedichte und Reden keineswegs abschätzen. Was Emerson zu einer so einzigartigen Stellung in seinem Lande erhob, war der Strom neuen geistigen Lebens, der von ihm ausging und das Niveau der moralischen Kultur hob, indem er ähnlichen Strömungen bereitwillig Aufnahme gewährte. Alle, die sich seinem Kreise näherten, wurden von dieser zauberischen Persönlichkeit mit neuer Frische erfüllt. Solche Menschen können nicht hoch genug geschätzt werden, denn die Sprache von Seele zu Seele hat Laute, die nirgends sonst vernommen werden, und die Begeisterung für die selbstlose Hingabe an geistige Ziele entzündet sich bei den meisten eher an einer Persönlichkeit als an den abstrakten Geboten der Vernunft.

Sonne

Vor meinem Fenster blüht Campanula
Und wiegt sich leicht im Wind auf schwanken Stengeln.
Der Mittag schläft, die Vögel halten Ruh' —
Nur von den Wiesen fernes Sensendengeln.

Ich schaue meinem kleinen Mädchen zu:
Im Grase hockt's im scharlachroten Röckchen,
Aus Gänseblumen flicht es einen Kranz
Und setzt ihn sich in die verwehten Löckchen.

Jetzt blickt es auf, ein schmaler Sonnenstrahl
Fällt durch die Zweige ihm in seinen Schoß.
Es greift danach: „Die Sonne, Mutter, sieh,
Ich halt' sie fest, ich lasse sie nicht los!"

Mit beiden Fäusten greift es in das Licht
In trutz'ger Kraft, die sich nichts rauben läßt:
Im Winde schaukelt die Campanula,
Mein Kind, das jauchzt und hält die Sonne fest.

Käte Cajetan-Milner

Neue Fortschritte im Reiche der Chemie

Von

Eduard Sokal

Daß der wissenschaftliche Gedanke zu einer praktischen Tat führt, beobachten wir jetzt schon beinahe täglich auf dem Gebiete der Technik, die aus der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntnis ihre Anregungen schöpft. Man vergißt aber häufig, daß selbst diese — man möchte beinahe sagen — selbstverständliche Wechselwirkung verhältnismäßig neuen Datums ist. Lange, lange Zeit standen einander in dem industriellen Betriebe Theorie und Praxis beinahe als feindliche Gegensätze gegenüber. Der Theoretiker mußte es sich gefallen lassen, daß seine Vorschläge und Einwände von den „praktischen" Fachleuten mit überlegenem Achselzucken aufgenommen wurden. In der guten alten Zeit fand es die Technik nicht nötig, die wissenschaftlichen Grundlagen ihrer eigenen Wirksamkeit in sich aufzunehmen. Die Wissenschaft vergalt es ihr mit gleichem und entfaltete das stolze Banner der „reinen" Forschung, die ängstlich jede Berührung mit dem praktischen Leben vermied und jeder Auseinandersetzung mit seinen Bedürfnissen aus dem Wege ging. Es bedurfte ungewöhnlicher Anlässe, um zunächst in Frankreich die Fesseln dieser Tradition zu sprengen. François Arago erzählt in seinen „Biographischen Aufzeichnungen", wie zum erstenmal angesichts einer furchtbaren Kriegsgefahr an die Wissenschaft die zielbewußte Forderung erging, der Technik neue Bahnen zu weisen, da die hergebrachten Geleise nicht gangbar waren. Der Konvent hatte den Beschluß gefaßt, 900 000 Soldaten auszuheben; die Zahl war gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man dem dräuenden Ungewitter Einhalt gebieten wollte. Aber die Arsenale sind leer; man kann in ihnen kaum den zehnten Teil des unumgänglichen Bedarfs an Waffen und Munition vorfinden. Aller Voraussicht nach scheint es unmöglich, dem Mangel rechtzeitig abzuhelfen. Das Pulver? Aber bedarf es nicht zu seiner Herstellung des Salpeters, den wir aus Indien erhalten, und dessen Bezug uns jetzt unmöglich ist? Die Kanonen? In die Legierung, aus der sie gebildet sind, tritt Kupfer zu 90 Prozent als Bestandteil ein; die Bergwerke Frankreichs liefern fast gar kein Kupfer, und Schweden, Rußland, England sind uns nicht mehr zugänglich. Der Stahl? Man bezog ihn bis jetzt aus dem Auslande; die Methoden seiner Bearbeitung waren in Frankreich unbekannt. Mit bangem Zweifel wurden die einberufenen Kommissionen von Gelehrten und Technikern eröffnet, und gerade die praktischen Fachleute traten am ungläubigsten in die Beratungen ein. Wie soll man den Salpeter beschaffen? fragten sie. Aus unserem eigenen Boden, antwortete Monge. Die Stallgründe, die Keller, die Kloaken enthalten viel mehr davon, als man gewöhnlich annimmt, und wir werden euch die Mittel lehren, ihn daraus zu gewinnen. Die Kirchenglocken bestehen aus einer Legierung von Kupfer und Zinn; wir werden ein Verfahren ausarbeiten, um die beiden Metalle voneinander zu scheiden und das Kupfer für die Kanonen zu verwerten. — Greise, Frauen, Kinder bearbeiten nun nach den Weisungen der Kom-

mission den Boden, und ihre Arbeit fördert Resultate zu Tage, von denen man sich früher nichts träumen ließ. Unter dem Druck der dringenden Notwendigkeit wurden so in Frankreich durch die befruchtende Gewalt des wissenschaftlichen Gedankens zahlreiche neue Industrien ins Leben gerufen, von denen die meisten bestehen blieben, nachdem die ursprüngliche Ursache längst aufgehört hatte zu wirken.

Es bedarf heutzutage keines Belagerungszustandes mehr, um Wissenschaft und Technik zusammenzubringen. Immerhin hat diese innige Wechselwirkung in den meisten Ländern kühleren Beziehungen Platz gemacht, seitdem durch den reißenden Fortschritt der Forschung jede einzelne Arbeitsprovinz zu einem mächtigen Lande sich erweiterte. In Deutschland allein vollzog sich anerkanntermaßen eine innige Durchdringung der beiden gewaltigen Arbeitsgebiete, und die führende Stellung der deutschen chemischen Industrie, wie sie unter anderem auch auf der letzten Weltausstellung glänzend hervortrat, ist zweifellos in erster Linie diesem Umstande zuzuschreiben. „Vor einigen Jahren," erzählte uns Professor Ostwald auf einem naturwissenschaftlichen Kongresse, „las ich einmal zufällig die Angabe, daß so und so viel tausend Zentner Benzol, der größte Teil der gesamten Produktion des Landes, jährlich von England nach Deutschland ausgeführt werden. An und für sich ist das eine Zahl unter vielen, aber wenn man Zahlen zum Reden bringt, so können sie sehr viel sagen. Benzol wird als solches nicht gebraucht; es dient zur Überführung in andere Stoffe, Farben, Riechstoffe, Medikamente usw. Es ist also ein sogenanntes ‚Halbfabrikat', und wir sehen hier das merkwürdige Schauspiel, daß das älteste Industrieland der Welt genötigt ist, bei der Umwandlung des Steinkohlenteers in die genannten Produkte auf halbem Wege stehen zu bleiben und den wesentlichsten und gewinnbringendsten Teil der Fabrikation einem anderen Lande zu überlassen."

Die Ursachen für diese merkwürdige Verschiebung enthüllten sich Ostwald, als er Gelegenheit hatte, die Lehr- und Lernverhältnisse in England genauer kennen zu lernen. Der „praktische" Sinn der Engländer, der ihnen sonst eine so große Überlegenheit sichert, ist es gerade, der in diesem Falle für die Industrie Englands eine so empfindliche Niederlage verschuldet hat. Der junge künftige Techniker denkt „zu praktisch", um Chemie in abstrakter Gestalt zu studieren, wenn er später z. B. in eine Färberei zu gehen gedenkt; da studiert er lieber gleich das Färben selbst. In Deutschland ist es anders; da studiert jeder künftige technische Chemiker vor allen Dingen Chemie; ihre Anwendungen kommen später. Die notwendige Folge ist, daß der englische chemische Techniker von neuem anfangen muß, wenn irgend eine wesentliche Änderung in seinem Gebiete stattfindet; der Deutsche besinnt sich auf die allgemeinen Grundlagen, die er sich zu eigen gemacht hat, und findet sich bald zurecht. Das Fabriklaboratorium einer auf der Höhe der Zeit stehenden chemischen Fabrik in Deutschland unterscheidet sich heutzutage von dem Laboratorium einer Hochschule nur darin, daß es besser ausgestattet ist, und die darin ausgeführten Arbeiten sind eine unmittelbare Fortsetzung der auf der Hochschule betriebenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Das ist das Geheimnis des Erfolges der deutschen chemischen Industrie; sie hat begriffen, daß die Wissenschaft die beste Praxis ist. In der Tat ist der Bildungsgang der gleiche für den künftigen Techniker wie für den künftigen Professor, erst nach Abschluß seiner Studien braucht er sich für den einen oder anderen Beruf zu entscheiden. Die deutsche chemische Industrie verfügt über einen größeren Vorrat von wissenschaftlich geschulten Arbeitskräften als irgend ein anderes Land, und daher schreibt sich ihre Überlegenheit.

Dieses Verhältnis der deutschen und englischen chemischen Industrie, das für eine wissenschaftlich-technische Chronik von grundlegender Bedeutung ist, findet gewissermaßen einen symbolischen Ausdruck darin, daß, während England die erste und wichtigste Fundstätte des Benzols bleibt, Deutschland das Vaterland der Benzoltheorie ist. Vor zehn Jahren beging die deutsche chemische Gesellschaft eine eigenartige Feier. Ihren Mittelpunkt bildete die imponierende Gestalt des inzwischen leider verschiedenen August Kekulé, des Schöpfers der Benzoltheorie,

aber sie galt nicht eigentlich der Person des berühmten Forschers, sondern trug im wesentlichen einen unpersönlichen Charakter; man beging das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Benzoltheorie. In demselben Jahre schätzte Wichelhaus den Wert der Jahresproduktion an Anilinfarbstoffen in Deutschland allein auf 65 Millionen Mark. Infolge des Einblickes, den die Forschungen Kekulés in die chemische Natur der Produkte des Steinkohlenteers gewährt haben, sind diese früher wertlosen Abfälle zu einer Quelle unermeßlicher Reichtümer geworden. Als nun unter anderen auch eine Deputation deutscher Farbenindustrieller bei der Jubiläumsfeier erschien, bemerkte Kekulé mit feiner Ironie, er freue und wundere sich zugleich, daß man gegenwärtig nicht bloß der Biene, die den Honig einheimst, sondern auch der Blume, die ihn spendet, einiges Verdienst zuzuschreiben scheine.

Zu Beginn von Kekulés Lehrjahren gab ihm sein erster Meister Liebig folgende düstere Worte zu hören: „Junger Mann, wenn Sie es heutzutage in der Chemie zu etwas bringen wollen, so müssen Sie Ihre Gesundheit opfern!“ Dem ist gegenwärtig nicht mehr so. Die Zeit ist vorbei, da die Laboratorien — nach Claude Bernards unheimlichem Ausspruch — die Gräber der Gelehrten waren. Die Wissenschaft hat sich nützlich erwiesen und ist daher auch bei den Mächtigen dieser Erde beliebt geworden. Die Fälle sind heute verhältnismäßig selten, wo ein Forscher bei seinen Untersuchungen nicht nur Scharfsinn und Verstand, sondern auch Mut, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart zu bewahren hat. Einen solchen Fall erzählte uns der geniale französische Chemiker H. Moissan, dessen Werk „Le Fluor et ses Composés“ (Paris, Steinheil, 1900; gleichzeitig in deutscher Übersetzung bei Krayn in Berlin unter dem Titel „Das Fluor und seine Verbindungen“) die erste vollständige Naturgeschichte dieses merkwürdigen Elementes darstellt, das an chemischer Energie alle anderen übertrifft und eben deswegen in reinem, unverbundenem Zustande nur mit den größten Schwierigkeiten erhalten werden konnte. In diesem Werke hat Moissan die bisher nur unvollständig veröffentlichten Ergebnisse seiner langjährigen Untersuchungen über das Element Fluor niedergelegt, das eigentlich erst durch seine Methode der Reindarstellung von der Chemie als Element in Anspruch genommen werden darf.

Auf den Chemiker macht die Moissansche Schilderung der Reindarstellung von Fluor aus seinen furchtbar giftigen Verbindungen, welche bisher jeden wagehalsigen Experimentator mit Tod oder schwerer Krankheit bedroht haben, in einem einfachen kupfernen Gefäß (bis jetzt konnten nicht einmal die außerordentlich kostspieligen und dauerhaften Platingefäße diesen Untersuchungen standhalten) etwa denselben Eindruck, wie wenn man uns erzählen würde, daß es jemand gelungen sei, ein reißendes Raubtier einfach durch sanfte Zurede zu bändigen. Und doch ist es so! Der genialen Experimentierkunst Moissans gelang es, die Aufgabe, an die sich bis jetzt nur wenige herangewagt hatten, zu bezwingen und der zahllosen technischen Schwierigkeiten Herr zu werden. Sein Werk ist ein Muster exakter und kühner Methodik. An den Arbeiten von Moissan ist zumeist alles urwüchsiger Eigenbau — von den Apparaten bis zu den Ergebnissen der Untersuchung. Auf den chemischen und elektrochemischen Kongressen hat Moissan wiederholt Körper vorgezeigt, die sozusagen Unikate sind, d. h. nur unter ganz eigentümlichen Versuchsbedingungen in den von ihm eigens hergestellten Apparaten erzeugt werden konnten.

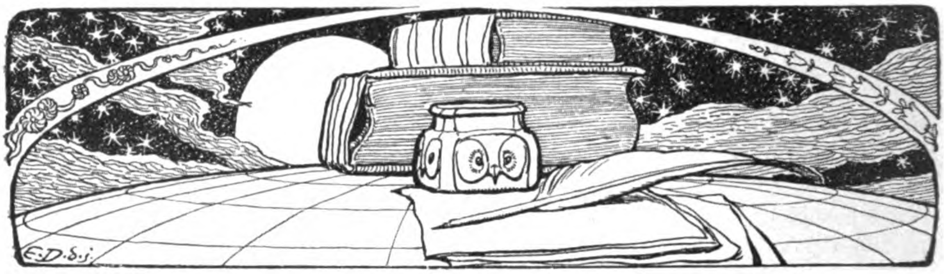
Das Werkzeug, dessen Moissan sich zumeist bei seinen Versuchen bediente, ist der sogenannte „elektrische Ofen“, dessen Temperatur ungefähr 2000 Grad erreicht und der dabei doch ziemlich einfach und gefahrlos gehandhabt werden kann. Eine stattliche Anzahl bedeutender Entdeckungen ist uns bereits von diesem glühenden Munde verkündet worden. Hier wurde zum erstenmal aus Kalk und Kohle das Calciumkarbid dargestellt, das gegenwärtig, wie man weiß, als Ausgangsprodukt — das Calciumkarbid als solches war bereits dem deutschen Forscher Wöhler bekannt — für das leuchtende Acetylengas eine täglich wachsende Bedeutung gewinnt. In ihm hat Moissan seine berühmten Versuche über die Darstellung künstlicher Diamanten durchgeführt, die manches Juwelier- und Frauenherz in bangem

Hoffen erzittern ließen, obgleich die winzigen künstlichen Diamanten vorläufig noch unvergleichlich teurer sind als die natürlichen. In ihm ist auch, wie es scheint, die lange vergebens angestrebte Überführung des Kohlenstoffes in den gasförmigen Aggregatzustand gelungen.

Völlig verschieden von dem vorhergegangenen war freilich der Weg, den Moissan bei seinen Forschungen über das Element Fluor einschlagen mußte. Um dieses Element, welches unter allen die weitaus energischsten und mannigfaltigsten chemischen Verwandtschaften aufweist und — als echtes chemisches Raubtier — sich mit Wasserstoff und Kohlenstoff selbst bei gewöhnlicher Temperatur verbindet, das Wasser unter Ozonbildung zersetzt und auf so verschiedenartige Elemente wie Schwefel und Silicium in gleichem Maße einwirkt — um dieses Element rein zu erhalten, mußte Moissan zu dem Auskunftsmittel der niedrigen Temperaturen seine Zuflucht nehmen. In seiner Bescheidenheit geht Moissan freilich so weit, daß er seine eigene Leistung gar nicht hoch anschlägt und es als das eigentlich erstrebenswerte und verdienstliche Ziel eines chemischen Forschers bezeichnet, die Anzahl der Elemente durch ihre Umwandlung ineinander zu vermindern, anstatt uns nur immer wieder die philosophisch unbefriedigende Mannigfaltigkeit der Materie vor Augen zu führen. Also das uralte Problem der Alchemie — wenn auch in wesentlich veränderter Form — von einem modernen Forscher als wissenschaftliches Postulat aufgestellt!

Vorläufig geht die wissenschaftliche Strömung allerdings noch nicht in dieser Richtung. Die von dem Ehepaar Curie kürzlich in der Joachimstaler Pechblende entdeckten zwei neuen Elemente: Polonium und Radium bilden den Gegenstand unermüdlicher Untersuchung, und seit kurzem liegt in der Revue générale des sciences eine neue Mitteilung über die merkwürdigen, den Röntgenstrahlen verwandten Strahlungserscheinungen vor, welche durch diese Elemente herbeigeführt werden. Diese sonderbaren Strahlen haben gleich den Röntgenstrahlen die Fähigkeit, verschiedene, gemeiniglich undurchsichtige Substanzen zu durchdringen und auf die photographische Platte einzuwirken; sie sind aber auch — im Gegensatze zu den Röntgenstrahlen — dem menschlichen Auge direkt sichtbar. Eine größere Menge Radium wird demnach gesehen, selbst wenn sie sich in einer verschlossenen dicken Bleischachtel befindet, und selbst — wenn man die Augen schließt, da die Strahlen eben auch die Hüllen des Auges durchdringen. Unerklärlich ist ferner bis jetzt, wo die Energiequelle dieser eigentümlichen Strahlung liegt, welche von den betreffenden Stoffen ohne bemerkbare Schwächung unausgesetzt ausgesendet wird. Zur Entscheidung dieser Fragen können erst weitere Versuche führen, welche bis jetzt durch die Kostspieligkeit der betreffenden Substanzen erschwert werden.

Aus der Welt der Strahlen und Wellen wäre ferner aus der jüngsten Zeit unter anderem zu verzeichnen, daß es Mr. Decombe gelungen ist, photographisch die Schwingungen der Hertzschen Wellen zu registrieren. Auf einer Gelatine-Creme-Platte fixierte er unter anderem Schwingungen, deren Dauer weniger als eine fünfmillionstel Sekunde beträgt. Auch soll es Herrn Blanc gelungen sein, die Fixierung der Bilder bei der Lippmannschen direkten Farbenphotographie wesentlich zu erleichtern und die Expositionszeit abzukürzen. Dies wären einige Begebenheiten aus der jüngsten Chronik des wissenschaftlichen Geistes, der, wie Hermann von Helmholtz in seiner unnachahmlichen Weise sagte, „auf den verschlungensten Pfaden und gar nicht selten aus falschen Prämissen durch falsche Schlußfolgerungen der Wahrheit unablässig zustrebt.“



Literarische Rundschau

Alte und neue Kunst

Wem daran gelegen ist, an einem augenfälligen Beispiel zu erkennen, wie sich die Vorstellungen von dem, was Kunst ist und was sie soll, im Laufe des letzten Jahrhunderts gewandelt und wieder gewandelt haben, der mag sich für eine ruhige Stunde in das Büchlein vertiefen, das uns aus dem Nachlaß des „alten Mannes“, des durch seine „Jugenderinnerungen“ allgemein bekannten Wilhelm von Kügelgen, von seinem Sohne Konstantin dargeboten wird. Es ist bei Gelegenheit seines hundertsten Geburtstages hervorgetreten und enthält **Drei Vorlesungen über Kunst** (Leipzig, Richard Wöpke; kart., mit einem Bildnis Kügelgens, Mk. 1.50), die ganz aus der Stimmung seiner Zeit heraussprechen. Wir bewundern mit Kügelgen an den gotischen Domen das Flüssigwerden der gewaltigen Steinmassen, wir lauschen den herrlichen Klängen des Mozartschen Requiems, wir sind, den geheimnisvollen Zusammenhang ahnend, versunken in den Anblick der unsterblichen Schöpfungen Michelangelos und Raffaels, um uns dann schließlich an dem Duft und dem Farbenspiel der Rose zu erfreuen und uns dabei auch an dem köstlichen Humor unseres Führers zu ergötzen. Hat Kant die Philosophie als die Lehre vom höchsten Gut gedeutet: hier wird die Kunst als die Verkörperung des Guten in der Form des Schönen gefeiert. Auch für Kügelgen ist wie für Schleiermacher die höchste Kunst die Religion: „An den Stufen der Altäre gelangt die Kunst zu ihrem eigentlichen Zweck.“ Dieser religiöse Standpunkt läßt dann folgerichtig die griechische „Apotheose des Fleisches“ als eine „Sünde der Kunst“ erscheinen, während er sich gegen das schöne Heiligtum außerchristlicher Offenbarung blind macht. Der Herausgeber selbst, der Sohn also dem Vater, macht dem Verfasser dagegen gewichtige Einwände. Besitzt nicht auch die Antike, wie in ihrem Herakles einen Heiland, so in ihrer Niobe eine Mater dolorosa, und hat nicht auch Böcklin in seinen „Heiligen Hainen“ Stätten erhebender Andacht versinnbildlicht? Man braucht die Schranken, die uns heute von dem „alten Mann“ und seiner Kunstanschauung trennen, nicht zu verkennen, kann aber doch an seiner durchgeistigten Auffassung und seinem edlen Vortrag Freude und Genuß finden. — Nun aber Tolstoj! An manchen Stellen mutet uns seine Definition: **Was ist Kunst?** (übersetzt von Michael Feofanoff; Leipzig, Eugen Diederichs; broschiert Mk. 2.50) geradezu wie eine Polemik und Gegenschrift gegen Kügelgen an. Wie die Aischylos, Aristophanes, Sophokles und Euripides, wie die Dante, Tasso, Milton, Shakespeare und Goethe im Reiche der Dichtung, so schätzt er im Reiche der Kunst Raffael und Michelangelo, den Schöpfer des „unsinnigen Jüngsten Gerichts“, gering, und nicht viel besser kommen von den Neueren Böcklin, Klinger, Stuck u. a. weg. Man muß von der bildenden Kunst in die Musik hinüberblicken, um die Süßigkeiten seines Evangeliums ganz auszukosten. Von Bach, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Chopin erkennt er ja das eine oder das andere allenfalls noch an; Berlioz, Liszt, Brahms aber sind ihm schon völlig zuwider, und vor Richard Wagner gar schlägt er ein dreifaches Kreuz, als habe er es mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns selber zu tun. Und warum? Weil Wagners Kunst und die der anderen, die er verabscheut, nicht allen verständlich ist. Denn in der Allgemeinverständlichkeit sieht er das untrügliche Merkmal der guten Kunst. Deshalb erhalten auch in der fremden Literatur — man darf wohl hinzusetzen: soweit sie Tolstoj zugänglich und verständlich ist — Schillers „Räuber“, Victor Hugos „Les Misérables“, Dickens, Beecher-Stowes „Onkel Toms Hütte“ und George Eliot den Preis! Wie einst Bürger, der Dichter der „Lenore“, seine Dienstmagd zu seinem einzig berufenen Kritiker weihte, so Tolstoj für all und jede Kunst den ländlichen (nicht den mannigfach verbildeten städtischen) Arbeiter. Nur die Kunst, definiert Tolstoj dann weiter, die dem religiösen Bewußtsein unserer Zeit entspricht, ist „gut“.

Dieses „religiöse Bewußtsein" aber muß gipfeln in dem Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit und Hilfsbereitschaft aller Menschen. In einem Nebengelaß dieses einzig geweihten Tempels gibt es dann noch einen Unterschlupf für die sogenannte Volks- oder Alltagskunst, ein Aschenbrödel, das für gewöhnlich hinter dem Herde sitzt und Erbsen ausliest, das nur gerade die gewöhnlichsten, alltäglichsten Gefühle der universellen Menschheit wiedergibt . . .



Athenische Marmorvase als Grabmal. Aus der Epoche des Praxiteles. (Ludwig von Sybel: Weltgeschichte der Kunst im Altertum.)

Man würde über ein derartiges Kunstbanausentum mit mitleidigem Achselzucken hinweggehen können, wenn nicht zugleich doch auch wieder in manchen Einzelheiten Beobachtungen, Erfahrungen und Empfindungen Ausdruck fänden, die den Menschen- und Seelenkenner verraten und tief in Herz und Gemüt dringen. Zudem fordert der Standpunkt, von dem hier die Kunst nur als ein untergeordnetes Element der Menschheitskultur und -gesittung betrachtet wird, Respekt und Beachtung.

Man mag für Kügelgen und Tolstoj — man verzeihe die vom Zufall mehr als von innerer Verwandtschaft geforderte Nebeneinanderstellung! — trotz aller grundsätzlichen Verschiedenheiten am Ende doch noch einen Vergleichungs- und Vereinigungspunkt finden: das ist die religiöse Stimmung, mit der sie an Kunstwerke herantreten. Im Gegensatz dazu erscheint Hippolyte Taine (1828 bis 1893) als der geborene und geschworene Materialisator der Kunst. Zwar ist, wie der Leser seiner jetzt in meisterhafter, einen künstlerischen Stil künstlerisch nachempfindender Übersetzung vorliegenden **Philosophie der Kunst** (zum erstenmal deutsch von Ernst Hardt; zwei Bände; ebenda; mit Buchschmuck von Fritz Schuhmacher; je 4 Mk. geh., 5 Mk. geb.) finden wird, die Lehre des französischen Kunstphilosophen mit dem billigen Schlagwort „Milieutheoretiker" nicht auszuschöpfen, aber die Abhängigkeit des Genies von Ort und Zeit bleibt doch das, was seinen Betrachtungsstandpunkt am entscheidendsten kennzeichnet. Nach ihm ist, pointiert ausgedrückt, jeder große Mann ein Opfer und Werkzeug seiner Zeit und seines Volkes. Er schafft nur, was seine Zeit und sein Volk in ihn hineinhauchen; er braucht nur nachzuzeichnen, was im Buche seiner Zeit schon vorgezeichnet ist. Wenn er Erfolg hat, so zeigt ihm das nur an, daß er in die Kerbe gehauen hat, die die Zeit im Volksempfinden und -verlangen ihm zuvor schon schlug. Alles Hervorragende, über seine Zeit Hinausweisende, alles das, was wir mit einem Goethischen Lieblingswort „Persönlichkeit" nennen, ist ihm Hekuba. Er ist erst wieder glücklich, wenn er alles wieder eben und glatt gemacht hat. Die Trivialität, die in solcher Theorie beschlossen liegt, ist unverkennbar; aber diese Alltäglichkeit, so klein sie erscheint, hat doch auch ihre Größe. Und diese Größe besteht in der Einfachheit und Natürlichkeit, vor der weniger mutige Geister als Taine zage zurückgeschreckt wären. Er hatte den Mut, trivial zu sein, und hat dadurch vieles gesehen, was andere, weit geistreicher als er, vor lauter Bäumen nicht sahen. Er fand das Wort von der „Mechanik der Kunst" und hat ein System daraus entwickelt. Eine einzigartige Darstellungskunst kam ihm dabei zu Hilfe. Sein Stil, von einer merkwürdigen Simplizität und doch so ungemein lebendig, echt französisch durch und durch, fesselt und führt den Leser so glatt dahin, als gäbe es gar keine Hindernisse — für den Ausdruck und die Begriffe so wenig wie für das System. Alles geht ineinander auf, erklärt und vervollständigt einander. Nur daß uns heute schon der kindliche Glaube daran fehlt. Wir haben gelernt, dieser verführerischen Einfachheit gründlich zu mißtrauen, oder fordern zum mindesten doch zu Taines Erklärungsversuchen aus der Umgebung, aus den Außendingen und dem Zeitstrom, mit einem Wort: aus dem „Milieu", die aus dem Individuum, der Persönlichkeit. Jedenfalls wissen wir, wieviel reizvoller das ist und eine wie viel höhere Erhebung der Seele uns das gibt. Deshalb sollen die feinen, klugen und tiefen Gedanken, die Taine überall mit verschwenderischen Händen ausstreut, nicht verachtet werden. Auch über so ganz Eigene und Große, wie Rubens, hat er Dinge gesagt, die erleuchtend und unvergeßlich sind. Wer neben der Lektüre einen biographischen und kritischen Führer zur Hand haben möchte, der die Gesamterscheinung Taines betrachtet, wird guttun, zu Dr. Julius Zeitlers Buch: **Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine** zu greifen (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.). Er findet hier eine logisch und klar gegliederte Darstellung, die seinem Verständnis Taineschen We-



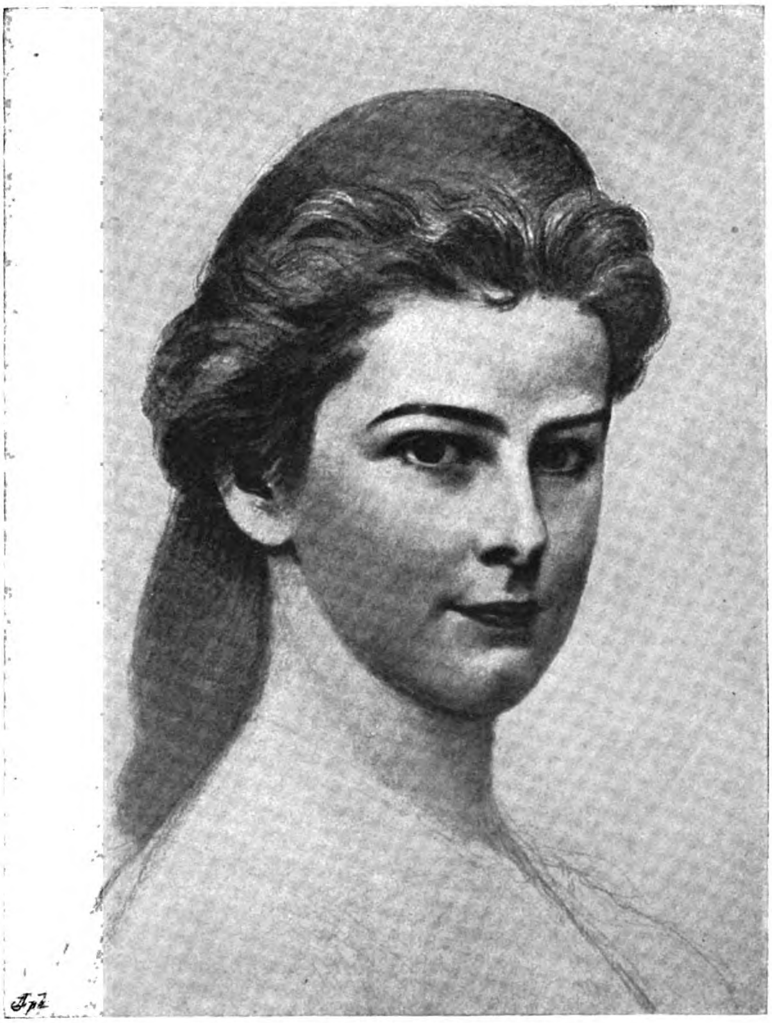
Metilius. (Florenz.)
Aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr.
(Ludwig von Sybel: Weltgeschichte der Kunst im Altertum.)

sens und Tainescher Theorie überall erklärend und vertiefend zu Hilfe kommen wird.

Mag man Taine einen künstlerischen Wissenschaftler nennen, so rühmt sich Lothar von Kunowski, ein „wissenschaftlicher Künstler“ zu sein. Er ist, ehe er zu theoretisieren begann, selbst durch das Feuer der künstlerischen Produktion gegangen und hat alle ihre Mühen, Enttäuschungen und Schmerzen am eigenen Leibe erfahren. Nun verkündet er sein Evangelium in einer Buchreihe, die den bezeichnenden Gesamttitel führt: **Durch Kunst zum Leben** (Leipzig, Eugen Diederichs). Zwei frühere Bände dieser Serie haben wir bereits im Aprilheft 1902 (S. 128) besprochen und charakterisiert. Inzwischen ist ein neuer Band erschienen, der sich **Schöpferische Kunst** betitelt (Bd. II; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) und gewissermaßen eine Fortsetzung und Weiterführung des zuerst erschienenen Bandes ist, darin Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens behandelt wurden. Gegenüber der Überschätzung des Technischen und dem Mangel an Ideengehalt, daran unser modernes Kunstleben vielfach krankt, lehrt Kunowski, wie der Künstler sich selbst erziehen soll, um ein Führer zur Lebenserhöhung für die Menschheit zu werden. Seine Ausführungen weisen schon hinüber auf die heute so eifrig gepflegte „Kunsterziehung“, ein Gebiet, mit dessen hervorragenderen Erscheinungen wir uns in einem späteren Abschnitt näher beschäftigen werden.

Durch all diese einander so widersprechenden Kunsttheoretiker wird das Verlangen nach objektiven Kunstdarstellungen und Kunstgeschichten eher verstärkt als vermindert werden. Drei neu aufgelegte und bearbeitete Werke kommen diesem Verlangen glücklich entgegen. Vornehmlich als Hilfsbuch für Studierende, aber auch als treffliche Anleitung für das Selbststudium hat sich seit Jahren der **Grundriß der Kunstgeschichte** bewährt, den Dr. Friedrich Freiherr Goeler von Ravensburg auf Veranlassung der königlich preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt hat (Berlin W. 35, Verlag von Karl Duncker; Preis geh. 8 Mk.). Jetzt ist von dem Werke die zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. Max Schmid-Aachen, erschienen. Beide, Verfasser und Bearbeiter, standen in praktischem Lehramt an der Königlichen Kunstschule zu Berlin: das wird für die praktische Anlage und Verwendbarkeit des Buches zeugen. In den Kapiteln, die für die neue Auflage hinzugekommen sind, spiegelt sich der Fortschritt, den unsere Kunstwissenschaft inzwischen gemacht hat, oder besser: die Gebietserweiterung, die ihr beschieden war. Neu aufgenommen sind nämlich die Abschnitte über die vorgeschichtliche Kunst und über Ostasien, während die Kunst des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bis auf die jüngsten Tage fortgeführt ist, wobei manches Kapitel völlig erneuert werden mußte. Besonders ausführlich behandelt finden sich, entsprechend der vornehmlich ins Auge gefaßten Benutzung an Kunstschulen, die „Architektursysteme“. Die Abbildungen (elf Tafeln) sind sämtlich durch neue Zeichnungen ersetzt. — Gleichfalls in zweiter vermehrter Auflage ist neuerdings der Grundriß **Weltgeschichte der Kunst im Altertum** von Ludwig von Sybel herausgekommen (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchh.; Preis geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.). Der Titel des Buches, der zunächst manchem sonderbar oder altertümlich erscheinen mag, ist mit gutem Bedacht gewählt. Er deutet an, daß Sybel die Kunst von dem ethnographisch-universalhistorischen Standpunkt betrachtet, der uns bisher nur erst für die politische Geschichte geläufig war und auch dies erst seit kurzem, eigentlich erst seit Helmolts „Weltgeschichte“. Das Werden der Weltkunst zu erzählen, vereinigt Sybels Vortrag immer das zeitlich und geschichtlich Zusammengehörende, die gleich stau-

nenswerten Denkmäler der ägyptischen Baukunst zu Karnak und der frühgriechischen von Mykene, er faßt die Blüte Assyriens und Babyloniens mit dem jugendkräftigen Auftreten der Hellenen zusammen. Ihre Entwickelung vollendete die griechische Kunst in dem Zeitraum Alexanders und seiner Nachfolger, und wiederum lernen wir sie aus der Vereinigung und Vergleichung der Denkmäler von Samothrake und Pergamon, von Pompeji und Rom kennen. So fügt Sybel in die Kunst der römischen Kaiserzeit auch das Altchristliche und Frühbyzantinische ein. In solcher epochenartigen Zusammenfassung gestaltet sich die Weltgeschichte zu einem großen Schauspiel, in welchem ein zahlreiches Personal über die Bühne geht und ein buntes, doch immer geordnetes und übersichtliches Bild vor Augen führt. Im ersten Zeitraum, gleichsam der Exposition des Dramas, treten die Völker einzeln auf, um bereits im zweiten das Zusammen- und Gegenspiel zu eröffnen. Danach wird die Handlung immer einheitlicher, bis sie uns schließlich auf breitem Strome gemächlich dahinträgt. Diese gewiß nicht leichte, schon weil nicht geläufige Aufgabe zu erfüllen, bringt Sybel die besten Gaben und das tüchtigste Rüstzeug mit. Er verfügt über eine energische Darstellungsweise und eine klare, einfache Sprache. Die schöne Phrase, die in unserer Kunstgeschichte noch immer ein Lieblingsfeld sieht, bleibt völlig verbannt. So ist ein Grundriß zu stande gekommen, wissenschaftlich in der Sache, ein Führer durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende, ein „Augenblicksbild der stets flüssigen, von Hypothesen geführten Wissenschaft". Weder Denkmälerbeschreibung noch Künstlergeschichte, sondern Kunstgeschichte ward bezweckt. Reichhaltige Fußnoten geben dem Benutzer, dem Studierenden wie dem künstlerisch genießenden und sich zugleich bildenden Laien, die neuere Literatur an die Hand. Die Verlagshandlung hat diese „Weltgeschichte der Kunst" mit einem reichen Bildermaterial ausgestattet. Von den 380 Textillustrationen, zu denen sich noch drei geschmackvoll ausgeführte farbige Tafeln gesellen, mögen die hier wiedergegebenen beiden Abbildungen auf S. 577 und S. 578 eine Vorstellung geben. — Noch im Erscheinen begriffen ist die zweite Auflage der **Geschichte der bildenden Künste** von Dr. Adolf Fäh, dem Stiftsbibliothekar in St. Gallen (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung). Sie soll in zwölf monatlichen Lieferungen von etwa je vier Bogen Lexikonformat abgeschlossen sein (jede Lieferung Mk. 1.70). Die Änderung des Ti-



Georg Raab: Kaiserin Elisabeth von Österreich.
(Ludwig Hevesi: Österreichische Kunst.)

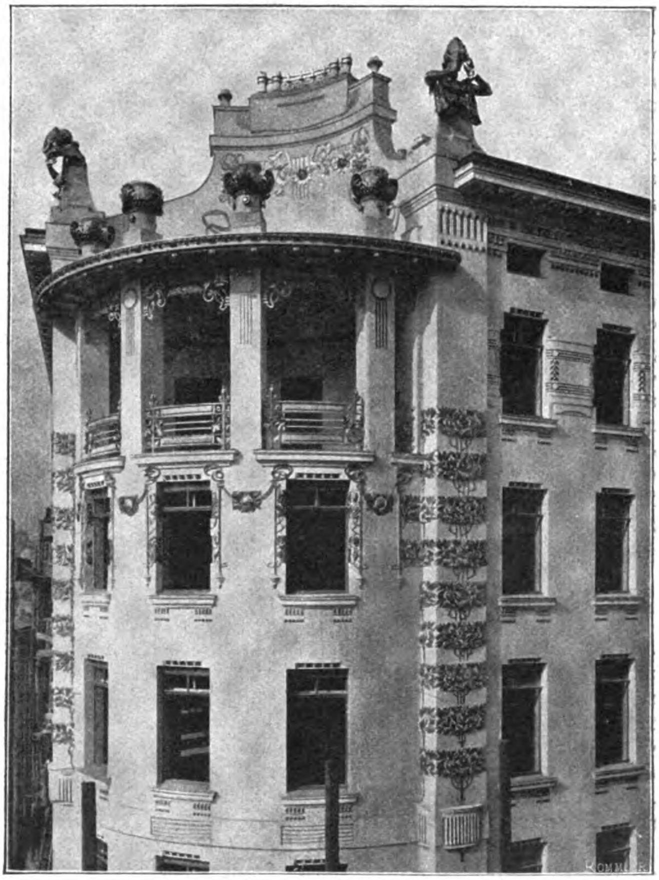
tels — die erste Auflage nannte sich „Grundriß“ anstatt „Geschichte“ — hat ihre guten Gründe. Dank wiederholter Durchprüfung von Text und Bildermaterial neben durchgreifenden Verbesserungen und Ergänzungen hat nämlich das Werk nunmehr eine weit größere Ebenmäßigkeit gewonnen. Neu aufgenommen ist u. a. die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Dieser Umstand ist bezeichnend, wie das immer kräftigere Verlangen am Ende auch so konservative Darstellungen wie die Fähsche zwingt, dem lebendigen Interesse an der uns naheliegenden Zeit Rechnung zu tragen. Besondere Sorgfalt ist, soweit wir nach den uns vorliegenden ersten sieben Lieferungen urteilen können, den Illustrationen gewidmet. Eine Reihe von Bildern ist ganz neu hinzugekommen. Die hochentwickelte, auf die Genauigkeit der Photographie sich stützende Reproduktionstechnik unserer Tage ermöglicht ja namentlich bei Erzeugnissen der Plastik und Malerei eine Treue der Wiedergabe, wie sie früher selbst der sorgfältigste Holzschnitt nicht zu bieten vermochte. Diese Technik ermöglichte dann ferner auch, den Farbendruck in größerem Umfang in den Dienst des Werkes zu stellen. Wie bekannt, richtet sich Fähs Darstellung hauptsächlich an Studierende und jene Gebildeten, die dem Kunstleben der Vergangenheit nur aus Liebhaberei ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Deshalb ist von einer Namen- und Datenfülle abgesehen worden, um dafür desto mehr Sorgfalt der scharfen Zeichnung der Epochen und ihrer Richtungen zu schenken.



K. von Zumbusch: Das Maria-Theresia-Denkmal in Wien.
(Ludwig Hevesi: Österreichische Kunst.)

Keine Kunstepoche braucht so sehr der Erläuterung durch die Kenntnis der gleichzeitigen sozialen und politischen Verhältnisse wie die der Renaissance. Eine zusammenfassende und entwickelnde Behandlung dieser für die Geschichte des menschlichen Geistes so bedeutenden Zeit wird deshalb besonders willkommen sein. Wir finden sie, wenigstens für die italienische Renaissance, in dem Buche von C. Brandi, Professor an der Universität Göttingen: **Die Renaissance in Florenz und Rom** (zweite Auflage; Leipzig, B. G. Teubner; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.), das in mancher Beziehung mehr gibt, als sein Titel verspricht. Alle wichtigen Erscheinungen des Lebens, Sozialgeschichte und Politik, Kunst und Wissenschaft, kommen hier gleichmäßig zur Geltung. Vom Ausgang des Mittelalters, vom heiligen Franz und Dante, führen uns die hier vereinigten acht Vorträge zur Florentiner Gesellschaft der Frührenaissance und den Anfängen des Humanismus, zu Petrarca und Boccaccio. Den Mittelpunkt des ersten Teiles bildet die Schilderung der Kunst des Quattrocento. Der Prinzipat der Medici und das Auftreten Savonarolas schließen die Renaissance in Florenz ab. Der zweite Teil gipfelt in der Darstellung der klassischen Kunst, im Leben und in den Werken der großen Meister Raffael und Michelangelo, die besonders ausführlich behandelt sind. Diese Darstellung hebt sich wirkungsvoll ab von dem Hintergrund des im ersten Kapitel gezeichneten Gemäldes des Fürstentums der Päpste, der römischen Gesellschaft und Kultur. Abgeschlossen wird das Ganze durch die Geschichte des „Endes der Renaissance“, wie sie durch das

Eingreifen der fremden Mächte und den Sieg der Gegenreformation bedingt wird. Der vornehmen Ausstattung des Buches kommen die im Stil der Renaissance gehaltenen Zierleisten, Initialen usw. sehr zu statten. — Es ist der deutsche, klug und vorsichtig abwägende, methodische Gelehrte, der in diesen acht Vorträgen über die Renaissance spricht. Temperamentvoller und eigenmächtiger tritt Walter Pater, der Engländer, an **Die Renaissance** heran. Seine „Studien in Kunst und Poesie“, die Wilhelm Schölermann zum erstenmal ins Deutsche übersetzt hat (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.), sind Muster des Essays, dessen Kunstform ja Paters Landsleute erst ausgebildet haben. Nicht übel hat man dessen schlichte Sätze von formelhafter Knappheit mit den genialen Frankfurter Rezensionen des jungen Goethe verglichen. Jedenfalls erweist sich Pater als eine Individualität von staunenswerter Schmiegsamkeit und Gewandtheit, als ein genialer und intuitiver Nachschöpfer fremder und entlegener Kulturen und komplizierter Persönlichkeiten, von einer mimosenhaften Feinfühligkeit für die verschwiegensten, zartesten Probleme und Köstlichkeiten eines Kunstwerkes und einer Epoche. Die Sehnsucht unserer Zeit, das Leben künstlerisch zu durchdringen, mit Kunst zu sättigen und dadurch gleichsam zu verdoppeln, jedenfalls wertvoller zu machen, findet in ihm ihren Erfüller. Er ist in vielem der Antipode Taines. Ihm ist Kunst Lebensinhalt und Lebensausdruck des Genies. Nicht umsonst hat er sich der Renaissance mit so begeisterter Liebe hingegeben, einer Zeit, die sich in „Persönlichkeiten“, die Masse imponierend überragenden, großen Erscheinungen dokumentierte. Von der Vorrenaissance in Frankreich geht Pater aus, von der fabulierenden Dichtung der Provence, die zuerst in das Mittelalter die Grazie trug, um mit Winckelmann, einem Nachzügler der Renaissance, zu schließen. Dazwischen verweilt er bei Dante, bei Lionardo, bei dem italienischen Gelehrten Pico della Mirandola, bei Sandro Botticelli, bei Luca della Robbia, bei Michelangelo und der Schule des Giorgione. Das Kapitel über Lionardo gehört zu dem Schönsten und Herrlichsten, was je — auch Jakob Burckhardt und Graf Gobineau nicht ausgenommen — über eine künstlerische Erscheinung der Renaissance geschrieben worden ist! Im höchsten Grade besitzt Pater die Gabe, die er selbst am Kritiker über alles schätzt: die Fähigkeit, durch schöne Dinge tief bewegt zu werden. „Für den Kritiker sind alle Typen, Perioden oder Schulen des Geschmacks an sich gleichbedeutend. Zu allen Zeiten hat es einige vortreffliche Werkmeister und einige vorzügliche Werke gegeben. Die Frage, die er stellt, lautet allemal: In wem verkörpert sich die Regung, Schöpferkraft und Zustimmung einer Zeit? Wo war der Sammelplatz und Behälter ihrer Höhenrichtung, Verfeinerung und Durchbildung?“ An sie hält sich Pater, sie ergründet und bildet er neu aus seinem Geiste, der sich ganz in sie hineingelebt hat. Vieles von dem, worauf Pater fußt, ist heute tatsächlich überholt, mehr noch von dem, was er sagt, inzwischen — sein Buch ist in England bereits vor dreißig Jahren erschienen —, in Scheidemünze umgesetzt und durch „ehrliche Makler“ des kunstkritischen Weltmarktes unter die Leute gebracht worden. Wir dürfen das den Vater



Otto Wagener: Haus an der Wienzeile in Wien.
(Ludwig Hevesi: Österreichische Kunst.)

der Gedanken nicht entgelten lassen; historisch betrachtet, gehört er zu den Vorläufern und Führern der Bewegung, die in der präraffaelitischen Schule Englands gipfelt.

Wie nahe unser von der Sehnsucht beflügelter Geschmack heute wieder der Renaissance gerückt ist, mag der nur scheinbar rein zufällige Umstand bezeugen, daß sich in unserer Übersicht kein Werk darbietet, das sich mit der Zwischenzeit zwischen Renaissance und Gegenwart beschäftigt. Vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert geht es ohne Zwischenstufe gleich zum neunzehnten. Eine neue Darstellung der Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts beginnt im Verlage von E. A. Seemann, Leipzig, zu erscheinen, und man darf ihr wohl prophezeien, daß sie ein großes Publikum finden wird. In vierzehn in dem bekannten Format der „Berühmten Kunststätten" gehaltenen Bänden soll diese **Geschichte der modernen Kunst** alle Kulturländer umspannen. Die Bände sind handlich und billig (3 bis 4 Mk.), das Abbildungsmaterial ist geschickt und geschmackvoll ausgewählt. Auch wird es ein gutes Vorurteil erwecken, daß die Arbeit unter eine ganze Reihe von Kennern verteilt ist, und zwar möglichst an solche, die in dem zu behandelnden Gebiet eingesessen und heimisch sind. In der Tat: für einen Deutschen würde es schwierig sein, von der ungarischen, russischen oder spanischen Kunst der Gegenwart ein lebenstreues und anschauliches Bild zu zeichnen. Dazu gehört die stete, langjährige Fühlung mit dem Volksgeist, mit der Kultur des Landes wie mit seiner Tradition. Aus diesem einleuchtenden Grunde ist die Darstellung der modernen **Österreichischen Kunst** dem Wiener Schriftsteller Ludwig Hevesi übertragen worden, der als einer der besten Kunstschriftsteller Österreichs sich wiederholt bewährt hat. Hevesi hat denn auch in den beiden schmalen Bänden, in denen er die österreichische Kunst von 1800 bis 1848, sodann von 1848 bis 1900 behandelt, ungemein fesselnde, farbenreiche Bilder entworfen, die man vielleicht hier und da noch etwas inniger verknüpft und unter große Gesichtspunkte gerückt sehen möchte, die aber die einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten in aller nur wünschenswerten Schärfe zeichnen. Hevesis Hauptquelle war augenscheinlich das eigene Erlebnis während eines halben Jahrhunderts, das unter anderm zahlreiche posthume und retrospektive Ausstellungen bot. Das Werden Neu-Wiens hat er mit erlebt, teils als bloßer Zuschauer, teils als Kritiker, und dem persönlichen Verkehr mit den hervorragendsten Künstlern dankt er, wie er hervorhebt, manchen lehrreichen Blick in die Heimlichkeiten der Entwickelung. Von dem reichen, den Text auf Schritt und Tritt belebenden Bilderschmuck geben wir hier auf Seite 579, 580 und 581 einige Proben. — In derselben Sammlung hat Karl Eugen Schmidt, seit Jahren in Paris heimisch, **Die französische Malerei von 1800—1900** dargestellt (Band I). Ihm war es durch mancherlei Vorarbeiten leichter gemacht, die großen gliedernden Bewegungen und Schulen im Auge zu behalten, wie Romantizismus, Realismus, Freilicht und Impressionismus, die Bretagne usw., ohne daß darüber die einzelnen hervorragenden Gestalten verschwinden. — In das Werden der neuen französischen Malerei hat an zwei wichtigen Punkten Emile Zola eingegriffen. Im Jahre 1866 schrieb er seine Salonberichte für das „Evénement", das später der „Figaro" wurde; dreißig Jahre später wandelte ihn die Lust an, noch einmal sich über Malerei hören zu lassen und dabei zu untersuchen, wie seine Voraussagungen vor der Wirklichkeit standgehalten hatten. Er schrieb eine neue Besprechung des Salons, die ebenfalls wieder im „Figaro" erschien. Beide Berichte, um Zolas Schriften über Manet vermehrt, sind jetzt in deutscher Übersetzung als erster Band einer neuen „Bibliothek hervorragender Kunstschriftsteller" unter dem Titel **Malerei** im Verlage von Bruno Cassirer in Berlin erschienen (mit einer Einleitung von Hermann Helferich und dem Porträt Zolas von Manet). Es ist also hier alles vereinigt, was von Zolas kunstkritischen Arbeiten wichtig und



Max Klinger: Kassandra. Seitenansicht.
(Julius Vogel: Max Klingers Leipziger Skulpturen.)

erreichbar war. Als Zola über Manet schrieb, war er ein Romancier von sechsundzwanzig Jahren. Er hat ihn schwerlich ganz begriffen und setzt manches herab, was heute unter Manets Werken obenan steht. Aber Zolas schriftstellerisches Talent feierte gerade in diesen Manet-Aufsätzen seine höchsten Triumphe. Nie ist eine Malerei besser auseinandergelegt worden. Alle Momente werden angeführt, durch die sich Manets Malerei von anderen unterscheidet. Zola gibt den allgemeinen Eindruck der Manetschen Bilder wieder, ihre Besonderheiten, ihren Reiz und erschöpft oft mit einem einzigen Wort ganze Seiten seines Wesens. So bringt er es fertig, daß Manets Gemälde vor dem Auge des Lesers aufsteigen. Unter Zolas Worten über Kunst ist keins so berühmt geworden wie sein „Ein Kunstwerk ist ein Winkel (coin) der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament.“ Dieser Ausspruch paßte für Manets Gemälde so ausgezeichnet, daß die Meinung aufkommen konnte, Zola habe dies Wort im Hinblick auf Manet geschaffen. Dem ist nicht so, wie wir aus dieser deutschen Ausgabe erfahren: der Ausspruch erscheint vielmehr in Zolas Schriften, schon ehe er Kunstkritiken verfaßte. Die Entstehung des Wortes ist so interessant, daß wir einen Augenblick dabei verweilen möchten. In einem das Zauberbild einer zukünftigen Stadt vorführenden Buche hatte Proudhon den Künstlern in ihr die Rolle zugedacht, daß sie die Menschen belehren und ihnen zu Diensten sein sollten. Hiergegen wendete sich Zola. Er erwiderte, es sei irrig, die Aufgabe von Kunstwerken darin zu erblicken, daß eine verklärte Vorstellung von der Natur und von uns zu Gunsten einer Vervollkommnung der Menschen gegeben werde. Nicht dann erstiege die Kunst den Gipfel, wenn ein Kunstwerk das Erzeugnis einer ganzen Epoche sei, sondern nur dann, wenn ein Kunstwerk persönlich sei. Es gäbe eine Kunst der Nationen, doch er zöge ihr die Kunst der Individuen vor, nur diese zerreiße ihm das Herz. Nur ein solches Kunstwerk lebe für ihn, das eine Originalität habe. Einen Menschen müsse er in einem Kunstwerk wiederfinden, sonst lasse es ihn kalt. Proudhon, der Wahrheitsapostel, könne von dem Künstler nichts anderes verlangen, als daß er sich selbst gäbe; unmöglich könne er verlangen, daß sich ein Künstler modele, daß er sich verleugne, daß er sich verwandele — daß er lüge. Ein Kunstwerk sei ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament. In Rubens' „Kirmeß“, führte er dann weiter (nach Taine) aus, sei die Raserei der Orgie das Ideal, in Raffaels „Galatea“ sei das Ideal die stolze, reine, liebliche Schönheit. Michelangelo habe die Muskeln verstärkt, die Lenden verdreht, manche Glieder auf Kosten der übrigen vergrößert. Hierdurch habe er sich von der Wirklichkeit befreit und Riesen seinem Herzen gemäß geschaffen, die an Schmerz und Kraft schrecklich wären. Der Künstler sei unabhängig von der Natur; von dem alten „Gesetze des Schönen“ bleibe er verschont; nicht die Natur zu kopieren, sondern zu interpretieren, gilt es ihm; er lasse sich lediglich durch die Art bestimmen und lenken, wie seine Augen beschaffen sind. „Ich spreche meinen ganzen Gedanken aus,“ fährt Zola fort, „indem ich sage, daß ein Kunstwerk ein Winkel (Stück) der Schöpfung ist, gesehen durch ein Temperament ...“ Dies ist selbst nur ein winziger „Winkel“ aus den Temperamentsäußerungen des Franzosen über die Kunst; aber man wird unschwer ihren Reiz und

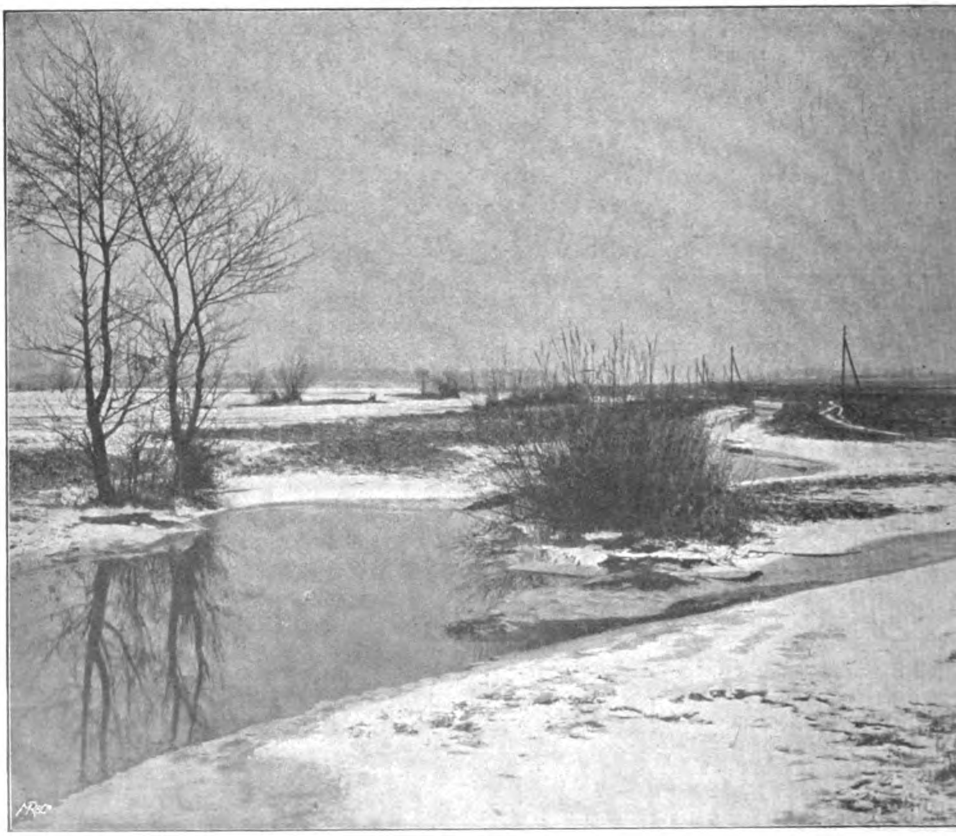


Max Klinger: Kopf der Salome.
(Julius Vogel: Max Klingers Leipziger Skulpturen.)

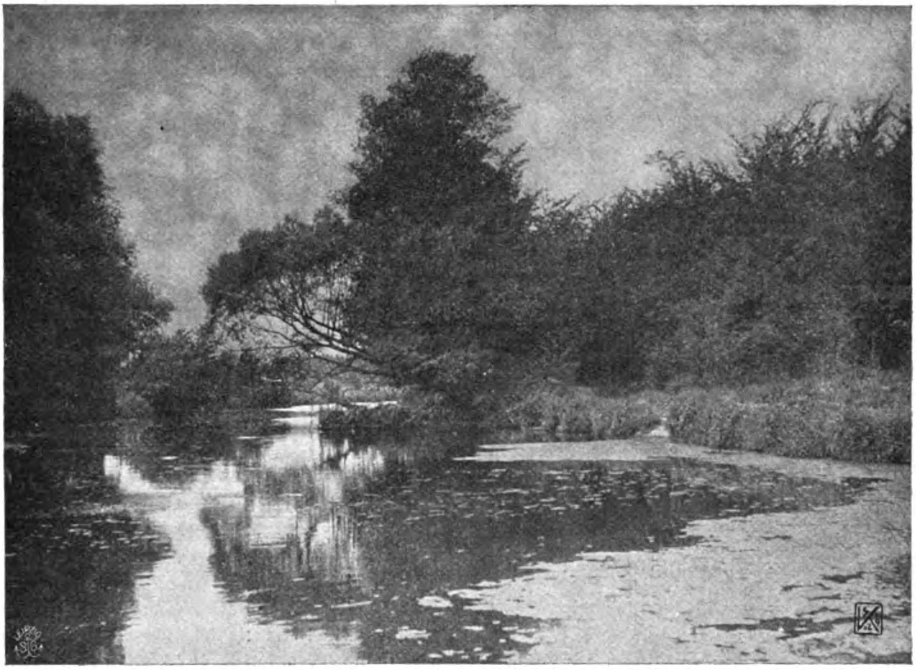
ihre theoretische Bedeutung danach beurteilen können. Nirgends zeigen sie sich schöner und reicher als in Abschnitten, wie in dem über Courbet, wo das Thema sich mit Zolas eigener Persönlichkeit deckt. — Zolas bahnbrechenden Kritiken über die französischen Impressionisten reicht ein neues Bändchen der von Richard Muther herausgegebenen Bardschen Sammlung „Die Kunst“ die Hand, darin Julius Meyer-Graefe, wie Schmidt seit Jahren mit Paris und der Pariser Kunst vertraut, über den **Modernen Impressionismus** spricht (Berlin, Julius Bard; kart. Mk. 1.25, in Leder geb. Mk. 2.50). Doch beschränkt er sich nicht auf Frankreich, er greift auch nach Belgien hinüber und zieht auch Japan in den Kreis seiner Betrachtungen. Daraus wieder leitet er dann die glänzende Charakteristik Toulouse-Lautrecs ab, um mit einer feinen Skizze Paul Gauguins zu schließen. Meyer-Graefes Büchlein, eigen und reizvoll ausgestattet wie alle Bändchen dieser Sammlung, ist mit einer kolorierten Kunstbeilage und sieben Vollbildern in Tonätzung nach Gemälden Toulouse-Lautrecs, van Rysselberghes, Harunobus, des Japaners, geschmückt.

Wie Frankreich sein Barbizon am Rande des Waldes von Fontainebleau, so hat Deutschland sein Worpswede. Unsere Leser kennen den Ort, seine Malerkolonie und seine Kunst aus dem illustrierten Aufsatz von Karl Krummacher, der im Aprilheft 1899 unserer „Monatshefte“ erschienen ist. Zwei neuere Schriften, hübsche, stimmungsvoll geschriebene und ausgestattete Büchlein, werden deshalb hier nur aufgeführt zu werden brauchen, um Beachtung und Interesse zu finden. Es sind Paul Warnckes, des plattdeutschen Reuterbiographen, **Worpswede**, eine Schilderung der Landschaft, der Entstehung der Künstlerkolonie und ihrer Arbeiten (Berlin W. 9, Meyer u. Wunder, Heimatverlag; Preis 1 Mk.), und Franz Diederichs **Worpsweder Stimmungen** (ebenda; Preis 2 Mk.; mit Titelzeichnung von Karl Krummacher in Worpswede), eine Sammlung von Gedichten, Prosaskizzen und -studien, die aus der Worpsweder Landschaft herausklingen.

Das fruchtbare Feld der Künstlermonographien und was in weiterem Umkreise dazu gehört, braucht um jungen Nachwuchs aus älterer und neuerer Zeit nicht zu sorgen. Nur einige wenige von den neueren Erscheinungen, die auf Beachtung Anspruch machen dürfen, seien hier hervorgehoben. Zunächst die feine Silhouette, die Professor Richard Muther von **Lukas Cranach** gezeichnet hat, ein Essay, der sich, wie alles,



Winterlandschaft. Kunstphotographie von A. Wande, Salzwedel.
(F. Matthies-Masuren: Photographische Kunst im Jahre 1902.)



Flußlandschaft. Kunstphotographie von S. Kobitschek, Wien.
(F. Matthies-Masuren: Photographische Kunst im Jahre 1902.)

was aus Muthers Feder kommt, durch eine eigene scharfe Note auszeichnet. Diesmal ist es die Gegenüberstellung von Cranachs Provinzialgeschmack zu seinem echten dichterischen Naturgefühl. Das Bändchen ist in der breits oben erwähnten Bardschen Sammlung „Die Kunst" erschienen (Berlin, Julius Bard) und mit einigen ausgewählten Cranachschen Bildern in Reproduktionen versehen, die in ihrer der Gravüre nahekommenden Technik sehr glücklich genannt werden müssen. — Eine kleine, lehrreiche Schrift über **Danneckers Ariadne** von K. Beyer-Boppart (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening; mit Illustrationen; Preis 1 Mk.), die die Entstehungsgeschichte des Bildwerks erzählt, es künstlerisch im Zusammenhang mit dem Gesamtschaffen Danneckers würdigt und namentlich den Einfluß des Kunstmäcens Staatsrats Simon Moritz von Bethmann auf das Kunstwerk untersucht, sei hier nur in Rücksicht auf den im vorigen Juliheft veröffentlichten Aufsatz von Rudolf Krauß über „Danneckers Schillerbüsten" erwähnt. — Ungleich wichtiger und inhaltsreicher sind die Tagebuchblätter aus dem Nachlaß des Schweizers Otto Lasius, die sich mit **Arnold Böcklin** beschäftigen (Berlin, F. Fontane u. Co.; mit einem Bilde Böcklins; Preis 3 Mk.). Sie stammen aus den Jahren 1884 bis 1889, wo Lasius, der selbst Maler war, in Zürich in stetem Verkehr mit dem Meister war und aus diesen Beziehungen alles irgendwie Interessante niederschrieb. Seine Aufzeichnungen müssen als willkommene Ergänzung zu denen Rudolf Schicks begrüßt werden, der vor einigen Jahren über Böcklins Kunstanschauungen und Weltauffassung, wie zu Floerkes Buch, das von seiner Technik und seinen intimen kritischen Urteilen über Zeitgenossen so Überraschendes zu berichten wußte. Unbefangener und offeneren Blicks als Schick blickt Lasius in Böcklins Welt. Nicht bloß der Künstler, auch der Mensch zieht ihn an und sagt ihm vieles, was andere nicht gesehen haben. Was uns in diesen Heften kürzlich Adolf Frey aus eigenen Erinnerungen berichtet hat: wie stark nämlich der musikalische Einfluß bei Böcklin war, das erhalten wir hier bestätigt. Bach verehrte er abgöttisch, Wagner ließ ihn kalt. Einige von Lasius überlieferte Aussprüche sind nicht minder derb als die, welche Floerke aufgezeichnet hat, aber fast alle zeugen zugleich von einer menschlichen Wärme und Milde, die mit der Derbheit ohne weiteres versöhnt. „Keine Form ist ewig," heißt es einmal, „man kann keine Kunstgesetze aufstellen, wie es die Herren Kunstgelehrten tun; die Kunst ist ewig jung, so lang noch ein fühlendes Herz schlägt. Kunst ist nichts anderes als ein ewiges Kämpfen gegen das Bestehende." Und an einer anderen Stelle Böcklins Wort über das Genie: „Genie ist eiserner Fleiß, scharfe Beobachtung und lange Erfahrung. Wer die Welt nicht kennt, wer sie nicht studiert hat, kann sie auch nicht schildern. Die Erfahrung vererbt sich nicht, jeder muß sie sich mühevoll selbst sammeln und prüfen, wie er sie seinen besonderen Zwecken dienstbar machen kann. Unbekümmert um die Welt, soll jeder Künstler malen, wie's ihm ums Herz ist, zur eigenen Freude und Beglückung — dann wird er auch die Welt er-

freuen und beglücken ..." Kein Freund Böcklinscher Kunst sollte an diesem sympathischen und aufschlußreichen Bekenntnisbuch vorübergehen. — Einem Siebzigjährigen, dem im vergangenen Jahre die Jubiläumslichter angezündet waren, gilt eine das Wesen seiner fröhlichen Kunst feinsinnig deutende Studie von Georg Hermann, der unseren Lesern ja nicht unbekannt ist: seine Schrift über **Wilhelm Busch**, mit einem guten Bildnis des Künstlers versehen, ist in der von Dr. Hans Landsberg herausgegebenen Sammlung „Moderne Essays zur Kunst und Literatur" (Berlin, Gose u. Tetzlaff; Preis 50 Pf.) erschienen. — Wie Lasius Böcklin, so interpretiert Professor Dr. Julius Vogel **Max Klingers Leipziger Skulpturen**, also die Salome, die Kassandra, Beethoven, das badende Mädchen und Franz Liszt, aus einem langjährigen persönlichen Umgang mit dem Künstler (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.; Preis 3 Mk.). Seine Erläuterungen wenden sich an Freunde der Kunst, die eines Kommentars und einer Einführung in die Klingersche Plastik bedürfen. Es handelt sich hier also im wesentlichen um eine sachliche Erläuterung, da, wie auch Vogel tut, für die rein künstlerische Seite der Frage immer wieder auf Georg Treus Studie über Klinger als Bildhauer verwiesen werden muß. Die Objektivität oder besser: das ernstliche Streben nach Sachlichkeit macht sich in dem bescheidenen und doch so gehaltreichen Buche aufs angenehmste bemerkbar. Von der Illustrierung der Schrift (30 Abbildungen nach den Originalen) mögen unsere beiden Proben (S. 582 u. 583) eine Vorstellung geben.

Von Millets Leben und künstlerischem Schaffen hat Walter Gensel im vergangenen Jahre einen knappen Abriß in einer Knackfußschen Künstlermonographie gegeben; einen eigenen Artikel über den Meister von Barbizon wird zudem eins unserer nächsten Hefte bringen. Wir begnügen uns deshalb fürs erste darauf hinzuweisen, daß Julia Cartwrights Buch: **François Millet, sein Leben und seine Briefe** jetzt auch in deutscher Übersetzung (von Clara Schröder) vorliegt (mit einer Heliogravüre: Millets Selbstbildnis aus dem Jahre 1846/1847; Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Millet gehört zu denjenigen Künstlern, bei denen Leben und Schaffen eng verwachsen ist, bei denen eins durch das andere erklärt werden muß. Seine Kunst ist durchaus der Ausdruck seines Wesens. Selbst ein Bauer unter Bauern, hat er den Inhalt des Landlebens in einer Reihe unsterblicher Bilder dargestellt. Die Eindrücke, welche er wiedergibt, hat er in sich aufgenommen, als er noch mit eigener Hand auf der väterlichen Scholle arbeitete. Aber dieser Stoff war neu in der Kunst, und da der junge normännische Künstler es wagte, seinen eigenen Weg zu gehen, begegnete er nicht nur den Vorurteilen eines unwissenden Publikums, sondern auch dem Hohn und Haß der Berufsgenossen. Die Leiden trübten seine Tage und kürzten die Zahl seiner Jahre, aber sie drückten seinen Geist nicht nieder und brachen nicht seine Kraft. Bis zum letzten Atemzuge blieb er seiner menschlichen und künstlerischen Überzeugung getreu: „Als Bauer bin ich geboren, als Bauer will ich sterben; ich will sagen, was ich fühle, und die Dinge malen, wie ich sie sehe." Wie als Künstler, so übt Millet auch als Persönlichkeit einen wunderbaren Zauber aus, durch seinen Mut und sein Unabhängigkeitsgefühl, durch seine Güte und seinen schlichten Glauben. Für einen Bauer von außergewöhnlicher Bildung bewies er in allen Dingen ein feines geistiges Verständnis. Seine Briefe sind voll ernster, treffender Aussprüche, durch sein Leben geht bei aller Schwermut eine tiefe Strömung der Hoffnung. So kann er zugleich erhebend, vorbildlich und erziehend wirken.

Von jeher hat der Essay in seiner von Emerson, Carlyle, Pater und Herman Grimm ausgebildeten künstlerischen Form in der bildenden Kunst eins seiner Lieblingsfelder gefunden. Aber nur wenige hat es gegeben, die sich von der Sorge um die Erfüllung der diffizilen Kunstform nicht irgendwie und -wo ihr individuelles Temperament etwas beschneiden oder dämpfen ließen. Zu diesen wenigen, die auch in ihren „Kleineren Schriften" ihre natürliche Geradheit und Kernigkeit behaupten, gehört Georg Hirth, der Herausgeber der Münchener „Jugend". Er trägt sein Herz auf der Zunge und verleugnet keinen Augenblick seinen Charakter, ob er nun, wie in seinen **Wegen zur Kunst** (2. Auflage, I. Band; vollständig in 5 Lieferungen zu je 80 Pf.; München, Verlag der „Jugend"), in scheinbar flüchtigen Aphorismen allerlei Fragen der Kunst und des Kunstlebens beleuchtet oder eine kurze Geschichte der malerischen Auffassungen und Techniken vom Altertum bis ins neunzehnte Jahrhundert entwickelt oder die „Wege zur Kennerschaft" weist, indem er sich die Fragen: Ist es ein gutes Bild? Ist es ein echtes Bild? aufwirft. Am meisten er selbst ist er jedoch, sobald er an aktuelle Fragen des Tages anknüpft, um in kampfesfrohen Worten seine unverblümte Meinung zu sagen: über das Erotische in der Kunst, über gekrönte Kunstkenner, über den angeblichen Niedergang Münchens als Kunstmetropole, über die Furcht vor dem Nackten. Sein Feuer entzündet auch den Leser bald, seine Wärme hält fest, seine Frische erquickt. Hirths köstlichste Gabe, die gerade seine Wirkung auf das große Publikum so stark macht, ist sein gesunder Humor, der ihn auch bei den ernstesten und heiligsten Dingen nicht verläßt. — Eine besondere, reizvolle Form hat sich Julius Norden, den unsere Leser als Verfasser des Aufsatzes über Ludwig Manzel kennen, in seinen **Berliner Künstler-Silhouetten** geschaffen, einer Sammlung von Essays über hervorragende Berliner Maler und Bildhauer (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Er tritt in der Maske eines Interviewers auf, indem er die einzelnen Künstler bei ihrer Arbeit, in ihren Ateliers aufsucht und uns nun an der lebhaften Unterhaltung teilnehmen läßt, zu der er auch die größten

Schweiger im Reiche der Kunst, wie die kleine Exzellenz Adolf von Menzel, gar bald zu bewegen weiß. Gesprächiger schon ist Anton von Werner, ein Kämpfer für seine Überzeugung auch im Atelierkittel, ein Mann, der aus dem abgezirkelten Heiligtum der Kunst gern, wie sich auch hier zeigt, auf den offenen Markt des politischen und sozialen Lebens hinausschreitet und über die Beziehungen der Berliner Künstlerschaft zur großen Landes-Ausstellung, zum Fiskus usw. recht Frappantes zu sagen weiß. Wieviel Charakteristisches oft schon in der Sprechweise der Künstler liegen kann, zeigt Liebermann, der sich am liebsten im reinsten Berlinisch expektoriert. Aber auch verschlossene Träumer- und Abseitsnaturen wie Melchior Lechter und Lesser Ury bringt Norden zum Reden. Bei manchen der unverhüllten und ungeschminkten Äußerungen wandelt uns freilich, wie bei Floerkes Böcklin-Buch, die Furcht an: Sind diese Offenheiten wirklich auch für die Öffentlichkeit? So wenn Menzel Böcklin zaust, Werner die Prellschen Wandmalereien zerpflückt, die der Kaiser für den Palazzo Caffarelli bestellt hatte, oder Begas über den Standort seines Kaiser-Wilhelm-Denkmals schmollt. Außer den schon genannten Künstlern kommen noch Ludwig Knaus, Max Kruse, Franz Skarbina und Eugen Bracht zu Wort. — Wenn Norden den Titel „Silhouetten" völlig hätte rechtfertigen wollen, hätte er uns doch wohl neben das zufällige Augenblicksselbstbildnis, das die Künstler von sich entwerfen, ein von seiner eigenen Hand gezeichnetes hinhängen müssen; so erst hätten wir ein einigermaßen objektives Bild erhalten. Der Titel **Skizzen und Silhouetten** will mir deshalb besser als auf sein Buch auf das eines anderen unserer Mitarbeiter passen: auf Georg Hermanns Essaysammlung (Darmstadt, Eduard Roether; geh. 4 Mk.), darin er in seiner feinen, nachfühlend eindringenden Art außer Aufsätzen über weitere Themata wie „Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung", „Einiges über München als Kunststadt" usw. Porträts von Liebermann, Böcklin, Segantini, Oberländer, Th. Th. Heine, Hans Baluschek u. a. entwirft und wie München so auch Dresden und Hamburg als Kunststädte skizziert. — Allgemeine Fragen der Kunst behandelt in entschlossenem, anregendem Stil Hermann Obrist, der Münchener Bildhauer, in seinem Essaybande **Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Er fragt sich: Was ist Kunst, wozu schreibt man über Kunst, und hat das Publikum ein Interesse, das Kunstgewerbe zu heben? Er spricht über den künstlerischen Kunstunterricht und erörtert die Zukunft unserer Architektur. Das nur ein paar der Gegenstände, über die sich Obrist in seiner frischen, temperamentvollen Weise hören läßt. Die Abschnitte über künstlerische Wohnungsausstattung haben insbesondere unseren Hausfrauen viel Beherzigenswertes zu sagen.



Frauenbildnis. Von Dr. V. Spitzer, Wien.
(F. Matthies-Masuren: Photographische Kunst im Jahre 1902.)

Mit dem Schlagwort „Kunsterziehung", das wie alle Schlagwörter nur notdürftig die Sache

deckt, die gemeint ist, bezeichnen wir seit einiger Zeit einen besonderen Zweig der Kunstpflege, welcher deshalb so wichtig ist, weil er sich hauptsächlich an die Jugend wendet. In Dresden hat ja vor zwei Jahren ein besonderer Kongreß dafür stattgefunden, und die Verhandlungen sind später (bei R. Voigtländer in Leipzig) im Druck erschienen. Die Bewegung ist jedoch nicht von heute oder gestern, sie hat vielmehr bereits eine Art geistiger Ahnengalerie: in den Aufsätzen über Ruskin und Alfred Lichtwark haben die Leser erst vor kurzem eingehenderes darüber gehört. Jetzt bietet Konrad Lange, der Verfasser des



Matthäus Schiestl: Schutzenglein.
(Breitkopf u. Härtels Zeitgenössische Kunstblätter.)

letzthin hier ausführlich besprochenen Werkes über das „Wesen der Kunst", Professor der Kunstwissenschaft an der Universität Tübingen und Inspektor des Stuttgarter Kunstmuseums, in einer eigenen kleinen Schrift: **Das Wesen der künstlerischen Erziehung** (Ravensburg, Otto Maier) die Gedanken und Darlegungen, die er in seiner auf der Dresdener Tagung gehaltenen Rede wegen Zeitmangels nicht genügend ausführen konnte. Sie weichen von der offiziellen Kundgebung in einigen Punkten stark ab: Nicht Kunst statt Wissenschaft, sondern Kunst und Wissenschaft! lautet für Lange die Zukunftslosung unseres geistigen Lebens. — Ein ähnlicher gemäßigter Standpunkt wird in dem Handbuch **Die Kunst im Leben des Kindes** (Berlin, Georg Reimer; geh. Mk. 2.50, geb. 3 Mk.) vertreten, das als ein Ratgeber für Eltern und Erzieher gedacht ist. Die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes" hat hier durch den Mund berufener Kunstschriftsteller und Pädagogen, wie: Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilhelm Spohr und Fritz Stahl, eine Reihe von praktischen Erwägungen und Ratschlägen aussprechen und zusammenfassen lassen, für die alle Eltern dankbar sein werden. Auch eine klare Übersicht über den augenblicklichen Stand der Sache gewinnt man aus dem Buche, das zudem von allen einschlägigen Dingen durch gute Abbildungen anschauliche Vorstellungen gibt. So von dem künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus, von künstlerischen Bilderbüchern, von künstlerischem Spielzeug usw. Sehr beherzigenswerte Worte werden hier gesprochen über Naturbeobachtung und Erziehung dazu, über Spiel und Spielzeug und über die leise künstlerische Beeinflussung der jungen Gemüter, die ihnen immer Lust bleiben muß, niemals Last werden darf. — Über dem Kinde darf aber auch in Zukunft der Erwachsene nicht vergessen und vernachlässigt werden. Alfred Lichtwark setzt nach wie vor seinen Ehrgeiz und seine ganze idealistische Liebe daran, an der künstlerischen Erziehung auch der Erwachsenen zu arbeiten. Zu den Schriften, die seinerzeit bei dem Aufsatz über ihn (Märzheft 1903) aufgezählt wurden, hat sich inzwischen eine neue, **Aus der Praxis**, gesellt (Berlin, Bruno Cassirer; karton. 4 Mk.), die nicht bloß spezifisch hamburgische Interessen („Kunstverein"; „Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde") verfolgt, sondern auch allgemeine Anregungen gibt. Sie reiht sich in Lichtwarks Bestrebungen würdig ein: die Kunst zu einem notwendigen und innerlich fördernden Lebenselement des Volkes zu machen. — Auch Ruskin, der Ethiker der Kunstwissenschaft, gehört ja in diesen Zusammenhang. Seine gesammelten Werke, die in ungekürzter deutscher Übersetzung bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen, rücken ihrer Vollendung entgegen. Da durfte es bei dem Bieneneifer der Deutschen, sich in fremde Individualitäten zu vertiefen und leider oft auch zu verlieren, nicht an Biographien des englischen Kunstphilosophen, Kritikers, Sozialpolitikers und Morallehrers fehlen. Wir haben denn auch schon jetzt nicht weniger als drei. Die von S. Saenger, gediegen aber etwas nüchtern, mehr den Nationalökonomen als den Kunstphilosophen hervorkehrend, war die erste (Straßburg, Heitz u. Mündel); ihr gefolgt sind die Arbeiten zweier Damen. Von ihnen hat Marie von Bunsen in einer „kritischen Studie" mit einer fast fanatischen Gegnerschaft **Ruskins**

Leben und Wirken (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) in seinen Schwächen und Beschränktheiten, daran es keineswegs arm, dargestellt; man fragt sich am Ende aber doch: wozu dann eine Biographie, die nach Hebbels schönem Wort immer nur die Liebe schreiben soll? Bleibt Charlotte Broichers Buch: **John Ruskin und sein Werk** (Leipzig, Eugen Diederichs; brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.), von dem aber zunächst nur der erste Band vorliegt. Er besteht aus einer Reihe von nur lose verknüpften Essays, die sich mit Ruskins Lebensgang, mit seiner geistigen Entwickelung und Betätigung befassen. Ein warmherziger, freudiger Ton herrscht vor, ohne in überschwengliche Begeisterung auszuarten. Persönlichkeit und Werk Ruskins treten uns gleich nahe, beide sind gleich plastisch und lebendig herausgearbeitet. Im zweiten Band wird die gelehrte und geschickte Verfasserin Ruskins Verhältnis zu den Präraffaeliten, seinen Einfluß auf die englische Lyrik, seine Beziehungen zu Carlyle, seinen Standpunkt zur Gotik und zur Renaissance behandeln. Ein paar gute Bildnisse, darunter das aquarellierte, das die Leser aus unserem Ruskin-Aufsatz kennen, geben dem vornehm gedruckten Buch einen schönen Schmuck.



Hans von Volkmann: Spielende Kinder.
(Breitkopf u. Härtels Zeitgenössische Kunstblätter.)

Die künstlerische Erziehung des Dilettanten — das ist eins der gemeinsamen Ziele, denen alle diese Bücher nachstreben. Auch die Liebhaber-Photographie ist, z. B. von Lichtwark, längst in diesen Kreis gezogen worden. Um was es sich dabei handelt, wissen unsere Leser aus dem Aufsatz über „Kunst in der Photographie", den Eugen Kalkschmidt vor einigen Jahren (Februarheft 1900) hier veröffentlicht hat. Allen denen, die die Liebhaber-Photographie pflegen und bei dem Äußerlichen und bloß Mechanischen dieser Kunst nicht stehen bleiben möchten, sei ein Buch von F. Matthies-Masuren empfohlen, das sich bezeichnend **Die bildmäßige Photographie** nennt (Halle a. d. S., Wilhelm Knapp; mit vierzig Vollbildern im Anhang; Preis geb. 8 Mk.). Auf der Grundlage eines älteren englischen Werkes von H. P. Robinson hat der Herausgeber verschiedener photographischer Fachzeitschriften hier ein Handbuch geliefert, das jedem Liebhaber, der über die mechanische Momentaufnahme hinaus möchte, wertvolle Ratschläge und Fingerzeige gibt. An Beispielen und Gegenbeispielen wird Gut und Schlecht anschaulich und leicht verständlich erläutert. Porträt und Landschaft sind gleichmäßig berücksichtigt. Nur ein Künstler, der dem Objekte mit liebevollem Blick seine verborgenen Schönheiten ab-



Erich Kuithan: Ringelreihen.
(Breitkopf u. Härtels Zeitgenössische Kunstblätter.)

späht, konnte das Buch schreiben; nur ein in alle Finessen des Apparats und seiner Hilfsmittel eingeweihter Praktiker konnte diese feinsinnigen Winke geben. Aber auch über allgemeine Fragen, z. B. ob die Photographie wirklich Kunst werden kann oder nicht, wird der Leser wertvolle Betrachtungen finden; noch wichtiger sind die Kapitel: Erziehung zum Sehen, Komposition, Einheit des Bildes, Wahl des Vorwurfes usw. Im engen Anschluß an dies Werk erscheint in demselben Verlage ein Jahrbuch für künstlerische Photographie, gleichfalls von F. Matthies-Masuren herausgegeben. Der uns vorliegende Band gibt einen Überblick über die **Photographische Kunst im Jahre 1902** (geh. 8 Mk., geb. Mk. 9.50). Seine Vornehmheit und Reichhaltigkeit ist das beste Zeichen für den gewaltigen Aufschwung, den die künstlerische Photographie — denn nur um diese handelt es sich auch hier — in den letzten Jahren genommen hat. Etwa 150 Illustrationen nach Photographien, darunter 38 Tafeln, umfassen das Porträt, die Landschaft und figürliche Scenen; neben Deutschland und Österreich sind daran auch England, Frankreich, die Niederlande und Amerika beteiligt. Als Mitarbeiter für die verschiedensten Zweige der photographischen Kunst sind außer dem Herausgeber eine ganze Reihe von fachwissenschaftlichen Kräften tätig: so u. a. Dr. Henneberg-Wien, Eugen Kalkschmidt, Prof. Dr. von Sallwürk, Prof. Dr. Miethe. Von den Bildern fügen wir unserer „Literarischen Rundschau" ein paar Proben bei (S. 587, 588 u. 589).

Was ist Kunstpflege ohne lebendige Anschauung der Kunstwerke, was „künstlerische Erziehung" der Kinder, wenn die Erzieher nicht zu den schönen Worten zugleich das Anschauungsmaterial zur Hand haben, das die Worte illustriert! Mehr noch wird sich empfehlen, überhaupt vom Bilde auszugehen, zunächst das Bild allein zu dem Gemüt des Kindes sprechen zu lassen. Aus dieser Überzeugung sind die **Zeitgenössischen Kunstblätter**, das längst bekannte Unternehmen des Verlages Breitkopf u. Härtel in Leipzig, entstanden. Diese volkstümliche Ausgabe moderner Werke der deutschen Griffelkunst genießt wegen ihrer Schönheit und Billigkeit Weltruf. (Preis jedes Blattes von 50:40 cm Größe 2 Mk.) Mehr als 100 Steindruckblätter aus den verschiedensten Gebieten der Natur und des Lebens liegen bis heute schon vor. Sie alle sind in der Farbengebung und in der Wirkung so malerisch, daß sie den Rahmen verdienen. Der gemütstiefe Hans Thoma herrscht in den letzten Serien vor, und da sich um ihn noch andere, wie z. B. Matthäus Schiestl, gruppieren, die das Naive, Einfache, Stille und Gemütvolle pflegen, so begegnet uns gerade hier eine ganze Anzahl von Blättern, die zum Schmuck der Kinderstube wie geschaffen sind. Man kann sich so leicht nichts Lustigeres und Fröhlicheres für die Räume der Kleinen denken als Otto Fikentschers in hochbeiniger Majestät auf dem Dachfirst dastehenden Klapperstorch, der so kräftig vom blauen Himmel sich abhebt (Nr. 98), nichts Märchenheimlicheres als Schiestls Blatt „Einsiedler" (Nr. 49) und nichts Deutsch-traulicheres als die „Anbetung der Hirten" (Nr. 50). Durch kräftige Farbenwirkung zeichnen sich aus Otto Ubbelohdes „Froschkönig" (Nr. 92), Franz Heins „Knecht Ruprecht" (Nr. 97), Heinrich Vogelers (Worpswede) „Hänsel und Gretel" (Nr. 94), Schiestls „Schutzenglein" (Nr. 100), Hans von Volkmanns „Spielende Kinder" (Nr. 96) und Erich Kuithans „Ringelreihen" (Nr. 99). Der Meister dieser fröhlichen Kunst aber ist und bleibt der schlichte, treuherzige Hans Thoma! Ob er uns nun mit schalkhaftem Humor die „Sieben Schwaben" in bunten Kalenderfarben ergötzlich zeichnet (Nr. 91), ob er den „Jungen Dichter" (Nr. 73) neben seiner Märe durch Wald und Flur dahinschreiten läßt, ob er eine „Lautenspielerin" (Nr. 72) mit echter deutscher Märchenstimmung gibt, oder ob sein Stift endlich italienische Landschaften, Sorrent (Nr. 77), Morganaga (Nr. 78), Monte Baldo (Nr. 79), festhält — stets fühlen wir uns im Bann seiner kindesklaren, sonnig heiteren Seele. Man kann nur immer wiederholen: möchten sich recht viele deutsche Häuser, recht viele deutsche Kinderzimmer diesen Kunstblättern, von denen wir in schwarz-weiß einige verkleinert nachbilden, öffnen! Die Auswahl ist groß, jeder wird nach seinem besonderen Geschmack leicht etwas Passendes finden. Man lasse sich zu diesem Zweck vom Verlage den illustrierten Prospekt senden, der Anhalt genug bieten wird. Auch Rahmen in Brandmalerei sowie in plastischer Verzierung nach Entwürfen von Thoma kann man beziehen. Sie sind zu den Bildern sorgfältig abgestimmt und kosten in Plastik oder Holz 10 Mk., mit eingefügtem Bilde 12 Mk. Auch Wechselrahmen in Eichenholz, die sich für Hoch- und Querformat eignen (Preis 5 Mk.), sind vorhanden. F. D.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

XCIV. Band
Heft 563

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

August
1903

Zwei Kanzeln

Erzählung
von
Ernst Heilborn

II.

Früher, als er es möglich geglaubt, war Bartels die Aufforderung zur Probepredigt an St. Petri zugegangen. Und wie er sich nun mit der Wahl des Textes beschäftigte, hob seine Phantasie an, sich leise zu regen, Bilder einer neuen Wirksamkeit an einer unbekannten, großen Gemeinde traten wenigstens augenblicksweise vor seine Seele und lenkten seine Gedanken von dem schweren Kummer ab, daß es Abschiednehmen oder gar Flüchten galt von der Stätte, mit der die Arbeit seines ganzen Lebens verknüpft gewesen war.

„Selig sind, die da geistlich arm sind" — in seiner jetzigen Stimmung schien ihm das Wort zu ihm selbst gesprochen, und so erkor er es zum Texte seiner Predigt. Etwas wie Trotz war in dieser Wahl, denn er selbst begehrte ja nichts für sich als ein Geistlicharmsein, er verschmähte jeden Gedankenputz vor einer anspruchsvollen Hörerschaft; für ein Selbstbekenntnis sollte es stehen. Sogar der Gedanke: wie, wenn ich die Predigt so abfaßte, daß man mich nicht wählte, daß ich hier bleiben müßte, dürfte? bemächtigte sich seiner vorübergehend. Aber er kämpfte den Versucher ebenso schnell nieder. Es schwand auch aller Trotz, alles bescheidene und stolze Sichselbsteinschätzen, wie er sich nun an die Ausarbeitung machte. Die Tiefe des Wortes war so groß, daß alles Persönliche darin versank.

Und Bartels vergaß, als er auf der Kanzel von St. Petri stand, daß er nur ein armer Dorfpfarrer und dieses eine großstädtische Gemeinde, er war sich nicht bewußt, andere Zuhörer zu haben, als er sie seit zwanzig Jahren gewöhnt, weit hinter ihm lag alles, was ihn die letzte Zeit erfüllt und geängstigt hatte. Er fühlte sich nur als Boten dessen, der das Leben in all seinen Tiefen ergründet hatte; er wirkte von Mensch zu Mensch. Und wie er geendet hatte, überkam ihn eine Ahnung, daß sich ein Band innerer Gemeinschaft zwischen ihm und seinen Zuhörern geflochten hatte.

Nachher, in der Sakristei, wurde er sehr warm begrüßt. Eine ganze Anzahl ihm völlig unbekannter Herren stellten sich ihm vor, schüttelten ihm die Hand, sagten ihm Worte des Dankes und der Anerkennung. Er wußte kaum, was er erwidern sollte. Dann aber öffnete sich von neuem die Tür, und Kögel trat mit Nehring herein. Er gab ihm die Hand und sagte: „Wir hoffen Sie hier öfters zu hören." Und Nehring klopfte ihm herzlich auf die Schulter: „Ich wußt' es, Sie würden mich nicht im Stiche lassen."

Und nun, wie Bartels nach Mögelin an der Havel zurückfuhr, empfand er zum ersten-

mal, daß die Zukunft Macht gewann über die Vergangenheit, und es war wieder Sonnenschein in seiner Welt. Es war der alte Bartels wieder, der daheim auf seinem Wachstuchsofa saß und den Seinen von seiner Berliner Predigt erzählte, es war wieder Glanz in seinen Augen, als er von Kögel sprach. Die Jungen stimmten denn auch einen Triumphgesang an. Frau Bartels aber brach in Tränen aus.

Es war das erste Mal seit dem Tode ihres Vaters, daß Bartels seine Frau weinen sah. Er blickte sie rat- und verständnislos an und wußte nicht, was mit ihr beginnen. Aber so schnell die Tränen gekommen waren, so schnell unterdrückte sie sie auch: „Ich will dir nicht im Wege sein," sagte sie, „ich gewiß nicht."

„Aber ist dir denn der Gedanke, nach Berlin zu kommen, so schrecklich?"

„Laß uns nicht davon reden," wehrte sie ab. „Es ist ja noch Zeit, und ich finde mich schon hinein."

Es währte nicht lange, und Bartels hatte die Reise nach Berlin von neuem anzutreten — so drängte sich jetzt zusammen, was all die Jahre ihm fern geblieben war. Denselben Sonntag, als er die Probepredigt gehalten, hatte er überlegt, ob er den einzigen Verwandten, den er in Berlin besaß, Onkel Karl, den Bruder seines Vaters, aufsuchen sollte. Aber wie er gegen alle Eindrücke der großen Stadt seine Augen verschlossen hatte, so war ihm auch das unmöglich gewesen. Nun ging ihm eine Depesche mit der Nachricht zu, daß der hochbetagte Herr einen Schlaganfall erlitten habe.

Er folgte dem Ruf, obwohl es ihn wunder nahm, daß der Onkel Sehnsucht nach ihm habe laut werden lassen. In den langen Jahren, die Bartels in Mögelin tätig gewesen, hatten sie sich nur ein einziges Mal gesehen, und der Briefwechsel hatte sich auf die Neujahrstage beschränkt. Allerdings, zu jedem Geburtstag war mit peinlicher Pünktlichkeit stets der gleiche Baumkuchen eingetroffen.

Er kam zu spät, ein Wiedersehen zu feiern. Der alte Herr, der auf seinem Bette lag, tat den Mund nicht mehr auf. Und Bartels vergab ihm, was er immer gegen ihn auf dem Herzen gehabt hatte, daß er damals, als das Unglück eingetreten, seinem Bruder, Bartels' Vater, nur kärglich beigestanden hatte. Er betrachtete lange den Entschlafenen und staunte, wie sehr alles, was Bartels hieß, die gleichen Züge trug. Auch im Antlitz des Verstorbenen zeichnete sich die Adlernase und der schmale, scharfgeschnittene Mund. Er dachte daran, daß er selbst eines Tages ganz so daliegen, ganz so aussehen würde.

Er blieb ein paar Tage in Berlin, das Begräbnis zu bestellen und die Wirtschaft aufzulösen. Als er sich daran machte, die Leichenrede abzufassen, wurde ihm erst deutlich, wie wenig er von dem Entschlafenen und von dessen Leben wußte. Onkel Karl war ihm immer nur „Onkel Karl" gewesen, nichts weiter.

Es überraschte ihn nicht sonderlich, daß er zum Erben bestellt war. Die Bartels hatten immer Familiensinn besessen, und er war mit den Seinen der einzige, der fortan diesen Namen trug. Um so größer war sein Erstaunen, als er die Höhe der Summe erfuhr, die ihm zufiel. In seinen eigenen, bescheidenen Augen war er mit einem Schlag ein reicher Mann geworden.

Und das zugleich mit seiner Berufung nach Berlin! Es war offenbar: eine Macht griff in sein Leben, es von Grund aus umzugestalten. Ein wundersames Gefühl beschlich ihn, als wäre aus dem irrenden Wanderer ein Kind geworden, das ein Stärkerer an seine Hand nimmt; als wäre er der Verantwortung über sein Tun und Lassen enthoben. Und ihm war, als müsse er in der fühlbaren Gegenwart dieses anderen die Schuhe von seinen Füßen streifen.

Nach der inneren Unsicherheit der letzten Wochen diese Empfindung unendlichen Friedens! Die Zweifel, die ihn gemartert hatten, waren ungelöst, aber sie erstarben in sich. Die Sorgen um seine Gemeinde wichen einem schrankenlosen Vertrauen in die ewige Güte.

Ganz anders wirkte die Nachricht von dem ihnen zugefallenen Vermögen auf seine Frau. Als er es ihr mitteilte, erschrak sie. Sie sagte nichts, nur erhob sie wie abwehrend beide Hände.

„Ist es nicht," meinte er, „als sollten uns zu dem neuen Wohnsitz auch die Mittel ge-

geben werden, die Vorteile, die er bietet, auszunutzen? Ist es dir nicht auch, als wäre in dem allem ein Plan und eine Absicht?"

„Ich weiß nicht. Aber es ängstigt mich."

„Der Gedanke an den größeren Wirkungskreis?"

„Der auch und das Fremde und die Art, wie uns das alles zufällt."

Er lächelte; dann wurde er sehr ernst und sagte: „Ich weiß, ich habe oft behauptet, auch Geld und Gut kommt von Gott, er gibt und nimmt es nach seinem Willen. Doch habe ich selbst nie so recht daran geglaubt. Jetzt aber packt mich die Überzeugung. Denn das ist doch keine Frage: ich arbeite mich selbst in Unglück und Niederlagen hinein, und in dem Augenblick, wo sie am größten, ergreift mich das Schicksal wie einen Ball und schnellt mich in die Höhe. Aber das Schicksal ist Gott, und so wüßte ich nicht, was mich beunruhigen sollte."

„Es ist gut, daß du das alles so ansiehst."

„Ja, bist du denn anderer Meinung?"

„Nein, ich hätt' es nur nicht begriffen, wenn du es nicht sagtest."

„Und ängstigst dich nun nicht mehr?"

„Du mußt mir nur Zeit lassen, Vater."

* *
*

Auch darin sollte der Konsistorialrat recht behalten: wie Wolken vor dem Winde zerstoben die Schwierigkeiten mit der Gemeinde. Daß Bartels zu einer Probepredigt fortgefahren, konnte natürlich nicht verborgen bleiben — ein anderer hatte den Sonntag auf seiner Kanzel gestanden. Und seit dem Tage hatte sich seine Kirche wieder gefüllt. Dicht besetzt waren die Bänke in dem dürftigen Backsteinbau gewesen. Es war, als wollte man wieder gut machen, wieder versöhnen.

Als kurz darauf der Gemeindekirchenrat zu einer Sitzung zusammentrat, hielt es Bartels für seine Pflicht, die Wahrscheinlichkeit seiner demnächstigen Abberufung den Herren mitzuteilen. Er war schmerzlich darauf gefaßt, daß ihm kühles, höfliches Bedauern der einen, hämisch stumpfe Befriedigung der anderen entgegentreten werde.

So war er nicht wenig überrascht, als zunächst Brinckmann auffuhr: „Ja, sind Sie denn des Teufels, Pastor? Man denkt, man wird mit Ihnen zusammenarbeiten, bis sie einen da drüben einscharren, denkt, man kämpft's miteinander durch, und da kommen Sie und fragen nichts nach der alten Kameradschaft und sagen einem mit freundlichstem Gesicht: nun hab' ich genug, seht wie ihr fertig werdet." Er ging ein paarmal zornig auf und ab, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihm ein Wort einzuwerfen. „Aber daran sind Sie schuld, meine Herren, Sie ganz allein. Mit Ihrer Lauheit und mit Ihren Quertreibereien. Nun sehen Sie zu, wie Sie fertig werden. Ich — wünsch' Ihnen einen guten Tag." Sprach's, griff zum Hut und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Die anderen saßen da, niemand wußte, was er sagen sollte. Lehrer Stoll war blaß geworden. Der alte Klausen aber murmelte: „Nee, nee, Herr Pastohr. Fortgehn müssen Sie nich."

Hagelmann fand sich zuerst in seine Gastwirtsberedsamkeit zurück. Er stellte das ganze Vorkommnis mit dem neuen Gesangbuch als eine Unbedachtsamkeit hin, bei der sich niemand im Grunde Schlimmes gedacht hätte. Der Pastor dürfe nicht gehen, das auf keinen Fall.

„Es ist zu spät, meine Herren. Ruft man mich, so kann ich nicht mehr zurück," sagte Bartels mit gepreßter Stimme.

Die Tür ging auf, und Brinckmann trat wieder ein. Der Gang durch die frische Luft hatte ihn offenbar ernüchtert. „Nichts für ungut, Pastor. Sie wissen ja, wie ich's meine. Ich hab' Sie eben lieb. Und da traf der Schlag ein bißchen unvorbereitet. Ihrem Glück wollen wir nicht im Wege stehen."

Bartels drückte ihm die Hand, es zuckte nervös um seinen Mund. Er schob seinen Arm unter den Brinckmanns und begleitete ihn bis zu seiner Ziegelei. Die Sitzung war ohnehin zu Ende.

Wie er aber nachher in sein Zimmer trat, schrak er zusammen, denn eine Gestalt erhob sich und kam auf ihn zu — Lehrer Stoll hatte bereits auf ihn gewartet.

„Was führt Sie zu mir, Stoll?"

„Ich fühle, daß ich schuld daran trage, Herr Pastor, aber — das kann ich nicht verantworten."

„Sie schuld? Nein, lieber Stoll, das glaube ich denn doch nicht."

„Ich habe mit meinem Vortrag die Gemeinde aufgewiegelt. Aber daß es so kam, wollte ich nicht! Und wie Sie das alles durchmachen mußten, Herr Pastor, da wurde es mir klar, daß ich nicht des Gesangbuchs halber gesprochen, sondern — weil Sie mich zur Anzeige gebracht. Nicht bewußt, ohne meinen Willen, hat es mich in den Haß gegen das Gesangbuch hineingetrieben."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Geben Sie mir Ihre Hand. Sie wissen, was ich Ihnen vorzuwerfen habe: ich habe Sie trotzdem immer lieb gehabt."

„Gehen Sie nicht fort, Herr Pastor! Ich weiß es, die Gemeinde braucht Sie."

„Sie denken ja anders darüber als ich und werden es nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage: ich mag nichts dafür tun und nichts dagegen. Ich hab' es in die Hand eines Höheren gestellt."

„Wir brauchen Sie alle, Herr Pastor ..."

„Ich hoffe, es kommt ein Besserer an meine Stelle. Und wenn ich eine Bitte an Sie richten darf, machen Sie es ihm leichter, als Sie es mir gemacht haben. Sie können das, ohne sich selbst untreu zu werden. Und wenn es Ihnen möglich ist, meiner im guten zu gedenken, erinnern Sie sich auch dieser Bitte."

Stoll hatte ihm stumm die Hand gedrückt und war gegangen. In dem Augenblick aber, da der Lehrer seine Schwelle überschritt, hatte es Bartels in seiner vollen Schwere ermessen, was es heißen würde, Abschied zu nehmen.

Es war Herbst geworden, und die Jungen waren längst nach Brandenburg zurückgekehrt und ihre hellen, jungen Stimmen ertönten nicht mehr in Haus und Garten. Es war Herbst geworden, und die Berufung nach St. Petri in Berlin traf ein.

Täglich ging Pastor Bartels jetzt aus, jeden aus der Gemeinde noch einmal persönlich aufzusuchen, jedem das zu geben, was seinen Bedürfnissen entsprach. Der andere, der an seine Stelle kommen würde, konnte ja nicht wissen, wie es um sie bestellt war, kannte sie nicht wie er, der zwanzig Jahre lang mit ihnen gelebt und gearbeitet hatte. Und nie hatte Pastor Bartels die Herzen so weich gefunden, die starren Köpfe so zugänglich wie jetzt, da er zum letztenmal zu ihnen ging. Manch trotzig behütetes Geheimnis wurde ihm anvertraut, über Lippen, die jahrelang in hartem Bauernstolz geschwiegen, kam nun zu guterletzt doch noch das erlösende Wort. Es wurden auch noch Zweifel auf seine Seele abgewälzt, die er nicht zu schlichten vermochte und die er wie eine lastende Erbschaft hinüberzunehmen hatte in sein neues Amt.

In all der Schwere des Abschiednehmens aber klang es doch befreiend durch Pastor Bartels' Seele: ganz fruchtlos war seine Arbeit hier nicht gewesen. Mochte man ihn selbst vergessen, so schnell wie man sich eben jeden aus dem Sinn schlug: von seinem Wirken mußte doch eine Spur übrigbleiben.

Man war zu ihm gekommen — manche taten's mit Tränen in den Augen — und hatte die Gesangbücher, die man im Trotz ihm zurückgebracht, demütig von neuem sich erbeten. Und in viele dieser Bücher hatte er mit eigener Hand einen Spruch und seinen Namen setzen müssen, und so oft er es tat, so oft wurden ihm all die Kämpfe wieder wach, die das unscheinbare Buch ihm gebracht und die nun zu gutem Ende geführt worden waren. Und ein Gefühl des Dankes stieg in ihm auf.

Er war auf seinen Abschiedsbesuchen auch an Bäckermeister Zehles Haus nicht vorübergegangen, und das war der schwerste Weg gewesen. Freundlich hatte der Alte ihn denn auch nicht empfangen, von irgend welchem Entgegenkommen seinerseits war keine Rede, und nur durch herzliches Bitten war er zu einem Scheinfrieden, zu einem kühlen Handschlag zu bewegen gewesen. Die Schuld, daß sein Mädchen nun ungetraut mit dem Manne zusammenlebte, hatte er Pastor Bartels auf die Seele gewälzt. Und von dieser Schuld vermochte sich Bartels heute zum erstenmal nicht frei zu sprechen, er hatte das dem Alten auch eingestanden. Aber wie anders hätte er handeln sollen? Es war ein großes Friedenschließen, aber auch neue Kämpfe kündete dieser Frieden an.

Als Bartels zum alten Klausen kam, sagte der: „Nee, nee, Herr Pastohr. Daß Sie weggehn, das is'n Schlag. Aber daß die Frau Pastern geht, das is'n Unglück für die ganze Gemeinde. Denn so wie die Frau Pastern gesorgt und geholfen hat — nee, nee, das gibt's nich wieder."

Und wurde Pastor Bartels das Abschiednehmen schwer, seiner Frau fiel es schwerer. Nur trug sie es anders, in ihrer Art.

Sie war immer eine wirtschaftliche, fleißige Frau gewesen, jetzt war es, als würde die Arbeit ihr Leidenschaft. Sie machte ein, was nur der Garten an Früchten hergeben mochte. Sie setzte ein großes, außerordentliches Reinmachen an. Vom Boden bis zum Keller wurde das Haus durchstöbert, alteingesessene Spinnen wurden aus ihren Winkeln verjagt, Schränke abgerückt und ihr Inhalt gesondert. Sie konnte nicht anders. Es war, ihr unbewußt, als müßte sie noch einmal alles an sich reißen — das Haus, in dem sie geboren worden, die Sachen, die schon ihre Kindheit gesehen. Sie war immer eine hilfreiche Frau gewesen und hatte sich dem Ruf der Not niemals entzogen. Jetzt aber ging sie wie eine Tagelöhnerfrau von Haus zu Haus und bot ihre Dienste an. Alle fast kannte sie von Jugend auf — sie mußte auch noch einmal in ihrer Art von den Herzen Besitz ergreifen.

Zu Weihnachten hatten sich auch die Jungen wieder eingestellt. Diesmal war an eine Fußwanderung nicht zu denken gewesen — seit Tagen und Wochen hatte es geregnet, und Nebel lagen auf dem Havelland —, so waren sie mit dem Omnibus gekommen, der zwischen Brandenburg und Rathenow verkehrte. Es war auch nicht die alte Freudigkeit, die sie mitbrachten: die Bitternisse des Abschiednehmens lagen allzusehr auf dem Pfarrhaus. Alle Traulichkeit schien geschwunden. Manche Zimmer waren bereits ganz zerstört, aus anderen war das eine oder andere fortgetragen. Und die Mutter war kaum noch zu ruhigem Niedersitzen zu bewegen.

Am ersten Weihnachtstage hatte Bartels zum letztenmal die kleine Kanzel in dem kleinen, weißgetünchten Kirchlein bestiegen. Platz an Platz war besetzt, die Gemeinde drängte in dem Gange, und einzelne standen noch in der offenen Tür, gegen die der Regen schlug. Er sprach zu ihnen wie der scheidende Freund zum Freunde, er legte ihnen Rechenschaft ab, er zeichnete ihnen ein letztes Mal die Gestalt dessen, der ihnen vorangehen sollte auf ihrem Lebenswege: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit." Mancher Seufzer wurde laut, manches Gelübde ward innerlich abgelegt. Und alle drängten sich an ihn, wie er die Kirche verließ, und drückten seine Hand. Dicke Tränen liefen ihm über die Backen.

Tags darauf erschien der Gemeindekirchenrat im Pfarrhaus, Pastor Bartels ein Andenken zu überreichen. Es war ein Album in hellblauem Sammet, Rathenower Arbeit, und eigentlich sehr häßlich. Viele Photographien von Gemeindemitgliedern waren darin, und diese Konterfeie sprachen nicht zum Ruhme der Ebenbilder Gottes. Aber Bartels war es ein teures Pfand, und der Dank kam ihm von Herzen.

„Herr Pastor," sagte Stoll leise zu ihm, „ich hab' mein Bild auch dazu getan. Ich habe ja kein Recht darauf, und, wenn Sie wollen, nehmen Sie es heraus. Aber — ich wollt's doch gern."

„Wie können Sie so reden, Stoll, das ist doch längst vergessen." Er schüttelte ihm die Hand. „Ich werde, so oft ich Ihr Bild sehe, Ihrer in Liebe gedenken. Des seien Sie versichert."

Und dann hatte sich Pastor Bartels zum letztenmal aufgemacht, Freund Brinckmann zu besuchen. Der führte ihn in ein kleines Zimmer neben dem seinen: da stand in stattlicher Größe vor rot drapierter Nische der Moses von Michelangelo.

„Aber der ist ja herrlich!"

„Ein kleines Andenken, daß wir uns soweit leidlich vertragen haben, Pastor."

Bartels schüttelte ihm die Hand und trat näher: „Um Gottes willen, das ist ja Marmor!" rief er.

„Unsinn, Pastor, es is Kreide."

Sie saßen in dem hohen Herrenzimmer beieinander und rauchten eine schweigsame Cigarre. „Berlin ist ja nicht außerhalb der Welt," sagte Bartels aus dem Schweigen heraus.

„Aber außerhalb meiner Welt. Das heißt, wenn ich den Krempel hier eines schönen Tages verkauft habe und Sie inzwischen

Generalsuperintendent geworden sind, dann finden wir uns wohl in Berlin wieder."

„Hoffentlich warten wir nicht bis dahin, Brinckmann. Nichts in der Welt scheint mir so viel wert, daß man eine alte Freundschaft dagegen aufgeben dürfte. Das ganze Berlin wiegt nicht eine Freundschaft auf."

In den letzten Tagen noch hatte das alte Pfarrhaus zu Mögelin an der Havel manchen kleinen Zwist zwischen den Pfarrersleuten mit anzusehen. Er wollte so viel als möglich von dem alten Hausrat verschenken, sie hing an jedem Stück. So war fast um jedes Möbel gefeilscht worden. Und die Jungen hatten Partei ergriffen — beide für die Mutter. Denn wie das Alter, hängt die Jugend am Gefühlswert der Dinge.

Die Sonne war klar aufgegangen, und frosttrocken waren die Wege. Im Pfarrhausgarten hatten die Schulkinder ganz in der Frühe mit Lehrer Stoll das alte köstliche Reiselied gesungen: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten, der alles kann und hat." Dann waren die Möbelwagen schwer knirschend vorgefahren.

Pastor Bartels saß mit seiner Frau und dem Rösel in einem Coupé dritter Klasse des Zuges, der von Rathenow nach Berlin dampfte. Es tauchten bereits die hohen, freudlosen Mauern der ersten Vorstadthäuser auf. In abgestecktem, verwahrlostem Wiesenland waren Lauben gebaut, auf denen nun der Frostreif glitzerte.

Frau Bartels brach das Schweigen und sagte: „Ich — werde mich schon eingewöhnen, Vater. Nur mußt du Nachsicht haben."

In ernste Gedanken versunken, hatte Pastor Bartels dagesessen. „Ein ganz neues Arbeitsfeld," meinte er, „und doch werden die alten Kämpfe wiederkehren. Denn das alles ist ja in uns."

Dem Rösel aber strahlten die Augen.

So fuhren sie in den Lehrter Bahnhof ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie Kindern, die die Kette des Bootes gelöst und nun, von den Wellen geschaukelt, ohne Ruder und Steuer in die See hinausgetrieben werden, so war den Pfarrersleuten aus Mögelin an der Havel in Berlin zu Mute. Sie fühlten sich vorwärts gestoßen, sie wußten nicht, wohin, sie sahen sich von allen Seiten umdrängt und ahnten nicht, von wem. Es war eine Robinsonempfindung, mit einem Male in dies Berlin versetzt zu sein, das alle Möglichkeiten bot, ohne daß man zunächst wußte, wie man den alltäglichsten Bedürfnissen Rat schaffen sollte.

Eine Arbeitslast wurde Pastor Bartels sogleich auf die schmächtigen Schultern gebürdet, an die er durchaus nicht gewöhnt war. Hatte er seltener zu predigen als auf seinem Dorfe, so wuchs die seelsorgerische Tätigkeit ins Ungeheure, und die Amtshandlungen nahmen kein Ende.

Sehr bald aber sollte er eine Erfahrung machen, die ihn verwunderte und dann auch beruhigte. In Berlin hatte der Tag mindestens sechs Stunden mehr als auf dem Lande. Die Zeit wurde ganz allgemein so anders ausgenutzt, daß sie um ein reichliches Viertel ergiebiger war als dort in der Enge und Stille. Dies Hasten förderte doch. Trotz der Arbeitslast blieb Zeit, Spaziergänge zu machen, die Einrichtung der Wohnung fertig zu stellen.

Aller Freiheit beraubt kam sich Frau Bartels vor. Aber auch ihr gefiel das alte, vornehme Haus an der Friedrichsgracht, das Bartels — eine Amtswohnung gab es für den zweiten Prediger an St. Petri nicht — gewählt hatte; das Rokokoeisengeländer an der breiten Treppe dünkte sie verwunderlich, aber nicht häßlich; die weißgestrichenen Fenster und Türen erregten sogar ihre Bewunderung. Sie hatte auch schließlich nichts dagegen einzuwenden, daß Bartels für sein eigenes und das Eßzimmer neue Möbel besorgte, und nur ihre Stube und das Schlafzimmer wollte sie ganz so eingerichtet sehen, wie es gewesen war; was ihr denn auch zugestanden wurde. Ihren beiden Jungen baute sie behagliche Nester aus Onkel Karls Hinterlassenschaft.

Berlin selbst rief die widersprechendsten Eindrücke in Pastor Bartels wach.

Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben trat ihm die Größe dessen, was Menschenwerk, überwältigend ins Bewußtsein. Wenn er sich ins Gedächtnis zurückrief — und er dachte oft daran —, wie dieser selbe Fleck Erde vor tausend Jahren ausgesehen hatte: ein ödes, dürftiges Stück Heideland, Sand, so tief der Spaten graben mochte, Sand. Und heute! Dieser Verkehr in den Stra-

ßen hatte für ihn das Aufregende eines großen Schauspiels. Und doch war das nur ein Äußerliches. Ein Kraftzentrum war dies Berlin, das seine Nerven über den Erdball streckte. In diesem scheinbar planlosen Hasten wurde stündlich ein Stück Arbeit geleistet, das die Menschheit hob. Jeder Krämer schien ihm ein Pionier zu sein, jeder Postbote ein Träger der Kultur. Alle Kräfte der Natur waren in Dienst gestellt, alle Kräfte der Menschheit angestrengt. Das heute Unmögliche war morgen geschaffen.

Alles vermochte der Mensch und doch nichts, beinahe nichts für sich selber. Der Triumphator hüllte sich in das Prachtgewand, zu dem ihm alle Erdteile hatten steuern müssen, und — darbte. Das hatte Bartels bald durchschaut, wie gar so arm seine Großstadtmenschen innerlich waren. Unter dem Joch der Arbeit lechzten sie nach Frieden. Oder sie riefen nicht einmal mehr danach, stumpf, apathisch trugen sie die Lasten weiter. Statt der Erholung flüchteten sie ins Vergnügen. Und dann die anderen, die unzähligen, zu denen ihn seine Seelsorgerpflichten führten, über die das Leben wie ein rollender Wagen hinweggegangen war, und die nun verbraucht und verworfen in einem menschenunwürdigen Winkel abseits hausten. Was Elend heißt, das lernte Bartels nun erst kennen: das Elend, das sich ohnmächtig in Haß kleidet und sich mit Schande putzt. Die Armut, die sich ihr bitteres Los selbstwillig verbittert. Bei fleißigen Leuten traf er auf den heimtückischen Gast, der opfergierig lüstern in der Ecke saß — den Hunger. Er gab und sagte sich doch selbst, daß Geben nutzlos war, denn kein Geschenk macht Schwäche stark. Der Ekel schüttelte ihn, und das Mitleid zerriß ihm das Herz. Er wäre am liebsten geflüchtet, doch die Pflicht hielt ihn und der Glaube an den Trost, den er zu bringen hatte. Nur waren die meisten dieser Herzen so unfroh, daß sie sich seiner frohen Botschaft verschlossen.

Dieser Zwiespalt der Empfindungen klang aus seinen Predigten wider …

Pastor Bartels saß mit seiner Frau am gedeckten Tisch des neueingerichteten Eßzimmers, und eben hatte das Rösel die Suppe aufgetragen. Sie sprachen, wie nunmehr so oft, über das bevorstehende Examen der Jungen. „Die Schlingel unterschlagen uns sicherlich das Datum der Prüfung, um uns zu überraschen."

„Du willst sie dann wirklich gleich außerhalb studieren lassen?"

„Ja, Mutter, das ist notwendig. Berlin ist für Anfänger nichts, und mich schrecken die Versuchungen der Großstadt." Er reichte ihr die Hand über den Tisch. „Mir wird's so schwer wie dir."

„Es ist nur, weil man sich hier so einsam fühlt."

„Einsam?" Er lachte. „Sobald du dich mehr in deine Tätigkeit hineingefunden hast, wird's mit der Einsamkeit vorbei sein. Eine Berliner Pfarrfrau und einsam! Wie macht's sich denn mit deinem Jungfrauenverein?"

Sie schüttelte den Kopf. „Diese Berliner Mädchen kommen gleich so überklug auf die Welt — auf mich wollen die nicht hören. Wenn ich zu allem Ja und Amen sage, ist's ihnen am liebsten."

„Du solltest mich öfters auf meinen Armenbesuchen begleiten, oder nein, das wäre zwecklos. Ich werde dir lieber eine Anzahl von Adressen geben, Familien, mit denen sich noch etwas anfangen läßt. Denn bei den ganz Heruntergekommenen ist doch Hilfe und Zuspruch vergeblich. Da gibt es nur eins, den Tod."

„Wie kannst du nur so sprechen, Bartels!"

„Man lernt den Tod schätzen, hier in Berlin. Er vollbringt das letzte Reinigungsamt, wo Schmutz und Laster undurchdringlich geworden. Ich habe jüngst wieder Dinge gesehen — aber wozu davon reden? Auch heute morgen, als ich auf dem Kirchhof stand und ein Kind begrub, mußt' ich denken, wie barmherzig Gott gewesen, die kleine Seele zu sich zu nehmen, ehe sie von solchen Eltern in den Schmutz gezogen worden."

„Ruh' dich nachher nur aus," sagte sie, „das muß dich ja herunterbringen."

„Ich habe mir meine Kur schon selbst zudiktiert." Er strich mit der Hand durch sein graues Haar und dann über sein glattrasiertes Gesicht. „Ich war nachher noch einen Augenblick im Museum — Niederländer. Weißt du, lange, da strengt's an, aber so ein Augenblick, das erfrischt ganz

wunderbar. Ich begreife den Rudolf, den Jungen, schon, daß er Maler werden möchte! Kann's ihm nicht verdenken. Das nächste Mal aber nehm' ich dich auch mit, Mutter."

„Um jetzt mit Museumsgängen anzufangen, dazu bin ich wirklich zu alt. Wenn man das nicht in der Jugend getrieben hat, nachher —? Du hättest dir eine gebildetere Frau aussuchen müssen, Bartels. In Mögelin mocht' es ja nicht so fühlbar sein, aber für Berlin reicht es nicht aus. — Nein, nein, ich weiß, was ich sage."

„Nun denn, im Ernst gesprochen, du solltest dich dem neuen Leben, das Berlin uns bringt, nicht absichtlich entziehen. Ich habe heute abend um sieben Uhr eine Sitzung, bis dahin kann ich mich freimachen. Laß uns zu Gerson gehen und deine Frühlingstoilette besorgen. Wenn du dich etwas mehr nach der Mode kleidest, wird dich Berlin weniger fremd anmuten. Man muß nicht absichtlich auffallen, und — du fällst auf. Also, willst du?"

Sie wollte nicht von neuem nein sagen, und so willigte sie ein. Aber wie sie nachher bei Gerson anprobierte, hatte sie das Gefühl, daß die Verkäuferin über sie lächelte. Und die lächelte wirklich, namentlich als ihre Unterkleidung zum Vorschein kam. Bartels drängte ihr gleich zwei neue Kostüme auf — sie wählte das einfachste, das da war —, aber ob sie sich würde entschließen können, die Kleider zu tragen, das wußte sie noch nicht. Diese garnierten und besetzten Sachen kamen ihr an ihr selbst unmöglich vor.

Ein paar Tage darauf stellte sich Nehring bei Bartels ein.

„Nun, Rosa famosa," fragte er das Rösel, das ihn einließ, „ist unser Herr Pastor zu sprechen?"

Sie öffnete die Tür zu Bartels' Zimmer, und ganz erstaunt prallte Nehring zurück: „Lieber Freund, besitzen Sie vielleicht zufällig Aladdins Wunderlampe? Doch nein, das alte Sofa erkenn' ich wieder."

„Aladdins Wunderlampe nicht, aber" — Bartels errötete — „ich habe eine Erbschaft gemacht."

„Die, nach dem Moses da zu urteilen, nicht unbeträchtlich sein kann."

„Sie ist nicht unbeträchtlich, aber — verschmähen Sie, bitte, das alte Sofa nicht, Herr Oberkonsistorialrat, und lassen Sie mich Ihnen bestens für Ihren freundlichen Besuch danken. Ja, was ich sagen wollte, der Moses stammt nicht aus der Erbschaft, er ist ein Geschenk meines Freundes Brinckmann in Mögelin."

„Des Ziegeleibesitzers?" Und da Bartels nickte: „Das sind Sie mir überhaupt noch schuldig! Wie machte sich der Abschied in Mögelin? Der Moses sagt mir, daß ich recht behalten."

„Sie hatten recht, mehr als ich sagen kann. Ich mag kaum daran denken. Ich hatte nicht geahnt, daß die Leute mich und meine Frau, ich muß in jeder Beziehung sagen, meine Frau und mich, so liebgewonnen hatten."

„Ja, das glaub' ich, daß auch Ihre Frau Gemahlin sich da Herzen erobert hat! Und Sie — aber ich habe nie daran gezweifelt. Doch sagen Sie, wie gefällt sich Ihre liebe Frau in Berlin? Gewöhnt sie sich ein?"

„Es fällt ihr schwer. Aber ich denke, das ist nur der Anfang."

„Wir wollen es wenigstens hoffen," sagte Nehring. „Und die Jungen? Was machen die Herren Söhne?"

„Ich erwarte sie eigentlich jeden Tag. Sie haben mir das Datum ihrer Prüfung offenbar unterschlagen."

„Das ist ein gutes Zeichen." Und nach einer Pause beiderseitigen Schweigens: „Das mit Ihrer Erbschaft will mir nicht aus dem Sinn. Es ist wie offenbare Schicksalsfügung. Sie kommen hierher nach Berlin, und Ihnen werden gleichzeitig die Mittel, ein Leben größeren Stils zu leben. Es muß das also doch das Rechte für Sie sein. Und schließlich bin ich es selbst gewesen, der das in Mögelin ganz richtig erkannt hat. Ja, lieber Bruder, darauf bild' ich mir etwas ein, daß ich ein wenig Verwalter des Schicksals bei Ihnen gewesen."

„Sie können sich denken, wie tief mich das alles bewegt hat und noch bewegt. Die Neigung zu dem, was Sie und Berlin in mir wachgerufen, war ja schon immer da. Aber ich habe sie als etwas Unheiliges bekämpft. Als etwas, das zu unterdrücken wäre, hab' ich sie betrachtet. Und nun? Ich fühle mich freudiger, freier."

„So seh' ich Sie denn auf dem besten Wege, Ihr eigenes Leben — denn das an-

dere war gar nicht das Ihre — zu leben. Und wünsche Ihnen Glück dazu. Aber — was ist Ihnen?"

Bartels war erregt aufgesprungen, draußen waren lustige Stimmen laut geworden. „Meine Jungen!"

Indem wurde auch schon die Tür aufgerissen, und sie stürmten beide herein, sein schwarzes und sein weißes Schaf, und hängten sich an seinen Hals: „Bestanden! Bestanden!" Küsse wurden getauscht, sie ließen ihren Vater nicht los, jubelten und umarmten ihn.

„Man sollte denken," sagte Nehring, gerührt lächelnd, „daß Sie Ihre Jungen nicht ungern wiedersehen."

Die Mutter kam herein, und der Jubel erneute sich. Das Rösel blieb in der offenen Tür stehen und sah zu. Nun wurde auch Nehring begrüßt wie ein alter Bekannter. Es ging gleich an ein Berichten, und Rudolf sagte aufgeregt: „Du, Vater, das war famos! Als deutsches Thema bekamen wir ‚Herders Einfluß auf Goethe', wovon du uns so viel erzählt hast. Wir haben auch beide Gut."

„Das laß ich mir gefallen," sagte Nehring. „Liebe Frau Pastor," fügte er wehmütig hinzu, „Sie wissen nicht, wie einem alten Junggesellen bei so etwas zu Mute wird. Man ist eben doch nur ein halber Mensch. Aber ich bin froh, daß ich das mit erleben durfte."

Er nahm Abschied, man wollte ihn halten, aber er blieb standhaft. „Nein, heute abend müssen Sie allein sein, da würde jeder stören. Aber mit Ihrer Erlaubnis komm' ich bald wieder, mir mein Teilchen Freude zu erhaschen."

Es gibt Tage in jedes Menschen Leben, des freudlosesten auch, in denen das Glück an seinem Tisch sitzt und er ihm in die hellen Augen sehen darf. Auf ihn kommt es an, wie er die Stunde nützt.

Frau Bartels hatte den Jungen ihre Zimmer gezeigt, die sie ihnen so liebevoll eingerichtet, dann hatte man zu Abend gegessen und miteinander angestoßen, und nun saß die Familie — auch das Rösel fehlte nicht — in Frau Bartels' Zimmer, das nicht viel anders anmutete, als es in Mögelin ausgesehen hatte. Man sprach — ja, wovon sprach man? Erinnerungen wurden ausgetauscht — Pastor Bartels erzählte von dem Tage, an dem er selbst Mulus geworden — die Jungen berichteten immer von neuen Einzelheiten der Prüfung, sie sprachen von oben herab von ihren Lehrern, die nun in der Tretmühle weiter knechten mußten, während sie frei waren, sie fragten nach tausend Einzelheiten, wie der Abschied in Mögelin verlaufen, sie erkundigten sich nach Berlin, dem großen, unbekannten, sie lachten und schwatzten, schwatzten und lachten, und Pastor Bartels war jung mit ihnen wie ein Konabiturient. Man sprach — es war ganz gleichgültig, wovon man sprach, denn das Glück war mitten unter ihnen, und sie blickten in seine hellen Augen. Und was sie auch sagen mochten, Frau Bartels saß still da und sah beinah andächtig zu ihren großen Jungen auf. Heiter lag die Zukunft vor allen, heiter und wolkenlos.

Im Bartelsschen Familienkreis genoß man die Stunde des Glückes. Die Lampe warf ihr stilles, gelbes Licht auf fröhliche Gesichter, Zärtlichkeit und Liebe wanden ihre Bande vom einen zum anderen, die Herzen taten sich auf. Der Kuckuck in dem Flur draußen hatte schon verschiedenemal sein Nest in der Uhr verlassen, um die Stunde auszurufen, man hörte nicht auf ihn. Der Lärm in den Straßen war verstummt, Eltern und Kinder hatten sich noch immer etwas zu sagen.

Endlich stand Bartels auf und meinte: „Ihr Jungen, genug für heute. Morgen ist Freitag, und da heißt es für mich, frisch für die Predigt sein." Er ging in sein Zimmer und kehrte mit der Bibel wieder. Er hielt die Abendandacht mit den Seinen.

Sie hatten einander schon gute Nacht gesagt, als Rudolf seinem Vater an den Hals flog: „Vater, ich muß dir noch einmal danken!"

„Dummer Junge, wofür?"

„Ich weiß nicht. Für alles."

Der Stunde des Glückes folgten frohe Tage. Alle Zeit, die Pastor Bartels seiner Arbeit abgewinnen konnte, nutzte er, mit seinen Jungen zusammenzusein. Er durchstreifte mit ihnen die Straßen, wie neugierige Kinder blieben sie vor den Schaufenstern stehen. Nun gewann ihm, da er es auch

mit den Augen seiner Söhne sah, Berlin ein ganz neues Gesicht. Den angehenden Studenten aber war es, als schrieben diese kurzen Berliner Tage lange Seiten im Buche ihres Lebens voll, die ihre stille Knabenzeit unausgefüllt gelassen. Noch wußten sie nicht, daß auch dies Berlin ihnen nur zu geben vermochte, was längst im Keim in ihnen geschlummert hatte.

Und in dem Maße, in dem sie den Vater gewannen, verloren sie die Mutter.

Die nahm an ihren Streifzügen nur selten teil, und war sie zugegen, so blickte sie auf alles mit den glanzlosen Augen des Heimwehs. Sie freute sich gewiß an der Lust ihrer großen Jungen, aber ihr selbst waren all diese Eindrücke eine Quelle der Angst und der Verschüchterung. Sie fürchtete sich, die Dämme zu überschreiten, sie verirrte sich in den Straßen, sie fühlte sich heimatlos, fremd. Trug sie einmal die neuen Kostüme, die ihr Mann ihr besorgt hatte, so sah es aus, als wären sie ihr von einer mitleidigen Seele geschenkt worden. Es machte ihr nicht einmal mehr rechte Freude, in ihrer Wirtschaft tätig zu sein, denn was hieß wirtschaften in Berlin? Ein Vorsorgen auf die Zukunft gab es hier nicht. Dazu hatte dies Berlin die Eigenschaft, sie zu ermüden. Sie war immer ganz abgespannt und kämpfte mit dem Schlaf, wenn man Abends in ihres Mannes Zimmer zusammensaß.

Und doch waren diese Abende vielleicht das Beste dieser schönen Tage. Da klangen die vielgestaltigen Eindrücke in einen tiefen Erinnerungsaccord zusammen. Wie wußte Pastor Bartels seinen Söhnen die Augen zu öffnen, wie tat sich sein eigenes Herz weit und jugendlich auf! Seine Heiterkeit schien seine grauen Haare Lügen zu strafen. Er war beinahe immer in gehobener Stimmung, endlich ganz in seinem Element.

An diesen Abenden wurden auch die endgültigen Bestimmungen über die nächste Zukunft der Söhne getroffen. War Frau Bartels schon für gewöhnlich schweigsam, so sprach sie vollends nicht, kam darauf die Rede. Ihr einziger Wunsch, die Kinder im Hause zu behalten, ging ja doch nicht in Erfüllung. Wurde sie aber ausdrücklich um ihre Meinung befragt, so entschuldigte sie sich mit dem steten: „Davon versteh' ich nichts."

Rudolf war nunmehr fest entschlossen, Philologie zu studieren, nachdem ein letzter Angriff auf den Vater, es mit der Malerei versuchen zu dürfen, abgeschlagen worden war. Bartels war ihm mit der Hand über sein lockiges, blondes Haar gefahren und hatte ihm gesagt: „Glaub' mir, dein Talent reicht nicht aus. Es gibt kein schlimmeres Unglück als halbes Künstlertum." — „Nun, denn also Philologie," hatte Rudolf darauf leichtfertig gesagt, und dabei war es geblieben. Nach einigem Hin und Her hatten Vater und Sohn sich für München entschieden. Da war Bernays, da war überhaupt eine künstlerische und doch durchaus nicht oberflächliche Auffassung der Wissenschaft im Schwange. Für Martin kam München selbstverständlich nicht in Betracht, aber es war überhaupt besser, die beiden zunächst einmal zu trennen: so würden sie schneller selbständig werden. Martin sollte nach Halle gehen, denn in Halle hatte schon der Vater studiert, und für einen orthodoxen Theologen kam daneben überhaupt kaum etwas anderes in Frage.

Es war ein inniges Zusammenleben, aber es währte kurz. Wärmere Tage waren gekommen, und auf den Gesichtern der Menschen, die am Spittelmarkt in die Pferdebahnen hasteten, lag ein verschämt freudiger Ausdruck, der dem Kundigen „Frühling" bedeutete. Und schließlich wagten auch die Bäume sich der frohen Kunde nicht mehr zu entziehen: auf dem Grau der Tiergartenäste lag ein grüner Hauch, einzelne Sträucher hatten bereits ganz keck hellgrüne Augen aufgeschlagen. Der Spreearm vor Pastor Bartels' Fenster füllte sich mit Kähnen — ja, es war Frühling geworden, ein Berliner Frühling, der Frau Bartels mit namenlosem Heimweh quälte. Und für die Pfarrersleute brachte er die Trennung von ihren Jungen. Der Semesteranfang stand vor der Tür.

Sie sollten beide an dem gleichen Tage reisen, und zu dem Mittag vor der Trennung — es war ein Montag, ein Tag, den Pastoren immer zu schätzen wissen — hatte man Oberkonsistorialrat Nehring eingeladen. Der hatte den Jungen so viel Interesse be-

wiesen, daß man es ihm schuldig zu sein glaubte. Er kam auch gern.

Man hatte bei Tisch gesessen, und die beiden geistlichen Herren hatten ihrer eigenen Studienzeit wehmütig gedacht. Dann war Nehring hinausgegangen und kehrte nunmehr mit zwei kleinen Bildern zurück. „Es ist etwas Tristes," sagte er, „um eine Studentenbude, selbst wenn der Ofen zufällig nicht raucht. Die leeren Wände gähnen einen mit der Zeit an, und sollte da unser guter Kaiser in Öldruck hängen! Da habe ich Ihnen beiden etwas mitgebracht, zum Andenken an Ihren alten Freund."

Die Jungen waren beschämt und gerührt, und die jünglinghafte Verlegenheit stand ihnen gar lieblich zu Gesicht.

„Hier, Martin, diese Fußwaschung nach einem englischen Gemälde ist für Sie. Ein Trost und eine Lehre zugleich, und beides gemeinsam tut uns Theologen immer not. Für Sie, Rudolf, habe ich die ‚Melancholie' von Dürer. Wenn es die Philologie gar zu arg treiben sollte mit ihrem Für und Wider, blicken Sie hierher."

Die Jungen dankten errötend, und Frau Bartels schüttelte dem Freunde bewegt die Hand. In diesem Augenblick hätte sie ihm beinahe verziehen, daß er sie nach Berlin gebracht hatte.

Und dann war Nehring gegangen, und die Familie war zusammen, zum letztenmal für lange Zeit. Manch Wort der Liebe drängte sich auf die Lippen, manches, was gesagt war, wurde wiederholt, manches, was unaussprechbar, verriet ein Blick. Sie saßen noch lange beisammen den Abend, und die Liebe war mitten unter ihnen.

Am anderen Morgen rief Bartels die Jungen in sein Zimmer: „Ich will euch nicht knapp halten," sagte er, „denn ihr sollt die Möglichkeit haben, eure Jugend in rechter Weise zu genießen. Ihr bekommt monatlich hundertundfünfzig Mark von mir, dazu das Kollegiengeld und was ihr für eure Kleidung braucht. Daß ihr fleißig sein werdet, weiß ich. Meidet schlechte Gesellschaft, rührt keine Karte an. Aber das alles ist selbstverständlich. Eines schreibt in eure Seele: erhaltet euch Herz rein und Leib. Ihr versteht mich. Das Leben ist nicht leicht zu bestehen, das Glück ist trügerisch — mit unreinen Händen angefaßt, das glaubt mir, zerrinnt euch beides. — Vergeßt nicht, daß ihr die Hoffnung eurer Eltern mit euch nehmt und unsere Liebe."

Er küßte sie beide auf die Stirn, und da er fühlte, daß ihn die Rührung übermannte, rief er: „Geht jetzt, geht und sagt eurer Mutter Lebewohl!"

* * *

Schwerer als sonst war Frau Bartels die Trennung von ihren Söhnen gefallen. Es war zwar selten, daß man von Mögelin nach Brandenburg gekommen war, aber die Möglichkeit war immer gegeben, in ein paar Stunden da zu sein, und man wußte die Kinder gut aufgehoben. Nun waren es keine Kinder mehr, und sie hatten sich selbst zu behüten. Es war das letzte Mal gewesen, daß Frau Bartels für sie hatte sorgen dürfen, und während die Jungen mit dem Vater Berlin durchstreift, hatte sie sich daran gemacht, ihre Wäsche nachzusehen und ihre Anzüge zu reinigen. Sie war nun einmal keine moderne Frau und gab sich auch keine Mühe, es zu scheinen.

Dem Schein war sie niemals nachgegangen. Früh der Mutter beraubt, hatte sie die Pflicht früh kennen gelernt, und die hatte ihr Leben ausgefüllt. Der große Roman ihres Lebens — Bartels' Ankunft als Hilfsprediger in Mögelin und sein Werben um sie — hatte sich still abgespielt und ganz im engen Kreise ihrer Pflichten. Sie wußte es, daß er sie liebgewonnen hatte, weil sie ihrem Vater eine so gute Tochter gewesen, und all ihre Wünsche hatten darin gegipfelt, ihm eine ebenso gute Frau zu werden. Dann hatten sie geheiratet, und sie hatte ihm die beiden Söhne geschenkt. Viel später erst war ihr in Demut zu Bewußtsein gekommen, wie hoch ihr Mann geistig über ihr stand. Diese Erkenntnis aber hatte ihr Glück nur vermehrt. Und das eben war in Berlin anders geworden! Hier begann der Abstand zwischen ihrem Mann und ihr selbst, der nun ganz deutlich, grell in Erscheinung trat, sie zu schmerzen. Seiner unwürdig begann sie sich zu fühlen.

Und nun waren die Söhne abgereist, der eine nach Halle, der andere gar nach Mün=

chen. Man konnte sich einsam fühlen in diesem Straßenlärm, in diesem Menschengewirr von Berlin! Und wenig hatte sie von ihrem Mann. Wenn der sich der Arbeit während der Anwesenheit der Jungen so viel als möglich entzogen hatte, so strömte sie jetzt mit doppelter Gewalt auf ihn ein. Armenbesuche wollten nachgeholt werden, unerledigte Briefe harrten der Antwort, vor allem mußte er sich der Vereinstätigkeit widmen. Und die hielt ihn gerade Abends von Hause fern. Wie gemütlich war es in Mögelin gewesen, wenn die Läden geschlossen waren und die Hängelampe in seinem Zimmer braunte, die Ruhe weit, weit und das leise Rauschen der Havel. Das waren Stunden gewesen, die den Wert des Lebens fühlbar machten, in denen sich die Seele auf sich selbst besann. Sehr lang dünkten Frau Bartels die Berliner Tage, aber solcher sammlungsvollen Stunden ermangelten sie ganz.

Je mehr sich Pastor Bartels der Arbeit hingab, desto mehr unterjochte sie ihn. Seine persönliche Gemeinde wuchs, seine Konfirmandenschar nahm zu, und es waren ihrer nicht wenige, die aus anderen Stadtteilen kamen, seine Predigten zu hören.

Aber auch dieser innere und äußere Gewinn machte Frau Bartels ärmer. Sie hatte sich darein zu schicken, ihren Mann mehr und mehr zu entbehren. Und nirgends war Ersatz zu erspähen. Selbst ihr Rösel — ja, mit Rösel war eine Veränderung vor sich gegangen.

Sie hatte irgend eine Tante in Berlin ausfindig gemacht, von der vorher nie die Rede gewesen war, und jede freie Abendstunde benutzte sie, zu der zu schlüpfen. Sie erhob Anspruch auf ihre Ausgehsonntage und blieb recht lange aus. Den Pfarrersleuten lag es natürlich fern, ihr ihre Freiheit zu verkümmern, aber auch ihre Lust an der Arbeit schien geschwunden. Frau Bartels machte ihr keine Vorstellungen, fühlte sie sich doch selbst in ihrer neuen Wohnung wie in einer fremden Wirtschaft. Viel schmerzlicher war es ihr, daß das Rösel teilnahmlos und verschlossen wurde. Etwas Fahriges hatte das Mädel bekommen, es ließ sich kaum noch mit ihr plaudern. Ihre Gegenwart erhöhte beinahe das Einsamkeitsgefühl, unter dem Frau Bartels litt.

War die geistige Gemeinschaft zwischen den Pfarrersleuten immer nur scheinbar eine starke gewesen, so schwand jetzt auch die äußere. Das aber wollte Pastor Bartels um keinen Preis. Er sann darüber nach, wie er dem abhelfen könne, und eines Tages schlug er seiner Frau vor, gemeinsame Morgenspaziergänge zu machen. Sie nahm es dankbar an, und täglich nun in aller Frühe, während die kleinen Verkäuferinnen müde in ihre Geschäfte eilten, richteten die beiden ihre Schritte dem Tiergarten zu.

Der lag um diese Stunde schlafbefangen da, und es war, als benutzte die Natur die kurze Frist des Menschenfernseins, ihr Kleid zu weben. Die Vögel sangen lustig, und die Eichhörnchen liefen munter über den Weg. In den beiden alten Leutchen aber erwachte ein Gefühl der Zärtlichkeit zueinander, in dieser Stille tauchten Jugenderinnerungen auf, mit einem Worte rief man sich die eine oder andere Scene wach ... Pastor Bartels hatte ein eigenes Geschick, Vogelstimmen nachzuahmen, und das erprobte er jeden Morgen an den gefiederten Gästen. Wie verjüngt kamen sie sich vor, wenn sie den Omnibus nachher bestiegen, in ihre Wohnung zurückzukehren.

Trafen Briefe der Jungen ein, so war das immer ein kleines Fest, und meistens schloß sich ein Plauderstündchen daran. Wie Sonnenleuchten ging es über die Gesichter der beiden, umständlich setzte sich Pastor Bartels in seinem Schreibtischstuhl zurecht, umständlich ergriff er den Brieföffner, umständlich faltete er die Bogen auseinander, und es war oft ein Zittern in seiner Stimme, wenn er den Inhalt seiner Frau vorzulesen begann. Und wie verschiedenartig waren die Briefe der beiden! Martin berichtete sachlich und wohlgeordnet über den Verlauf seiner Tage, er erzählte von den Kollegien und von der freundlichen Aufnahme, die er dank Nehrings Empfehlungsschreiben im Hause eines Köstlin und Schlottmann gefunden hatte — von Beyschlag sprach er mit der dem jungen Orthodoxen gebührenden Geringschätzung. Er erzählte von kleinen Landpartien in die reizvolle Umgebung, er legte von seinen häuslichen Arbeiten Rechenschaft ab. Pastor Bartels war es, als erlebte er seine eigene

Studienzeit noch einmal, nur war er doch anders gewesen. Wie? das wußte er selbst nicht mehr. Aber Rudolfs Art war mehr die seine. Dessen Briefe waren ein tolles, begeistertes und keckes Plaudern von tausend Eindrücken und tausend Nichtigkeiten. Aber die Jugendfröhlichkeit war darin, Sorglosigkeit und eine beinahe leidenschaftliche Liebe zu den Eltern. — Waren die Briefe gelesen, so wurden sie sorgfältig in einen Ordner eingefügt, und damit waren sie für Pastor Bartels erledigt. War er aber ausgegangen, so setzte sich die Mutter manches Stündlein vor seinen Schreibtisch und las die alten Grüße wieder. Sie brauchte immer Zeit, recht zu verstehen und alles in sich aufzunehmen. Das langsame Vorlesen ging ihr viel zu schnell.

Freund Brinckmann war in Geschäften nach Berlin herübergekommen und hatte den Sonntagvormittag benutzt, die Predigt seines alten Bartels mit anzuhören; schroff, wie er war, ließ er neben ihm überhaupt keinen anderen Prediger gelten. Er hatte dann nachher seinen Besuch gemacht und war zu Mittag geblieben. Man saß bei einem guten Glase Rheinwein, und Frage drängte an Frage. Von Bartels' Nachfolger wollte Brinckmann nicht viel wissen, er nannte ihn einen jungen Dachs, der Predigten nach Kögelscher Schablone den Bauern und seinen Arbeitern hielte und zu seinem Glück von denen nicht verstanden würde. Aber das sei nebensächlich, und er, Bartels, solle sich nur ja nicht einbilden, daß sie ohne ihn nicht fertig werden könnten. So einem Treulosen würde nicht lange nachgeweint. Aber mit Frau Bartels — ja, das stehe auf einem anderen Brett. „Was nach Ihnen, liebe Frau Bartels, bei jeder Gelegenheit gejammert wird, wie Sie allen überall fehlen, wie die Leute von nichts lieber reden als von Ihnen und sich so eine ganz verklärte Pastorsfrau aus Ihnen zurechtgemacht haben —"

Er kam nicht weiter. Frau Bartels war sehr blaß geworden, sie stand auf, ihre sichtliche Erregung zu meistern, so daß die Herren froh waren, ein anderes, minder verfängliches Thema zu finden. Nachher aber, als man sich von Tisch erhoben hatte und die beiden Freunde sich zu einer nachdenklichen Cigarre auf das alte Wachstuchsofa setzten, sagte Brinckmann: „Hören Sie, Pastor, Ihre Frau will mir nicht gefallen."

„Weil sie die Erinnerungen an Mögelin aufgeregt haben?"

„Weil — weil sie nervös geworden ist."

„Meine Frau und nervös! Machen Sie mich nicht lachen, alter Freund."

„Ja, wenn Sie's nicht merken, das ist nicht meine Schuld. Ich sag' Ihnen, Ihre Frau ist nervös geworden, und damit basta. Bekommt ihr nicht, das Berlin, kann keinem Menschen bekommen. Viel Lärm und nichts dahinter. Sieht auch schlecht aus, Ihre Frau."

Wollte Bartels es nicht Wort haben, daß seine Frau nervös geworden, so war es doch die natürliche Folge von Brinckmanns Worten, daß er sie mehr beobachtete. Und da gefiel sie ihm wirklich nicht, sie war ihm viel zu leicht ermüdet, und ein ihr sonst ganz fremder Kopfschmerz stellte sich jetzt öfters ein. Gelegentlich wollte er mit einem Arzt darüber sprechen — aber das war ja Torheit! So lange sie verheiratet waren, hatten sie um ihrer beider willen nie einen Arzt gerufen.

Und doch war seine Frau die alte nicht mehr. Bei einem allerdings sehr unangenehmen Vorfall hatte er Gelegenheit, das einzusehen. Das Rösel hatte ihnen den Dienst aufgesagt.

Das Rösel! Alle Bekannten des Hauses hatten das reizende Ding gern gehabt, Nehring insbesondere hatte es nie unterlassen, ein paar Fragen an die „Rosa famosa" zu richten. Und ihnen, ja ihnen war sie in ihrer arbeitsfreudigen, verständigen Art ans Herz gewachsen, sie hatten seit langem nie mehr gedacht, daß das Rösel sich je von ihnen trennen könnte. Und nun hatte sie am fünfzehnten August wie eine beliebige Fremde dagestanden vor Frau Bartels, den blonden Kopf gesenkt, mit der Hand an der Schürze zupfend, und hatte gebeten, sie zum ersten Oktober zu entlassen. Ob sie denn mit irgend etwas nicht zufrieden sei? hatte Frau Bartels in ihrem ersten Schreck gefragt. Da war das Rösel in Tränen ausgebrochen und hatte schluchzend versichert, daß sie ein kleines Putzgeschäft aufmachen wolle, etwas Kapital besitze sie ja.

Daß da nicht alles in Ordnung, hatte Frau Bartels instinktiv sofort erraten. Sie wollte aber jetzt nicht weiter in das Kind eindringen, vielleicht daß sich später ihr Vertrauen wiedergewinnen ließe.

Pastor Bartels hatte es als seine heilige Pflicht erachtet, dem Mädchen von dem törichten Beginnen auf jede Weise abzuraten. Er hatte sie mit nach Berlin geführt, er fühlte sich für ihr Weiterkommen nun auch verantwortlich. Er machte sie auf die Gefahren jeder Art aufmerksam — vergeblich; er machte ihr Vorschläge anderer Art und hatte damit nicht mehr Erfolg; er stellte ihr schließlich beredt vor, wie schwer es ihnen falle, sich von ihr zu trennen, und erntete damit einen Tränenstrom; aber das war auch alles.

Frau Bartels hatte sich nach einem neuen Mädchen umzutun, und in dieser Zeit des Suchens fiel es ihm auf, wie unruhig, unsicher sie geworden. Sie hatte denn auch schließlich eine Person gefunden, in die er, Bartels, von vornherein das tiefste Mißtrauen setzte. Doch war er viel zu klug, nun die Wahl einmal getroffen, den Verdacht seiner Frau gegenüber laut werden zu lassen.

Mit dem Herbst, kurz bevor das Rösel von ihnen gehen mußte, waren die liebsten Gäste in das Pfarrhaus eingekehrt, die eigenen Söhne. Sie hatten die erste Hälfte der Ferienzeit zu einer Fußtour ausgenutzt, der eine nach Tirol, der andere nach Thüringen; nun blieb ihnen nur kurze Zeit für das Zusammensein mit den Eltern.

Das Rösel war gegangen, und die Tage der Jungen waren gezählt. Sie saßen beide in Martins Zimmer, in das die Herbstsonne hell hineinschien, damit beschäftigt, ihre Kollegienhefte durchzugehen. Rudolf hatte die Arbeit sinken lassen und seinen blonden Kopf nachdenklich in die Hand gestützt. Er spitzte die Lippen und pfiff leise vor sich hin; dann griff er in die Rocktasche seines Jacketts und entnahm dem Etui eine Cigarre, einen schändlichen Luftverderber, an dem er wohlgefällig mit der Miene des befriedigten Kenners roch. Er zündete die Cigarre an und sagte: „Weißt du was?"

„Nein."

„Ich habe jemand kennen gelernt."

„Wen denn?"

„Ein junges Mädchen."

„Rudolf!"

„Selbstverständlich ein durch und durch anständiges Mädchen — du brauchst dich nicht zu entrüsten. Noch ganz Kind. Aber ein süßes Geschöpf. Braune Locken, blaue Äuglein, rotes Mündchen —"

„Was ist sie denn?"

„In 'nem Geschäft — oder auch nicht. Was weiß ich? Mensch, das ist doch auch ganz gleichgültig! Wenn du sie kenntest, das süße Ding —"

„Ich kenne sie aber nicht."

„Neid!"

„Wie hast du sie denn kennen gelernt?"

„Ich — o, ich — mit einem Bekannten zusammen. Es war noch eine Freundin dabei, eine tolle Person, die er von früher kannte, und — so sprach ich mit ihr. Die Freundin, offen gestanden, ist keine von den feinsten, aber sie — ich hab' ihr auch Vorwürfe gemacht, daß sie mit ihr verkehrt, und das hat sie gleich eingesehen und mir auch versprochen, sie nicht mehr zu sehen."

„Wie oft warst du denn mit ihr zusammen?"

„Ach, viel zu selten!"

„Rudolf, das ist kein anständiges Mädchen!"

„Du! das verbitte ich mir."

„Warum erzählst du es nicht den Eltern?" Und da Rudolf schwieg: „Du siehst, du kannst es den Eltern nicht erzählen."

„Ich könnt' es ihnen wohl sagen. Ich bin mir nicht der leisesten Schuld bewußt."

„Und doch tust du recht daran, es zu unterlassen." Er stand auf und legte seinen Arm auf Rudolfs Schulter: „Rudolf! laß die Geschichte. Du bist viel gescheiter und klüger als ich, das weiß ich; aber ich bin doch der ältere. Höre auf mich, sieh' sie nicht wieder. Das führt zu nichts Gutem. Denk' an das, was uns der Vater gesagt hat."

„Ja, ja, ich hab' es mir auch schon selbst vorgehalten — glaub' nicht, daß ich dem Versprechen, das ich Vater gegeben, je untreu werde!"

„Das weiß ich."

„Es ist nur — ich will sie ja nur sehen, mit ihr reden — ich — habe sie nämlich verteufelt gern. Und sie verdient's auch!"

„Dann sieh' sie nicht wieder — schon ihretwegen."

„Recht hast du — natürlich hast du recht." Er war aufgesprungen und im Zimmer auf und nieder gegangen. „Da, Martin, meine Hand! Feierlicher Beschluß: ich sehe sie nicht wieder. Es fällt mir ja schwer; aber — wir können so was. Und nun kein Wort mehr. Die Sache ist erledigt."

Er zündete seine Cigarre wieder an und rauchte, in gleicher Weise von seinem Entschluß wie von dem edlen Kraut befriedigt. Sie schwiegen beide. Nach einer Weile aber sagte Rudolf doch noch: „Du, ich glaube, ich habe eigentlich Anlage zum Leichtsinn. Aber Vater tu' ich so was nicht an."

* * *

Bartels' Arbeitslast mehrte sich noch: der erste Prediger an St. Petri war einem Schlaganfall erlegen.

Er war auf ein Stündchen zu Nehring gefahren, der im hohen Norden an St. Elisabeth angestellt war, und der hatte ihm eine Folge alter Holzschnitte, die er kürzlich erworben, vorgelegt. Er hatte sich so darein versenkt, daß es ihm nicht auffiel, wie Nehring auf seinem Platze hin und her rückte, an der goldenen Brille sich zu schaffen machte und mehrfach zum Sprechen Anlauf nahm. Endlich legte Nehring die Hand auf seinen Arm und sagte: „Es ist leider ganz unmöglich, daß Sie die Stelle bekommen."

Erstaunt blickte Bartels auf, er wußte zuerst schlechterdings nicht, wovon die Rede war. Dann lachte er herzlich und sagte: „Aber ich habe gar nicht daran gedacht!"

„Das ist Ihre falsche Bescheidenheit oder Ihr Mangel an Ehrgeiz, dem Sie es zuzuschreiben haben, daß Sie zwanzig Jahre in Mögelin verankert lagen."

„Ich wünsche die Zeit nicht zurück, aber ich beklage sie auch nicht."

„Nun also, im Vertrauen, wir müssen den ersten Pfarrsitz an Ihrer Kirche diesmal von der Gemeinde besetzen lassen. Sie ist an der Reihe, und — wenn wir einen von unseren Leuten hineinbringen wollten, müßten wir ein Kirchenamt damit verbinden, das wissen Sie. Sie sind aber noch zu jung in Ihrer Berliner Tätigkeit, es ist auch gar kein Sitz im Konsistorium frei." Er war aufgestanden und im Zimmer auf und ab gegangen. Plötzlich blieb er stehen: „Ich will Ihnen den wahren Grund sagen. Wir müssen die Gemeindevertretungen schonen. Es hat ohnehin schon zuviel böses Blut gesetzt."

„Aber wenn ich Sie versichere, ich habe nicht daran gedacht."

„An die Gemeindevertretung heranzukommen, ist keine Möglichkeit?"

„Nicht die geringste. Die Mehrzahl ist ausgesprochen liberal."

„Ihre Stellung wird in den nächsten Jahren keine leichte sein. Aber es werden ja auch andere Kanzeln frei, bei denen wir ein Wörtchen mitzureden haben. Sie haben jetzt das Interesse auf sich gelenkt, da muß man das Eisen schmieden, solange es heiß ist."

Etwas bedrückt von Nehrings Freundesfürsorge ging Bartels heim. Ein Gefühl der Unfreiheit, des Schuldnertums stieg in ihm auf, wurde aber gleich von der anderen Empfindung ihrer dauernd sich vertiefenden Freundschaft aufgehoben.

Der Posten war ausgeschrieben worden, Probepredigten waren gehalten, dann fand die Wahl statt. Mit nicht unerheblicher Stimmenmehrheit wurde — Bartels gewählt.

Einer der ersten, die ihn beglückwünschten, war Nehring. Wäre ihm selbst eine ähnliche Auszeichnung zu teil geworden, es hätte ihn ziemlich kühl gelassen; da es den Freund betraf, wußte er seiner Freude kaum genug zu tun. „Sie haben uns durch Ihre Gaben und Ihre Persönlichkeit zu einem wichtigen Sieg verholfen! Lieber Bruder, das war eine Tat."

„Lassen Sie es uns lieber eine Lehre sein," sagte Bartels. „Wir haben den Berliner Gemeindevertretungen immer den Vorwurf gemacht, uns absichtlich Hindernisse in den Weg zu legen, uns prinzipiell entgegen zu sein: nun haben sie uns beschämt!"

„Weiße Raben."

„Alles Ernstes. Es gibt in meinen Augen nichts Ärmeres und Unklügeres, als die Menschen zu unterschätzen, mit denen man zu tun hat."

„Nun," meinte Nehring, „einen zum mindesten haben wir nicht unterschätzt — Sie,

lieber Freund. Im übrigen hüten Sie sich vor falscher Sentimentalität, damit gewinnt man dem Gegner nichts ab. Aber kommen Sie hinüber, ich will Ihre Frau beglückwünschen. Da drinnen wird schon mit den Kaffeetassen geklappert — wie ich Ihre Frau kenne, kommt davon auch etwas auf meine Rechnung."

Man saß beim Kaffeetisch, und das Mädchen war eben mit dem Tablett gegangen. Nehring sagte lächelnd: „An das Rösel reicht sie nicht heran, diese —"

„Pauline," ergänzte Bartels.

„Lassen Sie nur das Mädchen," sagte Frau Bartels. „Sie ist brav und tut ihre Schuldigkeit."

„An ihr," nahm Pastor Bartels das Wort, „hat meine Frau ein Wunder gewirkt. Ich traute ihr nicht über den Weg, als sie in unser Haus kam. Jetzt ist sie schönstens im Begriff, eine Perle zu werden."

„Innerlich."

„Durchaus nur innerlich, aber das ist jawohl auch das Wichtigere. Und gesteh' es nur ein, Mutter: seit du wieder mehr in der Wirtschaft zu tun hast, scheint dir Berlin schon lange nicht mehr so verabscheuenswert. Ich glaube, an dieser Pauline lebst du dich ein."

„Es gibt auch nichts Schlimmeres, als ohne rechte Tätigkeit zu sein."

„Gewiß," pflichtete Nehring bei. „Das heißt — ich kenne eine Sehnsucht nach einem kleinen Haus am Walde in tiefer Einsamkeit, bei einem flüsternden Quell und schlafenden Bäumen — es darf auch eine Villa am Lago Maggiore sein oder ein Pfarrhaus in Mögelin an der Havel mit Hühnern und einem prächtigen Hahn — irgendwo, wohin der Aktenbote nicht kommt, und wo man manchmal — nicht zu predigen hat. Ich habe im Grunde schlecht an Ihnen gehandelt, daß ich Sie nach Berlin brachte, und ganz haben Sie mir auch noch immer nicht verziehen."

„Ich gäbe was drum, den Teil Ihres Traumes mit dem Lago Maggiore zu verwirklichen."

„Lassen Sie ihn und kommen Sie lieber Ostern mit mir nach Rom."

Nie ausgesprochen, hatte der Gedanke Bartels schon längst im stillen beschäftigt, und da nun Nehring allen Ernstes in ihn drang und um seine Begleitung warb, da auch seine Frau ihm herzlich zuredete, ließ er sich zu der Versicherung bestimmen, er wolle es überlegen. Recht eigentlich aber bedurfte es keiner Überlegung mehr, denn er war fest gewillt, es zu tun.

Weihnachten war gekommen, entschwunden. Martin war zu Haus eingekehrt, für Rudolf hatte es die weite Reise nicht verlohnt. Wie immer war am ersten Feiertag das Fest recht eigentlich begangen worden, nachdem Bartels seine Predigt gehalten, und auch Nehring hatte sich den Abend eingestellt. Aber es war nicht das rechte gewesen. Der Rudolf, der Junge, mit seiner Fröhlichkeit und seinen hellen Augen hatte ihnen allen gar zu sehr gefehlt. Auch Nehring hatte das ganz aus sich heraus gesagt.

„Ich fürchte," hatte Bartels nachdenklich gemeint, „der Junge kommt mit seinem Studium nicht zurecht. Es ist etwas in seinen Briefen, das mir nicht gefällt."

Einmal ausgesprochen, hatte diese Furcht nicht wieder zur Ruhe kommen wollen. Wie ein Schatten ging sie fortan neben Pastor Bartels her. Es kam vor, daß er bei Armenbesuchen vergaß, wovon die Rede war, und den Faden des Gespräches verlor; er hatte ein paarmal, als er auf der Kanzel stand, den blonden Kopf seines Jüngsten in der Gemeinde zu entdecken geglaubt, und zu ihm, nur zu ihm hatte er dann gesprochen. Und jeder Brief, den die Post aus München brachte, hatte diese Furcht gesteigert.

Es war an einem frostklaren Februartage. Pastor Bartels saß an seinem Cylinderbureau, aber die Arbeit war beiseite geschoben, die Feder aus der Hand gelegt. Wieder beschäftigte ihn die Sorge um sein Kind. Er empfand es wie eine Befreiung, als die Klingel anschlug und sich das Mädchen seiner Tür näherte, ihm Besuch zu melden. Seine Miene erhellte sich vollends, als er gleich darauf Nehring vor sich sah.

„Wenn es eine Fernwirkung der Gedanken gäbe," sagte er, „so müßte ich jetzt davon Gebrauch gemacht haben. Ich sehnte Sie herbei, und da sind Sie."

„Ein guter Willkomm," meinte Nehring und reichte ihm die Hand. „Und doch auch nicht. Denn ich sehe, Sie sind in Sorgen."

„Ich bin es, und lassen Sie mich keine Umschweife machen. Aber nehmen Sie Platz.“ Er selbst ging an sein Bureau, entnahm dem Ordner ein paar Briefe und reichte sie Nehring. „Bitte, lesen Sie.“

Ein paar Minuten war es ganz still in dem Raume, Bartels hörte die Kuckucksuhr draußen ticken, das Pochen seines eigenen Herzens machte ihn nervös. Endlich legte Nehring die Blätter nieder.

„Nun?“

„Nein. Das will auch mir nicht gefallen.“

„Wie erklären Sie sich —?“

„Zunächst, der Junge taugt nicht zum Philologen. Das Studium befriedigt ihn nicht und macht ihn — ja, ruhelos.“

„Das ist auch mein Eindruck. Aber Sie sagten: ‚zunächst‘.“

„Ja, dann — es ist da nicht alles in Ordnung.“

„Sie meinen —?“

„Er muß sich in irgend etwas eingelassen haben, das ihn quält. Schulden oder —“

„Oder?“

„Vielleicht steckt ein Frauenzimmer dahinter.“

„Um Gottes willen!“

„Vielleicht sogar beides. Aber — ängstigen Sie sich nicht. Ich habe Vertrauen zu dem Jungen. Er mausert sich und kommt dann ganz von selbst zurecht.“

„Ich begreife nicht, wie Sie da von Zurechtkommen reden können! Sie sind nicht Vater! Verzeihen Sie mir, die Aufregung geht mit mir durch, aber — wenn er sich da beschmutzt, das bleibt doch zeitlebens an ihm haften.“

Nehring machte eine Handbewegung, die in jedem Sinn zu deuten war, und erwiderte nichts. So schwiegen sie beide.

„Was würden Sie tun?“ fragte Bartels nach einer Weile.

„Man könnte hinreisen, aber — ich weiß doch nicht. Ich habe immer gefunden, in solchen Dingen ist es am klügsten, nichts zu tun. Man wartet die Entwickelung ab.“

„Aber das ist unerträglich.“

„Ich glaube, es muß ertragen werden. Greifen Sie jetzt ein, — zunächst, Sie tappen im Dunkeln. Wir können auf ganz falscher Fährte sein, Sie können ihn mit Ihrem Verdacht dahin treiben, wovor Sie ihn bewahren wollen. Mit Härte ist nichts getan, das verstockt ihn womöglich.“

„Mein Sohn ist's gewohnt, daß ich über seine Fehltritte richte.“

„Vergessen Sie nicht: man muß im Kleinen strenge sein, um dann im Großen sehr nachsichtig sein zu dürfen.“

„Zu dürfen? Ich will nicht dürfen.“

„Zu dürfen, lieber Freund. Ich kenne Ihren Jungen, und ich warne Sie: lassen Sie die Hände davon. Hüten Sie sich namentlich vor hartem Anfassen in Briefen. Muß er nicht ohnedies bald kommen?“

„In ein paar Wochen.“

„Warten Sie bis dahin ruhig ab. Und kommt er, so treten Sie ihm wie immer entgegen. Das führt solche junge Herren am ersten dazu, ihr Herz zu öffnen. Und kommt er nicht —“

„Sie halten es für möglich?“

„Nein, er muß ja kommen. Dann also Milde, dreimal Milde. Folgen Sie mir in diesem Fall, Sie werden es nicht bereuen.“

„Ich kann mich,“ sagte Bartels beruhigter, „zu Ihrer milden Auffassung nicht recht bequemen.“

„Man hat Ihnen den Moses da nicht ganz umsonst geschenkt. Aber er ist schön — Ihr Moses.“ Nehring war an das Bildwerk herangetreten und betrachtete es liebevoll von allen Seiten. „Wundervoll. Und wie er sich von der roten Tapete abhebt! Es dauert nun auch nicht mehr lange, und wir bewundern ihn im Original.“

„Wenn nur etwas aus der Reise wird!“

„Des Rudolfs wegen? Da verdiente der Junge ja an beiden Ohren aufgehängt zu werden. Nein, nein, es wird sich das alles schon beilegen lassen. Ich bilde mir ein, soweit kein schlechter Menschenkenner zu sein, und bin überzeugt: er frißt sich durch. Nur, wie ich Ihnen sagte, den Dingen ruhig ihren Lauf lassen und im entscheidenden Augenblick eine leise Hand.“

Bartels saß wieder in Gedanken versunken, und auch Nehring sagte nichts. Dann stand er auf, zu gehen. Er meinte: „Dafür haben Sie die Freude, zu sehen, wie sich Ihre liebe Frau mehr und mehr hier einlebt. Sie ist schon gar nicht wiederzuerkennen. Beinahe die Mögeliner Freudigkeit.“ Und er reichte ihm die Hand.

Da fuhr Bartels aus seinen Gedanken auf. „Wie meinen Sie? Meine Frau —? gewiß! — ich danke Ihnen; es geht ihr gut.“

* * *

Die Ferien hatten ihren Anfang genommen, und Martin hatte bereits sein kleines Zimmer in der väterlichen Wohnung bezogen. Er arbeitete fleißig, disputierte mit dem Vater und tat dem mütterlichen Tisch alle Ehre an. Von Rudolf waren seit längerem alle Lebenszeichen ausgeblieben, nun schrieb ihm Pastor Bartels kurz und bündig, er solle sein Zimmer in München aufgeben und nach Berlin kommen.

Es war an einem regnerischen Märztage. Die Familie saß am Frühstückstisch, Martin hatte sich eben mit seinen dicken, roten Händen, die ihm als Kind einmal erfroren waren, die zweite Honigschrippe gestrichen, da erschien Pauline und brachte einen Brief.

„Von Rudolf!“

Pastor Bartels nahm das Couvert in die Hand und betrachtete es einen Augenblick mit Unwillen — es sah vernachlässigt aus. Dann riß er es gegen seine Gewohnheit auf.

„Lies vor!“

„Gleich. — Nein, das mußt du selbst lesen. Aber das ist ja — Ja, ist der Junge denn ganz außer Rand und Band?“ Pastor Bartels hatte den Brief hingeworfen und schritt erregt im Zimmer auf und ab.

Die Mutter hatte den Brief genommen. Sie wurde rot und blaß, während sie las. Dann stammelte sie: „Begreifst du das?“

„Nein.“ Er nahm ihr den Bogen aus der Hand und las ihn wieder. Es war ein wirres Geschreibsel, nicht klug daraus zu werden. Selbstanklagen, leidenschaftlich, unverständlich. Immer wieder kam die Rede auf ein Versprechen, das er dem Vater gegeben und gebrochen. Er schien sich mit irgend einem Mädchen eingelassen zu haben. Unbegreifliche Heiratspläne und ebenso unbegreifliches Scheitern. Flehentliche Bitten um Verzeihung. Und dann, ja dann der Entschluß, daß er seine Eltern nie wiedersehen dürfe, daß er es nicht wert sei. Daß er sühnen müsse.

Martin saß noch immer da mit der Honigschrippe ratlos in der Hand und ließ seine Augen ängstlich von Vater zu Mutter gehen. Pastor Bartels schritt wieder im Zimmer auf und ab: „Jetzt nur ruhig bleiben,“ sagte er. „Nichts übereilen. Auf ein paar Stunden kommt es nicht an.“

„Willst du nicht hinreisen?“ bat Frau Bartels.

„Vielleicht — wahrscheinlich — wir werden sehen.“

Er ging auf sein Zimmer, saß in seinem Schreibtischstuhl, den Kopf in den Händen vergraben, sprang auf, ging hin und her, stand am Fenster und starrte ratlos hinaus. Die Vorgänge auf der Straße lenkten seine Gedanken zeitweise ganz ab.

Das war das Furchtbare: sein Sohn hatte innerlich das Verhältnis zu ihm verloren. Darum war er selbst so ratlos. Wie ein Fremder. Darum war es unmöglich, zu sagen, was zu tun.

Stunden vergingen. Er wurde es nicht gewahr, die Seinen wagten nicht, ihn zu mahnen. Dann nahm er, ohne ein Wort zu sagen, Hut und Mantel und eilte auf das nächste Telegraphenbureau. Er schrieb mit fester Hand, in geschwungenen Zügen wie immer, die Worte: „Befehle dir sofort zu kommen. Dein Vater.“

Er hatte das Telegramm bereits abgegeben, der Beamte zählte die Wörter. „Darf ich noch etwas hinzufügen?“ fragte er.

Er erhielt das Formular zurück und setzte hastig dahinter, wie ein Schüler, der etwas ohne Wissen des Lehrers tut: „Wenn du es lieber willst, komme ich zu dir. Sei ruhig und getrost. Alles wird gut werden. Habe Vertrauen zu mir, und tu' nichts in Übereilung.“ Er hatte sich bereits wieder dem Schalter genähert, als ihm einfiel, daß er telegraphisch Antwort haben müsse. So setzte er noch das R. P. davor.

Zu Hause teilte er seiner Frau nur mit, daß er an Rudolf telegraphiert habe. Sie kannte ihn und seinen Widerwillen, über schmerzliche Vorgänge zu sprechen, und wagte deshalb nicht, ihn zu fragen. Er aber sah die Angst in ihren Augen, nickte ihr zu und strich mit der Hand leise über ihre faltige Stirn.

Dann Stunden des Wartens, entsetzliche Stunden. Am Nachmittag hatte er ihr gesagt: „Es ist besser, du packst meinen Kof-

ser.“ Dann wieder Schweigen und Warten — Warten in Angst und Qual — Warten mit trockenem Gaumen und schmerzhaft zusammengepreßten Fingern.

Es gab zuviel Uhren in der Wohnung, die die Stunden schlugen. Unerträglich, diese Uhren!

Martin war in das Zimmer des Vaters gekommen, unbeholfen zärtlich, und hatte seinen Arm um seine Schultern gelegt: „Vater, du bist so allein, ich —“

„Es ist gut, Martin. Ich danke dir. Geh' nur. Geh' zur Mutter und tröste sie.“

Man saß beim frühen Abendbrot, stumm, als gelte es eine unverständliche Ceremonie zu vollführen. Niemand rührte etwas an, obwohl Martin eigentlich Hunger hatte; aber er schämte sich des. Da endlich kam das ersehnte Telegramm. Pastor Bartels riß es auf: „Adressat aus München verzogen, unbekannt wohin.“ Er gab es den Seinen, stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer. Am Türpfosten mußte er sich halten, denn alles schwankte unter ihm.

Er riegelte sich ein, sank auf die Knie und betete. Es war ein wortloses Ringen im Gebet. Von Zeit zu Zeit wurde er sich klar, daß er für die Seele seines Kindes zu bitten hatte, diese Seele, die in Gefahr war, und dann tat er's. Immer aber kehrte er zu dem einen zurück, daß Gott ihm seinen Rudolf wiedergeben müsse — müsse — müsse. Er richtete sich endlich auf und sank erschöpft in sein altes Wachstuchsofa. Da brütete er vor sich hin.

Wie war der Junge nur so schlecht geworden? Bisher hatte er ihm niemals Kummer bereitet. Offen hatte seine Seele vor ihm gelegen, weich und rein.

Und nun schlecht, ganz schlecht geworden!

Wenn er sich nur kein Leid antat! Wenn der Junge in seinem Wahnwitz sich nur kein Leid zufügte! Wieder faltete Bartels die Hände und betete. Rudolf hatte ja kaum Geld, was sollte aus ihm werden? Wenn er Not litte und sich nach Hause nicht wagte und in der Verzweiflung — Gott! Gott ließ die Seinen nicht verzweifeln. Nur in Not sollte der Junge nicht geraten, dazu war der Rudolf nicht geschaffen, weich, wie er war, und zart. Nicht in Not! Sein Rudolf, sein lieber, lieber Junge — nicht in Not!

Wie die Sehnsucht ihn übermannte! Wenn der Junge sehen könnte, wie sehr die Sehnsucht wuchs, die Arme ausgebreitet. Dann müßte alles guten Ausgang nehmen. Dann würde er wissen, daß er getrost heimkehren könne, daß sein Vater ihm verzeihen, von Herzen gern verzeihen würde. Sehnsucht! Schon Weihnachten hatte diese Sehnsucht ihn gepackt und hatte nicht abgelassen — es war gar kein Weihnachtsfest gewesen ohne den Rudolf ...

Hunger! — Wenn Rudolf Hunger leiden mußte! Bartels war oft genug bei armen Leuten gewesen, in deren Kammer der Hunger saß, und hatte die fieberische Gier in ihren Augen gesehen. Das war von allem, was er miterlebt, das Furchtbarste gewesen, dies blöde, tierische Hungerlechzen. Und Rudolf, der Entbehrungen nicht kannte, darbend, frierend, hungernd —

Vielleicht war es nicht unmöglich, daß seine Sehnsucht sich fortpflanzte und bis zu ihm dränge, ins Ungewisse, Ferne ... daß er sie fühle, empfinde, ihrer gewiß werde und — heimkehre? Er rief sich das Bild des Jungen vor Augen und umklammerte es mit aller Sehnsuchtskraft ...

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn aus seinen Gedanken auf. Er erhob sich langsam — er fühlte sich wie gelähmt — und schob den Riegel zurück. Seine Frau faßte leise seine Hand und sagte: „Komm jetzt, es ist schon spät. Du wirst mir sonst noch krank.“

Er versuchte etwas zu erwidern, aber es war ihm unmöglich.

„Gott wird ihm vergeben und ihn nicht verlassen,“ sagte sie in ihrer ruhigen Art.

Ein wehes Zucken umflog seinen Mund. Dann nickte er ihr zu und stützte sich auf ihre Schulter. —

Sehr zeitig am anderen Morgen klopfte Bartels bei Nehring an. Der saß bereits über seinen Akten, Frühaufsteher, der er war. Sobald er in Bartels' Gesicht blickte, erschrak er; vollends, als er hörte, was sich zugetragen.

Eine Weile schob er unentschlossen die scharfe Brille hin und her, dann streckte er dem Freunde beide Hände entgegen: „Einen Menschen, den wir lieb haben und dem wir vertrauen, lassen wir so schnell nicht fallen.

Der Rudolf kämpft sich durch, darin laß ich mich nicht irre machen."

„Daß Sie das sagen, ist mir ein großer Trost."

„Nein," sagte Nehring, „an unserem Liebling halten wir fest. Das wäre noch schöner, wenn wir uns in unserer Beurteilung eines Menschen so leicht Lügen strafen ließen. Wir kennen den Jungen, und darauf bauen wir."

„Sagen Sie mir nur das eine: was ist jetzt zu tun?"

„Man könnte nach München fahren und bei der Polizei Nachforschungen anstellen, könnte ihn suchen lassen."

„Ich dachte auch daran, aber —"

„Sie haben recht mit Ihrem Aber! Das ist nichts. Hetzen wir ihm die Polizei auf den Hals — wer weiß, zu welchen übereilten Entschlüssen wir ihn da treiben. Damit könnten wir die Gefahr vollends heraufbeschwören. Er muß freiwillig kommen."

Pastor Bartels lachte heiser auf.

„Hat er viel Geld?"

„So gut wie nichts."

„Das — nein, das macht die Sache beinahe schlimmer. Das Geld wäre bald durchgebracht, dann triebe ihn die Not zurück. So richtet er sich gleich darauf ein, sich irgendwie was zu verdienen."

„Sie halten eines doch auch für ganz ausgeschlossen, daß — ich meine, daß er sich — etwas antun könnte?"

„Das glaub' ich nicht von ihm. Alles ist immer ein Rechnen mit tausend Unbekannten ... doch bin ich überzeugt: den Schritt tut er nicht."

„Überzeugt? sagen Sie ..."

„Weil er gesund ist. An Leib und Seele. Und so einer nimmt sich nicht selbst das Leben. Das tun doch immer nur die, die ohnedies dem Tod verfallen sind."

„Sie glauben also, ich — ich seh' ihn wieder?"

„Ob heut' oder morgen oder erst in zehn Jahren, das weiß ich nicht. Aber zurückkommen tut er, das scheint mir ausgemacht."

„Oder in zehn Jahren!"

„Man muß mit allen Möglichkeiten rechnen."

„Vielleicht, wenn er meinen Tod in der Zeitung liest."

„Früher, lieber Freund, viel früher."

„Wenn man es ihm nur kundtun könnte, daß seine Reue übertrieben ist, daß wir ihn lieb haben, ihm alles verzeihen, ihn nur wiederhaben wollen —"

„Wie anders Sie heute sprechen als noch vor kurzem! — Man kann ihm das aber nicht mitteilen. Man soll es vielleicht nicht können."

„Sie glauben —?"

„Vielleicht ist das, was er jetzt durchmacht, für seine Entwickelung wichtig. Es hat doch schließlich alles einen Sinn im Leben."

„Das hab' ich auch gedacht." Sie schwiegen beide. „Wenn nur die Angst nicht wäre," sagte Bartels, „die furchtbare Angst. Sie glauben nicht, ich sehe ihn in jedem Augenblick in tausend Gefahren. Schreckbilder umgeben mich. — Sie meinen trotzdem, man soll nichts tun, gar nichts?"

„Wenn Sie mich fragen, mein Rat geht dahin. Glauben Sie mir, ich gehöre nicht zu denen, die müßig zusehen, wenn ihr Haus brennt, und denken, der liebe Gott wird's schon machen. Aber hier hab' ich doch die eine Empfindung, die alle anderen verdrängt: wer nur den lieben Gott läßt walten! Ihm ganz vertrauen, scheint mir hier das einzige und beste, was zu tun."

„Amen," sagte Bartels. Er wandte sich hastig ab und griff zu Hut und Schirm, denn er fühlte, daß ihm die Tränen in den Augen standen.

Als Pastor Bartels schweren Fußes die breite eichene Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg und sich müde auf das seltsam verschnörkelte Eisenwerk des Geländers stützte war ihm, als müsse das alte Haus viel Leid, Gewalttat und Verbrechen gesehen haben. Und als er seine weiße Wohnungstür mit dem Drücker öffnete, überkam es ihn, als läge da in irgend einem Zimmer eine Leiche.

Und als läge eine Leiche aufgebahrt in der Wohnung, so flüsterte das Leben von dem Tag an scheu in ihrer Mitte. Ihre Blicke waren verstört, sie sprachen nur das Notwendigste, und das leise miteinander. Beinahe stumm nahmen sie die Mahlzeiten ein. Jeder suchte den anderen ein ruhiges Gesicht zu zeigen, aber gerade in dieser Gelassenheit steckte etwas von der Grimasse.

Es ist Ruhe in dem Leid um einen Toten; in diesem Schmerz um den Verlorenen aber war verzehrende Angst. Und quälend wie sie war die Hoffnung, die wiederkam und immer wiedergerufen wurde, ob sie sich auch trügerisch erwiesen. Es war eine altmodische Glocke an der Wohnungstür, und so oft sie gezogen wurde, hörte man den langen Draht an den Wänden klirren. So oft sie gezogen wurde, schraken die drei auf, ihre Augen weiteten sich, sie verbargen ihre Erregung voreinander, sie kämpften ihre Enttäuschung nieder. Jeder Morgen war Erwartung, und Entsagung jeder Abend.

Sie hatten beim Abendbrot gesessen, und die Mutter war hinausgegangen, die Anordnungen für den nächsten Tag zu treffen. „Vater,“ sagte Martin nach einer Weile, und seine Stimme klang rauh, „ich fühle mich nicht frei von Schuld. Ich habe es gewußt und habe dir nichts gesagt.“

„Du — hast es gewußt?“

Martin erzählte von seinem Gespräch mit Rudolf, er mußte wieder und wieder berichten, auf alle Einzelheiten sich besinnen. Bartels war es, als hörte er aus den Worten des anderen die Stimme seines geliebten Sohnes, als wäre er ihm nahe, als könne er ihn greifen — immer wieder wurde Martin befragt.

„Ich hätt' es dir sagen sollen, Vater, zur Zeit!“

„Es hätte nichts genutzt.“

„Ich habe selbst versucht, ihm sein Unrecht vorzuhalten —“

Pastor Bartels nickte müde.

„Vater, ich will alles tun, dir doppelte Freude zu machen —“

„Brav, Martin, schön von dir.“ Und dann hatten sie wieder geschwiegen. —

Wäre Pastor Bartels nur im stande gewesen, recht zu arbeiten! Aber das war er nicht. Eine bleierne Müdigkeit lag auf ihm, die er nicht abzuschütteln vermochte, die seinen Gedanken jede bestimmte Richtung nahm und aus der er von Zeit zu Zeit aufschrak, um wieder darein zurückzusinken. In diesen Tagen ging er sehr früh zu Bett und stand sehr spät auf. Wortlos fügte sich seine Frau der neuen Tagesordnung.

Pastor Bartels hatte geträumt und war aus dem Schlaf aufgeschreckt. Sein Rudolf war auf schmalem Brett über einen reißenden Fluß gegangen. Aus Übermut hatte er es versucht — Martin hatte ihn gewarnt. Er selbst, Bartels, war dazu gekommen und hatte es mit ansehen müssen. Bis in die Mitte war er glücklich gelangt, da hatte er gezaudert mit erhobenem Fuß. „So geh' doch weiter!“ hatte er selbst in seiner Angst gerufen. „Ich kann nicht, hier sitzt ein Frosch, siehst du ihn nicht?“ hatte es zurückgetönt. Und der Frosch wuchs und wuchs, blähte sich auf und wurde riesengroß. Schon war Rudolf umgekehrt — er geriet ins Schwanken — stürzte. Er selbst warf sich ihm nach. Es gelang ihm, den Fallenden einzuholen, zu umklammern, und nun fielen sie mit verdoppelter Wucht. Ein schwarzer Abgrund tat sich unter ihnen auf, in seinen Tiefen rotes, dunkles Wasser. Wie aber das rote Blut über ihnen zusammenschlug, schrie Pastor Bartels auf und — erwachte. Es war mitten in der Nacht.

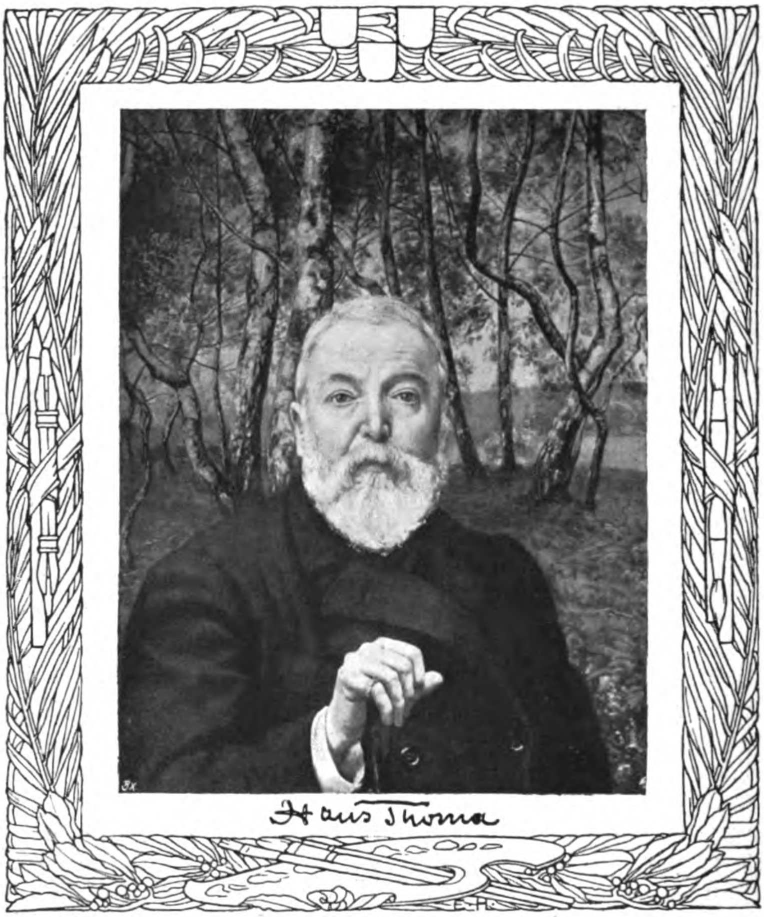
Seine Frau streckte die Hand nach ihm aus und sagte: „Was ist dir, Bartels?“

Er mußte sich besinnen. „Ich habe geträumt — von Rudolf.“

„Hab' keine Angst um ihn. Und schlaf' wieder ein. Noch einmal träumst du es sicher nicht.“

Ein paar Augenblicke sann er über seine Frau und ihre Fassung nach, wunderte sich und war von neuem eingeschlafen.

(Schluß folgt.)



Selbstbildnis.

Hans Thoma

Von

Eugen Kleefeld

(Nachdruck ist untersagt.)

In diesen Blättern ist schon früher des großen Meisters gedacht worden, zuletzt, im Jahre 1895 (Juli-Heft), hat Meißner uns hier in begeisterten Worten ein Bild entworfen von dem Schaffen Hans Thomas. Seitdem sind die verschiedensten Monographien über den Künstler erschienen; Ostini, Meißner und vor allem Thode haben uns in glänzenden Darstellungen seinen Lebenslauf, seine Kunst geschildert; in einer Fülle von Reproduktionen sind die Werke dem großen Publikum bekannt geworden; erst im letzten Jahre wieder hat die Karlsruher Jubiläumsausstellung mehr denn dreißig Bilder Thomas uns in einem besonderen Kabinett gezeigt, nachdem im Jahre zuvor Thode eine glänzende Kollektivausstellung in Heidelberg und Mannheim veranstaltet hatte.

So ist es allerdings dahin gekommen, daß der Name Hans Thoma nur noch den Ungebildeten ein unbekannter ist; in dem Jahrzehnt, seitdem die Münchener Kollektivausstellung (von 1890) wie mit einem Schlage dem Glanze dieses Namens zum Durchbruch verhalf, haben alle es gelernt, ihn mit dem



Hans Thoma: Der Sämann.

(Aus Breitkopf u. Härtels Zeitgenössischen Kunstblättern. Mit Genehmigung der Verleger.)

Zu Kleefeld: Hans Thoma.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

größten Respekt, mit höchster Bewunderung zu nennen.

Aber wie weit sind wir doch noch von einem wirklichen Verständnis des Meisters entfernt! Es ist merkwürdig und tief beschämend für unser Volk, daß man für diesen Künstler, der aus den tiefsten Tiefen deutschen Gemütes, deutschen Empfindungslebens reiche Schätze zu heben wußte, fast stets nur scheue Bewunderung findet, es ist unbegreiflich, daß man zu einer Zeit, wo das unendlich reiche Schaffen des Meisters vor aller Augen steht, nicht überall die Überzeugung gewonnen hat, in ihm einen der Größten zu sehen, die deutsche Kunst hervorgebracht hat. Gewiß, Thoma hat nie nach dem Geschmack der Menge gefragt, ist nie irgend einer „Richtung“ gefolgt, er ist stets seinen eigenen Weg gegangen, aber indem er sein Leben künstlerisch auslebte, hat er doch alle Saiten menschlichen Empfindens erklingen lassen, und diese vollen Harmonien mußten doch Widerhall finden in aller Herzen. Das eine mag uns erklären, wenn dieser Widerhall nicht voll und stark genug ertönt: die Saiten, die der große Meister berührt, sie erklingen im Innersten unseres Gemütes; die tiefinnersten Empfindungen sind es, die er bewegt, Empfindungen, die man sonst scheu vielleicht in seinem Busen birgt; auf dem Markte, im Geräusch und Getriebe des Alltags hat man dafür keinen Sinn.

Wer aber einmal diese große Kunst begriffen hat, der wird stets in dem stillen, dem Kampf der Tagesströmungen fernstehenden Künstler einen der großen Genien unserer Zeit verehren. Diese herbe Kunst erschließt sich nicht leicht dem Beschauer; ernst muß man zu ihr herantreten, ernst und tief fragen, dann aber strömt auch aus ihr der ganze Zauber der Poesie auf uns nieder, die tiefste und zarteste Stimmung erfüllt uns und reißt uns fort. Was aber am meisten dem Verständnis für den Großen im Wege gestanden hat, das ist — es klingt paradox — seine unendliche Einfachheit.

Als er im Jahre 1870 zum erstenmal in Karlsruhe eine Anzahl Werke zur Ausstellung brachte, da wurde er mit Spott und Hohn überschüttet, daß er es überhaupt gewagt hatte, solche Bilder dem Publikum darzubieten; und doch waren diese Werke, deren einige wir jetzt an derselben Stätte, in Karlsruhe, bewundern konnten, von einer außerordentlichen Wahrheit und Natürlichkeit, von einer solchen Schlichtheit des Stiles, daß wir sie zu dem Größten, was der Meister geschaffen, rechnen müssen. Aber das konnte man nicht begreifen in einer Zeit, da Phrase, Pose und Unnatur in der Kunst herrschten, wenigstens in der deutschen.

Und ist es jetzt, nach mehr denn dreißig Jahren, da die Wogen des Realismus und Naturalismus über uns dahingebraust sind, viel besser geworden? In dem hastigen Lärmen und Treiben des Tages, in dem wilden Toben der Interessenkämpfe, da bedarf es des Sensationellen, Aufregenden, um die Beschauer zu fesseln; für die herbe Größe eines Thoma hat man da nicht das genügende Verständnis. Und vielleicht ist es auch besser so: die Ernsten, Tüchtigen, die gehen natürlich an einem Thoma nicht vorüber, und die Gemeinde der Verehrer des Meisters — eine kleine kann sie nicht mehr genannt werden — ist eine treue und stetig wachsende. Allmählich dringt die richtige Erkenntnis doch weiter, allmählich erschließen sich doch immer weitere Kreise diesem Schaffen, und so wird es einst dahin kommen, daß er der volkstümlichste deutsche Maler wird, wie er es verdient.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, das gesamte Schaffen des Meisters zu beleuchten, nachdem Meißner in diesen Heften bereits vor acht Jahren eingehend über Thoma und seine bis dahin entstandenen Werke gesprochen hat. Allerdings konnte auch er nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Meisterschöpfungen in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, zumal gar manche Bilder, in Privatsammlungen zerstreut, damals kaum zugänglich waren. Die Karlsruher Jubiläumsausstellung brachte jetzt eine Anzahl solcher herrlichen Thomawerke wieder ans Licht. Auf diese alle näher einzugehen, würde einen vollständigen Artikel für sich erfordern. Nur zwei Bilder seien um ihrer ganz besonderen Eigenart, um ihrer hohen Bedeutung willen doch genannt: das eine, unter dem Namen der Giardiniera bekannt, ein Porträt der Frau Cella Thoma,

zeigt den Meister auf einer Höhe koloristischer Wirkung wie kaum irgend ein anderes Werk. Die noch jugendliche Erscheinung mit den edlen, milden Zügen ist in ein buntes italienisches Gewand gehüllt, die Farben sind fast etwas zu reich, dazu die bunten Bänder, die Blumen; und doch fließt alles zusammen in eine Harmonie; nein, die roten Blumen treten aus dieser Stimmung heraus, aber sie heben sich nur von ihr ab, sie zerreißen sie nicht. Ein anderes Bild aus früher Zeit, „Heiliger bei Tieren", ganz einfach in der Farbenwirkung, ja in der Maltechnik überhaupt, ergreift uns ganz besonders durch die Tiefe der Stimmung. Die Gestalt dieses Jünglings, der etwas schwerfällig ein Fell um die Lenden geschlungen hat, ist nicht schön, aber sie ist rührend in ihrer vollen Ergebenheit, in ihrer sich auflösenden Hingabe an ein Höheres über sich; fast pathetisch steht er da, oder ist er nur so großzügig einfach, so ganz der einen Idee gehorchend, daß es uns, die wir nicht mehr stark genug sind zu solcher Hingabe, fast als Pathos erscheint?

Doch wir wollen ja dem Schaffen des Künstlers in den letzten Jahren folgen;* aber auch da müssen wir uns außerordentlich beschränken: der Meister hat in den letzten sechs bis acht Jahren eine solch reiche und köstliche Tätigkeit entfaltet, daß man in dem Rahmen eines Aufsatzes nur einen kleinen Teil der Schöpfungen erwähnen kann.

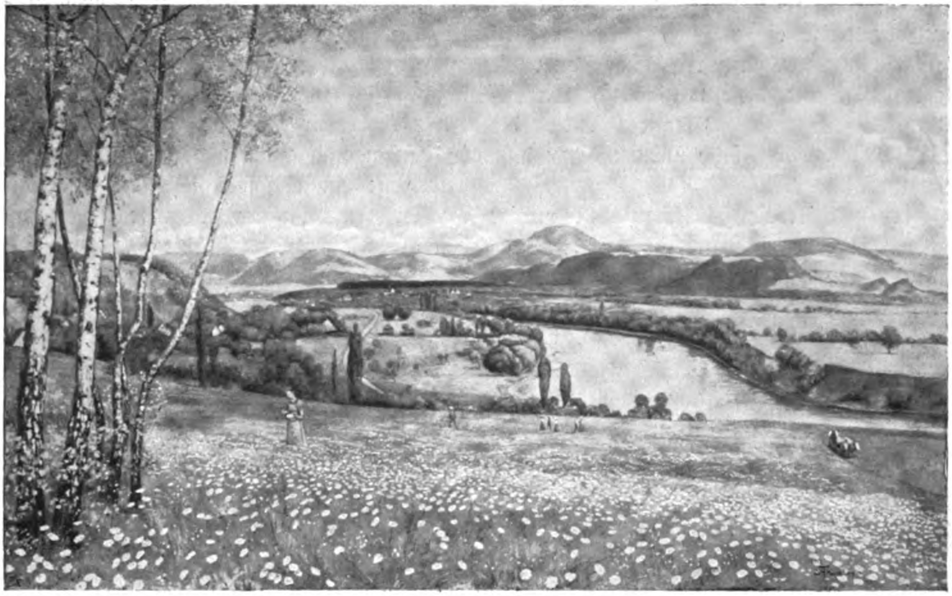
Fragt man zunächst, ob Thoma sich einem bestimmten Gebiete seiner Kunst in dieser letzten Zeit besonders zugewandt, so kann man nur verneinend antworten; er hat, wie stets, sich bald dem einen, bald dem anderen Stoffgebiet gewidmet: wir finden neben religiösen Darstellungen in erster Linie Landschaften aller Art, aber auch allegorische, mythologische Schilderungen, dann wieder Porträts und anderes mehr; ebenso ruht auch auf technischem Gebiete der Meister nie, immer neue technische Methoden macht er sich zu eigen. So hat er dem von ihm zu einer außerordentlichen Vollendung gebrachten Steindruck den gemalten Steindruck zugesellt; in jüngerer Zeit hat er eine Reihe von Werken in Algraphien vervielfältigt; die letzten Monate brachten wieder eine Reihe köstlicher Radierungen. Doch der Meister rastet nicht: augenblicklich ist er damit beschäftigt, seine künstlerischen Ideen in Majolika zum Ausdruck zu bringen.

Einer solchen gewaltigen Fülle gegen-



Hans Thoma: Schwarzwaldtanne.

* Die hier wiedergegebenen Illustrationen sind sämtlich mit Erlaubnis des Künstlers benutzt; der „Sämann" mit Genehmigung der Herren Verleger Breitkopf u. Härtels Zeitgenössischen Kunstblättern entnommen.



Hans Thoma: Taunuslandschaft. (Aus der Karlsruher Kunsthalle.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

über tut Beschränkung not. Greifen wir daher aus den zahlreichen Bildern, die Thoma in den letzten Jahren gemalt hat, einige heraus — fast willkürlich, denn beinahe alle stehen auf der höchsten Stufe der Vollendung.

Verweilen wir zuerst bei rein landschaftlichen Darstellungen. In solchen gipfelt ja doch wohl alle Kunst des Meisters: kaum eine Schilderung von Thoma gibt es, die nicht in eine Landschaft hineingestellt, kaum eine Gestalt, die nicht mit einer sie umgebenden Landschaft verwoben ist, ja selbst den Porträts dient meist eine Landschaft als Folie, als Rahmen, oft zugleich auch als Symbol.

Doch finden sich selbstverständlich auch zahlreiche Landschaftsbilder, die nur um ihrer selbst willen da sind; die Motive dieser Bilder sind meist dem Schwarzwald oder dem Taunus entnommen. Eine der schönsten Schöpfungen der Art ist die große Landschaft der Karlsruher Kunsthalle, die dem Jahre 1899 ihre Entstehung verdankt: eine blumenreiche, weite Wiese, schlängelnde Feldwege, vereinzelte Bäume und Gebüsch, die Windungen des Flusses und im Hintergrunde die Hügelkette des Taunus im blauen Duft, auf den Feldern geputzte Menschen, auf dem gefurchten Acker ein pflügender Landmann und im Vordergrunde eine sinnende Mädchengestalt. Alles einfach und natürlich, dem Leben abgelauscht, und doch scheint auch diese Landschaft, wie manche andere des Meisters, eine ganze Welt zu umfassen. Die kleinen Figuren gehen weit über den Rahmen einer Staffage hinaus, sie beleben das Ganze durch die farbigen Tinten, sie vertiefen aber auch die Stimmung. Und doch drängen sie sich nicht hervor, stören nicht das Gefühl der unendlichen Weite, das diese eigentlich eng begrenzte Landschaft gewährt.

Wir haben bei diesem Bilde so lange verweilt, weil es zu den bedeutendsten Schöpfungen des Meisters gehört und doch wieder den Gemälden zuzurechnen ist, die sich einem erst bei ernster Betrachtung geben; dann aber staunt man ebenso über die Fülle der schönen Einzelheiten wie über die Weite und Tiefe des Ganzen. — Und in noch einer Hinsicht ist dieses Bild, ich möchte sagen, typisch. Da oder dort, bei dieser oder jener wunderbar feinen Wirkung meint man, man müsse die klügelnde Berechnung des Künstlers erkennen; da, um ein Beispiel zu geben, schlängelt sich ein Weg in Windungen, fast verdeckt, eine Anhöhe hinan und erzeugt leicht so die Wirkung, daß das Ganze tiefer

in der Perspektive erscheint; dort wandeln auf der Wiese ein paar Gestalten, drüben geht ein anderer, ganz rechts der Bauer mit dem Pflug, und diese wenigen kleinen Figuren tragen zweifellos dazu bei, daß die Landschaft sich in Breite und Weite zu dehnen scheint.

Aber man irrt vollständig, wenn man hier ausgetüftelte Berechnung vermutet; der Künstler erfaßt nur alles Ästhetische mit einer so nachtwandlerischen Sicherheit, daß uns armen Sterblichen kaum möglich erscheint, es geschehe dies ohne Klügelei.

Rein landschaftlich kann auch noch ein Bild aus dem letzten Jahre: „Sommerwolken", genannt werden. Ein großes Kornfeld, am Rande rote und blaue Blumen; die Ähren nicht „wogendes Meer", sondern zerzaust, einzeln sichtbar, erst in der Ferne sich in Massen verlierend, an der vorderen Ecke ein blumenpflückendes Mädchen; vereinzelte, dürftigen Schatten werfende Bäume, im Hintergrunde im klaren Licht ein Dorf, in der Ferne Hügel. Glühend lastet die Sonne auf dem Felde, wenn auch nicht mehr ganz ungehemmt in ihrem Scheine; weiße Wolken ballen sich an dem blauen Himmel, Gewitter verkündend. Aber noch ist alles in friedlicher Ruhe. Und diese Mittagsstille atmet das ganze Bild, das wieder ein echter Thoma ist, in seiner außerordentlichen Einfachheit, in seiner Beschränkung. Das ist Wirklichkeitsmalerei großen Stils. Ein Stück Natur, nichts als ein Stück Natur, angeschaut durch ein Temperament; ein Temperament aber, das die Stimmung der Landschaft aufnimmt, ihr den Stempel seines ruhigen Empfindens aufdrückt, doch ohne ihr irgend Gewalt anzutun. Das ist alles genau der Natur abgelauscht, aber dieses Fernhalten jeglicher Übertreibung läßt uns erst voll den natürlichen Zauber der Stimmung empfinden; auch vor dem übertrieben Blendenden der Freilichtmalerei hat sich Thoma gehütet, obwohl er alles in vollem, klarem Lichte malt.

Dem gleichen Jahre 1902 dankt eine andere Sommerlandschaft ihre Entstehung, die uns nicht die glühend lastende Sonnenhitze des Mittags schildert, wie das eben erwähnte Bild, sondern die ruhige Stimmung des friedlichen Sommerabends: „Sommereinsamkeit". Grüne Wiesen, von Wegen durchschnitten, ein blauer Fluß, auf dem ein Segelboot langsam hingleitet; hochragende Bäume mit schlanken Stämmen, darüber ein wunderbarer tiefblauer Himmel. Junge Mädchen in blauen und roten Gewändern im Ringelreihen; ein einsames Liebespaar dahinwandernd und im Vordergrunde ein Mann, den grauen Kopf tief in die Hand gestützt, neben ihm gekauert sein Hund.

Man sollte nach dieser Schilderung meinen: ein belebtes Bild, und doch weht einem aus den Gruppen die Stille der Einsamkeit entgegen. Fast meint man den ernsten Meister aus diesem Bild schelmisch lächeln zu sehen, wie er die Einsamkeit des überall nur sich sehenden Liebespaares, die in der Unberührtheit der ersten Jugend spielenden Mädchen schildert; doch der einsame Alte auf dem Bilde läßt eine scherzhafte Empfindung nicht aufkommen; der ist wirklich allein. Aber es ist nicht eine schwermütige Einsamkeit, es ist nicht das einsame Gefühl, das ein klarer Wintertag dem Alleinstehenden erweckt, es ist auch nicht die behagliche Ruhe des Sommermittags. Dazu fehlte dem Bilde die Sonne; das würde nicht passen zu dem Zug der Herbheit, der trotz der fröhlich Tanzenden über dem ganzen Bilde ausgegossen ist. Sommer ist es, aber es ist wohl die Stimmung des Sommertages, der zum Abend sich neigt; es ist wohl die Stimmung des Lebensernstes, der an der Wende der Jahre zurückblickt auf die sonnige Jugend. Vielleicht denkt auch der Alte der Spiele der Kindheit, der schönen Wanderungen am Arme der Geliebten, des Dahingleitens auf blauem Strome in heiterem Genuß; ernst schaut der Einsame zurück, aber nicht Traurigkeit, nicht Herbstesempfindung umfängt ihn.

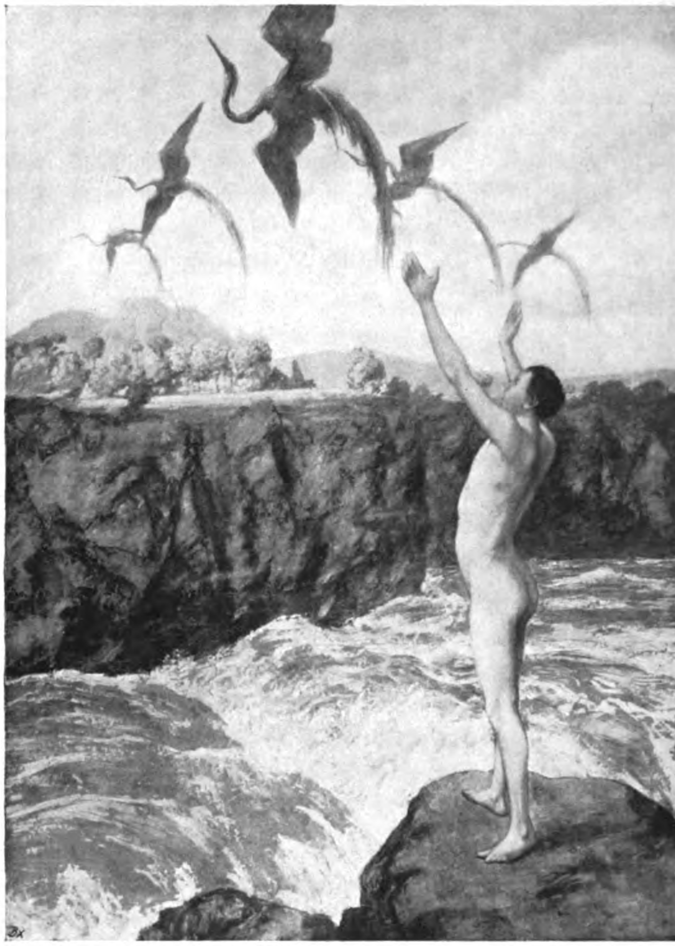
Und noch ein Wort über die koloristische Wirkung des Bildes, das fast direkt von der Staffelei verkauft worden ist, leider nach Amerika: eine Sinfonie in tiefen satten Farben, eigentlich nur in dunklem Grün, in tiefem Blau, beide zueinander verbunden durch gelbliche Färbungen und gehoben diese düsteren Töne durch leuchtende Punkte, durchschimmernde blaue und rote Gewänder, die den Eindruck dieser satten und dunklen Farben nicht stören, nein nur vertiefen.



Hans Thoma: Ritt nach der Gralsburg.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

War es in den erwähnten Bildern ausschließlich die Naturschilderung, die unsere Empfindungen auslöste, so vereinigen sich in Werken wie der „Ritt nach der Gralsburg" landschaftliche und Menschendarstellung zu einer Einheit des Ausdruckes. — In einem anderen Bilde aus dem Jahre 1899, „Frühlingseinkehr", tritt das Landschaftliche hinter dem Figuralen weit zurück, und doch wirkt beides einheitlich zusammen zu einer Stimmung. Ein Jüngling aufgerichtet in der Brandung des Meeres stehend, in der herrlichen herben Liniengebung, wie oft bei Thomaschen Aktbildern gezeichnet; die Lenden verhüllt, die Körperformen von außerordentlicher Reinheit. In dem Gesicht, ja auch in der Körperhaltung prägt sich überwältigend die Stimmung des Empfangens, der vollsten Aufnahme des Frühlings in der Natur aus: jugendlichster Frühling die ganze Gestalt, die Landschaft, in der sie steht; jugendlichster Frühling aber vor allem in diesem vollen Aufgehen, in dieser Hingabe an eine Stimmung.

Ein gleiches Herauswachsen aus der Natur zeigt „Selene und Endymion"; ich meine das Gemälde aus dem Jahre 1899 (der Künstler hat den Stoff öfters behandelt). Auch für dieses Bild trifft in reichem Maße zu, was Thoma mir einmal im Hinblick auf ein anderes Werk sagte: „Die Sagen berühren sich doch wohl stets mit einer Stimmung in der Natur." Das ist allerdings das richtige Erfassen unserer schönen Sagen, wenn wir die Gestalten aus der Natur herauswachsen sehen, ihre Stimmung verkörpernd. Wie die bleiche Selene hier aus der Mondlandschaft gleichsam herauszutreten scheint, sich doch wieder mit ihr verbindend, und wie der Nachthimmel, die vom Monde silbern erhellten Wölkchen, die herben, stillen Gestalten sich zu dem Duft einer Empfindung vereinen, das ist ein Stimmungsausdruck, wie er reicher und tiefer nicht ausgeschöpft werden kann.



Hans Thoma: Jüngling am brausenden Bache.

Und diese Wirkungen erzielt Thoma stets ohne jede Effekthascherei. Ja, er betont auch nie etwas besonders; er macht den Beschauer nicht auf dies oder jenes aufmerksam; er verleitet durch seine Allegorien auch nicht zum Grübeln und zwingt nicht zu philosophischer Betrachtung; er stellt seine Figuren einfach hin: seht; aber wenn wir hinschauen, so überkommt uns die Stimmung des Bildes mit solcher Macht, solcher Größe, daß wir ihr erliegen.

Zu Stimmungsbildern dieser Art gehören von den in den letzten Jahren entstandenen vor allem: „Einsamkeit", ein Werk, in dem das Motiv des bekannten gleichnamigen Bildes der Neuen Pinakothek wiederholt ist, und dann ein ganz neues Gemälde, welches ich erst jüngst in dem Atelier des Meisters sah; einen Namen hatte Thoma dem Bilde noch nicht gegeben, wie er denn überhaupt die Benennung eines Bildes als etwas Nebensächliches betrachtet.

Es dürfte auch schwer sein, für dieses Bild einen Namen zu finden: ein Jüngling am brausenden Meere, die schlanken Arme zur Sonne erhoben, einigen davonfliegenden Wundervögeln nachschauend, sich nachsehnend.

> Doch ist es jedem eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts drängt,
> Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
> Wenn über schroffen Fichtenhöhen
> Der Adler ausgebreitet schwebt
> Und über Flächen, über Seen
> Der Kranich nach der Heimat strebt.

Schöner, herrlicher kann diese ewige Menschheitssehnsucht nicht verkörpert werden als hier in diesem Thomaschen Bilde.

Alle Werke, die wir bis jetzt erwähnt haben, verdanken der Zeit seit 1896 ihre Entstehung; doch wir wollen auch noch einige Porträts aus den letzten Jahren betrachten. In erster Linie verdient ein Bildnis der Frau Charlotte Schumm, dieser kunstsinnigen Dame, in deren Besitz sich eine Reihe der schönsten Schöpfungen des Meisters befinden, genannt zu werden. Wir haben das Bild nicht im Original gesehen, aber auch seine Reproduktion im Thomawerk läßt den außerordentlichen Reiz des Gemäldes erkennen; der Ausdruck des edlen Antlitzes, die Haltung des schlanken Halses läßt sich nicht beschreiben, diese vornehme Einfachheit aber, diese Natürlichkeit bezaubert den Beschauer;

auch die Malweise des Gewandes, der Details muß glänzend genannt werden.

Gleich nach diesem Bilde können wir ein Porträt der Fürstin zu Oettingen-Wallerstein stellen. Die Dame ist in blendender, blendend gemalter Gesellschaftstoilette dargestellt; die Spitzenmalerei allein ist ein Meisterwerk; die Fürstin tritt aus einer Landschaft heraus, und es ist merkwürdig, wie sehr sich die Gestalt trotz der großen Toilette in die Umrahmung fügt; man hat wohl das Gefühl, die Dame gehe sinnend mit der Rose, die sie eben gepflückt, in dem dichten Park umher.

Eines der herrlichsten Porträts, das der Meister überhaupt geschaffen, ist ein Selbstbildnis aus dem Jahre 1899, das Verehrer des Künstlers bei seinem Scheiden aus Frankfurt dem Städelschen Institut zum Geschenk gemacht haben. Die Schlichtheit der Darstellung, die wir so oft bei Thoma bewundert haben, hat hier den vollendetsten Ausdruck gefunden. Eine echt Thomasche Landschaft, Wiesen, ein Fluß, einige Birkenstämme, der Hintergrund in Abendröte getaucht und die Gestalt des Meisters, sich kräftig abhebend, die rechte, wundervoll gemalte Hand auf den Stock gestützt, Gesicht und Hand in vollem Lichte, die tiefen Augen klar und schlicht geradeaus blickend:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

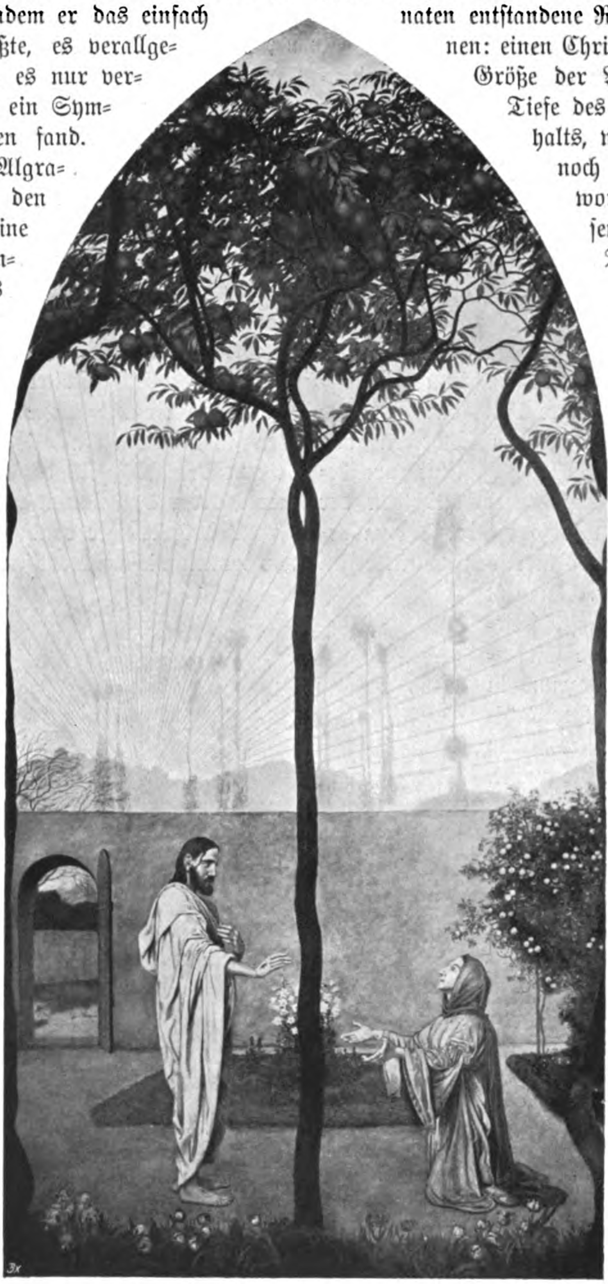
Haben wir uns seither nur mit den großen Ölgemälden Thomas beschäftigt, so müssen wir auch noch seinen Leistungen auf dem Gebiete des Steindruckes, der Algraphie, der Radierung gerecht werden. Der Algraphie hat der Künstler sich erst in den letzten Jahren zugewandt; ich weiß nicht, welche Gründe ihn bestimmten, diese Methode neuerdings vor dem durch ihn zu so hoher Vollendung gebrachten Steindruck zu bevorzugen, vielleicht bot die Weichheit des Aluminiums Vorteile. In Algraphien sind nun eine Reihe der schönsten Werke vervielfältigt worden, nicht für alle zum Gewinn; der „Mondscheingeiger“ z. B. gibt nur ein ganz schwaches Abbild des Originals; dagegen erzielen Bilder wie der düstere „Hüter der Täler“ und der sonnenfrohe „Siegfried“ eine vortreffliche Wirkung. Den tiefsten Eindruck aber hat auf mich der „Sämann“ gemacht, den jetzt auch ein vorzüglicher Druck wiedergibt. Thoma hatte hier sicher kein anderes Ziel, als die Gestalt dieses frei und kühn dahinschreitenden Jünglings, der hochaufgerichtet seiner Arbeit nachgeht, zu schildern, und doch gestaltet sich unter seiner Hand die einfache Geste zu einer großen Bewegung, die einfache Handlung zu einer bedeutenden Tätigkeit, die Gestalt des Landmannes, der den Samen ausstreut, zu einem Typus schöpferischer deutscher Arbeit. Doch wir wollen nicht symbolisieren, obwohl wir



Hans Thoma: Meer bei Scheveningen. (Radierung.)

uns sagen dürfen, daß wir das Symbol nicht hineingetragen, daß es uns entgegengetreten ist aus der Schilderung, weil ein großer Geist, indem er das einfach Alltägliche erfaßte, es verallgemeinernd, nein, es nur vertiefend, in ihm ein Symbol des Großen fand.

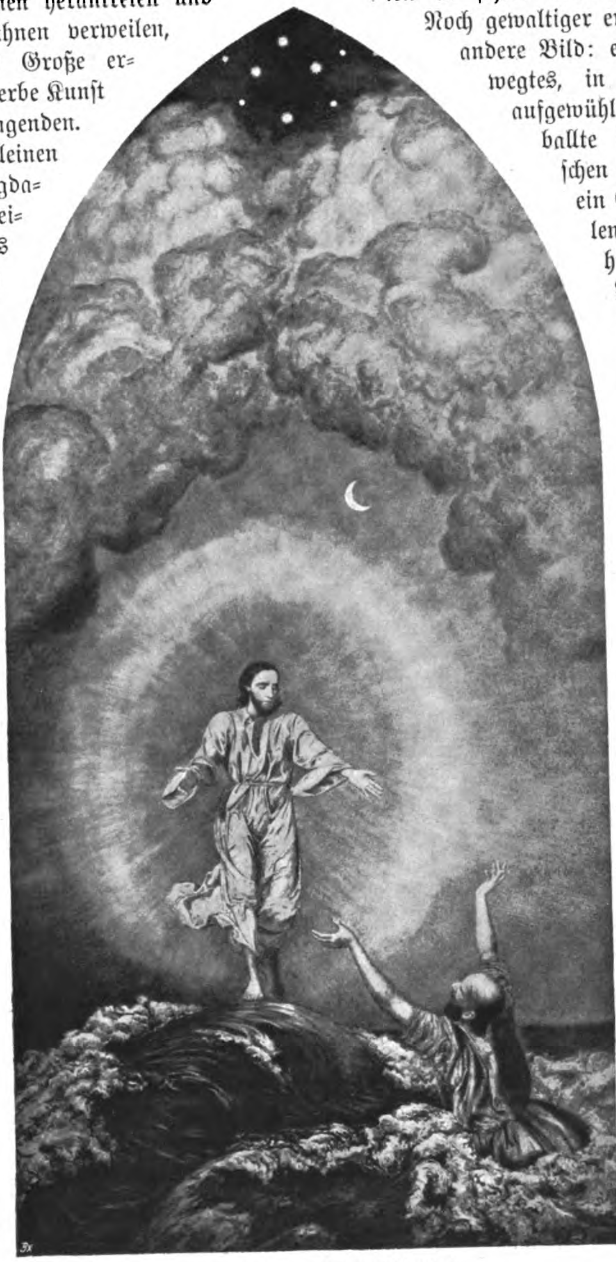
Neben den Algraphien sind in den letzten Jahren eine Reihe Radierungen von Thomas Hand entstanden; es finden sich darunter ernste, aber auch köstliche humoristische Schilderungen, wie denn der Künstler häufig Bilder voll von echtem Humor geschaffen hat. Von größeren, kürzlich entstandenen Werken dieser Art seien die „Sieben Schwaben“ genannt, die mit trefflich charakterisierter Gravität zusammen das wuchtige Schlachtschwert heranschleppen. Eine Radierung „Äpfeldiebe“ zeigt zwei Kinder ängstlich auf dem Ast eines Baumes, den Verfolgern verborgen; gleiche Natürlichkeit zeichnet den im Grünen liegenden kleinen Jungen aus; durchaus originell ist ein Sturz des Dädalus: kopfüber schießt der fallende Knabe in die Tiefe, während der Adler stolz in die Sonne sich erhebt. Den tiefsten Werken des Meisters möchten wir eine erst vor zwei Monaten entstandene Radierung zurechnen: einen Christuskopf von einer Größe der Auffassung, einer Tiefe des Empfindungsgehalts, wie sie gewaltiger noch kaum geschildert worden sind. Diesem jüngsten Werk Thomascher religiöser Darstellungskunst schließen sich würdig an die beiden großen Wandgemälde, die er im letzten Jahre für die Heidelberger Peterskirche geschaffen hat. In dem kleinen, efeuumrankten gotischen Kirchlein am Fuße des Schlosses wurden diese beiden Bilder vor einigen Monaten feierlich enthüllt; noch sind sie nur wenigen bekannt, aber bald werden sie einen neuen Reiz bilden in dem Blütenkranze Altheidelbergs. Die Gemälde sind in sehr großen Dimensionen ausgeführt; ihre Höhe betrug auf der Staffelei (denn sie sind nicht direkt auf die Wand gemalt) neun Meter; die Leinwand lief da auf zwei Rollen, so daß jeweils nur ein Teil sichtbar war. Nun



Hans Thoma: Christus erscheint der Maria Magdalena.

aber sprechen die beiden Bilder herab von den einfachen Wänden des stillen Kirchleins. Allerdings sprechen sie nicht zu jedem. Ernst muß man zu ihnen herantreten und lange still vor ihnen verweilen, denn wie alles Große erschließt sich diese herbe Kunst nur dem ernst Fragenden.

In einem kleinen Garten ist Magdalena der Erscheinung des Heilands wie in Verzückung zu Füßen gesunken. Die dem Grab entstiegene steife Gestalt des Erlösers vereinigt mit der Strenge doch Güte und Milde; das Gesicht der Maria Magdalena ist von fanatischer Ergriffenheit; in ihrer Gestalt, in ihrer Bewegung ist volle Hingabe wie in seiner tiefernsten Frage Forschen, ob hier ein reiner Wille sich naht. Ungemein plastisch heben sich die Figuren von der niedrigen Mauer ab; herrlich ist die in Duft verschwimmende Landschaft im Hintergrunde und der grüne Hügel von Golgatha. Wohltuend heben aus dem in matten Farbentönen gehaltenen Bilde sich die farbigen Blumen heraus und die roten Blüten des Granatbaumes zu Häupten der Maria Magdalena. Zwischen den beiden Gestalten ragt ein schlanker Citronenbaum mit großen gelben Früchten in schier unermeßliche Höhen.



Hans Thoma: Herr, hilf mir!

Noch gewaltiger ergreift uns das andere Bild: ein mächtig bewegtes, in seinen Tiefen aufgewühltes Meer, geballte Wolken, zwischen denen tiefblau ein Stück des dunklen Nachthimmels hindurch scheint. Petrus, in den Wogen fast versinkend, hebt sich mit halbem Leib aus dem Wellengrab, die Arme in verzweiflungsvollem Flehen erhoben. Hoch über ihm, auf einer riesigen Welle leicht dahin schwebend, schaut Christus ernst auf seinen Jünger herab; nicht streckt er ihm die Hand entgegen zur Hilfe; fast abweisend, richtend senken sich seine Arme. Und doch spricht aus dem fast harten Antlitz, aus der herben Bewegung ein Versöhnendes, Aufrichtendes. Glaube! tönt es dem Schwachen entgegen, glaube an dich selbst! dann bist du gerettet. Reines Wollen, ehrliches, festes Ringen befreit auch den Sündigen. Der herben Stimmung des

Bildes entsprechen die Farben; sie sind alle auf verwandte Töne gestimmt, grau, blau und grün in düsterer Abstufung, aus der sich licht das Gewand Christi abhebt. Wie aber der Heiland so leicht im Sturme dahinschreitet, da erscheint er uns ganz heraustretend aus der schöpferischen Natur, da erscheint er uns wie ein Bild, wie eine Verkörperung der Naturgewalten, da verbindet sich Meer und Himmel und Gott zu einem Naturganzen, zu einem Sinnbild des Kampfes mit den Mächten der Welt und der eigenen Natur im Menschen.



Hans Thoma: Radierung.

Wir haben uns hier, wie oft bei Thoma, durch die Stimmung des Werkes fortreißen lassen; betrachten wir noch einmal ruhiger diese herbe Linienführung, diese fast harte Malweise, diese fast dumpfe Farbengebung, so fügt sich alles zusammen zu einer Einheitlichkeit der Auffassung, zu einer Größe des Stils, wie wir sie zumal in ihrem echt deutschen Empfinden bisher fast nur bei Dürer sahen. Jedes Volk und jede Zeit schafft sich auch ihre Götter nach ihrem Bilde: die Griechen bildeten sich ihre lebensheiteren, schönheitserfüllten Göttergestalten; der farbenfreudige Sinn Italiens sah auch die Gottheit in reichstem Farbenglanze, in abgeklärter Harmonie. Dem Deutschen Dürer aber lag die Schilderung der Kämpfe und Leiden viel näher; er lebte auch in seinen Heiligengestalten seine eigenen Herzenskämpfe aus. Diesen ist Thomas „Christus“ am nächsten verwandt, vielleicht ist er noch vergeistigter, protestantischer, aber er ist auch menschlicher. Thoma schafft uns die Heilandsgestalt nicht, wie Uhde, ganz zu einer leidenden Menschengestalt um, er wahrt ihr einen letzten Rest von erdenferner Göttlichkeit, aber sein Christus läßt uns doch das irdische Leid, den irdischen Kampf empfinden: in diesen ernsten Zügen spiegelt sich Not und Elend unserer Zeit. Dieser Christus ist wahrhaft der Gott der Armen, der Mühseligen und Beladenen; aber er ist ein Gott, der uns nicht ewig weltenfern steht, er ist eine Erscheinung, zu der wir in unseren Kämpfen und Nöten den Mut haben heranzutreten.

Wir wollen dieser Schilderung nur wenige Worte noch hinzufügen. Wir hatten uns die Besprechung der beiden Heidelberger Werke bis zuletzt aufgehoben, weil wir in ihnen den Höhepunkt Thomaschen Schaffens sehen, wir erkennen aber auch in diesen Bildern am besten die deutsche Eigenart Thomas. Aus diesen herben Gestalten, aus dieser ernsten Auffassung weht uns die Schlichtheit und Einfachheit deutscher Natur, deutschen Fühlens und Empfindens entgegen. In solchen Werken offenbart sich uns am deutlichsten der Zusammenhang der Kunst unseres Meisters mit der des größten deutschen Malers Albrecht Dürer. Es ist das keine neue Entdeckung; schon Meißner hat in seinem erwähnten Aufsatz in den „Monatsheften“ diese Geistesverwandtschaft erkannt, und auch Henry Thode hat ihr begeisterte Worte gewidmet.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, einzelne Vergleichspunkte aufzusuchen. Wer je trautes deutsches Heimgefühl empfunden hat, wenn er vor Dürerschen Gestalten stand, der wird es verstehen, wenn man über die

Entwickelung der Jahrhunderte hinweg dem großen Albrecht von Nürnberg als Genossen den Meister Hans Thoma gesellt.

* * *

Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages der „Monatshefte“ ist es möglich gewesen, außer den von Thoma selbst für diesen Aufsatz zur Verfügung gestellten Bildern noch einige andere Werke aus jüngster Zeit hier zur Wiedergabe zu bringen. Dadurch bietet sich dem Leser selbst Gelegenheit, eine Frage zu prüfen, die neuerdings an verschiedenen Stellen aufgeworfen worden ist, ob nämlich der Meister noch auf der Höhe seines Schaffens steht oder ob seine Erfindungsgabe und seine Gestaltungskraft im Abnehmen begriffen ist.

In unserer Zeit, die auch in der Kunst hauptsächlich das Sensationelle sucht, ereignet es sich ja sehr häufig, daß plötzlich ein Künstler auf den Schild erhoben und gefeiert wird, um bald wieder der Vergessenheit anheimzufallen, richtiger: einer neuen Sensation zu weichen. Solches Treiben kann man sich gefallen lassen, wo es sich um Tageserscheinungen, Tagesströmungen handelt; bei einer Künstlerpersönlichkeit wie der Thomas aber hat die Mode des Tages kein Recht. Die Kunstgeschichte und kommende Zeiten werden ja da ihr Urteil sprechen, aber auch jetzt schon kann man unzweifelhaft feststellen, daß nicht die Welle der Tagesströmungen Thoma ans Licht getragen hat, daß hier also nicht von einer Augenblicksschätzung und Überschätzung gesprochen werden darf.

Unmöglich aber ist es, daß jemand ernsthaft von einer Abnahme Thomascher Kunst sprechen kann, der das Schaffen des Meisters in den letzten sechs, acht Jahren verfolgt hat. Wer die beiden Heidelberger Bilder, den Jüngling am brausenden Bache, den Ritt nach der Gralsburg, Sommereinsamkeit, das Selbstbildnis aus dem Städelschen Institut betrachtet, wer die jüngste Radierung, den herrlichen Christuskopf, kennt, der muß wissen und bekennen, daß Thomas Kraft nicht im Abnehmen begriffen ist, nein daß der Meister auf der Höhe seines Schaffens steht. Angesichts solcher Werke verlohnt es sich kaum, auf entgegengesetzte Behauptungen näher einzugehen; wir wollen nur hoffen und wünschen, daß der Dreiundsechzigjährige mit dem jung gebliebenen Herzen, dem noch so klaren, frischen Auge aus der Fülle seiner Kraft und Schaffensfreudigkeit uns noch viele solcher schönheiterfüllten, gedankentiefen Meisterwerke schenkt, wie er sie uns in den letzten Jahren beschert hat.

Morgendämmerung

Nachmitternacht! Verlöscht das Sterngeflimmer,
Im Traume lächelnd schlummert noch der Tag,
Des Mondes matter grüner Ampelschimmer
Scheint nicht mehr traulich durch das Schlafgemach.

Nun küßt in weichem, bräutlichem Umfangen
Den holden Schläfer noch einmal die Nacht,
Da ist wie Liebesleuchten aufgegangen
Der Morgenstern in güldner Strahlenpracht.

O froh' Erwachen! — Noch ein Gliederdehnen …
Dann stößt voll Mark und Kraft der Tag ins Horn,
Und tausend Muskeln spannen sich und Sehnen,
Und wieder rauscht des Lebens Wunderborn.

Edwin Apitz



Friedrich Paulsen
ein Philosoph der Gegenwart

Von

Thomas Achelis

(Nachdruck ist untersagt.)

Unsere Zeit bietet nach allen Richtungen, besonders aber in ihrer Weltanschauung, das Bild einer Krisis, eines energischen, wenn auch öfter ergebnislosen Ringens um eine feste wissenschaftliche Grundlage der Erkenntnis, um den unentreißbaren Gewinn geistiger Schätze, leuchtender Wahrheiten, unverrückbarer, führender Ideale. Der Standpunkte in der kritischen Betrachtung der Wirklichkeit gibt es eine solche Menge, fast jeder behauptet mit unüberlegter Heftigkeit, das erlösende Wort für alle dräuenden Welträtsel, die des Menschen Herz seit uralten Tagen belasten, gefunden zu haben, daß man fast geneigt sein sollte, jenem spöttischen Wort Vertrauen zu schenken, die Philosophie sei ihre eigene Totengräberin, und noch immer paßt, mit nur unerheblichen Änderungen, die Schilderung auf unsere Gegenwart, die vor etwa vier Jahrzehnten Hermann Lotze in der Vorrede zu seinem Mikrokosmus von der Zerfahrenheit und Zerklüftung des damaligen geistigen Lebens entworfen hat. Diese Zwie-

spältigkeit, die wohl gar zu einer unwürdigen doppelten Buchführung sich steigert, muß schlechterdings nicht nur im Interesse der Wissenschaft selbst, sondern viel mehr noch des nach Einheit strebenden, ja lechzenden Menschen beseitigt werden. Diesen Kampf zu schlichten, nicht durch einen faulen Kompromiß, sondern durch einen wahrhaften, ehrlichen Frieden, ist die Philosophie vor allem als diejenige Wissenschaft berufen, welche die allgemeinen Ergebnisse aller einzelnen Gebiete zu einem möglichst lückenlosen und übereinstimmenden Abschluß zu bringen verpflichtet ist. In die Reihe derjenigen Männer, die diesem Ideal ihre Kräfte weihen, gehört neben Wundt, Hartmann, Eucken und anderen vor allem auch Friedrich Paulsen.

Die spärlichen Daten aus Paulsens Leben sind bald erzählt. Er ist der Sohn eines nordfriesischen Gutsbesitzers in Langenhorn (Schleswig), der seinen einzigen, am 16. Juli 1846 geborenen Sprößling zum Landwirt bestimmte. Erst allmählich, besonders unter der sorgsamen Pflege eines Dorfschullehrers, der die vielseitigen Talente des Knaben bald erkannte — ihm hat Paulsen später in dankbarer Erinnerung einen pietätvollen Nachruf gewidmet —, reifte in dem heranwachsenden Jüngling der Entschluß heran, sich der Wissenschaft zu widmen, und so bezog er denn 1866 die Universität Erlangen und darauf Berlin, um Philosophie und Sprachwissenschaft zu studieren. Von nachhaltigem Einfluß auf seine Entwickelung waren hier der Aristoteliker Ad. Trendelenburg und der feinsinnige Völkerpsychologe und Sprachforscher Steinthal, denen er ein treues Andenken bewahrt. Bald habilitierte er sich in der Reichshauptstadt, wurde 1878 zum außerordentlichen Professor für Philosophie und Pädagogik ernannt und wirkt seitdem dort in ununterbrochener segensreicher Tätigkeit, die sich auch in einer vielseitigen wissenschaftlichen Produktion äußert. Von den zahlreichen Werken, die wir ihm verdanken, sind dem großen Publikum die Einführung in die Philosophie und das zweibändige System der Ethik wohl am zugänglichsten; daß auch die nicht fachwissenschaftlichen Kreise ihn zu würdigen verstehen — nicht zum wenigsten kommt das, von inneren Vorzügen abgesehen, auch von seiner klaren, anschaulichen Darstellung, die alles prunkhaft Rhetorische und den gelehrten Ballast verschmäht —, beweisen die wiederholten Auflagen seiner Bücher. In dem letzten Jahrzehnt ist Paulsen am meisten öffentlich bekannt geworden durch sein energisches Eintreten für die Ziele des Realgymnasiums, ohne doch den Wert und die Bedeutung der humanistischen Studien deshalb zu unterschätzen. Geradezu musterhaft ist seine große zweibändige „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht" (1885), ein Werk, in dem am Schluß eine Reform unseres höheren Unterrichts, wie sie sich jetzt anbahnt, gebieterisch gefordert wird.

Kehren wir zu der schon berührten Voraussetzung und Frage zurück: Was ist das Problem, die Aufgabe der Philosophie gegenüber der Arbeit der verschiedenen Fachdisziplinen? so antwortet unser Gewährsmann: Zusammenbiegung der physikalischen und der geistig-geschichtlichen Tatsachen zu einem einheitlichen Weltsystem ist das letzte Ziel, gründliches Studium der Wissenschaften der Weg dazu — eine Erklärung, die folgendermaßen genauer begründet wird: Mit der Rückkehr zu dem alten Begriff der Philosophie sind zwei Irrtümer abgelehnt, die sich an die falsche Auffassung ihres Wesens anschließen, der Irrtum, daß es Philosophie ohne Wissenschaft, und der andere, daß es Wissenschaft ohne Philosophie geben könne. Der erste Irrtum verwirrte zur Zeit der spekulativen Philosophie die Köpfe. Mit unfruchtbarer Mühsal unternahm man, aus einigen allgemeinen Begriffen, Subjekt und Objekt, Natur und Geist, Sein und Werden, philosophische Systeme herauszuspinnen. Dieser Irrtum ist gegenwärtig so gut wie ausgestorben; vielleicht kommt ein Rest von ihm in Gestalt der Meinung vor, als ob ein besonderes Studium der Philosophie möglich sei ohne ein Studium der Wissenschaften, etwa durch Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie. Gefährlicher als dieser Irrtum ist unserer Zeit der andere, daß es Wissenschaft ohne Philosophie geben könne. Er hängt mit der Ansicht zusammen, daß Philosophie eine besondere Wissenschaft

sei wie jede andere, nur etwa eine weniger gut gegründete, eine luftige Wissenschaft von den Dingen, die der exakten Forschung nicht zugänglich sind. Es fehlt nicht an Leuten, die die Berührung mit ihr fliehen, als ob davon eine Schwächung des Wirklichkeitssinnes zu befürchten wäre. Physik, hüte dich vor Metaphysik! So berechtigt der Rat ist, sofern er von übereiltem Systematisieren, unfruchtbarem Schematisieren oder Einmischung metaphysischer Interpretation in die physische Erklärung der Erscheinungen warnt, so unberechtigt wird er, wenn er die Wissenschaften abhalten will, sich letzte und allgemeinste Gedanken über ihr Gebiet zu bilden und diese mit den letzten Ergebnissen anderer Wissenschaften in Beziehung zu setzen. Das hieße nichts anderes, als der Vulgärmetaphysik die Aufgabe der allgemeinen Konstruktion der Dinge überlassen und zugleich den Wissenschaften die innerste Triebkraft ausbrechen. Schließlich haben doch alle Wissenschaften in der Philosophie ihre Wurzel, und wenn sie sich von dieser Wurzel überhaupt loslösen, so sterben sie ab. Was wir zuletzt mit aller Wissenschaft wollen, das ist nicht die Erklärung dieser oder jener vereinzelten Erscheinung, nicht die Erkenntnis dieses oder jenes besonderen Gebietes, sondern die Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt.

Es ist wohl keine voreilige Überhebung, wenn wir hinzufügen, daß neuerdings auch in immer weiteren Kreisen diese Bedeutung der Philosophie als einer ganz allgemeinen, obwohl von den jeweiligen Ergebnissen der besonderen Untersuchungen abhängigen Umschau über die Möglichkeit und den Wert unserer Erkenntnis und unserer sittlichen Aufgabe in der Welt anerkannt wird; man gewöhnt sich, Gott sei Dank, wieder, schärfer zu sehen und deshalb Probleme zu entdecken, an denen der Durchschnittsmensch mit achtloser Hast und Stumpfheit des Empfindens vorübereilt; das von Aristoteles als charakteristisch bezeichnete und von Goethe wieder gewürdigte tiefe Erstaunen über die verschlungenen Welträtsel, die eben nur ein schärferes Nachdenken behelligen, greift wieder Platz, und mit diesem Augenblick werden wir, ganz abgesehen von dem etwaigen Ergebnis, Philosophen, Denker, für die es freilich nun in allererster Linie gilt, jenen oben berührten schlimmen Zwiespalt in unserem Bewußtsein auszugleichen. Wie stellt sich Paulsen zu dieser Frage?

Auch hier weiß unser Gewährsmann den großen, unsere Tage ganz besonders charakterisierenden Entwickelungsgedanken, der begreiflicherweise für die Ethik, wie wir später noch sehen werden, bedeutsam ist, zu verwerten, indem ohne jeden voreiligen Radikalismus das wahrhaft Förderliche und Bleibende aus ihm entlehnt wird. Als eine Unbesonnenheit müssen wir zunächst den (freilich hilflosen) Versuch bezeichnen, den Glauben, die ureingeborene Sehnsucht des Menschen nach dem Unendlichen, aus seinem Lebensinhalt, nicht etwa aus seinem Denken, streichen zu wollen, um nur, wie eben manche einseitige Naturforscher und Positivisten vorschlagen, einen gewissen Bestand von logischen Sätzen und Wahrheiten zu behalten, die den eigentlichen Fonds höherer Weisheit ausmachen sollen. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, der glücklicherweise durch die Eigenart der menschlichen Natur selbst in seinen schlimmsten Konsequenzen vereitelt wird. Wie Goethe singt, ist die tiefe Sehnsucht nach innerster Befriedigung im Unendlichen ein Grundzug unseres Wesens:

> In unsers Herzens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
> Wir heißen's: fromm sein.

Aber leider wird auch auf der anderen Seite gesündigt, und deshalb fragt Paulsen mit Recht: Woher kommt er denn, der klaffende Widerspruch zwischen dem Glauben und der Wissenschaft, zwischen den wirklichen Überzeugungen und dem Religionsbekenntnis, der die große Krankheit unserer Zeit ausmacht? Offenbar daher, daß aus der Religion ein pseudowissenschaftliches System gemacht ist und für dessen Formeln unbedingte Anerkennung gefordert wird. Gegen die Unterwerfung unter solche von Menschenhänden gemachten Dogmen lehnt sich der Freiheitssinn und das empfindlichere theoretische Gewissen der Neuzeit auf. Eine alte Rede schiebt den Unglauben auf den schlechten Willen, der sich der heilsamen Zucht

nicht unterwerfen wolle; vielleicht kommt auch so etwas vor. Aber das wäre mutwillige Selbsttäuschung, wenn man auf diese Ursache alle Entfremdung von der Kirche und allen Widerstand gegen den Glauben schieben wollte. Daran glaubt außerhalb der engen Kreise, in denen jene Rede hergebracht ist, längst niemand mehr, daß nur schlechte Menschen im kirchlichen Sinn ungläubig sind; alle Welt weiß, daß fast alle die Männer, die unser Volk als seine geistigen Führer und als gute, wahrhafte und tapfere Männer verehrt, daß Goethe und Schiller, Kant und Fichte — und welchen Namen müßte man hier nicht nennen? — den kirchlich Ungläubigen zuzuzählen sind. Das Glaubensbekenntnis, als freies Bekenntnis, daß man der großen, durch die Jahrhunderte gehenden sittlichen Lebensgemeinschaft, die in Jesus den Bringer des Heils sieht, angehören, in ihr leben und sterben wolle, würde Tausenden aus der Seele kommen, die ihm nur mit Mißtrauen und Abneigung gegenüberstehen, weil man die drei Artikel ihnen als Kindern durch Auswendiglernen, als Knaben durch Erklären, als Jünglingen durch Abnötigung des öffentlichen Bekenntnisses zuwider gemacht hat. Das sind ehrliche, mannhafte Worte, die jede vorgesetzte Behörde beherzigen sollte, wenn es ihr wirklich um das Seelenheil, d. h. die geistige Gesundheit und innere Befriedigung ihrer Schutzbefohlenen zu tun ist.

Im Vordergrunde des wiedererwachenden philosophischen Interesses steht aus verschiedenen Gründen neben der Psychologie die Ethik, nicht zum wenigsten deshalb, weil lauter als je, oder wenigstens als lange Zeit zuvor, der Ruf ertönt, sich zu besinnen auf den Wert und die Bedeutung des Lebens, ein Problem, das uns in all dem geschäftigen Treiben unseres gehetzten Daseins völlig abhanden gekommen war. Selbst die Kunst fühlt sich veranlaßt, Stellung zu nehmen zu diesen unbequemen Fragen — man denke nur an den großen Propheten und Künder einer neuen Weltanschauung Tolstoj oder an Maeterlinck! Paulsen hatte insbesondere für seine Moralphilosophie diese unmittelbare Fühlung mit dem Leben so sehr im Auge, daß er sich sogar gegen den Vorwurf, allzusehr der Behandlung von Tagesfragen Gehör geschenkt zu haben, verteidigen mußte.

Es ist uns hier begreiflicherweise völlig unmöglich, das vorliegende umfassende System auch nur in den flüchtigsten Umrissen zu besprechen; es muß genügen, auf einige besonders bedeutsame Merkmale und Anschauungen hinzuweisen, an denen die besonnene Eigenart unseres Denkers wieder hervortritt. Von einer neueren Richtung in der Ethik, die sich ihrerseits wieder stützt auf ethnographische und soziologische Untersuchungen, ist in einer verhängnisvollen Übertreibung ihrer lobenswerten empirischen Methode die Entstehung nicht nur, was ganz unbestreitbar, der einzelnen sittlichen Gebote und Verbote, sondern auch, was eben völlig unerweislich und widersinnig, auch der betreffenden sittlichen Empfindungen, die erst durch ihre Beziehung auf die Außenwelt die Sittlichkeit schaffen konnten, aus der bloßen äußeren Erfahrung behauptet worden. So unzweifelhaft variabel, ja geradezu widerspruchsvoll das Gewissen auf den einzelnen Entwickelungsstufen auch sein mag, so wenig kann man, wenn man nicht der antiquierten Lockeschen tabula rasa als maßgebenden Vorstellung von der Seele verfallen will, jener ursprünglichen, durchaus nicht weiter ableitbaren, apriorischen Funktion auf dem Gebiete des Ethischen entbehren.

Aber freilich vermag unsere wissenschaftliche Zergliederung, ausgehend von dieser Möglichkeit einer je nach Lage der Sache funktionierenden Unterscheidungsfähigkeit von Gut und Böse, Recht und Unrecht, den tatsächlichen Fortschritt aus der Nacht der Barbarei zu Licht und Wahrheit uns wahrscheinlich und begreiflich zu machen, so daß eben dieser Verlauf als das normale Prinzip der sozialen Entwickelung überhaupt erscheint. Die Moralphilosophie erhebt auf diese Weise nach den Worten Paulsens instinktive Übung, wie sie eben den Gewohnheitsmenschen, und das sind wir meist alle, charakterisiert, zu eingesehener Notwendigkeit. Auch hier findet somit ein organischer Ausgleich zwischen nüchterner, empirischer Untersuchung, die rückhaltlos den vollen Umfang anthropologischen, ethnographischen und soziologischen Materials anerkannt, und der allgemeineren psychologischen Betrachtung

statt, die uns über diese Grenze hinaus zu der Voraussetzung einer seelischen Funktion führt, die uns die bloße Wahrnehmung nicht bietet. Diese Vermittelung gilt auch nach einer anderen Seite, nämlich in Bezug auf den besonders neuerdings so lebhaft geführten Streit um die etwaige Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes. Zu deutlich redet die Erfahrung von der Verschiedenheit, um nicht zu sagen Unverträglichkeit der sittlichen Forderungen auf den verschiedenen Kulturstufen, als daß eine unbefangene, empirische Untersuchung sich dem verschließen könnte; aber es fragt sich trotzdem noch sehr, ob es nicht gewisse allgemeine, vielleicht nur formale, gar nicht inhaltlich bestimmte Elemente gibt, denen absolute Verbindlichkeit bei allen Völkern und in allen Zeiten zukäme.

So kann eine Auffassung entstehen, welche im vollen Umfang der ganzen bunten Mannigfaltigkeit des großen Völkerlebens, wie sie uns neuerdings die vergleichende Kulturgeschichte und mit ihr im Bunde die allgemeine Rechtswissenschaft entrollt, gerecht wird, ohne doch den Blick für das Bleibende und Typische in der sinnverwirrenden Flucht der Erscheinungen zu verlieren. Hier setzt gerade der so äußerst fruchtbare Entwickelungsgedanke ein, von dem wir schon sprachen, und gerade um deswillen ist die Lektüre dieses Werkes so besonders reizvoll, weil die Darstellung nie doktrinär, abstrakt bleibt, sondern den Gedankengang durch konkretes Material, das gelegentlich den modernsten Zeitströmungen entnommen ist, zu veranschaulichen und zu beleben versteht. Klassisch möchten wir sogar die allgemeinen Schilderungen der Weltanschauungen nennen, in denen ganze Epochen ihren eigentlichen Lebensinhalt zum Ausdruck gebracht haben — das griechische Ideal, das Christentum in verschiedenen Färbungen, die moderne Welt u. a.

Es ist uns leider nicht möglich, an dieser Stelle, die uns eine gewisse Beschränkung auferlegt, der weiteren philosophischen Tätigkeit unseres Gewährsmannes zu folgen — nur beiläufig wollen wir bemerken, wie er Kant, den so manche schon als überholt ansehen, durch vortreffliche Studien der Gegenwart nahegeführt und seine überragende Größe der vergeßlichen Mitwelt veranschaulicht hat, Spreu vom Weizen sondernd — aber wir würden mit unserer Skizze allzu unfertig bleiben, wenn wir nicht noch mit einigen Worten des Ästhetikers und des Pädagogen Paulsen gedenken wollten. „Zur Naturgeschichte des Pessimismus“ (Berlin 1901, 2. Auflage) ist eine Sammlung von feinsinnigen Aufsätzen betitelt, die das gerade für die moderne Welt so bedeutungsvolle Problem des Weltschmerzes, der Weltverneinung an den drei typischen Gestalten von Schopenhauer, Hamlet und Mephistopheles zergliedert. Ohne Voreingenommenheit, ja mit einer gewissen Vorliebe für den scharfen Denker und glänzenden Schriftsteller weiß er uns die seltsame Gestalt des Frankfurter Sonderlings vor das geistige Auge zu zaubern, mit allen blendenden Vorzügen und den tiefen Schatten, die ihn und seine Weltanschauung umdüstern. Unser Denker ist freilich weit entfernt von dem behaglichen, satten Glückseligkeitsideal, das sich in dem seichten Optimismus der Aufklärung widerspiegelt; er gibt im vollen Umfang die furchtbare Schuld zu, die die freilich recht einseitige Bilanz Schopenhauers dem Menschengeschlecht aufbürdet, aber daraus folgt nicht, wie er mit Recht betont, die Wertlosigkeit des Seins. Einige Gründe mögen das veranschaulichen; zunächst die übliche vorschnelle Verallgemeinerung rein persönlicher Erfahrungen, sodann die völlige Unmöglichkeit einer wirklich objektiven Weltbilanz über die Summe des Guten und Schlechten, endlich, was die Hauptsache ausmacht, die irreleitende Voraussetzung, daß es für den geschichtlichen Verlauf sich um einen fraglichen Endzustand der Vollendung handele — eine reine Utopie, die völlig über die Grenzen wissenschaftlicher Erfahrung hinausgreift. Für uns Menschen ist vielmehr Kampf und Streit die unausweichliche Bedingung jedes sittlichen Strebens, für das ganze Menschengeschlecht ist aber das subjektive Kriterium des individuellen Wohlbehagens wie ohne weiteres einleuchtet, durchaus unangebracht. Es wird bei dem bleiben, was Goethe dem jungen Schopenhauer ins Stammbuch schrieb:

> Wonach soll man am Ende trachten?
> Die Welt zu verstehen, nicht zu verachten.

Von diesem Standpunkt aus hat Paulsen dann Hamlet und Mephistopheles als die

beiden bedeutsamen Vertreter eines zersetzenden Pessimismus analysiert, den dänischen Prinzen, der, ursprünglich eine reine Natur, in dem ihn umgebenden Schmutz zu Grunde geht und durch die unheimliche Kraft einer bohrenden, ätzenden Skepsis sich selbst den letzten sittlichen Halt raubt, den Teufel, der eben von vornherein gewillt ist, nur das Böse zu tun, bei dem also jede innere Entwickelung ausgeschlossen ist. Dennoch ist er berufen, gerade als Satan dem guten Prinzip zum Siege zu verhelfen, die ewige Liebe triumphiert über die Tücke und Gemeinheit des Pessimismus. Goethe selbst, dem Dichter und Denker, hat dann Paulsen später einen eingehenden Vortrag über seine ethischen Anschauungen gewidmet (Goethe-Jahrbuch 1902).

Unsere Zeit stellt sich auch in der Beziehung als eine Übergangsepoche mit all ihren Nachteilen und Schattenseiten dar, daß sich in ihr ein heftiger, nicht immer mit der wünschenswerten Unparteilichkeit und Nüchternheit geführter Kampf um das Bildungsideal vollzieht, und es ist wiederum ein Zeichen für die Produktivität, für die lebendige Anteilnahme an den Aufgaben unserer Kultur, wenn Paulsen gerade in diese tiefgehende Bewegung nachhaltig eingegriffen hat.* Auch hier muß es bei einigen flüchtigen Umrissen sein Bewenden haben, und um allem Streit aus dem Wege zu gehen, möchten wir eine Auslassung des Verfassers anführen, die wenigstens ganz allgemein die Richtung bezeichnet, welche rein geschichtlich unser Verhältnis zum Altertum angenommen hat: Die Entwickelung in den letzten drei Jahrhunderten läßt sich als die allmähliche Loslösung einer selbständigen und eigentümlichen modernen Kultur von der antiken beschreiben; wie die reifende Frucht sich von dem Stamme löst, auf dem sie gewachsen ist, so ist die geistige Bildung der abendländischen Völker in stetigem Fortschritt aus dem Altertum hervor- und herausgewachsen. Der gelehrte Unterricht ist der allgemeinen Kulturentwickelung beständig, wenn auch in einigem Abstande, gefolgt. Wenn diese Deutung der historischen Tatsachen nicht gänzlich fehlgeht, so wäre hieraus für die Zukunft zu folgern, daß der gelehrte Unterricht bei den modernen Völkern sich immer mehr einem Zustande annähern wird, in welchem er aus den Mitteln der eigenen Erkenntnis und Bildung dieser Völker bestritten werden wird. Auf den Universitäten ist dieser Zustand schon erreicht; die Alten sind nicht mehr, wie im vierzehnten und sechzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert, die Lehrer der Wissenschaft und der Bildung, sie sind Objekte der wissenschaftlichen Forschung. Es scheint nur ein Weg übrigzubleiben, der, daß wir versuchen, die humanistische Bildung, welche wir mit den Mitteln der alten Sprachen zu erreichen vergeblich ringen, mit anderen Mitteln zu gewinnen. Diese Möglichkeit wird, was hier nicht genauer erörtert werden kann, in einer fruchtbaren, hauptsächlich ästhetischen und kulturhistorischen Aneignung und Umbildung der Schätze des Altertums bestehen, indem man den bloß philologischen Standpunkt möglichst auszuschließen sucht. Daß aber auch auf einem anderen Boden als dem der Antike ein lebendiger Idealismus, der mit unserer ganzen Kultur in unmittelbarem Zusammenhange steht, zu erwachsen vermöge, bedarf hoffentlich keiner besonderen Begründung.

Sollen wir Paulsen eine bestimmte Stelle in der philosophischen Entwickelung der Neuzeit zuweisen, so würden wir ihn, ähnlich wie Lotze, als einen Vertreter des Idealrealismus bezeichnen, der im vollen Umfang der Erfahrung gerecht wird, ohne doch die durch gewisse ideale Forderungen erzwungene Ergänzung der Außenwelt darüber zu vergessen. Insbesondere hat er, auch darin dem Göttinger Denker ähnlich, bei aller selbstverständlichen Anerkennung des grundlegenden naturwissenschaftlichen Materials die Bedeutung und Wirksamkeit der Zwecke als Normen und zwar nicht nur für unsere sittliche Beurteilung (was ganz selbstverständlich), sondern auch für den weiten Rahmen des geistigen Lebens überhaupt eingehend begründet. Deshalb war für ihn

* Es seien hier wenigstens genannt zunächst das große Werk „Geschichte des gelehrten Unterrichtes“, das überall eine heftige Diskussion entfachen sollte (2. Aufl., Leipzig 1896), dann die Broschüren „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung“ (Berlin 1900), „Die höheren Schulen und das Universitätsstudium“ (Braunschweig 1901), „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt“ (Braunschweig 1902).

der moderne Entwickelungsgedanke ein glückliches, fruchtbares Prinzip, freilich nicht in der bekannten mechanischen Veranstaltung, die unter dem Anschein einer naturgesetzlichen Notwendigkeit in der Tat dem Zufall Tor und Tür öffnet, sondern in der durch Aristoteles schon und in unseren Tagen durch Trendelenburg, eben den Lehrer Paulsens, wiederaufgenommenen und vertieften Form eines den Dingen selbst (als Form) innewohnenden Zweckes (was von Baer Zielstrebigkeit nennt und ähnlich Fechner Tendenz zur Stabilität). Daher stand dem gesunden historischen Sinn unseres Philosophen die ganze kulturgeschichtliche Perspektive offen, die er in den allgemeinen Grundlagen der Weltanschauung sowohl als auch besonders in der Ethik zur Begründung seiner Auffassung heranziehen konnte. Paulsen hat diese Anregungen, die er als junger Dozent von dem erfahrenen Berliner Professor lange Jahre empfing, mit dankbarem Herzen bei Gelegenheit einer Festfeier in Eutin (am 20. Oktober vorigen Jahres, dem hundertjährigen Geburtstag Trendelenburgs) anerkannt. Wie unmittelbar aber der Zusammenhang zwischen der ja leider nur in den allgemeinsten Umrissen entworfenen Philosophie und den brennenden Fragen der Gegenwart ist, das möge schließlich noch der Umstand veranschaulichen, daß die Ethik ausdrücklich ihrem Titel nach auch eine Staats- und Gesellschaftslehre enthält. Die großen sozialen Probleme mit ihren weit reichenden Konsequenzen und ihren ebenso verwickelten psychologischen Voraussetzungen sind hier einer ebenso gründlichen, wie durchaus allgemein verständlichen Untersuchung unterzogen. Wir wollen hoffen, daß Paulsen noch eine lange segensreiche Wirksamkeit nicht bloß unter den Angehörigen der Alma mater, sondern auch in den Kreisen aller nach wahrer Bildung und Aufklärung Ringenden beschieden sein möge; wenn einer, so kann er zur dauernden Belebung des schlummernden philosophischen Bewußtseins viel, sehr viel beitragen.

Heilige Wälder

Wie ihr in Sonnenpracht mich überschauert,
Heilige Wälder, wie ich euch liebe!
In euren ewigen brausenden Frieden
Strömt meine Unrast, mündet mein Sehnen —
Fühle ich noch meine dämmernde Schwere?
Ach, ich schwinge, ein Blatt, im Geäst!

Wie ich euch liebe, heilige Wälder!
Mit barmherzigen, sorgenden Armen
Wiegtet ihr meine zitternden Schmerzen,
Mit versöhnenden, gütigen Stimmen
Hülltet ihr meine Klagen ein.

Da ich in Dunst und Dunkel mich sehnte,
Da ich verlassen war, liebtet ihr mich.

Philipp Witkop

Genesen

Novelle

von

Adolf Wilhelm Ernst

Schnaubend und pustend, mit einem jähen Ruck hielt der Eisenbahnzug auf der kleinen Station. Gerd Fels war der einzige, der ausstieg. Noch während er um das schmale, niedrige Empfangsgebäude herumging und sich nach dem Wagen umsah, der ihn nach Groß-Thurau bringen sollte, eilte der Zug schon wieder keuchend weiter.

Gerd hatte nicht lange zu suchen. Vor dem Hause hielt nur ein Fuhrwerk, dessen Kutscher die Livreemütze lüftete, als Gerd auf den Wagen zuschritt. Das Gepäck ward hineingehoben, und die Fahrt ging los.

Groß-Thurau, das Gut des Herrn von Brandes, lag eine Stunde entfernt, dem Meere zu. Gerd — er war als Professor der Altertumskunde an der Hochschule der Provinz tätig — hatte im Frühling auf einer Gesellschaft in der Universitätsstadt die Bekanntschaft des Gutsbesitzers und seiner Familie gemacht und war späterhin noch einige Male gern mit ihr zusammengetroffen. Besonders Inge, die Tochter des Hauses, hatte ihn angezogen. Ihr verdankte er eigentlich auch die Einladung nach Groß-Thurau, der er jetzt folgte. Als sie nämlich erfahren hatte, daß er sich namentlich mit der Erforschung von Hünengräbern beschäftigte, deren es in der norddeutschen Provinz viele gab, hatte sie ihm erzählt, daß sich innerhalb der Feldmarkungen ihres väterlichen Gutes eine Erdaufwallung befände, die offenbar ein derartiges Grab enthalte. Umherliegende Urnenüberreste wiesen darauf hin. Es erhöbe sich auf der Kuppe eines Hügels, der im Volksmund Brautberg heiße. Bei passender Gelegenheit hatte Gerd, dessen Forschertrieb rege geworden war, im Gespräch mit Herrn Brandes den Wunsch nach einer Untersuchung des Hünengrabes durchblicken lassen. Er hatte bei dem jovialen Herrn liebenswürdiges Entgegenkommen gefunden. Brandes hatte ihn eingeladen, die diesjährigen Universitätsferien in seinem Hause zu verleben und den Brautberg archäologisch zu erforschen.

All dies vergegenwärtigte sich Gerd wieder, als er jetzt, bequem im Wagen zurückgelehnt, auf der von alten Bäumen beschatteten Chaussee dahinfuhr. Er befand sich in gehobener Stimmung, war stillen Glückes voll. Woher es nur kommen mochte? Von dem schönen Spätsommertag, dessen milder Glanz auf den Feldern lag, an denen er vorbeifuhr, und wo die Leute erntefroh schafften? Oder von der Erwartung, daß er nun bald Inge wiedersehen sollte?

Die Stunden, da er mit ihr verkehrt, wurden wieder lebendig in ihm. Wie gern hatte er, der Weltfremde, der nach einer verwaisten Jugend nur seiner Wissenschaft gelebt und bisher den Reiz edler weiblicher Geselligkeit wenig kennen gelernt, mit ihr geplaudert! Und wie verstand sie zu plaudern! Ihre scharfen S-Laute, die wie auch ihr reiches hellblondes Haar und ihre blauen Augen auf nordische Abstammung hindeuteten, hatten dem melodischen Tonfall ihrer Stimme keinen Abbruch getan. Und wie verständig war ihre Rede und wie unbefangen ihr ganzes Benehmen gewesen! Wie hatte ihn der kluge Ernst gefesselt, der aus ihren großen Augen sprach, deren wechsel-

voller Glanz — bald lichtblau, bald tiefdunkel — verriet, daß sie empfand, was sie sagte! Er war ihr bald nicht wie ein Fremder mehr gewesen. Offenheit und Vertrauen hatte sie ihm geschenkt, und er war ihr in tiefer Seele dankbar dafür. Noch nie hatte er sich so auf die Ferien gefreut wie diesmal.

„Doar is dat Herrnhus!" tönte plötzlich die Stimme des Kutschers an Gerds Ohr und rüttelte ihn aus seinen Träumereien auf. Gerd folgte mit seinen Augen der Richtung, die der Mann mit seiner Peitsche andeutete, und sah in einiger Entfernung links vom Wege hinter Hecken und Bäumen ein Haus weiß schimmern. Nach einigen Minuten, während welcher Gerd sich ganz in die Gegenwart zurückgefunden hatte, bog das Gefährt in den Gutshof ein, zu dessen beiden Seiten sich langgestreckte Scheunen hinzogen. Der Wagen hielt vor dem in der Mitte des Hintergrundes liegenden Hause, auf dessen Schwelle Herr und Frau Brandes erschienen. Sie hießen ihren Gast herzlich willkommen. Inge war beim Empfange nicht zugegen. Der Hausherr ließ Gerd auf die für ihn bereit gehaltenen Zimmer führen, nachdem er ihn gebeten, sich von der Reise etwas zu erholen; man werde hernach speisen, und dann sei auch Inge anwesend.

Als der Diener ihn verlassen hatte, sah Gerd sich in den Gemächern um. Es waren zwei hohe, luftige Zimmer; eins diente als Schlafraum. Beide machten den Eindruck gediegener Wohlhabenheit und entsprachen der Vorstellung, die Gerd von dem Charakter ihres Eigentümers und seiner Angehörigen hatte. Die Anordnung der Möbel, die stimmungsvolle Harmonie der Farben des gesamten Interieurs, ja selbst die Zusammensetzung der Blumensträuße auf dem Schreibtisch und dem Salontisch bekundeten den feinen Geschmack, der hier im Hause waltete. Nichts Aufdringliches, Grelles; alles sanft abgetönt, behaglich-anheimelnd.

Gerd stand noch und ließ seinen Blick durch die Gemächer gehen, als fröhliche Stimmen an sein Ohr schlugen. Er trat auf den Balkon des Wohnzimmers hinaus, von wo sein Blick in die Tiefe des sommerlichen Parkes schweifte, der sich im Hintergrunde in grüne Dämmerung zu verlieren schien. Schnell aber tat Gerd einen Schritt wieder rückwärts, um im Türrahmen, im Schutze der Portiere, wie gebannt stehen zu bleiben. Ein liebreizendes Bild bot sich ihm dar. Auf dem freien Raume zwischen Haus und Park befand sich ein Lawn Tennisplatz. Drei junge Mädchen huldigten dort dem Spiel. Unter ihnen Inge. Sie stand auf der linken Seite des Platzes, der durch ein niedriges Netz in zwei Teile geschieden war, allein und verteidigte sich mit großer Gewandtheit gegen die heranfliegenden Bälle. Ihr rechter Arm hob gerade das Rakett hoch in die Luft, um den heransausenden Ball parieren zu können, wobei sie sich auf die Fußspitzen stellte. Scharf zeichneten sich die Linien ihres schmiegsamen Körpers von der Umgebung ab: das sanfte Oval ihres etwas seitwärts geneigten Kopfes, die weichen Rundungen ihrer Büste, die zierlichen Füße, welche in hohen, gelbbraunen Sportstiefeln staken. Straff hielt ein in sattem Rot leuchtendes breites Band den weißen Kleiderrock über den Hüften umspannt. Helljauchzend riefen die drei Spielerinnen einander zu: sie gewährten ein Bild graziös entfesselter Jugendkraft und heiterer, unbefangener Lebensfreude.

Gerd stand einige Augenblicke unbeweglich und nahm das reizende Bild in sich auf. Stumm grüßte seine Seele das liebe Mädchen. Dann zog er sich unbemerkt zurück und machte sich für das Mahl fertig. Nicht lange hernach erschien sein Wirt selbst, um ihn zu den Damen zu geleiten.

Mit unverstellter Freude begrüßte Inge ihren Bekannten. Die anwesenden Gäste wurden Gerd vorgestellt, und dann ging's zu Tisch. Zwanglos floß die Unterhaltung beim Essen dahin. Herr Brandes erzählte von seiner nordischen Heimat, und wie das Schicksal ihn auf diese Scholle verpflanzt, von der er sich nicht mehr fortsehne.

„Anfangs hatte ich meinen Verwandten gegenüber einen harten Stand, und schwere Zweifel stiegen in mir auf, ob ich recht getan, mich offen auf die Seite Deutschlands zu stellen, als nach den Schlachten bei Översee und Düppel der preußische Adler hier aufgepflanzt ward. Aber ich habe von klein auf eine starke Sympathie für Deutschland

gehabt. Übrigens sind meine Vorfahren ursprünglich Deutsche gewesen, die ihren Namen Brand in Brandes danisierten, nachdem sie unter dem großen Bernstorff Hofdienste in Kopenhagen genommen. Vorher waren sie in Norwegen begütert, wie Inge Ihnen wohl schon mitgeteilt hat. Nach Bernstorffs Sturz blieb ein Teil meiner Vorfahren in Kopenhagen; ich siedelte mich hier an. Als nun die Eiderdänen sich des alternden Königs bemächtigten und nach Niederwerfung der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848 bis 1850 hier in der transalbingischen Nordmark gar wie Heiden hausten, da büßten sie den letzten Rest der Sympathie ein, die ich noch immer für Dänemark besessen. Ich bekannte mich offen zu Preußen, als es 1866 die unselige Nebenbuhlerschaft Österreichs hier beseitigte, und habe es nicht bereut."

Herr Brandes hatte fließend gesprochen. Man fühlte die innere Hingabe des Mannes an sein politisches Glaubensbekenntnis, fühlte, daß er ein Charakter von Gewissen und Gesinnung war.

„Nur eins," fuhr er fort, und seine Augen schienen sich zu beschatten, „eins bedrückt mich zuweilen. Ich habe durch meine Einbürgerung in Deutschland die Brücken hinter mir abgebrochen, die zu meinen Verwandten in Kopenhagen führen. Ich bin in ihren Augen ein Überläufer. Das tut mir weh. Weniger um meiner selbst willen — denn mein Gewissen spricht mich frei — als um meiner Frau und Tochter willen. Wir haben in Deutschland keine Angehörigen. Inge ist unser einziges Kind. Da werden Sie meinen Wunsch schon begreiflich finden, ihr die Freundschaft ihrer Blutsverwandten gewahrt zu wissen, wenn meine Frau und ich einst nicht mehr sind."

Die Art, wie Herr Brandes sich seinem Gaste gegenüber gab und über sich und seine Nächsten sprach, war so ungekünstelt, daß ein herzliches Gefühl der Zuneigung in Gerd aufkeimte. Die schlichte Größe, die sich in Brandes' Wesen verkörperte, gewann ihm schnell den Zuhörer, worüber dieser am meisten erfreut war. Mit Recht sagte sich Gerd, die Tochter werde dem Vater nicht unähnlich sein.

Auf seinen Wanderungen nach dem Hünengrabe in den nächsten Tagen war Inge oft seine Begleiterin. Das Grab, auf der Höhe des Brautberges gelegen, von wo aus das Auge eine stundenweite Umgebung beherrschte — sogar die Türme der Universitätsstadt grüßten bei klarem Wetter herüber —, war ein ausgedehntes Urnenfeld, das der Pflug, der den Abhang des Berges anbaufähig gemacht, bisher verschont hatte. Neben dem Urnenfeld erhob sich noch ein ebenfalls unversehrtes Grab, ein sogenannter Glockenhügel von mäßigem Umfange, der von dichtem Buschholz überwuchert war. Auf seiner Kuppe hatten sich Tannen angesiedelt.

Gerds wissenschaftliches Interesse ward tief erregt, als er entdeckte, daß hier eine Fülle wertvoller Altertümer verborgen war. Unmöglich konnte er diese denkwürdigen Schätze allein heben. Herr Brandes aber, mitten in der Ernte, konnte beim besten Willen keine Hand entbehren. Kurz entschlossen ließ Gerd durch Vermittelung seiner vorgesetzten Behörde Hilfskräfte aus der Stadt kommen, die in dem zum Gute gehörenden Dorf ein Unterkommen fanden. Und eines Morgens zogen die Arbeiter, mit Schaufel und Hacke beladen, auf den Brautberg und begannen ihr Maulwurfswerk.

Die Familie Brandes nahm regen Anteil an dem Fortschritt der Ausgrabungen. Trotz der gesteigerten Arbeitslast fand der Hausherr noch Zeit, dann und wann heraufzukommen und sich von dem Stande der Dinge persönlich zu überzeugen, die dunkelbraunen und grauen Urnen zu betrachten, sowie die Geräte, Waffen, Schmucksachen und Überreste von Wagen und Pferdegeschirren, die nach und nach zu Tage gefördert wurden. Am häufigsten kam Inge. Ließen die häuslichen oder gesellschaftlichen Pflichten es nur zu, so leistete sie Gerd Gesellschaft. Ihm war es eine Quelle tiefer Freude zu sehen, mit welchem immer sich gleichbleibenden Interesse sie der wochenlangen Arbeit folgte. War er wegen einer besonders sorgfältig auszugrabenden Stelle verhindert, zu den täglichen Mahlzeiten im Herrenhause zu erscheinen, so versäumte sie nicht, in eigener Person ihm leibliche Stärkung heraufzubringen. Dann saßen die beiden im Schatten der Böschung am Hügelgrabe; unfern von ihnen hatten sich die rastenden Arbeiter ge-

lagert, und manch verständiges Wort ging von Gerd zu Inge und von ihr zu ihm.

Bei solch traulichem Zusammensein war es denn auch, daß zuweilen ein wärmerer Strahl aus seinen Augen in ihr Herz drang und willig Aufnahme fand. Denn mehr als einmal bemerkte er, wie ihre Augen von tiefster Empfindung belebt wurden, wenn sein liebender Blick an ihren Zügen hing und die Schwingungen seiner verhaltenen Sehnsucht im Ton seiner Stimme sich fortpflanzten und sich leise in ihr Herz stahlen.

In diesen schönen Stunden oder am Abend, wenn er mit ihr und ihren Eltern plaudernd auf der Veranda des Hauses saß, die Dämmerung tiefer und tiefer sank und friedenssatte Stille auf Feld und Flur lagerte, empfand er den Zauber ihrer Persönlichkeit immer tiefer, immer mächtiger.

Ihr Bild begleitete ihn in seine Träume. Wie oft konnte er den Schlaf nicht finden, konnte das ahnungsvolle Drängen in seiner Seele nicht meistern, das stärker und stärker nach Form und Gestalt rang! Dann setzte er sich manchmal auf den Balkon vor seinem Wohnzimmer und wachte die Mitternacht heran. Vor ihm träumte der märchenhafte Park im sanften Mondenlicht. Verstohlen flüsterten und wisperten die Blätter der Birken und Buchen im lauen Hauch der Nacht. Weltvergessene Stille ringsum. Kaum daß auf einem Zweig in seiner Nähe ein Vögelchen im Schlafe zuckte oder in weiter, weiter Ferne langsam, in großen Zwischenräumen eine Dorfuhr schlug. Und inmitten dieses feierlichen Nachtschweigens stand sie vor seiner Seele, groß und schön: in ihren Augen ein Liebesmärchen, auf ihren Lippen holde Gewährung, in ihren Händen sein Schicksal.

Am nächsten Morgen freilich, im hellen Sonnenlichte war ihm der romantische Rausch der Nacht verflogen. Klipp und klar legte er sich dann wohl die Frage vor: Liebt sie dich? Hat sie dir in Wort oder Tat Beweise gegeben, daß ihr Herz wärmer für dich schlägt? Und nicht ohne Beschämung dachte er dann an die lachenden Zukunftsbilder, die seine bewegliche Phantasie in der voraufgegangenen Nacht ihm geboren. In seiner Aufrichtigkeit sagte er sich, daß Inge durch nichts ihm Veranlassung zu seinen kühnen Hoffnungen gegeben. Seit er in Groß-Thurau weilte, war sie ihm ein lieber Kamerad gewesen — er hatte diesen Ausdruck ihr gegenüber oftmals gebraucht, und sie hatte ihn gern angenommen. Das war aber auch alles. Zwar war es ihm zuweilen gewesen, als ob sie tieferen Anteil an seiner Person nähme, wenn sie da oben auf dem Brautberg in traulicher Nähe saßen und ihre Unterhaltung willig der Laune des Augenblicks folgte. Aber was wollte das besagen? Der tiefe seelische Glanz ihrer Augen war so schnell wieder geschwunden, als er gekommen, und Gerd schwankte wieder wie vorher zwischen Hoffnung und Zweifel.

Und jeder Tag führte ihm das liebe Mädchen im bestrickenden Zauber ihrer Jugend von neuem vor Sinn und Seele. Ja, sie war schön, schön wie die erfrischende, unberührte Natur ihrer Nordlandsheimat, die keusch ihre Reize unter Nebelschleiern verhüllt und sie nur selten, dann aber in strahlender Pracht auserwählten Menschenkindern erschließt.

Und immer noch wuchs Gerds Gefühl für Inge. Es steigerte sich zu verhaltener Leidenschaft, deren er sich nicht für fähig gehalten. Mit Freude und mit Angst bemerkte er es. Eins fühlte er klar: brach diese Gefühlsmacht in ihm hervor, so war sie unwiderstehlich, unhemmbar wie das feurig-flüssige Glockenmetall, das zischend herausstürzt, wenn der Zapfen ihm nicht mehr den Weg verschließt.

Und die Stunde kam.

Die Ausgrabungen nahmen längere Zeit in Anspruch, als Gerd vermutet hatte. Zur weiteren Bergung der wissenschaftlichen Ausbeute mußte er Urlaub nehmen, der ihm auch ohne weiteres gewährt wurde.

Das Leben auf dem Gute zeigte jetzt, da der Fruchtsegen der Felder geborgen war, einen ruhigeren Atemzug und sorgloses Behagen. Häufiger als vorher kam Inge auf den Brautberg, bald in Gesellschaft ihrer Eltern, bald allein, gerade wie die Gelegenheit es eben mit sich brachte.

So saß sie auch eines Tages in später Nachmittagsstunde — es war ein sonnigblauer Septembertag — neben ihm auf der Bank, die Herr Brandes auf dem Glocken-

hügel im Schatten der Tannen zur Bequemlichkeit Gerds hatte aufstellen lassen. Die Arbeiter hatten Schicht gemacht und begaben sich ins Dorf, um zu Abend zu essen. Gerd und Inge bemerkten ihren Fortgang kaum. Ihr Interesse war von einer Urne in Anspruch genommen, die man unversehrt ausgegraben hatte. Gerd erklärte ihr die Herstellung solcher Tongefäße, worin unsere Vorfahren trotz ihrer einfachen Mittel eine nicht geringe Fertigkeit besessen hätten. Die beiden waren so sehr in die Betrachtung ihres Fundes vertieft, daß sie erst nach einer ganzen Weile ihr Alleinsein bemerkten.

In wunderbarer Schönheit, groß und still, ging die Sonne drüben überm Wald zur Rüste. Leuchtend hob sich der farbensatte Ton des Buchenlaubes von dem dunkleren der Tannen ab, die gruppenweise dazwischen standen. Ein feiner Duft lag über der Landschaft. Die süße Wehmut des beginnenden Herbstes ruhte auf Wald und Feld und schlich sich den beiden ins Herz. Über ihren Häuptern im wolkenlosen Äther zog gerade eine Schar Wandervögel hin nach dem Süden, wo kein Frost die Erde erstarren und das Menschenherz bangen läßt ...

Eine große Traurigkeit befiel Gerd in diesem Augenblick. Er dachte an die Stunde, wo auch er von hier scheiden mußte. Vielleicht würde er Inge nie wiedersehen. Frieden und Freude würde er dann hier lassen müssen. Eiskalt griff es ihm bei dieser Vorstellung ans Herz, und der Glanz in seinen Augen erlosch.

Auch Inge schien von der Macht der Stunde ergriffen. Gerd bemerkte, wie ihre Augen groß in die Ferne träumten. Sie blickte den Wandervögeln nach, die nur noch als winzige Punkte fern im blauen Äthermeer schwebten.

„Inge!“ sagte Gerd leise, innig.

Sie wandte ihm langsam ihr Köpfchen zu. Ein langer, fragender Blick traf ihn. Ein banges Zittern rann ihr durch den Körper; ihre Hand klammerte sich an die Lehne der Bank. Aber wortlos blieben ihre Lippen. Die Pupillen ihrer großen Augen erweiterten sich. Stumm heischte sie Antwort.

Da nahm Gerd ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf die Lippen. Zart und innig. Sie erwiderte sanft den Kuß, legte ihr Haupt an seine Brust und schloß die Augen. Gerd fühlte, wie ihr Körper bebte. Sie faßte seine Hand und verstrickte ihre Finger in die seinen, als ob sie einen rettenden Halt suchte. Aber kein Wort sagte sie. So saßen sie lange, in liebender Umarmung. Dann löste sie sich mit einem tiefen Seufzer aus seinen Armen, küßte ihn noch einmal innig auf den Mund und stand auf.

Langsam gingen sie den Hügel hinab. Sie hatte den Kopf tief gesenkt. Einmal bemerkte ein heimlicher Blick Gerds, daß sich eine Träne aus ihrem Auge stahl; aber er wagte nichts zu sagen und zu fragen.

Als sie am Fuße des Brautberges ankamen, war das Sonnenleuchten verblaßt.

* * *

Von dieser Stunde an begann für Gerd ein neues Innenleben. Die ganze ungebrochene Kraft seines Gemütes, die sich nicht in Liebeleien zersplittert hatte, strömte in das eine große Gefühl zusammen, das ihn ergriffen. Er spürte an seinem ganzen Menschen, wie der Kuß Inges ihn gesegnet, und er erschauerte unter diesem Glück. Seine Seele war wie ein knospender Frühling. Die tiefe Freude entsiegelte den lange verschlossenen Born der Poesie in ihm. Als am nächsten Morgen, da er an seinem Schreibtisch arbeitend saß, die strahlende Sonne in vollem, breitem Strom über den Balkon zu ihm hereinfloß, da schrieb er, im sicheren Besitz von Inges Liebe, die Verse nieder:

> Herz, mein Herz, welch Sonnenleuchten
> Nach der langen, bangen Nacht!
> Augen ihr, ihr glückesfeuchten,
> Wie der Himmel in euch lacht!
>
> O, du Freude, schmerzgeboren,
> Die sich mir ins Leben schlich,
> Weltvergessen, kußverloren,
> Sag', o sag', wie trag' ich dich?

Es war ihm selbstverständlich, bei der nächsten Gelegenheit Herrn Brandes von dem Geschehenen Mitteilung zu machen. Heimlichkeit widerstrebte ihm. Er wäre seines Glückes nicht froh geworden, hätte Inges Vater, der ihm voll Vertrauen sein Haus

geöffnet, durch Zufall den Sachverhalt erfahren. Aber Herr Brandes war heute aus geschäftlichen Gründen von früher Stunde an abwesend, teilte ihm der Diener mit. Es hieß, er würde erst morgen zurückkehren. Vielleicht ist es besser so, dachte Gerd; er konnte sich zuvor noch mit Inge aussprechen, wozu es gestern abend im Übermaß des Gefühls nicht gekommen war.

Er begab sich in die unteren Räume, um Mutter und Tochter seine Aufwartung zu machen, traf sie aber nicht, da sie den Hausherrn zur Bahn begleiteten. Erst um die Mittagsstunde — die Arbeiter gingen schon ins Dorf, um zu essen — sah Gerd die Gestalt der Geliebten am Fuße des Hügels auftauchen. Sie ging tief in Sinnen. Ihr Schritt dünkte ihm nicht so leicht wie sonst; ihre Haltung war vornüber gebeugt. Je näher sie kam, desto unruhiger schlug sein Herz. Und als sie endlich vor ihm stand, brachte er kein Wort über die Lippen. Ein wundersam verklärendes Lächeln ging flüchtig über ihr Antlitz, das sich in sanfte Glut tauchte. Stumm reichten sie einander die Hände und ließen sich auf der Bank nieder.

Wieder wie am Abend vorher legte sie ihr Haupt an seine Brust, sagte aber auch jetzt noch kein Wort. Ihre Augen waren geschlossen. So verharrten sie, indes die Welt um sie in Mittagsstille versank. Gerd ward unruhig. Er wußte nicht, wie er ihr Benehmen, das von ihrem sonstigen Wesen grell abstach, deuten sollte. Ein unerklärliches Gefühl der Angst kroch ihm ans Herz.

„Inge, meine liebe Inge!“ flüsterte er ihr zu und zog sie näher an sich.

Da schlug sie die Augen zu ihm auf, groß, weich, voll Hingebung. Sie preßte ihn an sich voll heißer Zärtlichkeit und küßte ihm Mund und Augen. Und plötzlich sank sie vor ihm nieder und umklammerte ihn krampfhaft, als sollte er ihr entrissen werden. Unter strömenden Tränen schluchzte sie herzzerreißend: „Ich kann dich nicht lassen, kann dich nicht lassen!“

Ein Grauen huschte ihm durch die Seele. Er wollte sie zu sich emporheben; aber schwer und fest blieb sie vor ihm liegen. Er beugte sich zu ihr, strich ihr weich über Stirn und Wangen, küßte ihr die Lippen, die blutleer schienen, und flüsterte ihr tausend holde Zärtlichkeiten zu: „Du sollst ja bei mir bleiben, mein Lieb! Du gehörst mir und ich dir. Vom ersten Augenblick an, da ich dich gesehen, habe ich dich geliebt. Jeden Tag hab' ich an dich gedacht, und ich lasse dich nicht wieder — nie, nie!“

Mit geschlossenen Augen lag sie fast regungslos da. Ihre Brust preßte sich an ihn; er fühlte den Herzschlag ihres Körpers. Er sprach weiter auf sie ein, leise und so innig, wie junge Liebe nur immer kann. Flehend bat er sie, sie möchte sich beruhigen. Sie wollten Hand in Hand zu ihrem Vater gehen, sobald er zurückgekehrt wäre, und ihm alles sagen. Da schrak sie jäh zusammen. Ihr Haupt, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen, sank auf Gerds Knie. In greller Angst rissen sich ihr die Worte von den zuckenden Lippen: „Aber ich darf dich nicht lieben, ich darf nicht!“

Da begann auch Gerd zu zittern. Es ging ihm durch Mark und Bein. Hart biß er die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Gewaltsam wollte er sich bezwingen. Aber es gelang ihm schlecht. Er bat sie, sie möchte ihm sagen, warum sie ihn nicht lieben dürfe. Vergebens. Ihre herb geschlossenen Lippen gaben das Geheimnis nicht preis. Er drang in sie mit allen Tönen eines liebenden Herzens, bestürmte sie mit dem heißen Flehen seiner aufgejagten Leidenschaft — umsonst. Sie schwieg und schwieg. Aber an den krampfartigen Zuckungen ihres Körpers, an dem schnellen Wechsel von Röte und Blässe auf ihren Wangen sah er, wie sie litt, wie ihre Seele blutete, und — vergaß seines eigenen Schmerzes. Ein unnennbares Mitleid quoll in ihm auf. Tränen traten ihm in die Augen.

Sanft versuchte er die Geliebte aufzurichten. Es gelang ihm, sie etwas zu sich emporzuziehen. Wange lag an Wange. Die Starrheit des Schmerzes schien gebrochen. Und als er nun abermals versuchte, sie zur Aussprache zu bewegen, da sagte sie endlich, in ihren Worten sich fast überstürzend: „Ich lieb' noch einen und bin mit ihm heimlich verlobt!“

Dann sank sie ohnmächtig wieder zu seinen Füßen nieder.

Gerd hatte nicht die Kraft, sie zu halten. Er schloß die Augen vor tödlichem Weh.

Ihm war's mit einem Male, als versänke die Welt mit ihm, als herrschte tiefe Finsternis rings umher, als schwände ihm der Boden unter den Füßen und eine geheimnisvolle Macht höbe ihn auf und schleudere ihn in eine schwarz gähnende Tiefe. Als er die Lider wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die am Boden wie leblos liegende Gestalt Inges. Da fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Er dachte nicht mehr an sich, er dachte an sie, die er mehr als sein Leben liebte. Er kniete an ihrer Seite auf dem Rasen nieder, bettete ihr bleiches Haupt an seine Brust und rieb ihr Stirn und Schläfen, durch deren feine Haut das Aderngewebe bläulich schimmerte.

Nach einiger Zeit erwachte sie aus ihrer Bewußtlosigkeit. Wie geistesabwesend blickte sie ihn anfangs an. Erst allmählich belebten sich ihre Augen wieder. Ein schwerer Seufzer entpreßte sich ihrer Brust, und ihre Wangen röteten sich schwach. Er hob sie auf die Bank. Stumm saßen sie beieinander. Sie war zu ermattet, um zu sprechen, und er, aus Furcht, das teure Mädchen von neuem zu erregen, wagte nichts von dem zu äußern, was unter der Maske scheinbarer Ruhe sein Inneres durchraste.

Nach einigen Minuten stand sie auf.

„Ich muß heim," sagte sie mit schwacher Stimme; „es ist Essenszeit."

Langsam wandte sie sich zum Gehen, tat ein paar Schritte, kehrte wieder zurück und sagte, die Augen gesenkt: „Heute abend findest du einen Brief von mir auf deinem Schreibtisch."

Und nun ging sie, wieder, wie sie gekommen, langsam, in tiefem Sinnen. Sie wandte sich nicht um.

Gerd sah ihr nach, bis eine Wegbiegung ihm ihren Anblick entzog.

Beim Mittagsmahle fehlte sie. Die Mutter entschuldigte Inges Abwesenheit; sie sei unpäßlich.

Gerd raffte alle Selbstbeherrschung zusammen, um nichts von dem Sturm merken zu lassen, der kurz vorher durch sein Leben gegangen war. Der Nachmittag verging ihm in brennender Ungeduld. Als er endlich Abends sein Zimmer betrat, fand er auf seinem Schreibtisch Inges Brief. Mit zitternden Fingern öffnete er ihn und las nun:

Mein lieber Gerd!

Nimm diese Zeilen mit derselben Liebe auf, mit der ich sie geschrieben habe. Ich weiß, daß vieles von dem, was ich Dir hier sage, Dich schmerzlich berühren wird — aber ich muß es sagen: ich weiß mir nicht anders zu helfen.

Das Erlebnis gestern abend läßt mir keine Ruhe. Wie von unsichtbaren Banden gezogen, mußte ich heute morgen zu Dir hin. Ich mußte mich an Dein Herz flüchten, um Ruhe vor mir selber zu finden. Ich wollte Dir alles gestehen, wollte Dir sagen, von welch furchtbarem Zwiespalt mein Herz zerrissen sei — und schwieg und schwieg.

Sieh darin keinen Mangel an Vertrauen. Ich bin ein sonderbares Ding und bin schon oft auf mich arg bös gewesen, daß ich nicht zu reden vermag, wenn mir das Herz bis zum Zerspringen voll ist. Ein wildes, leidenschaftliches Gefühl rüttelt an meinem Herzen und heißt mich sprechen, und doch breitet sich eine Starrheit über meine Seele, wogegen ich ohnmächtig bin. Darüber wird mir so traurig zu Mute, daß ich erst recht nichts sagen kann. So war's gestern abend. Und da ich auch jetzt noch nicht diese Schwäche meiner Natur überwunden habe, so schreibe ich Dir. Denn Du mußt wissen, wie es um mich steht.

Ich liebe noch einen. Wir kennen uns seit vier Jahren. Seit zwei Jahren fühl' ich mich gebunden, seit einem halben Jahre sind wir heimlich miteinander verlobt. Er stammt aus der dänischen Verwandtschaft und steht jetzt als Leutnant beim Kavallerieregiment in W., hier in der Provinz. Er ist der erste von unseren Familienmitgliedern, der den Mut gehabt hat, aus Neigung in deutsche Militärdienste zu treten. Meine Eltern lieben und schätzen ihn, und ich weiß, wenn mein Vater zu mir auch nie ein Sterbenswörtchen darüber geäußert hat, daß es sein inniger Wunsch ist, wir möchten unser beider Leben ehelich miteinander verbinden. Er hofft damit zugleich auf eine Aussöhnung zwischen sich und der dänischen Linie. Außerdem bliebe ja auch sein nicht unbedeutender Landbesitz hier in der Familie. Andererseits denkt und empfindet er aber vorurteilsfrei genug, meinem Herzen niemals Zwang anzutun.

Ob Du nun verstehst, daß ich neben Dir auch — den anderen lieben und nicht von ihm lassen kann, das weiß ich nicht.

Glaub' aber eins: ich geb' mich keinem Unwürdigen zu eigen. Er ist ein so braver, kluger, treuer Mensch, und ich möchte ihm um alles nicht den Glauben an die Welt nehmen. Er kennt das menschliche Herz, seine Höhen und Tiefen, und ich weiß, er würde meine Liebe zu Dir verstehen und mir verzeihen, wenn ich ihm alles sagte. Allein er soll nichts erfahren; es würde ihm ein furchtbarer Schmerz sein.

Aber was nun? Was soll werden? Ach, ich weiß es nicht. Mir brennt der Kopf; das Herz tut mir weh, so furchtbar weh. Alles in mir ist wie gebannt. Meine Gedanken zerflattern in nichts. Ich kann zu keinem Entschlusse kommen. Und doch muß ich einen Weg wählen, sonst gehe ich an mir selbst zu Grunde. Es hausen jetzt finstere Gewalten in mir.

Dich muß ich lieben, und den anderen kann ich nicht lassen! Hilf mir! Rette mich vor mir selber! Schreib' mir, was ich tun soll! Aber was auch kommen mag, innerlich bleib' ich immer

Deine Inge.

Lange saß Gerd vor seinem Schreibtisch, als er diesen Brief gelesen hatte. Stumm, regungslos verharrte er, den Kopf in die Hand gestützt, und mit totem Blicke starrte er auf das verhängnisvolle Blatt vor sich, ohne die Schriftzüge zu erfassen. Er merkte nicht, daß draußen zwischen den hochschattigen Bäumen des Parkes die Dämmerung herniederschwebte und sich auf leisen Sohlen in sein Gemach schlich. Seine Seele litt qualvoll; sein Körper war ihm wie zerschlagen.

Als er wieder zu sich kam, war es völlig dunkel um ihn her. Er spürte, daß seine linke Hand bleiern schwer auf seinem Knie lag. Er fuhr sich über die Stirn. Bei der Bewegung raschelte in der Stille ein Stück Papier auf dem Schreibtisch. Er blickte hin: es war Inges Brief. Das brachte ihn vollends zu sich. Er zündete die Lampe an und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Allmählich ordneten sich seine Gedanken, die so jäh aus ihrer Bahn geschleudert waren, und er konnte nachdenken.

Was für ein Brief war das, der da auf dem Tische lag und ihn immer wieder lockte, auf seiner Wanderung stehen zu bleiben und wie gebannt ihn anzusehen, wenn er in seine Nähe kam! Welch rührendes Bekenntnis, und doch wie bitter weh tat es! Wie menschlich verständlich war der Brief und doch wieder wie jugendlich empfunden! Welche Liebe und Angst und Schuld! Und in der Schuld wieder welche Unschuld, welche Treue und Festigkeit! Ja, das war ein Herz, dem man nicht böse sein konnte, wenn man um seinetwegen auch leiden und ihm entsagen mußte.

Aber mußte er denn entsagen? Verlangte sie es von ihm? Gerds Herz bäumte sich auf bei dem Gedanken, sie dem anderen zu lassen. Die ganze heiße Leidenschaftlichkeit seiner Natur schrie in ihm: Laß sie nicht! Atme ihr den Gluthauch deiner verlangenden Liebe ins Herz, daß sie den anderen vergißt! Es ist nicht Zufall, der dich zu ihr geführt, es ist Bestimmung. Jahrelang hat deine einsame Seele nach Liebe gedürstet, dein Herz gehungert. Du hast ein Recht wie jeder Mensch, zu lieben und geliebt zu werden! Und was der andere ist, das bist du auch. Daß sie den anderen rühmt, zeigt ihre Angst, sie könnte dich mehr lieben als ihn. Sie will sich selber Mut einsprechen. Bei dir liegt die Entscheidung. Was schert dich das Gerede der Welt, was kümmern dich die engherzigen Vorurteile der Menschen! Sie geben dir dein Glück nicht. Noch stets ist es ihr trauriges Vorrecht gewesen, das Glück anderer zu zerstören, aber keins aufzubauen.

Diese und ähnliche Gedanken ließen Gerd noch immer das Gemach von einem Ende zum anderen durchschreiten, als es im Hause schon lange nächtlich still war.

Wieder war er beim Schreibtisch angekommen; wieder hielt er auf seiner Wanderung inne. Er las Inges Brief und las ihn von neuem. Als er aber die Schlußworte gelesen hatte, ihr verzweifeltes Flehen hörte, ihren Hilfeschrei aus tödlicher Angst, da erwachte er aus seinem gierigen Glücksverlangen und — schämte sich seiner brutalen Leidenschaft.

„Pfui, Gerd, das war nicht edel! Das heißt, das Vertrauen schänden!“ murmelte er.

Jetzt wußte er, was er ihr zu antworten hatte. Er setzte sich nieder und schrieb:

Mein Liebling!

Noch ist der Schmerz in uns frisch, und doch bleibt uns nur eins: wir müssen einander entsagen. Erschrick nicht über dieses Wort, das dir so kalt in die Seele springt.

Du hast einem anderen dein Wort gegeben. Du liebst ihn. Du hast die Überzeugung, daß er Deinem Lebensglücke so notwendig ist wie Du dem seinen. Der stille Wunsch Deiner Eltern begünstigt Dich, den Eid der Treue zu halten, den du geschworen — sind das nicht Anhaltspunkte genug, um den einen bestimmten Weg zu gehen?

Meine nicht, daß ich mit kalter Überlegung Dir diese Gründe aufzähle. Meine Seele blutet. Aber ich darf nicht an mich denken, darf nicht! Dein Glück, Deines Verlobten Glück und die Ruhe Deiner Eltern stehen auf dem Spiele.

Wie herzlich sind sie mir entgegengekommen! Die ganze äußere Umgebung schon zeigt mir ihre gastfreie Güte. Und die sollt' ich mißbrauchen? Ihnen das Herz ihres Kindes abwendig machen und das, was mir Dein Vater selbst als seinen Lebenswunsch hingestellt, vereiteln?

Sie wähnen mich frei von allem Verlangen nach Dir und stellen mich vielleicht höher, als ich es verdiene. Das schon ist mir eine Seelenlast. Sie würde mich erdrücken, ehrte ich nicht das in mich gesetzte Vertrauen.

Aber ich denke nicht an mich allein, ich denke auch an Dich, und an Dich zuerst. Hätte ich die Überzeugung, Du würdest ohne mich unglücklich, so wüßte ich, was ich täte. Ich weiß, Du liebst mich. Aber Du liebst auch den anderen und zwar früher als mich, und er liebt Dich. Einer von uns beiden muß zurückstehen, und das kann nur ich sein, wenn Du Dich in Deinem Gefühl zu dem anderen nicht täuschest. Das ist der springende Punkt. Fühlst Du, daß es Dir auch noch jetzt eine Entbehrung sein würde, von ihm getrennt zu sein, dann mußt Du Dein Wort halten, unverbrüchlich, ohne jede Rücksicht auf mich. Denn das kann und darf ich Dir nicht verschweigen: Willst Du ihn verlassen und mir angehören, obgleich Deine Liebe zu ihm nicht erloschen, sondern vielleicht nur zurückgedrängt ist, weil das Geschehnis von gestern einen Feuerbrand in Deine Innenwelt geworfen hat, so würde unserem Verhältnis die sittliche Grundlage mangeln, und das ist weder Dein Wille, noch der meine.

Um keinen Preis aber dürfen wir unser Glück auf den Trümmern eines anderen aufbauen, das wir vernichtet haben. So wie ich Dich und mich kenne, würden wir dann niemals zum heiteren Genusse unserer Liebe kommen. Bittere Selbstanklage würde unser täglicher Begleiter sein wie unser Schatten.

Der Schmerz, der heute in mein Leben gekommen ist, hat mich um Jahre gereift. Das Schicksal hat mich gezeichnet. Der selig schöne Traum, an Deiner Seite durchs Leben zu gehen und uns alles zu sein, was zwei Menschen sich sein können, ist dahin. Sieh', mein Liebling, das sag' ich Dir alles, und auch, daß es mir schwer wird, Dir zu entsagen, furchtbar schwer. Und doch muß es sein, und doch verzweifle ich nicht. Mein Herz weint wohl; aber es weiß, daß es Deinem Frieden gilt.

Ich erwarte Deine endgültige Entscheidung, die nicht anders ausfallen wird, als ich Dir geschrieben, und dann breche ich meine Zelte hier ab.

Wird es Dir zu schwer, mir mündlich mitzuteilen, was Du mir zu sagen hast, so schreib' es mir.

Aber: müssen wir auch voneinander scheiden, nie vergißt Dich

Dein Gerd.

Es war spät geworden, als er den Brief vollendet. Allein, er sah jetzt viel ruhiger, in sich gefestigter dem Kommenden entgegen. Wunschloser Frieden war über ihn gekommen. Was vor einigen Stunden ihm noch so kraus und verworren gedünkt, erschien ihm nun einfach und klar. Inge würde die Entscheidung in seinem Sinne treffen, die Arbeiten auf dem Brautberg schritten rüstig ihrem Ende zu — dann hielt ihn hier nichts mehr, und er konnte die Stätte verlassen, mit der ihn wehmütig-süße Erinnerungen verknüpften.

Am nächsten Morgen traf er Inge am Frühstückstisch, kurz bevor ihre Mutter er-

schien. Der Vater war noch nicht zurückgekommen. Gerd hatte gerade noch Zeit, ihr den Brief zu geben, den sie mit einem leisen Neigen ihres Hauptes annahm. Äußerlich erschien sie wenig verändert. Ein schärferer Beobachter, als ihre nichtsahnende Mutter war, hätte allerdings an dem matten Glanz ihrer Augen und dem nervösen Zittern ihrer Nasenflügel Spuren ihres verzehrenden Seelenkampfes entdeckt. Manchmal strich sie sich mit den Fingerspitzen über die Schläfen, ein untrügliches Zeichen, daß der Kopf sie schmerzte. An der Unterhaltung beteiligte sie sich wenig.

Die Mutter erzählte, sie hätte soeben die Meldung bekommen, daß Groß-Thurau in der nächsten Woche Einquartierung erhalten werde. Das Schlußmanöver der vereinigten Provinzialgarnisonen würde hier in der Nähe abgehalten. Ihr Haus hätte die Ehre, den kommandierenden General nebst Gefolge für einen Tag und eine Nacht zu beherbergen.

Als die Mutter hiervon zu reden anhob, verließ Inge das Zimmer. Offenbar wußte sie schon darum. Gerd merkte, wie es unruhig in ihm aufstieg. Er mußte sich Gewalt antun, um den Worten der lebhaft plaudernden alten Dame zu folgen, die von den festlichen Veranstaltungen sprach, welche sie zu Ehren der hohen Gäste zu treffen gedächte.

Es waren peinvolle Augenblicke für Gerd. Er mußte ausharren, wollte er nicht unartig werden. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Seine Erregung wuchs von Minute zu Minute, und er sah, daß es doch nicht so leicht war, die Wunschlosigkeit seines Herzens von heute nacht festzuhalten. Kam die erwähnte Einquartierung, so war aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Verlobte Inges darunter. Ein Zusammentreffen auf dem Balle, den die Hausfrau plante, war unvermeidlich, wenn Gerd nicht vorher auf schickliche Weise Groß-Thurau verließ. Jedenfalls war die Entscheidung viel näher gerückt, als Gerd gestern abend angenommen.

Der Tag verging, ohne daß er Inge allein gesprochen hätte. Sie wich ihm offenbar aus. Er unterstützte sie dabei und blieb unter dem Vorwande, die Ausgrabungen beschleunigen zu müssen, da die Universität nach ihm verlange, den Mahlzeiten im Herrenhause fern. Am dritten Tage schickte Inge ihm mit dem Vesperbrot einen Brief, der mit der Nachmittagspost eingetroffen war. Als er an seinem gewohnten Ruheplätzchen auf der Bank ihn öffnete, erkannte er die Schriftzüge Inges. Er las:

Mein Geliebter!

Drei Tage und drei Nächte habe ich mit mir gerungen. Umsonst. Ich kann nicht das tun, was Du mir nahe legst.

Ich weiß, ich bin ein junges Ding mit wenig Lebenserfahrung und Weltkenntnis. Aber ich habe ein heißes, leidenschaftliches Herz. Ich kann Dich nicht lassen. Jede Faser meines Seins klammert sich an Dich. Jetzt noch mehr als sonst. Du darfst nicht von mir gehen, darfst mich nicht mir selbst überlassen. Denn nicht Du, nein, ich selber bin mir die größte Gefahr — wenn Du mich allein lässest.

Bin ich bei Dir, so bin ich ruhig und glücklich; ich brauch' Dich nur zu sehen oder den Klang Deiner Stimme zu hören. Meine Blicke liebkosen Dich dann, unbekümmert, daß ich mich dadurch verraten könnte. Leg' ich mich Abends zur Ruhe, so träum' ich mich in Deine Arme; mein letzter Gedanke bist Du. Erwache ich des Nachts, so geht es mir wie Werther: ich suche und greife nach Dir. Dann freue ich mich über meinen schlechten Schlaf. Schlage ich Morgens die Augen auf, steht Dein Bild vor meiner liebenden Seele. Du bist mein Abend- und Morgengebet, meine Sehnsucht, meine Andacht. So leb' ich in dem Glück, von Dir geliebt zu sein. Ach, wäre ich jetzt bei Dir! ich wollte Dir schon zeigen, wie verlangend meine Seele der Deinen zueilt!

Gestern nachmittag bis in den Abend hinein bin ich umhergelaufen, ziellos, um Ruhe vor meiner Unruhe zu finden. Bis hinaus an das rauschende Meer bin ich geirrt. Der Sturm schleuderte mir salzigen Gischt in die flatternden Haare, und mein aufgeregtes Herz war mir ein Seitenbild zu dem des empörten Elementes. Und als ich annehmen durfte, Du hättest Deine gewohnte Arbeitsstätte verlassen, da bin ich auf den Brautberg gekommen und hab' die Bank aufgesucht, wo Dein Kuß mir ein

neues Leben erschlossen, und hab' mich ganz in die Erinnerung an neulich versenkt, bis die Dämmerung kam und mich in ihren weichen Mantel einzuhüllen begann.

Fast hätte ich Dich aufgesucht, als Du noch dort oben weiltest. Aber wir müssen alles Auffällige vermeiden. Und in Zukunft noch mehr als sonst. Denn Du hast heute morgen, wie ich Dir ansah, ganz richtig vermutet, als meine Mutter von der Einquartierung sprach. Er wird mit dabei sein. Und es ist unsere Verabredung, daß er bei dieser Gelegenheit um mich bei den Eltern anhält.

Vernimm nun mit der ganzen Sanftmut Deines Wesens, was ich Dir über mein zukünftiges Leben mitteile. Ob Du mich verstehen wirst?

Ich wiederhole Dir: ich kann den anderen nicht lassen. Er würde mich verachten, müßte mich verachten, wenn ich ihm jetzt mein Jawort verweigerte. Hieße das nicht eine Seele morden? Und außerdem liebe ich ihn. Ich könnte mich zuweilen hassen, daß es so ist. Aber es ist nun einmal so. Ach Gott, wie wirr geht alles in mir durcheinander! Manchmal ist mir, als ob ich ihn nicht so liebe, wie ich meine, ihn lieben zu müssen. Oder ist es vielleicht überhaupt nicht mehr Liebe, sondern nur Treue gegen mich selbst, Treue, die mein Gewissen unablässig mit den Worten schärft: Du darfst ihm nicht dein Gelübde brechen, du bist ihm alles, Glaube, Liebe, Hoffnung?

Sieh', mein Geliebter! darum ringe ich so mit mir, heiß, stumm, allein; am furchtbarsten in der Einsamkeit der Nacht. Aber auch am Tage fällt kein Lichtstrahl des Erbarmens in meine dunkle Seele. Ich ringe jetzt nicht mehr um die Kraft, mich von ihm zu trennen, wie ich anfangs tat, als ich meine Seele in Liebe für Dich entbrennen fühlte — nein, ich bettele bei mir selbst um die Kraft, meinem Worte treu zu bleiben.

Denn Du willst es. Deinem Willen muß ich folgen, blindlings. Das ist mir wie ein unerklärliches Naturgesetz. Ehe ich Dich sah, war mein Herz eigenwillig und duldete keinen Zwang. Und nun? Wo ist mein Trotz und meine unnahbare Selbständigkeit? Du kannst mit mir tun, was Du willst. Ich tue, was Du willst, und ich will, was Du tust. Und würdest Du verlangen, ich sollt' meine Liebe zu Dir niederringen, ich glaub', ich müßte es tun — aus Liebe zu Dir, wenn ich auch langsam verbluten sollte wie ein weidwundes Reh, das in der Stille des Waldes verendet.

Aber Du wirst es nicht tun. Du wirst mich nicht von Dir gehen heißen. O, verlaß mich nicht! Bleib' bei mir! Ich fühl's: mein Leben geht an Abgründen vorüber, wenn Du mich verlässest. Ich bin ohne Heim und Halt, habe ich nicht Dich. Und ich weiß nicht, ob ich das Martyrium meiner Zukunft ertragen kann. Denn ein Martyrium wird mein ferneres Leben sein, da ich Dir nicht das sein kann, was Dir zu sein mich willenlos treibt.

Laß kommen, was will. Nur das eine nimm mir nicht: Dich selbst. Ich weiß, daß ich hiermit gegen die gebräuchlichen Satzungen der Menschen verstoße. Aber ich kann nicht anders. Ich befrage nicht meine Vernunft um Rat — mein Herz allein entscheidet. Und schließlich: laß die Welt mich auch verdammen; laß alle Stränge reißen; ja, wenn selbst der eine, der mich so lieb hat, glaubt, mich verdammen zu müssen, Du wirst mich verstehen, Du wirst mich nicht verlassen.

Und so, trotz aller Entsagung

Deine Inge.

Laß mir Deine Antwort durch Luisens Vermittelung zukommen. Das Mädchen ist mir treu ergeben.

Als Gerd aus seinem Brüten über Inges Brief erwachte wie aus einem langen, langen Traum, war er allein. Die Arbeiter hatten bereits die Höhe verlassen. Der westliche Horizont glühte im sanften Purpurhauch der Abendröte. Duftig blau verschwammen die Umrisse der Wälder. Von den Äckern und Wiesen stieg Nebel auf.

„Es wird Herbst!" sagte sich Gerd, und seine Seele erschauerte.

Alles in ihm war wieder in Aufruhr. Er konnte sich von dem Inhalt des Briefes nicht losreißen: von seiner reinen, gläubigen Liebesoffenbarung und Leidenschaft, die aus jeder Zeile sprach, von seinem heißen Glücksverlangen auf der einen Seite und seinem jugendlich schnellen Entsagen auf der an-

deren, von den seltsamen Widersprüchen, in die Inges Natur sich verstrickt hatte, und die sie ihm in ihrer schrankenlos vertrauenden Liebe ohne Scheu zeigte.

Gerd sann und sann, um ihr und sich und — dem anderen einen rettenden Ausweg aus diesem Labyrinth zu eröffnen.

Wieder, wie schon einmal, und diesmal mit verstärkter Gewalt drohte der Gedanke ihn zu unterjochen, den ganzen Ballast von fremden Rücksichten kurz entschlossen über Bord zu werfen und kraft des freien Naturrechts der Liebe Inge an sein Herz zu reißen und für sich, für sich allein zu begehren. Er wußte, ja, er fühlte, sie würde trotz all ihrer Einwände den anderen aufgeben und würde ihm, Gerd, folgen, wenn er es verlangte. Er glaubte an die Macht seiner Liebe, und der Gedanke, seine Zukunft sollte so liebeleer sein, wie seine Vergangenheit gewesen, stachelte seine Begehrlichkeit nur noch mehr auf. Er wollte nicht wie ein ewig Hungriger wieder von dem Tische des Lebens aufstehen, wollte sich nicht aus dem Kreise froher Lebenszecher wieder scheu zur Seite drücken. Auch ihm sollte die Freude den Becher reichen.

„Niemand taugt ohne Freude.“ Dies kluge Wort Walthers von der Vogelweide wollte ihm nicht aus dem Sinne. Mit einer ihm unerklärlichen Hartnäckigkeit kam der Kreislauf seiner Gedanken immer wieder darauf zurück. Es blieb der Grundton seiner Stimmung. Freilich auch: war Inge im Zauber ihres Wesens ihm nicht die lebendige Verkörperung dieses Wortes?

Daß er sie liebte — so sann er —, war natürlich. Jeder Mann mußte sie lieben. Daß er sie aber so liebte, wie er sie liebte — mit freudigem Erstaunen ward er dessen inne —, das war eine Steigerung der Seligkeit, die er früher nicht für möglich gehalten. Jetzt merkte er erst, wie tief bereits sich alle Fasern seines Innenlebens in den Gefühlsboden dieser Liebe gesenkt.

Und doch — der gute Genius seines Selbst verließ ihn auch in dieser schicksalsdunklen Stunde nicht. Die sinnverwirrenden Bilder, die lockend seine Seele umgaukelt, wurden gebannt.

Freies Naturrecht der Liebe?! dachte er. O ja, es klänge ja ganz schön, dies Wort. Seine Lippen hatten es oft nachgesprochen; seine Seele aber hatte keinen Anteil daran.

Viele Bedenken kamen ihm, anfangs scheu und schüchtern, als wagten sie sich nicht recht heran an die gleißenden Hoffnungen, die ihm den reinen Blick blenden wollten. Er versuchte zuerst auch, sie einfach nicht zu beachten, dann, als sie stärker wiederkamen, zu verscheuchen, etwa wie man eine lästige Fliege verscheucht. Aber sie ließen sich nicht fortweisen. Die innere Stimme in ihm, die ihm zurief, sich selber treu zu bleiben, ließ sich nicht totschweigen. Ihre Macht wuchs, je mehr Widerstand sie fand. Macht ist Kampf, und wo kein Kampf ist, da ist auch keine Macht.

Freies Naturrecht der Liebe?! Mit einem Anflug von Hohn murmelte Gerd jetzt das Wort vor sich hin. War es ihm doch, als sei damit unversehens ein fremder Tropfen in sein Blut geraten. Denn was würde diese Forderung in seinem Verhältnis zu Inge bedeuten? Den Seelentod des anderen. Das hatte Inge sogar schon gesagt. Würde sie je darüber hinwegkommen können? Würde Gerd es können? Müßte nicht der Schatten des anderen sich zwischen ihn und sie drängen? Wenn Inge in seinen Armen lag, würde sein Gewissen ihm zuraunen: Du umfängst gestohlenes Gut. Wenn ihr Mund seine Lippen küßte, müßte er sich sagen: Diese Küsse gehören ihm, dem du die Verlobte genommen.

Alle diese Bedenken wurden noch überragt von dem schweren Gefühl der Verantwortlichkeit, das ihn auch in dieser Krisis seines Lebens beseelte. Das Bewußtsein, die Entscheidung lag bei ihm, nicht bei Inge, lastete schwer auf ihm. Bei Inge war es weniger ein Gefühl der Verantwortlichkeit, das sie antrieb, bei dem anderen auszuharren, als vielmehr ein starres Festhalten an dem einmal verpfändeten Wort, ein unbeugsames Pflichtgefühl, das er auch sonst schon als einen wesentlichen Grundzug an ihr erkannt. Daher ihr verworrener Plan, den anderen zu halten und ihn nicht zu lassen. Welch unmögliche Zukunft! Welch ewige Zusammenstöße zwischen Pflicht und Neigung!

Das alles reihte sich dem schwersinnenden Manne zu einer geschlossenen Gedankenkette

und brachte den früher schon erwogenen Entschluß in ihm zum Durchbruch, aus ihrem Leben zu scheiden. Und doch fühlte er einen stechenden Schmerz im Herzen, als er in seinem Grübeln zu diesem Vorsatz gekommen war. Ihm war sterbenstraurig zu Mute. Er selbst sollte die junge Saat der Liebe, die in seinem Herzen aufgegangen, zerstören, sollte das, was ihn innig beglückt und erfreut, einsargen? Er zauderte und zauderte, die Hand an sein eigenes Herz zu legen. Es erschien ihm als eine Freveltat. Er schloß die Augen; das Licht des scheidenden Tages tat ihm weh. Aber da sah er wieder Inge vor sich auf den Knien liegen, sah wieder ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht, von Tränen überströmt, fühlte wieder die krampfartigen Zuckungen ihres schmerzdurchwühlten Körpers an seinem eigenen Leibe, hörte von neuem den verzweifelten Angstschrei ihrer gepeinigten Seele und — fand den Mut, das zu tun, was er tun mußte.

Eine Ruhe überkam ihn, die ihm selbst unheimlich war. Es war die Ruhe desjenigen, der nichts mehr zu verlieren fürchtet, weil er schon alles verloren hat.

Es war ihm klar: er mußte Groß-Thurau verlassen, je eher, desto besser. Unerbittlich in seiner Strenge gegen sich, nahm er sich vor, die Geliebte nicht einmal wiederzusehen. Ein Alleinsein mit ihr — zufällig oder von ihr veranlaßt — wollte er schon unmöglich machen. Mit Recht fürchtete er die Macht des Augenblicks, namentlich für Inge. Er wollte sicher gehen. Er sagte sich, eine Versuchung fliehen, heiße, sie halb besiegen.

Inge würde vielleicht — und es tat ihm bitter weh, als er daran dachte — unter der Wucht des Schmerzes anfangs zusammenbrechen, wenn sie seinen Abschiedsbrief zu lesen bekam. Aber sie würde diese Krisis überwinden, hoffte er. Und war er ihr erst einmal aus den Augen, so würde sie sich um so eher mit ungeteiltem Herzen zu dem anderen zurückfinden können, den sie doch liebte und dem sie doch treu bleiben wollte. Zunächst galt es, die Ausgrabungsarbeiten energisch zu fördern. Sie mußten beendet sein, ehe die Einquartierung kam.

Der frühe Herbstabend war bereits hereingebrochen, als Gerd die Schwelle des Herrenhauses überschritt. Im Flur traf er Inges Vater, der zurückgekehrt war. Dieser nötigte ihn auf einen Augenblick ins Wohnzimmer, wo Gerd außer der Mutter zwei Freunde des Hauses antraf, die Herr Brandes als seine Jagdgenossen vorstellte. Morgen und die folgenden Tage fanden Jagden statt, an denen auch Inge in Begleitung ihres Vaters teilzunehmen pflegte. Der liebenswürdige Hausherr lud ihn ein, mit von der Partie zu sein. Gerd bedauerte herzlich, Verhinderung zu haben. Einmal wäre er kein großer Jäger vor dem Herrn, und zum anderen wäre sein Urlaub nahezu abgelaufen. Er blieb nicht einmal zum gemeinsamen Abendessen, sondern ließ sich, unaufschiebbare Arbeiten vorschützend, einen Imbiß auf sein Zimmer bringen.

Was er eben vernommen, paßte gut in seinen Plan. Die Jagd hätte zu keiner günstigeren Zeit angesetzt werden können. Er überblickte im Geiste die noch zu erledigenden Arbeiten auf dem Brautberg und fand, daß er nach drei Tagen Groß-Thurau verlassen könnte. Was dann noch auf dem Gräberfeld zu ordnen war, durfte er getrost einem Mann überlassen, dessen Zuverlässigkeit in solchen Dingen er schon erprobt hatte. Er schrieb sofort an ihn und steckte den Brief eigenhändig in den am Gutshause angebrachten Postkasten.

Inge sah er heute abend nicht und in den nächsten Tagen, wo die Jagd und die Vorbereitungen für die Einquartierung ihre Zeit stark in Anspruch nahmen, nur einmal flüchtig. Sie vermied zwar seinen Blick nicht, der leise forschend zu ihr ging, suchte ihn aber auch nicht. In ihren Augen jedoch lag dringendes Fragen, heißes Erwarten.

Was Gerd sich vorgenommen, gelang ihm. Am Abend des dritten Tages waren seine Angelegenheiten geordnet. Sein Stellvertreter war gekommen und hatte im Dorfe Unterkunft gefunden. Gerd nahm von den Eltern Inges dankend Abschied und trug ihnen herzliche Grüße an ihre Tochter auf. Sie weilte gerade in der benachbarten Stadt, um Besorgungen für die Beherbergung der militärischen Gäste zu machen, erfuhr Gerd. Sie würde die Nacht über in einer befreundeten Familie daselbst bleiben. Die Eltern bedauerten sehr die Abwesenheit ihres Kindes und versprachen Gerd, seine Grüße

zu bestellen. Sie äußerten die Hoffnung, ihn bald wieder als werten Gast in ihrem Hause zu sehen.

Mit herzlichem Danke schied Gerd von ihnen. Morgen in früher Stunde wollte er heimkehren.

Und nun befand er sich zum letztenmal in dem ihm lieb gewordenen Raum. Er entzündete die Lampe und setzte sich an den Schreibtisch, auf dem in einer Glasvase auch noch jetzt ein paar dunkle Rosen glühten, die letzten zarten Gaben des Herbstes. Er liebte diese Blume sehr. Sinnend blieb sein Auge auf dem weichen Purpursammet der voll entfalteten Blüten haften, deren Schoß ein süßer Duft entstieg. Eine weichmütige Stimmung drohte ihn zu erfassen. Die Rosen welkten; aber indem sie ihre Blumenseele selbstlos aushauchten, berauschten sie noch. War das Los so manches Menschenherzens dem ihren nicht gleich? ...

Gerd fuhr sich mit der Hand über die Augen, stand wieder auf, trug die Kristallvase mit den Blumen nach dem Sofatisch, ging einigemal im Zimmer auf und nieder und nahm dann seinen alten Platz wieder ein. Ohne lange zu überlegen — denn was er zu sagen hatte, war seit Tagen schon reif in ihm —, begann er zu schreiben:

Mein Liebling!

Bevor Du mich kanntest, war der Pulsschlag Deines Lebens heitere Zufriedenheit und frohes Ausblicken in die Zukunft. Dann fanden wir uns, und unsere Liebe brach in Dein stilles Glück ein. Von der Stunde an ist Deine Seele in gärendem Widerstreit mit sich. Dieser Kampf ist für Dich um so aufreibender, als Du ihn stumm ausfechten mußt. Das kann aber kein Mensch auf die Dauer aushalten; auch Du nicht, so tapfer und stark Du auch bist. Darum wiederhole ich: ich muß von Dir scheiden. Tue ich es nicht, oder erfüllst Du meine Bitte nicht, mich ziehen zu lassen, so fürchte ich mich vor der Zukunft, fürchte für Dich. Wir werden dann von neuem auf das uferlose Meer der Leidenschaft hinausgestoßen, und unser Schicksal könnte leicht dem des Vogels ähnlich werden, dem die treulosen Wogen sein Nest zerstört haben. Heimatlos, ohne Rast und Ruh', irrt er in der wogenden Wasserwüste umher, bis der Sturm seine Schwingen lähmt und er todesmatt in die Tiefe sinkt.

Ich bitte Dich, so innig ich kann: bleib' ruhig und denk' Dich in meine Gedanken hinein. Ich hab' die Unruhe in Dein Leben gebracht, an mir liegt es also auch, sie wieder daraus zu entfernen. Darum laß mich gehen. Glaub' mir, daß mir diese Bitte nicht leicht geworden ist; ich weiß auch, daß Dir die Antwort darauf nicht leicht fallen wird. Aber ich müßte kleinlich von unserer großen Liebe denken, wenn ich nicht stillschweigend voraussetze, daß Du sie mir erfüllen wirst. Oder willst Du, daß ich womöglich mich und den Tag verfluchen müßte, da ich Dich zuerst gesehen? Das könnte aber kommen, wenn Du in diesem Kampfe zu Grunde gingest, in diesem Anprall zweier einander widerstrebender leidenschaftlicher Naturgewalten gegen Dein Herz.

Gewiß: wir werden viel Leid, viel Weh tragen, wenn wir voneinander getrennt sind. Von unserem Herzen wird manche Blütenflocke auf die Gasse des Lebens geweht werden. Aber das soll uns nicht hindern, die Freude grüßend willkommen zu heißen, wenn sie uns sucht. Und glaube mir, dem älteren: sie wird auch uns wiedersuchen, so trüb' uns auch jetzt alles erscheint. Auch das Glücklichsein ist eine Tugend.

Darum, mein Liebling: sei stark und still! Ich hab' Dir geschrieben, wie ich mußte. Du weißt und wirst trotz dem stellenweise kühl abwägenden Tone dieses Briefes fühlen, was mir die Feder geführt. Und daran, an unsere Liebe, erinnere ich Dich und bitte Dich: sei gefaßt, wie ich es bin! Unser Herz wird anfangs zittern, wenn die Verlassenheit grau und öde um uns spinnt, es möchte aufschreien vor Weh. Aber die sanft heilende Zeit wird ihre milde Hand auf die brennende Wunde legen, der wilde Schmerz wird sich in leise Wehmut lösen, und ein treues Gedenken aneinander wird uns die Scheidestunde verklären und unser ferneres Leben durchwärmen. Daran glaub' ich wie an unsere Liebe. Glaub' auch Du daran!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich schon fern von Dir. Möchten sie Dir genügend Antwort in Deiner Bedrängnis sein! Möchten sie im stande sein, Deiner schmerzhaft schwingenden Seele das wiederzugeben, was

ich Dir inbrünstig wünsche: das schöne Gleichmaß früherer Tage. Ich bete zum Schicksal, daß es Dir dazu verhelfe.

Schreib' mir nicht wieder; glaub' mir, es ist besser so.

Und nun: ein letzter Händedruck, ein letztes Lebewohl!

Dein Gerd.

Mitternacht war schon vorüber, als Gerd die Schlußworte geschrieben. Er stand auf und trat ans Fenster. Seine Wangen brannten. Er drückte die Stirn gegen die Scheibe. Das tat ihm wohl. Im Hause herrschte tiefe Stille, und draußen wob die dunkle Herbstnacht. Nur einmal trat der Mond aus den Wolken hervor und warf sein bläulich-fahles Licht auf die Bäume und Büsche des Parkes.

An Schlaf war nicht zu denken. In Gerds Seele krallte sich der scharfe Schmerz, den sein Brief der Geliebten bereiten mußte. Und doch sagte er sich immer wieder, er konnte nicht anders handeln. Inge wäre bei ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit sonst nie ihres Lebens froh geworden; ihr Leben wäre beständig ein Leben auf der Flucht gewesen. Dazu aber war sie zu gut. Sie verdiente ein anderes Los.

Als Gerd endlich den Morgen herangewacht hatte — er hatte sich zuletzt angekleidet aufs Lager geworfen, da er vor Mattigkeit nicht mehr hatte stehen können —, ordnete er seine Sachen. Das war schnell geschehen. Luise, die schon gestern von Frau Brandes die nötigen Anweisungen erhalten hatte, brachte bald den Kaffee. Gerd händigte ihr den Brief an Inge ein und gab der treuen Seele ein Geldgeschenk. Sie mochte ahnen, was zwischen ihrem Fräulein und dem abreisenden Herrn Professor vorging; denn ihr Blick war traurig. Gerd bat sie, ihm sein Gepäck nach der Universitätsstadt zurückschicken zu lassen, lehnte aber einen Wagen nach der Eisenbahnstation ab. Mit bekümmertem Herzen ging das Mädchen.

Eine Viertelstunde später verließ Gerd ungesehen das gastfreundliche Haus. In heiterer Bläue stieg der junge Morgen herauf und erfüllte sein nachtdunkles Gemüt mit sanftem Himmelsglanz. Er hatte bald den Garten durchschritten und erreichte die Landstraße. Als er an die Stelle kam, von wo aus er das Haus zum erstenmal gesehen, darin die Geliebte seiner geharrt, blieb er einen Augenblick stehen. Noch einmal umfaßte sein Blick das friedliche Bild: das sonnenüberschienene Haus, den herbstlich schönen Park und im Hintergrunde den aufragenden Brautberg, dessen Name ihm einst so verheißungsvoll in die Seele geklungen war, so verheißungsvoll ... Gerd stand und stand, als wollte er die Erinnerung an diesen Fleck Erde unauslöschlich seiner Seele eingraben. Dann atmete er tief auf und wandte sich zum Gehen.

* * *

Es war ungefähr drei Jahre später. Gerd nahm am internationalen Archäologenkongreß teil, der in Genf tagte. Das Arbeitsprogramm war bereits erledigt. Der letzte Tag, welcher die Teilnehmer vereinigte, galt einem Ausflug an die schönen, bunt belebten schweizerischen Gelände des Sees. Gegen Abend kamen sie in Lausanne an, dem Endziel der Fahrt.

Ermüdet von der Hitze des Tages, zog Gerd sich bald auf sein Zimmer zurück. Das Hotel lag hart am Rande der Stadt in ländlichem Frieden. Von dem balkonartigen Vorbau seines Zimmers genoß er eine entzückende Fernsicht auf die duftumwobenen Alpenketten, deren Riesen, wie alles Große, einsam ragten. Still glänzten ihre Schneehäupter in der Abendglut.

Beim Zurücktreten fiel sein Blick auf die gärtnerischen Anlagen, die das Haus umgaben. Sein Auge wurde gefesselt von einer lieblichen Scene. Vor dem Eingang einer der aus Lorbeerbüschen und Rosensträuchern gewölbten Lauben stand ein Kinderwagen, darin ein strammer, pausbackiger Bengel saß. Seine Patschhände griffen verlangend nach dem Haupt einer Frau, die sich halb zu dem Kleinen herniederbeugte. Das Gesicht der Dame, offenbar der Mutter des Kindes, konnte er nicht sehen, da es ihm abgewendet war. Er bemerkte nur die wellige Flut des blonden Haares. Sowie die kleinen Fingerchen, weit auseinandergespreizt, sich emporhoben, um die Frau zu erhaschen,

zog sie sich zurück, was jedesmal ein helles Aufjauchzen des kleinen Weltbürgers hervorrief. Die holde Tändelei dauerte eine Zeitlang, bis es ihm gelang, seine dicken Ärmchen um den Hals der Mutter zu legen. Da hob sie den kleinen Kerl aus dem Wagen, drückte ihn unter Küssen an sich und setzte sich auf einen der breitlehnigen Gartenstühle am Eingang der Laube. Das helle Abendlicht fiel jetzt voll auf das Antlitz der Frau, und Gerd erkannte — Inge.

Sich selber fast unbewußt, trat er einige Schritte zurück, so daß sie seiner nicht gewahr werden konnte. Unverwandt hing sein Blick an ihrer Gestalt.

Ja, das war sie, das war Inge, die stille Sehnsucht seines Lebens. Sie hatte sich wenig verändert; sie war nur etwas voller geworden. Mehr aber als ihre äußere Gestalt fesselte ihn der Ausdruck ihres Gesichtes. Der Abglanz reinen Mutterglückes lag darauf, heitere Ruhe, innerliches Vollgenügen.

Als Gerd das sah, begann es in seinen Augen warm aufzuleuchten. Der letzte Rest geheimer Sorge löste sich in seiner Seele, der quälende Gedanke, Inge könnte trotz seiner Verzichtleistung an der Seite des anderen nicht glücklich geworden sein.

In jener Stunde genas seine Seele völlig.

Nachterscheinung

Die Kinder atmen im Schlummer tief —
Ich weiß nicht, was aus dem Schlaf mich rief.

Ich lausche hinaus in die Sommernacht:
Der Mond schleicht über die Dächer sacht.

Dort unten am Gang bei den Rosen herum,
Da geht was und winkt mit der Hand mir stumm.

Es schaut herauf so flehentlich,
Als spräch' es: „So ganz vergaßest du mich?"

Im Mondlicht schimmert das weiße Kleid —
Es ist ja die alte verlorne Zeit!

Sie kann nicht ruhen in ihrem Grab,
Die jung ich vor Jahren verloren hab'.

Im Zimmer mein Knabe lacht im Traum —
Im Garten zerflattert ein Nebelsaum.

Den glücklichen Schläfer küss' ich leis:
Ins Kissen rinnt eine Träne heiß.

Ich höre der schleichenden Stunden Gang —
O schlaflose Nacht, o wie bist du lang!

Fritz Erdner



Ein Ausflug an den Golf von Bajä

Von

Robert Beyersdorff

Pozzuoli mit dem Serapistempel und Kap Misenum.

Es gibt wohl kaum einen Punkt der Welt, der so gewaltige Gegensätze darbietet wie die herrlichen Ufer des Golfs von Neapel. Hier das unaufhörliche Gebrause der modernen Stadt, in deren engen Straßen nach Gut und Glück hastende Menschen sich drängen, dort jenseit des blauen Spiegels das stille, tote Pompeji, in dessen sonnigen Straßen unser eiliger Schritt fast gespenstisch widerhallt, das uns in seinen Häusern und Gärten, Bädern und Theatern so lebendig von Lust und Leid seiner Bewohner erzählt, ohne daß es noch irgend welches Leben in seinen Mauern birgt. Hier der mastenreiche Hafen einer der bedeutendsten modernen Handelsstädte, dort jenseit des grünen Posilipp das kleine unbedeutende Puteoli, einst der Hauptlhafenplatz für den alexandrinischen und spanischen Handel. Dort mehr nach Süden den Golf abschließend an den herrlichen Abhängen des Monte St. Angelo Castellamare und Sorrent, die schönen modernen Badeorte, hier weiter nördlich am stillen Busen von Bajä die wirren Trümmer des einst viel glänzenderen antiken Luxusbades mit seinen prächtigen, in das Meer hinausragenden Villen, seiner zauberhaften Umgebung und seinen leichten, losen Sitten.

Nirgends wird es dem Menschen so klar wie hier, daß alles bei uns in ewigem Fluß, daß ein steter Wechsel alles Leben verschlingt und wiederum neues Leben erzeugt. Die glänzende, lachende, sonnige Welt grenzt hier dicht an die im Tode erstarrte. Nicht ohne Grund sahen die Alten doch in jenen phlegräischen Gefilden den Eingang in die Unterwelt. Auch wir treten ihr dort nahe, aber nicht dem im Zauber der Dichtung verklärten Gefilde der Seligen, sondern jener nur allzu wirklichen unteren Welt, welche durch Jahrhunderte zu schlafen scheint, um dann plötzlich und tückisch hervorzubrechen und das blühende Leben über ihr zu vernichten.

Wenn man von Camaldolis baumbeschatteten Höhen hinabblickt auf das schöne blaue Meer, umgeben vom Kranze lachender Städte, abgeschlossen durch die in duftiger Ferne schimmernden Inseln, wenn man hinübersieht auf die phlegräischen Felder mit den sanft geschwungenen Linien ihrer Höhenzüge, mit ihren Weinpflanzungen, Ölbäumen, Kastanienhainen und ihren spiegelnden Seen und Meeresbuchten, dann vergißt man wohl dort den rauchenden und drohenden Vesuv, hier die ausgebrannten oder wenigstens lange schlafenden Vulkane, die jetzt von freundlichem Grün und dunklem Walde bedeckt sind oder sich in jene lachenden Wasserspiegel umgewandelt haben. Es scheint ein Bild reinster, wunderbarster Schönheit, und doch rufen uns hier die Namen von Pompeji, Herkulanum und Stabiä, dort die Trümmer von Bajä und das wunderbare Schicksal Puteolis und weiterhin die schöne Insel Ischia immer wieder jene furchtbaren Mächte der Unterwelt ins Gedächtnis zurück.

Auf Schritt und Tritt begegnet man ihren Spuren, wenn man in das wunderbare Land westlich von Neapel und nördlich des Golfs von Pozzuoli, die phlegräischen Gefilde der Alten, vordringt. Sind wir doch erst vor nicht langer Zeit auf die Bedeutung dieses vulkanischen Bodens hingewiesen worden ...

Aus dem engen Straßengewirre Neapels führt uns ein leichtes Gefährt den Toledo hinunter, über den Platz am Palazzo Reale nach dem Quai von Santa Lucia. Es ist noch ziemlich früh am Morgen, doch schon finden wir jenes buntfarbige, laute Treiben, das so oft gemalt und so oft geschildert ist. Das Meer in seinen duftigen, sanften Morgenfarben mit seinen lustigen Barken und Segeln möchte uns festhalten, doch wir senden nur einen flüchtigen Gruß nach seinen reizenden Inseln und dem ernsten alten Vesuv mit seiner Pinienwolke, dann geht's im scharfen Trabe zwischen Castell dell Ovo und Pizzofalcone weiter hinab auf die Chiaja, die uns zum Posilipp führt, rechts glänzende Paläste und grüne, Villen tragende Anhöhen, links die schönen Baumgruppen und Büsche des Giardino Reale, des herrlichen öffentlichen Parkes Neapels. Das Meer ist unseren Blicken verhüllt, doch sein sanftes Rauschen dringt durch das Grün des Parkes an unser Ohr. Dort, fast in der Mitte des langgestreckten Giardino Reale, grüßt uns ein Denkmal deutschen Fleißes, deutscher Wissenschaft: das Aquarium, die zoologische Station Dohrns.

Noch einmal genießen wir den Blick aufs Meer, dann verlassen wir die glänzende Straße, wo die Küste nach Süden ausbiegt, und fast im selben Augenblick befinden wir uns in einer völlig verwandelten Scenerie. Der Charakter der Großstadt hat aufgehört, fast ländliche Straßen und Besitzungen umgeben uns, untermischt mit Weingeländen und wilden Myrten, die an den Anhöhen sich hinziehen. Wir sind am Fuße des Posilipp, des Höhenzuges, der, vom Vesuv ausgehend, sich weit ins Meer hinausstreckt und Neapel von den phlegräischen Feldern, den eigentlichen Golf von Neapel von dem kleinen Busen von Pozzuoli und Bajä trennt.

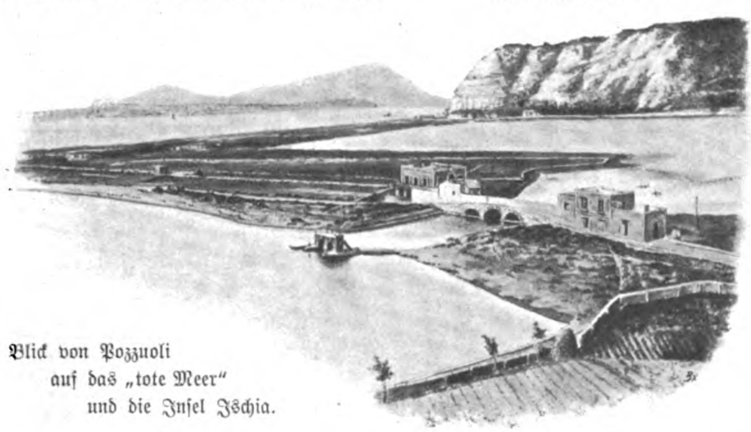


Blick vom Kloster Camaldoli auf den Golf von Bajä.

Auf seinem Rücken trägt er glänzende, weit aufs Meer hinausschauende Landhäuser, jetzt wie zur Zeit des Augustus. Hat er doch seinen Namen von der Villa Pausilypon, dem Sanssouci des berüchtigten Schlemmers Vedius Pallio, der seine Muränen mit Sklavenfleisch gefüttert haben soll. Jetzt zeigt sich wenig von altem oder modernem Glanze. Wir befinden uns im Bereiche fleißiger, redlicher Arbeit. Nur einmal im Jahre ist diese Stelle der Mittelpunkt neapolitanischen Volkslebens. Hier liegt die kleine Kirche Santa Maria di Piedigrotta, deren Fest das populärste unter dem festliebenden Volke Neapels ist. Hier wurden zuerst jene neapolitanischen Volkslieder, Ti vidi a Piedigrotta, Santa Lucia, die Mandolinata gesungen, hier entstehen fort und fort neue, mitten aus dem Volksleben heraus, während die Gestalten antiker Dichtung und Wirklichkeit, von den Ranken der Legende umzogen, dem armen Volke wie gütige mittelalterliche Magier erscheinen, die einst hier unter ihnen gelebt. Hat ihnen doch der mächtige Zauberer Virgilio jene viertelstundenlange Grotte geschaffen, durch die sie so bequem, anstatt über den Rücken des Berges, nach Pozzuoli gelangen. Noch verehrt die Volkstradition dort oben unter Weingeländen gläubig des Dichters Grab. Wahrheit und Legende sind hier aufs innigste verschlungen. Dort oben auf der Höhe des

Posilipp, von wo er hinabschauen konnte auf die „süße Parthenope“ und auf der anderen Seite nach dem schönen Bajä und Pozzuoli, hatte der Dichter in der Tat ein Landhaus, in dem er den größten Teil seiner „Äneis“ und seiner „Georgica“ dichtete; hier in der Nähe scheint er in der Tat begraben zu sein; ob aber jenes antike Kolumbarium, das die Volkstradition als sein Grab verehrt, an dem einst Petrarca dem Dichter einen Lorbeer pflanzte, wirklich seine Asche barg, wer will das entscheiden?

Ganz in der Nähe des Kolumbariums öffnet sich jener lange, den Berg schräg durchziehende Stollen, den der Volksmund mit Virgils Namen in Verbindung bringt, die Grotta di Posilippo. Schon im Altertum von Seneca und Petronius erwähnt, ist sie wahrscheinlich unter Augustus angelegt, um eine bequemere Verbindung zwischen Neapel und den großen Kriegshafenbauten des Agrippa bei Bajä zu vermitteln. Sie ist weit genug, daß zwei Wagen im Inneren sich ausweichen können, beständig von Lampenlicht erhellt, wenn auch zu einer gewissen Zeit des Jahres die Sonne so günstig untergehen soll, daß ihre letzten Strahlen die Grotte von einem zum anderen Ende beleuchten. Das Innere bietet nichts Bemerkenswertes; um so mehr sind wir erfreut, wenn wir wieder ans lachende, helle Tageslicht nach Fuorigrotta gelangen.



Blick von Pozzuoli auf das „tote Meer“ und die Insel Ischia.

Aus der Ferne leuchtet uns der Spiegel des Busens von Pozzuoli entgegen, und nach nicht langer Fahrt durch ebenes, wohl angebautes Land sind wir wieder am Strande des wogenschlagenden Meeres. Aber wie hat sich die Physiognomie des Landes verändert! Dort hinter dem Posilipp dicht gedrängt Villa an Villa, stolz und prächtig hinausschauend auf das Meer, hier zunächst ein ziemlich flacher Strand, an dem selbst die Wellen des Meeres traurig und träge ihrer vergeblichen, ewig sich erneuernden Arbeit müde zu werden scheinen. Und doch war auch hier einst so glänzendes, ja glänzenderes Leben als dort. Nur wenige Trümmer finden wir hier am Strande, aber die Gegend, die unser Auge in weitem Umkreis umspannt, ist auch hier von unvergleichlicher Schönheit. Hinter uns die schönen Linien des Posilipp, vor uns bei Pozzuoli am Meere beginnend und tief ins Land hineinziehend die Bergketten und Kegel, die wald- und weinbekränzt nur in ihren eigentümlichen Formen den vulkanischen Charakter verraten, der ihnen eben eigen. Links von uns und jenseit des vor uns liegenden Pozzuoli der klare blaue Golf von Bajä, in duftiger Ferne abgeschlossen durch das Kastell von Bajä und den felsigen Höhenzug, der im Kap Misenum endet.

Wir könnten uns hier nordwestlich wenden und ins Innere jener vulkanischen Landschaft eindringen, die so manchen erloschenen Krater in sich birgt, wir könnten die Hundsgrotte besuchen und den jetzt ausgetrockneten Kratersee von Agnano, ferner die königlichen Jagdgründe von Astroni, die ebenfalls mit ihren dichten Steineichen und Pappelwaldungen in einem mächtigen erloschenen Krater von stundenweitem Umfange sich ausdehnen. So interessant dies auch wäre, es würde uns doch zu weit ab von unserem eigentlichen Wege führen, und auf diesem selbst wird sich uns noch manches Sehenswerte darbieten.

Nach kurzer Fahrt am Meere entlang, auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge, gelangen wir nach Pozzuoli. Es ist jetzt

eine kleine unbedeutende Stadt, und nur wenige Trümmerreste erinnern daran, daß hier einst einer der größten Handelsplätze Italiens war. Von der Griechenkolonie Kymä dort hinter dem Monte Nuovo ausgegangen, hatte sie in der letzten Zeit der Republik wie in der Kaiserzeit ihre höchste Bedeutung. Ihr von einem mächtigen Damm geschützter Hafen konnte eine große Menge von Schiffen bergen, jetzt finden wir nichts als eine Anzahl unbedeutender Fischerbarken. Am Hafen und am Meere entlang lagen prächtige Tempel und Landhäuser, nur unbedeutende Trümmer sind davon geblieben, die versteckt liegen zwischen den kleinen unansehnlichen Häusern der gegenwärtigen Bewohner. Von dem Handelsgeiste der Alten ist nur jener verschlagene Handelssinn der modernen Bewohner geblieben, mit dem sie uns falsche, künstlich mit grüner Patina überzogene Antiken verhandeln möchten.



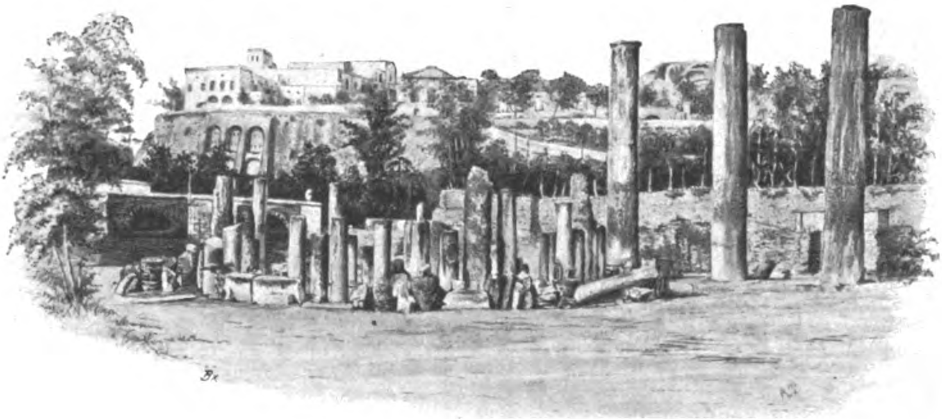
Grotte von Pozzuoli.

Zerstörung durch Menschenhand, wie in den Gotenkriegen, durch Geiserich und später noch durch die Saracenen, und eigentümliche Bodenrevolutionen haben Puteoli zu dem gemacht, was es jetzt ist. Nirgends so gut wie hier können wir die Bodenumwälzungen verfolgen, die diese ganze Gegend erduldet hat. Tempel, die einst vielleicht nicht einmal unmittelbar am Meere standen, sind jetzt vom Meere überflutet, traurig und doch eigentümlich schön ragen Säulen, zum Teil noch mit Kapitälen, aus den Wogen hervor: das Volk nennt sie den Tempel des Neptun, damit mehr wohl den jetzigen als den ursprünglichen Charakter dieser Tempel treffend.

An anderer Stelle ganz unter den blauen Fluten, doch deutlich sichtbar, befindet sich ein anderer Tempel, aus dem man wiederholt Säulen und Ornamente ans Tageslicht befördert; auch hier hat der Volksgeist den für jetzt treffenden Namen gefunden: er heißt Tempel der Nymphen. Ähnliche Trümmer ragen hier und dort noch aus dem Meere hervor, ja in der Nähe des alten Bajä sieht man sie in fortlaufendem Zuge unter dem durchsichtigen Wasser. Ganz in der Nähe jenes Nymphentempels sollen aus dem Meer aufragende Mauerreste die Stelle bezeichnen, wo einst Ciceros Puteolaneum lag, seine Akademie, in der er seine Quaestiones academicae geschrieben. Sind die Trümmer wirklich echt, dann bieten sie auch noch ein anderes Interesse, dann wurde in ihnen einer der genialsten Kaiser des alten Römerreiches, Hadrian, vorläufig beigesetzt, bevor er in sein Riesengrab am Tiberstrande, in das jetzige Kastell St. Angelo, übergeführt wurde.

Wenn uns alle diese jetzt vom Meere überfluteten Trümmer den Beweis geben, daß der Meeresspiegel einst viel tiefer stand, oder daß das Terrain, auf dem jene Monumente stehen, sich tief gesenkt hat, so zeigt uns ein anderes hochinteressantes Denkmal, daß später das Meer noch viel höher gestanden, daß es bis auf sieben Meter über sein jetziges Niveau hinausging, oder daß neue Bodenumwälzungen ein bedeutendes Stück wieder aus den Wellen emporgehoben haben. Diese Bodenerhebung ist in einer nicht allzu fernen Zeit vor sich gegangen. Es war um 1540, als der ganze südliche Teil der phlegräischen Felder, also gerade der, der vom Golf von Pozzuoli und Bajä bespült wird, seine jetzige Physiognomie bekam. Unter mächtigen Erderschütterungen, Auswurf von Feuer, Asche und Bimsstein, erhob sich nordöstlich vom Lucriner See dicht bei Bajä und unweit vom Strande des Meeres ein neuer Krater, der Monte Nuovo, eine Erhöhung, die weitere Neugestaltungen des Bodens, wie die Verringerung des Umfanges des Lago d'Averno und Lago Lucrino, mit sich führte. In dieser Zeit und im Zusammenhange damit erhob sich auch ein Teil des alten Pozzuoli aus den Wassern.

Es würde schwer werden, uns eine Vorstellung von derartigen Erdrevolutionen zu machen, bei denen ganze Stadtteile ins Meer versinken, um später wieder daraus hervorzutauchen, wenn wir nicht erst kürzlich wenigstens Analoges erlebt hätten.

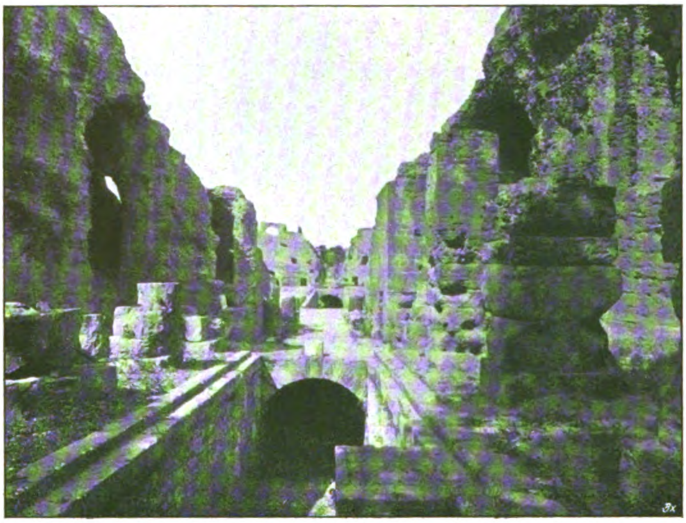


Pozzuoli: Serapistempel.

Doch nun wenden wir uns zu jenem Trümmerdenkmal, das uns von der neueren Bodenerhebung nachträgliche Kunde gibt und das überhaupt das interessanteste von Pozzuoli ist, zu dem Serapistempel. Am Westende, dem am meisten ins Meer vorgeschobenen Teil der Stadt, führt uns eine kleine Straße ein wenig ins Innere; dort liegt zwischen unbedeutenden Häusern das Serapeum. Es muß einst ein imponierendes Bauwerk gewesen sein. Ein mächtiges Rechteck (43 zu 37 Meter) wurde nach ägyptischer Sitte von hohen Umfassungsmauern mit vier Eingängen eingeschlossen. Im Inneren stellte sich dieses Rechteck als ein Säulenhof dar, der, aus 48 Granit- und Marmorsäulen bestehend, nach ägyptischer Weise einen bedeckten Umgang bot. Inmitten dieses Säulenhofes erhebt sich aufgemauert und mit Marmor bedeckt die runde Basis eines Rundtempels, der mit einem Peristyl von sechzehn korinthischen Säulen umgeben war. An der hinteren Seite sieht man noch die Reste der eigentlichen Cella, in der das Bildnis des Gottes stand, davor, von einer Vorhalle herrührend, drei herrliche, 12 Meter hohe korinthische Cipolinsäulen.

Erhalten freilich ist von dem allem außer jenen drei Säulen nur recht wenig: der marmorbekleidete Fußboden hier und da, aus welchem jetzt (seit 1540) eine warme, schwefelhaltige Quelle hervordringt, hier und da Spuren der Umfassungsmauern, jene Basis des Rundtempels und die Spuren

der Stellen, an denen die Säulen des Hofes gestanden. Das ist alles; aber es genügt, um ein ziemlich deutliches Bild des Tempels in der Phantasie rekonstruieren zu können. An jenen drei stehengebliebenen Säulen zeigt sich uns eine eigentümliche Erscheinung. An jedem Schaft beginnt in einer Höhe von ungefähr vier Metern über dem Meere ein breiter Gürtel, von Seemuscheln angebohrt und zerfressen, deren Reste sich noch in den Bohrlöchern finden. Diese Spuren sind ein untrügliches Zeichen dafür, daß einst auch diese Säulen und somit dieses ganze Terrain wenigstens fünf Meter unter dem Wasser gestanden hat. Die unteren Teile der Säulen sind deshalb unangebohrt geblieben, weil sie zurzeit, als sie ins Meer sanken, schon infolge einer Eruption der Solfatara verschüttet waren.



Pozzuoli: Eingang zum Amphitheater.

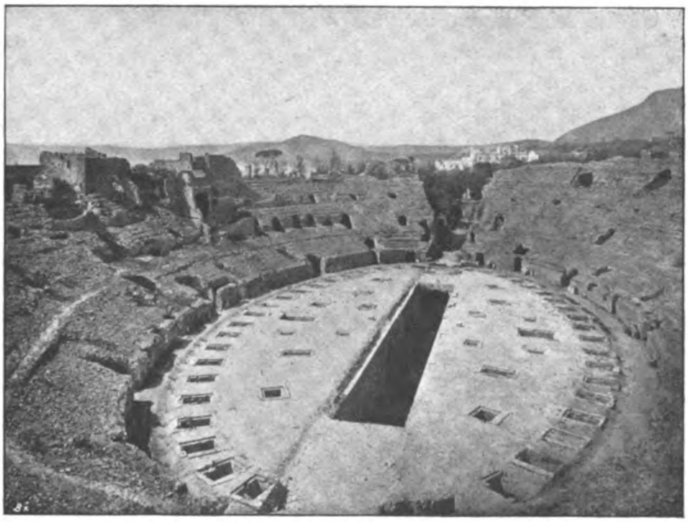
Doch noch ein anderes Interesse bieten uns diese Tempelreste. Dort in jener Cella stand ein Götterbild — es ist uns erhalten und befindet sich im Museum zu Neapel —, das nur noch wenig zu tun hat mit dem naiven Volksglauben oder der dichterischen, gestaltenbildenden Kraft, die den Olymp der Griechen bevölkerte. Was ist dieser Serapis? Er trägt die edlen Züge des olympischen Zeus, wie sie von Phidias festgestellt worden sind und wie sie uns noch heute im Zeus von Otricoli entgegenleuchten; aber die Milde und Majestät des Blickes erscheint getrübt; fast melancholisch blickt uns dies Auge entgegen, ein Eindruck, der noch erhöht wird durch die tief in die Stirn und auf die Wangen fallenden Haarlocken, während sie beim Zeus, kühn emporstrebend, das Antlitz noch erhabener machen. Auf dem Scheitel trägt er das Fruchtmaß, das Attribut Plutos, und einen in die Stirnbinde eingelassenen Strahlenkranz, das Symbol des Helios.

Der Serapis ist die Verschmelzung dreier Göttersysteme; drei mythologische Persönlichkeiten werden in einer substanziellen Einheit zusammengeschlossen, „und wir haben also eine Gottheit vor uns, welche als oberster Weltenbeherrscher, als Zeus, im Äther thront, als Sonnengott die Erdoberfläche und das lichte Bereich des Tages innehat und als Pluto, der Schattenfürst, die finsteren Räume der Tiefe beherrscht.“ Dieser Gott ist nicht das Erzeugnis einer frei und gläubig schaffenden Volksseele, sondern dasjenige einer ausgleichenden philosophischen Spekulation, die unbefriedigt und skeptisch gegen die Götter naiven Volksglaubens sich neue, tiefer gedankenvolle Formen sucht. Nicht auf italischem Boden ist dieser Gott erstanden, er weist uns hin auf die alexandrinische religionsphilosophische Spekulation und somit wiederum auf die enge Verbindung, in der das handeltreibende Puteoli mit Ägypten, mit Alexandrien gestanden hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade von hier aus, wo sich einst ein so gewaltiger Tempel des Gottes befand, wo es eine große Kolonie von Orientalen gab — auch Juden sind hier ansässig gewesen, und Paulus hat bei seinem siebentägigen Aufenthalt mit ihnen verkehrt —, der Serapiskultus sich über Italien verbreitet hat. Jedenfalls mußte hier sich besonders das Herz für einen Kultus erwärmen, dessen Göttergestalt in seiner, fast

möchte ich sagen, trinitarischen Einheit wie im Symbol dieser Landschaft erscheint. Breitet sich doch hier besonders schön Zeus' tiefblauer Himmel über Meer und Land, reift doch hier die Traube an Helios glühendem Strahl zu höherem Feuer, und fühlt man doch hier vor allem in eindringlichster Weise das Walten des strengen, die Erde erschütternden Pluto.

Wir folgen nun der bergansteigenden Straße, bis wir, Häuser und antike Tempel- oder Bäderreste hinter uns lassend, zwischen Weingärten, Myrtengebüsch und einzelnen Cypressen hindurch zum Amphitheater gelangen. Bis hier hinauf reichte einst offenbar das alte Puteoli, das moderne Pozzuoli liegt jetzt ziemlich tief unter uns. Das Amphitheater hat nicht den gewaltigen Umfang des römischen Kolosseums, doch sollen die Sitzreihen gegen 32 000 Personen Raum geboten haben. Seine Konstruktion ist fast dieselbe wie die des Kolosseums, nur nicht so gewaltig in den Formen, nicht so künstlerisch durchgebildet und nicht so massiv. Es ruht ebenfalls auf drei übereinander stehenden Bogenreihen, von denen die unterste, aus Bruchsteinen, vollkommen erhalten, die zwei folgenden, aus Backsteinen, zum Teil zerstört sind. Es ist in einer Hinsicht instruktiver als das Kolosseum, weil man hier durch die Bloßlegung der Unterräume einen trefflichen Einblick in den technischen Apparat eines solchen Theaters tun kann, während diese Unterräume dort noch nicht ausgegraben oder mit Grundwasser angefüllt sind. Auch noch einen anderen Vorzug hat es vor jenem: es bietet außer der Befriedigung des archäologischen Interesses noch das Bild einer wahrhaft großartigen, von Schlinggewächsen an vielen Stellen überwucherten und hier und da von ernsten Cypressen und Steineichen beschatteten Ruine. Das kunstvolle Treppensystem ist zum Teil noch erhalten, und so kann man von außen her, wie einst die Puteolaner und Puteolanerinnen, zu den verschiedenen Abteilungen der Sitzreihen gelangen.

Da, wo jetzt blaue Glockenblumen und Ginster aus den Sitzreihen hervorwachsen, saß einst in fast endlosen Reihen das schaulustige, nach Aufregung lüsterne und vor Blut nicht zurückschreckende Volk von Puteoli, unten im ersten Rang sozusagen die Würdenträger der Munizipalverwaltung in ihrer Amtstracht, die Priesterkollegien im Ornat, die Ritterschaft und die vornehmen Fremden aus Bajä und den Villen an den Ufern des Golfes; dort dem Haupteingang gegenüber in der eleganten kaiserlichen Loge, deren Decke von korinthischen Säulen aus schwarzem Marmor getragen wird, der Kaiser in prächtigem Gewande mit seinem Gefolge — ein Augustus, ein Agrippa, Tiber, Caligula, Nero, Hadrian —, dann in der folgenden Abteilung, im zweiten Rang, die übrigen Sterblichen, römische Bürger in weißer Toga, oben im dritten Rang gesondert das Volk und die Frauen ehrbarer Bürger, in bunten, luftigen Gewändern.



Pozzuoli: Amphitheater.

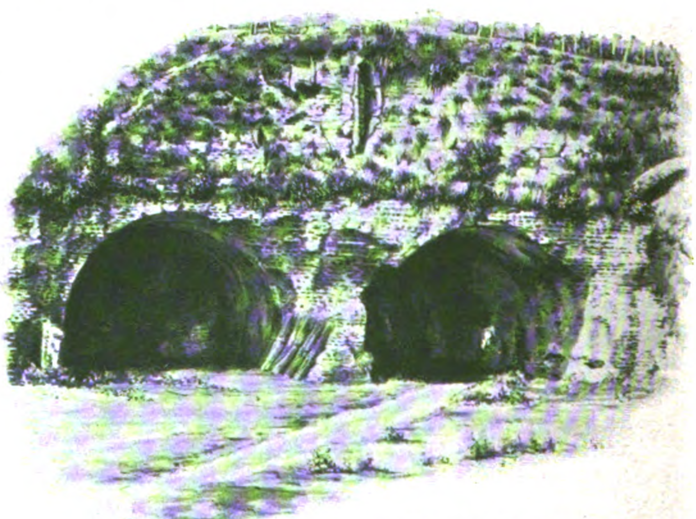
Welch ein farbenprächtiges Bild! Aller Augen sind voller Erregung auf die Arena gerichtet: ein interessanter Zweikampf hält alle Gemüter gefesselt; da klafft dem Unterliegenden eine breite Wunde, er stürzt zu

Boden, durch eine Gebärde das Mitleid des Volkes anflehend. Kein Erbarmen! Tausende von Fäusten mit eingezogenem Daumen recken sich in die Höhe, und der Sieger tut den tödlichen Streich. Sklaven schleppen mit Haken den Toten aus der Arena, frischer Sand bedeckt die Blutlache, und das lärmende, blutlechzende Volk verlangt nach neuer, stärkerer Aufregung! Ganze Scharen von Gladiatoren rücken gegeneinander an, und eine Kampfesscene entspinnt sich, wie sie furchtbarer auch der Krieg uns nicht vor Augen führt. Dann, nachdem auch diese Toten hinausgeschleift, kommen wieder Einzelkämpfer: der im Fliehen siegende Retiarier, der mit sicherer Hand dem Gegner das Netz über den Kopf wirft und den so Gefesselten leicht erschlägt. Oder es öffnen sich die Behälter der hungrigen Bestien der Wildnis, gutbewaffnete Gladiatoren stellen sich ihnen entgegen — oder wenn die Wut des Volkes auf den Gipfel gestiegen, dann schickt man wohl gegen die wütenden Tiere unbewaffnete Gefangene oder die schwärmerischen Christen, die stolz darauf sind, hier beweisen zu können, daß ihr Gott dem Tode die Macht genommen.

Es ist keine leere Phantasie, die der Anblick der jetzt so stillen, von Sonnenlichtern und Schatten freundlich umspielten Arena in uns wachgerufen hat. Dort am Eingange jene Kapelle erzählt uns die Geschichte vom heiligen Januarius, der hier unter Domitian den wilden Tieren waffenlos ausgesetzt wurde. Trotz des Geheuls der wütenden Menge, der cives romani, gingen Löwen und Tiger an ihm vorüber, ohne ihn zu verletzen, und Menschenhände mußten dort an der Solfatara das tun, wozu Tiere zu sanft gewesen waren.

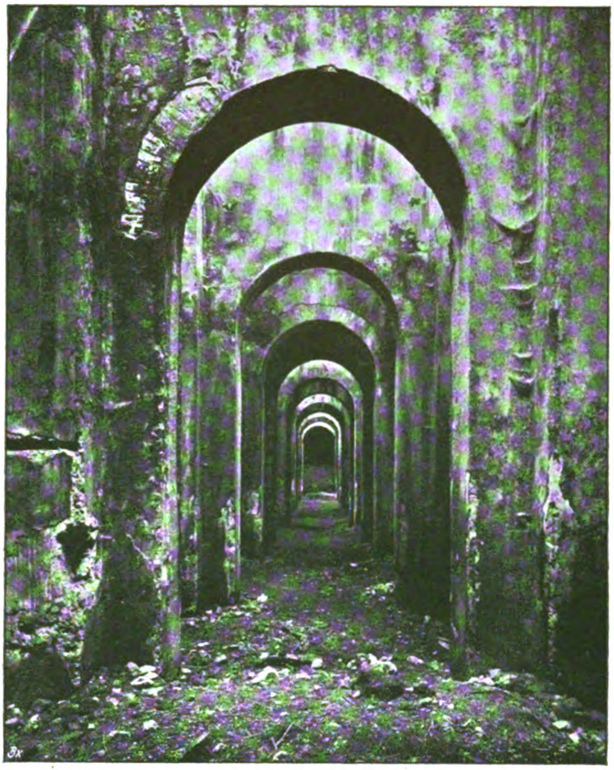
Doch wir wenden uns ab von diesen Bildern der Vergangenheit; lacht uns doch die Gegenwart hier so bezaubernd schön. Von der obersten Stufe des Amphitheaters bietet sich dem Auge ein entzückender Umblick: dicht um uns das Grün der Büsche und Weingelände, dann die Stadt mit ihrer bedeutenden Kathedrale, die Straßen an den Bergen sich hinunterziehend bis zum Hafen mit seinem geschäftigen Leben, und endlich in wundervoller Bläue das Meer — weithin das herrliche Bild abschließend —, dazu im Sonnenglanze die Höhen von Bajä, Kap Misenum und Ischia!

Aufwärts steigend gelangen wir zwischen grünumrankten Mauern zum alten Forum Vulcani, zur Solfatara. Auf den ersten Blick zeigt sich uns ein ziemlich harmloses Bild. Zwei dicht zusammenrückende Hügelzüge lassen ein Tor zwischen sich; die Pforte öffnet sich leicht, und wir erblicken nahe dem Eingang hinter Pappeln ein ziemlich langgestrecktes Haus, eine Art von Verwaltungs- und Fabrikgebäude. Der vielgewandte Neapolitaner geht handeln mit den feurigen Schätzen der Unterwelt. Die Schwefelmassen, die purpurn und glühend der bocca della Solfatara entquellen, werden von hier aus in den Handel gebracht; hier werden die Gipsmassen, die sich beständig aus dem porösen Kalkstein des Bodens und der Berge ringsum unter Einwirkung der heißen Schwefelwasserstoffdämpfe bilden, zu Stuck verarbeitet, und der sehr ehrenwerte De Luca,



Merkurtempel bei Pozzuoli.

Professor der Chemie an der Universität Neapel, dem diese Fabrik gehört, bezieht daraus einen jährlichen Reingewinn von 10000 Lire, wie er mir selbst mitgeteilt hat — immerhin ein ganz anständiger Nebenverdienst für einen parthenopäischen Professor.



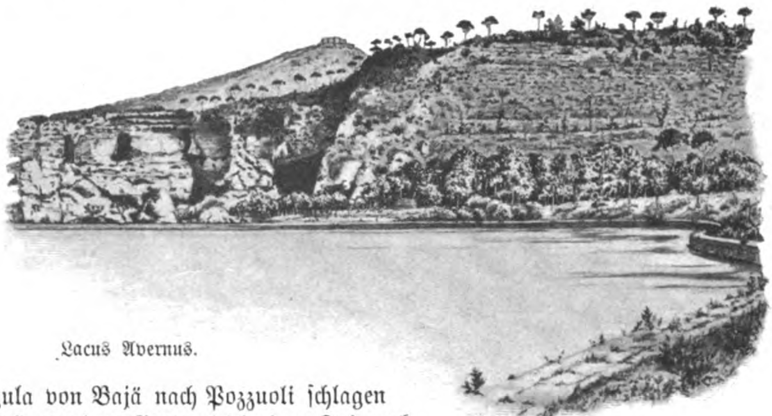
Piscina Mirabilis.

Über weißstaubigen, hohlklingenden Boden schreiten wir tiefer in das sich vor uns öffnende, rundum von senkrecht abfallenden, weißglänzenden und nur mit spärlichem Buschwerk bedeckten Wänden geschlossene Tal. Wir stehen auf dem Boden eines halb erloschenen Kraters von ungefähr 344 Metern Länge und 291 Metern Breite, die Wände sind von verschiedener Höhe. Er ist halb erloschen, obwohl der letzte große Ausbruch schon 1198 gewesen sein soll. Der Schlund des Kraters ist verstopft, ihn deckt jetzt eine poröse Gesteinschicht; aber überall dringen heiße Gase, Wasser und Schwefeldämpfe hervor aus Öffnungen, denen man den Namen Fumaroli (Rauchlöcher) gegeben hat. Die größte dieser Öffnungen bildet eine Art Höhle, deren Wände ganz mit Schwefel bedeckt sind. Der innere Grund, da wo die 90 Grad heißen Schwefeldämpfe beständig herumziehen, ist vom schönsten dunklen Rot. Wenn man in den gewaltigen Krater des Vesuv hineingeschaut hat, dann erscheint diese kleine Öffnung freilich unbedeutend. Dennoch aber macht der Charakter des Ganzen einen unverlöschlichen Eindruck durch die Öde des großen weiten Raumes, den schwefeligen Geruch, der die Luft erfüllt, die überall aufsteigenden Dampfsäulen und den sich aufdrängenden Gedanken, daß diese dünne, hohlklingende Decke, die jetzt den Kraterboden bildet, wohl nicht für immer den glühenden und grollenden Mächten dort unten Widerstand zu leisten vermögen wird.

Während wir von der Höhe der Solfatara zur Stadt hinuntersteigen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf einen interessanten Rest einer antiken Wasserleitung, eines Wasserreservoirs, dessen gewölbte Decke auf drei Reihen mächtiger Pfeiler ruht. Es ist ein Teil jener Julischen Wasserleitung, die von den Höhen des Posilipp der Flottenstation von Misenum, dem von Agrippa angelegten Kriegshafen, frisches Trinkwasser zuführte. In der Nähe von Bajä nach Misenum zu werden wir noch einmal auf ein solches und noch viel großartigeres Reservoir, die Piscina Mirabilis, stoßen. Dort macht der größtenteils unter der Erde verborgene Bau mit seinen gewaltigen Pfeilerreihen den Eindruck einer riesigen dreischiffigen Hallenkirche.

Auf dem Hauptplatz der Stadt, auf dem die Statue eines römischen Konsuls friedlich neben einem römischen Bischof aus dem siebzehnten Jahrhundert steht, finden wir unseren Wagen wieder, der uns nach Bajä führen soll. In der Richtung nach Bajä weisen auch jene sechzehn mächtigen Pfeiler, die in gewissen Zwischenräumen sich weit

ins Meer hinaus erstrecken. Das Volk sieht darin den Ponte di Caligula, d. h. die Reste jener riesigen Schiffsbrücke, die einst Caligula von Bajä nach Pozzuoli schlagen ließ, um dem Gotte gleich einen Triumphzug über das Meer zu halten. In Wirklichkeit sind jene Pfeiler wohl Reste des Hafendammes von Puteoli.



Lacus Avernus.

In herrlicher Fahrt am Meere hin, dicht am Fuße des sich sanft abdachenden Monte Barbaro, immer die schöne Küstenlinie bis nach Kap Misenum im Auge, gelangen wir bald in das Bereich des schon so oft erwähnten Monte Nuovo. Ehe wir den Damm erreichen, der den Lucriner See vom Meere trennt, wenden wir uns zu Fuß durch niedriges Buschwerk vom Meere ab nach dem Inneren des Landes und befinden uns plötzlich einem glänzenden, von drei Seiten von Bergen eingeschlossenen Wasserspiegel gegenüber, an dem Ufer des segenreichen Lacus Avernus. Ernst und still, von tiefem Blau, liegt er heute vor uns; kein Lufthauch kräuselt die glatte Fläche, kein Mensch, ja keine menschliche Ansiedelung rund um uns. Es ist ein liebliches und doch ernstes Bild von melancholischer Schönheit. Freilich den düsteren Charakter der alten sagenhaften Zeit hat er nicht mehr bewahrt. Damals, ehe Augustus und Agrippa seinen zaubervollen Bezirk erschloß, war er die Stätte des Cumäischen Totenkultus, war er der Mittelpunkt für den Dienst der Hekuba, der Mittelpunkt für alle Sagen, die sich auf die Unterwelt bezogen. Von hier dringt Äneas, nachdem er einem seiner Mannen jenes gigantische Steindenkmal — das jetzige Kap Misenum — gesetzt, von der Sibylle geführt, in die Unterwelt. Hier, in den vielfach verschlungenen Grotten mit hundert Ausgängen, haust die alte Cumäische Sibylle, die Rom die sibyllinischen Bücher gebracht, die Augustus in einer Vision gezeigt, die von der späteren christlichen Kunst fast so hoch wie die Propheten des alten Bundes gefeiert wird.

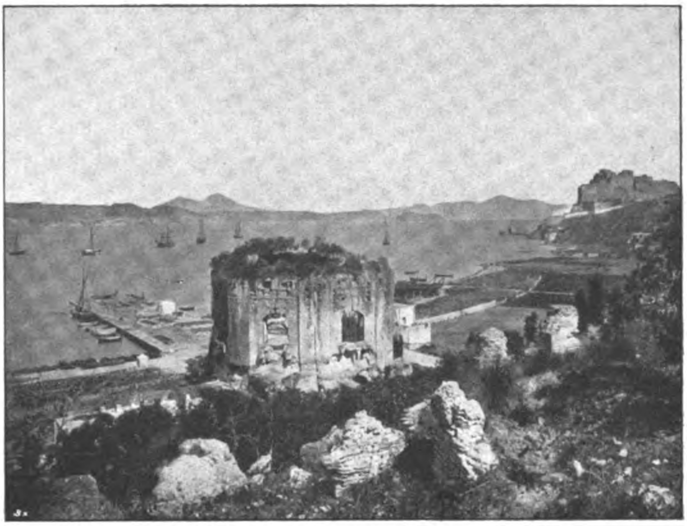


Lacus Avernus mit Apollotempel.

Damals war der See des Avernus noch kreisrund, die Erhebung des Monte Nuovo hat ihn eingeschränkt — damals müssen die hohen Kraterränder noch von dunklen Wäldern beschattet gewesen sein; jetzt sind es meist Weingelände und wenig dichte Kastanienhaine, nur hier und da sind die Abhänge mit dichtem Efeu-, Myrten- und Ginstergebüsch bedeckt. Vielleicht erzeugte er damals noch Malaria, mefitische Dünste. Denn Virgil schildert ihn uns als einen Feind alles Lebendigen. Kein Vogel fliegt über ihn hin, man vernimmt kein fröhliches Gezwitscher an seinen dunklen Abhängen. Dieser Zauber wurde unzweifelhaft schon da-

mals gebrochen, als Agrippa ihn durch einen Kanal mit dem Lucriner See verband und so den Eingang zum Tartarus zu einem Teile des großen Julischen Kriegshafens machte. Vor den Axtschlägen der Bauleute und dem Ruderschlag der römischen Trieren zerrann jener magische Zauber, zerflossen die Gebilde der Sage.

Freilich sind auch diese berühmten Hafenbauten und Kanäle des Agrippa dahingegangen wie jene Sagengebilde. Die Erhebung des Monte Nuovo hat auch hier alles zerstört. Die Kanäle sind verschwunden, und ein von Gebüsch bewachsenes hügeliges Terrain trennt jetzt wieder wie einst den Lacus Avernus vom Lacus Lucrinus.

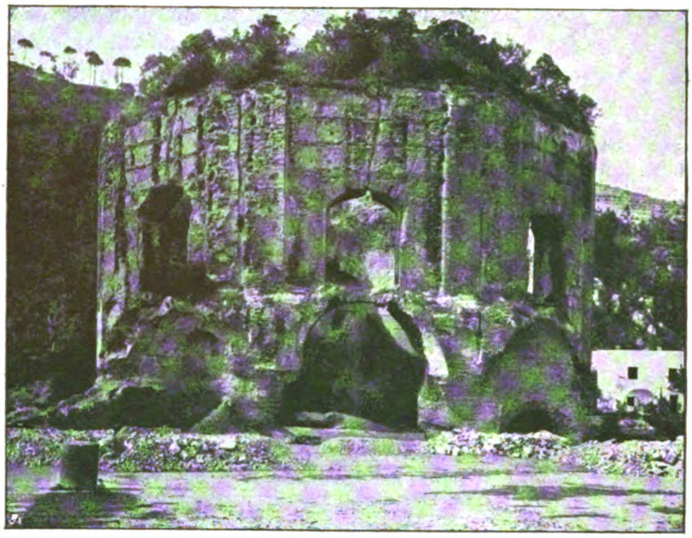


Blick auf den Golf von Bajä mit sogenanntem Venustempel.

Wollen wir es versuchen, noch einmal uns in jene Sagenwelt zurückzuversetzen und an der Hand der gegenwärtigen Volkslegende in die Unterwelt hinabzusteigen? Dort am Südrande des Avernus zwischen dichtem Efeu, Farnen- und Brombeergebüsch liegt der Eingang. Auch einen Führer können wir haben, er hat sich dort im Gebüsch herumgetrieben, und wir waren also doch nicht ganz allein. Freilich führt uns keine Sibylle, wie den frommen Äneas, doch hat er die Gestalt eines Charon mit seinen dunklen Augen, seinem weißen, wallenden Bart und den athletischen Gliedern. Nur das Ruder fehlt in seiner Hand, das uns in seinen Kahn treiben könnte. Bei dem Licht einer Fackel dringen wir tief ins Innere des Berges. Da stockt unser Fuß, und vor uns breitet sich, zum Teil von dem unsicheren Licht der Fackel beleuchtet, ein unterirdischer, fahlgelber See aus, dessen matt bewegte Wellen unsere Füße benetzen. Wir glauben an den Acheron gelangt zu sein und suchen mit den Augen nach Charons Kahn — doch „Charon" ladet uns einzeln auf seine Schultern, und bis an die Knie in dem trüben Wasser watend, trägt er uns ungefähr hundert Schritt, um uns dann auf trockenen Boden niederzusetzen. So geht er hin und her mit seiner Fackel in dem düsteren nebligen Raume, bis alle hinüber. Es macht einen eigentümlich schaurigen Eindruck, wenn man als der erste hinübergelangt und nun „Charons" Fackel allmählich entschwindet — immer weiter —, bis uns die dichteste Finsternis ganz umgibt. Wir stehen allein am Eingang in die Unterwelt. Da leuchtet aus der Ferne wiederum ein nebliger Lichtschimmer, er wird deutlicher und deutlicher, und endlich sehen wir die ernste schwermütige Gestalt des Alten mit mächtigen Schritten durch die gelben Wasser hinschreiten, in der Linken einen wuchtigen Stab, in der Rechten die freundliche Fackel und auf seinen Schultern ein irdisches Menschenkind.

Wir befinden uns in der Tat am Eingang in die Unterwelt. Das Mauerwerk zeigt uns opus reticulatum, wo es nicht mit Marmor verkleidet ist, der Fußboden ein geschmackvolles Mosaik. Ähnliche Räume befinden sich in der Nähe. Die fromme Überlieferung hat sie ordnungsmäßig verteilt. Der eine, in dem wir uns eben befinden, ist der Eingang in die Unterwelt, der andere das Gemach der Sibylle, ein dritter ihre Badestube. Die Sibylle und die Unterwelt sind mit der Augusteischen

Civilisation fortgeschritten. Was diese Räume und diese unterirdischen Stollen wirklich waren — es gibt deren mehrere in diesen Bergen, auch eine Tunnelverbindung nach Cumä —, das wird sich schwer feststellen lassen. Wahrscheinlich gehörten auch sie meist zu den Anlagen des Agrippa; auf ihn läßt sich hier alles schieben, was sonst nicht unterzubringen ist. Vielleicht aber hat das Volk doch recht, und wir haben dort die Anticamera des Tartarus!



Bajä: Sogenannter Venustempel.

Wir verlassen das Becken des Avernersees und gelangen zurück zum lauen Lucrinus, der nur durch einen schmalen Damm vom Meere getrennt ist. Auch dieser ist ein längst erloschener Krater; zur Kaiserzeit waren hier die Haupthafenanlagen des Agrippa. Durch die Erhebung des dicht bei ihm liegenden Monte Nuovo ist sein Becken sehr verengt, sein Boden sehr gehoben.

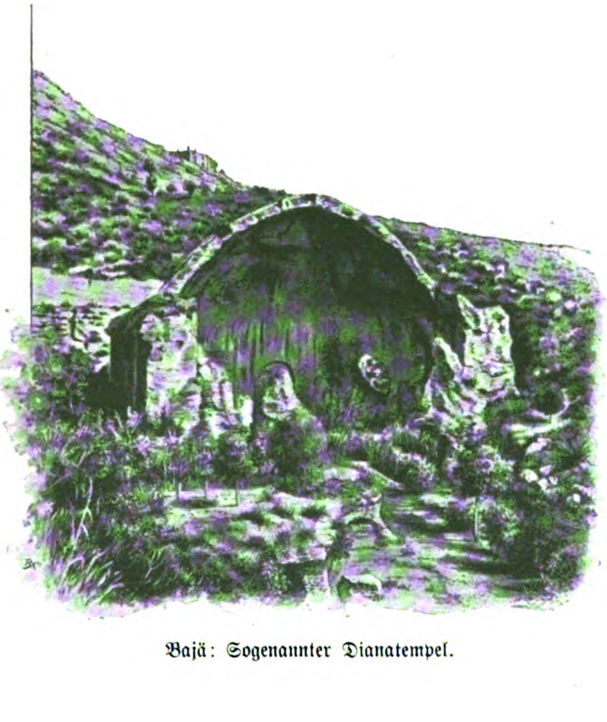
Zwischen dem See und dem Meere führte einst die Via Herculea nach Bajä, über welche schon Herkules die Rinderherde des Geryon getrieben haben soll, später führte hier Agrippa mächtige Dammbauten für seinen Hafen aus: alles aber ist ins Meer gesunken, den jetzigen Damm hat der Monte Nuovo geschaffen; links von ihm sieht man unter dem Wasser mächtige Reste jener alten Via Herculea und des Agrippinischen Hafendammes.

Am Ende des Dammes, hinter dem Lucriner See, beginnt die Stätte des alten Bajä. Die felsigen Hügelketten fallen hier allmählich zu einer nicht sehr breiten Küstenebene ab, weiter hin treten sie wieder dicht ans Meer heran. In dieser Ebene und an den jetzt mit Grün bedeckten Felsenabhängen sich hinziehend, lag einst das alte glänzende Bajä. Heiße Quellen, die hier aus dem Boden sprudeln, waren von prächtigen Badeanlagen umfaßt; noch heute finden sich derartige Quellen samt Resten jener Bäder, die mit dem Namen Neros in Verbindung gebracht werden. Die glänzenden Paläste und Landhäuser standen auf den Hügeln oder dicht am Strande des Meeres, ja ins Meer selbst baute man hinaus; die Trümmer unter dem Wasser längs des ganzen Strandes zeigen Unterbauten für Villen, Terrassen und Säulengänge, und Horaz' Wort in seiner ersten Epistel: lacus et mare sentit amorem Festinantis eri (See und Meer empfinden die Bauwut des Herrn) ist keine poetische Übertreibung. Hier in Bajä vor allem müssen wir die Vorbilder der Wirklichkeit suchen für jene zahlreichen Gemälde in Pompeji, auch in Rom, auf denen sich Terrassen, kleine Rundtempel, Säulengänge weit ins Meer hinaus erstrecken.

Die Weingärten ringsum wie der Strand am Meere sind voll von Trümmerresten; drei schönen, mit Efeu und wildem Wein umrankten Rundbauten nicht weit vom Ufer hat man Namen von Göttertempeln gegeben. Mögen sie auch nur Kuppelbauten von Bäderanlagen sein, als Ruinen sind sie die schönsten im Bezirke von Bajä. Wir treten nicht hinein, denn der Tanz, der Saltarello, den alte Weiber, älter als die Sibyllen, dort aufführen, paßt nicht in den Rahmen dieser großen Natur, dieser großen Vergangenheit.

Überall verknüpfen sich die Trümmerreste mit bedeutungsvollen geschichtlichen Namen. Nero, Cäsar, Agrippa, Hortensius, Tiber, Hadrian und Octavia haben hier Landhäuser gehabt. Hier hat Nero zweimal den Tod seiner Mutter geplant; von hier aus fuhr die Prachtgondel, die Agrippina ins Meer versenken sollte; dort in ihrer Villa dicht am Lucriner See wurde der Muttermord vollführt; dort oben, jetzt von Vignen überdeckt, lag einst das Grabdenkmal der Agrippina. Nullus in orbe sinus Baiis praelucet amoenis (Gleicht doch nichts in der Welt dem lieblichen Busen von Bajä) — so ruft der genußhungrige Römer in jener Epistel des Horaz, und alle genuß- oder erholungsuchenden Menschen des Kaiserreiches strömten hier zusammen, vor allem die schönen und nicht sehr sittenstrengen Frauen. Wie mögen sie alle von den Terrassen ihrer Villen ringsum am Meer dem wahnsinnigen Kaiserjüngling zugejauchzt haben, als er in der theatralischen Pose eines Heros, im golddurchwirkten Purpurmantel, den Siegerkranz im Haar, auf einer goldenen Biga stehend, mit unzähligem glänzendem Gefolge dahinfuhr über den herrlichen blauen Golf!

Alle diese menschliche Verruchtheit und Herrlichkeit ist dahin, die Paläste und Villen am Strande des Meeres und auf den Hügeln sind ein wüster Trümmerhaufen — aber immer noch lacht derselbe herrliche Himmel hernieder, immer noch strahlt die Sonne in gleicher ewiger Schönheit auf Berge, Meer und Inseln, noch immer waltet Pluto drohend in seinem finsteren Reiche. Die Geschlechter und Werke der Menschen lösen sich ab im ewigen Wechsel, nur die Natur in ihrer erzeugenden und zerstörenden Urkraft waltet ewig.



Bajä: Sogenannter Dianatempel.

Der Tod

Von

Adelheid von Sybel

Heut' sprach ich mit dem Tod.

Er trat zu mir, großäugig-schön,
Ein blonder, jugendweicher Knabe;
Und seine Stimme war wie Traumgesang,
Wie leiser, müder, ferner Glockenklang;
Und seine Hände streckt' er nach mir aus
Und bot mir einen vollen Rosenstrauß.

„Ich weiß um deine stummen Tränen,
Ich kenne deiner Seele Sehnen
Mehr als du selbst!
Ich kenne deiner Seele Blütenpracht,
Ich kenne auch die Sterne deiner Nacht;
Drum ruf' ich dich! —
Was willst du hier mit deinem heißen Herzen?
Dein Los heißt: Suchen unter ew'gen Schmerzen;
Dein Los heißt: Einsam bleiben immerdar
Und leiden, bangen, ringen Jahr um Jahr
Und kämpfen um ein bißchen Glück und Ruh'! —
Die andern sehen grinsend dir wohl zu.
Mit rohen Händen greifen sie nach dir
Und rauben gierig Zier um Zier
Und späh'n nach deiner Seele tiefstem Hort. —
Was willst du hier? Ich führ' dich fort
Von allem Weinen, allem Leid
Zu einer selig-stillen Ewigkeit,
Wo in des heiligen Abendrotes Glüh'n
Im Wunderdufte meine Rosen blüh'n.
Nimm diesen Strauß und reich' die Lippen mir,
Und alle Erdenqual liegt hinter dir!" —

Und mich umrann's wie kühler Tau,
Und mich umgab's wie tiefes Blau,
Und mich umwehte es wie Frieden —
Wunschlos und groß. —
Und doch!
„Ich kann nicht mit dir geh'n, du schöner Tod,
Ins Heimatland zum heiligen Abendrot;
Die Erde hält im Zauberbann mich noch,
Und dulden will ich — froh — was mir beschieden;
Mich lockt der Lenz, mich lockt das Hoffen,
Mich lockt mein eigen Herz geheimnisvoll —"

Er nickte sacht. In seinem Auge
Es fast wie Trauerschatten quoll;
Noch einmal hob er zögernd seine Hand,
Als wollt' er mich berühren —
Und entschwand.

Thomas Chatterton
der Wunderknabe

Von

Eduard Engel

(Nachdruck ist untersagt.)

Man hat aus allen Völkern und aus vielen Künsten Nachrichten genug über die erstaunlichsten Leistungen frühreifer Kinder, am meisten wohl aus der Musik. Das Beispiel aber eines dichtenden Kindes, dessen Schöpfungen zu den bleibenden Besitztümern einer der großen Literaturen gehören, steht in der Geschichte der Weltliteratur einzig da. Thomas Chatterton, der „Wunderknabe von Bristol", gehört nicht zu den größten Dichtern Englands, doch unter denen in der zweiten Reihe steht sein tragisches Schattenbild. Am 20. November 1752 in Bristol geboren und am 24. August 1770 durch Selbstvergiftung gestorben, also im Alter von nur siebzehn Jahren neun Monaten, hat der unglückselige Knabe natürlich nicht die Mittagshöhe seines dichterischen Schaffens erklimmen und weder sein Bestes noch auch nur ganz sein Eigenes hervorbringen können. Immerhin füllen seine gesammelten Werke zwei ansehnliche Bände, und des Hervorragenden, ja dichterisch geradezu Vollkommenen ist darunter so vieles, daß keine zusammenhängende Darstellung englischer Literatur kurz über ihn hinweggehen darf.

Um so merkwürdiger ist die Dürftigkeit der von ihm handelnden Schriften. In England werden allerdings seine Werke immer wieder in neuen Ausgaben aufgelegt. Die Literatur über ihn ist aber in England wie in Deutschland auffallend gering. Von deutschen Arbeiten über ihn sind eigentlich nur drei zu nennen: eine ältere von Hermann Püttmann: „Chattertons Leben und Dichtungen" in zwei Bänden (1840), ferner eine lesenswerte Arbeit von J. Schmidt in dem Archiv für neuere Sprachen (Band 21) und aus neuester Zeit: „Thomas Chatterton" von Helene Richter (Wien 1900).

Das merkwürdigste Beispiel für die Unfähigkeit, eine Erscheinung wie Thomas Chatterton zu würdigen, bietet die Geschichte der englischen Literatur von Taine. Seiner Auffassung von dem Auftreten großer Männer in der Weltgeschichte, insonderheit großer Dichter, mußte ein Knabe, der unter die schöpferischen Dichter zu zählen ist, ein unheimliches Rätsel bleiben. Für Taine erklären sich alle großen Erscheinungen in der Kunstgeschichte durch zwei Dinge: die „Haupteigenschaft" und die „Umgebung" (qualité maîtresse und milieu). Es ist ihm niemals gelungen, einen der großen Dichter der englischen Literatur nur durch diese beiden Erklärungsmittelchen uns begreiflicher zu machen; denn er ist in der Überhebung, mit fertigen Formeln alles erklären zu können, gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß es gerade zum Wesen des Genius gehört, sich in seinem Entstehen nicht erklären zu lassen. Mit einem Wunderknaben vollends, der ja in keinen herkömmlichen Rahmen paßt, der weder durch die sogenannte Haupteigenschaft noch durch die Umgebung zu erklären ist, hat Taine nichts anzufangen gewußt. Und was tat er? Er hat nicht einmal Chattertons Namen in seiner Geschichte der englischen Literatur genannt! Dabei

handelt es sich in dem Falle Chatterton nicht etwa um einen Dichter, der ganz losgelöst von den großen literarischen Bewegungen seines Zeitalters dagestanden hätte. Nein, gerade mit dem größten Teil seiner Dichtungen gehört der Knabe Chatterton mitten hinein in die merkwürdige Strömung in England nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, die zum erstenmal in der europäischen Literaturgeschichte mit vollem Bewußtsein zurückging auf das Leben und die Kunst des Mittelalters. Chatterton gehört also unbedingt in jede zusammenfassende Darstellung einer der wichtigsten Literaturbewegungen aller Zeiten: in die als „Rückkehr zur Natur“ zu bezeichnende Auflehnung des englischen Geistes gegen den französischen Klassizismus. Eine größere Bewegung als diese kennt die Geschichte der Weltliteratur aus den letzten hundertfünfzig Jahren nicht.

Man scheut sich bei diesem als Knaben gestorbenen Dichter fast, das Wort „Lebensgeschichte“ niederzuschreiben. Und doch, er hatte so früh ein weiches Innenleben mit hochfliegenden Plänen und Hoffnungen und dann wieder mit Enttäuschungen und Kränkungen zu leben begonnen, daß die sechs Jahre, die etwa für seine dichterische Laufbahn in Betracht kommen, so merkwürdig sind wie die vier- und fünffache Zeitspanne bei anderen Dichtern. Nach dem Tode seines Vaters, eines armen Schullehrers, von dessen noch ärmerer Witwe geboren, konnte er seine erste Bildung auf einer Mittelschule nur durch eine Freistelle erlangen. Seinem ersten Lehrer erschien er als „unfähig und widerspenstig“, was ja bei einem eigenwilligen und in sich gekehrten Knaben, wie es Chatterton war, nicht allzu verwunderlich ist. Alles, was uns aus seiner frühesten Jugend über seinen Charakter berichtet wird, von der Mutter, den Schwestern und Bekannten der Familie, weist weit mehr auf maßlose Ruhmsucht als auf dichterische Begabung hin. So soll er als Kind von fünf oder sechs Jahren einem Töpfer den Auftrag gegeben haben, auf irgend ein Gefäß einen „Engel zu malen mit ausgebreiteten Flügeln, der Chattertons Namen der ganzen Welt mit der Posaune verkünde“.

Die entscheidende Wendung in seinen literarischen Neigungen — man muß eben schon bei diesem sieben- oder achtjährigen Kinde von literarischen Neigungen sprechen — erhielt Thomas Chatterton durch eine aus dem Besitz des Vaters überkommene Truhe mit alten Urkunden. Er hatte wohl schon vordem eine besondere Liebhaberei gezeigt, in Kirchen und auf Friedhöfen herumzustöbern; aber erst der Besitz alter Pergamente, die bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückreichten, fast alle zur Ortsgeschichte von Bristol gehörig, im übrigen ohne besonderen Wert, machte aus diesem Kinde zunächst einen Altertumsforscher, dann einen Dichter mittelalterlicher Stoffe und Formen. Diese Richtung auf die Kunst des Mittelalters ist das Kennzeichen der Chattertonschen Poesie; sie ist zugleich die Verbindung zwischen ihm und der zeitgenössischen Hauptströmung englischer Literatur.

Neben dem Schulbesuch ging bei dem nachdenklichen Knaben eine unersättliche Lesegier einher. Er las alles, was ihm in die Hände geriet, aber mit Vorliebe Bücher über das Leben des Mittelalters, Heraldik, alte Baukunst, mittelalterliche Sitten und Staatseinrichtungen, aber auch altenglische Literatur.

Chatterton hat nachweislich schon als Kind eifrig Chaucer gelesen, aber nicht bloß zum Zeitvertreib, sondern zugleich mit dem Wunsch, aus Chaucer zu lernen, wie man im mittelalterlichen Sprachgewande englisch dichten könne. Der Knabe zog aus einer alten Chauceransgabe ein eigenes Wörterbuch für seine besonderen Zwecke aus.

Chattertons früheste Dichtung ist allerdings nicht aus der — man kann nicht anders sagen — unheilvollen Vorliebe für die Nachahmung mittelalterlicher Poesie hervorgegangen. Mit zehn Jahren und anderthalb Monaten veröffentlichte das Wunderkind im „Bristol Journal“ sein Gedicht: „Christus kommt zum Jüngsten Gericht.“ Ich stehe nicht an, dieser erstaunlichen Leistung eines Knaben von zehn Jahren den Preis unter allen seinen Dichtungen zuzuerkennen. Es kann in seiner Bedeutung nur nach der englischen Urschrift voll gewürdigt werden:

Behold! just coming from above,
The judge, with majesty and love!
The sky divides, and rolls away,
T' admit him through the realms of day!

The sun, astonished, hides its face,
The moon and stars with wonder gaze
At Jesus' bright superior rays!
Dread lightnings flash, and thunders roar,
And shake the earth and briny shore;
The trumpet sounds at heaven's command,
And pierceth through the sea and land;
The dead in each now hear the voice,
The sinners fear and saints rejoice;
For now the awful hour is come,
When every tenant of the tomb
Must rise, and take his everlasting doom.

O schau! herabschwebt wundergleich
Der Heiland, hehr und gnadenreich.
Der Himmel teilt sich, und durchs Tor
Dringt er ins Reich des Tages vor.
Die Sonne staunt und hüllt sich ein,
Erblaßt sind Mond und Sternelein
Ob Jesu hellem Glorienschein.
Grell zucken Blitze, Donner hallt,
Die Erde bebt, das Wasser wallt,
Und dröhnend trifft auf Gottes Wink
Posaunenstoß den Weltenring, —
Ein Ruf, der alle Toten weckt,
Die Frommen labt, die Sünder schreckt.
Das ist der bangen Stunde Nah'n,
Da aller Grab wird aufgetan
Und jeder soll den ew'gen Lohn empfahn.
(Deutsch von Sigmar Mehring.)

Wüßten wir nicht mit völliger Sicherheit aus dem noch vorhandenen vergilbten Bristoler Zeitungsblatt des Jahres 1762, daß ein zehnjähriges Kind diese durch die Kraft der Bilder wie der Sprache unerhörte Leistung vollbracht hätte, wir würden es nach allen unseren Erfahrungen für unmöglich halten. Leider sind Dichtungen von dieser Einfachheit und zugleich Erhabenheit der Auffassung wie des Ausdrucks bei Chatterton nicht gerade zahlreich. Die gleiche dichterische Höhe wie in jenem Gedicht aus früher Kinderzeit hat er eigentlich nur noch einmal wieder erstiegen, in der angesichts des Hungertodes geschriebenen Hymne „Resignation“, deren letzte Strophe, einmal gelesen, zu den kaum wieder zu vergessenden Perlen englischer Dichtung gehört:

The gloomy mantle of the night,
Which on my sinking spirit steals,
Will vanish at the morning light
Which God, my East, my Sun, reveals!

Der düstre Mantel dieser Nacht,
Der meinen müden Sinn bedeckt,
Wird fliehen, wenn der Morgen lacht,
Den Gott, mein Ost, mein Licht erweckt!

Auch der junge Bismarck in einem seiner stürmisch schönen, dichterisch beseelten Liebesbriefe (Schönhausen, 17. Februar 1847) führt dies Gedicht Chattertons an und empfiehlt es seiner Braut als Gegenstück und Beruhigung nach den blasphemischen Versen eines französischen Dichters.

In allen Darstellungen des Lebens und der Dichtungen Chattertons befindet sich eine breite Auseinandersetzung über Chatterton den Altertumsfälscher. Zunächst der Tatbestand. Unter den alten Urkunden aus der väterlichen Truhe fanden sich solche, in denen der Name Thomas Rowley als der eines Angehörigen der Kirchengemeinde zum heiligen Johannes in Bristol erwähnt wurde. Aus diesem niemals als irgendwie merkwürdig hervorgetretenen Bristoler Bürger des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts macht der phantastische Knabe einen Priester Thomas Rowley, der zugleich ein großer altenglischer Dichter gewesen sei. Chatterton erfindet ihm zur Seite einen Mitschüler William Canyng, den Sohn eines reichen Bürgerhauses, und macht nun diese beiden, keinem Altertumsforscher sonst bekannten, Persönlichkeiten zu Helden eines von ihm erfundenen und nach allen möglichen Richtungen ausgesponnenen Romans. Er beginnt, in der angeblichen Sprache des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts, „Rowleys Dichtungen“ zu schreiben, und gibt sie als echte dichterische Urkunden jener Zeit aus. Dies ist die Wahrheit über des Knaben Chatterton literarische Fälschungen. Er hat die Echtheit seiner Nachahmungen altenglischer Sprache und Dichtung bis zu seinem Tode gegen jedermann aufrecht erhalten, ohne zu ahnen, daß er dadurch seinen eigenen Dichterruhm erstickte.

Wie steht es nun in Wahrheit mit dem gegen Chatterton erhobenen Vorwurf der Fälschung? Ursprünglich war es offenbar nichts anderes als die Ausgeburt der bei vielen geistig hochbegabten Kindern schon sehr früh sich regenden schöpferischen Phantasie. Wer von uns erinnert sich nicht entweder aus seiner eigenen Kindheit oder aus seiner Bekanntschaft mit früh regsamen Kindern der Erscheinung, daß sie mit ernstem Gesicht die unerhörtesten Erfindungen als echt vortragen und — zuletzt selbst daran glauben. Das Bewußtsein, daß dies Lüge oder gar Fälschung sei, kommt einem solchen Kinde gar nicht. Ich erinnere mich aus eigener Kenntnis eines Falles, in dem ein Mädchen

Jahre hindurch ihren Angehörigen von den Schicksalen einer ihr angeblich eng befreundeten, in Wahrheit überhaupt nicht vorhandenen Familie täglich eingehend berichtete. War dies Fälschung? Und mit welchem Recht darf man einem solchen dichtenden Kinde, wie Chatterton eines war, es als Fälschung anrechnen, wenn er seine dichterischen Erzeugnisse in das Mittelalter verlegte und in völliger Selbstentäußerung sie für die Werke eines von ihm erdichteten großen englischen Dichters ausgab, der vor mehr als drei Jahrhunderten gelebt haben sollte? Hätte doch der arme Knabe in der von aller Literatur gemiedenen Handelsstadt Bristol nur einen einzigen Menschen von Geschmack gefunden, der ihm gesagt hätte: Du brauchst kein fremdes Dichtergewand, du bist selbst ein echter und rechter Dichter.

Dazu kommt noch etwas anderes. Das achtzehnte Jahrhundert der englischen Literatur, zumal der stürmische Hang zum eigenen geschichtlich fernliegenden Volkstum der Vergangenheit, hatte schon vor Chatterton zu allerlei Fälschungsversuchen geführt. Der Gedankengang, der zu solchen literarischen Fälschungen verführte, war dieser: in unserer zeitgenössischen Dichtung herrscht nicht das wahre Gefühl, nicht die Sprache der unverfälschten Natur, sondern die gekünstelte Nachempfindung und Nachahmung der französischen Versedrechselei; dieser verderblichen Strömung unserer vaterländischen Literatur gegenüber ist das beste Mittel der Hinweis auf die eigenwüchsige heimische Dichtung älterer Zeiten. Das berühmteste Beispiel für diese zweckbewußte Gegenüberstellung natürlicher und gekünstelter Dichtung sind die Gesänge Ossians, zuerst im Jahre 1760 von James Macpherson veröffentlicht mit dem Vorgeben, daß sie echte Lieder eines keltischen Sängers Ossian aus dem siebenten Jahrhundert n. Chr. seien. Uns, die wir seitdem aus lauteren Quellen gelernt, was echte Volksdichtung, was Einfachheit und natürliche Wahrheit in der Kunst ist, erscheint die überwältigende Wirkung jener Fälschung Macphersons auf die Menschen des achtzehnten Jahrhundert unbegreiflich, solange wir uns nicht vergegenwärtigen, wie man in der Dürre des klassischen Zeitalters mit seiner allgemeinen Nachahmung der französischen Dichtung im tiefsten Inneren nach dem frischen Born der echten Dichtung geschmachtet haben mag. Der falsche Ossian kam dem Verlangen jener Zeit nach Ursprünglichkeit, dem Widerwillen der Übersättigung an der Künstelei, ja an der Kultur, am vollkommensten entgegen, und so entstand die gewaltige Ossian-Schwärmerei des achtzehnten Jahrhunderts, die von England nach dem Festlande hinübergriff und bald auch Deutschland, ja sogar Frankreich selbst ansteckte. Man erinnere sich der Begeisterung des jungen Goethe für Ossians Gesänge in der Zeit, als er den Werther schrieb, und man halte hiermit zusammen, daß eines der Lieblingsbücher Napoleons, das ihn selbst nach Ägypten begleitete, eine französische Übersetzung des Ossian war.

Noch manches Andere, Wertvollere war hinzugekommen, um in England die Freude an alter Dichtung zu erwecken. Als Chatterton im dreizehnten Lebensjahre stand, veröffentlichte der Bischof Thomas Percy seine hochberühmte Sammlung alter schottischer und englischer Dichter, die Reliques of ancient English poetry, vielleicht das für die dichterische Strömungen des achtzehnten Jahrhunderts einflußreichste Buch. Man denke an den Einfluß, den es auf unsere deutschen Dichter, auf Bürger, Herder und Goethe, geübt, um zu begreifen, wie stark gerade bei den geistig bedeutendsten Menschen jener Zeit die Sehnsucht nach dem ursprünglichen Quell aller Dichtung gewesen. Zahllose englische Werke in Prosa wie in Versen verdankten dieser rückwärts gewandten Neigung ihr Dasein. Man schrieb Romane, die man angeblich auf alten Pergamenten gefunden, und die wenig altertumskundige Leserwelt des achtzehnten Jahrhunderts nahm dergleichen nicht einmal sehr geschickt gemachte Fälschungen mit großem Genuß als echt hin.

Eine der noch heute am meisten genannten Fälschungen dieser Art ist ein elender Roman „Das Schloß von Otranto“ von dem eitlen, sich mit seiner Altertumskunde und Kunstkennerschaft großtuenden Horace Walpole. Bekannt sind allerdings Walpole und sein Machwerk fast nur noch durch die Beziehungen jenes Dichterlings zu Chatterton. Vorausgreifend sei bemerkt, daß gerade an

Walpole sich der sechzehnjährige Chatterton gewandt hat, um dessen Teilnahme für die „Dichtungen Rowleys“ zu erregen. Er wußte wie alle Welt, daß das „Schloß von Otranto“ eine plumpe Fälschung war, aber er fand nichts Schlimmes darin: es gehörte eben zu der ganzen damaligen Richtung, in der ja Chatterton selbst einherging. Walpoles literarische Kennerschaft befähigte ihn nicht, Chattertons Fälschung als solche zu erkennen. Er glaubte an den altenglischen Dichter Rowley und schrieb dem Knaben, von dessen Alter und Lebensverhältnissen er nichts wußte, einen höchst schmeichelhaften Brief wie zwischen gleich und gleich. Erst als Chatterton sich ihm in rührender Menschenunkenntnis offenbarte, zog Walpole sich schnöde und überlegen tuend zurück. Der Knabe hat dem hochmütigen, nichtigen Menschen, der sich sonst gern als Mäcenas aufspielte, ein Jahr vor seinem Tode ein furchtbares Anklagegedicht gewidmet, den bitteren Ausdruck seines verletzten Knabenstolzes:



— Du höhntest, selbst gewiegt in Üppigkeit,
Das freund- und vaterlose Kind, des Leid
Um Schutz dich flehte. — Du schaltst Betrüger mich.
Und übtest du nicht gleichen Trug? O sprich:
Wer schrieb Otranto? —
Umstrahlte mich des Reichtums blendend Licht,
Wär' ich nicht arm, — Walpole, du hättest nicht
Mich so geschmäht!

Die kräftigen zwei letzten Verse lauten in der Urschrift:

But I shall live and stand
By Rowley 's side, when thou art dead and damned!

Die Prophezeiung des Knaben hat sich erfüllt: ohne Chatterton würde Walpole, der einst eine geradezu beherrschende Rolle in der Literatur und Gesellschaft Londons gespielt, kaum mehr genannt werden.

Noch einmal sei gefragt: Mit welchem Rechte darf man in einem Falle wie Chattertons „Dichtungen Rowleys“ von wirklichen Fälschungen sprechen? Immer wieder und bis in die neueste Zeit hinein hat es Dichter, die wahrlich nicht die Gesinnung von Fälschern hatten, unwiderstehlich gereizt, ihren Schöpfungen das Gepräge alter Urkunden zu verleihen: ich erinnere z. B. an die einst viel genannte, jetzt einigermaßen verschollene Fälschung angeblicher Dichtungen einer französischen Dame des fünfzehnten Jahrhunderts, Clotilde de Surville, und auf deutschem Boden an die — sagen wir nicht Fälschungen, sondern geschickten Nachahmungen alter Sprechweise in Biernatzkis und Meinholds Erzählungen. Sicherlich hätte Thomas Chatterton, zum Manne herangereift, die altertümelnde Rowleymaske abgeworfen und sich selbst mit berechtigtem Stolz als den wahren Dichter alles dessen bekannt, was er unter dem Namen eines erfundenen mittelalterlichen Priesters Rowley geschrieben hatte.

Und nun zurück zu dem kurzen Rest von Lebensgeschichte des armen Kindes und Dichters. Als Schulknabe dichtet er nicht nur im Geiste des Mittelalters, er läßt sich auch durch die Eitelkeit und Unwissenheit von allerlei Bristoler Spießbürgern dazu verführen, ihnen die stolzesten Stammbäume bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein aus frei schaltender Phantasie zu verfertigen und ähnlichen Unfug mit allerlei künstlichen mittelalterlichen Urkunden zu verüben. Dies alles in einem Alter, das selbst nach den neuesten Strafgesetzen entweder noch ganz strafunmündig oder der vollen Verantwortlichkeit ledig ist. Das wertvollste Kunststück dieser Art ist Chattertons in einer Bristoler Zeitung bei Gelegenheit einer neuen Brücke über den Avon veröffentlichte, angeblich in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts gefundene „Beschreibung des ersten Überganges des Bürgermeisters über die alte Brücke“. In die natürlich selbstgefertigte Beschreibung in altertümelnder Sprache hatte er zwei gleichfalls von ihm gedichtete sehr schöne lyrische Stücke eingelegt, die von dem banausischen Bristoler Blatt weggelas-

sen wurden. Wohl zweifelten manche Leser an der Echtheit dieser mittelalterlichen Dichtung, doch auf die volle Wahrheit, daß jedes Wort der in hohem Grade dichterischen Schilderung der früheren Brücke von dem Knaben Chatterton herrühre, kam in Bristol kein Mensch.

Mit fünfzehn Jahren verließ Thomas Chatterton seine Freischule, die ihn nur die dürftigsten Kenntnisse in den allgemeinen Unterrichtsfächern und ein wenig Latein hatte lehren können, und trat als Schreiber bei einem Rechtsanwalt ein. Die ausgedehnte Belesenheit und nicht geringe allgemeine Bildung, die sich in seinen Dichtungen wie in seinen späteren Prosaarbeiten für politische Zeitschriften offenbaren, hat er sich durch ein geradezu unheimliches Bücherverschlingen erlesen.

Die zwar zu einer Enttäuschung führende, ihn aber doch durch den Ausblick in die Londoner Literaturwelt anfeuernde Verbindung mit Horace Walpole trug nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt in dem bildungsarmen Bristol zu verleiden. Er fühlte sich als vielseitigen Dichter und Schriftsteller und traute sich zu, in London mit der Feder sein Glück zu machen. Weltunkundig, wie eben nur ein Knabe von wenig über sechzehn Jahre, träumte er für sich und die Seinen goldene Hoffnungen von einem Leben in London, und so reiste Thomas Chatterton im April 1770, also mit sechzehn Jahren und fünf Monaten, nach London, nahezu mittellos, aber mit einem Haufen ungedruckter Dichtungen. Er ist von der Riesenstadt als eines ihrer unzähligen Opfer verschlungen worden, aber gekämpft hat jener Knabe gegen das Ungeheuer mit den Kräften eines Mannes. Zu stolz, um von irgend jemand, zuletzt auch nur von seinen armen Wirtsleuten, die geringste Unterstützung anzunehmen, hat das rastlose Kind es mit allem versucht, womit damals wie heute ein armer junger Schriftsteller in London sein Leben fristen kann. Er hat für angesehene Leute Gedichte geschrieben und von den kümmerlichen Spenden dafür aus der Hand in den Mund gelebt; er hat an politischen Zeitungen mitgearbeitet, nicht schlechter als die meisten anderen, mit einer scharfen, satirischen Feder, die zeigt, eine wie ungesunde literarische Entwickelung der Knabe durch die Ungunst seiner Lebensverhältnisse genommen hatte. Er hat sogar — man traut seinen Augen nicht — für ein Theater einen Operettentext gedichtet, der nicht ohne Erfolg zur Aufführung gelangte: The Revenge (Die Rache), der ganz im Stil der Offenbachschen „Schönen Helena“ und des „Orpheus“ hundert Jahre vor den Offenbachiaden die drollige Verspottung der griechischen Götterfabeln vorwegnahm. Chatterton erhielt die für damalige Zeiten ungeheure Summe von zehn Guineen für seinen in wenigen Tagen hingeworfenen Text. Die Handschrift des Stückchens wurde siebzig Jahre nach seinem Tode für 150 Guineen verkauft.

Seiner Mutter und seiner Schwester, die in Bristol zurückgeblieben waren, schrieb er bis zum letzten Tage vor seinem Tode die hoffnungsreichsten, absichtlich prahlerischen Briefe, um ihnen das Herz nicht noch schwerer zu machen. Von seinen gelegentlichen Einnahmen sandte der Knabe in dichterischer Sorglosigkeit um die nächsten Tage allerlei nicht billige Geschenke an die Seinigen, immer in dem festen Glauben, das Glück müsse doch noch eines Tages aus einer goldigen Wolke zu ihm niedersteigen. Und dann kam ein Tag und noch ein Tag, an denen er ohne einen Penny in der Tasche in dem großen London dastand, ohne einen wahren Freund, ja ohne irgend einen Menschen, der sich mit mehr als oberflächlicher Teilnahme um ihn kümmerte und durch die starre Rinde seines Knabenstolzes in das so weiche Kinderherz einzudringen verstand. Noch einen letzten Versuch machte er am 24. August 1770, einen Verleger für seine Rowley-Dichtungen zu finden; dann schleppte er sich müde und hungrig nach Hause, sprach unterwegs bei einem befreundeten Apotheker vor, von dem er gelegentlich sich über chemische Fragen hatte unterrichten lassen, entlieh ihm, angeblich zu einem Versuch, Arsenik und blieb dann allein mit sich und seinem hoffnungslosen Leben in seinem Dachstübchen. Als man ihn am nächsten Morgen tot über das Bett gestreckt fand und in seinem Taschenbuche nach letzten Aufzeichnungen suchte, las man die am 24. August niedergeschriebenen Verse:

Leb' wohl, o Mutter! — Geängstete Seele, laß ab!
Verschlinge mich nicht, der Zerstörung Wellengrab!
Hab' Gnade, Himmel, und höre ich auf zu leben,
Sei mir diese letzte Tat des Elends vergeben.
(Übersetzung von Helene Richter.)

Heute steht ein großmächtiges Denkmal Chattertons in Bristol, von dessen Kosten das Kind sorglos hätte leben können, bis es zum Manne gereift wäre ...

Nicht daß ein Knabe gewandte Verse niederschreibt, ist das Wunderbare und in aller Literaturgeschichte einzig Dastehende an Chattertons dichterischer Erscheinung. Begabte und belesene Kinder haben oft genug ihre Angehörigen und gebildete Freunde durch eine nicht ganz gewöhnliche Leistung im Versemachen in Erstaunen gesetzt. Nein, bei Chatterton kommt zu der machtvollen Beherrschung der Sprache und der ganzen dichterischen Formengebung eine wahrhaft großartige, echt dichterische Kraft der Erfindung und Anschauung hinzu. Er ist wie ein Vorläufer Lord Byrons mit seiner hinreißenden Gabe der Beseelung und dichterischen Verkörperung der Natur. Diese ist ihm nicht eine abgeblaßte allgemeine Redewendung, sondern er sieht sie, wie die Griechen und wie die Dichter zu allen Zeiten sie sahen: als dichterisch wirksame Gestalten. Wie die Kräfte der Natur durch ihn verkörpert worden, so auch alle Regungen des Menschenherzens: er verwandelt alles in sichtbare Erscheinung. Ich gebe als Probe die Stelle aus einem Chorlied in dem unvollendeten Drama „Godwyn“:

Die Freiheit singt, mit Blut bespritzt,
Ihr Schlachtlied allen Rittern wert;
Mit wilden Rosen leicht umkränzt,
Trägt sie ein blutgerötet Schwert.
Sie tanzet übers Feld,
Wo Ruf des Todes gellt.

Hohläug'ge Furcht mit silberbleichem Herz
Vergeblich ihre Brust zu schrecken strebt;
Sie hört es unbewegt, wie Angst und Schmerz
Im Schrei der Eule durch die Täler bebt.
Sie schüttelt ihren Speer,
Sie hebt des Schildes Wucht;
Kaum naht des Feindes Heer,
Da faßt es wilde Flucht.

Gewalt hebt himmelhoch ihr Haupt und führt
'nen Stern als Schild, als Speer den Sonnenstrahl;
Grell wie ein Meteor ihr Auge stiert,
Sie stampft zum Treffen mit dem Fuß von Stahl.
Die Freiheit sinkt zurück
Vor ihrer Feindin Speer,
Hebt sich im Augenblick
Und schwingt die eig'ne Wehr.

Die Wehre trifft, gleich einem Blitz entsandt,
Die Krone der Gewalt mit lautem Schall;
Ihr langer Speer, ihr Schild entsinkt der Hand,
Sie fällt, und Tausende begräbt ihr Fall.
Vom Neid bewaffnet, tritt der Krieg ins Feld,
Der Krieg mit blutbeflecktem Angesicht,
Sein feur'ger Helm durchfährt die Luft, er hält
Zehn blut'ge Pfeile krampfhaft in der Hand.
(Übersetzung von J. Schmidt.)

Es war ein Unglück für den Knaben, daß er seine ersten Schritte als Dichter nicht mit voller innerer Freiheit, sondern an dem selbstgewählten Bande mittelalterlicher Formen tat. Der altertümelnde Erzähler und Dramatiker hat dem in Chatterton unzweifelhaft steckenden starken Lyriker die Schwungfedern beschnitten. Es ist müßig, zu untersuchen, ob er nach erlangter Reife sich auf sich selbst besonnen und seinen eigensten Weg gefunden haben würde. Es ist sehr wahrscheinlich, aber — es hätte auch anders kommen können. Soviel steht fest: überall, wo Chatterton mit vollem Ernst irgend eine dichterische Arbeit unternommen, also mit Ausschluß seiner bloß zum Tageserwerbe geschriebenen Verseleien, wie z. B. jenes Operettentextes, hat er eine gewisse Vollkommenheit in den Grenzen seiner hohen Begabung erreicht. Unter den „Dichtungen Rowleys“ — deren Sprachaltertümlichkeit für den Kenner nicht sehr groß ist — stehen einige Balladen und dramatische Versuche, die etwa in Percys Sammlung der schönsten altenglischen Volksdichtungen einen der vornehmsten Plätze einnehmen würden. Von dem bösen Könige Eduard IV. erhält ein Ritter den Auftrag, dem gefangenen Sir Charles sein Todesurteil zu überbringen, und der Verurteilte schreitet mit ungebrochenem Mute zum Schafott und erleidet dort den Tod. Aus diesem einfachen Stoffe hat der sechzehnjährige Knabe eine Ballade: „Die Tragödie von Bristol“, gemacht, die in der englischen Dichtung kaum ihresgleichen hat. Sie ist nicht ganz kurz, und doch kann man nicht sagen, daß ein Wort darin zuviel ist. Es ist eine Anschaulichkeit und zugleich ein dramatisches Leben in dem erzählenden Teil, eine Wucht in den Reden der Hauptpersonen, ein Sinn für die höchsten dichterischen Wirkungen, daß man wie vor einem unerforschlichen Wunder diesem Kunstwerk eines sechzehnjährigen Knaben gegenübersteht. Die Dichtung beginnt:

Es blies wohl in sein Wächterhorn
Der munt're Federhahn:
Dem frühen Landmann kündigt er
Des gold'nen Morgens Nah'n.

Der König sah des Frührots Strahl
Die Dämmerung durchglüh'n
Und hört' den Raben krächzend schrein:
Ein blut'ger Tag erschien.

„Recht hast du," sprach er, „denn bei Gott,
Der thront in Herrlichkeit!
Charles Bawdin, samt den Spießgesell'n,
Sie sollen sterben heut'!"

Die Ritter harrten schweigend da,
Kredenzten schäumend Bier.
„Geh' zum Verräter, sprich, daß heut'
Sein Leben er verlier'!"

Sir Canterlone verbeugte sich,
Sein Herz war ihm so schwer;
Doch ging er zu des Schlosses Tor,
Zu Bawdin ging er her.

Und als er kam, der Kinder zwei
Und auch sein liebend Weib,
Mit heißen Tränen weinten sie
Um Bawdins stolzen Leib.

„O, guter Charles!" sprach Canterlone,
„Was ich dir künd', ist schlimm." —
„Sprich kühn, o Mann," so rief Sir Charles,
„Was sagt dein König Grimm?"

„Bevor die Sonn' vom Himmel flieht,
Er schwur's bei seiner Ehr' —
O, daß ich's dir erzählen muß —,
Wirst du nicht leben mehr."

„Wir sterben alle," rief Sir Charles;
„Das schafft mir wenig Leid;
Was frommt mir eine Spanne Zeit?
Gott Dank, ich bin bereit!

Doch deinem König sag', daß jetzt
Ich lieber sterben wollt',
Als wenn sein feiler Sklav' ich wär'
Und ewig leben sollt'!"

(Übersetzung von Hermann Püttmann.)

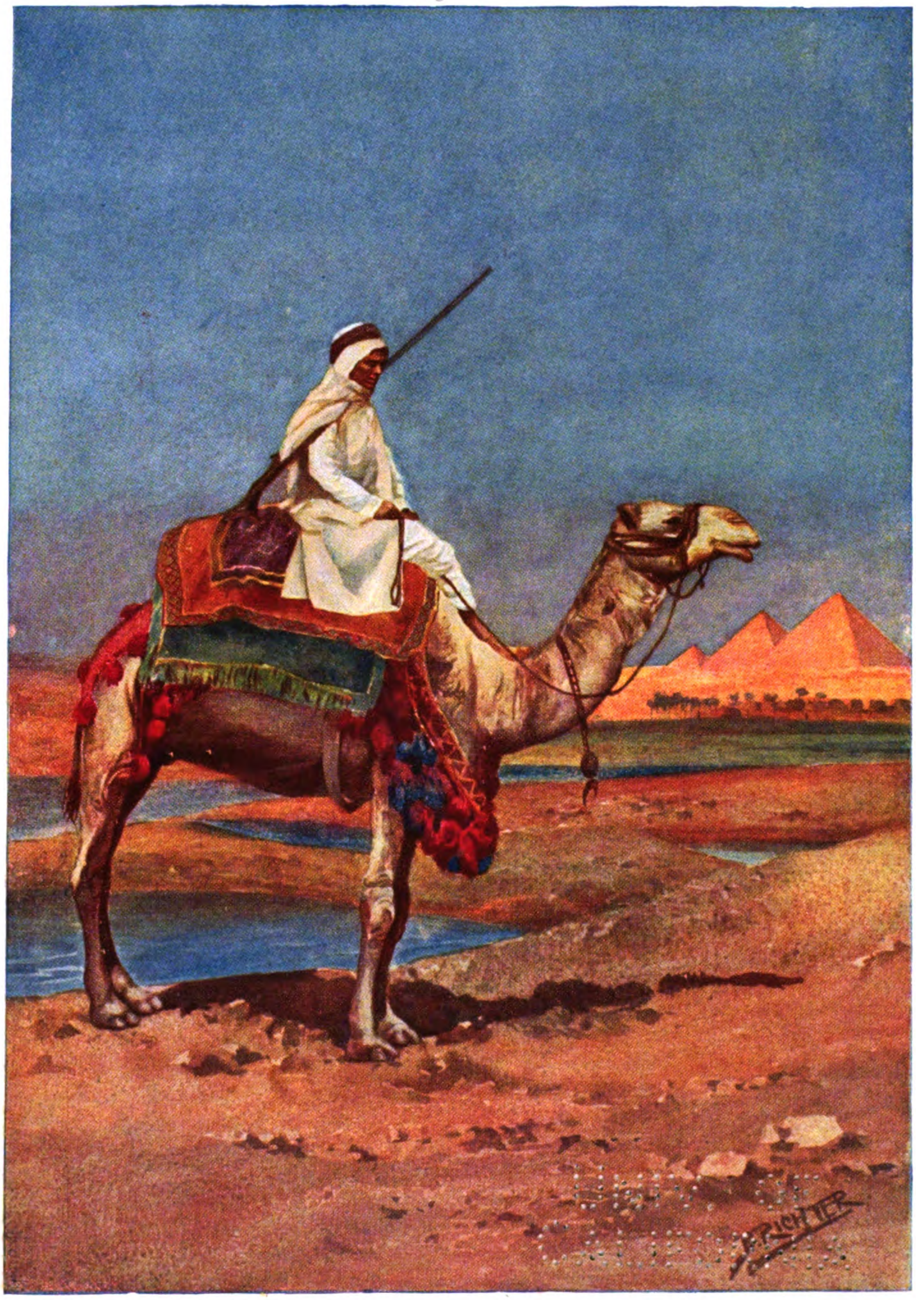
Natürlich findet sich unter den gesammelten Werken Chattertons auch manches Unbedeutende, wie das bei einer solchen Laufbahn nicht anders denkbar ist. Man täte gut, um das Bild des merkwürdigen Knaben der Nachwelt rein und schön zu erhalten, eine einbändige sorgsame Auswahl seiner Dichtungen herzustellen, aus der alle bloße Tagesware auszuscheiden wäre. Man würde dann einen Dichter vor sich sehen, der nicht nur in den Keimen, sondern schon in einigen frühreifen Früchten sich als einer der ernst zu nehmenden Lyriker, der wahrhaft dramatisch empfindenden und gestaltenden Dramatiker und vor allem als einer der bedeutendsten dichterischen Erzähler großen Stils in der englischen Literatur erwiesen hat — und das alles vor der Vollendung des siebzehnten Lebensjahres.

Die hohe Heide

Wenn goldene Netze die Sonne webt
Und silberstämmig die Birke bebt
Im flatternden Sommerkleide,
Wacholder duftet, Gelbginster loht
Und die Hügel sich hüllen in flammendes Rot —
Komm mit in die hohe Heide.

Ich weiß den Steig, den verwilderten Weg,
Durch Wiesen sich windend und Waldgeheg
Zur wonnigsten Augenweide —
Was ficht die närrische Welt uns an,
Wenn violett schimmert der Thymian
Und purpurn leuchtet die Heide!

Harriot Wolff



Beduine.

Zu Rexhausen: Ausgrabungen in Ägypten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Ein Genie

Novelle

von

Marie Scotta

Ursula stand auf, zog den Store zurück und öffnete die Jalousie ein wenig. Sie fühlte, daß das Arbeiten im Halbdunkel ihr die Augen angriff.

Freilich wurde es jetzt noch heißer im Zimmer, aber das war nicht zu ändern. Die Kleidchen für die beiden Jüngsten mußten heute fertig werden. Das große weißgraue Haus gegenüber blendete grell in der glühenden Sonne. Der blaue Himmel darüber blendete, die lange staubweiße, schattenlose Straße blendete. Die Straßen waren leer. Die Wagen der elektrischen Bahn klingelten leer vorüber. Wer ausgehen mußte, schlich dicht an den Häusern entlang, um ein wenig Schatten zu erwischen. Die Blätter der Platanenreihe hingen matt und grau. Durch die Stille tönte der zischende Strahl des Wassers, das weithin über das heiße Pflaster spritzte. Aber es vermochte kaum auf Augenblicke zu kühlen.

Ursula fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, trocknete sich die Stirn, das weiche dunkelbraune Haar. Dann setzte sie sich an die Arbeit zurück.

Sie nähte mit verdoppeltem Eifer. Dabei brach manchmal ein frohes Lächeln über ihr Gesicht, blieb in den Ecken des ein wenig nach oben geschweiften Mundes liegen und tanzte in den olivenbraun schillernden klaren Augen. Sie stellte sich den Augenblick vor, in dem sie Mann und Kindern ihre Neuigkeit eröffnen würde. Den Jubel der Kinder! Das Verschwinden des müden Blickes aus den Augen ihres Mannes, das rasch erwachende Interesse seiner beweglichen Natur und den Ausruf: „Bist doch ein famoser Kerl, Ursel! Wie hast du denn das zu stande gebracht?“

Ja — wie hatte sie es denn eigentlich zu stande gebracht?

Noch vor vier Wochen schien ein Landaufenthalt zu dem gänzlich Unerreichbaren zu gehören. Richard verdiente nichts. Seit dem Roman vor drei Jahren hatte er nichts mehr geschrieben, was einen Pfennig eingetragen hätte. Er fing manches an, glaubte jedesmal etwas Gutes fertigzubringen, und mitten darin erlahmte plötzlich die Schwungkraft. Alles blieb unvollendet liegen.

„Ich habe keine Inspiration,“ sagte er. „Auf Kommando kann ich nicht arbeiten. Noch weniger um des Geldes wegen.“

„Er ist eben ein Genie,“ sagten seine Freunde.

Ursula fing an zu wünschen, daß er kein Genie sei.

Damals, als er unter dem Einfluß der leidenschaftlich begehrenden Liebe zu ihr ein Buch schrieb, das alle Welt in staunende Bewunderung versetzte, da war sie unaussprechlich stolz auf ihn gewesen. Sie hatte ihn mehr bewundert als geliebt.

In den sieben Jahren ihrer Ehe war die Liebe gewachsen — die Bewunderung war allmählich zerronnen. Es schien Ursula manchmal, als dächte sie an ihr ältestes Kind, wenn sie an Richard dachte. Jedenfalls machte er ihr mehr Sorge als ihre vierköpfige kleine Schar.

Richard mußte in einer Umgebung leben, die seinem künstlerischen Empfinden entsprach. Sonst konnte er doch unmöglich künstlerisch schaffen. Richard mußte Verkehr haben, An-

regung — mußte bekannt sein und Konnexionen haben. Wie sollte er sonst vorwärts kommen? Richard mußte Ruhe haben, frei sein von Sorge und Kleinlichkeiten, von Zwang und Verpflichtung, um sich ganz der geistigen Arbeit widmen zu können.

Es war Ursulas unaufhörliches Bestreben, ihm all' diese Bedingungen zu schaffen. Sie kosteten viel. Und einstweilen hatten sie, außer dem Buch vor drei Jahren, das bei weitem nicht auf der Höhe des ersten stand, noch keinen Erfolg gehabt.

Kein Wunder, daß die Kasse gänzlich erschöpft war, als vor vier Wochen die Frage der Sommerreise aufgeworfen wurde. Einer Überlegung bedurfte es nicht. Die Tatsachen sprachen klar und zwingend.

„Schade," sagte Richard. „Mir ist's, als hätte ich gerade diesen Sommer arbeiten können. Hier ist natürlich nicht daran zu denken. Bei der Hitze in der Stadt — da ist das bloße Dasein Arbeit genug. Es wird ein gewisser Gedankenaufwand nötig sein, um sich vor dem Prozeß des Verbrennens oder Vertrocknens zu bewahren."

Ursula fand andere Beschäftigung für Gedanken und Hände. Sie konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie die Kinder blaß und müde wurden und die beiden Ältesten „Kühe" und „Ernte" spielten — heimlich, weil sie instinktiv fühlten, daß es der Mutter weh tat. Konnte nicht ertragen, daß Richard täglich Kopfweh hatte und Nachts nicht mehr schlafen konnte. Sie mußte Mittel und Wege finden. Sie fand sie auch. Sie verkaufte eine wundervolle Garnitur von gestickten Portieren, Vorhängen und Decken, die eine Künstlerfreundin ihr zur Hochzeit geschenkt und die doch nicht in ihre Wohnung gepaßt hätte. Von der Firma, die sie für eine Ausstellung angekauft hatte, kam eine Bestellung auf zwei weitere Garnituren. Ursulas geschickte Hände waren der Aufgabe gewachsen. Sie stickte Tag und Nacht. Die Arbeiten waren befriedigend ausgefallen, das Geld in ihren Händen.

Heute hatte die Großtante, die Ursulas Patin war, zweihundert Mark geschickt „für eine hübsche Sommertoilette".

Das war Ursulas Neuigkeit.

Sie hatte genug Geld in ihrer kleinen Sparkasse, um ihrer Familie ein paar Wochen Landluft zu verschaffen. In der Nähe freilich, um große Reisekosten zu sparen, und mit sehr bescheidenen Ansprüchen. Aber doch Land!

Nun saß sie und stichelte und lachte und konnte es nicht erwarten.

Richard blieb so lange aus. Er saß wohl irgendwo mit Freunden und schlürfte Eiskaffee. Das war seine Nachmittagsbeschäftigung. Es war ihm zu heiß, nach Hause zu gehen, ehe Kühlung eintrat.

Sie trank ihren Tee allein, nachdem sie die Kinder mit der Wärterin in den Stadtpark geschickt hatte, um dort den Abend zu verbringen. Dann nähte sie wieder. Als sie die letzten Stiche machte, hörte sie ihren Mann auf der Treppe. Er kam nicht langsam herauf wie in der letzten Zeit, sein Schritt klang elastisch, eilend.

Sie legte rasch die Arbeit weg. Er liebte es nicht, sie andere als künstlerische Arbeiten machen zu sehen. Als er eintrat, kam ihr seine schlanke Gestalt höher vor als gewöhnlich. Er trug den Kopf hoch, strich das volle goldbraune Haar aus der Stirn, seine stahlblauen Augen waren groß und hell.

„'n Abend, Ursel," sagte er vergnügt.

Sie ging ihm entgegen. Er schlang den Arm um sie.

„Eine Neuigkeit, Ursel!"

Sie lächelte.

„Ich habe auch eine. Aber sag' du erst die deine."

Das fand er selbstverständlich.

„Du erinnerst dich, daß ich im vorigen Sommer einen Grafen Hochberg kennen lernte? Ich stellte ihn dir einmal vor, glaube ich. Er ist großer Liebhaber meiner Bücher. Nun treffe ich ihn heute im Café, er ist in Geschäften hier. Er geht eben auf sein Landgut, Schloß Ebern, hat dort eine große Jagdgesellschaft und ladet mich dringend ein, nächste Woche auf einige Zeit hinzukommen. Famos, nicht wahr, Ursel?"

Ursels Arme lösten sich langsam von seinen Schultern.

„Du hast angenommen?" fragte sie ein wenig schwerfällig.

Er lachte heiter auf.

„Aber, Ursel, welche Frage! Natürlich habe ich angenommen, mit tausend Freuden. Und jetzt geht's fort aus diesem Brutofen

— in Frische und Schönheit und Wohlbehagen hinein. Paß auf, Urselchen — dort bringe ich was Rechtes zu stande!"

Er war lustig wie ein Schuljunge vor den Ferien, fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen und Pläne zu machen. Dazwischen pfiff er abgerissene Melodien mit seinem weichen, süßen Pfiff. Er hatte Ursulas Neuigkeit gänzlich vergessen.

Sie war einen Augenblick ans Fenster getreten und schien angelegentlich einen Vorgang auf der Straße zu beobachten.

Richard brach mitten im Fledermauswalzer ab und blieb stehen. „Du sagst ja nichts?"

Ursula wurde von heftigem Husten befallen. Als dieser vorüber war, wandte sie sich zu ihm und lächelte ihm tapfer in die Augen. „Du hattest ja selbst so viel zu sagen," antwortete sie, und ihr Ton war heiter. „Außerdem mutest du mir zu, ich soll mich noch freuen, wenn du mir davonläufst?"

„Ach, natürlich freust du dich," sagte er schmeichelnd. „Da müßt' ich dich doch schlecht kennen, wenn du dich nicht über ein Vergnügen freutest, das mir begegnet. Freilich ist es mir nicht recht, dich und die Kinder hier zurückzulassen, aber —"

„Fehlgeraten!" lachte Ursula. „Wenn du dich amüsieren gehst, tun wir das gleiche. Paß nur auf."

Sie lief fort und kam mit ihrer Sparkasse zurück. Als sie sie öffnen wollte, packte sie der Husten wieder, so daß sie sich die Augen wischen mußte. Dann schüttete sie mit triumphierender Miene ein Häufchen Gold auf den Tisch.

„Du Hexe!" rief Richard, „wo hast du das hergezaubert?"

Sie erzählte von den Arbeiten und von der Großtante und von ihrem Reiseplan. „Wir hätten dich mitgenommen, du Ausreißer," sagte sie. „Nun müssen wir uns allein zufriedengeben."

Richards gute Laune wuchs immer mehr. Nun brauchte er sich nicht einmal den geringsten Vorwurf zu machen. Famos! Ursula faßte die Sache so natürlich auf — manche Frau wäre gekränkt gewesen.

„Du bist ein prächtiger Kerl, Ursel," sagte er immer wieder und blieb bewundernd vor ihr stehen.

Sie lachte und nickte ihm zu. „Das wissen wir ja schon lange. Nun ist die Frage: Wohin?"

Er setzte sich zu ihr, und sie überlegten. Die Wahl war durch die Mittel beschränkt.

„Eigentlich gehört ein Teil des Geldes dir," meinte Ursula, „der Teil, den du verbraucht hättest. „Du wirst wohl neue Jagdequipierung brauchen? Und überhaupt mancherlei?"

„Wo denkst du hin!" sagte Richard eifrig. „Das kann ich doch selbst bezahlen."

Die Kinder kamen nach Hause.

„Ich will es Ini und Bubi sagen!" rief Ursula und holte die beiden Ältesten herein.

Erst atemloses Schweigen, dann wild hervorbrechender Jubel.

„Wo es keine Menschen gibt, nur Kühe, Mama!" rief Ini.

„Auch Schweinchen!" flehte Bubi. „Und wo ich immer schmutzig sein darf —"

„Und ins Wasser patschen —"

„Und Krabbelkäfer fangen —"

„Nein, die steckt er mir ins Bett!" schrie Ini.

Sie stürzten fort, um es den beiden Kleinen mitzuteilen, die schon schlaftrunken aus der Abendkühle heraufgekommen waren und zu Bett gebracht werden sollten. Bertis zweijähriges Gedächtnis zeigte sich gänzlich unentwickelt; er blinzelte Ini schläfrig an, während sie ihm die glühendsten Bilder von der nächsten Zukunft entwarf und ihre glänzend grauen Augen immer größer wurden.

„Der dumme Bub' weiß gar nichts mehr vom vorigen Jahr," sagte sie endlich verächtlich.

Gabi hingegen war sofort auf Bubis Lockung eingegangen. Mit dem Jubelschrei: „Wir sind auf dem Land!" rissen beide Schuhe und Strümpfe herunter und patschten jedes in eine der bereitstehenden Zinkwannen, daß das Wasser weithin spritzte und Bubis weißer Matrosenanzug und Gabis Leinenkittelchen sofort in triefende Fetzen verwandelt waren.

Richard stand unter der offenen Tür und lachte. Ursula lachte auch. Wie froh sie sind — alle — er auch, dachte sie. Es überraschte sie selbst, daß ihr Lachen in einem Schluchzen endigte. Dann lief sie rasch fort, um nach dem Abendbrot zu schauen.

Später, als sie schon zu Bett lagen, sagte Richard schlaftrunken: „Freilich — ein neues Gewehr wäre sehr am Platze. Das alte taugt nichts mehr. Aber ein guter Drilling kostet dreihundert Mark —"

Am anderen Tage kam er zur Erkenntnis, daß er Ursel zu schwer kränken würde, wenn er sich nicht von seinem Anteil an dem Landaufenthalt einen Drilling kaufte. Er wollte sie aber doch nicht kränken, die gute Seele. Also gingen sie am Abend zusammen aus und kauften den Drilling.

* * *

Ursula saß auf einer einstmals grün gewesenen Bank unter der Weidengruppe am Rand eines kleinen Teiches und las. Manchmal ließ sie das Buch langsam sinken und schaute geradeaus. Sie sah über den grünlich dunklen Wasserspiegel, der von Blättern rotschillernd durchzogen war. Die Sonne tanzte und glitzerte darauf. Durch die Weiden am anderen Ufer leuchtete ein hoher rosa Malvenstock herüber. Eine rötliche Mauer zog sich entlang. Hohe Sonnenblumen schwankten leise in der blauklaren Luft. Aus einer Rinne fiel Wasser eintönig plätschernd in den Teich. Ein Durcheinander von vier frohen Kinderstimmen kam aus einiger Entfernung.

Ursulas blasses Oval hatte sich ein wenig gebräunt, und auf den Wangen war ein rosa Anflug. Aber ihre Augen waren sorgenvoll.

In den ersten acht Tagen hatte Richard fleißig geschrieben, in heiterster Laune, von seinem Aufenthalt entzückt. Von Schriftstellern war keine Rede gewesen, nur von Jagd und Musik. In der zweiten Woche waren zwei Briefe gekommen; der erste nannte eine Anzahl Gäste, die auf Schloß Ebern eingetroffen waren. Der zweite war flüchtig, unruhig. Am Ende ein plötzlicher Ausbruch von Zärtlichkeit und die hingeworfenen Worte: „Mir ist, als würde ich schreiben können — schreiben müssen."

Nun war die dritte Woche fast vorüber und hatte keine Zeile gebracht.

Die Uhr schlug heiser vom alten Kirchturm. Ursula erhob sich rasch und setzte ihren Strohhut auf. Als sie bei den Kindern vorüberging, kamen sie alle gestürzt und hingen sich mit nassen Sandfingerchen an ihren Rock. Bubi kam langsam hinterdrein und trug still-feierlich ein Glas in beiden Händen, in dem ein lebensmüder Laubfrosch saß. Bubis Tage und Nächte standen seit einer Woche im Zeichen dieses Laubfrosches, der Lohengrin hieß und mit oder ohne Schwan gern von dannen gezogen wäre.

„Wir wollen mit!" schrien alle.

„Nein, nein, es ist zu heiß für euch. Heute abend gehen wir zusammen in den Wald."

„Bring' einen Brief mit von Papa," flüsterte Ini und grub den goldbraunen Kopf in Ursulas Kleid.

Ursula beugte sich nieder und küßte das Kind. Es hatte auch Sehnsucht nach dem Vater, dem es so ähnlich sah. Instinktiv hatte es erraten, wohin die Mutter jeden Mittag ging.

Ursula ging die Landstraße entlang. Noch konnte sie den Briefträger nicht erspähen. — Am Mittagshimmel ballten sich weiße Wolken zusammen. Die Felder waren zum größten Teil schon leer und abgeerntet. Eines stand noch schwer und erntereif. Die vollen Ähren lagen aufeinander, zogen sich wie eine goldrote Decke nach dem schwerfarbigen Gewitterhimmel hin. Die Bäume, die dahinter aufstiegen, ragten stumpf, fast schwarz empor. Jetzt tauchte eine Gestalt an der nächsten Biegung auf. Ursula lief. Dann, als sie fast vor dem Manne stand, wäre sie gern zurückgewichen. Sie fürchtete sich, zu fragen.

Aber er blieb stehen und suchte in seiner großen Ledertasche. Er schwenkte ihr einen Brief entgegen. Sie nahm ihn. Ihr „Danke" war beinahe gleichgültig. Denn sie schämte sich ihres rasenden Herzschlages. Sie wartete, bis der Briefträger weit genug war, um nicht mehr nach ihr umzuschauen. Dann riß sie den Umschlag mit der großen, häßlichen Schrift auf.

Liebe Ursula!

Ich konnte nicht schreiben. Erwarte auch in der nächsten Zeit keine Briefe von mir. Ich bin im zweiten Drittel eines neuen Buches. Ich schreibe — ich bin glücklich.

Ich könnte gar nicht anders als schreiben. Alles in mir drängt zur Aussprache, zur Betätigung. Das Leben in mir —! Mir ist, als sei ich tot gewesen. Jetzt lebe ich. Sorge Dich nicht um mich. Wenn es zu Ende ist, gebe ich Dir Nachricht.

Dein Richard.

Ursula schaute auf. Eine seltsame Schwere war über sie gekommen. Das kam wohl von dem nahenden Gewitter. Die fahle Beleuchtung schien ihr selbstverständlich. Als könnten alle Dinge nur fahl aussehen.

Sie saß und preßte beide Hände gegen die Stirn. „Aber so freue dich doch," sagte sie laut, „freue dich! Richard arbeitet — er hat die Inspiration gefunden — alles ist ja gut und schön. Was will ich denn? was ist denn, daß —" Daß mir so todelend zu Mute ist, wollte sie sagen, aber sie vollendete den Satz nicht.

Ein schwerbeladener Müllerwagen kam knarrend vorüber. Der weiße Geselle, der auf den Säcken saß, wies mit der Peitsche nach dem Himmel. „Gehen's heim, Frau!" rief er. „'s kommt 'n schwers Wetter."

Mechanisch stand Ursula auf und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Das Dorf lag wie ausgestorben da, leer und sonnenheiß. Aus der Lehrerwohnung kam eintöniges Klavierspiel. Ursula ertappte sich darauf, daß sie stehen geblieben war und auf die Melodie horchte. Es war schwer, eine zu finden, denn die Töne kamen so langsam, daß man den vorhergehenden vergessen hatte, wenn glücklich ein neuer folgte. Hart, abgerissen kamen sie durch die schläfrig-schwüle Stille.

Ursula raffte sich plötzlich zusammen. „Nun erst die Kinder — später das Denken und Sichklarwerden."

Sie fand die Kinder in der hellen, freundlichen Wohnstube des sauberen, großen Bauernhofes, in dem sie sich eingemietet hatte. Als sie eintrat, fuhr der erste Blitz hernieder. Ini flog ihr in die Arme. Das Kind bebte vor physischer Erregung, jeder Puls flog. Ursula mußte wieder an ihren Mann denken. Flüchtig nur, denn in der nächsten Stunde nahmen die geängstigten Kinder sie ganz in Anspruch. Dann kam ein wenig blauer Himmel durch die zerrissenen Wolken, der Donner grollte verhallend von weit her. Der schüttende Regen hörte plötzlich auf, nur bunte Tropfen fielen schillernd von Dächern und Bäumen.

Ursula brachte die Kinder zu Bett. Sie saß am offenen Fenster. Der wogende Duft der nassen, blühenden Natur, der starke Erdgeruch, die feuchte Kühle legten sich lindernd um sie. Es wurde klar in ihr, die dumpfe Betäubung wich.

Es war ihr, als sähe sie Richards Seele vor sich wie ein Buch. Sie verstand es, in diesem Buche zu lesen — jedes Wort. Und sie las jenes Kapitel wieder, in dem er um sie warb. Mit seinen frischen Lorbeeren kam er zu ihr, um sie ihr zu Füßen zu legen. „Dir verdanke ich alles," sagte er. „Ich fühlte ja, ich wußte, daß Gott mich mit einem großen Talent begnadet hat. Aber ich konnte den Ausdruck dafür nicht finden. Die Liebe, die Liebe zu dir hat ihm die Bahn gebrochen. Um schaffen zu können, muß man lieben, Ursula."

Nicht nur in dem Buche, das mit einem Schlag aus dem jungen Philologen einen berühmten Schriftsteller machte, auch im tagtäglichen Leben sprudelte sein Talent in jener Zeit wie ein starker Quell, dem plötzlich der Felsen geöffnet wird.

Das dauerte auch nach der Hochzeit fort, eine Zeitlang. Dann versiegte der Quell — seitdem war das Bett vertrocknet und leer ...

„Ich muß schreiben — alles in mir drängt nach Aussprache, nach Betätigung. Mir ist, als sei ich tot gewesen — jetzt lebe ich." Es war, als stünden die Worte aus Richards Brief riesengroß, grellfarbig in der Luft, auf den Bäumen, auf der Erde.

Ursula verstand alles, was er verschwiegen hatte; es lag deutlich, klar, unerbittlich vor ihr: eine greifbare Gewißheit.

Ein Schwindel faßte sie. Sie stand auf und sah sich zufällig in dem Spiegel gegenüber. Entsetzte Augen starrten ihr entgegen — Augen, die sagten: Das kann ich nicht ertragen — daran geh' ich zu Grunde.

Ursula fiel auf ihr Bett und vergrub den Kopf in die Kissen. Sie wollte nichts hören, nichts sehen, nur denken, sich wiederfinden.

Aber bald zupfte eine kleine Hand an ihrem Kleide. Noch eine und wieder eine.

Frisch und strahlend drängten sich vier Köpfchen aneinander und lachten der Mutter entgegen. Sie richtete sich empor, und einen Augenblick schienen ihr sogar diese Kinderköpfe fremd. All' ihre Kraft mußte sie zusammenraffen, um nicht laut aufzuschreien.

„Mama weint," sagte Gabi vergnügt. Sie fand das höchst komisch.

„Mama hat Kopfweh," wehrte Ursula flehend ab. Aber es half nichts. Sie hätte ja auch die enttäuschten kleinen Gesichter nicht ertragen können. Also kletterte sie mit den Kindern im Walde herum und half ihnen Erdbeeren suchen. Dann mußte sie mit ihnen am Bache warten, bis die Kühe zur Tränke kamen, und als auch der Müllerbursche seine zwei Rosse mutig ins Wasser sprengte, blieb nichts anderes übrig, als Ini und Bubi bei einigen Kunstreiterübungen auf ungesattelten Pferden behilflich zu sein.

Dann das Nachtessen, im Garten, unter schwer tragenden Apfelbäumen, an dem Hund, Katze, Gänse und Insekten brüderlich teilnahmen.

Endlich ging die kleine Schar zu Bett.

„Ich habe mich gar nicht gefürchtet, während es gedonnert hat heute," sagte Bubi stolz und riß sich aus den Händen der Wärterin, um im Hemde den Indianertanz aufzuführen, von dem Papa ihm neulich erzählt hatte. „Buben haben ja immer mehr Mut als Mädchen. Mädchen brauchen keinen."

„Meinst du?" sagte Ursula. Ihre Stimme klang fast herb.

Dann kniete sie nieder und um sie herum die vier kleinen Gestalten in ihren langen, weißen Nachtkleidern.

„Abends, wenn ich schlafen geh'," brach es im Chorus los. Bubi betete schnell und mit lauter Energie; Ini ernst, mit frommen, großen Augen. Die zwei Kleinen lallten nur die letzten Silben. „Gott segne Papa und Mama," sagten die Großen am Schluß.

Ursula hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Tränen tropften zwischen ihren Fingern nieder. Die Kinder sahen es nicht in dem dämmernden Raume.

Dann lagen sie in den frischen, kühlen Kissen, das süße, warme, rosige Geplauder und Getändel verstummte. Es wurde still und dunkel um Ursula.

Sie trat auf die hölzerne Veranda, die das obere Stockwerk umgab, und fiel müde in den Strohsessel nieder. Die Dämmerung ging in eine helle Sommernacht über. Nach Westen lag noch ein grünlicher Schein, in dem ein großer, lichter Stern aufschimmerte. Ein hochgetürmter Erntewagen ächzte drunten vorüber, müde Menschen lagen leise plaudernd oben in der duftenden Fracht. Grillen zirpten im feuchten Grase. Vom Walde kam ein klagender Rehruf.

Das eiserne Band, das um Ursulas Herz gelegen hatte, war zersprungen, während sie mit ihren Kindern im Gebete kniete. Jetzt schlug der Schmerz mit großem, vollem Wellenschlag an ihre Seele. Aber schon fühlte sie sich wachsen, fühlte eine Kraft in sich, die größer war als jene.

Wenn sie an Richard dachte, dehnte sich ihr Herz in Liebe ihm entgegen. Aller Schmerz und aller Groll vermochten diese Liebe nicht hinwegzufluten. Bilder stiegen vor ihr auf: ein alter Freund, der ihr damals Glück gewünscht hatte zur Verlobung. „Aber eins vergessen sie nicht, kleine Ursula," hatte er gesagt. „Man heiratet nicht umsonst ein Genie. Man muß ihm Rechnung zu tragen wissen. Das Maß, mit dem man es mißt, muß groß sein, fast unerschöpflich. Ein Genie ist wie ein großer Baum, der weithin die Sonne verdunkelt. Man muß sich mit dem Schatten zu begnügen wissen." Und eine Stelle fiel ihr ein, die sie neulich in einem Buche gelesen hatte: „Den begeisternden Einfluß, den Antrieb, den ein Künstler zum Schaffen braucht, findet er in der Regel nicht bei denen, die ihm im täglichen Leben am nächsten stehen. Es bedarf hierzu jener verklärenden Schleier, die einen Menschen nur so lange umgeben, als sein tägliches kleines Leben das unsere nicht berührt."

Ursula saß regungslos und dachte — dachte.

Im Dorfe war jeder Laut verstummt. Sie hörte jetzt sogar aus dem verödeten Schloßpark das Plätschern des Wassers, das in den Teich rann. Die Uhr schlug eine Viertelstunde nach der anderen. Einmal tönte ein Schritt auf der Straße — kam näher — dröhnte durch das schlafende Dorf — verhallte. Dann nichts — nichts mehr

als der weite, sternflimmernde Himmel und die verträumte, schweigende Erde.

Als Ursula endlich aufstand, fröstelte sie. Im Osten dämmerte ein kalter, grauer Streifen. Ein Hahn krähte im Dorf.

* * *

Ursula trug den Kopf hoch und ging mit festem Schritt. Ihre Züge waren blaß und verfallen. Ihre Augen blickten groß und ruhig.

Die vierte Woche verging. Von Richard kein Lebenszeichen. Auch die fünfte verging.

Ursula mietete die Zimmer in dem Bauernhof von Woche zu Woche weiter.

„Wir erwarten dich hier, wann immer du kommen willst," schrieb sie ihrem Manne.

Sie fühlte, daß sie so nicht in die Stadt zurück konnte. Sie mußte die Lösung hier abwarten. Auch die sechste und siebente Woche vergingen.

Dann ein flüchtiges Wort aus Schloß Ebern: „Das Buch ist fertig und schon beim Verleger. Hier ist alles zu Ende. Ich komme wohl bald."

Die achte Woche verging. Es wurde Herbst. Ursula beschäftigte sich mit Inis Unterricht und mit dem Ändern ihrer eigenen Kleider, die ihr sämtlich zu weit geworden waren.

Eines Mittags, als sie mit den Kindern vom Walde hereinkam, fand sie Richard auf der Veranda sitzen. Eine Sekunde lang standen sie und starrten sich in die Augen. Dann konnten sie sich im stürmischen Jubel der Kinder voreinander verbergen.

Beim Mittagsessen beschäftigten sich Ini und Bubi angelegentlich mit der äußeren Erscheinung ihrer Eltern.

„Papa hat so große Augen bekommen — guck' mal, Mama!"

„Er sieht überhaupt ganz anders aus — warum siehst du anders aus, Papa?"

„Mama hat so weiße Backen — ich habe rote Backen."

„Wo warst du denn so lange, Papa? Warum warst du so lange fort?"

„Papa hat gearbeitet," sagte Ursula, „er war nicht so träge wie wir."

Richard vermied es, sie anzusehen. Sie sprach ruhig und erzählte und ließ die Kinder erzählen. Als man aufgestanden war, hielt er Ini fest bei sich. Aber endlich kam doch der Augenblick, wo sie sich allein gegenüberstanden.

„Ich werde einen Gang durchs Dorf machen," sagte Richard hastig, „ich habe Kopfweh von der Fahrt."

Sie stand auf der Veranda und sah ihm nach. Seine Haltung war schlaff. Die Hände bewegten sich unruhig. Er sah aus, als habe er eine Krankheit durchgemacht. Bei Tisch hatte sie gesehen, wie seine Augen manchmal auflohten und dann gleichgültig wurden. Die Stimme war klanglos und nervös.

Ursula schickte die Kinder mit der Wärterin auf einen lange geplanten Besuch ins Pfarrhaus. Dort gab es im Garten Herbstobst zu plündern, und der Besuch würde sich ausdehnen. Sie fühlte, daß sie allein sein mußte.

Sie war selbst bei der Hochzeit nicht so sehr von der Größe und Wucht des Augenblickes durchdrungen gewesen, wie sie es jetzt war.

Nach einer Weile ging sie dem Walde zu. Dann saß sie auf einer Böschung am Waldrand unter rot flammenden Ahornbäumen und sah den Weg entlang. Die bunten, breiten Baumkronen liefen dort in die blaue Herbstklarheit des Himmels. Die Sonne fiel in den Weg und lag in leuchtenden Flecken auf dem roten Teppich.

Eine Gestalt tauchte dunkel an dem farbigen Hintergrund auf und wurde langsam größer. Durch die Stille klangen die Schritte im Herbstlaub. Richard ging mit geneigtem Kopf und sah Ursula nicht, die regungslos dasaß.

Er hatte die Hände auf dem Rücken verschlungen; Ursula sah an der Haltung der Arme, daß sie sich qualvoll ineinander preßten. Ganz nahe bei ihr blieb er stehen und warf den Kopf zurück mit einer Bewegung der Verzweiflung. Er stöhnte auf.

„Richard," sagte Ursula weich.

Er erschrak nicht, machte keinen Versuch, eine konventionelle Miene anzunehmen. Er war zu elend. Er sah sie nur mit heißen, trostlosen Augen an.

Sie nahm ihr Kleid an sich, um ihm Platz zu machen. „Komm," sagte sie.

Er warf sich neben ihr auf den Boden nieder und vergrub den Kopf in die Hände.

Sie strich leise immer wieder über sein Haar. „Sag' es mir," bat sie. „Du sagst mir nichts Neues. Habe nur keine Angst — schließe mich nicht aus — das ist alles, was ich von dir verlange."

„Du weißt nichts — du kannst nichts wissen," sagte er gebrochen. „Und es dir zu sagen, wäre —"

„Eine Beleidigung, meinst du? Nein. So fasse ich es nicht auf. Ich würde es verlangen als mein Recht. Aber ich weiß es ja schon. Glaubst du, daß ich dich so wenig kenne?"

Er antwortete nicht.

„Wo ist dein Buch?" fragte Ursula nach einem Schweigen.

„Im Druck. Aber du sollst es nicht lesen."

Sie lächelte, nur ein wenig und fast traurig. „Doch. Ich will sie doch kennen lernen."

Er richtete sich jäh auf. „Ich wünschte, du kenntest sie — im Leben. Dann würdest du begreifen. Es war wie ein Rausch. Und dieser Rausch war Glück. Dieses riesengroße Emporwachsen der Leidenschaft über Nacht. Davon erfaßt werden — gepackt in jeder Fiber — wie ein Blatt im Sturm! So daß man nichts mehr denken kann als dies eine. Und dann diesen Sturm gestalten können in Worte, Bilder — in Schönheit! O Gott, das war die Fülle — die Höhe des Lebens ein paar Wochen lang. Denn mein Buch ist ein Meisterwerk, Ursula — das beste, was ich je werde schaffen können, ich fühle es."

Er vergaß, wie unmöglich es eigentlich war, ihr dies alles zu sagen. Er fühlte nur den Drang, ihr alles mitzuteilen, wie er es seit sechs Jahren zu tun gewohnt war. Weil sie eben ein Teil seines Lebens war, ein unzertrennlicher Teil. Das hatte sie ja haben wollen — sein rückhaltloses Vertrauen. Es war ein wenig inkonsequent, daß ihr das Herz so furchtbar weh tat dabei.

Sie saß, mit den Händen um die Knie verschränkt, und schaute vor sich hin und nickte ihm aufmunternd zu.

„Ich weiß nicht, ob ich allein so geschaffen bin," sagte er nachdenklich, und seine Erregung sank. „Und ob man das überhaupt ein Talent nennen kann, ein Ding, das nur unter Hochdruck bestehen, nur unter großen Emotionen sich betätigen kann. Das kleine Alltagsleben tötet es."

Sie schwiegen.

„Und —" Ursula vollendete die Frage nicht. „Und sie?" hatte sie fragen wollen. Aber der Stolz schloß ihr die Lippen. „Und jetzt?" sagte sie nach einer Weile.

„Ich werde sie vergessen," sagte er fest. Er sagte nicht: „ich habe sie vergessen." Er fühlte, daß er die Frau an seiner Seite nicht höher ehren konnte als durch die volle Wahrheit.

Plötzlich beugte er sich herab und küßte die kühlen Hände, die so still in ihrem Schoße lagen. „Ursula — Ursula," sagte er. Er wagte nicht, ihr zu sagen, was sich ihm heiß auf die Lippen drängte: daß er sie liebe trotz allem.

Sie gab ihm auch diese Befriedigung. „Ich weiß wohl, daß du mich lieb hast — mich und die Kinder," sagte sie. Sie verschwieg mit einem Willensaufwand, was sie noch weiter hätte sagen wollen: „Ich werde die Frau sein, die deine Sorgen trägt und deine Wunden heilt. Andere Frauen werden dich inspirieren."

Sie stand vom Boden auf. Sie kam sich alt und müde vor.

In seinen Augen war es heller geworden, friedlicher. Er zog ihren Arm durch den seinen. Sein Gang war wieder aufrecht und gerade.

Sie gingen weiter durch den bunten, goldgleißenden Wald, langsam dem Dorfe zu. Schweigen lag zwischen ihnen. Sie hingen ihren Gedanken nach.

Jedes sprach nur einmal auf dem Heimweg. „Das Leben ist doch gut — gut und schön und begehrenswert!" rief Richard und breitete die Arme nach der Schönheit aus, die ringsum blühte und glänzte.

„Bubi meinte einmal, Jungen hätten immer Mut — Mädchen brauchten keinen," sagte Ursula aus träumenden Gedanken heraus ...



Ludwig Ferdinand Huber. Nach einer Zeichnung von Dora Stock.

Aus Therese Hubers Herzensleben

Von

Ludwig Geiger

Vor Jahren habe ich in diesen Blättern (Februar- und Märzheft 1897) von den Empfindungen und Schicksalen einer merkwürdigen Frau erzählt, die als Therese Huber einen nicht unrühmlichen Platz in der deutschen Literatur einnimmt. Damals war hauptsächlich von drei Momenten die Rede: der zeitweiligen Störung ihres ehelichen Friedens durch F. L. W. Meyer während ihres Aufenthaltes bei Vater Heyne in Göttingen (1788), ihrem zweiten Eheglück mit Ludwig Ferdinand Huber und ihrer Trauer über dessen Tod (1804).

Seitdem habe ich auf Grund eines außerordentlich reichhaltigen Materials das gesamte Leben dieser vom Schicksal hart geprüften Frau dargestellt. (Stuttgart, Cotta, 1901.) Gerade dies Buch verschaffte mir nachträglich von einem Nachkommen des alten Heyne interessantes Material. Aus diesem sei hier einzelnes dargeboten, das dazu dienen mag, die letzte Phase des Ehelebens des Forsterschen Paares, die Auflösung dieses Bundes aufzuklären.

Die Forstersche Ehe wurde, nachdem sie durch Meyer einen so argen Stoß erlitten

hatte, nie wieder eine ganz einige und ungetrübte. Wenn auch der Störenfried entfernt war, so bewahrheitete sich doch sein prophetisches Wort, daß „Disharmonie der Temperamente und die eigene Unzufriedenheit Forster nicht glücklich werden ließ“.

Zu den Differenzen gab es mancherlei Veranlassungen. Zunächst hielt Forster, in ähnlicher Weise wie Vater Heyne, seine geistig so hochbedeutende Gattin in einer gewissen Unmündigkeit, sodann empörte er sie „durch seine ungezähmten Begierden“, sowohl durch das starke sinnliche Begehren, das er der Gattin gegenüber bekundete, als durch die Wildheit, die ihn, wie aus so manchen Zeugnissen hervorzugehen scheint, zu anderen Frauen trieb. Aber anderes kam hinzu, um Therese unglücklich zu machen. Im Zusammenleben zweier tief empfindenden Seelen spielt das „ewig Gestrige“ eine bedeutsame Rolle. Therese und Forster konnten nicht vergessen. Die Göttinger Scene trat auch in Momenten halben Glückes wie ein Gespenst vor ihre Seele. Sie waren dazu geschaffen, Freunde zu sein, aber nicht Gatten. Aus der Ferne, da das persönlich Widrige zurücktrat, hätten sie sich freundlich, ja zärtlich geschrieben, sich sogar nach einander gesehnt: bei beständigem Zusammensein war nur das bemerkbar, was sie trennte, nicht was sie einigte.

Die Sehnsucht nach wahrhafter und großer Liebe brachte die Katastrophe herbei, nicht Forsters Unbefriedigtheit. Denn wenn er auch die Genossin vermißte, die ganz sein eigen war, die liebevoll auf alles einging, was ihn bewegte, im ganzen war er zufrieden. Er liebte die Frau bis zuletzt, die, wenn auch nicht willig, seine Sinnenlust befriedigte, sein Haus so sorglich leitete, daß den Fremden ästhetisches Behagen erregt wurde und ein Schimmer von Wohlleben entgegentrat, seine Kinder milde, aber konsequent erzog, durch geistreiches munteres Plaudern die Gäste unterhielt.

Aber wiederum war er es, der in unbegreiflichem Leichtsinn den einließ und festhielt, der sein Unglück vollenden und Thereses Glück begründen sollte: Ludwig Ferdinand Huber.

Huber, ein wenig bedeutender Schriftsteller, wenn man ihn mit Forster mißt, aber ein frischer, talentvoller, liebenswürdiger Mensch, war als Legationssekretär nach Mainz und bald in das Forstersche Haus gekommen. Er war der Frau interessant durch eine melancholisch unzufriedene Stimmung, die ihm schnell anzumerken war. Er war mit Dora Stock verlobt gewesen, des Bundes längst überdrüssig und sehnte sich nach einer großen, gewaltigen Liebe wie Therese. Sie fanden einander. Nicht Sinnlichkeit, nicht Berechnung, nicht Verstand trieb sie, sondern Liebe — eine Liebe, die nicht nach Verdienst und Begabung fragte, die stark gegen alle Beschwerden des Lebens, die sich sieghaft bewährte im Dunkel der Not wie unter der Sonne des Glückes. Wenn Therese später in ruhigen Zeiten von Forster sprach, so redete sie von seiner Güte und seinem Verstande; gedachte sie Hubers, so sprach sie nur von seinem Herzen. Sein engelhaftes Wesen zu preisen, ward sie nicht müde.

Am 7. Dezember 1792 reiste Therese mit Bewilligung ihres Gatten in Begleitung von zwei kleinen Kindern, die ihr von vier geblieben waren, von Straßburg ab; Forster blieb, nachdem er sich der französischen Revolutionsbewegung vollkommen angeschlossen hatte, in Mainz, bereit, nach Frankreich zu ziehen, das er als sein neues Vaterland betrachtete. Er blieb mit seiner Gattin und Huber, der seinerseits übernommen hatte, für Frau und Kinder zu sorgen, in enger Verbindung. Zu diesem Zwecke ging Huber nach Leipzig, um die Entlassung aus seinem Amte zu erbitten und sich mit der Freundin zu vereinen. Therese zog Anfang Januar 1793 nach der Schweiz, wo sie in St. Aubin bei ihrem alten Freunde Rougemont, einem Schüler des alten Heyne, ein Asyl fand. Von dort zog sie nach Neuchâtel, im Juli 1793 langte Huber dort an. Sie lebten getrennt voneinander. Zu einer wirklichen Scheidung der Ehe mit Forster, der seit dem 25. März 1793 in Paris lebte, in steter Korrespondenz mit den Freunden stand, ja einmal sie an der Grenze traf, kam es nicht. Forster starb darüber bereits am 12. Januar 1794. Am 18. April 1794 wurde Therese mit Huber getraut.

Diese schlimmsten Zeiten von Forsters Ehe, diese wirklichen Nöte eines schwer be-

wegten Herzens waren bisher wenig bekannt. Außer den Briefen Forsters an seine Frau, in denen der Heldenmütige seine Qualen verschweigt, statt sie offen zu bekennen, waren Äußerungen der Beteiligten, Forsters, Thereses, Heynes und Hubers, so gut wie völlig unzugänglich. Durch einen glücklichen Zufall haben sich einige erhalten.* Aus diesen Schriftstücken sei nur je eines der Hauptbeteiligten hier mitgeteilt.

Therese an ihren Vater.

St. Aubin, den 22. März 1793.

Ich habe durch Forster zu meinem tiefen Kummer erfahren, daß Sie durch einen mir unbegreiflichen Zufall von einer Angelegenheit unterrichtet sind, die Sie nur durch Ihre Kinder erfahren sollten, denn ewig bleibt Forster Ihr Kind, ewig bleibt er der geehrteste Mann, dem in jedem Betracht mein Dank und mein Leben gehöret. Aber der Zufall unterrichtete Sie falsch. Mein gütiger edler Freund schreibt mir, er hätte Sie sogleich von der wirklichen Lage der Sachen unterrichtet, hören Sie aber auch mich.

Die Natur hat uns sinnlich nicht für Eheleute geschaffen, und mein fehlerhafter Kopf wahrscheinlich hat sich diese Unvereinbarkeit zu Nutz gemacht, um mich irrezuführen. Ich habe Forster als Mensch, als Freund immer über alles geehrt, aber durch jede andere Forderung, die er mit Recht an mich machte, ward ich unüberwindlich zurückgeschreckt. Seine unendliche Güte wollte Dinge in unserer Ehe vereinen, die nicht zu vereinen sind, denn ein Weib darf, kann nicht eines Mannes Eheweib und eines anderen Mannes Liebe sein. Daß ich liebte, war kein Unrecht, das hängt nicht von einem müßigen Herzen ab, das von Feuer geschaffen ist wie meines; aber daß ich sein übergütiges Nachgeben duldete, nicht gleich anfangs jedes Band zerriß, das mein Herz und Sinne mehr hielt wie dieser edle Mann, war mein unverzeihliches Unrecht. Aber es geschah, weil Forster aus Güte und ich aus Schwäche irrten. Meyer hatte mich hingerissen, aber er wendete mich nie von Forster ab — Meyer war ein schlechter Mensch, der mich verderben wollte; es gelang ihm nie. Ich war aber seitdem unendlich unglücklich. Huber hat mich nie von meinen Pflichten abgewandt, er hat Forstern nie geschadet, er hat Forsters unendlichen Werth immer geehrt, er hat mich gebessert von einer menschenfeindlichen Denkungsart, die mich nur durch Forsters Wollen vom Selbstmord abhielt. Aber er sah die Unmöglichkeit, mit Forster glücklich zu leben; er sah, wie meine erzwungene Falschheit Forstern selbst herabsetzte. Aber wir hatten keinen Gedanken, uns zu vereinigen. Wir hofften, die Zeit würde alles Leidenschaftliche in uns erträglich machen, und Forster würde dann auch glücklicher sein, wenn wir nur Freunde wären. Ich kann mir das heiligste Zeugnis geben, jede meiner Pflichten als Weib und Mutter heilig erfüllt zu haben. Mit diesem Bewußtsein erwartete ich vor zwei Jahren vier Monate lang den langsamen Tod, den mir eine Krankheit versprach, in die mich nur der unaussprechliche Kummer stürzte und jahrelang erhielt, daß ich meine Liebe und meine Pflicht nicht vereinen konnte. Wie die Franken kamen und Huber abreiste, hatten wir keinen anderen Gedanken. Meine Abreise war ein Zufall — alles war Aufruhr in mir durch die Umstände um uns her; in Straßburg fingen sich meine und Hubers Ideen an zu entwickeln, wir sahen nun die Möglichkeit einer Scheidung, die ich für eine Gewissenssache halte, wenn ein Weib einem Mann nicht mehr gehören mag. Aus Angst und Unruhe, um nicht allein zu handeln, ging ich zu Rougemont; in der Zeit, wo ich noch überlegte, war Forster so edel, mich zu einer Erklärung aufzufordern. Ich habe kein Geheimnis mehr für ihn. Seit meiner Ehe genieße ich zum erstenmal das Glück mit vollem reinem Zutrauen ihm zu geben, was ich ihm immer gern gab und er nie zufrieden annahm — meine achtungsvolle Freundschaft. Er verzeiht mir unendlich großmüthig meine Untreue, die er immer wußte; er will mein Freund sein. Dieses ist ein Glück, das mich mehr rührt als alle Ruhe, die mir die Beendigung einer drei Jahr lang fortgesetzten Verstellung gab. Meine ganze Zukunft muß angewandt sein, Forstern und der Welt zu zeigen, daß mich eine übelgetroffene Wahl zu einem Fehltritt führte, daß ich aber ein sittsames Weib zu sein den Charakter habe; und das ist der Plan meines Lebens. Seit unsere Erklärung Forsters Charakter von allen den abscheulichen Qualen befreite, die ich diesen geliebten Mann mit verzweifeltem Herzen leiden sah und anthat, zeigt er sich in einem Edelmut, einer weichen Güte, die mich mit Ehrfurcht erfüllt. Er hat mir Kläre [die jüngere Tochter] geschenkt und erlaubt mir Röse [die ältere] zu erziehen, bis er sie abfordert. Sein Zutrauen soll ihn nie gereuen. Ich hoffe ihn immer ruhiger werden zu sehen und seine Freundschaft immer zu verdienen.

* Ich gebe diese Briefe, um dem Leser die Lektüre zu erleichtern, in moderner Schreibung, nicht mit allen Eigenheiten und Fehlern der Originale. Thereses Stärke war die Orthographie niemals. War sie aber, wie hier, durch Zeitmangel bedrängt oder aufgeregt, so leistete sie geradezu Ungeheuerliches in Willkür und Unregelmäßigkeit.

Den Tadel der Welt fühl' ich, Forsters Schmerz zerreißt mich, aber da ich nicht mehr sein gutes Weib zu sein vermochte, muß ich ehrlich sein. Mein Herz wäre gebrochen, wenn ich nicht die Kraft in mir gefühlt hätte, durch ein rechtschaffenes Leben in meiner neuen Lage dieses alles wieder gut zu machen. Diese Kraft hält mich aufrecht und macht mich kühn, Forstern mit aller Offenheit der Freundschaft nahe zu bleiben. Unser Verhältnis war erst seit unserer Erklärung wahr.

Von Huber sag' ich Ihnen nichts, als daß ich ihn liebe und ehre und mir seine Liebe und Achtung zu erhalten hoffe. Drei Jahre der genauesten Beobachtung, ein Beisammensein in jeder Stimmung, jeder Lage muß unserer Leidenschaft jede Täuschung genommen haben. Wir werden nicht immer lieben wie jetzt, denn meine neunundzwanzig Jahre haben mich nur lebhafter gemacht, aber achten werden wir uns, denn Achtung hat uns einer den anderen erhalten, bei einem Verhältnis, das sonst alles hatte, um bald zu enden.

Er war sächsischer Resident in Mainz, der preußische Hof machte ihn seinem Herrn verdächtig, und dieses zog ihm Vorwürfe zu, die ihn dazu berechtigten, seinen Abschied zu fordern. Er hat mich seinen Eltern bekannt gemacht, hat ihnen unser Verhältnis vorgestellt und sie bewogen, im Fall seines Todes mich und Forsters Kinder zu ihren Erben zu machen, um uns vor Mangel zu decken. Er hat einen Vertrag mit einem Buchhändler gemacht, der ihm ein mäßiges Einkommen giebt, bis das Ende des Kriegs ihm erlaubt, einen anderen Weg zu nehmen, den seine Pflicht gegen seinen Fürsten ihm jetzt verbietet, oder bis das Glück ihm ein Unterkommen zeigt. Forster ist einverstanden mit mir, daß wir uns bald verbinden müssen; Huber kommt im Mai hierher, wenn nichts Außerordentliches ihn aufhält, und alles andere hängt von unseres großmütigen Freundes Willen und Einrichtung ab.

Meine Denkungsart über Forsters politische Laufbahn ist ganz unabhängig von meiner Liebe und meinem Fehltritt. Ich machte nie Pläne; hätt' ich lügen und Pläne machen können, so hätt' ich meine Liebe mit meiner Ehe vertragen können. Ich war falsch, aber ich konnte nie durch Lügen mir helfen. Meine süßen entschlafenen Kinder dürfen Sie und ihr theurer Vater beweinen — sonst hätte ich die Scheidung gefordert. Forster wird glücklich sein. Seine sehr ungestümen Sinne brauchen bei einem anderen Weibe keine Liebe, und statt eines unseligen gefesselten Weibes hat er sich ein Geschöpf durch die Bande der heiligsten Dankbarkeit zu eigen gemacht. Ich hoffe, diesen theuren Vater meiner Kinder einst glücklich wieder zu sehen — möcht' es in dem Lande sein, dem er gehört, dem meine ganze Denkungsart gehört! Ich darf weiter nichts hinzusetzen, mein Vater! Ich that unrecht, aber ich erniedrigte mich nie. Mein Versprechen, brav zu sein, thu' ich mir, nicht Ihnen, ich thu' es auch Forster — und ich kann nicht anders, als es halten, denn nur solche Umstände konnten mich gegen Gesetze fehlen machen. Meine Moralität ist unbefleckt, ich war ein keusches Weib und eine treue Mutter. Wollen Sie mir verzeihen, so geben Sie mir Glück und Heiterkeit. Ich ehre und liebe Sie unendlich. Sie werden Forster befriedigt in meiner innigen Freundschaft sehen; Sie werden Röse und Klara wohlerzogen sehen; Sie werden Huber achten. Mein guter, alter, armer Vater, versagen Sie sich und meinem blutenden Herzen nicht das Glück, Ihre Tochter zu lieben.

Chr. G. Heyne an Therese.

Göttingen, 11. April 93.

Meine liebe Therese! Beklagen und bedauern kann ich Dich; aber entschuldigen in keinem Fall. Von jeher hast Du Deinen Verstand blos angewendet, Dich zu täuschen. Tausend rechtschaffene Frauen waren in der Lage, daß sie nicht glücklich verheirathet waren: ebensowohl als tausend Ehemänner; jedes wendet seinen gesunden Verstand dazu an, sich seine Lage erträglich zu machen, sich in sein Los zu finden und es durch Mäßigung und Klugheit zu verbessern. Wenn Du mit F. nicht leben zu können glaubtest, so konntet ihr als Freunde in einem Hause leben. Aber einen fremden Mann ins Haus zu nehmen, mit diesem unter F.s Augen vertraulich zu leben, dem Manne sein Leben zu verbittern, seine Gesundheit zu zerrütten: wie unedel ist dies! Was für eine gehässige Gestalt gewinnt dadurch alles Dein Thun! und Deine jetzige Trennung von ihm! Erträglicher wäre alles, wenn Du Dich von ihm getrennt hättest, um für Dich zu leben. Aber Dich nun mit dem Manne vereinigen zu wollen, den die Welt als Deinen Verführer oder Verführten betrachten muß: wo bleibt hier ein Gefühl von Ehre und Würde! Wie verblendet mußt Du sein, daß Du auf keine von allen den unausbleiblichen Folgen denkst! Dem Mangel, der Armuth, den Vorwürfen gehst Du entgegen. Wovon soll denn der Mann leben als Autor? läßt sich nur so etwas träumen? und er, der schon verschuldet ist? Und so unedel denkend wollt ihr sein, noch von Forster Wohlthaten zu ziehen! Den ihr verrathen, zu Grunde gerichtet habt! Durch Deinen wilden Enthusiasmus, der durch keine kalte Ueberlegung geleitet wird, wie viel Menschen hast Du unglücklich gemacht! So verzeihlich sich die ersten Schritte denken lassen:

so waren sie doch durch keine Klugheit geleitet; so gut sich der ganze Gang des Spiels voraussehen ließ. Nun ist die Farce vorbei. Ein Glück, daß F. in Paris ist, denn jetzt müßte er allen Barbareien und Mißhandlungen entgegensehen, die an den Clubbisten, welche fliehen wollten, ausgeübt werden. Das schändlichste von allen Geschöpfen, die Böhmerin [Caroline Michaelis], die an Deinen Fehltritten so viel Antheil hat, sitzt auch auf dem Königstein und hat andere Unschuldige in ihr unglücklich Schicksal gezogen, die arme Forkelin, die Wedekind und die Mutter. Der arme Cöler ist auch weggeführt. Wärest Du eines vernünftigen Nachdenkens fähig, so bleibt für Dich ein einziger Weg, aus dem Labyrinth zu kommen, wenn Du Dich wieder mit Deinem F. vereinigest; es sei, auf welchem Fuße Du wollest. Mit dem anderen wirst Du ein unglückliches Weib sein und bleiben; kaum werdet ihr beisammen sein, so werdet ihr einander hassen und verabscheuen, die bittersten Vorwürfe werden durch Mangel und Kummer, durch innere Scham und Unmuth erweckt und verstärkt werden. Von allen vorigen Bekannten und Freunden mußt Du Dich so gut als abgeschnitten und vergessen denken. Wie kann Dir das erträglich dünken, von allen wohldenkenden Menschen gemißbilligt und entweder mit Mitleiden oder mit Verachtung erwähnt zu denken!

Daß ich von Deinen traurigen Projecten unterrichtet ward, sollte Dir nicht befremdend scheinen. Von Deinem unwürdigen Umgang hörte ich lange. Nie traute ich Dir zu, daß unedle Gedanken in Deine Seele kommen könnten, ich ließ mich täuschen, so lange ich konnte. Wenn wirklich eine so unrühmliche Leidenschaft vorhanden sein sollte, dachte ich, so wird ja F. bald Anstand machen und den Mann zum Hause hinauswerfen. Der gute und zu gute Mann! Wie wenig waret ihr seiner Güte würdig. Und nun glaubt ihr guten Leute eurem Betragen sogar einen philosophischen Anstrich zu geben. Was denkt ihr euch denn von anderen Leuten! Glaubt ihr denn, die ganze Welt ist einfältig und glaubt ein Wort von dem Geschwätz? Du willst von unbefleckter Moralität sprechen! Mein Gott, was für Idee von Moralität! Häusliche Bande zu zerreißen, Familienglück zerstören, einen rechtschaffenen Mann jahrelang auf der Folter zu halten, ihn endlich sitzen zu lassen, eine Kindererziehung äußerst kritisch zu machen, seine Ehre vor der Welt preiszugeben, eine erhitzte Phantasie allein zu hören und allen Laut und Stimme der Vernunft zu unterdrücken, das soll mit Moralität bestehen! Wer sich so weit verblenden kann, ist weiter keiner vernünftigen Vorstellung fähig. Und so sage ich Dir kein Wort von mir. Gott! wie ich Dich immer geliebt habe! wie viel ich auch auf Dich hielt! bei allen Deinen Vergehungen in G. darauf rechnete, endlich müßte doch Deine Vernunft gestärkt sein, um eine wilde Phantasie im Zügel zu halten. Auf Dein Gefühl von Weiblichkeit und Ehre rechnete ich soviel! So viel auf das Eingedenksein Deiner Pflicht, der Erkenntlichkeit gegen den guten F., dem Du doch immer Menschen vorgezogen hast, die Deiner und seiner nicht werth waren. Willst Du nicht mit ihm leben, so leb' wenigstens einzeln für Dich. Verblende Dich doch nicht so ganz aufs äußerste über Deine Verhältnisse. Wenn H. nicht ganz verblendet ist, so kann er im Ernst an keine Verbindung mit Dir denken, und so bleibst Du ohnedem sitzen. Du warest ja sonst einer festen Entschließung fähig. So thu es doch jetzt, ehe Dein Unglück vollkommen ist. Als Frau von F. warest Du überall geehrt, und nur Dein von aller Welt gemißbilligter Umgang mit H. entzog Dir die Achtung der besseren Menschen. Was wird erst in der Folge sein. Du wirst keinem bekannten Menschen unter die Augen zu gehen wagen. Und Dein Andenken bei den Deinigen! —

Könnte ich nur eine Stunde mit Dir sprechen! Es ist unmöglich, daß Dir nicht die Schuppen von den Augen fallen sollten. Himmel, wenn es nur nicht zu spät geschieht! Wäre es doch noch möglich, Deine Verirrungen zu enden! Ich muß abbrechen, ich sage Dir kein Wort von meinem Kummer. H.

L. F. Huber an Heyne.

Leipzig, den 12. Junius 1793.

Ich glaubte bis jetzt zu dem, was Ihre Tochter und hauptsächlich F. Ihnen, verehrungswürdiger Mann, von unseren Planen sagten, nichts hinzuzufügen zu haben; nun ich selbst aber von meiner Seite so weit gekommen bin, daß ich künftigen Sonnabend nach Neuchatel reisen und meine Vereinigung mit Therese bewerkstelligen kann, nunmehr erlauben Sie auch mir, mit Ihnen von dieser wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Ich würde, die Liebe abgerechnet, auch blos als Freund Theresens und F.s nie anders geurtheilt haben, als daß ihre Verbindung das für beide mögliche Glück weit mehr verhinderte als beförderte. Dies war aber lange ein notwendiges, unveränderliches Uebel. Die seit dem October vorigen Jahres vorgefallenen Begebenheiten haben die ganze Lage der Dinge verändert; daß ich als Freund und als Vertrauter des guten F., so viel an mir lag, weit mehr daran gearbeitet habe, jenes Uebel zu verlängern, als diese Veränderung hervorzubringen, das versichere ich Ihnen schlechtweg auf meine Ehre, und bin von F.s eigenem Zeugniß versichert. Der Weg, den F. eingeschla-

gen hat, mußte alle seine Pflichten als Theresens Mann und als Vater kompromittieren, er hätte auch unausbleiblich die persönliche Sicherheit und das Leben seiner Frau und seiner Kinder kompromittirt, wenn ich nicht nach dem 2. December ihre Entfernung durchgesetzt hätte; wie sehr ich recht gethan habe, davon hat mich der Ausgang überzeugt und das Schicksal so vieler anderer; ich darf sagen, daß ich dafür den Dank aller, die sich für diese vier Menschen interessiren, verdient habe. — F. fühlte die Nothwendigkeit der ganzen Wahrheit in einem Zeitpunkt, wo ihn jene Bande, auf welche er nicht genug Rücksicht genommen hatte, blos drücken und quälen konnten. Er bot Wahrheit an und forderte Wahrheit. Ich entschloß mich für das beste, für das, was allen die meisten Gefahren ersparte, ohne einem von uns die mindeste zu verursachen, die nicht ohne das in einem höheren Grad schon vorhanden gewesen wäre. F. mag viel Leiden haben, aber ganz zuverlässig weniger als er und andere durch ihn hätten, wenn er nicht durch unseren gemeinschaftlich gefaßten Entschluß isolirt worden wäre.

Ich habe nun endlich auf mein wiederholtes Gesuch meine Entlassung erhalten, und zwar nicht ohne vorhergegangene, blos schmeichelhafte Schwierigkeiten. Alle meine Maßregeln, die litterarische Carriere so einträglich für mich zu machen, als es die diplomatische war, sind mit Sicherheit getroffen. Ich brauche nicht für das dreifache Schicksal, das ich übernommen, in Sorge zu sein und den Zeitpunkt herbeizuwünschen, wo meiner Eltern Tod mich in den Besitz eines kleinen Vermögens setzen würde. Sobald die Scheidung zu Stande ist, heirathe ich Theresen. Ich bitte Sie, würdiger Mann, gewaffnet zu sein gegen die mannigfaltigen Gerüchte, mit welchen die Moralität dessen, was wir thaten, verwirrt und verdunkelt wird; auch für die Welt erweisen kann sie in einem so außerordentlichen Fall nur die Zukunft. Das außerordentliche haben wir nicht *gesucht*; es lag blos in der Nothwendigkeit, in der Berechnung der dringendsten und wahrscheinlichsten Gefahren, und diese widerlegt kein einziger von den Gründen, die gegen unseren Entschluß vorgebracht werden können, Gründe, bei denen die Lage, in die sich F. gebracht hat, nicht in Anschlag kommt, noch die Unmöglichkeit, das moralische Verhältnis, in dem er mit Theresen stand, in dieser Lage fortzusetzen. Ich verspreche Ihnen, so weit die Kräfte des Menschen und der Liebe dazu berechtigen, das Glück Ihrer Tochter und der Kleinen; ich verspreche Ihnen — wessen ich so bedürftig bin als Sie — unserer aller Ehre. Verzeihen Sie mir, wenn ich auch keine Schuld daran habe, manchen Kummer, den Sie zeither gefühlt haben mögen; was von mir dabei herrührte, war immer mit der Idee von größerem Kummer, den ich Ihnen ersparte, verbunden.

Ich empfehle mich Ihrer lieben Gattin und bin mit kindlicher Ehrfurcht

Ihr ergebenster Huber.

Durch einen langen Kommentar würden die vorstehenden Schriftstücke nur an Reiz und Wert verlieren. Es sind nicht nur verschiedene Menschen, sondern verschiedene Zeitalter und Weltanschauungen, die hier zu Worte kommen. Auf der einen Seite zwei jüngere Menschen, Mann und Weib, beide noch nicht dreißig Jahre alt und doch reich an Erfahrungen und Leiden, von starken Leidenschaften bewegt, von Glückessehnsucht geschwellt und von der Überzeugung erfüllt, daß sie füreinander geschaffen und fähig seien, sich die höchste Lebenswonne zu bereiten. Denn nur für sich wollten sie leben, jedes Trotzbieten gegen die öffentliche Meinung lag ihnen fern, jede Übertretung der äußeren und anständigen Schicklichkeitsregeln; sie wollten in regelrechter Weise durch Scheidung das frühere legale Band zerreißen, um an dessen Stelle ein anderes, durch das Gesetz geheiligtes zu setzen. Ihnen gegenüber steht ein alter Mann in der Mitte der sechziger Jahre, der selbst manches erfahren, auch in seiner eigenen Ehe schwer gelitten, aber diese Leiden mannhaft still getragen hat, der, unglücklich über Forsters politische Wandlung, doch die Vorliebe für ihn nicht unterdrücken konnte und den Alleingelassenen von ganzem Herzen bemitleidete. Er mußte die Entfernung der Tochter von dem Gatten mißbilligen, weil er in seiner Korrektheit jeden Schritt vom Wege verdammte. Er konnte Huber, der wenig oder nichts geleistet hatte und der ihm als Verführer seiner Tochter erschien, nicht das Vertrauen entgegenbringen, daß jener im stande sei, eine Frau glücklich zu machen und sie und ihre zwei Kinder zu ernähren.

Das junge Paar kämpfte tapfer für seine Sache. Es ist anderweitig bekannt, gehört aber in unseren Zusammenhang, daß Forster aus der Ferne das Geschick seiner Freunde liebevoll verfolgte, daß er in die Scheidung willigte, aber durch seine Nachlässigkeit ihren Ausspruch verzögerte, daß er an der Grenze

mit den Freunden zusammenkam und frohe Stunden mit ihnen zubrachte und daß er schließlich in Paris einsam starb. Über alles dies und manches andere, z. B. die sehr geringe materielle Unterstützung, die Therese von Hause erhielt, die Schritte, die sie und der Vater unternahmen, um zu ihren zurückgelassenen Effekten zu gelangen, handeln andere mir zur Verfügung gestellte Briefe. Von diesen sollen indessen hier nur zwei Bruchstücke mitgeteilt werden, welche Forsters Ehenöte endgültig beschließen: die Klage der Witwe über den Tod des Gatten und die Schilderung der Verheiratung mit Huber, drei Monate nach Forsters Tode.

Therese an Heyne.

Undatiert; Heyne bemerkt: 30. Jan. 94 erhalten.

Sie sind mit meinem Muth zufrieden gewesen und haben dessen Dauer in mir aufrufen wollen, und hatten großes Recht, denn das Schicksal hatte mir den allerabscheulichsten Schlag noch aufgespart. Forster hat seine Kinder verlassen, er ist mir zu meiner Luise, zu meinem George vorausgegangen. Er starb am 12. Jenner in Paris, an einem Schlagfluß, der auf eine dreiwöchentliche gichtische Krankheit folgte. Ich habe soviel gelitten, daß ich auch dieses zu überstehen gewiß bin, aber bis jetzt kannte ich dennoch nicht, was Muth sei. Unsere Verbindung war ein Räthsel des Schicksals — acht Jahre lang ist sein Glück das heiligste Geschäft, der sehnlichste Wunsch meines Lebens gewesen, und nie gelang er, ewig stand er mit meiner Ruhe, mit meiner erträglichen Existenz im Streit. Jetzt war mein Glück, mein Gewissen, seine Ehre, alles verbunden und befriedigt, wir arbeiteten auf eine einstige glückliche Vereinigung hin; unser Wiedersehen war uns das Pfand der Zukunft gewesen — und nun geht er von seinen trostlosen Kindern fort. O, er war sehr geliebt und sehr geehrt. Er wußte es, und unsere Liebe und die Ahndung unseres Schmerzes hat gewiß in seinem einsamen Tod ihn umschwebt. Ich kann nichts mehr davon schreiben. — Nun ist der Vater bei seinen Kindern, zwei hat er mir gelassen, und die will ich zu ihm führen, und sie sollen seiner würdig ihn wiedersehen.

Therese an Heyne.

Neuenburg, den 16. April (1794).

Schon vorigen Posttag wollte ich Ihnen schreiben, mein lieber Vater, damit Sie wüßten, daß am 10. April der gute, redliche Huber wirklich Ihr Sohn geworden ist. Wir hatten endlich die albernen Hindernisse alle aus dem Wege geräumt und unternahmen an diesem Tage eine höchst abenteuerliche Reise nach Diez, einem fünf Stunden von hier gelegenen Dorfe unter bernischer Hoheit, wo wir getraut werden konnten. Die Hälfte des Wegs fuhren wir, drittehalb Stunden stiegen wir zu Fuß, bis am Fuß des Chasserol, der noch mit Schnee bedeckt ist, und da langten wir denn von Regen durchnäßt bei dem Geistlichen an. Wir waren von einer ältlichen Witwe, der Hauswirthin meines guten Freundes, und einem unserer Bekannten als Zeugen begleitet, und fanden bei dem Pastor, dem wir von hier aus empfohlen waren, die gastfreieste Aufnahme und ein wahres Hochzeitmahl. Von Koth und Schlamm beklunkert, war es eine saubere Versammlung, aber ich habe mich so gut gewöhnt, den Augenblick allein festzuhalten, daß ich die Freude und Lustigkeit der guten Menschen um mich her herzlich gern theilte. Es war ein sonderbarer Tag, und wer uns sah, mußte uns wenigstens alle für glücklich halten. Morgen zieh ich zu meinem lieben Freund, und nach den letzten Briefen, die Sie von ihm erhalten haben, scheint es, als würde unser Aufenthalt allhier, so wenig Reize er hat, noch einige Zeit währen.

Vater Heyne gab, wenn auch nicht übermäßig freudig, seinen Segen. Er hatte es nicht zu bereuen, so wenig wie die Ehegatten in ihrer zehnjährigen Ehe. Innigste Liebe beglückte sie, ein reicher Kindersegen erhöhte die häuslichen Freuden. Äußere und innere Stürme wurden froh besiegt, Forsters Andenken blieb im Hause in Ehren. Im Jahre 1804 starb Huber. Ihm errichtete Therese schon 1806 ein literarisches Ehrendenkmal. An ein Leben Forsters, an eine Sammlung seiner Schriften dachte sie zu wiederholten Malen. Aber erst 1829, in ihrem letzten Lebensjahre, vollendete sie das Ehrendenkmal ihres ersten Gatten.

Der Kaufmannsstand
in der neueren Literatur

Von

Paul Bornstein

Wenn Freidank, der fahrende Ritter des dreizehnten Jahrhunderts, in seinem berühmten Lehrgedicht „Die Bescheidenheit" erklärt, es gebe nur drei von Gott eingesetzte Stände, den des Bauern, des Ritters und des „Pfaffen", der Kaufmann aber sei ein Wucherer schlechthin, der ganze Stand eine Erfindung des Teufels, so entfernt er sich damit nicht vom Standpunkt derjenigen Macht, in der das geistige Leben des Mittelalters durchaus sich zusammendrängt: der Kirche. Im Bann eines Ideals der Askese und Weltverneinung verwarf die Kirche schon den Reichtum an sich. Um wieviel mehr mußte sie nicht einen Stand verwerfen, dessen ganze Arbeit einzig auf den Erwerb abzielte. Kaum, daß sie den Handel zur Befriedigung notwendigster Lebensbedürfnisse gelten ließ. Was darüber hinausging, erschien als Wucher, der Kaufmann als ein teuflischem Werk Ergebener. Natürlich konnte diese rein theoretische Bewertung — die Kirche selbst war zu klug, praktische Folgerungen aus ihr zu ziehen — das wachsende Ansehen des kaufmännischen Berufes zunächst nicht schmälern, und in der Erzählung „Der gute Gerhard" von dem Schweizer Rudolf von Ems (1220 bis 1254) steht denn auch schon ein Kaufmann im Mittelpunkt der Handlung, dessen tapfere, schlichte Herzensgüte sich aus dem trüben Dunkel seiner Umgebung leuchtend heraushebt.

Im dreizehnten Jahrhundert schon darf man in Deutschland von einer Handelsaristokratie sprechen; das vierzehnte und fünfzehnte sahen ein noch weit glänzenderes Aufblühen des Großhandels. Die Hansa steht auf der Höhe ihrer Macht: Kaufmannsgeschlechter leiten die Geschicke der mächtig emporstrebenden Handelsstädte im Reich, sind zugleich Träger künstlerischer Kultur und höfisch verfeinerter Lebensart. In Italien eine ähnliche Entwickelung: Florenz, die Medici. Mit Florenz konkurrierend, den levantinischen Handel immer stärker an sich ziehend und monopolisierend: Venedig. In ein Milieu höchsten kaufmännischen Glanzes stellt Shakespeare sein um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts erschienenes Kaufmannsstück. Eine alte Novellensammlung „Gesta Romanorum" lieferte ihm den Stoff. Hier ist es ein Ritter, der einem Kaufmann sein Fleisch gegen Geld verschreibt. Der Ritter als solcher ist ebenso edel wie der Kaufmann als solcher unwürdig und gemein. Shakespeare weiß bereits schärfer zu differenzieren. Er setzt Kaufmann gegen Kaufmann, Antonio gegen Shylock. Den ritterlich vornehmen, hochgesinnten Handelsherrn, dessen Galeonen stolz über alle Meere ziehen und vor dem er mit seiner Zeit bewundernd sich beugt, gegen den verächtlichen Wucherer, den er mit seiner Zeit nur im Bilde des Juden sich vorstellen kann.

In Deutschland freilich waren um diese Zeit die Shylocks nicht mehr ausschließlich jüdisch. Mit dem sechzehnten Jahrhundert geht das Geldgeschäft aus den Händen der Juden an einheimische Kapitalisten, besonders oberdeutsche Handelsherren, die Fugger, die Welser, über. Die indischen Produkte, Gewürze vor allem, durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien in den Gesichtskreis des deutschen Volkes ge-

rückt, werden zu Objekten wildester Spekulationen. Gleichzeitig schreitet das Großkapital zu Trustbildungen, zu Monopolen, zum Wucher. In dem Maße, wie in den Händen weniger Großkaufleute ungeheure Reichtümer zusammenfließen, verarmt das Rittertum. Und jetzt klafft der heute noch nicht völlig überbrückte Spalt zwischen Adel und Kaufmannsstand auf. Jetzt wird der deklassierte Adelige zum Wegelagerer, der die „Pfeffersäcke" auszuplündern sich für berechtigt hält. Auch die öffentliche Meinung wendet sich in ihren bedeutendsten Vertretern mit Schärfe gegen das entartete Großkapital. In seinem 1524 erschienenen Buche „Von Kauffshandlung und Wucher" verwirft Martin Luther entschieden die wucherischen Preissteigerungen und Ringe. Und Erasmus donnert: „Die Kaufleute sind die törichtste und schmutzigste Menschenklasse; sie treiben das verächtlichste aller Gewerbe, und noch dazu auf die niederträchtigste Weise der Welt."

Mit dem siebzehnten Jahrhundert etwa beginnt, durch die geschilderten Umstände herbeigeführt, eine schwere wirtschaftliche Krise, die während des Dreißigjährigen Krieges zur völligen Deroute ausartet. Das Ende des Krieges findet die Herrlichkeit der Städte zertrümmert, das Bürgertum in Würdelosigkeit versunken, den Handelsstand verrottet. Der Schwerpunkt des Einflusses liegt jetzt bei den Fürstenhöfen und der durch sie protegierten und privilegierten adeligen Gesellschaft, die geistig in völlige Abhängigkeit von Frankreich gerät. „In Deutschland wird Kauffmannschaft treiben dem Bürger-Stande überlassen und dem Adelstand vor nachteilig erachtet." Mit diesen unumwundenen Worten spricht Zedlers Universallexikon klar die Ansicht der verwelschten Gesellschaft aus.

Gleichzeitig aber, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, schrieb der „Hamburgische Patriot": „Ein Handelsmann von Credit und Ansehen, der in seinen Sachen aufrichtig ist und in allen Verrichtungen punktuel, hat zweifelsohne weit größere Ehre und besitzet viel mehr vom wahren Adel, als ein wilder, verschwenderischer Juncker." Man sieht: mit Recht verweist Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" auf Hamburg als auf die einzige Stadt Deutschlands, die in so traurigen Zeitläuften Bürgerkraft und Bürgerstolz sich erhalten. An der Waterkant einsetzend, breitet sich die Gesundung ins Binnenland aus. Neu erwachte Tatkraft regt sich auf der ganzen Linie. „Schon hat sich um 1750," sagt Freytag, „in den Familien der großen Kaufleute etwas vom Weltbürgertum entwickelt, das mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht." Und wieder exemplifiziert er auf Hamburg. Wieder mit Recht! Der hamburgische Kaufmann war Weltbürger, lange bevor er national denken lernte. Es liegt ungemein nahe, daß es hamburgische Reminiszenzen waren, die in Lessing nachwirkten, als er im weisen Nathan einen kaufmännischen Weltbürger zum Träger seiner Toleranzphilosophie machte. Es ist bezeichnend zugleich für Lessings realistischen Sinn: ihm ist der Kaufmann der Vertreter der Toleranz, denn er ist wie kein anderer der Mann der Erfahrung und besonnenen Überlegung.

Einsam ragt Lessings Reife in die gärende Zeit des Sturmes und Dranges. Jean Jacques Rousseau ist der Apostel all der genialisch fiebernden jungen Herzen. Nieder mit einer versumpften Kultur, retour à la nature! So lautet die Botschaft, die er kündet, die mit ihm seine deutschen Jünger künden. Daß sie eine Verwerfung des Kaufmanns, dieses Geschöpfes und im besten Sinne Trägers der Kultur, bedeutet, liegt auf der Hand. In Wirklichkeit steht diese Zeit, welche doch die gesellschaftliche Emanzipation des dritten Standes vorbereitet, noch durchaus unter dem Banne der herrschenden aristokratischen Lebensformen und Gesittungen. Den Blick auf Hellas gewendet, schufen die Klassiker ihr Lebensideal, das Ideal der Ausbildung aller Kräfte des Menschen zur harmonischen Ganzheit, einer Ausbildung indessen, die erst in der Beschäftigung mit der Kunst ihre letzte und schönste Krönung findet. Ein aristokratisch-künstlerisches Ideal, dem der Kaufmann — und besonders der damalige — keineswegs ganz zu genügen vermochte.

Schiller und Goethe freilich sind, schon rein menschlich, viel zu groß, als daß sie den Beruf des Kaufmanns eng und klein gesehen hätten. Dazu erkennen sie zu scharf den

Kulturträger in ihm. Ich weise hin auf Schillers berühmte Verse:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Und Goethe weiß, da er den Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit seinem Freunde, dem Kaufmann Werner, über den gemeinschaftlichen Beruf sich unterhalten läßt, diesem höchst bedeutsame Worte in den Mund zu legen. „Ich wüßte nicht," sagt Werner, „wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes." ... „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden! Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht." Die Grenzen des Berufes aber begrenzen auch Werners Blick. Eine erschreckliche Enge der Auffassung enthüllt sich, wo Werner über das Kaufmännische hinaus urteilt oder handelt. Unfruchtbare Liebhabereien nennt er z. B. die Beschäftigung mit der Kunst. „Das also," sagt er, „ist mein lustiges Glaubensbekenntnis: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als insofern man sie nutzen kann." Aus den Sphären so engbrüstiger Lebensanschauung läßt Goethe seinen Wilhelm Meister nach den Höhen sittlicher Freiheit, allmenschlicher Ganzheit und über den Kaufmannsstand hinaus trachten. Wilhelm Meister wird Schauspieler, weil — nach Goethes Ansicht — nur die Bühne dem gebildeten und talentvollen Bürger die Möglichkeit eines Einklangs zwischen Schein und Sein verschafft. Der Mangel an aristokratischer Lebenskultur, die außerberufliche Enge stießen Goethe am Kaufmannsstand ab. Das sehr getreue Bild, das der Berliner Professor und Romanschreiber Johann Jakob Engel in seinem 1801 erschienenen Roman „Herr Lorenz Stark" vom binnenländischen Kaufmann um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts uns entwirft, macht den Standpunkt Goethes mindestens begreiflich. Herr Lorenz Stark, der große Kaufherr, ist ein Werner redivivus, nur mit stärkerer Betonung des Ehrenhaften, bürgerlich Respektablen; selbstbewußt, einfach, sparsam und vor allem fleißig. Aber auch eng, eigenwillig bis zum Starrsinn, solid bis zur Philistrosität. Sein Handelshaus begrenzt seinen Horizont; für des Lebens geistige Genüsse hat er durchaus keinen Sinn. Und nicht uninteressant ist, daß, ganz ähnlich wie Wilhelm Meister, auch der feiner geartete Sohn Starks aus der Enge angestammter Verhältnisse ins Weite trachtet. Selbst in diesem biederen Lobgesang auf bürgerliche Tüchtigkeit also sehen wir noch das durchschimmern, was ich soeben das aristokratische Lebensideal nannte.

Zu ihm bekennt sich, von der geregelten Tätigkeit des Kaufmannsstandes abgestoßen, auch die künstlerische Ungebundenheit der Romantik. Der Philisterhaß dieser künstlerischen Lebemänner richtet sich, wie gegen das Bürgertum überhaupt, so naturgemäß auch gegen den Handelsstand. Und noch 1836 tritt Immermann in seinem Roman „Die Epigonen" — er schildert hier den wirtschaftlichen Kampf zwischen einem absterbenden Grafenhause und einem Großindustriellen neuen Schlages — mit seinen Sympathien unverkennbar auf die Seite der dekadenten Aristokratie. Während die größten politischen Umwälzungen sich vollziehen, während das Ringen nach deutscher Einheit und Verfassung anhebt, schauen bei der künstlerischen Darstellung des Kaufmannsstandes Dichter und Schriftsteller mit wenigstens einem Auge empor zu den gesellschaftlichen Höhen, gegen die sie doch politisch seit geraumer Zeit Sturm liefen.

Erst das Jahr 1848 führte mit der politischen Emanzipation des Bürgertums auch die literarische des deutschen Kaufmanns herauf. Freytags „Soll und Haben" (1855) ist der große Markstein. Wo immer man bisher den Kaufmann literarisch behandelt hatte, es war von außen und von oben geschehen. Mit viel Philosophie und wenig Sachkenntnis. Gustav Freytag befolgt als erster den Grundsatz: „Wer den Kaufmann

will versteh'n, muß in Kaufmanns Lande geh'n." Und er bringt zu diesem Gang einen Talisman mit, den keiner seiner Vorgänger — auch der größte nicht — besaß: die Liebe. Es zeigte sich, daß unter dem Schlage dieses Zauberstabes der anscheinend so tote und nüchterne Fels des Kaufmannslebens lebendige Quellen der Poesie springen ließ, die keiner zu ahnen gewagt hätte. Wir alle haben diese Poesie empfunden. Sie liegt über den Speichern des Kolonialwarenhauses T. O. Schröter. Sie durchzieht das bunte Treiben in den Kontorstuben der Firma und in seiner gemütvollen Drolligkeit das private Zusammenleben der Commis. Es ist die Poesie des patriarchalisch-kaufmännischen Regimes, das Prinzipal und Angestellte als Glieder eines gemeinsamen Haushaltes am gleichen Tische gesellig vereint. Eine Poesie bürgerlicher Gemütlichkeit mit leisem Anhauch von Biedermeierei; aber auch eine Poesie bürgerlicher Tüchtigkeit. Noch ist äußerlich das kaufmännische Leben eng. Die ersten Schienenstränge sind eben gelegt, aber den Güterverkehr vermittelt noch der planüberspannte Frachtwagen. Einmal täglich kommt im günstigsten Falle die Post. Auf Binnenhandel und effektiven Warenvertrieb nach dem Osten ist denn auch die Firma T. O. Schröter durchaus gestellt. Noch laufen die kaufmännischen Beziehungen nicht rund um den Erdball, und von einem Unternehmertum im großen ist noch nicht die Rede. In gemächlichen Gleisen und bei alter Respektabilität geht der Handel seinen Gang. Aber der geistige Horizont des Kaufmanns ist gewaltig erweitert; er, der zur Mitregierung berufene Bürger, fängt jetzt an, national zu denken. Ihm kommt das Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung für Volk und Staat, das Bewußtsein seiner Kulturmission. Und stolz auf sie, tritt er im Gefühl der Ebenwertigkeit den anderen Ständen, besonders der Aristokratie, gegenüber. Dem Freiherrn von Rothsattel, diesem Träger adeliger Standesideale, kontrastiert Freytag die kraftvoll stolze Kaufmannsgestalt des Herrn T. O. Schröter. Verblendet durch chimärischen Gewinn, unsolider Hypothekenwirtschaft und vorzeitigem Industrialismus verfallen, gerät der Aristokrat bis hart an den Rand des Abgrundes. Und T. O. Schröter, der bürgerliche Kaufmann, ist es, der mit kalter Gelassenheit jenem das Todesurteil spricht. „Ihm fehlte," sagt Schröter, „was dem Leben jedes Menschen erst Wert gibt: ein besonnenes Urteil und eine stetige Arbeitskraft." In der jüngeren Generation des Romans erst findet eine Annäherung der Stände, eine Überbrückung der Gegensätze statt. Anton Wohlfahrt, dem Nachfolger T. O. Schröters, blieb der Kampf Wilhelm Meisters von Anbeginn nicht erspart. Auf seiner ersten jugendlichen Wanderung schon lockt ihn das aristokratische Lebensideal im Bilde des Rothsattelschen Gutshofes; es führt ihn, den Bürgerlichen, in die adelige Tanzstunde, reißt ihn mitten aus der ehrenvoll begonnenen kaufmännischen Laufbahn beinahe mit in das Unglück der Rothsattel hinein, spiegelt ihm die Ehe mit der jungen Aristokratin als höchstes Lebensglück vor. Aber Wohlfahrt verliert sich nicht, ihn schützt sein gesunder Sinn, sein Bürgerstolz. Das Pendant zu ihm aber ist der Herr von Fink. Er hat im Haushalt des Romans denn doch eine wichtigere Rolle zu spielen als die, mit seiner kavaliersmäßigen Großtuerei die Welt der Leserinnen zu entzücken. Freytag empfand den Beginn einer neuen Periode. Er wußte, daß in einer herannahenden Zeit überseeischer Verbindungen eine Firma wie T. O. Schröter nicht würde bestehen können. In der Gestalt Finks sucht er eine Brücke in die Zukunft zu schlagen. Fink, der geborene Aristokrat, sollte als gefestigter Charakter, als ein Organisator, ein Unternehmer größten Stiles, eine Vereinigung von bürgerlicher Solidität und höchstem Wagemut, aus Amerika nach Deutschland zurückkehren. Es ist bezeichnend, daß Freytag angesichts dieser Entwickelung die Kraft der Anschauung versagte, daß er sie klüglich hinter die Coulissen verlegte. Hier, wo überseeische Verhältnisse als entscheidend heranzuziehen waren, steht der bürgerliche Liberalismus von 1848 an den Grenzen seines Könnens. Die Männer der kaufmännischen Zukunft sehen wesentlich anders aus als die Programmfigur des Herrn von Fink. Wie Freytag den Konflikt der Stände löst, ist bekannt. Er führt zunächst äußerlich eine reinliche Scheidung herbei. Der Kaufmann heiratet die Kaufmannstochter, der Baron

die Baronin. Innerlich aber sind die Stände in Freundschaft einander näher getreten; beide haben Vorurteile und Einseitigkeiten abgelegt. In der höheren Einheit nationalen Fühlens finden sie sich zusammen. Auf dem von ihm übernommenen Gute seines Schwiegervaters gründet Fink die große Brennerei. Der Rauch, der ihren Schornsteinen sich entkräuselt, ist die wehende Standarte einer neuen Zeit. Herr T. O. Schröter selbst empfand es. Über die Tätigkeit des Kaufmanns stellt auch er die des Fabrikherrn. „Jede Tätigkeit, die neue Werte schafft," so sagt er einmal, „ist zuletzt Tätigkeit des Fabrikanten; sie gilt überall in der Welt als die aristokratische. Wir Kaufleute sind dazu da, diese Werte populär zu machen."

Von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an hat der Kaufmannsstand, und besonders der deutsche, einen tiefgreifenden Umschwung erfahren. Einen Aufschwung zugleich — so gewaltig, wie ihn die Kulturgeschichte von einem so kleinen Zeitraum sonst nicht zu verkünden weiß. Unerhörte Fortschritte der Technik geben den Anstoß. Sie führen eine neue Bewegungsepoche herauf. Eisenbahn und Dampfschiff, Telegraph und Telephon eröffnen, die größten Entfernungen wie im Spiel überbrückend, ein Zeitalter des Weltverkehrs, des Welthandels. Die Zolleinigung trug nicht wenig zum rapiden Aufblühen des binnenländischen Handels bei. Die Industrie entfaltet sich, nachdem einmal die Folgen der durch die Maschine herbeigeführten Umwälzungen überwunden sind, in staunenswerter Weise. Mehr und mehr verliert Deutschland den Charakter des Ackerbaustaates. Inmitten des riesig gesteigerten Umsatzes gewinnt die Börse eine vorher nicht erreichte Bedeutung für den Handel, als Stätte der Orientierung über Preisschwankungen im Welthandelsverkehr, als Stätte festester Konzentration von Angebot und Nachfrage, als Stätte des Ausgleiches im internationalen Geldverkehr. Es erfolgte nach blutigem Kriege die Einigung des Deutschen Reiches. Mit dem Milliardensegen Hand in Hand ein jäher und ungeheuerlicher Aufschwung von Handel und Industrie. Hexengold, das den Nationalwohlstand nicht hob, wohl aber das ganze Volk bis ins Mark korrumpierte. Psychische und materielle Erregungen kamen zusammen, den Kaufmannsstand in gärende Erregung zu versetzen. Bismarcks allgewaltiges Vorbild wirkt nachhaltig auch auf den Geschäftsmann. Mit ungeheurer Verwegenheit, mit einem Wirklichkeitsverstande, der über die Möglichkeit des Irrtums schlechterdings erhaben schien, hatte er sich selbst und sein ganzes Volk auf eine Karte gesetzt — und er hatte gewonnen. Machen wir es ihm nach! Seien wir hart, skrupellos, groß, ungeheuer, verwegen wie er! Über den gewaltigen Einfluß der Bismarckischen Realpolitik auf den Kaufmannsstand kann man Authentisches in Spielhagens „Sturmflut" nachlesen. Von den Schranken freilich, die Bismarck sich selbst setzte, von der tiefen Selbstbescheidung dieser vulkanischen Natur hatten die Großspekulanten jener Tage keine Ahnung. So kam es, wie es kommen mußte: die Bismarcknachahmung dieser Leute lief auf nichts anderes hinaus als auf eine wüste und höchst unbismarckische Vergötterung der materiellen Seiten des Lebens. In seinem Buche „Literatur und Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts" schildert S. Lublinski die Zustände, wie folgt: „Materieller Erwerb und Genuß im wildesten Stil wurden Selbstzweck des Lebens, und was von geistigen Zielen noch übrigblieb, war ganz allein die Sehnsucht nach einer sozialen Machtstellung des einzelnen. So ein Großindustrieller wollte Geld verdienen, wahnsinnig viel Geld, im Handumdrehen Millionär werden, und dann auch noch der erste in seinem Zweige. Vielleicht ein Napoleon oder Bismarck der Berliner Strumpfindustrie oder ein Kanonen- oder Eisenbahnkönig." Nun, die Orgien dieser Art des Industrialismus und der Großspekulation führten zu dem kolossalen Zusammenbruch des Gründerjahres. Inzwischen hatte die wirtschaftliche Umwälzung auch schon die soziale Frage und die Arbeiterbewegung in den Vordergrund geschoben. Ein neues und gewaltiges Ferment im Geistes- und Kulturleben der Zeiten. Neben den dritten Stand war ein vierter getreten: das Proletariat.

Dies etwa ist die Summe der Eindrücke, welche die deutsche literarische Jugend der achtziger Jahre von ihrer Zeit im allge-

meinen, vom Bürgertum und Kaufmannsstande im besonderen auf den Weg bekommen hatte. Daß diese Eindrücke sympathischer Natur waren, wird sich füglich nicht behaupten lassen. Verständlich ist, daß diese jungen Stürmer und Dränger angesichts der sie umgebenden Wirklichkeit das kaufmännische Ideal Freytags als nicht mehr zeitwahr empfanden. Gerade den Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt scharf zum Ausdruck zu bringen, war die Absicht, die Konrad Alberti verfolgte, als er mit seinem Roman „Schröter u. Co." Freytags Schöpfung fortzusetzen sich vermaß. Das künstlerisch nicht eben hochstehende Buch ist in unserem Zusammenhange gleichwohl interessant, eben um der Gesichtspunkte willen, aus denen es entstand. Alberti will, so formuliert er selbst sein Vorhaben, an einem besonders klaren Beispiel zeigen, wie die Verhältnisse im deutschen Kaufmannsstande sich im Laufe des letzten Generationswechsels geändert haben, wie der Großkaufmann mit gesellschaftlicher Notwendigkeit von der Bahn der nüchternen Arbeit in den Hohlweg der Spekulation gedrängt wird, wie er, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, diesen Wegwechsel nicht vermeiden kann, wie er infolgedessen dem Untergang oft nur um Haaresbreite entgeht. Dies zu illustrieren, läßt Alberti seinen Wohlfahrt, dessen Effektivgeschäft rapid zurückgeht, nach dem Tode Schröters die ehrwürdige Firma von Breslau nach Berlin verlegen, läßt ihn hier an die Börse gehen und den durch neue Veitel Itzigs im Jobbergewand Verführten in Schwindelspekulationen sich verstricken. Fink, inzwischen zum ausgepichten Agrarier geworden, muß den Freund aus diesen Schwulitäten heraushauen. Natürlich liegt hier eine barbarische Verrenkung des Charakters Antons zu Gunsten einer Tendenz vor. Aber selbst aus diesem verfehlten Buche spricht eines klar: die bezeichnende Abneigung gegen das allumstrickende Spekulantentum und seine Vertreter. Die junge Literatur steht nicht mehr, wie Freytag, auf dem Boden des Bürgertums, dessen wirtschaftliche und seelische Entwickelung sie abstoßen mußte. Das literarische Kulturideal hatte sich verschoben. Es liegt jetzt — ich will einmal sagen, in der Richtung auf den vierten Stand und die soziale Frage. Die Poesie der sausenden Maschine, der Geist einer sozialen Romantik, hat die Literatur in ihren Bann geschlagen. Ihre Sympathien gelten weit eher noch dem Arbeiter als dem Kaufmannsstande, dem man sich gerade entgegengesetzt fühlt. Der Geist der Liebe ist, nicht ohne Schuld des Bürgertums, aus der literarischen Betrachtung des Kaufmannes verschwunden, und mit ihm verschwindet auf lange der Geist der Objektivität. An seine Stelle tritt eine scharfe soziale Kritik, die durch alle Schattierungen der Abneigung bis zu wildestem Haß pendelt. Und selbst die Größten teilten diesen Haß, dessen Nachwirkungen unzweifelhaft noch heute zu spüren sind. Mit besonderer Erbitterung wendet man sich in Deutschland immer wieder gegen den wirtschaftlichen Parvenu, der meist im Bilde des Börsianers erscheint. Man hat da unwillkürlich ein Cliché geprägt, das mit drolliger Gleichheit stets und ständig wiederkehrt. Das ist der Kommerzienrat. Auf die Entdeckung eines sympathischen Kommerzienrats in der modernen Literatur kann ein Preis ausgesetzt werden. Tritt irgendwo in den ersten Kapiteln eines modernen Romanes ein Kommerzienrat auf, so ist zehn gegen eins zu wetten: zum Schluß verkracht er. Persönlich ist der Kommerzienrat meist ein halb lächerlicher, halb widerlicher Gesell. Protz, Kunstbarbar und Halsabschneider in eins. Maitressen hält er sich ebenso häufig, wie seine Gattin sich Liebhaber hält. Die Beispiele sind zahllos. Ich erinnere an die widerlich-protzenhafte Kommerzienratsfamilie im Vorderhause von Sudermanns „Ehre", an die von sittlicher Skepsis bis ins Mark zerfressene Börsensippschaft in „Sodoms Ende", an die Jobbertypen in Georg Hirschfelds „Agnes Jordan" und „Zu Hause". Bis in die letzten Jahre hinein reiht eine unerfreuliche Gestalt sich an die andere. Das ist kein Wunder. Den reellen Kaufmann muß man bei der Arbeit *suchen*, um ihn zu finden. Bis in die letzten Jahre aber sind die jählings einstürzenden Bankhäuser, die betrügerischen und heimlich entweichenden Bankiers aus den Spalten der Zeitungen, aus den Gerichtsverhandlungen nicht mehr verschwunden.

Die grelle Einseitigkeit dieses sozialkritischen Standpunktes liegt auf der Hand. Wo der Haß aus dem Herzen des Künstlers in die Augen tritt, da schafft er Karikaturen. Der Zwiespalt zwischen einem so niedrigen Niveau der Betrachtung und der unleugbaren Bedeutung des Kaufmannsstandes auch in der neuen Form seiner Entwickelung war auf die Dauer nicht zu verkennen. Man trug ohnedies ein zwiespältig Herz im Busen. Man fühlte sich der Bourgeoisie feindlich, man fühlte sozial; aber man fühlte auch individualistisch. Man hatte nun einmal den instinktiven Respekt vor der überragenden Persönlichkeit, ihrer selbstherrlichen Kraft und selbsteigenen Moral. Nietzsche wirkte. Gerade im Kaufmannsstand aber hatte die jüngste wirtschaftliche Entwickelung, ins gigantisch Weltumspannende gesteigert, dergleichen gewaltige Individualitäten in Menge emporgetrieben. Sie zogen magnetisch die Blicke auf sich; sie zwangen, Stellung zu ihnen zu nehmen. Gewiß, man hielt es mit dem Arbeiter. Aber man konnte sich doch nicht verhehlen, daß der Mann, der Tausende von Arbeitern in industriellen Riesenbetrieben beschäftigte, sozusagen doch immer ein Kerl ist. Man brauchte ihn nicht zu lieben — man mochte ihn brutal finden, ihn hassen, ihn im Lichte des rücksichtslosen Leuteschinders, als sozialen Schädling, als exzentrischen Auswuchs einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung ansehen — blieb doch immer die geniale Persönlichkeit, der man eine widerwillige Bewunderung, ein scheues Staunen nicht versagen konnte. Man sah: auch der Kaufmannsstand hatte seine Übermenschen, seine Kraftnaturen, die, aus eigener Autorität, jenseits von Gut und Böse sich stellend, dem Gelde nicht um des Geldes willen dienten, sondern weil es Macht und nochmals Macht verleiht. Herrscherseelen, und mehr noch — wie alle genialen Geister, von unverkennbar schöpferischer Phantasie. Und hier mußte man wohl oder übel sich ihnen verwandt fühlen. „Einen leibhaftigen Dichter der Million", nennt Zola seinen Saccard. „Du bist kein Dichter", sagte John Gabriel Borkmann zu dem an sich verzweifelnden Foldal. „Er ist ein Sanguiniker, ein Dichter, wenn du willst, der in einer verträumten Welt lebt — vielleicht ein Genie, das dort Land erblickt, wo andere nichts zu sehen vermeinen", so urteilt über den Kaufmann Großhändler Tjälde in Björnsons Drama „Ein Fallissement".

Wir begreifen, wie bezeichnend dieser Standpunkt ist. T. O. Schröter war gewiß alles Gute; einen Dichter aber kann man ihn nicht nennen. Hatte Gustav Freytag in Liebe die Poesie des kaufmännischen Lebens entdeckt, die moderne Literatur entdeckte in Haß die Poesie der kaufmännischen Persönlichkeit, der kaufmännischen Genialität. Und sie sucht ihr Wesen zu begreifen, ihre Psychologie zu ergründen. Freilich ist diese Poesie nicht mehr eine der kaufmännischen Gemütlichkeit, sondern eine der kaufmännischen Kolossivität. Sie ist massig und brutal wie das wirtschaftliche Leben unserer Tage. Sie ist nicht mehr spezifisch deutsch, sondern analog der wirtschaftlichen Entwickelung international. Vier Typen und Milieus, bezeichnend für diese moderne Entwickelung, treten mit Schärfe aus dem Gewirr der Darstellungen hervor: der Großzwischenhändler und das Warenhaus — der Großspekulant und die Börse — der Großindustrielle und die Fabrik. Und — aber erst in Ansätzen: der Großreeder und die Werft.

In seinem Roman „Au bonheur des dames" schildert Zola uns die Entwickelung des modernen Riesenbazars, des Warenhauses, und zwar im Gegensatz zu dem, wie er sagt, „alten, rechtschaffenen, einfachen Kleinhandel". Zwei kaufmännische Prinzipien kontrastieren sich in diesem Gegensatz. „Die Kunst ist nicht die, viel zu verkaufen, sondern teuer zu verkaufen", so sagt der Kleinhändler Baudu. „Der Handel beruht auf fortgesetzt rascher Erneuerung des Kapitals, auf möglichst rapidem und hochgesteigertem Umsatz der Waren. So können Millionen bei kleinem Nutzen verdient werden", dies sagt Mouret, der Besitzer des Warenhauses „Au bonheur des dames". Er ist der Mann, seinen kaufmännischen Grundsatz zu riesigem Erfolg hinauszuführen. In ihm lernen wir den ersten jener skrupellosen, aber genialen Herrenmenschen des modernen Handels kennen. Mourets Streben geht ins Kolossale; das Ungeheure ist ihm Bedürfnis. Ein „Poet der Spekulation", mit

leidenschaftlicher „kommerzieller Phantasie“ begabt — diese Wendungen stammen von Zola —, legt er sein zunächst nicht hohes Kapital bis zum letzten Heller im Einkauf an. Siegen oder sterben! Alles oder nichts! Durch Jahre setzt er seine ganze Existenz auf eine Karte. Und er siegt. Einen Artikel nach dem anderen zieht er in den Bereich seiner Tätigkeit. Die Fabriken zahlt er bar, er legt Beschlag auf die Gesamtheit ihrer Produktion. Dafür schreibt er ihnen die Preise vor. Durch geniale Einfälle steigert er den Umsatz zu schwindelnder Höhe. Er beteiligt sein Personal am Gewinn; er kommt als erster auf den Gedanken, die Waren im Schaufenster mit Preisen zu markieren — mit Preisen, die jede Konkurrenz im Keim ersticken. Die Ausstattung der Schaufenster, die Auslagen im Inneren treibt er zu einer bisher nicht erreichten brutalen Pracht, so die Käufer beinahe widerstandslos anlockend. Die moderne Macht der Reklame weiß er in riesigem Umfang sich dienstbar zu machen. Von Triumph schreitet er zu Triumph. Seine Riesenerfolge schlagen die Großbanken in Bann. Eine Vergrößerung nach der anderen wird ihm bedingungslos finanziert. Jede neue Vergrößerung aber, jeder neue Artikel, den das „Paradies der Damen“ sich zulegt, fordert im Stadtviertel seine Opfer. Ein Detailgeschäft nach dem anderen geht zu Grunde. Ratlos steht der Kleinhandel vor dieser Entwickelung, deren Wesen er nicht begreift, die er nicht aufhalten kann und die ihn um seine mühevolle Existenz bringt. Und mit zäher Erbitterung verbeißen sich diese Detailleure darauf, dem Zuge der Zeit um keinen Preis Rechnung zu tragen. Stumpf resigniert, zähneknirschend, verzweifelnd erwarten sie, daß das Verhängnis auch sie, einen nach dem anderen, ereile. Mouret weiß sehr wohl, daß sein Weg über zerschmetterte Existenzen geht. Zerschmettert er selbst doch jeden, der sich ihm in den Weg zu stellen versucht. Aber dieser Gedanke beirrt ihn keinen Augenblick. Gewissensbisse sind nicht sein Fall. Er verrichte, sagt er, einfach die Arbeit seiner Zeit. Man könne von ihm nicht verlangen, daß er sich ruiniere, um das Stadtviertel zu schonen. Und selbst, wenn er töricht genug sein wollte, sein Haus zu schließen, so würde an dessen Stelle sofort ein anderes großes Magazin entstehen, denn die Idee liege aller Enden in der Luft. Aus einem naiven Gefühl höherer Berechtigung, von einem Standpunkt kaufmännischer Herrenmoral aus verfolgt Mouret mit brutaler Kraft sein Ziel: „die Ausbeutung der Frau“, so heißt es mit seinen Worten. „Die Frau,“ sagt er, „ist es, die die Bazare durch ihre Konkurrenz einander streitig machen; die Frau, die sie fortwährend in die Falle ihrer Gelegenheitskäufe locken, nachdem sie sie vor ihren Auslagen um die Besinnung gebracht. Die Bazare wecken in der Frau neue Wünsche; sie bilden eine ungeheure Verführung, der sie verhängnisvollerweise zum Opfer fällt, indem sie anfangs als gute Hausfrau billige Käufe zu machen glaubt, später durch Koketterie fortgerissen und zum Schluß verzehrt wird.“ Im Spiel der Symbolik Zolas wird der Bazar zu einem phantastischen Ungeheuer, das Existenzen über Existenzen verschlingt. Mouret aber wird der König des Stadtviertels, der König von Paris. Sein Wort stürzt und erhebt Industrien. Seine Macht ist — unbegrenzt? Nicht ganz. Es ist ein feiner und für den Idealismus Zolas bezeichnender Zug, daß er der Macht seines Übermenschen, der Macht des Geldes überhaupt Grenzen setzt in der Ehrbarkeit der Frau. An der Keuschheit eines jungen Mädchens, einer von seinen weiblichen Angestellten, scheitert Mouret mit all seiner Macht und all seinen Millionen.

Ibsens „John Gabriel Borkmann“ und der Saccard aus Zolas großem Börsenroman „L'argent“ erscheinen als die bedeutsamsten Vertreter kaufmännischer Herrenmoral auf dem heißen Boden moderner Geldwirtschaft. Nehmen wir den John Gabriel Borkmann, wie er aus des Dramas Vorgeschichte und dem Drama selbst sich ergibt, und setzen ihn als Persönlichkeit schlechthin gegen den Saccard Zolas, so zeigt sich eine staunenswerte Ähnlichkeit der Anschauungen und Veranlagungen. Beide sind sie im Sinne der bürgerlichen Moral einfach Schwindler und Bankerotteure, wie denn auch beide mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen. Aber sowohl Zola als auch Ibsen würden die Instanz der bürgerlichen Moral als in-

kompetent für die Aburteilung ihrer Helden erklären. Ein ungeheures Gefühl der Berufenheit, ein hochgradig gesteigertes Selbstbewußtsein hebt diese Übermenschen a priori über die Begriffe landläufiger Sittlichkeit hinaus. Sie konnten nicht anders handeln, als sie handelten; denn sie stehen in dem Banne der vermeintlichen Mission, die eine phantastisch überhitzte Spekulantenbegeisterung in riesigen Bildern ihnen vorgaukelt. Was will John Gabriel nicht alles? Neue Minen ins Unendliche, Wasserfälle, Steinbrüche, Handelsstraßen und Schiffsverbindungen über die ganze Welt — alles will er ins Leben rufen. Alle Machtquellen sich erschließen. Was Boden, Wälder und Meer an Reichtümern fasse, sich aneignen. Des Goldes schlummernde Geister wecken. „Da lagen die gefesselten Millionen übers ganze Land in der Bergestiefe und schrien nach mir! Schrien um Befreiung! Keiner von all den anderen hört es. Nur ich allein!" Und noch in der eisigen Todesnacht, da er beim Leuchten des Schnees in die leere Weite blickt, narren ihn die Bilder seiner übermenschlichen, seiner dichterischen Phantasie. Gewaltige Dampfer sieht er. „Sie kommen und gehen, sie verbinden das Leben auf dem ganzen Erdball." Fabriken sieht er in sausender Tätigkeit. „Tag und Nacht arbeiten sie — die Räder wirbeln und die Walzen blitzen — immer herum, herum." Sein Reich sieht er, sein „tiefes, unermessenes, unerschöpfliches Reich", zu dem Dampfer und Fabriken nur die Vorposten bilden. — Und Saccard? Ihn locken die Märchen des Orients. „Was die Kreuzzüge versucht, was Napoleon nicht hatte vollbringen können — die Eroberung des Orients sollte sich durch die Doppelkraft der Wissenschaft und des Geldes vollziehen." Er will „das irdische Paradies zu neuem Leben galvanisieren und mittels des Dampfes und der Elektrizität wieder bewohnbar machen. Kleinasien soll wieder der Mittelpunkt der Alten Welt werden, als Kreuzungspunkt der großen natürlichen Straßen, durch welche Erdteile untereinander verbunden sind. Nicht Millionen waren zu gewinnen, sondern Milliarden und Milliarden." Borkmann und Saccard, beide breiten über ihr bis zum Wahnwitz zügelloses Wollen den Mantel des Altruismus. Nach ihrer Meinung stehen sie im Dienste der Menschheit. „Ich habe die Macht geliebt," sagt Borkmann, „die Macht, Menschenglück zu schaffen, weit, weit um mich her." Das Menschenglück dürfen sie beide streichen, Saccard und Borkmann. Sie liebten die Macht in Wahrheit, um zu herrschen, um einer Welt den Fuß in den Nacken zu setzen. Ihr gewaltiger Egoismus kannte und bejahte nur sich selbst. Macht will Saccard, der „Geldpoet"; das „Königtum der Börse" ist es, das ihn lockt. Darum stürzt er sich mit wilder Leidenschaft in den Kampf, gründet, um in Asien unmögliche Bergwerksanlagen zu finanzieren, die Banque-Universelle, steigert betrügerisch das Grundkapital, treibt skrupellos durch unerlaubte Manöver die Kurse der Aktien seiner Bank in schwindelnde Höhe, um nach furchtbarem Kampfe gegen Gundermann, den Milliardär, seinen Antipoden, den nüchtern berechnenden, kalt logischen Mathematiker der Börse, als zerschmetterter Bankerotteur auf der Wahlstatt zu bleiben ... Macht will Borkmann. Und die Nacht sieht ihn mit der Laterne die Bankgewölbe betreten und anvertraute Gelder und Papiere an sich nehmen, um, wie er sagt, „mit mutiger Hand" von ihnen für seine Spekulationen Gebrauch zu machen. Er durfte das, nein, er mußte das. War er doch ein Auserwählter, glaubte er doch „mit unerschütterlicher Gewißheit" an seinen Sieg. Dann hätte er die Papiere bestimmt zurückgebracht. Nun, es kommt anders. Der Depositenräuber stürzt wie der Schwindelspekulant. Und Tausende von Existenzen reißen sie mit sich in den Abgrund. Aber selbst diese Tausende von Opfern können sie vom kaufmännischen Größenwahn nicht bebefreien. Es ist bezeichnend, daß sie beide nach ihrem Sturze demselben sich vergleichen: Napoleon. „Ich komme mir vor wie ein Napoleon, der in seiner ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wurde" (Borkmann). „Hätte Napoleon bei Waterloo noch hunderttausend Mann in den Tod schicken können, so wäre er Sieger geblieben. Hätte ich noch die erforderlichen paar Hundert Millionen in den Schlund zu werfen gehabt, dann wäre ich heute der Beherrscher der Welt" (Saccard). — Saccard stürzt sich, kaum dem Gefängnis entronnen, in neue Riesenunter-

nehmungen. John Gabriel, der Zuchthäusler, wartet im Oberstock seines Hauses acht Jahre auf die Deputation, die ihn zu neuen Ehren, neuer Macht abholen soll. Er hält sich nach wie vor für unentbehrlich.

Hinsichtlich des Großreeders darf ich mich kurz fassen. Er ist tiefgreifend und prinzipiell meines Wissens bisher in der modernen Literatur noch nicht behandelt. Immerhin begegnen wir ihm in der Literatur der Seevölker. Ibsen streift ihn in seinen „Stützen der Gesellschaft", Heijermanns in seinem Drama „Die Hoffnung auf Segen". Konsul Bernick und Clemens Bos, die Reeder, schätzen menschliche Existenzen nicht ein Gran höher ein als Mouret, Saccard oder Borkmann. Dieser Reeder gemeinsame Spezialität besteht darin, daß sie — Bos aus roher Gewinnsucht, Bernick, um sich lästige Menschen vom Halse zu schaffen — unbedenklich morsche Schiffe auf See gehen lassen. Die „Indian Girl" Bernicks wird freilich im letzten Augenblick ohne sein Verdienst zurückgehalten; die „Hoffnung" aber sinkt mit Mann und Maus. Bos streicht die Versicherungssumme ein und redigiert einen Aufruf zu mildtätigen Sammlungen für die Witwen und Waisen der ertrunkenen Fischer.

Unvergleichlich eingehender befaßt man sich mit dem Großindustriellen, dem Fabrikanten. Die Darstellung und Auffassung des Großindustriellen in der modernen Literatur steht durchaus im Zeichen der wirtschaftlichen Klassenkämpfe unserer Tage. Aus dem zugespitzten Gegensatz zwischen dem dritten und vierten Stande, zwischen dem bürgerlichen Arbeitgeber und dem proletarischen Arbeitnehmer erwuchs mit innerer Notwendigkeit und in bezeichnender Häufigkeit das Streikdrama. Hier stehen ohne jede Frage Gerhart Hauptmanns „Weber" an hervorragender Stelle. Das Stück entstand sicherlich unter dem Eindruck der sozialen Verhältnisse der Gegenwart. Aber es ist retrospektiv. Mit historischer Treue schildert Hauptmann bekanntlich die Hungerrevolte der schlesischen Leineweber im Jahre 1844. Da aber die industriellen Verhältnisse jener Zeit nicht mehr die der unseren sind, da jene infolge der Einführung der Maschine schwer niedergedrückte Hausindustrie mit unserer in der Fabrik lokalisierten Arbeiterschaft ebensowenig gemein hat wie der schlesische Barchentfabrikant und Blutsauger Dreißiger mit dem Großindustriellen unserer Tage, so kommt den Webern in diesem Zusammenhange nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung zu. Der Großindustrielle der Gegenwart hat in der modernen Literatur kaum je eine schärfere Beleuchtung erfahren als in der Gestalt des Holger im zweiten Teile von Björnsons „Über unsere Kraft".

Holger ist Herrenmensch durch und durch. Über alle sozialen Sentimentalitäten ist er weit erhaben. Die Zeit, in die er gestellt ist, haßt er. Sie ist ihm eine „Ameisenzeit mit Tausendfüßlerphantasie". „Platz für das Genie und die großen Willen!" Das ist seine Kardinalforderung. Für die kompakte Majorität hat er nichts als eine unbegrenzte Verachtung. „Auch die Insekten sind in der Mehrheit," sagt er. Folgerichtig verwirft er den Parlamentarismus. Kam einst die gesellschaftliche Führung dem Adel zu, so ist sie nach seiner Meinung jetzt auf den Großindustriellen übergegangen. Dieser vertritt die konzentrierte, die organisierte Arbeit. Er ist der Begründer der großen Vermögen. Von ihm allein stammt der Wohlstand, der den Überschuß ergibt für Wissenschaft und Kunst. Holgers hochdifferenziertem Schönheitssinn ist kein Gedanke unerträglicher als der an den sozialistischen Zukunftsstaat, diesen, um mit Heine zu sprechen, „Stall von Gleichheitsflegeln". Der Arbeiter ist ihm nicht mehr als ein Knecht — Sklavenblut. Die Kluft zwischen den Ständen scheint ihm notwendig und durchaus unüberbrückbar. Die Regelung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und -nehmer gilt ihm ausschließlich als eine Frage der Macht, die im Kampf ausgetragen werden muß. Holger ist es, der den streikenden Arbeitern den Fachverein der Fabrikbesitzer entgegenstellt. Er hat die Prunkburg auf der Höhe des Berges errichten lassen, ein Symbol der Kraft und Herrlichkeit des Großkapitals, eine höhnische Herausforderung für die in den schauerlichen Tiefen der sogenannten Hölle schmachtende Arbeiterschaft. Aber Holger geht weiter. Er rechnet geradezu damit, daß die Arbeiter in ihrer Verzweiflung sich Übergriffe gestatten könnten. Als er erfährt, daß die Burg, in der

am Abend der Fabrikantenverein tagen will, unterminiert sein könne, entgegnet er: „Das wäre das Beste. Sie sind uns zu dicht auf den Leib gerückt. Dann wären wir sie für ein Menschenalter los.“ Und seine große Rede im Fabrikantenverein beschließt er mit den Worten: „Wenn hier eine Mehrzahl ans Ruder kommt, eine Mehrzahl ohne die Tradition der Herrenmacht, ohne ihren Hochsinn und Schönheitsdrang, ohne ihr Jahrhunderte altes erprobtes Ordnungsgesetz im Großen wie im Kleinen, so sagen wir ruhig, aber bestimmt: Die Kanonen aufgefahren!“ Das ist die Krönung dieses Gebäudes großindustrieller Herrenmoral. Holger würde sich ebensowenig besinnen, einige Tausend revoltierender Arbeiter niederkartätschen zu lassen, wie Saccard sich besann, über Tausende ruinierter Existenzen fort seinen verstiegenen Zielen nachzujagen. Dennoch ist in Holger etwas, das sein Bild zu einem nobleren macht. Er ist tatsächlich ein Idealist, und er ist kein Parvenu. Ihm fehlt die materialistische Ichsucht der anderen. Was er tut, das tut er im Namen seines Kultur- und Schönheitsideals und, von seinem Standpunkt aus, für die menschliche Gesellschaft. Ein Hoch auf sie ist Holgers letztes Wort, da über seinem Kopfe die Burg zertrümmert in die Lüfte fliegt.

Mouret, Saccard, Borkmann, Bernick, Holger — die antibourgeoise Tendenz dieser im Kern einander so ähnlichen Gestalten ist klar. Sie wird den Kundigen bei Zola und Ibsen nicht einen Augenblick wundernehmen. Aus widerwilliger Bewunderung, aus staunendem Haß, aus instinktivem Gefühl für die ihnen immanente Romantik wurden sie geboren, diese Typen genial-exzentrischer Kaufmannspersönlichkeiten, diese Schilderungen brutaler Auswüchse eines kapitalistisch verderbten Bürgertums. Ungeheure Zerrbilder, denen doch eine ungeheure Wahrheit aus den Augen sieht. Man konnte bei ihnen nicht stehen bleiben, denn die Entwickelung blieb nicht bei ihnen stehen. Das kaufmännische Leben lenkte in die ruhigen Bahnen eines gesunden Gedeihens ein. Der dritte Stand wird seiner Pflichten gegen den vierten sich allmählich bewußt, der soziale Zug tritt in der Gesetzgebung der Kulturstaaten mit Schärfe hervor. Diese Tatsachen tragen in die literarische Darstellung des dritten Standes nach und nach eine größere Ruhe. Sie kommt allmählich auch dem Kaufmann und dem Industriellen zu gute. Bedeutsam für einen sich vorbereitenden Wandel der Anschauungen ist schon, wie Björnson einen Umschwung eintreten läßt in den Gesinnungen seines großindustriellen Herrenmenschen. Als einzig Überlebender, als Krüppel unter den Trümmern der in die Luft gesprengten Burg hervorgezogen, kommt Holger zu der Einsicht, daß er ein Opfer der „Volksverzweiflung“ wurde, und daß diese „Volksverzweiflung“ etwas ist, das überwunden werden muß. Und jetzt wird er die Arbeiter empfangen, „denn einer muß den Anfang machen mit dem Vergeben.“

Von durchschlagender Beweiskraft aber für eine neue literarische Auffassung des Kaufmannsstandes ist der Umstand, daß jener Gegensatz zwischen zwei Generationen, jener Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen, den wir in der modernen Literatur auf sozialem, religiösem, auf so vielen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens behandelt finden, nun auch auf kaufmännischem Gebiet zu Tage tritt. An sich ist dieser Gegensatz kein Novum. Er durchzieht z. B. bereits Alexander L. Kiellands schönen Reederroman „Garmann und Worse“. Dem alten Konsul Garmann, dem Urbild des korrekten, altväterischen Kaufmanns, dem als Hüter geheiligter kaufmännischer Tradition all das Unreife, Stürmende, Inkorrekte der neuen Zeit in den Tod verhaßt ist, tritt hier gegenüber Marten W. Garmann, der Sohn, der, den Kopf von unruhiger Betriebsamkeit, von ausländischen Ideen voll, das ehrwürdige Haus in den Strudel der modernen Konkurrenz und Spekulation reißen möchte. Und der Sohn siegt über den Vater. Ergreifend hat der Dichter diesen Sieg symbolisiert. Der Segler, der auf der Werft gebaut wird, das prächtige Schiff, an das der alte Konsul sein ganzes Herz gehängt hat — es geht in Flammen auf. „Dieses Schiff,“ heißt es im Roman, „bedeutete für ihn mehr als eine Summe Geldes. Es war eine Arbeit, welche er zur Ehre „des Alten“ gegen „das Neue“ ausgeführt hatte, gegen den Rat des Sohnes, zu Ehren seines Vaters, des Begründers der Firma.“ Zwei Zeiten stehen hier in

Vater und Sohn einander gegenüber. Aber der Gegensatz ist doch nur einer der kaufmännischen Prinzipien. Er vermochte im Grunde nicht einmal das gute Verhältnis zwischen Vater und Sohn dauernd zu stören.

Die jüngste Phase der modernen Literatur geht über Kielland weit hinaus. Sie läßt den kaufmännischen Gegensatz auf das soziale und sittliche Gebiet hinübergreifen. Sie erweitert ihn damit zu einem Gegensatz der Weltanschauungen, der zwischen Vätern und Söhnen unüberbrückbare Klüfte aufreißt. Zwei erst jüngst erschienene Dramen kommen hier in Betracht. Martin Langens „Geben und Nehmen" und Jonas Lies „Wulffie u. Co." Beide Dramen sind künstlerisch ebenso minderwertig, wie sie kulturhistorisch interessant sind. In beiden Dramen wird der kaufmännischen Herrenmoral der Väter die feinere und differenziertere der Söhne gegenübergestellt. Bei Langen stehen wir auf dem Boden des Klassenkampfes. Drei Generationen der Fabrikantenfamilie Brüggemann, Großvater, Vater und Sohn, werden uns in ihrer Stellungnahme zu einem Arbeiterstreik vorgeführt. Natürlich ist, daß es drei sind, ein künstlerischer Fehler, weil dadurch die Wucht des Gegensatzes völlig zersplittert wird. Großvater Brüggemann ist ein Holger, doch ohne Holgers adeligen Schönheitssinn, vielmehr mit einem Stich ins Dickschädelig-Plebejische. Er ist einfach verbohrt. „Die Kerle dürfen nicht recht haben. Wenn man der Bande nicht fortwährend den Daumen aufs Auge drückt, ist man geliefert. Ins Zuchthaus gehören sie! Niederschießen sollte man die Hunde!" So viel aus dem Wortschatz des Großvaters. Folgt Vater Brüggemann: „Sollen mir die Herren einen annehmbaren Vorschlag machen! An einem sogenannten Sieg ist mir nichts gelegen. Ich bin kein Prinzipienreiter. Solche Ungeheuer sind unsere Arbeiter denn doch nicht. Man muß sie nur ein bißchen zu behandeln verstehen." Und Brüggemann, der Sohn: „Was tun sie denn Schlimmes, sie kämpfen für ihren Stand. Das kann man ihnen doch nicht verdenken. Wir selber sind die Schuldigen: unser Unverstand, unsere Herrschsucht, unsere Habgier. Das Geld spricht bei uns das entscheidende Wort. Nicht der Geist. Wir selber müssen ihnen die Wege weisen." Man sieht: der Herrenmensch, der Kompromißler und der soziale Schwärmer. Merkwürdig nur, daß der entscheidende und unheilbare Zusammenstoß nicht zwischen den Extremen, zwischen Großvater und Enkel, sondern zwischen Vater und Sohn stattfindet. Jonas Lie arbeitet schärfer. Auch Konsul Wulffie gehört zur Gattung der skrupellosen kaufmännischen Herrenmenschen. Einen brutalen Parvenu nennt er sich selbst mit Stolz. Aber von anderem Schlage, das Kind einer neuen Zeit, ist Ottar, sein Sohn. „Da muß," sagt Wulffie im Hinblick auf ihn, „immer erst peinlich geforscht werden, ob wir vor der himmlischen Gerechtigkeit bestehen können. Mit einer derartigen Gentlemanserziehung fassen sie das Leben überhaupt nicht mehr als Kampf auf." „Nobel — wenn ich etwas hasse, so ist es dies Wort in Geschäftssachen. Im Geschäftsspiel ist weder für Noblesse noch Sentimentalität Platz." Sein geschäftliches Gebaren macht diesem Standpunkt Ehre. Ringsum im Lande rauchen die Schornsteine der Sprit- und Likörbrennereien. Die Pest der Trunksucht rast durch die Straßen der Städte; Unzucht und Demoralisation folgen ihr auf dem Fuße. Eine Stütze der Gesellschaft, steht Familie Wulffie an der Spitze des Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht. Da erfährt Ottar durch einen Zufall, daß sein eigener Vater, mit Millionen an der Gründung der Spritbrennereien beteiligt, den größten Teil ihrer Aktien in Händen hält und riesige Gewinne aus ihnen zieht, daß also sein Vater schuldig der geheimen Verbreitung desselben Lasters, welches er öffentlich bekämpft. Als zorniger Richter tritt der Sohn vor den Vater. „Wir müssen diese Todschuld los werden," erklärt er, „die wie eine Kloake unser Haus durchzieht! — müssen, müssen entsagen, von uns werfen alles, was wir besitzen! — all den Reichtum, den wir eingehamstert haben im Handel — und nichts als einen Erdenwinkel suchen, wo wir unsere Schande verbergen können." Und da der Konsul das für verächtliche Weibersentimentalität und eitel Spitzfindigkeit erklärt — Aktien könnten nun einmal nicht nach Eau de Cologne duften —, so verläßt der Sohn auf Nimmerwiedersehen das väterliche Haus.

Die Verwirrung der moralischen Begriffe im kaufmännischen Übermenschen findet ihre Richter im erwachenden Gewissen der Söhne, der nachfolgenden Generation. Auf die Tendenz folgt — in Ansätzen nur, doch deutlich erkennbar — die Gegentendenz. Gleichviel, Tendenz ist auch sie. Auf der ganzen Länge des Weges, den wir seit Gustav Freytag zurücklegten, ging das Moralprinzip uns zur Seite: So soll der Kaufmann sein, so soll er nicht sein. Das ist bezeichnend. Im Widerstreit sozialer Voreingenommenheiten, in der Hitze vorwiegend ethischer Diskussionen hatte man den Sinn für ruhige Beobachtung, für eine rein sachliche, d. h. künstlerische Gestaltung kaufmännischen Lebens eingebüßt. Man war dahin gekommen, gewisse Eigenschaften des Kaufmanns geflissentlich in die Höhe zu treiben, um andere schonungslos zu übersehen oder zu unterdrücken. Man hatte im Kaufmann nur den Willensmenschen gesehen. Daß hinter diesem Willensmenschen heute so gut wie zu Freytags Zeiten ein Herzensmensch sich verbergen kann, daß es auch heute keineswegs nur Bande des Vorteils, der Macht, des Geldes sind, die den Kaufmann an seinen Beruf knüpfen, sondern auch und nicht zuletzt Bande des Gemüts, der Liebe, des Ehrgefühls, das hatte man nicht empfunden, eben weil man zu objektiver Betrachtung noch nicht vorgedrungen war. Erst der allerjüngsten Zeit blieb die Erfüllung dieser Ehrenpflicht für Deutschland vorbehalten.

Von den Älteren und Ausländern — es marschieren in der Darstellung des Kaufmannsstandes überall die Skandinavier an der Spitze — ist Björnson der einzige, der eine spezifische Situation kaufmännischen Lebens ruhig beobachtend, doch mit der Wärme des Herzens zu erfassen wußte. Es ist die tiefe Tragik kaufmännischen Zusammenbruchs, die Tragik des Bankerottes, die er in seinem Schauspiel „Ein Fallissement“ behandelt. Warum ringt Großhändler Tjälde inmitten seiner Schwierigkeiten wie ein Verzweifelter gegen den Konkurs? Was treibt ihn auf die Bahn der Lüge und fast des Verbrechens? Es sind Gründe der Liebe und eines, wenn auch verirrten Ehrgefühls. Daß sein kaufmännischer Name, daß seine Firma untergehen soll, er kann und kann es nicht fassen. Darum bleibt dieser Mann trotz seiner Verfehlungen unserem Herzen nahe. Wir fühlen mit ihm, obwohl er an dem Prinzip sich versündigt, das Advokat Berent ihm gegenüber als die Grundlage kaufmännischen Lebens zu vertreten den Beruf hat: an der Wahrhaftigkeit, kaufmännisch gesprochen, der Reellität. Auf dieser Grundlage vollzieht sich denn auch Tjäldes geschäftliche Wiedergesundung. Unzweifelhaft ist hier der Handelsstand unter Gesichtspunkten eines ihm wesentlichen Idealismus erfaßt. Die Firma erscheint als ein Palladium, dem man die letzten Blutstropfen weiht, als Ehrenschild, den unbefleckt zu hinterlassen, heiligste Verpflichtung ist.

Sie erscheint nicht anders auch in des jungen Thomas Mann 1902 erschienenem hansischem Kaufmannsroman „Buddenbrooks“. Mann moralisiert und kritisiert nicht; er gestaltet. Er diskutiert nicht mehr den Stand; ihn fesselt der Mensch als Angehöriger dieses Standes. Menschen und Dinge stellt er einfach hin und läßt sie für sich selbst reden, und Menschen und Dinge wirken poetisch. Das Buch bedeutet ein erstes Wiederaufleben des Gefühls für die spezifische Poesie kaufmännischen Lebens. In ihm ward uns wenigstens ein bescheiden Stücklein „Soll und Haben“ aus modernem Geiste neu geboren. Der Großkaufmann erscheint nicht mehr als bourgeoiser Emporkömmling. Mann weiß, daß ein aristokratisches, ein fast dynastisches Prinzip die alten Handelsgeschlechter an der Waterkant beherrscht. Vier Generationen einer Lübecker Patrizierfamilie lösen einander vor unseren Augen ab. In vier Abstufungen vollzieht sich der Verfall des ehrwürdigen Handelshauses Buddenbrook. In scharf gezeichneten Typen treten die Mitglieder der Familie, männliche und weibliche, vor uns hin; in das private Leben, das in Bildern von eindrucksvollster Beweglichkeit und feinstem Lokalkolorit geschildert wird, spielt überall, es bestimmend und beherrschend, das geschäftliche hinein. Etwa fünfzig Jahre wirtschaftlicher und politischer Entwickelung, die Zeit von 1830 bis 1880, spiegeln sich in den drei Trägern der Firma Buddenbrook. Verschieden nach der Zeit, in der sie leben, verschieden in ihren geschäftlichen Prinzipien, gleichen sie einander an Point d'honneur und unantastbarer Respektabili-

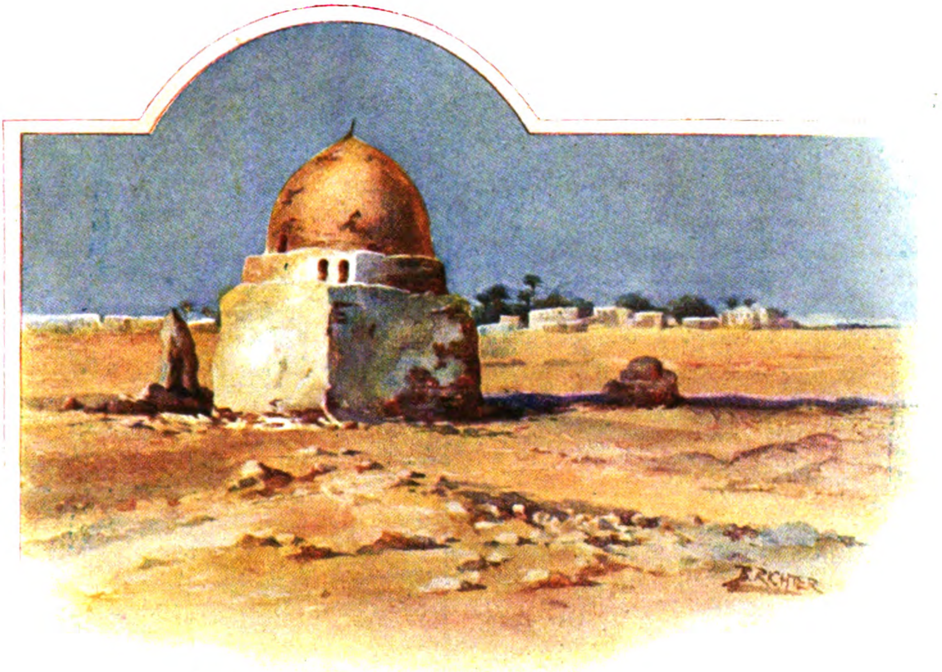
tät. „Sei mit Lust bei den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bei Nacht ruhig schlafen können.“ Das ist der Grundsatz des Hauses. In ihm lebte der alte Johann Buddenbrook, der à la mode-Kavalier, der feine französierte Handelsaristokrat der Jahrhundertwende, der doch so kernig plattdeutsch fluchen kann. In ihm sein Sohn, der Konsul, dessen Bild etwa dem des alten Garmann entspricht: ehrenhaft, solid, vorsichtig, mit äußerster Reserve den Errungenschaften der neu hereinbrechenden Zeit, dem entscheidenden Umschwung der vierziger Jahre gegenüberstehend. Das Kind dieser neuen Zeit ist Thomas Buddenbrook. Talentvoll, kühn, weitsichtig wie keiner seiner Vorgänger, eine kaufmännische Persönlichkeit, reißt er das durch Verluste und Krisen in den letzten Jahren seines Vaters zurückgegangene Haus zu kurzem, gewaltigem Aufschwung empor. Die Senatorenwürde, die ihm zu teil wird, bedeutet den Höhepunkt des Hauses Buddenbrook. Aber unter diesem Glanze kauert schon der Verfall. Der Senator ermattet. Seine Energie verzehrt sich in Zweifeln an seiner Tüchtigkeit, er verliert den Glauben an den Erfolg und damit den Erfolg. Er stirbt jählings und in besten Jahren. Sein einziger Sohn, ein hypernervöser, künstlerisch veranlagter Knabe, wohl von Beginn seiner Tage nicht lebensfähig, folgt ihm binnen kurzem in den Tod. Mit wehem Gefühl legt man das Buch aus der Hand. Warum just der Verfall einer Kaufmannsfamilie, warum nicht lieber ein Emporblühen durch Generationen zu immer größerer Herrlichkeit? Und man sucht nach einem Werke, das man als positiv dem schmerzlich negativen Manns gegenüberstellen könnte. Man sucht vergeblich!

Einen Roman wie Thomas Manns „Buddenbrooks“ dürfen wir uns mit Recht im Sinn eines wiedererwachenden Objektivitätsgefühls dem Kaufmann gegenüber auslegen. Bezeichnenderweise aber fehlt es schon heute nicht an Schöpfungen, die, über die rein künstlerische Objektivität hinausgehend, mit scharfer Tendenz für den Kaufmannsstand eine Lanze brechen. Die Literatur hatte den Kaufmann so lange zum Gegenstand einseitiger Kritiken gemacht, daß es begreiflich wird, wenn z. B. Knut Hamsun, wider den Stachel leckend, in seinem Roman „Neue Erde“ just den Kaufmannsstand gegen die jüngere Literaturgeneration, kaufmännische Moral und Respektabilität gegen die Bohêmemoral gewisser Künstlerkreise kontrastiert. Der größenwahnwitzigen, unproduktiven, verlumpten und verlogenen Schar der Skribifaxe gegenüber sieht Hamsun im Kaufmann vor allem den wahrhaft Werte schaffenden Stand, den Stand, der die Hoffnungen auf einen Kulturfortschritt des Vaterlandes trägt. Der Kaufmann arbeitet vor allen Dingen ehrlich. Er besitzt Tatkraft und Wagemut, Standesgefühl und Sinn für Recht. Er lebt und läßt leben; anders als jene Künstler, die einander vor Neid am liebsten auffräßen. Besonders wurmt Hamsun die Arroganz des Künstlers dem Kaufmann gegenüber, den er als „Krämer“ zu bezeichnen beliebt, den er meint verlachen zu können, wenn er ihn nicht gerade — anpumpt, um nie zurückzuzahlen. Was täte man, fragt Hamsun, mit einem Kaufmann, der sich so verhielte? Man würde ihn einfach wegen Betruges anklagen und ihn bankrott erklären. Das Buch bedeutet einen pfeifenden Gertenhieb gegen die junge Dichtergeneration Norwegens. Aber mit dieser Tendenz ist der Roman nicht abgetan. Hamsun, der Vielumgetriebene, ist einer von den sehr wenigen modernen Literaten, denen der Sinn aufging für die neue und gewaltige Poesie des Welthandels. Seine Schilderungen des Lebens am Hafen einer großen Handels- und Seestadt sind von hoher Schönheit; ich habe Ähnliches nicht wieder gefunden:

„Maschinen arbeiteten weit fort mit gedämpftem Sausen. Unten am Hafen pfiff ein Dampfschiff, ein anderes pfiff wieder. Flaggen wehten. Große Prahme glitten zwischen einander hin und her. Segel wurden gehißt und Segel wurden eingezogen. Und hier und da ließ ein Schiff seine Anker fallen, und die eisernen Ketten rasselten unter einem Rauch von Rost aus den Klüslöchern, und wie flammende Hurrarufe rollten diese Laute über die Stadt in den lichten Tag hinein. Der Handel lebt sein brausendes Leben. — Des Handels große und merkwürdige Poesie durchsaust die Welt. Danken wir ihm! Aus ihm wird die Erneuerung kommen!“ — —

Ein Stück Literatur im Spiegel der Kulturgeschichte, das ist's, was ich geben wollte. Ich bin mir bewußt: der positiven Resultate meiner Betrachtung sind wenige. Aber auch ein negatives Resultat kann, meine ich, bezeichnend und lehrreich sein. Wir alle haben das Gefühl, daß die Darstellung des Kaufmannsstandes in der modernen Literatur noch in ihren Anfängen steckt. Die soziale Einseitigkeit, mit der diese dem Bürgertum überhaupt gegenüberstand, mußte sich auch in der Behandlung des Kaufmanns geltend machen; kaum haben wir die Schwelle einer sachlichen, geschweige gar einer poetischen Betrachtung des Handelsstandes überschritten. Die Literatur, sonst der Zeiten getreuester Spiegel, ist hier um Jahrzehnte zurück. Eine gewaltige Lücke klafft auf. Daß über lang oder kurz Versuche gemacht werden, sie auszufüllen, bezweifle ich nicht. Auf in diesem Sinne symptomatische Erscheinungen glaube ich hingewiesen zu haben. Die Mouret, die Saccard, die Bernick — die wirtschaftlichen Parvenus sind nicht mehr die Herren unserer Zeit. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, das stolze Wort vom königlichen Kaufmann zu prägen. Sie sieht in ihm eine Vereinigung höchster kaufmännischer Genialität und Energie bei höchster Noblesse der Gesinnung und Lebensführung. Das Bild dieses königlichen Kaufmanns, dessen wirtschaftliche Macht Meere überbrückt, schwebte Freytag vor, als er die Gestalt seines Fink schuf. Den königlichen Kaufmann wollte Sudermann in der als Handelsherr und Mensch gleich verunglückten Gestalt des Kaffeegrafen Trast uns schildern. Und wenn ein Aristokrat wie Ompteda eines der begabtesten und kraftvollsten Mitglieder der freiherrlichen Familie derer von Eysen als Hamburger Großkaufmann einführt — und Ludwig von Eysen hat als Kaufmann durchaus nichts von seinem Adelsstolz eingebüßt —, so ersieht man daraus, bis zu welchem Grade der deutsche Großkaufmann der Gegenwart die sozialen Vorurteile auch der höheren Gesellschaft zu beseitigen beginnt. Aber Ludwig von Eysen ist nur eine Episodenfigur. Wer stellt den königlichen Kaufmann zuerst in den Mittelpunkt der Schilderung und gibt uns in seinem Bilde den Zeitroman :des modernen Handels? Der ihn schreiben will — und einer wird wollen —, muß einen weiten Blick haben; aber auch ein warmes Herz. Nur die Liebe zeugt gesunde Kinder. Und daß dieser Jemand sich nicht zu weit von der Waterkant entferne, daß er sich Hamburgs Hafen genau ansehe und sich wohl umtue auf den Kontoren der großen Hamburger Reedereien! Denn der moderne Zeitroman des Kaufmanns kann kein binnenländischer mehr sein. Er muß Weltteile überschauen, die salzige Luft der See muß über ihm liegen und der Duft exotischer Länder. Und legt man das Ohr an ihn, so muß man, um mit Hamsun zu sprechen, hören, wie „des Handels große und merkwürdige Poesie ihn durchbraust". Eine schwere Aufgabe; eine ernste und schöne Aufgabe, wert des Schweißes der Edlen, würdig der Kunst, würdig der Männer, die als Matadore der Kultur den Erdkreis in den Bann ihrer friedlichen Eroberungen schlugen. Die ungeheure Bedeutung des Kaufmannsstandes leugnet heutzutage kein Einsichtiger. Im vierten seiner Poggfred-Gesänge sagt Detlev von Liliencron:

> Ich weiß nicht, was soll stets das Übelreden
> Auf einen reichen Kaufherrn? Hat er nicht
> Durch seine Klugheit Speicher voll und Reeden,
> Durch seine Vorsicht, durch sein Suchelicht?
> Wenn vom Äquator schwimmt sein Schiff nach Schweden,
> Und wohin noch — ist das nicht ein Gedicht?
> Und wenn er klüger ist als andere — nun,
> Wir würden alle ja dasselbe tun.



Schechgrab bei Abusir el Mäläk.

Drei Monate bei den Ausgrabungen in Ägypten

Von

Erich Rexhausen

(Nachdruck ist untersagt.)

Seitdem sich Dampfkraft und Elektrizität vereinigt haben und es für den Menschen kaum noch ein Hindernis des Raumes gibt, ist auch Ägypten ein leicht erreichbares Ziel für Touristen geworden. Man durchwandert unter Bädekers Leitung, von Stangen oder Cook geführt, das Land der Pharaonen wie Italien und besteigt die Cheopspyramide anstatt der Peterskuppel oder des Vesuvs. Aber noch halten die meisten Reisenden sich an die vorgeschriebene Route Alexandrien, Kairo, Luxor, um in kürzester Zeit möglichst viel zu sehen. Der Verkehr abseits der Touristenstationen ist noch immer beschwerlich, das Reisen teuer und zum Teil unsicher; ist man doch auf das Leben im Zelt angewiesen. Längere Ausflüge ins Innere werden nur von Leuten ausgeführt, die einen bestimmten Zweck im Auge haben. Eine solche Reise soll in folgenden Zeilen geschildert werden. Sie enthalten Erinnerungen eines Malers, welcher an einer deutschen, vom Februar bis zum April 1902 im Fajum in Oberägypten arbeitenden Expedition teilgenommen hat.

In den ersten Tagen des Februars trafen wir in Kairo zusammen und gingen sofort daran, die für unsere Aufgabe nötigen Gegenstände zu besorgen; Zelte, Betten, Tische, Stühle, photographische Apparate, Werkzeuge — kurz, alles, was zu den stehenden Lagergerätschaften gehört, war bereits von den früheren Ausgrabungen her vorhanden. Es handelte sich jetzt in der Hauptsache um Ergänzung des Vorhandenen und den Einkauf von Lebensmitteln: von Konserven, die natürlich alle europäischen Ursprungs sind, von einigen hundert Flaschen Mineralwasser, da der Genuß des Wassers aus dem Nil und seinen Kanälen der Gesundheit des Europäers wenig zuträglich ist, ferner von Wein, anderen Spirituosen, Kaffee, Tee, Zucker, Reis usw. In der Stadt Medinet el Fajum sollten dann noch verschiedene Körbe Hühner dazukommen. Dieses nützliche Federvieh lieferte das einzige

frische Fleisch, das wir mit wenigen Ausnahmen innerhalb dreier Monate zu Munde führen sollten. Dazu kamen natürlich noch eine Menge Gegenstände teils allgemeiner, teils persönlicher Natur. Es mußte hier für alles gesorgt werden, da unser zukünftiger Wirkungskreis weitab von aller Kultur in der Wüste lag. Endlich war alles bis ins kleinste geregelt, und so brachen wir eines Tages frühzeitig auf; unser Gepäck, das einen ganzen Waggon reichlich füllte, wurde glücklich auf der Bahn verladen. Zehn bei früheren Ausgrabungen erprobte Arbeiter und drei Aufseher, die den Stamm unserer Arbeiterkolonne bilden sollten, sowie für unseren persönlichen Dienst ein Diener und der Koch bildeten die Begleitmannschaft.

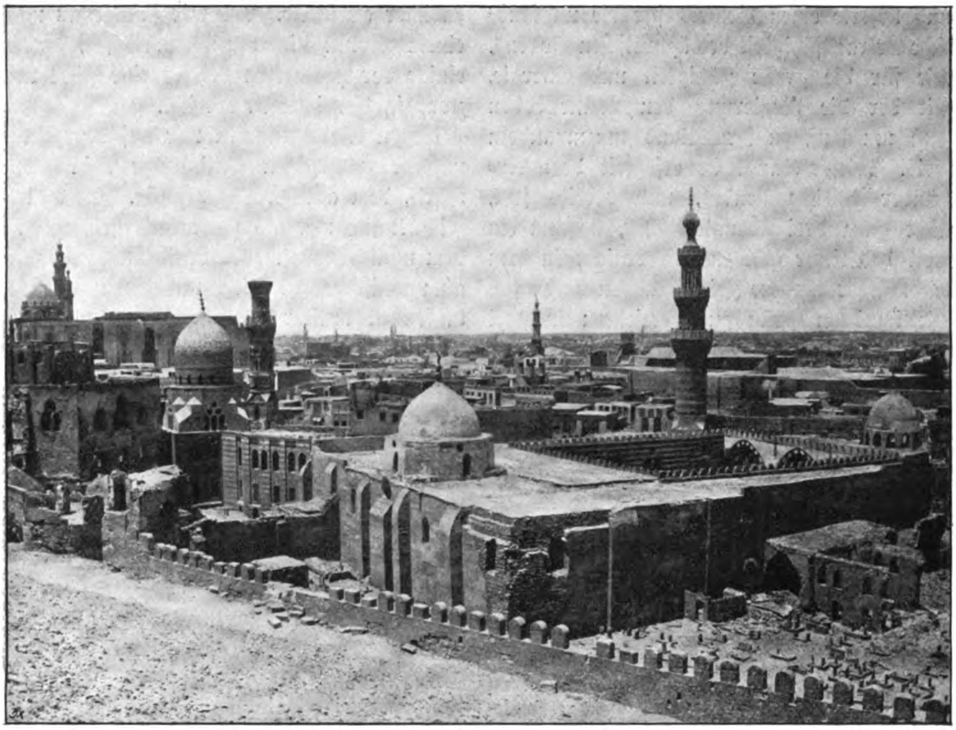
Nach fünfstündiger Eisenbahnfahrt erreichten wir die Stadt Medinet el Fajum. Dort sollte für ein bis zwei Tage Aufenthalt genommen werden. Es handelte sich hier um die Besorgung von Kohlen, Hühnern, Früchten und Gemüse, dann um Bretter, Dachpappe, Balken, Matten, Stricke usw. zum Bau der Küche und des Arbeiterhauses. Außerdem waren bei dem Gouverneur oder Mudir des Fajums und einigen anderen Beamten Besuche zu machen, teils um Empfehlungsschreiben aus Kairo abzugeben, teils um neue für die einzelnen Ortsvorsteher in Empfang zu nehmen. Von hier aus reisten wir ja so ziemlich außerhalb der civilisierten Welt, und es konnten uns durch mangelndes Entgegenkommen irgend eines Schech oder Omde (Gemeinde- und Ortsvorsteher) mancherlei Unannehmlichkeiten bereitet werden.

Medinet el Fajum, die Hauptstadt der Provinz Fajum, der größten Oase Ägyptens, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Niltal steht, zählt etwas mehr als 30000 Einwohner und gehört zu den schönsten Teilen des Landes. Der vom Nil abgeleitete Bachr Jussuf (Josephskanal), der in vielen Armen Stadt und Provinz durchströmt, verleiht der Landschaft durch seinen blinkenden Wasserspiegel einen eigenen Reiz. Die Vegetation ist nirgends in Ägypten so üppig wie hier. Orangen, Mandarinen, Wein, auch europäische Obstsorten wachsen in reichster Fülle — ich habe kaum saftigere Birnen gegessen wie im Fajum — Oliven, Feigen, Reis und Zuckerrohr, von Erbsen, Bohnen gar nicht zu reden. Und dann weiter hinaus nach Süden zu, auf der Bahnstrecke Medinet-Kalamsche, diese wunderbaren Palmenwälder, in welche eingebettet die bald größeren, bald kleineren Ortschaften verstreut liegen, mit ihren Kamel- und Büffelherden, den eigenartigen Sakjen oder Schöpfrädern, die, durch Büffel oder Esel getrieben, das Wasser auf die Felder heben; zuweilen ein Schechgrab und Ruinen eines koptischen Klosters.

Trotz seiner malerischen Reize wird das Fajum verhältnismäßig selten von Touristen besucht, und diejenigen, welche den Abweg von der großen Heerstraße nicht scheuen, beschränken sich meistens auf die Stadt Medinet, den Birket-Karun (den Mörissee der Alten) und machen vielleicht noch den Ausflug nach Hawara, der Stelle des alten Labyrinths. Und doch glaube ich, daß es niemand reuen würde, wenn er einmal vierzehn Tage hier verweilt hätte. Jedenfalls dürfte ein Jäger auf alle Fälle seine Rechnung finden, namentlich wenn er sich am See aufhält, denn der Karun und seine Umgebung sind ein geschätzter Jagdgrund. Freilich verursacht eine längere Reise im Fajum nicht geringe Kosten und auch Unbequemlichkeiten. Man muß Zelte zum Übernachten, Lebensmittel, Kamele und Esel mit sich führen; endlich ist ein Dragoman unerläßlich, der Land und Leute kennt, da ja wohl bei den wenigsten Reisenden eine Kenntnis der arabischen Sprache vorauszusetzen ist. Alles in allem dürften die Kosten für Tag und Person vierzig Franken betragen.

In der Stadt Medinet el Fajum gibt es zwei Hotels, die für den Europäer in Betracht kommen und nicht allzu anspruchsvollen Reisenden vollkommen genügen. Natürlich darf man nicht annähernd den fast übertriebenen Luxus erwarten, den man in den großen Hotels in Kairo findet. Smoking, Frack und Lackstiefel kann man ohne Sorge zu Hause lassen. Man ist eben auf dem Lande, und dementsprechend sind die Speisen einfach, aber gut. Sogar über den Mangel an Sauberkeit — im allgemeinen ein wunder Punkt im Orient — läßt sich nicht klagen.

Wir stiegen im „Hotel du Fajum“ ab. Der Besitzer ist ein Grieche wie die meisten



Kairo.

Kaufleute im Fajum. Das Hotel liegt unmittelbar am Bachr Jussuf, und von seinen Fenstern aus genießt man die schönste Aussicht auf den Kanal und sein buntes Leben. Apfelsinen- und Mandarinenverkäufer, Frauen, die die großen Wasserkrüge auf dem Kopfe balancieren, Kamele, hoch mit Zuckerrohr beladen, Landleute und Gentlemen aus der Stadt auf Eseln und Maultieren, Arbeiter, mit Schläuchen aus Büffelfell die Straßen sprengend, Wasserverkäufer, mit ihren metallenen Trinkschalen wie mit Castagnetten klappernd, dazwischen die bekannten Zurufe: „jemînak", rechts, „schemâlak", links, d. h. biege rechts oder links aus, die uns so lebhaft an das Straßenleben Kairos erinnern. Auch hier derselbe Lärm, dieselbe Buntheit, dieselbe harmlose Fröhlichkeit.

In anderthalb Tagen hatten wir alles Notwendige besorgt, das Gepäck war am Nachmittag schon aufgeladen worden, und gegen sieben Uhr Morgens stiegen wir wieder auf die Bahn, die uns in anderthalb Stunden nach Nezle Schoketa brachte, wo wir die auf Befehl des Mudir uns gestellten zehn Kamele antrafen. In anderthalb Stunden ungefähr waren die Tiere beladen. Die Karawane setzte sich in Bewegung. Wir beiden Europäer ritten voraus.

Anfangs führte unser Weg durch eine an landschaftlichen Reizen reiche Gegend. Besonders der kleine Ort Kaßr Gibala, wo dem Omde ein offizieller Besuch abgestattet wurde, bot prächtige malerische Motive, und ich hatte bis zum Eintreffen der Kamele Zeit genug, einige Skizzen im Orte zu machen. Prachtvoll dekorative Figuren sind die Wasserträgerinnen mit den gewaltigen Tonkrügen auf dem Kopfe. In lange, wallende, meist schwarze Gewänder gehüllt, schreiten sie singend und plaudernd einher, beim Anblick des Fremden kichernd das Gesicht mit einem Zipfel des Kopftuches verhüllend. Von Kaßr Gibala an hörte nun aber allmählich jede Vegetation auf, und wir ritten über den feinen gelben Sand der Wüste dahin, das geräuschvolle Leben des Dorfes hinter uns lassend. Vollkommene Stille umgab uns. Zu unserer Linken, in einer Entfernung von vielleicht zehn Minuten, zog sich ein erst kürzlich gegrabener Kanal zur Bewässerung des Fajums hin

und lieferte einen Beweis für die unglaubliche Ertragsfähigkeit des ägyptischen Bodens, wie für die große Zähigkeit und Energie, mit der die Regierung den Wüstenboden Fuß um Fuß in Fruchtland umzuwandeln weiß. Dieser Kanal ist erst seit dem November 1901 vollendet, und bereits jetzt, nicht ganz drei Monate später, begann ein Teil des tiefer gelegenen Terrains, in dem das Wasser längere Zeit gestanden hatte, sich mit üppigem Grün zu überziehen; in zwei Jahren höchstens wird auch dieser Teil des Fajums vollständig bestellt sein. Wie wenig Pflege und Sorgfalt dazu gehört, die in dem anscheinend völlig toten Boden schlummernden Kräfte zu wecken und dem Menschen nutzbar zu machen, davon hatten wir gleich in unserem ersten Lager ein lehrreiches Beispiel. Unser Diener, Abu Bekr, neben dem Koch der einzige von allen Arbeitern, der Tags über immer einige Stunden für sein Privatvergnügen, den — Schlaf, herausschlug, hatte sich nach Art unserer kleinen Kinder einen Garten angelegt, indem er einen Kreis von ungefähr anderthalb Metern Durchmesser mit Lehmziegeln einfaßte, ihn, um das sofortige Ablaufen des Wassers zu verhindern, an den Außenseiten noch mit Sand abdämmte und nun das Feld mit einigen Kartoffeln, Mais, Weizen, Bohnen usw. bestellte. Zur Bewässerung diente unser Wasch- und Badewasser, das er Morgens und Abends mit ziemlicher Regelmäßigkeit darüber ausleerte. Als wir fast genau nach einem Monat diesen Platz verließen, hatten einige der Pflänzchen bereits eine Höhe von zwanzig Centimetern erreicht.



Am Bachr Jussuf (Medinet el Fajum).

Gegen Mittag kamen wir auf dem Felde unserer zukünftigen Tätigkeit an, in Batn Harit, dem antiken Theadelphia. Die Stätte zeichnet sich nur als schwache Erhebung von dem umliegenden wellenförmigen Sandboden ab und ist bedeckt mit Tausenden und Abertausenden antiker Tonscherben. Unter dem Wüstensande vergraben liegen die Häuser aus Lehmziegeln, deren Umfassungsmauern sich mehr oder weniger deutlich vom Sande abheben. Diese Lehmziegel wurden hergestellt, indem man Nilschlamm mit kurzem Stroh durchknetete, den Teig durch kastenartige Holzformen in die gewünschten Größenverhältnisse brachte und die Masse an der Sonne trocknen ließ. Die Stadt lag auf dem ehemaligen Boden des Mörissees, dem jetzigen Birket-Karun, und wird in der ersten Zeit der Ptolemäerherrschaft, der Zeit der letzten glänzenden Blüte Ägyptens, gegründet sein. Ptolemäus Soter, des Lagus Sohn, einer der fähigsten Generale Alexanders des Großen, wurde von diesem als Statthalter Alexandriens, der neugegründeten griechischen Stadt an der Mündung des Nils, eingesetzt. Nach Alexanders Tode (311 v. Chr.) ließ er sich (305 v. Chr.) zum König von Ägypten krönen, und unter ihm und seinen Nachfolgern Philadelphus und Euergetes kam Ägypten noch einmal zu Wohlstand und Macht. Alexandria wurde der Mittelpunkt des geistigen Lebens, die hervorragendsten Künstler und Gelehrten sammelten sich am Hofe der kunstsinnigen Fürsten. Weltberühmt waren die Bibliothek, deren Bestand beim Brande zu Cäsars Zeit auf ungefähr 900 000 Rollen geschätzt wurde, und das Museum. Unter Philadelphus entstand die als Septuaginta

bekannte älteste Übersetzung des Alten Testamentes in die griechische Sprache. Nach Euergetes' Tode verfällt das Reich, bis es nach Kleopatras Tode nach der Schlacht bei Actium (30 v. Chr.) römische Provinz wird.

Die Ptolemäer haben gerade der Provinz Fajum besondere Sorgfalt gewidmet. Der Birket-Karun wurde eingefaßt von einem Kranze neugegründeter Städte. Steht man auf der Stätte von Theadelphia, so begrenzt der Spiegel des Sees, mit dem flachen, vegetationslosen Bergrücken der Libyschen Wüste im Hintergrunde, als blauer Streifen den nördlichen Horizont, von hier aus bis zum Süduſer fast genau sieben Kilometer. Nach Osten zu liegt das bebaute Land des Fajums, durch den zwei Kilometer von uns entfernten schon genannten Kanal von der Wüste getrennt. Im Süden und Westen endlich erheben sich strichweise hintereinander die Sandwellen der Wüste.

Sogleich suchten wir einen geeigneten Platz zum Aufschlagen des Lagers. Kaum war er gefunden, so erschienen auch schon die ersten Kamele, wurden sogleich entladen, und nun begann eine der Scenen, die sich bei allen unseren Kameltransporten wiederholen sollten. Die Kamelbesitzer, unter ganz bestimmten Bedingungen gedungen, machten am Tage der Auszahlung die bewundernswertesten Anstalten, noch mehr herauszupressen. Da war das Kamel des einen so viel besser als das des anderen, ein anderer hatte seinen Bruder oder sonst ein teures Haupt seiner Familie mitgebracht, der auch nicht umsonst mitwirke; fast alle waren falsch verstanden worden, sie hatten nicht zehn Piaster, sondern zwölf gemeint usw. Der Verlauf war fast immer der gleiche. Man hörte das Gerede eine Weile ruhig an, fragte dann nach dem Häuptling der Bande und gab diesem die Gesamtsumme in möglichst großen Geldstücken, damit er nicht sofort zur Verteilung schreiten konnte. Nur so blieb uns der Anblick einer wüsten Rauferei der Biedermänner erspart. Darauf wurde ihnen sehr bestimmt ans Herz gelegt, sich zu drücken.



Am Bachr Jussuf (Medinet el Fajum).

Kamen sie dieser Aufforderung nicht umgehend nach, so jagten unsere Leute mit ihren Stöcken die Kamele in die Flucht, denen ihre Herren notgedrungen folgen mußten, laut schimpfend über die Ungerechtigkeit dieser Welt.

Das Aufschlagen der Zelte ging schnell von statten, da die Leute diese Arbeit nicht zum erstenmal verrichteten. Eine Abteilung begab sich sogleich nach dem Ausgrabungsfeld, um Lehmziegel zum Bau einer Küche und des Arbeiterhauses herbeizuschaffen. Beide Baracken, von den Zelten ungefähr zwanzig Meter entfernt, mit Brettern, Dachpappe oder Durrahstroh gedeckt, waren zweckentsprechend, sahen recht malerisch aus und waren in anderthalb Tagen fertiggestellt. Um allzu vertraulichen Annäherungen der Leute vorzubeugen, war rings um die Zelte ein Steinkreis gezogen worden, der nur von unserer persönlichen Bedienung, sowie von den Aufsehern überschritten werden durfte. Jedem anderen war unter Androhung empfindlicher Strafe das Betreten dieses geweihten Platzes untersagt. Dieses Sichabschließen hat sich als unbedingte Notwendigkeit herausgestellt. Wir hatten nämlich schon

nach wenigen Tagen gegen hundert Arbeiter angenommen, die aus allen möglichen Ortschaften von nah und fern anrückten, darunter natürlich manch verdächtiges Gesindel, das jederzeit bereit war, sich an fremdem Gute zu vergreifen, und dazu in den Zelten Gelegenheit genug gefunden hätte. Führten wir doch stets mehrere tausend Mark in kleiner Münze mit uns, um die Arbeiter wöchentlich auszahlen zu können.



Dorf zur Zeit der Überschwemmung.

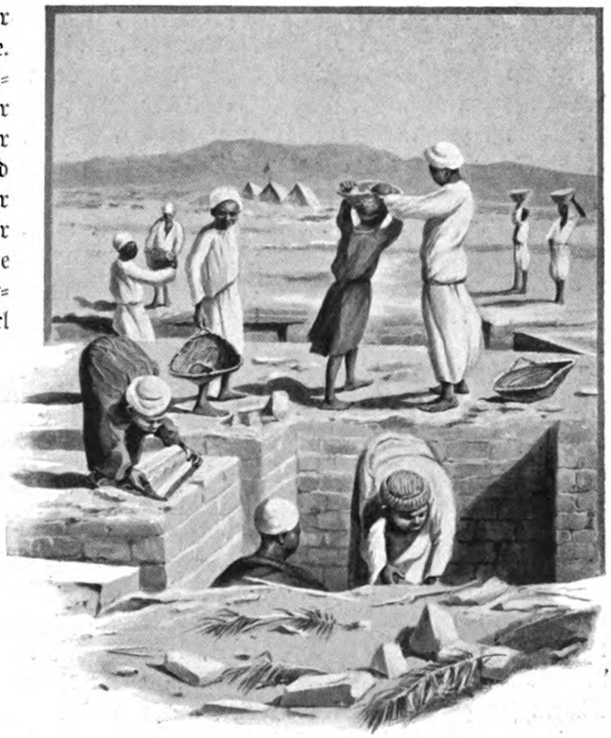
Die Leute waren im ganzen willig, lenkbar und fleißig, stets vergnügt, aber auch albern wie Kinder und gleich diesen geneigt, über die Stränge zu schlagen. Gleich am nächsten Morgen bot sich Gelegenheit, uns bei ihnen in Respekt zu setzen, als ungefähr vierzig Männer und Jungen mit ihren Hacken über der Schulter antraten, um sich zur Arbeit zu melden. Vor dem Lager war ein Tisch aufgestellt, an welchem wir Platz nahmen, während die drei Aufseher und unsere anderen von Kairo mitgebrachten Leute davor Spalier bildeten. Nach der lebhaften Art der Orientalen drängten alle auf uns los, schreiend, lachend, heftig gestikulierend, einer den anderen schiebend und stoßend, jeder mit möglichst lauter Stimme seine besonderen Vorzüge anpreisend. Allen machte jedenfalls die Sache einen Heidenspaß, und nur wenige alte Leute hielten sich ernst und würdig im Hintergrunde. Dabei ging von dieser Menschenmasse ein den Atem benehmender ekelhafter Geruch aus, welcher ihren Kleidern und Körpern noch von dem heimischen Herde her anhaftete, der bekanntlich in dem holzarmen Lande mit dem getrockneten Miste der Büffel, Kamele und Esel geheizt wird. Die Aufseher drängen mit ihren Stöcken die Gesellschaft leicht zurück, und der energische Ruf „Schweigt!“ läßt einen Augenblick Ruhe eintreten, so daß es mög-



Landschaft am Bachr Jussuf.

lich ist, zwei Gruppen zu bilden. Die Jungen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite hocken in weitem Halbkreis um den Tisch. Sie treten alle der Reihe nach vor, um ihre Namen in die Lohnlisten eintragen zu lassen. Für jeden der arabischen Sprache nicht vollkommen Mächtigen ist dies zuerst eine schwierige Arbeit. Meistens wird der betreffende Name so undeutlich gesprochen, daß erst vier- oder fünfmaliges Fragen es ermöglicht, annähernd das Richtige niederzuschreiben. Daß auch dann noch Falsches herauskam, lehrte das allgemeine Gelächter beim Aufrufen am nächsten Tage.

Eine Zeitlang geht diese Namenfeststellung leidlich ordnungsgemäß vor sich, bis sich schließlich ein Witzbold findet, der um jeden Preis sein Licht vor den anderen leuchten lassen möchte. Trotz wiederholter Beschwichtigungsversuche der Aufseher ist er nicht zu bewegen, seine Witze für sich zu behalten, alles lacht und wartet offenbar voll freudiger Spannung, wie wir uns zu der Störung verhalten werden. Die Aufklärung sollte ihnen bald werden. Noch einmal wird dem Kerl bedeutet, er solle sich sofort entfernen, da für ihn keine Arbeit vorhanden sei. Als er auch jetzt noch ruhig stehen bleibt und seine Scherze von neuem beginnt, ist für den Leiter der entscheidende Moment gekommen. Entweder sichert er sich unbedingte Autorität und damit erleichterte Arbeit, oder er muß während der ganzen Zeit der Ausgrabungen mit beständig opponierenden Leuten sich herumärgern und ist allen möglichen Unverschämtheiten ausgesetzt. Das aber lag ganz und gar nicht in unserer Absicht. Ein kräftiger Schlag mit dem Rohrstock saust auf den jungen Mann hernieder, und als er Miene macht zu schimpfen und sich zur Wehr zu setzen, ein zweiter und ein dritter. Nun springt alles auf. Einige scharen sich um den Geschlagenen, der größte Teil aber bleibt mit schadenfrohem Lachen in einiger Entfernung stehen, mit Spannung den Ausgang der interessanten Begebenheit erwartend. Dieses Lachen und das Ausbleiben der von seinen Landsleuten erwarteten Unterstützung ist jedenfalls dem Gestraften peinlicher als die Schläge. So trollt er sich denn, Scham und Wut im Busen, schimpfend von dannen, ein paar seiner nächsten Freunde mit sich ziehend. Die anderen setzen sich wieder und wissen von diesem Augenblick an genau, wie sie sich zu verhalten haben. Selbstverständlich finden derartige unangenehme Exekutionen nur im äußersten Notfalle statt, wenn es sich um offene Widersetzlichkeit oder um Aufreizung der anderen Arbeiter handelt.



Vom Ausgrabungsfeld in Batn Harit.

Sind nun erst die Männer, darauf die Jungen in die Listen eingetragen, so nimmt jeder seine Hacke oder seinen Korb über den Rücken, und truppweise, unter Anführung der Aufseher, begeben sich alle an ihre bestimmten Plätze. Die Löhne sind niedrig: die Männer erhalten sechzig bis achtzig, die Jungen vierzig bis sechzig Pfennig, die Aufseher eine Mark, der Oberaufseher eine Mark

zwanzig Pfennig. Für jeden Fund von einiger Wichtigkeit gibt es zehn bis zwanzig Pfennig Backschisch. Für so geringes Geld arbeiten die Fellachen vom Sonnenaufgang bis gegen Sonnenuntergang, also ungefähr von sieben bis fünf Uhr, mit einstündiger Mittagspause.

Freilich braucht ein Fellach auch nur zehn bis zwanzig Pfennig am Tage für seinen sehr bescheidenen Lebensunterhalt. Das Hauptnahrungsmittel ist ein selbstgebackenes Brot aus grobem Mehl, sowie Saubohnen, Zwiebeln, Rettig und Lattichblätter, im Sommer Gurken und Kürbis, dann Büffel- und Ziegenmilch, sowie der daraus gewonnene Käse. Abends genießt auch der Ärmste etwas Warmes, das freilich nur aus einer Sauce von Zwiebeln und warmem Leinöl besteht, in welche die Brotstücke eingetaucht werden. Ganz im Gegensatz zu seinen Ahnen aus der Pharaonenzeit, für deren Ohren der Becherklang gar liebliche Musik war, verabscheut der Ägypter als strenggläubiger Mohammedaner Spirituosen jeder Art — wenigstens auf dem Lande. In den großen Städten schwinden solche Skrupel schnell, und namentlich die sogenannte höhere Klasse trinkt Wein und Branntwein wie die Europäer.

Doch zurück zum Ausgrabungsfeld! Die Arbeiter beginnen gleich in mehreren Häusern; sie schaufeln den Sand und Schutt mit der Hacke in die leichten Bastkörbe, die von den Jungen aufgenommen und seitwärts ausgeleert werden. Jedem Manne sind zwei Jungen beigegeben.

Schon in geringer Tiefe kommen Amphoren in den verschiedensten Größen, zum Teil mit vorzüglich erhaltenen Holzdeckeln, kleineres Tongeschirr, geflochtene Körbe und Matten fast genau derselben Arbeit wie die heutigen zum Vorschein, auch kleine Papyrusstücke und Reste von hölzernem Hausrat. Balken aus Palmenstämmen, die Träger des oberen Stockwerkes und des Daches, waren so vollständig erhalten, als wären sie höchstens vor zehn oder fünfzehn Jahren gefällt. Da sie häufig nur auf zwei Seiten behauen waren, hatte man auf der runden dritten Seite den unversehrten Stamm der Palme vor sich. Der Sand und die völlige Trockenheit hatten alles Holz so gut konserviert, daß wir z. B. Holzstempel verschiedener Art — man nimmt an, daß sie von Bäckern zum Stempeln der Brote benutzt wurden — vollkommen erhalten vorfanden. Auch ein Kindersäbel aus Holz kam hier zum Vorschein.

Das Unangenehmste bei dieser Buddelei ist der wahrhaft fürchterliche Staub, der beim Loshacken und Nachfallen des Erdreiches sowie dem Ausschütten der Körbe entsteht und vom Winde über das ganze Feld getragen wird. Besonders unerfreulich aber wirkt er, wenn ein sogenannter Kom, ein antiker Schutthaufen, abgegraben wird. Diese Koms, die vielleicht jahrhundertelang alle Abfälle der antiken Stadt, allen Müll und Schutt aufgenommen und so allmählich eine ziemliche Höhe erreicht haben, ragen als Miniaturbergzüge aus der flachen Landschaft empor, und ihr Inhalt hat sich im Laufe von mehr als tausend Jahren zu einer staubähnlichen, schwarzbraunen Erde aufgelöst, die als Sebbach bekannt ist und von den Fellachen als vorzügliches Düngemittel verwendet wird. Diese staubförmige Masse wird durch den leisesten Windstoß aufgewirbelt, setzt sich in Augen, Ohren, Mund und Nase fest und verwandelt in kurzem die Arbeiter in regelrechte schwarze Sandmänner.

Gerade aber im Kom muß mit besonderer Sorgfalt aufgepaßt werden; denn oft genug sind dort wertvolle Papyrusfunde gemacht worden. So im Jahre 1897 in Oxyrynchos, wo der englische Archäologe Grenfell eine Menge griechischer, koptischer und arabischer Urkunden fand, die, zum Teil aus einem antiken Archiv stammend, körbeweise auf den Schutt geworfen waren. Zum Teil lagen die Rollen noch so in den Körben, wie sie im Altertum hineingeworfen waren. Die Höhe solcher Schutthaufen ist häufig sehr beträchtlich. Wir gruben einmal über zehn Meter tief, bis wir auf den ehemaligen Wüstenboden gelangten.

Als Fundstelle für andere Gegenstände als Papyrus kommt der Kom weniger in Betracht, da ja naturgemäß außer den Abfällen der Häuser dort nur solche ganz wertlose Dinge abgeladen wurden, die in Gebäuden und Gräbern sich unversehrt vorfanden. Die Häuser selbst sind aus Lehmziegeln aufgeführt, welche man mit einem



Wasserträgerinnen.

Zu Rexhausen: Ausgrabungen in Ägypten.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Mörtel aus Nilschlamm verbunden und entweder roh gelassen oder mit Stuck beworfen hat. Die Wände einzelner waren bemalt und ähnelten in ihrer Dekoration, namentlich was die Ornamente anbetrifft, sehr den aus Pompeji bekannten. Diese malerische Ausstattung ist natürlich, dem Geschmack und vor allem dem Geldbeutel des ehemaligen Besitzers entsprechend, sehr verschieden. Die einfachste Art teilt die Wandfläche durch Strichverzierung in Felder und ahmt auf diesen farbigen Marmor nach, oft in so grober Weise, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, der Urheber müsse mit Hacke und Pflug besser umzugehen gewußt haben als mit dem Pinsel. Daneben begegnen einem, zuweilen in demselben Hause, Malerarbeiten, die entschieden Geschmack und Geschick zeigen. So z. B. fanden sich in einem Hause in jeder Wand eine oder mehrere Nischen eingemauert, deren Hintergrund Götterdarstellungen, Scenen aus der Mythologie, auch Einzelfiguren eines Priesters usw. trug. Die Nischenwangen waren meist auf hellem Grunde mit leichtem Blattornament verziert, die Wandflächen eingeteilt in Sockel und Felder, und diese, soweit erkennbar, ebenfalls mit kleinen Einzelfiguren bemalt, jedenfalls in der Art, wie sie in Pompeji fast in jedem Hause zu finden sind.

Das Gesamtbild verrät, wie gesagt, Sinn für Farbe und Linie, soweit es das Ornament betrifft, aber dreimal wehe über die Figuren! Eine durch keinerlei Sachkenntnis irregeleitete Hand hat sie auf die geduldige Wand gebannt. Vorwurfsvoll blicken sie aus den mandelförmig geschlitzten Augen — noch das Beste an ihnen — auf uns herab und scheinen uns um Entschuldigung für ihr gänzlich anatomieloses Dasein zu bitten. Komposition und Stellungen geben uns auch hier die Gewißheit, daß der antike Dekorationsmaler, gerade wie seine Kollegen in Pompeji und Herkulanum, nach bekannten und berühmten Vorbildern gearbeitet hat, ohne freilich die doch immer noch leibliche Vortragsweise des Italieners erreicht zu haben.

Wesentlich anders als in solcher Stadt aus griechisch-römischer Zeit gestalteten sich die Arbeiten, als wir Anfang April unsere Zelte auf einem ägyptischen Totenfelde aufgeschlagen hatten, nahe dem heutigen Dorfe Abusir el Maläk, zwei Reitstunden ungefähr von der Eisenbahnstation Aschmant. Hier hieß es tief in die Erde hinabsteigen. Die Grabkammern lagen am Grunde von Schachten, die zuweilen bis fünfzehn Meter tief senkrecht in die Erde hineingetrieben waren. Die Arbeiter banden zwei Stricke zusammen, man setzte sich darauf, hielt sich mit den Händen an den Seilen fest, und auf der schnellen Hinabfahrt stieß man sich mit den Füßen von den Seitenwänden ab, um unangenehme Reibungen zu vermeiden. Der Aufenthalt in solcher unterirdischen Grabkammer zählt nicht zu den Genüssen, nach denen sich ein Kulturmensch sehnen könnte. Eine glühend heiße, dumpfe Luft, durch die Anwesenheit der Fellachenarbeiter keineswegs zu ihrem Vorteil verändert, herrscht hier. Die Kammern sind so niedrig, daß wir nur kriechend hineingelangen, und auch im Inneren nur so hoch, daß wir selbst kniend mit dem Kopfe die Decke berührten. In diesen Schachtgräbern lagen die Mumien bald einzeln, bald zu zweien, bald in Massen, häufig in Särgen, oft aber nur mit Binden umwickelt, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger vermögend gewesen war. Prunkgräber wie bei Sakkara die allen Touristen bekannte Mastaba des Ti, Ptahhotep, Mereruka und anderer Würdenträger fanden sich nicht vor. Auch hier handelte es sich ja um die Nekropole einer kleinen Provinziaftstadt. Die Großen des Reiches ließen sich in Memphis und Theben bestatten, um in der Nähe ihres Pharao zu ruhen. Dagegen fanden wir Massengräber in Menge.

Diese Massengräber wurden von Unternehmern in der Weise gebaut, daß ein viereckiger Schacht von ungefähr zwei Metern Längsseite bis vielleicht zwanzig Meter tief senkrecht in die Erde hineingetrieben wurde. Gegen geringes Entgelt fand auch der Arme hier seine letzte Ruhestätte. Seine Leiche wurde, in Binden eingeschnürt, in den Schacht gesenkt, solange dieser überhaupt Raum bot. Die Allerärmsten, die auch hierfür das Geld nicht erschwingen konnten, verscharrte man einfach einen Meter tief im Wüstensande.

Das Ärgerlichste für uns war jedenfalls, wenn es sich herausstellte, daß ein Grab



Schaduf oder Schöpfbrunnen.

bereits ausgeraubt war. Trotzdem nämlich die Regierung die härtesten Strafen darüber verhängt, sind Araber, Fellachen und Griechen immerfort in Tätigkeit, suchen und finden auch häufig genug noch Kostbarkeiten von bedeutendem Werte. So sah ich in Kairo bei einem Händler einen Barren reinen Goldes von zweihundertvierzig Gramm Gewicht, der von Arabern bei Alexandria gefunden sein soll, mit antikem Stempel, vielleicht aus der Zeit Diokletians, ein Stück, dessen abgeschätzter Goldwert achtundvierzig Pfund Sterling, also ungefähr neunhundertsechzig Mark betrug.

Diese Grabräubereien waren schon im Altertum nichts Unerhörtes. Uns ist aus einem Papyrus das Protokoll einer Gerichtsverhandlung gegen Gräberdiebe aufbewahrt worden, welche zur Zeit des Pharao Ramses IX., etwa 1100 v. Chr., die Königsgräber bei Theben ausgeraubt hatten. Es handelte sich um acht Diebe, die den Einbruch im Grabe des Königs Sebekemsaf und seiner Gemahlin Nubchas vollführt hatten, meist Diener des Amonstempels. Das Geständnis der Missetäter nach peinlichem Verhör lautet, wie uns die Ägyptologen mitteilen, folgendermaßen: „Da öffneten wir ihre Särge und Binden, in denen sie lagen. Wir fanden die ehrwürdige Mumie dieses Königs mit einer langen Reihe von goldenen Amuletten und Schmucksachen am Hals und den Kopf mit Gold bedeckt. Die ehrwürdige Mumie dieses Königs war ganz mit Gold überzogen und seine Sargkasten waren innen und außen mit Gold bekleidet und mit allerhand prächtigen Edelsteinen ausgelegt. Wir rissen das Gold ab, das wir an der ehrwürdigen Mumie dieses Gottes fanden, und ebenso seine Amulette und Schmucksachen, die an seinem Halse hingen, und die Binden, in denen sie ruhten. Die königliche Gattin fanden wir ebenso ausgestattet und rissen ebenso alles ab, was wir an ihr fanden. Ihre Binden verbrannten wir, und wir stahlen auch ihren Hausrat, den wir bei ihnen fanden, an goldenen und silbernen Gefäßen. Wir teilten dann zwischen uns und teilten dies Gold, das wir bei diesem Gotte gefunden hatten, an den Mumien, den Amuletten, Schmucksachen und Binden in acht Teile.“ Es waren sehr hohe Beamte im Spiel, und die Sache blieb dunkel, wie das in jenen Gegenden in ähnlichem Falle ja auch heute noch vorkommen soll.

Wohl bei keinem Volke des Altertums war die Furcht vor Leichenräubern so groß wie bei den Ägyptern, die für nichts mehr als für die Erhaltung ihrer Leichen und deren ungestörte Ruhe besorgt waren. Schon den Lebenden beschäftigte die Sorge für sein Grab, und überraschte ihn während des Bauens der Tod, so galt es als heiliges Vermächtnis für den Überlebenden, es zu vollenden. Diese Furcht gab Veranlassung, die Grabschächte in so ungeheure Tiefen hinabzuführen wie die berühmten Gräber

aus der Perserzeit, um 400 v. Chr., bei der Onnospyramide in Sakkara, deren Grabkammern sechsundzwanzig Meter unter der Erde liegen, also tiefer als die durchschnittliche Höhe eines modernen dreistöckigen Hauses. Nach der Beisetzung der Leiche wurde der Schacht wieder mit Sand und Schutt angefüllt, und nach menschlicher Berechnung mußte der Tote in alle Ewigkeit ungestört bleiben.

Nachgrabungen in solcher Tiefe bereiten natürlich besondere Schwierigkeiten. Der Beaufsichtigende muß jeden Augenblick in einen Schacht einfahren, um einen neuen Fund in Augenschein zu nehmen, auf die sorgfältigste Behandlung beim Herausholen achten und das Emporwinden des Sarkophags selbst leiten. Das meiste Kopfzerbrechen verursachte es stets, den äußerst empfindlichen, plumpen Holzsarg aus der Grabkammer in senkrechte Schwebestellung innerhalb des Schachtes zu bringen, denn dieser war häufig so eng, daß der Sarg ihn beinahe ausfüllte, und der Eingang in die Kammern, wie schon bemerkt, sehr niedrig. Stand der Sarg erst einmal senkrecht aufgekippt, dann wurde er leicht hochgewunden.



Grabungen in Batn Harit.

Ist das Arbeiten in der Tiefe schon an und für sich kein Vergnügen, so wird der Aufenthalt dort geradezu fürchterlich, wenn der Wind Sand und Steine von oben herabweht und alles damit überschüttet. Die häufigen Winde in Ägypten sind eine charakteristische und, soweit sie Kühlung bringen, auch geschätzte Erscheinung des Landes. Eine der unangenehmsten Zugaben aber des Lebens in der Wüste sind die häufigen Sandstürme, Chamsin genannt, die meist ganz plötzlich hereinbrechen, auf Menschen und Tiere gleich erschlaffend wirken, überall Störungen veranlassen und häufig genug die Zelte ernstlich gefährden. Den ganzen Morgen schon herrscht drückende Schwüle, kein Lüftchen weht, der Himmel hat einen eigenartig gelben Ton. Eine förmliche Dunstwelle scheint über dem Wüstenboden zu lagern und den Horizont zu verschleiern. Da beginnt gegen zehn Uhr ein schwacher, heißer, trockener Wind zu wehen, der eine ganze Wolke von kleinen und kleinsten Insekten mit sich führt: geflügelte Ameisen, Käferchen, Fliegen, eine vielleicht ein bis zwei Millimeter große Wanzenart u. a. m. Erst einzeln, dann zu mehreren, endlich zu Hunderten fallen sie auf uns nieder, so daß es förmlich gegen den Tropenhelm prasselt. Der ganze Anzug ist mit diesen kleinen Gästen besät, desgleichen Hals, Gesicht und Hände. Sie verursachen durch ihre zahllosen kleinen Stiche ein höchst lästiges Brennen und Jucken auf der Haut, alles Schlagen mit dem Tuch ist ihrer Riesenmenge gegenüber nutzlos, und schließlich verzichtet man zu ihren Gunsten auf jeden Widerstand. Dieses Viehzeug mußte schon eine weite Reise hinter sich haben, denn der Chamsin weht gerade von Südwesten aus der Libyschen Wüste, und die nächsten

Oasen liegen von Batn Harit ungefähr zweihundert Kilometer entfernt. Von dorther aber muß der Wind sie gebracht haben. Zum Glücke dauerte die Plage höchstens fünfzehn Minuten, dann waren die Tiere wie fortgeblasen. Dafür begann der heiße Wind desto heftiger zu wehen. In der Ferne sah man strichweise den hellen Wüstensand aufgewühlt, und nun kam es heran, erst stoßweise uns mit Sand überschüttend, dann stärker und stärker, bis die ganze Luft, mit heißem Sand erfüllt, durcheinander wirbelte. Der Horizont verschwand vollständig, der Wind, zum Orkan angeschwollen, heulte, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Es war nicht möglich, weiter als fünf Schritt einen Gegenstand zu unterscheiden, alles war wie in dichten Nebel gehüllt. Die Arbeit mußte sofort abgebrochen werden. Die Arbeiter selbst suchten, soweit es möglich war, in den Gräbern und hinter den ausgehobenen Schutthaufen Schutz. Unsere aus Kairo mitgebrachten Leute eilten im Laufschritt nach dem Lager, wo Zelte und Küche bei einem solchen Aufruhr der Elemente natürlich in höchster Gefahr sind. Ist bei Aufstellung der Zelte nicht die größte Sorgfalt beobachtet worden, so wird das ganze Lager einfach über den Haufen geblasen; die Zeltsäulen brechen zusammen, der Chamsin packt die Hülle und führt sie weit weg durch die Lüfte. Ehe jeder der Leute seinen richtigen Platz eingenommen hat, gibt es ein unbeschreibliches Durcheinander, Stoßen, Rufen und Schimpfen, bis endlich der große Holzhammer herbeigebracht, die eisernen Zeltpflöcke tiefer in den Boden getrieben, die Seile fester gezogen sind. Am lautesten pflegt der Koch zu schreien und zu jammern, und den Küchenchef trifft ein so plötzlicher Orkan auch am härtesten. Ehe er im stande ist, dagegen Vorkehrungen zu treffen, ist das sorgsam vorbereitete Mittagsessen „unter Sand gesetzt“, und er kann auf keinen Fall heute damit Ehre einlegen. Außerdem aber droht auch seiner Küche selber die höchste Gefahr, weil bei ungenügender Sicherheit der Feuerstelle Küche und Vorräte ein Raub der Flammen werden.



Bei Aschmant.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hat, flüchten wir in das gemeinschaftliche Arbeits- und Speisezelt, um dem entsetzlichen Sande zu entgehen. Doch da sieht es böse aus. Das mit Gaze verkleidete Fenster hat offen gestanden, und alles, was sich im Inneren befindet, ist mit millimeterhoher Sandschicht bedeckt. Schnell werden Vorhang und Tür geschlossen. Vollständig erschlafft von der glühenden Luft, sitzen wir uns im Halbdunkel gegenüber, das Thermometer zeigt 44 Grad Celsius. Wir waren in einem jammervollen Zustande, das Gesicht mit einer dicken Sandschicht belegt, auch alle Taschen voll Sand. Dabei knatterten die Zeltwände, die Stangen bogen sich; wir mußten uns zeitweise dagegen stemmen, da wir fürchteten, daß uns das ganze Gebäude hinweggefegt würde. Mittlerweile war es ein Uhr geworden, und Abu Bekr, der treffliche Diener, trat ein, nachdem er sich wie eine Schlange durch das vorn geschlossene Zelt gezwängt hatte, um,



Wasserträger.

Zu Nexhausen: Ausgrabungen in Ägypten. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

wie immer, den Tisch zu decken. Die aufeinander stehenden Teller ließen ein verdächtig knisterndes Geräusch hören — es war Sand. Die Suppe erschien. Beim Einsenken des Löffels gab es einen eigenartig scharrenden Ton — es war Sand. Wir wischten uns den Bart mit der Serviette und hatten das Gefühl, als ob uns jemand mit einem starken Frottierhandtuch über den Mund fahre — es war Sand.



Am Nil bei Kairo.

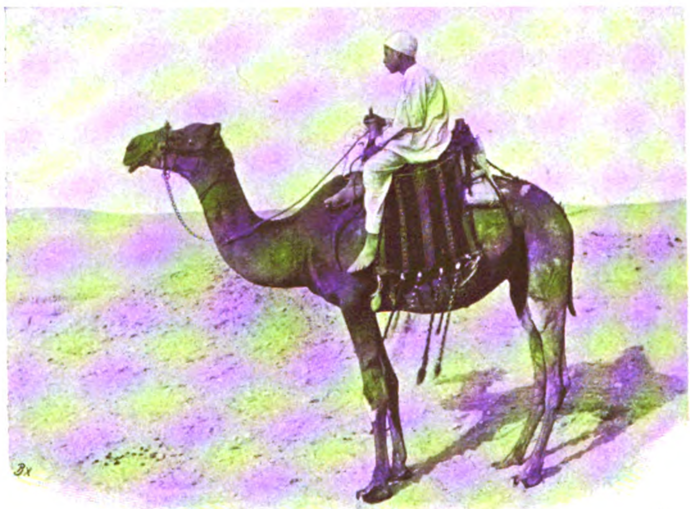
Bis gegen halb vier Uhr dauerte das Wüten des Chamsin, dann konnten wir uns endlich wieder ins Freie wagen. Der Himmel hatte noch immer seine gelbgraue Farbe, aber ein kühler Luftzug wehte jetzt und begann unseren aufs höchste erschlafften Körper etwas zu erfrischen. Nach einer Ruhepause von einer Stunde mußten alle Leute antreten und die Zelte, Kleidungsstücke und Decken vom Sande befreien. Es war keine leichte Arbeit, und arabische Segenswünsche sind dem Chamsin nicht nachgerufen worden.

Weniger störend und belästigend, weil schneller vorübergehend, auch bedeutend seltener, ist eine andere Erscheinung in der Wüste: die Sandhose, wenn sie auch so ziemlich dieselben Folgen hinterläßt. An einem unserer freien Tage, Nachmittags gegen vier Uhr, saßen wir bei wolkenlosem Himmel und völliger Windstille im Schatten des Zeltes und tranken unseren Nachmittagstee. Da setzt ganz unvermittelt von Westen her ein starker Wind ein, wir werden reichlich mit Sand überschüttet, die Zelte zeigen das lebhafteste Bestreben, auf und davon zu fliegen. Auf Augenblicke sind wir in eine Sandwolke weich und warm eingebettet, und ehe wir wissen, was eigentlich vorgeht, ist Wind und Sand bereits vorbei. Über uns lacht wieder das Blau des Himmels, und in beträchtlicher Entfernung schon sehen wir, einem Riesentrichter gleich, die Sandhose wirbelnd dahinstürmen, mit ihren Ausläufern scheinbar den Himmel erreichend. Glücklicherweise sind wir nur mit ihrer Peripherie in Berührung gekommen, sonst hätte sie unserem Lager wohl übel mitgespielt. Immerhin hatten unsere Leute genug zu tun, den feinen Staub aus den Zelten zu kehren; es waren, wie gesagt, dieselben Folgen wie beim Chamsin.

Nach solch einer Sandüberschwemmung war das Wüstenbad eine wunderbare Erquickung. Wir hatten einen vollständigen Duscheapparat bei uns. Aus vier Stangen und einem entsprechenden Stück Leinwand war ein kleines Badezelt errichtet worden, und wenn man nach beendeter Arbeit gegen Sonnenuntergang sich einen Eimer kaltes Wasser über den Körper hatte laufen lassen, darauf, in den weiten Bademantel gehüllt, bequem im Triumphstuhle lag, den Nachmittagstee trank und eine gute ägyptische Cigarette rauchte, waren alle Unbequemlichkeiten vergessen.

Wir hatten natürlich strenge Lagerordnung. Bei Sonnenaufgang, im Februar also gegen sechs Uhr, erschien der Oberaufseher, öffnete das Zelt und begrüßte uns mit seinem Nahârak saîd (Guten Morgen). Wir

erhoben uns, machten eiligst Morgentoilette und nahmen das Frühstück ein, das aus Kakao mit Weißbrot, meist beneidenswerten Alters, Eiern und kaltem Huhn bestand. Eine Zeitlang gab es sogar — eine Liebesgabe aus der Heimat — Schinken und Wurst als Aufschnitt. Während wir frühstückten, waren bereits die Arbeiter erschienen und hockten, in ihre Mäntel gehüllt, in weitem Halbkreis außerhalb des steinernen Bannkreises, die Männer auf der einen, die Jungen auf der anderen Seite. Schnell wurden die Namen verlesen, und um sieben, später schon um halb sieben Uhr, waren alle bei der Arbeit. Die Oberaufsicht führte abwechselnd Vor- oder Nachmittags einer von uns beiden, bei wichtigen Funden waren wir beide auf dem Platze. Der Fellach hält sich für sehr musikalisch, und so wird denn viel bei der Arbeit gesungen. Für europäische Ohren ein zweifelhafter Genuß, denn die Sänger begnügen sich mit sechs bis acht Tönen, die sie willkürlich wechseln. Die Mehrzahl der Lieder ist erotischen Inhalts, oder es sind Spott- und Trutzgesänge. Naht die Mittagszeit heran, so ertönen auch wohl zarte Mahnungen an den Aufsichtführenden: „Mein Herr, laß deine Küchlein Mittag essen, sonst sterben sie, und keiner hilft dir weiter." Ein zweiter singt: „O Gott, laß uns Mittag essen! Die Sonne hat sich herumgedreht, und die Eingeweide in unseren Bäuchen sind schon ganz aufgeregt." Oder gegen Schluß der Tagesarbeit hört man: „Sieh', da kommt der Feierabend und spricht: Ach, bitte, ihr Herren (laßt doch aufhören)!"



Kamelreiter in der Wüste.

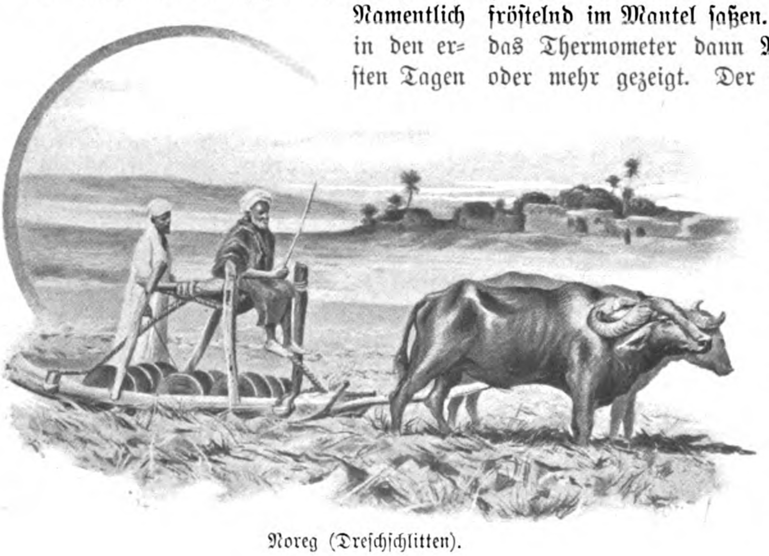
Um zwölf Uhr pünktlich ertönt die Pfeife des Aufsehers, Hacken und Körbe sinken zu Boden, und lachend und schreiend suchen sich die Leute einen Platz, um ihr bescheidenes Mittagsmahl zu verzehren und sich darauf zum Schlafe hinzustrecken. Die Mittagspause dauerte in der ersten Zeit eine Stunde, später, als die Hitze unerträglich wurde, anderthalb Stunden. Wir selbst begaben uns ins Zelt, um meist mit ausgezeichnetem Appetit der Kunst unseres Koches alle Ehre anzutun. Die rührende Regelmäßigkeit unserer Speisekarte ersparte uns die Qual der Wahl. Alle Tage gab es Fleisch; aber das einzige Tier, welches uns damit versorgte, war das Huhn, welches der Koch nur auf eine Art zuzubereiten verstand, nämlich gekocht. Aber nicht zu glauben ist es, welche Abwechselung auch in diesen gewiß nicht allzu üppigen Gang gebracht werden kann, wenn der Koch ein Genie ist. Heute mittag gab es Brust und Abends Bein, morgen mittag Bein und Abends Brust. Wir selber verständigten uns dahin, daß die Leber heute von dem einen, morgen von dem anderen gegessen wurde. Dazu gab es Kartoffeln, gebraten oder gekocht, und ein Konservengemüse. Hin und wieder Eierkuchen oder eine süße Nubierspeise aus Reis, die wie angebrannte Lakritze roch und ebenso schmeckte. Sie galt aber als charakteristische Probe der nubischen Küche und wurde als solche hinuntergewürgt, da der Koch und Abu Bekr behaupteten, daß sie gut sei. Sie ging fast stets nur wenig berührt wieder den Weg, den sie gekommen; bei ihrer Herstellung war augenscheinlich mehr auf die Diener als auf die Herren Rücksicht genommen worden.



Ägyptischer Reitesel.

Die Stelle der Nubier-Speise wurde später erfolgreich vertreten durch eingemachte kalifornische Früchte, und als Nachtisch gab es frisches Obst, wie die Jahreszeit es bot. Als Getränk diente italienisches Mineralwasser mit schwachem Zusatz von Weiß- oder Rotwein. Nachmittags wurde bis gegen Sonnenuntergang, um fünf Uhr, gearbeitet, darauf gebadet und Tee getrunken. Das Abendessen gegen acht Uhr glich dem Mittagsessen. Dazu war ein bei uns unter dem Namen „leichter Tee“ bekanntes und bei der abendlichen Kühle hochgeschätztes Getränk beliebt, das aus Rotwein, Rum und etwas Teewasser mit Zucker bestand. Die Zeit bis zum Schlafengehen wurde mit schriftlichen Arbeiten, Führung des Tagebuches, Ordnen der Lohnlisten und Rechnungen, Eintragen der Funde usw. ausgefüllt. Gegen elf Uhr mischte sich das melodische Schnarchen des Kulturmenschen mit dem Schrei der Eule und dem Bellen des Schakals.

Die Temperaturunterschiede sind erheblich. Namentlich in den ersten Tagen des Februars war der Morgen empfindlich kalt, wir hatten nur 5 bis 7 Grad Celsius. Sobald aber die Sonne nur eine halbe Stunde geschienen hatte, begann die Quecksilbersäule rapide zu steigen, erreichte zwischen ein und drei Uhr ihren höchsten Stand, um dann ganz allmählich bis gegen Sonnenuntergang zu sinken. War die Sonnenscheibe unter dem Horizont verschwunden, dann fiel die Temperatur fast ruckweise, so daß empfindliche Kühle eintrat, und innerhalb dreier Stunden, also gegen neun Uhr, ein Unterschied von 15 Grad im Februar, im April dagegen bis zu 22 Grad zwischen Mittag- und Abendmessung verzeichnet wurde. Es gab Abende, an denen wir bei 20 Grad fröstelnd im Mantel saßen. Allerdings hatte das Thermometer dann Mittags 40 Grad oder mehr gezeigt. Der heißeste Tag, am Ende des Aprils, brachte uns 45 Grad Celsius. Diese Temperaturschwankungen werden nur anfangs unangenehm empfunden. Die kühlen Nächte in der Wüste sind für den durch die Tageshitze erschlafften Körper eine große



Noreg (Dreschschlitten).

Wohltat, und man gewöhnt sich sehr schnell daran.

Alle acht Tage haben die Leute einen Ruhetag und besuchen den Markt im nächstliegenden Dorfe, um sich mit Lebensmitteln und Tabak für die Woche zu versorgen. Einen solchen freien Tag in Batn Harit benutzte ich, um einen schon längst geplanten Ausflug nach dem Birket Karun, dem Mörissee der Alten, zu unternehmen. Ich hoffte auf einige Ausbeute für mein Skizzenbuch* und auf Bereicherung meiner zoologischen Sammlung. Hassan, unser Res (Oberaufseher), und Jussuf, der Eseljunge, sollten mich begleiten.

Kurz nach Sonnenaufgang stand mein Reittier bereit, und fort ging es in elegantem Eselgalopp. Diese kräftigen, starkknochigen ägyptischen Esel dürfen nicht mit den kleinen abgetriebenen Geschöpfen auf eine Stufe gestellt werden, die man in Deutschland und nicht viel besser in Italien zu sehen bekommt. Selbst vornehme Ägypter bedienen sich ihrer auf ihren Reisen über Land, und ein Esel edler Rasse wird in Ägypten beinahe so hoch bezahlt wie ein gutes Pferd. Schnellfüßig und ausdauernd trabt er über den feinen Wüstensand oder den Kieselboden dahin, und nur selten braucht der Eseljunge ihn anzuspornen. Die Eseltreiber sind typische Figuren für das Land. Diese flinken braunen Jungen von unverwüstlicher Heiterkeit und nie versagender Lungenkraft laufen stundenlang unermüdlich neben dem Reiter bei einer Hitze von 35 bis 40 Grad Celsius einher, stets zu dummen Streichen aufgelegt. Unser Jussuf, ein besonders würdiger Vertreter seiner Zunft, ein kräftiger Junge von sechzehn Jahren, hatte außerdem noch meinen Rucksack mit Lebensmitteln, meinen photographischen Apparat u. a. zu tragen.

Eine Stunde lang reiten wir auf dem Damm an einem der schon erwähnten Kanäle entlang, vor uns beständig den blauen Streifen des Mörissees. Wir haben soeben eine wellige Erhöhung des Wüstenbodens erreicht, da tauchen in weiter Entfernung flache, armselige Zelte auf, vor denen sich viele Gestalten, scheinbar heftig gestikulierend, bewegen. Allmählich hören wir das taktmäßige Schlagen eines Tamburins, den eigenartig eintönigen Rhythmus des arabischen Tanzes. „Fantasîa ja chawâge“, eine Phantasie, Herr, erklärt uns Hassan. Bald haben wir, nur durch den schmalen Kanal getrennt, das malerische Bild vor Augen. Es sind Kanalarbeiter, die heute ebenso wie wir den Markttag benutzen und von ihrer harten Arbeit ausruhen. Einer von ihnen schlägt unermüdlich das Tamburin, und die anderen führen einen jener mit Neigungen, Sprüngen und Gliederverrenkungen verbundenen Tänze auf, die gemeinsam mit den taktmäßig ausgestoßenen, geschnarchten, gegurgelten und geheulten Kehllauten dem Europäer eindringlich versichern, daß er nun wirklich in Afrika ist. Unter Fantasia versteht der Orientale eigentlich alles, was ihn in fröhliche Stimmung versetzt, ihm Vergnügen bereitet. Eine Fantasia ist jede öffentliche Schaustellung, Produktionen von Schlangenbändigern wie von Märchenerzählern, Tanz und Gesang, aber auch jede Verzierung an Gebrauchsgegenständen im Hause, am Geschirr des Pferdes oder Kamels, kurz alles, was zur Verfeinerung des Lebensgenusses dient. Entfernt von den Tänzern, auf seine lange Flinte gestützt, hatte als Zuschauer ein hochgewachsener Fellach gestanden. Als wir nahe herangekommen waren, watete er durch das Wasser und kam zu uns herüber. „Nahârak saîd“ (guten Tag) sprach er feierlich und küßte uns die Hand. Es ist unser Rafir, d. h. Wächter, Namens Machgub, der nachts für die Sicherheit des Lagers zu sorgen hat und sich mir anschließen möchte. Ich erlaube es gern, und zu vieren ziehen wir weiter, passieren einige Lagerplätze nomadisierender Beduinen und erblicken endlich von einem Höhenzuge die weite Fläche des Sees. Allmählich haben wir uns wieder bewohnten Gegenden genähert, die Straße zieht sich zwischen bebauten Feldern dahin, Bohnen und Erbsen stehen jetzt, Mitte Februar, in voller Blüte. Wir reiten immer am Rande des Fruchtlandes auf dem alten Seeboden dahin, der jetzt mit Erika bewachsen ist und auf dem Fellachen und Beduinen ihre zahlreichen Büffel weiden. Häufig müssen wir kleine Rinnsale und Kanäle überschreiten, die dem Birket-Karun zufließen.

* Die Abbildungen dieses Aufsatzes sind zum größten Teil nach Skizzen des Verfassers hergestellt worden. D. R.

Jetzt überschauen wir von der Höhe am Südwestufer die ganze Landschaft, vor uns die ausgedehnte Fläche des Sees, begrenzt im Norden von der zu beträchtlicher Höhe ansteigenden Libyschen Gebirgskette, westlich zerrissener, zerklüfteter Steinboden. Nach Osten zu grünes Fruchtland, aus dem kleine Fellachenansiedelungen, umgeben von einzelnen Palmen und Sykomoren, hervorleuchten. Je mehr wir uns dem See nähern, um so mehr nimmt die Vegetation ab. Am Ufer selbst findet sich nur Tamariskengebüsch und hin und wieder Schilf. Pelikane, Enten und andere Wasservögel beleben die Landschaft und tummeln sich auf dem schmutziggrünen und schwach salzhaltigen Wasser herum, eifrig den zahlreichen Fischen nachstellend. Ab und zu erblickt man das kleine weiße Zelt eines Vogeljägers. Auch Fischern begegnen wir von Zeit zu Zeit, die ihr flaches, einfach aus einem Stocke mit darübergelegter Decke bestehendes Zelt vorübergehend hier aufgeschlagen haben. Zum Trocknen aufgespannte Netze, einmal sogar ein Boot, in der Nähe des Ufers verankert, schwer, plump, von primitivster Konstruktion.

Weiter führt unser Weg, und immer öder und trostloser wird die Landschaft. Nach halbstündigem Ritt wird auch das Tamariskengebüsch spärlicher, bis wir endlich über zerklüfteten Steinboden reiten, der die Augen blendet. Es ist ein auffallend heißer, vollkommen windstiller Tag, das Thermometer zeigt 36 Grad Celsius, die Sonne steht fast senkrecht, die glühende Luft erscheint vibrierend über dem ausgebrannten Gestein. Als Herodot um 460 v. Chr. Ägypten bereiste, hatte der See noch eine bedeutend größere Ausdehnung. Er gibt seinen Umfang auf 3600 Stadien (540 Kilometer) an. Ferner berichtet er: „Ungefähr in der Mitte des Sees stehen zwei Pyramiden, eine jede mißt fünfzig Klafter, und unter dem Wasser ist sie gerade ebenso tief gebaut; auf beiden befindet sich oben ein Koloß von Stein, der auf einem Throne sitzt.“ Diese Pyramiden hat man beim Dorfe Biahmu, zwölf Kilometer vom Südrande des jetzigen Birket-Karun, wiedergefunden. Also muß der See noch zu Herodots Zeit den größten Teil des Fajums bedeckt haben. Nach neueren



Landschaft im Fajum.

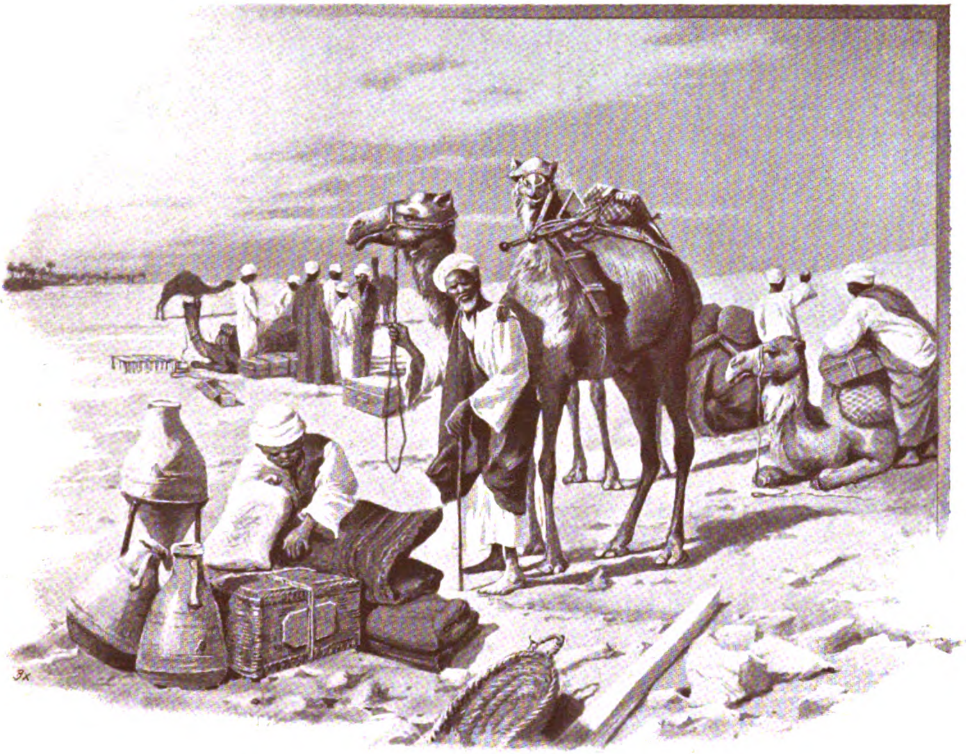
Forschungen lag der Wasserspiegel im Altertum ungefähr einundzwanzig Meter über dem Mittelmeer, während die Oberfläche des jetzigen zweiundvierzig Meter unter dem Meere liegt. An der Südostecke des alten, größeren Sees, beim heutigen Dorfe Illahun, lag auch das berühmte Labyrinth, über das sowohl Herodot als auch vierhundert Jahre später der Geograph Strabo mit staunender Bewunderung berichten. Herodot sagt, alles, was die Griechen an Bauwerken geleistet haben, stehe weit hinter dem Labyrinth zurück, trotz der Tempel von Ephesos und Samos. Dieses großartige Bauwerk ist heute bis auf wenige Steintrümmer und Mauerreste vollständig vom Erdboden verschwunden. Die Steine sind als solides, bequem zu erreichendes Material zu späteren Bauten verwendet worden.

Da weit und breit kein schattiger Platz zu finden war, so ließ ich mich unter einem Tamariskenstrauch nieder, Hassan und Machgub deckten darüber einen Burnus, und so war ein leidliches Zeltdach geschaffen. Der Rucksack wurde geöffnet, eine Konservenbüchse neuester Konstruktion kam zum Vorschein, die, zugleich mit Hartspirituskapsel und leichtem Untergestell versehen, in wenigen Minuten ein schmackhaftes, warmes Essen lieferte. Während meiner Mahlzeit beschäftigten sich Hassan und Jussuf mit dem Fischfange. Hierzu stellten sie sich höchst eigenartige Apparate aus Ruten her, wateten ein Stück in den See, legten ihre Angeln aus und hatten in kurzer Zeit eine ganze Menge kleiner Fische gefangen, die sie schleunigst auf einem Feuer von Tamariskengestrüpp und trockenem Schilf rösteten. Einige besonders große Exemplare ließ ich mit nach dem Lager nehmen, wo sie uns als willkommene Abwechselung zum Abendtisch zubereitet wurden. Zwei der Leute sowie die Esel blieben vorläufig hier, und ich ging mit Hassan auf dem wüsten Steinboden, der bis zwanzig Meter an dieser Stelle sich allmählich erhob, landeinwärts.

Man findet selbst in dieser öden, unwirtlichen Gegend noch ein reiches Tierleben: Ameisen, Käfer, eine große Skorpionspinne, deren Biß sehr gefürchtet wird und die wir mit verhältnismäßig geringer Freude verschiedentlich Abends in den Zelten antrafen. Es sind widerlich aussehende Tiere, welche auch, abgesehen von ihrer Gefährlichkeit, durch ihre Häßlichkeit gerechten Abscheu erwecken. Der ganze Körper sowie die Beine sind von schmutziggelber, dem Sande ähnlicher Farbe, der Kopf bewaffnet mit zwei gewaltigen doppelten Giftzangen, die ungefähr den vierten Teil der Leibeslänge betragen, der ganze Körper stark behaart, die Beine mit langen, starren Borsten versehen. Waren diese Bestien in der Gegend, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten, so konnten wir sicher sein, daß sie uns Abends bei Licht einen Besuch abstatteten. Sie krochen an den Zeltwänden in die Höhe, fielen dann von oben herab, und ich kann mir keine ekelhaftere Empfindung denken, als wenn man so ein Vieh im Nacken oder auf dem Kopfe hat. Die Exemplare, die ich gemessen, hatten eine Körperlänge von 42 Millimetern, eine Beinlänge von 45 Millimetern; es sollen dies aber noch nicht die größten Tiere gewesen sein. Unser Diener Abu Bekr zeigte mir an seinem Bein eine erhebliche Narbe, die vom Biß einer solchen Skorpionspinne herrührte. Der Biß ist äußerst schmerzhaft und verursacht heftige Entzündung, langandauernde Ohnmacht, vorübergehende Lähmung und Kopfschmerz, für Kinder soll er sogar tödlich sein. Es sind genau dieselben Vergiftungserscheinungen wie beim Stiche des in Ägypten häufigen großen Skorpions. Die Araber binden das verwundete Glied — meistens handelt sich's um Stiche in die Hand oder den Fuß — oberhalb der Wunde ab, saugen diese aus und legen sich so lange nieder, bis die Krankheitserscheinungen nachgelassen haben; Leute, die öfters von Skorpionen gebissen worden, sollen gegen das Gift immun werden.

Das Krokodil, das heilige Tier des Wassergottes Suchos, ist aus Ägypten vollständig verschwunden: die fortgesetzte Verfolgung des Menschen, vor allem aber der Dampferverkehr auf dem Nil, haben es verdrängt; erst in Nubien trifft man es wieder an. Im Altertum war das Tier auch im Fajum häufig, wie die zahlreichen Begräbnisplätze beweisen. Wir selbst fanden bei dem kleinen Dorfe Um el Barakat einen Krokodilfriedhof von mehreren Kilometern Umfang, auf dem die Mumien der Tiere zu Tausenden, ungefähr in eine Tiefe von einem Meter, oft auch weniger, unter der Oberfläche beigesetzt waren, dabei Riesen von dreieinhalb Metern Länge. In solchen Nekropolen wurden in den letzten Jahren für die Wissenschaft bedeutende Funde gemacht. Man hatte nämlich die Leichen dieser heiligen Tiere statt mit der üblichen Bast- oder Stoffumhüllung mit Papyrusrollen umwickelt, und dadurch sind Dokumente von unschätzbarem Wert in unseren Besitz gelangt. Die Abwickelung dieser Papyrusrollen ist gewöhnlich ohne weitere Schwierigkeiten möglich, da die Trockenheit des Wüstensandes sie merkwürdig gut erhalten hat.

Ein anderes heiliges Tier der Ägypter, der Ibis, ein storchartiger Stelzvogel, ist gleichfalls im heutigen Ägypten eine Seltenheit geworden. Erst südlich von Chartum



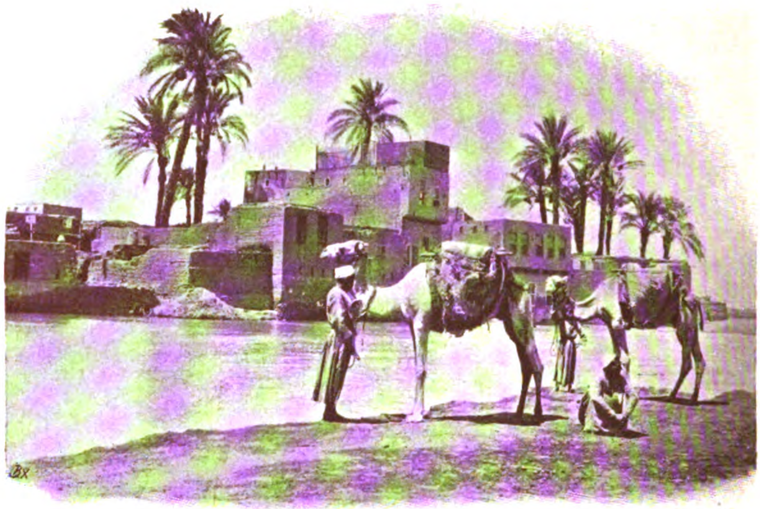
Zusammenpacken der Lagergerätschaften beim Aufbruch.

trifft man ihn häufiger an. Er war das Symbol des Thot, des Gottes der Weisheit und aller Kenntnis. Wir fanden Ibis- und Katzenmumien oft in einem Grabe beieinander. Von Vögeln kommen heutzutage Adler, Geier, Sperber, Weihe, Eulen, Habicht, außerdem Pelikan, Reiher, Flamingo, Elster, Storch, Wachtel, Tauben, Nachtschwalben usw. vor.

Außer den Insekten, unter ihnen besonders die leidige Familie Floh, stellen die Schuppenechsen und die Schlangen die meisten Vertreter und Arten. Unter den Echsen der allbekannte Waran, der hier im Fajum zwar nicht die kolossale Größe von zwei Metern erreicht wie sein am Nil selbst lebender Verwandter, aber immerhin auch die respektable Länge von mehr als einem Meter aufweist und ein ungemütlicher, bissiger Bursche ist. Er setzt sich sofort zur Wehr, schnellt sich mit Hilfe seines starken Schwanzes empor und springt dem Menschen beißend nach Brust und Gesicht.

Das gefährlichste Tier Ägyptens ist die Brillenschlange, die Aspis der Griechen und Römer, deren Darstellung uns in der ägyptischen Kunst unzähligemal begegnet, teils allein, teils zu beiden Seiten der Sonnenscheibe über den Türen der Tempel, um feindliche Mächte abzuwehren, die heilige Uräusschlange. Der Pharao trug eine Nachbildung von ihr vorn an der Stirn zum Schrecken seiner Feinde. Auch jetzt noch wird sie, wie im Altertum von Gauklern und Schlangenbändigern, zu Vorstellungen benutzt, und noch heutigestags kann man in Kairo von ihnen das uralte Kunststück sehen, das bereits Aaron vor dem Pharao und seinen Großen zum besten gab. Der Hawi oder Rifai, wie der Gaukler und der Schlangenbeschwörer heißt, packt nämlich das Tier, nachdem er eine Zeitlang mit ihm gespielt hat, plötzlich am Halse an einer bestimmten Stelle, und sofort liegt die Schlange lang ausgestreckt, regungslos, steif wie ein Stock am Boden. Selbstverständlich sind den Tieren die Giftzähne vorsichtshalber ausgebrochen, sonst würden sie sich solch plumpe Vertraulichkeit nicht ungestraft gefallen lassen. Auch jetzt noch stürzt sich oft ge-

nung die Schlange auf den Beschwörer und versucht zu beißen. Jedenfalls aber muß der Mann von Zeit zu Zeit das Gebiß des Tieres untersuchen, da die Giftzähne nachwachsen. — Die Wirkung des Giftes ist entsetzlich und, da die Leute selten Gegenmittel anwenden, fast immer tödlich. Leider kommt die Schlange in Ägypten ziemlich häufig vor, und zwar in der Nähe des Wassers ebenso wie in der Wüste. Sie erreicht eine Länge von zweieinviertel Metern.



Am Kanal bei Abu Hameb.

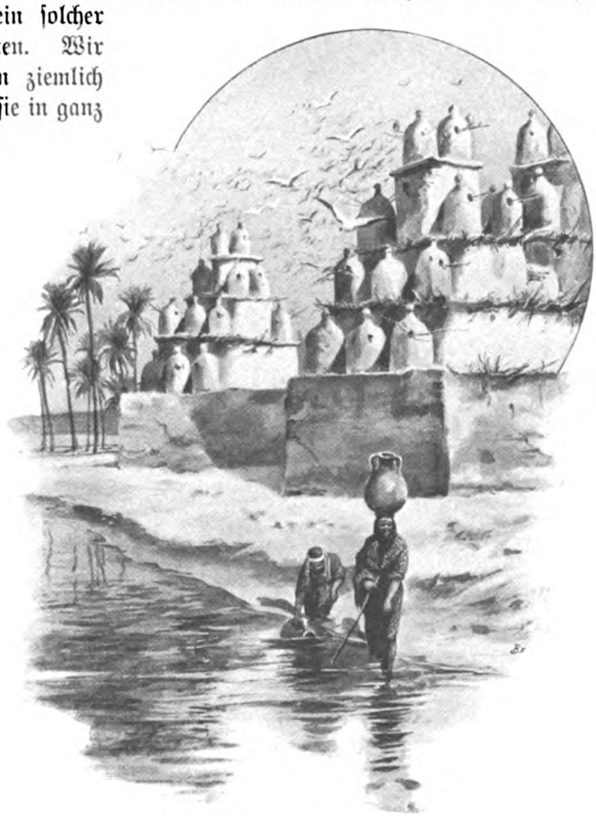
Eine andere Giftschlange, den Alten ebenfalls wohlbekannt, vielleicht von ihnen sogar in ihrer heiligen Schrift als Hieroglyphe für den F-Laut verwendet, ist die Cerastes oder Hornviper, ein Tier von höchstens sechzig Centimetern Länge, dessen Kopf, mit je einem kräftigen Horn über den Augen bewehrt, durch seine Gefährlichkeit ebenso wie durch sein abenteuerliches Aussehen die Aufmerksamkeit vollauf verdient, die ihm zu allen Zeiten entgegengebracht worden ist. Sie lebt nur an völlig wasserlosen Orten, liegt des Tages über unter Steinen oder im Sande verborgen und kommt nur des Nachts hervor, um ihrer Nahrung nachzugehen. Schon unter den ersten Steinen, die wir umwälzten, fand ich einige schöne Exemplare. Diese lagen, offenbar geblendet durch das sie plötzlich überflutende Sonnenlicht, eng zusammengerollt da und machten keine Versuche, zu entfliehen. Nur heftiges Züngeln und drohendes Zischen verriet ihre Bosheit. Ich konnte sie ganz gemächlich mit der Fangschere packen und trotz gesteigerten Zischens und Fauchens in die Sammelbehälter stecken.

Hassans Geschmack war diese Art Jagd jedenfalls nicht. Er sah sehr vergnügt drein, als ich endlich das Zeichen zum Aufbruch gab. Kurz nach Sonnenuntergang erreichten wir ziemlich ermüdet das Zeltlager.

Sind die Grabungen an einer Stelle beendet und soll an einer anderen ein Versuch gemacht werden, so bringt das Verlegen des Lagerplatzes viel Unruhe und Arbeit mit sich. Die Arbeiter werden dann bis auf wenige Mann entlassen, und statt ihrer tritt ein Tischler an, um Kisten zum Einpacken der Fundstücke zu zimmern. Einige Kamelladungen Bretter sind bald beschafft, und dann herrscht auf dem sonst peinlich sauberen Lagerplatz ein arger Wirrwarr. Sarkophage, Mumien, große und kleine Ton- und Steingefäße, Säulenkapitäle, hölzerner Hausrat, kurz, alle möglichen Gegenstände, die im Zelt oder in Baracken zum Schutze gegen Sonne und Feuchtigkeit aufbewahrt waren, werden hervorgezogen und harren in buntem Durcheinander ihrer Verpackung. Der Handwerker aus dem nächsten Dorf ist ein fleißiger und williger Mann, aber er darf keinen Augenblick sich selber überlassen werden. Er arbeitet, wie alle Orientalen, wenn es nicht auf ihre Kosten geht, mit wahnsinniger Materialverschwendung, als wäre der Haufen Bretter sein Todfeind, den er vom Erdboden vertilgen müßte. Mit den Maßen nimmt er es nicht allzu genau, er denkt: lieber zu groß als zu klein, und wenn ein Brett verschnitten ist, nimmt man eben ein anderes. Dem muß Einhalt getan werden; wir selbst

messen jedes Stück, geben genau die Maße an und bleiben so lange dabei stehen, bis er die Säge an der richtigen Stelle angesetzt hat. Interessant war es, zu beobachten, daß auch hier der Lehrjunge eine Ohrfeige bekam, wenn der Meister eine Dummheit gemacht hatte. Dieser Brauch scheint international zu sein. Während der Mann arbeitet, werden photographische Aufnahmen gemacht, kleine Funde besonders geordnet, und sobald eine der großen Kisten fertiggestellt ist, werden die dafür bestimmten Gegenstände eingepackt. Die Verpackung der Särge und der Mumien für die weite Seereise erfordert außerordentliche Vorsicht. Sind die Kisten geschlossen und signiert, so werden die Zelte abgebrochen und alles Lagergerät zusammengeschnürt. Gegen drei oder vier Uhr Morgens kommen gewöhnlich schon die bestellten Kamele, und mit dem Aufladen wird begonnen. Niemals geht ein solcher Aufbruch ohne Ärger von statten. Wir müssen den Leuten beim Aufladen ziemlich freie Hand lassen, und das nutzen sie in ganz raffinierter Weise aus. Im Augenblick ist die Mehrzahl der Tiere beladen, aber nicht ein einziges hat so viel Last, wie es tragen sollte. Die größere Hälfte unserer Bagage steht noch im Sande herum; es ist uns unklar, wie sie noch verteilt werden soll. Keiner will sich dazu verstehen, seinem Kamel noch mehr aufzubürden. Nun wird kurzer Prozeß gemacht. Unsere Leute ziehen ein Kamel nach dem anderen wieder zu Boden und beginnen unter dem Schimpfen und Jammern der Besitzer von neuem mit dem Aufladen. Nicht lange, so ist alles in schönster Ordnung. Die Tiere haben ihre volle Ladung, und die Reise kann beginnen.

Nicht immer geht das Verladen so glatt von statten. Das Kamel ist ein schwer zu behandelndes, unberechenbares Tier. Sonderbarerweise hält man es in Europa für sanftmütig, geduldig und treu. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Es ist ein störriges, tückisches Geschöpf, feig, dumm, stets verdrossen und launenhaft, gegen alles gleichgültig, außer gegen das Fressen, unempfänglich für gute oder schlechte Behandlung. Nicht angenehmer wird es durch seine üble Ausdünstung und fürchterliche Unreinlichkeit, besonders in der Zeit, wo es mit Klee gefüttert wird, während seine Stimme geradezu eine Marter für das Ohr ist. Ein Brüllen, wie Löwengebrüll und Schweinegrunzen zusammengenommen, Stöhnen, Gurgeln, Fauchen, Brummen, Schnauben in steter Abwechselung. All diesen schlechten Eigenschaften stehen unglaubliche Ausdauer und Kraft gegenüber. Ein bis zu drei Zentnern beladenes Kamel ist im stande, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ununterbrochen zu marschieren, und legt in ungefähr fünf Stunden gegen drei deutsche Meilen zurück. Man sieht es dem stumpfsinnigen, trägen Tiere nicht an, wie schnell es laufen kann, wenn es wild geworden ist. Wir hatten beim Aufbruch



Taubenhäuser bei Abu Hamed.

von Batn Harit nach Abu Hamed einen solchen Fall, der einer gewissen Komik nicht entbehrte, wenn er uns auch fast die gesamte Kücheneinrichtung kostete. Eins der Kamele, erst halb beladen, springt plötzlich empor und sucht in wildem Laufe das Weite, Kisten und Koffer von sich schüttelnd oder nach sich schleifend. Das Vieh ist bald wieder eingefangen, wir aber eilen voll banger Ahnungen zu der umgestürzten Ladung, denn unheimliches Klirren und Knacken ließ auf zerbrochenes Glas oder Porzellan schließen. Das Schicksal hatte es gewollt, daß der sinnlosen Wut der Bestie unsere Kücheneinrichtung, vom Koch elend genug verpackt, sowie die Vorräte an Rum, Cognac usw. zum Opfer fielen. Von Tellern und Gläsern war nichts ganz geblieben, der edle Alkohol wallte in der verzinkten Kiste in trüben Fluten, und obenauf segelten, eine unangenehme Begleiterscheinung, die abgetragenen Pantoffeln des Kochs und seine alte Kappe. Glücklicherweise passierten wir bald darauf die Stadt Medinet el Fajum, wo der Schaden ersetzt werden konnte.

Bei dem Lagerwechsel von Batn Harit nach Abu Hamed machten wir in dem Dorfe Kaßr Gibala Station und wurden vom Omde zum Diner eingeladen. Es war gegen elf Uhr Vormittags. Wir waren bereits um vier Uhr aufgestanden, hatten um halb sechs Uhr nur eine Tasse Kakao und ein Ei zu uns genommen und verspürten daher einen gewaltigen Hunger. Obwohl wir über die menschenfreundliche Einladung unsagbar erfreut und fest entschlossen waren, sie anzunehmen, ließen wir uns doch erst eine ganze Weile bitten — das gilt für taktvoll und als Zeichen guter Erziehung. Bevor wir das Speisezimmer betraten, wurde uns von einem Diener ein zinnernes Waschbecken und Seife gereicht, ein zweiter goß Wasser über unsere Hände und ein dritter gab jedem ein Handtuch, das als Serviette mit an die Tafel genommen wurde. Der Speiseraum machte einen sehr nüchternen Eindruck und enttäuschte in jeder Beziehung. Nichts, aber auch gar nichts war der Eigenart des Landes oder des Volkes entsprechend, alles aus Europa bezogen, aber vom Schlechtesten und Geschmacklosesten, was dort geliefert wird. An den Wänden entlang standen Diwans, überzogen mit rotem, gelbgeblümtem Kattun allerschäbigster Qualität, darüber, zum Schutze dieses kostbaren Materials, weiße Leinwandbezüge. An den Fenstern Vorhänge und über der Tür eine Supraporte von demselben Stoffe. Mitten im Zimmer ein runder Tisch von etwas mehr als einem Meter Durchmesser, von der Tischplatte bis zur Erde mit blauem, weißbedrucktem Kattun bespannt. Die Wände waren ockergelb, darauf dicke ultramarinblaue Striche und Eckverzierungen, der Sockel hellblau mit gelben, marmornachahmenden, ebenfalls dunkelblau eingefaßten Feldern. Genug, ein fürchterliches Farbenkonzert, als ob ein Farbenblinder in Raserei verfallen wäre. Der Boden war mit Matten belegt, und darauf lagen zwei kleine orientalische Teppiche. Außer uns, dem Hausherrn und dessen Bruder nahmen noch zwei ältere wohlbeleibte Herren, Honoratioren des Dorfes, an dem Mahle teil, so daß wir zu sechs um den Tisch saßen. Seine Platte war vollständig von einem runden Zinntablett bedeckt, das nach der Mitte zu erhöht und am Rande leicht aufgekippt war. Vor jedem Platze lag ein langstieliger Löffel, vor unseren beiden Gott sei Dank auch Teller, Messer und Gabel. Ein Diener trat ein, brachte eine riesige Zinnschüssel voll Reis, auf welchem ein am Spieß gebratener Truthahn gar verlockend thronte, und setzte sie mitten auf den Tisch. Auf das Zeichen des Hausherrn erfolgte der Angriff. Jeder der Eingeborenen krallte seine Finger in den Truthahn, der nicht aufgeschnitten war, und riß sich ein Stück davon los, nicht ohne sich vorher durch Greifen überzeugt zu haben, ob er auch eine weiche Stelle angetroffen habe. Wir konnten uns zwar die Stücke losschneiden, mußten uns aber gefallen lassen, daß die bald bis ans Handgelenk fettigen Naturgabeln der dunklen Tischgenossen dazwischenfuhren, um sich auch auf fremdem Gebiete von der Zartheit des Terrains zu überzeugen. War ein Bissen im Gehege der Zähne verschwunden, dann senkte sich der Löffel in die gemeinsame Schüssel und führte eine ansehnliche Portion Reis in den Mund. Bisher war die Sache nicht so unappetitlich, wie ich mir vorgestellt hatte. Der Braten und der Reis schmeckten vorzüglich, und wir



Kairo.

griffen tapfer zu. Entschieden gegen meine bessere Überzeugung aber war es, als der Hausherr uns beide abwechselnd mit Ehrenbissen zu versehen begann. Jedesmal nämlich, ehe er von neuem ein Stück Fleisch abriß, leckte er sich mit peinlicher Sorgfalt sämtliche Finger ab, jedenfalls der Reinlichkeit wegen. Ablehnung würde natürlich eine große Beleidigung gewesen sein, also wurde gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Nach dem Hahn gab es Früchte: Äpfel, Apfelsinen und Bananen, darauf wusch man sich wieder die Hände, und das Diner war beendet. Die Reste unserer Mahlzeit wurden in den Vorraum gebracht und den Gästen zweiter Klasse vorgesetzt, welche rings um die Schüssel auf Matten am Boden kauerten. Dieser Tafel präsidierte der vielleicht fünfundzwanzigjährige Sohn des Hausherrn, da es nach orientalischer Sitte nicht erlaubt ist, daß der Sohn an einem Tische mit dem Vater speist.

Die Gastfreundschaft des Orientalen ist aufrichtig und herzlich. Das Haus eines solchen Ortsvorstehers ist für jedermann offen, eine Menge Leute stehen und sitzen in lebhaftester Unterhaltung oder in gedankenvollem Schweigen in dem geräumigen Hof oder unter der Sykomore vor dem Hause. Man kommt und geht, trinkt Kaffee, raucht Cigaretten und erledigt dabei in patriarchalischer Behaglichkeit die Geschäftsfragen der Gemeinde.

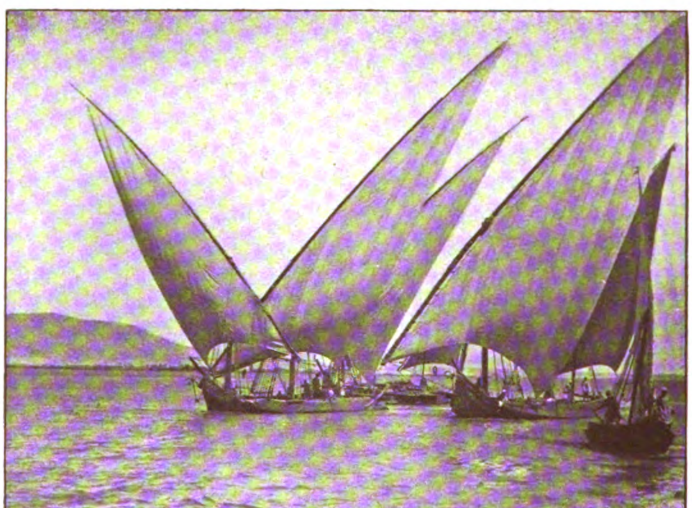
Unser nächstes Ziel von Batn Harit aus war also Abu Hamed im äußersten Süden des Fajums. Das kleine Dorf liegt wunderhübsch an einem Arme des Bachr Jussuf, von Palmen umgeben. Besonders auffallend sind hier die Taubenhäuser. Aus Lehm und Stroh zusammengebackt, gleichen sie riesigen Bienenkörben. Die Tiere werden des Düngers wegen in zahlreichen Mengen gehalten, doch wird der Schaden, den sie auf den Feldern verursachen, wohl in keinem Verhältnis zu ihrem Nutzen stehen. Der Vorsteher des Ortes, Hamed Bey, ein Araber, war ein noch junger, höchst angenehmer, intelligenter Mensch von vielleicht dreißig Jahren, für einen Orientalen seines Standes merkwürdig vorurteilsfrei und gebildet. Wir besuchten ihn öfter in seinem reizend am Wasser gelegenen Hause, und mit besonderem

Stolze führte er uns in seinem Garten umher, dessen Palmen in der Tat von seltener Schönheit waren. Ich zeichnete eine kleine Porträtskizze von ihm und machte sie ihm zum Geschenk, worüber er eine außerordentliche Freude zeigte. Da sich bei Abu Hamed nur arabische Begräbnisplätze fanden, so brachen wir schon nach acht Tagen wieder auf und schlugen unsere Zelte bei dem kleinen Dorfe Um el Barakat auf, ungefähr eine Stunde weiter nach Westen.

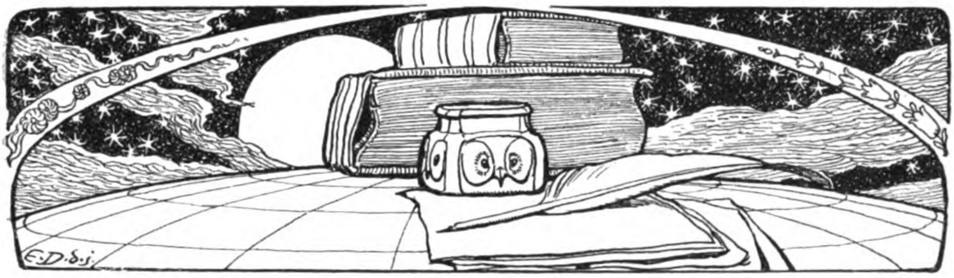
Um el Barakat ist, wie Batn Harit, ein großer Trümmerhaufen mit einem ausgedehnten Gräberfeld, dessen Anlage wohl in dieselbe Zeit zu setzen sein wird. Die Funde ähnelten sehr denen von Batn Harit. Besonders interessant war das Auffinden eines allerdings stark beschädigten Tafelbildes auf Holz — jetzt gut zusammengesetzt im Berliner Museum — und einiger zwanzig Ostraka mit griechischen Steuerquittungen. Ostraka, d. h. Scherben aus Ton, wurden an Stelle des stets teuren Papyrus im Altertum benutzt, um Quittungen, Rechnungen u. dergl. zu schreiben. Sie sind im übrigen Ägypten häufig, im Fajum aber bisher nur in wenigen Exemplaren gefunden worden.

Ungefähr zehn Minuten von der antiken Stadt entfernt befand sich der bereits erwähnte Krokodilfriedhof, der von den Engländern im Jahre 1901 mit so großem Erfolge durchsucht worden ist. Die Knochen und Mumienbinden lagen in unglaublichen Massen auf dem durchwühlten Sand umher. In den offenen Gräbern hatten Schleiereulen ihre Wohnung aufgeschlagen; durch unsere Annäherung erschreckt, suchten sie nun das Weite. Häufig flogen sie aber erst drei Meter vor uns auf, so daß man sie mit einem Steinwurf hätte erlegen können.

Die stetig steigende Temperatur — wir hatten schließlich im Durchschnitt 45 Grad Celsius — zwang uns gegen Ende April, für dieses Jahr die Arbeit einzustellen. Zum letztenmal wurden in Abusir el Mäläk die Kamele beladen, und mit einer stattlichen Karawane von zwanzig Tieren langten wir auf der Station Aschmant an, von wo uns die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Kairo brachte.



Dahabijen auf dem Nil.



Literarische Rundschau

Kunstschriften und Kunstblätter

In der modernen Kunstbewegung in Deutschland, die anfangs fast ausschließlich auf einen radikalen Naturalismus loszusteuern schien, hat sich in neuerer Zeit auch eine idealistisch-romantische Richtung zur Geltung gebracht. Als einen ihrer vornehmsten und selbständigsten Vertreter kennen unsere Leser **Ludwig von Hofmann** aus dem illustrierten Artikel von Georg Hermann im Oktoberheft vorigen Jahres. Inzwischen ist auch in den Knackfußschen „Künstlermonographien“ (Nr. 63) eine Studie über ihn erschienen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; mit acht Kunstbeilagen und 104 Abbildungen; Preis 3 Mk.). Der Verfasser, Oskar Fischel, zeigt, wie dieser scheinbar so einsam dastehende Künstler aus dem Studium der Franzosen Puvis de Chavannes und Besnard, des Deutschen Hans von Marées, vor allem aber aus der innigen Berührung mit der italienischen Natur emporgewachsen ist, ohne darüber seine deutsche romantische Seele zu verlieren. Seine Skizzen und Studien beweisen uns zudem, daß auch dieser Lyriker unter den Malern nicht ohne den angestrengtesten Fleiß und die sorgsamste Einzelbeobachtung, namentlich des menschlichen Körpers, seine Meisterschaft errungen hat. — Von allgemeineren Gesichtspunkten, im Zusammenhang mit der Kunst seiner Zeit und ihrer verschiedenen Strömungen betrachtet denselben Künstler Karl Scheffler, einer unserer tüchtigsten, nur allzu sparsamen Kunstschriftsteller, in einem der „Modernen Essays zur Kunst und Literatur“ (Nr. 22; Berlin, Gose u. Tetzlaff). — Ätherische Seelen, die ganz aus Gefühl und Empfindung zusammengesetzt sind, haben wohl geklagt: daß man über Künstler, wie Hofmann, überhaupt in Worten schreibe, sei eine Barbarei. Nur die Musik könne uns ihr Tiefstes und Geheimstes offenbaren. Eine Mittelstufe zwischen jener „Barbarei“ und diesem Ästhetizismus erwählt sich Ernst Schur, wenn er uns in einem schmalen Bändchen **Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters** bietet (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.). Seine Arbeit (ein etwas plumpes Wort für eine so leichtbeflügelte Sache!) stützt sich in keiner Weise auf persönliche Mitteilungen, gibt auch keine biographischen Daten. Ihr kommt es nur darauf an, das, was in Lechter ringt und zum Ausdruck kommen will, zu ergründen und zu fixieren, so suggestiv, mit allen sprachlichen Kunstmitteln zu fixieren, daß die Worte sich für den Leser sofort wieder in Bilder umwandeln. „Indem ich mich der fremden Persönlichkeit, die mich unwillkürlich an sich ziehen will, uneingeschränkt hingebe, bringe ich Dinge zur Sprache, die sich jeder Kontrolle entziehen; der Leser erhält Einblick in einen Prozeß, in das Wachsen und Werden, in den ersten chaotischen Wirbel, aus dem, kaum erkennbar, künstlerische Formen sich bilden wollen — und all das muß er auf Treu und Glauben hinnehmen.“ Also: wie das Werk Melchior Lechters auf einen für künstlerische Eindrücke empfänglichen Menschen wirkte, die Gedanken und Gefühle, die ihm bei dem oft- und abermaligen Anschauen kamen und wieder verschwanden, dieses Auf und Ab des Genusses, das der Gehalt der Bilder in ihm hervorbrachte, dies in der ganzen psychologischen Verzwicktheit wiederzugeben, ist Schurs Absicht. Nur eine Probe wird deutlich machen können, wie er dabei verfährt: „Über hellen Gängen, auf denen die Sonne leise spielt, schimmert der Frühling ... Ein mattblauer Himmel; Wolken ziehen still dahin. Dunkle, verschollene Winkel des Waldes zur Abendzeit; die duftende, schwingende Luft beginnt sich zu röten; in der verschleiernden Dämmerung liegen Riesenschatten. Es ist wie ein verhaltenes, langsam hin und her flutendes, langsam verhallendes Klagen und Sehnen, ein Ringen und Ächzen, ein Verzweifeln ... Es ist ein Hinabsteigen in tiefste Qualen, ein Aufreißen all des Geheimnisvollen und Dunklen, das der Mensch verdeckt und verhüllt, nur zuweilen liebkost als etwas, das ihm Schmerz zugleich bereitet und Lust; das letzte, was jeder noch schützt und schont und pflegend hegt; wovon er nicht läßt in seinen einsamsten

Stunden, in der Offenbarung seiner höchsten Menschwerdung — jenes unsägliche und unkündbare schluchzende Empfinden —: das Werk Melchior Lechters!" Doch finden sich zum Glück auch sachlicher gehaltene Abschnitte zwischen solchen paraphrasierenden, um die Entwickelungsstufen zu verfolgen und kritische Umschau zu halten. — Wie schlicht gegenüber dieser verzückten Form schildert der Romanschriftsteller Walter Siegfried seinen schweizerischen Landsmann **Adolf Stäbli als Persönlichkeit!** (Zürich, Artist. Institut Orell Füßli; Preis Mk. 2.50.) Und der am 21. September 1901 zu München gestorbene Schweizer Landschaftsmaler, von dessen Gemälden die Schrift einige der schönsten reproduziert, war eine Persönlichkeit: in seiner Jugend von bitterster Not fast erdrückt, hat sich seine „Unbeholfenheit" eigentlich in die Welt nie zu schicken gelernt; in sich gekehrt, dabei bescheiden und zartsinnig, hatte er das Bedürfnis, sich an einen anderen hinzugeben. So wurde Stäbli der Verehrer Böcklins, der Bewunderer Gottfried Kellers, in dessen Schriften er sich ganz eingesponnen hatte. Aber wie Keller litt es auch ihn nicht auf die Dauer in der engen Schweizer Heimat. Mehr als einer hat es leider bestätigt, was Siegfried sagt: daß nämlich der Künstler in der Schweiz mehr eine unverständliche als eine gute Figur macht. „Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Tätigkeit obenan steht, kann der Künstler nicht bestehen." Siegfried führt das mit seiner Volkspsychologie weiter aus, so daß man mit leichter Mühe Parallelen auch in die Literatur hinüberziehen kann. Die kleine, liebenswürdige Schrift wird so aus einem Künstlerlebensbild zugleich ein lehrreiches Volksbild.

Wieviel zwei einzelne Männer, wenn sie neben dem nötigen Geschmack und den nötigen Kenntnissen über die praktische Energie verfügen, für die Kunstpflege eines größeren Gemeinwesens auszurichten vermögen, das zeigt das Beispiel Hamburgs. Alles, was hier in praktischer Kunstpflege und Kunsterziehung in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, verdankt seinen Ursprung zwei Männern, die zudem treu Schulter an Schulter nebeneinander stehen: Justus Brinckmann, dem Schöpfer des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, und Alfred Lichtwark, dem Leiter der Hamburger Kunsthalle. Eine Festschrift: **Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe,** dargestellt zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens von Freunden und Schülern Justus Brinckmanns (Hamburg, gedruckt im Auftrage des Hamburgischen Staates), gibt davon auch öffentlich erfreuliche Kunde. Die umfangreichste und wertvollste Gabe des stattlichen Bandes (436 S.) besteht in der Biographie Brinckmanns, mit der Lichtwark ihn eröffnet. Eine Persönlichkeit schreibt hier über eine Persönlichkeit, ein Bahnbrecher über einen Pionier und self-made-man, der den Beruf zur Organisation in sich hatte. So verworren die Wege scheinbar auch sind, die Brinckmann gegangen ist, ihm mußte doch alles zum Besten dienen: die Naturwissenschaft, für die er sich als Schüler begeisterte, die prähistorischen Studien, die der „Baccalaureus der französischen und Schweizer Universitäten" trieb, die Volkswirtschaft, die er in Leipzig studierte, die Advokatur, die er in Hamburg verwaltete. Dann wurde er Kunstkritiker des „Hamburgischen Korrespondenten", 1873 Sekretär der Gewerbekammer, in demselben Jahre noch als Ausstellungskommissar nach Wien berufen. Seine Berichte veranlaßten, daß in Hamburg die ersten Grundsteine für das Museum gelegt wurden; 1874 ward die Sammlung eröffnet, um nun so schnell zu wachsen, daß sie schon 1877 der Staat übernahm. Höchst fesselnd weiß Lichtwark von ihrer weiteren Entwickelung zu erzählen und wie Brinckmann dabei nach allen Seiten hin alle seine mannigfachen Gaben betätigt hat. Es folgt sodann eine Reihe von Aufsätzen der mannigfaltigsten Art und des mannigfaltigsten Inhalts, von denen jeder sich aber mit einem Spezialzweig des Museums beschäftigt, so daß doch die Einheitlichkeit gewahrt bleibt. Ein gewichtiger Teil dieser Aufsätze ist natürlich, dem Charakter des Museums entsprechend, der japanischen Kunst gewidmet, mit der sich ja auch Brinckmann in einem grundlegenden Buche beschäftigt hat. Es ist ein imponierendes Werk, das schon jetzt in den Hamburger Sammlungen geschaffen ist; aber überall sieht man neben dem Fertigen doch auch noch Keime, die auf Künftiges deuten und der Saat eine reiche Ernte versprechen.

Landschaftskunst ist heute einmal wieder Trumpf geworden. Man dezentralisiert, schafft neue Mittelpunkte für die Kunstpflege und zwingt oder erzieht so die Künstler zu größerer Vertiefung in ihre heimatliche Landschaft. Praxis und Theorie gehen auch hier Hand in Hand. In diesem Sinne haben „Die Rheinlande", die in Düsseldorf erscheinende Kunstzeitschrift, vieles für die Kunstpflege und Kunsterziehung schon jetzt gewirkt. Auf eins ihrer Sonderhefte sei mit besonderer Empfehlung hingewiesen; es behandelt **Die Eifel in der Kunst** (herausgegeben im Auftrage der „Rheinischen Kunstzeitschrift" durch Wilhelm Schäfer; im Kommissionsverlag von August Bagel, Düsseldorf). Eine Anzahl von Aufsätzen, Studien, Skizzen, Lebensbildern usw., mit vielen prächtigen Illustrationen, auch farbigen Kunstblättern, Lithographien durchschossen, beleuchten die verschiedenen Seiten des Themas in reizvollster Weise. — Über der Darmstädter Künstlerkolonie liegt augenblicklich noch tiefes Schweigen, das Schweigen nach dem Sturm; aber man hört, daß auch hier aus der Asche noch wieder neue Flammen geblasen werden sollen. Jedenfalls ist in der Kunstschriftstellerei der kühne Vorstoß nicht vergessen, wenn auch mittlerweile ruhigere Töne angeschlagen werden als vor zwei Jahren zur Zeit der Ausstellung selbst. Als ein Zeichen dafür und wie mittlerweile die Kritik auch der prinzipiellen Anhänger des Neuen und Jungen in der bildenden Kunst das Verfehlte an der

Bewegung sieht, ohne ihren Kernpunkt preiszugeben, mag man die **Gedanken über die Darmstädter Kunst** nehmen, die Fritz Burger in einer vor kurzem erschienenen Broschüre niedergelegt hat (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.).

Künstler über sich selbst zu hören, wird dem Kenner immer ein auserlesener Genuß sein, wenn er auch gerade bei der Lektüre dieser Werke am allerwenigsten Kritik und eigenes Urteil auf Grund des künstlerischen Schaffens der Künstler-Schriftsteller wird ausschalten dürfen. In der seit kurzem im Verlage von Bruno Cassirer (Berlin W.) erscheinenden „Bibliothek ausgewählter Kunstschriftsteller" ist als zweiter Band des französischen Malers Eugène Delacroix' **Tagebuch** in gekürzter deutscher Bearbeitung von Erich Hanke erschienen. Delacroix wurde am 26. April 1798 zu Charenton St. Maurice bei Paris geboren. Sein Vater war zu dieser Zeit französischer Gesandter in Holland; seine Mutter stammte aus einer Künstlerfamilie. Die künstlerischen Neigungen des Knaben traten sehr frühzeitig hervor, und zwar ebenso in der Musik wie in der Malerei. Von seinem zehnten Jahre an besuchte er das Lycée Louis le Grand, ohne aber, wie wir der Einleitung des deutschen Bearbeiters entnehmen, besondere Fortschritte zu machen. Alsdann trat er in das Atelier von Guérin ein und studierte später unter Gros. Im Jahre 1823 stellte er sein Gemälde „Dante und Virgil" aus. Der Beifall, den dieses und die folgenden Werke, wie das „Massacre de Scio", bei Publikum und Künstler fanden, war aber durchaus nicht unbestritten. Ja, man kann sagen, daß Delacroix sein ganzes Leben hindurch jedes Jahr von neuem um den Erfolg kämpfen mußte. Wenige Jahre vor seinem Tode, 1859, hatte er sogar den Schmerz, seine Bilder im „Salon" vom Publikum verhöhnt zu sehen, wofür ihn die zwei Jahre zuvor erfolgte Aufnahme in die Akademie nur notdürftig entschädigen konnte. Seine Arbeitskraft blieb trotz seiner zarten Körperkonstitution bis zuletzt erstaunlich, und die Zahl seiner Werke ist sehr groß. Als seine Hauptwerke dürfen außer den beiden bereits angeführten gelten: „Der Kampf um die Barrikaden" (Louvre), das Deckengemälde in der „Galerie d'Apollon" im Louvre, „La Justice de Trajan" im Museum zu Rouen, „Foscari" im Besitze des Herzogs von Aumale und die Orientbilder, zu denen er die Anregung auf seiner Reise nach Marokko (1832) empfing. Am 13. August 1863 machte ein Kehlkopfleiden, das den Künstler schon jahrelang geplagt hatte, seinem Leben ein Ende. Zu seiner künstlerischen Hinterlassenschaft gehörte auch das „Tagebuch", das in der französischen Originalausgabe drei stattliche Bände umfaßt und nun, im Auszuge wenigstens, auch deutsch vorliegt. Es beginnt mit dem Jahre 1822 und reicht, mit einigen Unterbrechungen, bis ins Jahr 1863; alles, was den Künstler während dieser Zeit in Gedanken bewegt hat, hat er diesen Aufzeichnungen anvertraut. Sie werden um so interessanter, als Delacroix unter den französischen Malern des vorigen Jahrhunderts eine ganz hervorragende Stellung eingenommen hat. An Begabung den Größten ebenbürtig, erscheint er in der Entwickelung der französischen Malerei als der unmittelbare Vorläufer Manets. Zudem stand er über ein halbes Jahrhundert hindurch inmitten des geistigen Lebens seiner Zeit. Er kannte alle berühmten Leute der Julimonarchie, der Republik von 1848 und des zweiten Kaiserreiches, und es gibt in der Kunst, Literatur oder Politik seiner Tage wohl keine bedeutendere Erscheinung, der wir nicht in seinem Tagebuche begegneten. — Als einen Vorläufer Manets erkennen wir Delacroix aus seinen Bekenntnissen, als einen Vorläufer also auch des „Impressionismus". Der Ursprung dieses heute so vielfach — falsch und richtig — gebrauchten Wortes ist in die Nacht der Zeiten getaucht. Jedenfalls steht fest, daß das Wort unglücklich ist. Als man zum erstenmal den Ausdruck Nihilist las, der von Turgenjeff erfunden ist, wußte man auch ohne Aufklärung, was darunter zu verstehen war: nicht so bei dem Worte „Impressionist". Es läßt wohl den Gedanken zu, es handle sich um etwas Flüchtiges, Skizzenhaftes. Auch wird das Wort allgemein — mit Unrecht — derartig angewendet. Die französischen Maler aber, die zuerst unter dem Schlagwort „Impressionisten" zusammengefaßt wurden, malten durchaus nicht skizzenhaft. „Nur die Spötter" — sagt Emil Heilblut in seiner lehrreichen Studie über die **Impressionisten** (Berlin, ebenda.) — „haben gewähnt, sie malten flüchtig — tatsächlich waren sie Meister eines hervorragend gründlichen Sehens. Das große Publikum nahm an, diese Künstler sähen die Gegenstände eilig wie aus den Fenstern eines hinsausenden Schnellzuges — tatsächlich malten sie in einer Weise, die man gewiß schon vor ihnen angetroffen hätte, wenn nicht am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Reaktion des Geschmackes ein Stillstand und Zurückfluten im Strome der Malerei eingetreten wäre. Die Künstler der Impressionistengruppe waren einfach Maler der Erscheinung, die das Sehen weiter ausbildeten. Sie waren die Fortentwickler unseres Sehens; sie sind — wie es wenigstens uns jetzt scheinen muß, da wir mit und nach ihnen leben — seine Vollender." Von dieser Voraussetzung ausgehend, skizziert Heilblut nun das Werden, Wachsen und Wesen eines Manet, Monet, Renoir, Degas, Sisley, Pissaro, Cézanne, van Gogh, Puvis de Chavannes, Maurice Denis, Vuillard, Liebermann, Slevogt, Toulouse-Lautrec, Morizot und J. Bapt. Carpeaux, nicht akademisch gelehrt und erschöpfend, sondern — das Wort heißt nicht so viel wie „flüchtig" — eben „impressionistisch". Die wichtigsten Bilder werden einzeln beschrieben, erklärt, erläutert und gewürdigt; eine größere Anzahl finden sich in guten Autotypien wiedergegeben. — Das Ganze ist ein Sonderabdruck aus der im Herbst vorigen Jahres neu begründeten Cassirerschen Monats-

schrift **Kunst und Künstler,** deren Hauptleiter Professor Emil Heilblut (Hermann Helferich) ist. Die neue Zeitschrift (jährlich 16 Mk.) will eine Sammelstelle für Studien über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts sein; womöglich sollen die Künstler selbst über ihre Kunst sprechen. Themata aus der älteren Kunst, die keineswegs verbannt sind, sollen doch mit Vorliebe im Anschluß an einen Geschmack oder eine Neigung unserer Zeit gewählt werden. Neben den größeren Aufsätzen laufen die kürzeren chronikartigen Berichte her: Referate über Kunstausstellungen, Bücherbesprechungen, Bibliographien, Zeitschriftenschau usw. In dem Mitarbeiterverzeichnis finden wir Namen wie Gerhart Hauptmann, H. von Tschudi, Peter Behrens, Karl Woermann, Oskar Bie, Wilhelm Bode, Max Liebermann, Hans Rosenhagen, Walther Gensel, Hugo von Hofmannsthal, Karl Lamprecht, Walter Leistikow, Alfred Lichtwark, van de Velde, Richard Muther, Paul Schumann, Max Osborn, F. Poppenberg. Natürlich bedient sich die Zeitschrift in ausgedehntem Maße der Illustration, d. h. der künstlerischen Wiedergabe künstlerischer Werke, sei es zur Erläuterung des Textes, sei es um ihrer selbst willen. Es wäre falsch, die Zeitschrift eine extrem moderne zu nennen: ihr fällt nicht ein, das Tischtuch zwischen sich und der Vergangenheit zu zerschneiden; sie will nur alles Alte auch mit den Augen der Gegenwart betrachten und mit neuen Sinnen zu erfassen suchen. Daß sie vorläufig noch etwas allzusehr in dem Bannkreis der französisch-impressionistischen Kunst und derer um Liebermann gefesselt erscheint, liegt in der Natur des Cassirerschen Verlages; aus diesem Zirkel muß und wird sie aber bald herauskommen, wie man vom deutschen Publikum, das einen „Pan“ über ein Jahrfünft hinaus nicht zu halten vermochte, wird erwarten dürfen, daß es auch seinerseits hilft, das bescheidenere Organ „Kunst und Künstler“ weiter auszubauen.

Vor einem halben Jahre haben wir über den ersten Band des von Max Martersteig herausgegebenen **Jahrbuches der bildenden Kunst** berichten können (Berlin, Deutsche Jahrbuch-Gesellschaft; geb. 8 Mk.). Nunmehr liegt schon der zweite Band vor und zeugt mit seinem reichhaltigen Inhalt und der stolzen Zahl trefflicher Abbildungen und Bilderbeilagen: sechzehn Tafeln, Radierungen, Autotypien, Buntdrucken, Gravüren usw., wie sicher das Unternehmen sich behauptet, wie rüstig es vorwärts schreitet. Alles, was in der bildenden Kunst im Laufe eines Jahres — in dem vorliegenden Bande steht das Jahr 1902 auf der Tagesordnung — öffentlich hervorgetreten ist und sich irgendwie ausgezeichnet hat, findet sich verzeichnet; das Wichtigere ist in Abbildungen wiedergegeben. Loser mit dem Text hangen die Kunstbeilagen zusammen, die sich dafür aber alle durch sich selber rechtfertigen. Sie in ihrer Kostbarkeit, die Drei- und Vierfarbendrucke sowie die Heliogravüren der Firma Georg Büxenstein voran, werden es hauptsächlich sein, die auch das große Publikum zu diesem Kunstbrevier des Jahres hinziehen. Wer Gefallen daran findet, kann sie mit leichter Mühe herauslösen und einzeln in seinen Mappen aufheben oder sie als Zimmerschmuck einrahmen lassen. Aber auch der Text ist so gehalten, daß sich auch der kunstliebende Laie dadurch gefesselt und belehrt fühlen muß. So, wenn Kunstschriftsteller wie Walther Gensel, Hans Rosenhagen, W. Singer und andere über die europäischen Kunstausstellungen des Jahres in gedrängten, kritisch sondernden Artikeln berichten, andere die Denkmäler des Jahres, die Architekturwerke oder die Leistungen des Kunsthandwerkes Revue passieren lassen. Hervorragende Kunstschöpfungen, wie Klingers Beethoven, finden daneben ihre besondere Würdigung (durch Alfred Lichtwark). Besonders willkommen wird es den Lesern sein, daß das „Jahrbuch“ auch die vervielfältigenden Künste in den Bereich seiner Betrachtung zieht. So erhalten wir ein paar prächtige Radierungen, Lichtdrucke, Heliogravüren und farbige Steindrucke als Kunstbeilagen. In der letzten Hälfte des Bandes wird registriert und analysiert, wie es sich für ein „Jahrbuch“ schickt. Da finden wir die Künstlerjubiläen, die Toten des Jahres 1902 aufgeführt und eine Übersicht aller kunstgeschichtlichen Bücher und Zeitschriftenaufsätze der Berichtzeit, die Adressen von Museen, Galerien und Privatsammlungen, von Akademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, von ausübenden Künstlern, Kunstschriftstellern, Kunstgenossenschaften, Kunstsalons, Kunstverlegern, Kunstwerkstätten usw.

Das moderne Kunstgewerbe weiß sein Publikum zu finden. Die einzelnen Kapitel von Henry van de Veldes **Kunstgewerblichen Laienpredigten** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) sind sämtlich Damen gewidmet. Van de Velde war bekanntlich einer der Bahnbrecher des modernen Kunstgewerbes; durch seine Berufung an die Kunstschule in Weimar ist inzwischen auch öffentlich und offiziell anerkannt worden, daß die Jugend und Zukunft auf seinen Wegen wandeln muß. Es ist ein bedeutsames Dokument, das mit diesem Buche aus Weimar kommt; hier liegen Möglichkeiten, die seinen hohen ererbten Beruf als Kulturträger und Bahnbrecher des Geistes nach einer neuen Seite hin erweitern und ergänzen mögen. — Eine Reihe kunstgewerblicher Monographien (herausgegeben von Jean Louis Sponsel) finden wir in demselben Verlage. Einzelne davon werden in einer Zeit, wo die Teilnahme an den kunstgewerblichen Fragen so ersichtlich auch in Laienkreisen wächst, auf allgemeines Interesse rechnen dürfen. Auch in deutschen Bürgerfamilien wird jetzt wieder der Wert des Kunstbesitzes geschätzt, und zu dem noch vorhandenen wird nicht nur manches gute alte Stück hinzuerworben, sondern es wird auch schon das moderne Kunstgewerbe gern aufgenommen. Das weckt ganz natürlich das Verlangen auch nach einer Vertiefung der Kenntnis der Kunstwerke. Und so werden denn diese Monographien wohl vorbereiteten Boden finden, zumal da hier in ge-

wählter, dabei knapper und klarer Form geschildert wird und gute Abbildungen in reicher Anzahl herbeigezogen werden, das Wort durch die lebendige Anschauung zu unterstützen. Zu einer eingehenden Besprechung dieser Einzelschriften ist hier nicht der Ort; wir begnügen uns damit, die Titel aufzuführen, zumal da einige der Verfasser unseren Lesern aus Beiträgen in den „Monatsheften“ bekannt sind. So hat Christian Scherer, der hier vor einiger Zeit (Januar 1900) einen Aufsatz über Elfenbeinplastik veröffentlicht hat, jetzt dasselbe Thema entsprechend erweitert und vertieft („Elfenbeinplastik seit der Renaissance“; mit 124 Abbild. und 1 Tafel), Gustav E. Pazaurek, der Direktor des Nordböhmischen Gewerbe-Museums in Reichenberg, der in demselben Jahrgang über die Lieblingspflanzen in der dekorativen Kunst geschrieben hat (April 1900), jetzt eine Darstellung „Moderner Gläser“ gegeben (mit 4 farbigen Beilagen und 149 Abbild.). Ueber „Bronzeplastik“ schreibt in ähnlicher Form Hermann Lüer (mit 144 Abbild.), über „Moderne Keramik“ Richard Borrmann (mit 110 Abbild.), über „Deutsche Möbel“, ein besonders interessantes und ergiebiges Gebiet, Ferdinand Luthmer (mit 142 Abbild.), über Vorderasiatische Knüpfteppiche (mit zahlreichen Abbild.) und über die „Italienischen Hausmöbel der Renaissance“ (mit 100 Abbild.) endlich Wilhelm Bode, der Direktor der Königl. Gemälde-Galerie in Berlin. — In weiterem Umfange und natürlich auch unter Verwertung noch zahlreicherer Illustrationen, als es Felix Poppenberg in den „Monatsheften“ (März 1902) konnte, hat Otto Grautoff in einer kostbaren Publikation desselben Verlages **Die Entwickelung der modernen Buchkunst in Deutschland** dargestellt, mit besonderer Berücksichtigung der technischen Seite (mit etwa 200 Illustrationen, zum Teil in farbiger Ausführung), während Ernst Schur in einer unillustrierten Schrift (ebenda) in allgemeineren Formen über **Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches** spricht, indem er die hervorragenderen Buchkünstler der Gegenwart kritisch durchgeht, zugleich aber auch seine eigenen reformatorischen Vorschläge verficht. —

Wer seiner Bücherei von Zeit zu Zeit dies oder jenes darstellende Werk über bildende Kunst einverleibt, wird noch weniger eine oder mehrere Mappen entbehren wollen, in der er eine Auswahl berühmter oder besser noch ihm persönlich wertvoller und lieber Kunstblätter aufbewahrt, um die Schätze zu guter Stunde aus ihrem Versteck hervorzuholen und sie, guten Freunden wie sich selber zur Lust und Augenweide, auszubreiten und zu betrachten. Dies ästhetische Vergnügen, ehemals ein kostspieliger Luxus, ist heute auch mit bescheidenen Mitteln leicht zu erzielen. Eine ganze Anzahl von Unternehmungen bieten dem Liebhaber ihre Sammlungen oder Einzelblätter dar. Da sind zunächst die vom „Kunstwart“ herausgegebenen **Meisterbilder fürs deutsche Haus** (München, Georg D. W. Callwey; jedes Blatt im Umschlag mit Text im Einzelverkauf 25 Pf.). Gute und ausreichend große Wiedergaben von echten Meisterwerken der bildenden Kunst für billiges Geld ins Haus zu bringen, bezeichnen sie selbst als ihren Zweck. Der Nachdruck liegt dabei auf dem Zusatz „für billiges Geld“. Denn wie stand es bisher mit Einzelblättern aus der bildenden Kunst? Für einen Stich von Dürer zahlte man bisher in der billigsten guten Wiedergabe 3 Mk., für Rembrandts Hundertguldenblatt sogar 8 Mk. Wollte man Nachbildungen nach Gemälden, so mußte man zu Photographien greifen, die meistens viel zu klein waren und doch mindestens 1 Mk. kosteten, größere sogar bis zu 9 und 10 Mk. Da setzten es sich die „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ zum Ziel, eine Anzahl — nicht eine unaufhörliche, vom Hundertsten ins Tausendste kommende Folge — guter und großer (durchschnittlich 33 : 25 cm) Autotypien von hervorragenden Kunstwerken der Vergangenheit auf den Markt zu bringen, und der Erfolg war ihnen günstig. Über achtzig Einzelkunstblätter liegen jetzt schon vor. Darunter von Dürer: „Ritter, Tod und Teufel“, „Melancholie“, „Ruhe auf der Flucht“, das Bildnis des „Hieronymus Holzschuher“, „Christus am Kreuz“, der wunderbare Greisenkopf u. a., von Rembrandt „Die Verkündigung“, „Die Erweckung des Lazarus“, „Die Kreuzabnahme“ (mit der Fackel), „Die Anatomie“, „Die Jünger von Emmaus“, „Faust“, Selbstbildnis, von Ruisdael „Der Judenkirchhof“, „Der Sumpf“, von Franz Hals „Hille Bobbe“, von Raffael „Die sixtinische Madonna“ (Doppelblatt), von Tizian „Die Überredung zur Liebe“ und „Lavinia“, von Lionardo die „Mona Lisa“ und das „Abendmahl“, von Velasquez „Allessandro del Borro“, von Cornelius die „Apokalyptischen Reiter“, von Schwind die „Morgensonne“, von Rethel verschiedene Blätter aus dem Totentanz. Nur eine Stichprobe stellen die hier aufgezählten Bilder dar; aber sie wird genügen, den erlesenen Geschmack zu kennzeichnen, der die Auswahl — denn auf diese kommt es bei der Fülle des Möglichen in erster Linie an — zu kennzeichnen. Der beigegebene kurze Text (wohl von Ferdinand Avenarius) zeichnet sich durch leicht verständliche, dabei warme und innige Fassung aus, ohne sich in schöngeistige Phrasen zu verlieren. Neben diesen Einzelblättern erscheinen besondere Mappen, die einzelnen Künstlern gewidmet sind (je Mk. 1.50). Wenn wir sie nach der uns vorliegenden **Schwind-Mappe** (ebenda) beurteilen dürfen, so wird auch hier in Zusammenstellung, Wiedergabe und Geleittext Vorzügliches geboten. Sieben Meisterwerke Schwinds aus der Schackgalerie finden sich hier vereinigt: Naturgeister, die den Mond anbeten, ein Bild, das von des Meisters großer Naturanschauung zeugt; die Hochzeitsreise mit ihrer bräutlich süßen Poesie; die „Morgensonne“ voller Klang und Jubel, das Blatt „Auf der Wanderung“, ein gemaltes deutsches Volkslied in der Tat, den rossetränkenden Einsiedler

voll heiligem Mittagsschweigen, Rübezahl, den polternden Herrn des Riesengebirges, und endlich Erwins von Steinbach Traum, der ihn und uns mit ihm in feierliche Höhen emporträgt.

Für so geringes Geld wie die Kunstwart-Blätter und -Mappen läßt sich schlechterdings nichts Besseres bieten, als sich hier findet. Doch kann ich mir denken, daß ein penibler Geschmack an der Wiedergabe durch Autotypie Anstoß nimmt und es vorzieht, Kunstwerke, anstatt durch mechanisches Verfahren, durch Künstlerhand wiedergegeben zu sehen. Ihm bietet sich in dem **Hausschatz älterer Kunst**, der nun schon seit langen Jahren von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegeben wird, eine reiche Auswahl von Kunstblättern aller Zeiten und Nationen in Radierungen dar (jedes Heft mit je fünf Blatt in der Größe von durchschnittlich 20 : 25 cm zum Preise von 3 Mk.). Besonders die holländischen Sittenmaler sind in der Wiener Sammlung von jeher gut vertreten gewesen. So finden wir neuerdings Gerard Dou mit der „Büßenden Magdalena“, Jan Steen mit einem „Interieur“, Adriaen Brouwer mit einer „Bauernmahlzeit“, Brekelenkam mit einer „Schusterwerkstatt“. Unter den holländischen Landschaften ragt A. Cuyps „Sonniger Tag bei Dortrecht“ durch die wundervolle Wiedergabe des Lichtes, welche die Ungersche Radierung schön zur Geltung bringt, besonders hervor. Kaum minder prächtige Landschaften geben die letzten Hefte (Nr. 10 bis 15) in Blättern von Paul Potter, R. Roghman, Ph. Wouwermann, Jan Wijnants, Jakob Ruisdael, Jan Porcellis, A. v. d. Neer. Von Rubens finden wir die „Kundmachung des Traumes“ und die „Heimsendung der Liktoren“ aus dem herrlichen Decius Mus-Cyklus der fürstlich Liechtenstein-schen Galerie (radiert von Unger), von Rembrandt die berühmte „Judenbraut“, von Franz Hals den „Geschmack“ und das „Gehör“, zwei Rundbilder voll köstlicher Lebensfreude und -frische. Aber auch die italienische und die spanische Kunst sind nicht vernachlässigt: besonders schön gelungen erscheinen L. Mazzolinis „Heilige Familie mit der Meerkatze“ in der Radierung von L. Kühn und Riberas „Martyrium des heiligen Andreas“ in der Radierung von E. Doby.

Aus dem Aufsatz über den Wiener Bildhauer Edmund Hellmer von J. J. David (Maiheft 1902) wird den Lesern die Wiedergabe des Goethekopfes vom Wiener Denkmal in Erinnerung sein. Jetzt wird dieser prachtvolle Kopf, den man wohl Klingers Beethoven zur Seite stellen darf, auch als Kunstblatt zugänglich, und zwar in einer Kupferätzung (Photogravüre), der der Kunstverlag von Heuer und Kirmse (Berlin W.-Halensee) die ausgesuchteste Sorgfalt zugewandt hat. Die Folioausgabe mit einer Gravurfläche von 22 : 18 cm kostet 3 Mk., eine größere Ausgabe (China-Handdrucke) ohne alle Schrift, auf Büttenpapier, 10 Mk. — Die Künstlerpostkarte ist in den letzten Jahren so kultiviert worden, daß es kein Sakrileg mehr ist, in ihren besten Erzeugnissen auch sie zu den Kunstblättern zu rechnen. Derselbe Verlag, dem wir das Hellmersche Goethebildnis verdanken, hat z. B. neuerdings eine Serie herausgegeben, die mit Ausnahme einiger allzu glatter und platter Süßlichkeiten vornehme künstlerische Leistungen enthält (jedes Stück 20 Pf.). Da erscheinen Wald- und Weidmannsbilder von Karl Wagner, dessen feiner Künstlerhand die Leser in dem Jagdaufsatz des letzten Januarheftes begegnet sind, Reproduktionen nach weltberühmten Gemälden und Bildwerken von Raffael, Rembrandt, Gainsborough, Schaper, Hellmer (auch der Goethekopf fehlt nicht), Lenbach, Rietschel u. a., da sind Landschaften nach photographischen Aufnahmen, ernste und heitere Genrebilder aus dem Leben, namentlich der Tiere, da ist vor allem aber eine außerordentlich reichhaltige, abwechslungsvolle Galerie von Porträts berühmter Persönlichkeiten: Fürsten, Staatsmänner, Dichter, Künstler, Gelehrte. Alle Blätter erscheinen in schönen, plastisch hervortretenden und doch stimmungsvoll weichen Kupferdrucken. Fast alle vertragen den Rahmen und sind auch als aparte Tischkarten zu verwenden.

Seit wir den Drei- und Vierfarbendruck haben, war es nur eine Frage der Zeit, wann und von wem zuerst mit Erfolg diese Reproduktionsart auch auf künstlerische Mappenwerke ausgedehnt werden würde. Der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig ist darin vorangegangen. Seinen „Alten Meistern“ in Kartonrahmen hat er das Sammelwerk **Hundert Meister der Gegenwart** folgen lassen, das in 20 Heften zum Preise von je 2 Mk. erscheint. Es handelt sich um farbige Clichédrucke, ähnlich wie die „Jugend“ sie auf ihren Titelblättern bringt, nur daß, worauf allerdings sehr viel ankommt, das Papier weit besser und der Druck sorgfältiger ist. Man darf sagen, daß der Technik hier zum erstenmal alles abgerungen worden ist, was sie nur herzugeben im stande. Über die ersten, den Münchenern (Lenbach), F. A. v. Kaulbach, Leibl, Grützner, E. v. Bartels u. a.), den Berlinern (Menzel, Meyerheim, Skarbina, Liebermann und Herrmann) und den Karlsruhern (Thoma, Dill, Keller, Schönleber, Hein) gewidmeten Hefte haben wir schon früher berichtet. Neuerdings erscheinen in den Heften 5 bis 10 von den Dresdenern u. a. Gotthard Kuehl mit drei durch ihre Farbenstimmung äußerst reizvollen Bildern aus dem Lübecker Waisenhaus, Max Pietschmann mit seinem in Farbenglanz und Sonnenreichtum schwelgenden „Frühlingssonntag“, Robert Sterl mit einer „Hessischen Bauernstube“, Wilh. Georg Ritter mit dem stimmungstiefen „Abend bei Gohlis“. Berlin ist mit zwei neuen Heften vertreten, die Gemälde von Knaus (das bekannte „Hinter dem Vorhang des Circus“), von Hanns Fechner (Damenbildnis), von Richard Friese (Eisbärenfamilie), von Hugo Vogel (Italienerin), Ludwig Dettmann (Landung) u. a. umschließt. Von ihren besten Seiten präsentieren sich die alten und jungen Düsseldorfer: Andreas Achenbach mit einer düster ernsten „West-

fälischen Landschaft", Gerhard Janssen mit einem in Zeichnung und Farbenwahl gleich kühnen Selbstbildnis, Claus Meyer mit dem stillverträumten „Lesenden Mönch", Peter Philippi mit seinem liebevollen Genrebild „Besuch", das die alten Düsseldorfer Traditionen so glücklich fortsetzt. Unter all diesen Bildern begegnet uns kaum ein Blatt, das nicht auch den malerischen Vortrag des Originals in seiner Eigenart, Farbenstimmung und Pinselführung des Meisters träfe. Berufene Kunstschriftsteller, die zu der Kunst ihrer Heimat und Stadt in guten Beziehungen stehen, haben die knappen Charakteristiken der wiedergegebenen Gemälde und die Biographien ihrer Schöpfer geschrieben. Jedes einzelne Blatt ist vom Karton leicht loszulösen und, in Rahmen gespannt, als Zimmerschmuck zu verwenden. — In einer Broschüre **Der Hunger nach Kunst** (ebenda; Preis Mk. 1.50) hat Artur Seemann, der Besitzer des Verlages, übrigens das Verfahren seiner farbigen Vervielfältigungen (hauptsächlich das nach den alten Meistern) selbst sehr geschickt verteidigt und erläutert, nicht ohne in den vorausgehenden allgemeinen Betrachtungen über Kunst, Kunstgewerbe und Kunsterziehung bewiesen zu haben, daß das wichtigste Mittel zur Befriedigung des „Kunsthungers" für das Volk allein in der Farbe und also auch in der farbigen Wiedergabe zu suchen ist: „An Farbe hängt, nach Farbe drängt jetzt alles." Die Ausführungen des in allen Kunstfragen wohlbewanderten, geistreichen und kampffrohen Verfassers, der nur manchmal mit Scherrschen Kraftworten und Wortspielen etwas sparsamer sein könnte, zeugen von einer gesunden, kraftvollen Auffassung alles dessen, was zur Kunst und damit zum frohen, festlichen Menschenleben gehört.

F. D.

Reiseliteratur.

Auf die Notwendigkeit einer Reform unserer Reisehandbücher ist in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten hingewiesen worden. Man klagt, unsere landläufigen Reisebücher wendeten sich noch immer hauptsächlich an den Reiserenommisten, der blindlings — im doppelten Sinne des Wortes — den „Sehenswürdigkeiten" nachjagt. Diese aber seien fast ausschließlich, zumal in Italien, nach dem antiquarisch-philologischen Geschmack ausgewählt, der uns durch unsere klassischen Gymnasien nun einmal in succum et sanguinem imputiert worden sei. Völlig vernachlässigt werde darüber die Wißbegierde und das Interesse der modernen Menschen für die Einrichtungen und Errungenschaften des modernen Lebens in Politik, Wirtschaft, Gewerbe, Handel, Verkehr, Wohlfahrtspflege usw. „Der moderne Reisende," heißt es in einer dieser Klagen, „will das praktische Leben kennen lernen, und unsere Reisebücher bieten ihm leere Schemen. Sie nennen ihm Fürstennamen, die ihn kalt lassen, zeigen ihm Bilder, die nur den Fachmann, den Kunstgelehrten interessieren, und verdecken ihm dadurch Werte, die dem Reisen erst ihre entscheidende Bedeutung geben müssen." Es ist zweifellos, daß hier der Finger auf eine Wunde gelegt wird, die nach einer gründlichen Heilung verlangt; aber es ist auch unverkennbar, daß die neuen Auflagen unserer vornehmen Reisebücher, also in erster Reihe Meyer und Baedeker, bereits Anstrengungen machen, die Lücke auszufüllen und engeren Anschluß an die veränderten Bedürfnisse einer veränderten Zeit zu gewinnen. Ein Zeugnis dafür ist selbst die 7. Auflage des bekannten Gsell Felsschen Reisehandbuches **Italien in sechzig Tagen** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; mit 21 Karten, 40 Plänen und Grundrissen; in Leinen geb. 9 Mk.), obgleich, der Kultur des Landes entsprechend, die Kunstschätze und ihre Erläuterung immer noch den weitesten Raum einnehmen. Wie schon der Titel sagt, stellt sich das Buch vornehmlich in den Dienst des eiligeren Reisenden; dem über mehr Zeit verfügenden bieten sich aus demselben Verlage Spezialbände für Oberitalien und die Riviera, Mittelitalien, Rom und die Campagna, Unteritalien und Sicilien dar. — Baedekers bekanntes Reisebuch **Italien** (erster Teil: Oberitalien, Ligurien, das nördliche Toskana) hat nunmehr die sechzehnte Auflage erreicht (Leipzig, Karl Baedeker; mit 29 Karten, 30 Plänen, 9 Grundrissen; geb. 8 Mk.). Der Reiseplan reicht vom Fuße der Alpen bis Florenz und umfaßt alles, was Piemont, die Lombardei, Venetien, die Emilia, Ligurien und Toskana an Schönheiten der Natur und Kunst zu bieten haben. Die alte, alle schönen Phrasen verschmähende Wortkargheit ist geblieben — um so beredter sind die ** —; die Sicherheit der tatsächlichen Angaben ist stetig gewachsen, namentlich die Gasthofempfehlungen, immer wieder nachgeprüft, sind verläßlich, dank einer langjährigen Kenntnis und Erfahrung. — Venedig wird auf den deutschen Reisenden nach wie vor seine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, auch wenn er den Campanile, das jahrhundertealte Wahrzeichen der Lagunenstadt, vermissen muß. Dem denkwürdigen Bauwerk widmet Dr. P. Schubring, den Lesern der „Monatshefte" nicht unbekannt, in einer eigenen kleinen Schrift: **Unter dem Campanile von San Marco** (Halle, Gebauer-Schwetschke; mit 6 Bildertafeln und 3 Textabbildungen; geh. Mk. 1.30) einen Nachruf, der, wesentlich von kulturhistorischen Gesichtspunkten ausgehend, die Wandlungen schildert, die die Stadt zu den Füßen des stolzen Bauwerkes durchgemacht hat. Die Bildertafeln stellen den Bau zu den verschiedensten Zeiten dar. — Einen sehr gedrängten praktischen Führer durch **Rom und Umgebung** hat W. Schultz-Riesenberg in Griebens Reisebüchern herausgegeben (Band 100; mit 7 Karten und 8 Grundrissen; geb. 3 Mk.; Berlin W.,

Alb. Goldschmidt). Auf die geschichtlichen Notizen ist dabei besonderer Wert gelegt; die Eigenart dieses Führers aber scheint mir in den knappen, sicheren ökonomischen Ratschlägen zu bestehen, die er für die Zeit- wie für die Kasseneinteilung gibt. — Wer endlich an der Hand eines unterhaltsamen Plauderers, der ein Meister des leichten, beflügelten Wortes und Witzes ist, frohe Fahrten durch **Ewige Stadt und ewiges Land** machen will, etwa zur Nachkur, wenn die eigentlichen Reisetage schon im verklärten Glanze der Erinnerung hinter ihm liegen, dem sei Ludwig Hevesis Feuilletonsammlung empfohlen (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. 3 Mk.). Man besucht mit ihr Rom, Florenz, Venedig, Loreto, San Remo, die Grotte von Oliero, Treviso usw., einmal im lustigen Gefährt spielender, scherzender Phantasie, ein andermal mit dem schweren Rüstzeug historischer Gelehrsamkeit, das uns aber in dieser Gesellschaft niemals drückt.

Auch die deutschen Lande bleiben durch die neuen und neuesten Auflagen der Reiseführer und -handbücher nicht unberücksichtigt. Wir erwähnen nur die 21. Auflage von Griebens Reisebuch für **die Schweiz** (Berlin W., Albert Goldschmidt; geb. 4 Mk.), das in 22., neu bearbeiteter Auflage vorliegende praktische Reisehandbuch für **Thüringen** (mit 11 Karten; ebenda; geb. 2 Mk.), das Handbuch für das **Riesengebirge,** Isar- und Lausitzer Gebirge nebst dem Glatzer und Waldenburger Gebirge (18. Auflage, unter Mitwirkung der Gebirgsvereine bearbeitet von Dr. A. Otto; mit 6 Karten und 4 Panoramen; ebenda; geb. 2 Mk.) und den praktischen Wegweiser für **Berlin, Potsdam und Umgebungen** (47., neu bearbeitete Auflage; mit 6 Karten, 16 Grundrissen von Museen sowie zahlreichen Illustrationen; geb. 2 Mk.). Die Stärke der Griebenschen Reisehandbücher beruht nicht sowohl in der erschöpfenden Schilderung und kunsthistorischen Wertung der Sehenswürdigkeiten als vielmehr in den praktischen Ratschlägen und Anweisungen namentlich für eilige Reisende. Das beweisen auch die neuen Erscheinungen der vielbenutzten Sammlung. — Für Harzreisende bieten sich in Meyers wie in Griebens Reisebüchern gute, zuverlässige Führer. Dem Besucher und Kurgast Harzburgs sei außerdem das Büchlein von dem Physikus und Nervenarzt Dr. Ralf Wichmann empfohlen, worin sich die **Harzburger Kurvorschriften** kurz und übersichtlich zusammengestellt finden und die natürlichen Solquellen des Bades ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach geschildert werden (Verlag des Herzogl. Badekommissariats, Bad Harzburg; H. Woldags Buchhandlung, Harzburg; Preis 50 Pf.). — Was das Auge auf mehr oder weniger eiligem Fluge unterwegs gesehen hat, wird die Erinnerung zu Hause später genauer und tiefer auskosten wollen. Für diesen Zweck sind die mit zahlreichen guten Abbildungen ausgestatteten Bände der von A. Scobel herausgegebenen geographischen Monographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing) vortrefflich geeignet. Sie vertiefen das, was man selbst gesehen und beobachtet hat, mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft und geben am Ende geschlossene, anschauliche und lebendige Bilder von „Land und Leuten“. Neuerdings hat in dieser Sammlung Prof. Dr. Sophus Ruge die **Sächsische Schweiz** (Nr. XVI.; mit 150 Abbildungen und Karte; geb. 4 Mk.) geschildert. Von den ersten Zeiten deutscher Ansiedelung an bis auf unsere Tage führt uns der gelehrte, rühmlichst bekannte Professor, um namentlich die geologische Geschichte und die landschaftlichen Schönheiten der Sächsischen Schweiz hervorzuheben. Von der herrlichen Albrechtsburg zu Meißen geht die Wanderung über die Villenvororte Dresdens zur Hauptstadt Sachsens selbst, dann weiter in die Bergwelt mit ihren stillen Wäldern, kühlen Gründen, steilen Felsen, Türmen, Zacken und düsteren Klammen. Von Aussichtspunkten schauen wir weit hinein ins böhmische Land, überall vom Verfasser in anregender, wenn auch nicht gerade schöngeistiger Weise belehrt über die Oberflächenformen und die davon abhängigen Betätigungen der Bevölkerung. Wir blicken in die Arbeitsstätten der weltberühmten Königlichen Porzellanmanufaktur zu Meißen, in den Betrieb der mächtigen Sandsteinbrüche an den Ufern des Elbstromes, freuen uns des lebhaften Schiffsverkehrs und verfolgen mit Interesse die Entwickelung der modernen Touristik. Auch auf die Bevölkerung, ihre Sitten und Gebräuche wird unsere Aufmerksamkeit gelenkt, auf Sprache, Literatur und Kunst. — Aus der Sächsischen Schweiz schweift der Reisende gern hinüber in unser stammverwandtes Nachbarland Österreich. In Hartlebens **Illustriertem Führer durch Nieder-Österreich** (Wien, A. Hartlebens Verlag; 2. vermehrte und verbesserte Auflage) bietet sich ihm jetzt ein nach den neuesten Hilfsmitteln ergänzter und revidierter Reisebegleiter dar. Str.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

XCIV. Band
Heft 564

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

September
1903

Zwei Kanzeln

Erzählung

von

Ernst Heilborn

III.

Die Tage vergingen. Es waren Frühlingstage, die langsam zunahmen und quälend die Stunden der Pein verlängerten. Oftmals in ihrem Verlauf rauschte der lange Draht an der Klingel, und jedesmal fuhr Pastor Bartels auf. Dann saß er lauschend in seinem Schreibtischstuhl vornübergebeugt, um bald enttäuscht zurückzusinken. Häufig genug öffnete sich auch die Tür seines Zimmers, aber der blonde, lockige Kopf, den er in Gedanken immer vor sich sah, erschien nicht in der Öffnung.

Die Tage vergingen, aber sie brachten keine Nachricht, kein Lebenszeichen von dem Verlorenen. Nur wissen, wo er war, wie es ihm ging und klar sehen — aber auch das war nicht gegeben.

Jedes Extrablatt, das auf der Straße ausgerufen wurde, ließ Pastor Bartels ängstlich aufhorchen. Und Abends, wenn die Lampe in seinem Zimmer brannte und das Mädchen den „Reichsboten" brachte, griff er hastig danach und las die Unglücksfälle und den Polizeibericht, um sich dann wieder über die Vorstellungen, die ihn peinigten, selbst zu wundern. Vor den Seinen verbarg er sorgfältig seine Angst. Einmal aber, vor dem Abendessen, wie er das Tischgebet sprach, war die Tür bei den Worten: „Komm, Herr Jesu —" aufgesprungen, und er hatte bebend dagestanden, unfähig, ein Wort weiter hervorzubringen.

Und Stunden kamen, in denen er sich zermarterte, ob er seinem Rudolf in rechter Weise Vater gewesen wäre, und die Stunden gingen und gaben keine Antwort, und auch diese Stunden wurden zu Tagen. Pastor Bartels' graues Haar begann sich an den Schläfen weiß zu färben.

Nehring war gekommen und hatte an das Versprechen der gemeinsamen Italienfahrt erinnert; er war in den Freund gedrungen, sich gewaltsam herauszureißen; es war vergeblich gewesen. Diese Italienfahrt war Pastor Bartels vom Schicksal offenbar mißgönnt. In seinen jungen Jahren wie jetzt hatte es mit harter Hand in seine Pläne hineingegriffen.

Pastor Bartels saß zu Haus und wartete. Immer wartete er jetzt. Er wartete auf das Rascheln des Drahtes und auf den Tritt des öffnenden Mädchens. Er wartete auf das Fallen der Briefe in den Kasten an der Tür. Ungern verließ er seine Wohnung, denn immer mußte er warten. Und dann war auch die Stunde gekommen, in der Martin von den Eltern Abschied nahm, um zum Sommersemester wieder in Halle zu sein.

Es war ein einsames Leben, das in der Wohnung der Pfarrersleute anhob. Und

doch war es vielleicht weniger einsam als früher, denn der Erwartete war mitten unter ihnen. Und sie warteten beide.

Ungern verließ Pastor Bartels seine Wohnung, aber mit dem kommenden Sommer traten die alten Leute ihre Morgenspaziergänge in den Tiergarten doch wieder an. Meist gingen sie stumm nebeneinander. Über den Kummer, der auf ihm lastete, zu sprechen, war ihm selten möglich, doch war es ein großer Trost zu wissen, daß seine Frau ebenso empfand wie er. Einmal legte er sich sogar Rechenschaft darüber ab und wurde sich klar, daß es im Grunde nebensächlich war, ob man Gedanken und Anschauungen miteinander teilte; wenn nur das Fühlen mit dem Fühlen ging.

Sie hatten eines Morgens, ganz in der Frühstille, auf einer Bank gesessen, und er hatte wie gewöhnlich die Semmel aus der Tasche gezogen und begonnen, seinen grauen Freunden ihr Futter zu streuen. Sie in ihrer altmodischen Kapotte mit den breiten, schwarzseidenen Bändern sah ihm andächtig zu und malte mit dem Sonnenschirm im Sande — die braunen Zwirnhandschuhe hatte sie ausgezogen und in den Schoß gelegt. Er ließ die Hand plötzlich sinken und sagte: „Und denken, daß unser Rudolf vielleicht froh wäre, wenn er die Brocken hätte!“

„Er hatte immer ein Herz für andere — da denk' ich, er muß jemand finden, der auch seiner sich annimmt.“

„Ja, das hatte er, das hatte der Junge! Wenn ich mir vergegenwärtige — erinnerst du dich noch, wie er von dem Kinde der alten Remmer gehört hatte — nach dem Examen war es — und aus eigenem Antrieb zu Professor Karlstein ging, der Kleinen Aufnahme in die Klinik zu verschaffen? Wer anders hätte das in seinen Jahren getan? Und er hatte die rechte Persönlichkeit dazu, alle hatten sie ihn lieb, den Jungen. Der Professor hatte es ja auch bereits abgeschlagen — seinen Bitten hat er nicht widerstanden.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein? Ist es vielleicht nicht so?“

„Ich will dir nur gestehen, er hat es ihm auch abgeschlagen. Aber da du schon so viel für die Leute getan hattest, gab ich es von meinem Geld, und die Jungen legten beide etwas dazu.“

„Also eine Verschwörung hinter meinem Rücken?“

„Wenn es dem Kinde nur etwas geholfen hätte!“

Sie schwiegen beide. Dann meinte er: „Man sagt, daß Menschen, an denen die Tiere hangen, ein gutes Herz haben. Dann muß er ein sehr gutes Herz gehabt haben. Wenn er durchs Dorf ging, die bissigsten Köter schmeichelten sich an ihn heran oder sie blafften ihm doch entgegen. Er hatte ja auch immer etwas für sie da.“

„Mein Seifenfaß war nie sicher vor ihm. Alle Fettkrusten schleppte er mir fort.“

„Ich dachte neulich daran. Und dabei fiel mir ein Märchen ein, wie die Tiere dem in der Not helfen, der sich ihrer angenommen. Und das spann sich mir weiter — es war mir beinahe eine Beruhigung, an das Märchen zu glauben.“

„Nein, so nicht. Aber ich weiß, ich sehe ihn wieder.“

Sie waren aufgestanden und dem Brandenburger Tor zugeschritten, wo sie ihren Omnibus nahmen. Um die Stunde, da die erste Post einlief, litt es Pastor Bartels nicht mehr fern von Haus. Wie sie aber die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstiegen und er sich müde auf das verschnörkelte eiserne Geländer stützte, sagte er plötzlich: „Mutter, ich glaube, ich begreife jetzt erst, was mir Gott an dir gegeben.“

„Ich bin eben ruhiger als du,“ meinte sie. —

Die Blätter hingen welk und kraftlos an den Bäumen, Nachtfröste hatten sich eingestellt, und auf den Tiergartenwegen raschelte das Laub. Sie hatten ihre Morgenspaziergänge aufgegeben, und Pastor Bartels lud die Sperlinge nunmehr auf dem kleinen Austritt vor seinem Zimmer zum Morgenimbiß ein. Martin war zu den Ferien heimgekommen, hatte in seiner bescheidenen, kargen Art Anregung gebracht und schließlich mit Hilfe der Mutter sein Köfferchen wieder gepackt. Man hatte davon gesprochen, ihn fürderhin in Berlin studieren zu lassen, aber der Junge dachte schon an sein Examen und hing an seinen Lehrern. Und da auch das Studium ihm nicht leicht fiel, mochte der

Vater es ihm nicht unnütz erschweren. Zwei einsame Leute gingen sie in den Winter. Nehring war und blieb der einzige treue Freund. Er kam und saß bei ihnen und brachte immer Anregung mit, und wenn die beiden Herren Abends ihre Cigarren angezündet hatten und Frau Bartels mit dem Teebrett erschien, dann konnte man wohl auf Augenblicke den armen Jungen vergessen, der da draußen irgendwo frierend saß. Oder sie sprachen auch von ihm, und das war immer eine Beruhigung, denn Bartels' Scheu, seinen Namen zu hören, war nun überwunden. Nehring hatte auch den Freund trotz Widerstrebens auf eine Kunstauktion mitgenommen, und da war Bartels eine große Kollektion alter Holzschnitte zugefallen. An den Stichen selbst hatte er nicht mehr die alte Freude; aber sie systematisch zu ordnen und zweckmäßig unterzubringen, war immerhin eine Beschäftigung, die Ablenkung schuf.

Es war an einem Winterabend, und Bartels war mit schwerem Herzen von Armenbesuchen heimgekehrt. Er hatte schließlich noch eine Nottaufe vollzogen und zu dem Elend des mit dem Tode ringenden Kindes das der Eltern gesehen, hatte mit einer kleinen Gabe aus dem Ärgsten herausgeholfen und sann nun darüber nach, was für die Familie getan werden könnte. Helfer Tod war ihm ja ohnedies schon vorangeeilt. Er öffnete seine Wohnungstür mit dem Drücker, legte die Taufgefäße ab und ging durch die Zimmer, seine Frau zu suchen. Er kehrte auf den dunklen Korridor zurück, zog seinen Pelz aus, und nun sah er einen Lichtschein. Er kam aus Rudolfs Zimmer. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, er öffnete die Tür und — sah seine Frau. Sie saß da mit ihrer Näharbeit.

„Du — hier?"

Sie nickte mit dem Kopf, und dabei ging ein flüchtiges Erröten über ihr altes Gesicht.

„Ist denn von — ihm — irgendwelche Nachricht?"

Sie machte traurig ein verneinendes Zeichen. „Ich sitze hier manchmal gern."

Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr. Wie er nun in dem Zimmer umherblickte, sah er, daß das Bett rein überzogen war, daß Seife in der Schale lag, daß zwei reine Handtücher dahingen; ein Paar alte Morgenschuhe standen vor dem Bett, der Ofen strahlte behagliche Wärme aus.

Sie war seinen Blicken gefolgt: „Damit alles bereit ist, wenn er kommt."

Er nickte, und sie saßen eine Weile stumm beieinander. Dann sprang er auf und sagte: „Hier halt' ich's nicht aus."

„Ja, komm," meinte sie, „in dein Zimmer. Mir — ist immer, als wär' ich ihm hier näher."

Er nahm die Lampe und leuchtete ihr voran. „Wenn er nur wüßte, unser Junge, wie lieb wir ihn haben ..."

Die Tage vergingen, und die Sehnsucht blieb.

Im folgenden Sommer waren die Pfarrersleute gemeinsam nach Thüringen gereist. Pauline war beauftragt worden, falls Rudolf heimkehren sollte, sofort zu telegraphieren und Nehring Botschaft zu bringen. Aber auch diese Vorsicht erwies sich als überflüssig.

Sie hatten ein einsames Haus mitten im Walde, auf der Höhe unweit Oberhof gelegen, zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt. Das Stutenhaus hieß es. Stundenlang konnten sie von da den Wald durchqueren, ohne einen Menschen zu treffen, nur Holzhauer hier und da. Wundersam hob sich das helle Buchengrün vom Dunkel der Fichten ab, auf weiten Waldwiesen farbensatte Blumen. Das Schweigen war in dem Wald, es schritt mit ihnen über die Wiesen hin.

Pastor Bartels weitete sich das Herz. Stumm ging er neben seiner stillen Gefährtin, ganz in die Ruhe der Landschaft versenkt. Die Wünsche schwiegen, und auch die Furcht blieb hinter ihnen. Es war, als wäre der Abend ihres Lebens nun ganz hereingebrochen; was das Diesseits schuldig geblieben, entzog sich ihren Blicken, ganz nahe tat ein anderes Land sich auf, das Land des Wiederfindens.

Am liebsten lenkte Pastor Bartels seine Schritte an der hohen Leist vorbei ins Vessertal hinab. Da sang ihm das Wasser zum Flüstern seiner Seele. Mitten in dem überstürzenden Schäumen des Gebirgsbaches wuchsen aus bemoosten Steinen Blumen hervor, sie blühten und verblühten und blieben unberührt. „Wer so im Leben stehen könnte!" sagte er.

Er machte seine Frau auf Fichten aufmerksam, die in tiefem Erdreich gewurzelt waren: der Sturm hatte sie mitsamt ihren Wurzeln, an denen der Ballen haftete, herausgehoben. Er zeigte ihr Bäume, die aus dem Felsen zu wachsen schienen: ihre Wurzeln lagen offen zu Tage und umklammerten den Stein und senkten sich begierig in jede Erdritze ein. „Und die haben dem Winde widerstanden. Nichts nützt die sorgsamste Pflege und nichts die geschützte Umgebung, alles geschieht mit Naturnotwendigkeit. Wir können nichts tun als zusehen und — begreifen.“ Aber sie verstand ihn nicht.

Pastor Bartels wußte nicht, was in diesen Wochen in ihm vorging. Er fühlte nur, daß es ruhig in seinem Herzen wurde und still.

Eine langentbehrte Heiterkeit kam Abends über ihn, und manchmal ließ er sich bereden, mit einem Marineoffizier, der ihnen viel von seinen Reisen unter dem Tropenhimmel erzählte, eine Partie Schach zu spielen. Dann saßen sie in der Holzhalle beim Lampenlicht, und die Frauen sahen ihnen zu oder berieten häusliche Fragen. Und drüben aus dem Walde kam das Wild und trat auf die Wiese.

Es wurde ihnen schwer, in ihre Stadtwohnung zurückzukehren. Vieles aber von den Eindrücken nahmen sie mit sich heim.

— — — — — — — — — — — — — —

Bartels hatte sich aufgemacht, eine arme Familie, an deren Geschick er teilnahm, zu trösten. Wie er jedoch an die Tür anklopfte, sah ihm ein fremdes Gesicht entgegen, und er erfuhr, daß die Leute hatten ausziehen müssen — Straße und Nummer wurden ihm genannt. In eine andere Stadtgegend, vor das Hallesche Tor, waren sie verschlagen worden und damit eigentlich seinem Wirkungsbereich entzogen. Aber das eine Kind war ihm bereits zum Konfirmandenunterricht angemeldet, einen Bruder und ein Schwesterchen hatte er kürzlich in den Schoß der milden Erde gelegt. So entschloß er sich rasch und stieg auf die Pferdebahn, sie aufzusuchen.

Der weite Weg war vergeblich gewesen. Sei es, daß man ihm eine falsche Adresse genannt hatte, sei es, daß auch hier kein Bleiben für sie gewesen war, man konnte ihm in dem Hause der Möckernstraße so wenig wie in den umliegenden irgend eine Auskunft geben. So stand er auf der Straße, während der Regen gegen seinen Schirm schlug und zerfetzte Novemberwolken über den Himmel jagten, und sann nach, was er beginnen sollte. Er war nun einmal hier, vielleicht ließ sich das irgendwie ausnutzen? Doch hatte er in dieser Gegend keine Pflichten und keine Bekannten. Er war schon im Begriff, im Kampfe mit dem widerspenstigen Schirm von neuem auf die Pferdebahn zu springen, als ihm plötzlich einfiel — das Rösel. In dieser Gegend hatte die ihr kleines Putzgeschäft eröffnen wollen, und — seit Jahren hatte er nichts von ihr gehört.

Straße und Nummer waren ihm freilich unbekannt, aber in diesem Falle konnte das Adreßbuch vielleicht Auskunft geben. Er ging in ein kleines Cigarrengeschäft, schlug den dickleibigen Band auf, und wirklich, sie war darin verzeichnet. So setzte er mutig seinen Kampf gegen den Regen fort, öffnete schließlich eine bescheidene Ladentür und stand dem Rösel gegenüber.

Sie stieß einen leisen Ruf der Überraschung aus und bat ihn dann, in die Stube hinter dem Laden, ein großes, sauberes Zimmer, einzutreten. Er legte den regenschweren Havelock ab, rieb behaglich die Hände und freute sich ihres guten Aussehens. Unwillkürlich fiel ihm Nehring mit seinem „Rosa famosa“ ein, und er machte ihr Vorwürfe, daß sie sich nie habe sehen lassen. Sie antwortete ausweichend und sagte endlich, in die Enge getrieben: „Wissen der Herr Pfarrer denn —“

„Was wissen, Rösel?“

„Mit dem Kinde ...“

„Mit welchem Kinde?“

„Daß ich — ein Kind hab'.“

Er fuhr zurück, wie vom Schlage getroffen. „Rösel,“ sagte er dann, „ich hätt' ja meine Hand ins Feuer gelegt, daß Sie — daß Ihnen so etwas unmöglich wäre.“

Sie barg den blonden Kopf in den Händen und schluchzte: „Deshalb mußt' ich ja damals fort von Ihnen.“

„Also deshalb.“

„Sonst wär' ich nie gegangen.“

„Und war es denn nicht möglich, das gut zu machen und zu heiraten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hätt' ja doch nicht zu ihm gepaßt. Vielleicht hätt' er's getan, aber ich sah ja ein, daß er's nicht durfte, und — dazu hatt' ich ihn zu lieb.“

„Sie haben ein schweres Unrecht getan.“

Sie nickte unter Tränen eifrig mit dem Kopfe. „Ich hab' es schwer gebüßt.“

„Er hat Sie im Stich gelassen?“

„Zuerst nicht, aber dann — geheiratet hat er.“

„Und jetzt?“

„Ach jetzt,“ sagte sie und lächelte unter Tränen, „jetzt bin ich so glücklich mit dem Kinde.“

„Und denken nicht daran, wie schwer Sie dem armen Wesen mit Ihrem Leichtsinn den Lebensweg gemacht?“

„Das schon. Aber nicht wahr, sonst wär's doch nicht da? Und dafür hab' ich es doppelt lieb. Darf ich es einmal zeigen? Es schläft dadrin.“

„Nein,“ wehrte Pastor Bartels hastig ab.

Sie senkte wieder beschämt den Kopf, die Unterhaltung geriet ins Stocken. Er stellte verschiedentliche Fragen an sie über ihren Kirchenbesuch, die Taufe des Kleinen, und da sie die zu seiner Zufriedenheit beantworten konnte, hellte sich seine Miene etwas auf. Ernst und liebevoll sprach er ihr ins Gewissen.

Er war aufgestanden und hatte den nassen Mantel bereits umgenommen und sagte: „Sie sollen nun wieder öfters zu uns kommen, Rösel ... Was ich noch sagen wollte — der Kleine schläft dadrin?“

Sie nickte.

„Und wie alt ist er jetzt?“

„Bald zwei Jahre.“

„Und ist gesund und kräftig?“

Wieder nickte sie beglückt.

„So lassen Sie ihn einmal sehen.“ Er folgte ihr und sah in sauberem Bettchen, das neben dem der Mutter stand, ein rosiges Kindergesicht, von blonden Locken ganz umflossen. „Der freilich,“ sagte er nur, „der freilich —“

„Und so gut ist er und lieb.“

Er sah auf das Kind nieder und streichelte mit der Hand sein blondes Haar. Dann, ohne zu wissen, was er tat, drückte er einen Kuß auf die kleine Stirn.

„Da kann man doch nicht anders? Da muß man glücklich sein!“

Er beantwortete die Frage nicht und winkte ihr, ihm in das andere Zimmer zu folgen. Er gab ihr die Hand und sah ihr in die Augen und wunderte sich, wie kindlich die Züge ihres Gesichtes geblieben waren. „Sie haben damals Schweres durchgemacht, Rösel?“

Sie nickte, und es war, als träte dabei ein ganz anderer Ausdruck in ihre Augen.

„Und warum haben Sie mir nicht alles offen gesagt?“

„Ich fürchtete mich.“

„Vor wem? Vor mir doch nicht etwa?“

Sie blickte zu Boden: „Doch, Herr Pastor.“

„Und hatten niemand, der sich Ihrer angenommen hätte?“

„Frau Pastor war ja so gut zu mir.“

„Welche Frau Pastor?“

„Aber Herr Pastor — Ihre Frau.“

„So?“ sagte er, „das wußt' ich nicht. Aber es freut mich.“

Er war wieder in den Regen hinausgetreten und eilte dem Halleschen Tore zu, die Pferdebahn zu gewinnen. Ganz nachdenklich hatte ihn das kleine Erlebnis gestimmt. Weil er ihr, dem Rösel, dergleichen nie zugetraut hätte. So wenig wie — seinem Rudolf.

Zu Hause war seine erste Frage an seine Frau nach dem Rösel. „Aber um Gottes willen, warum hast du mir von dem allem nichts erzählt?“

„Es hätte dich aufgeregt, und du hattest ohnehin genug Sorgen.“

„Du tust gerade, als ob ich aus Porzellan wäre.“

„Du hättest das Mädchen vielleicht auch hart angefaßt, und es war ohnehin so verzweifelt.“

„Du kennst mich noch immer nicht,“ sagte er mit einem Seufzer.

Er setzte sich in sein Zimmer an die Arbeit, aber die Gedanken drängten auf ihn ein und zerstreuten ihn. Er ging auf und ab, und seine Blicke hafteten lange an dem Moses, der sich in stolzer Weiße von dem pompejanischen Rot der Tapete abhob. Er sah ihn an und lächelte. In den Rahmen von zehn Geboten war die Welt freilich nicht einzuzwängen. Darum hatte nach dem

Richter der kommen müssen, der mit den Sündern speiste.

Er dachte an seinen Rudolf, und ein warmes Gefühl überlief ihn. Als müßte der Junge in Sicherheit und wohl geborgen sein.

Er nahm die Vorbereitung auf seine Predigt wieder auf, und jetzt hatte er das Gefühl des Gelingens. Gerade weil er dazwischen an seinen Rudolf denken mußte.

Stunden waren vergangen, die Uhr nebenan hatte bereits zehn geschlagen, er saß und schrieb. Da plötzlich, zu so ungewohnter Stunde, der Klang der Glocke, das langsame Rascheln des Drahtes ... Er sprang auf, das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Er wußte: wenn jetzt die Tür aufging, trat Rudolf herein.

Die Tür öffnete sich, aber es war Pauline mit einem Telegramm. Er wurde an ein Sterbebett gerufen. So nahm er den nassen Mantel wieder um, steckte die Abendmahlsgefäße ein und schritt in die Nacht und in das Wetter hinaus.

* *
*

Pünktlich, wie er alles tat, mit Schluß des siebenten Semesters, legte Martin sein Examen ab, nicht mit Auszeichnung, aber doch mit fleißigem Genügen. Wie damals beim Abiturientenexamen hatte er den Eltern vorher nichts mitgeteilt — wie damals stand er eines schönen Tages, da die Herbstsonne just fröhlich in Pastor Bartels' Zimmer schien, da und sagte, die roten Hände reibend: „Vater, ich habe mein Examen bestanden." Es war alles wie damals, und die Mutter war bald hinausgegangen, für ein festliches Abendbrot Sorge zu tragen, während Bartels sich alle Einzelheiten der Prüfung erzählen ließ. Alles wie damals, nur daß der Junge, der Rudolf, fehlte.

Er fehlte. Er war nicht dabei, wie Bartels nach dem Abendessen, zu dem es wie immer Tee gegeben, eine Flasche Rheinwein holte, um mit dem jungen Kandidaten anzustoßen. Denn das mußte doch geschehen, so schwer es den Eltern fiel. So saß man da, während der Rheinwein in den Gläsern schal wurde, stellte Fragen, ohne auf die Antwort recht zu hören, und lauschte in die Ferne. Aber die Ferne blieb stumm. Die Lampe zog ihren Lichtschein, aber das Gespräch der drei Menschen ward stiller und stiller, und als Frau Bartels hinausgegangen war, nach dem Zimmer des Jungen zu sehen, verstummten die beiden Männer ganz. So saßen sie eine Weile, und man hörte das Ticken der Uhr im Nebenzimmer. Plötzlich fuhr Bartels aus seinen Träumereien auf, lächelte und sagte: „Etwas gesprächiger dürftest du schon sein, Martin. Oder — sieh mich mal an, Kandidat, du hast etwas auf dem Herzen!"

Martin nickte, aber er brachte es nicht heraus.

„Komm, vertrau' mir und sprich dich frei."

„Vater, ich — möchte mich verloben."

„Junge, bist du verrückt?"

„Ich habe doch nun mein Examen bestanden ..."

„Hat sein Examen gemacht, und da will sich der Kieckindiewelt verloben! Ist noch nicht einmal trocken hinter den Ohren und will sich verloben! Mutter," rief er lachend, da Frau Bartels eben wieder eintrat, „Martin — will sich verloben!"

Ein Zittern lief über ihren Leib, und in ihr welkes Gesicht stieg eine flackernde Röte. Sie ging auf Martin zu, küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Gott segne dich, mein Sohn."

Der Kandidat der Theologie bekam das Schluchzen und klammerte sich hilflos mit seinen großen, roten Händen an die Mutter.

„Nun wird mir's aber doch zu dumm," sagte Bartels gerührt. „Laß die Mutter los, Junge, tu' deinen Mund auf und erzähle."

Es wurde nur ein zusammenhangloses Gestammele. So viel ging daraus hervor, daß sie Klara Berndt hieß und die Tochter eines verwitweten Arztes war, der in Halle lebte.

„Sie hat keine Mutter," sagte Frau Bartels gerührt.

„Schön, sie hat keine Mutter. Aber ihr müßt euch doch irgendwie kennen gelernt haben!"

In einer Gesellschaft bei Professor Jacobi hatten sie sich zuerst gesehen. Sie hatten sich dann sehr oft getroffen, auch im Hause ihres Vaters war er viel ein- und ausgegangen.

„Und davon hast du uns nie etwas geschrieben?"

„Ich hatte sie doch gleich so lieb ...“

„Und wolltest nicht davon sprechen? Das läßt sich hören. Und sie gefällt dir ganz gut, und da möchtest du sie nun gleich heiraten?“

„Ich habe sie über alles lieb, Vater.“

„Nun will ich dir etwas sagen, Martin. Ich kenne das Mädchen nicht und weiß nichts von ihr. Aber ich hoffe das Beste. Ich glaube dir auch, daß du sie jetzt über alles lieb hast. Warum denn auch nicht? Und nun hör' mal zu. Wenn du sie heute über drei Jahre noch über alles lieb hast, darfst du dich mit ihr verloben.“

Martin traten die großen Tränen in die Augen: „Und all die Zeit über soll sie im ungewissen sein?“

„Wieso im ungewissen? Ahnt sie denn, daß du sie — so über alles lieb hast?“

Martin nickte.

„Siehst du, Martin, das war unrecht von dir. Das hättest du nicht tun dürfen. Nicht, ohne es uns vorher wissen zu lassen.“

„Es kam so ganz von selbst ...“

„Vater, quäl' ihn doch nicht, den armen Jungen,“ bat Frau Bartels.

„Er ist mir zu jung,“ sagte der Pfarrer. „Und sie? Wie alt ist sie denn?“

„Siebzehn Jahre.“

„Siebzehn Jahre,“ lächelte Pastor Bartels. „Daß jemand erst siebzehn Jahre alt sein kann, Mutter!“

„Ich war damals auch nicht viel älter.“

„Siebzehn Jahre und er dreiundzwanzig! Nein, Martin, ihr seid beide viel zu jung. Lernt das Leben kennen, eh' ihr euch für das Leben bindet.“

„Ich möchte mich ja nur verloben dürfen, Vater. Dann können wir ja noch lange mit dem Heiraten warten.“

„Ja, dann könnt ihr lange warten! Und es wird euch auch nicht schwer fallen, das Warten?“

„Gar nicht, Vater.“

„Die alte Geschichte,“ lachte Bartels.

„Wir haben doch auch jung geheiratet, Vater.“

„Du hast eine gute Fürsprecherin an deiner Mutter, Martin. Aber nun sag' einmal, wie sieht sie aus, was treibt sie?“

Auf die erste Frage vermochte Martin nun freilich keine Antwort zu geben: er schämte sich zu sehr. Aber er erzählte, wie sie ihrem Vater die Wirtschaft führe, wie gewandt und tüchtig und heiter sie sei. Ganz gegen ihre Gewohnheit stellte Frau Bartels hundert Fragen, die alle zu ihrer Befriedigung beantwortet wurden. Pastor Bartels hörte lächelnd zu und nickte. Das war der Traum seiner eigenen Jugend.

Martin war aufgestanden und hatte die Arme um den Hals des Vaters geschlungen. „Vater, du hörst doch — darf ich mich nun verloben?“

„Darüber wollen wir morgen reden, mein Junge. Es ist schon spät, und so etwas soll man sich beschlafen. Aber da ist noch etwas Wein in der Flasche, wir können die Gläser noch einmal füllen. Und anstoßen können wir dreist schon — auf deine Klara.“

Früh am anderen Morgen rief Pastor Bartels Martin in sein Zimmer. „Ich hätte es gern gesehen,“ sagte er ihm, „wenn du erst etwas von der Welt kennen gelernt hättest, ehe du an die Gründung eines eigenen Hausstandes dächtest. Aber ich weiß, wir alten Leute können die Welt nicht nach unseren Wünschen lenken. Es ist vielleicht auch besser so. Bedenke eines, Martin, es ist fürs Leben, und das ist lang. Was jetzt dein Herz erfüllt, das fällt von euch ab, Jugend vergeht und — Freude auch. Prüfe dich, ob du glaubst, in jeder Lage das in ihr zu finden, was du innerlich brauchst. Befrage dein Herz und ihr Herz — prüfe dich.“

„Ich habe mich geprüft,“ sagte Martin ernst.

„Nun denn, so schreibe ihr in Gottes Namen.“

Martin stieß einen Jubelruf aus, dann küßte er seinem Vater tausendmal die Hand.

Auf Martins Brief war aus Halle die glücklichste Antwort eingetroffen, und Pastor Bartels ließ es sich nicht nehmen, persönlich an den neuen Gevattersmann, den Herrn Doktor Berndt, zu schreiben. Die Antwort schien ihn über Erwarten zu befriedigen, ein kleiner Briefwechsel spann sich an, man verabredete, sich bei nächster Gelegenheit persönlich kennen zu lernen. Inzwischen sollte das Klärle, wie die Klara offiziell von ihrem Vater benamst wurde, auf ein paar Wochen zu Besuch bei ihren künftigen Schwiegereltern sein. Das ging um so eher, als Bartels im

Einvernehmen mit Nehring beschlossen hatte, Martin im Predigerseminar zu Wittenberg sich auf sein zweites Examen vorbereiten zu lassen. Bis dahin waren noch vier Wochen Zeit, und Bartels schlug seinem Sohne vor, nachmittags einmal die väterliche Kanzel zu besteigen. Er wählte einen leichten Text für den Jungen, der sich gleich rüstig an die Arbeit machte. Das große Ereignis erfüllte die Mutter mit Angst und Besorgnis, aber sie war doch auch wieder sehr stolz, als sie im Kirchenzettel las: Petrikirche Nachmittags drei Uhr Kandidat Bartels.

Bartels selbst hatte die Predigt vorher durchgesehen und ein paar kleine Änderungen vorgeschlagen. Er hatte lächeln müssen, wie schulgemäß das alles war, und lächelnd hatte er dabei seiner eigenen Anfänge gedacht, die nun schon so weit zurücklagen und deren er sich doch noch gut erinnern konnte. Der große Tag war gekommen, die Kirche war gebührend leer, und außer den üblichen Kirchenweiblein hatten sich nur ein paar Bekannte eingefunden, unter denen Bartels zu seiner Freude Nehring gewahrte. Und dann war Martin auf der Kanzel erschienen, hatte anfangs sehr zaghaft, dann aber mutiger und fester gesprochen und alles zu einem guten Ende geführt. Nur hatte Bartels zu seinem Entsetzen gesehen, daß die großen, roten Hände unbeweglich die Kanzelbrüstung umklammert hielten. Ja, vieles war noch zu lernen, und das Beste — konnte eben niemand lehren.

Gemeinsam mit Nehring wurde nachher der Kaffee in der Wohnung der Pfarrersleute eingenommen, und Martin saß noch ganz blaß da und konnte nicht einmal dem Napfkuchen, den die Mutter zu Ehren des großen Tages selbst gebacken hatte, Gerechtigkeit widerfahren lassen; was die beiden geistlichen Herren an seiner Statt besorgten. Frau Bartels war unruhig auf ihrem Stuhle hin- und hergerückt; endlich faßte sie sich ein Herz und fragte Nehring, wie es ihm gefallen. Der griff an die scharfe Brille, strich über das glattrasierte Kinn und sagte: „Nun, nun, es wird schon werden.“ Eine Antwort, die Frau Bartels allerdings nicht sonderlich entzückte. — —

Martin hatte seinen kleinen Studentenkoffer wieder gepackt und war nach Wittenberg abgedampft. Schwerfällig hatte eine Droschke vor dem Hause an der Friedrichsgracht gehalten, ein junges Mädchen war ängstlich die Treppe hinaufgestiegen und hatte dann in Pastor Bartels' Stube gestanden und nichts hervorzubringen gewußt als eben nur die Worte: „Da bin ich —“

Darauf hatte Frau Bartels sie einfach in ihre Arme geschlossen und geküßt, Bartels war mit der Hand über ihre braunen, hochgesteckten Zöpfe gefahren, und alles war in Ordnung gewesen. Sie legte ihren Hut und ihr Jäckchen ab, und sobald man den ersten Kaffee miteinander getrunken hatte, war das Klärle gleich viel vertrauter.

Pastor Bartels war den Abend zu Hause geblieben, und wie man nun in seinem Zimmer zusammensaß, mußte das Klärle erzählen. Das tat sie auch ganz artig, und es war rührend, wie sie von ihrem Vater sprach — aus ihren Worten und den Briefen, die er mit ihm gewechselt hatte, trat Bartels das Bild des Mannes ganz klar vor Augen: ein Arzt aus der guten, alten Zeit, der seinen Patienten auch da, wo er nicht zu helfen wußte, etwas zu sein vermochte. Über den Martin war freilich aus dem Klärle so wenig herauszubringen wie seinerzeit aus ihm über sie. Da ging denn Bartels an seinen Schreibtisch und gab ihr einen Brief, den Martin zu ihrer Begrüßung im Elternhaus geschrieben. Sie wurde rot und nahm ihn und steckte ihn in ihre Tasche.

„Willst du ihn denn nicht lesen?“ fragte Bartels.

„Ach nein, lieber später.“

Da sahen sich die beiden alten Leute verständnisvoll an, und Bartels stand auf und gab seiner Frau leise einen Kuß auf die Stirn.

Als die Pfarrersleute zu Bett gingen, sagte Frau Bartels zu ihrem Manne: „Du fragst mich nicht, wo ich sie untergebracht habe? Ihr Martins Stube zu geben, widerstrebte mir. Sie ist in Rudolfs Zimmer.“

Bartels nickte nur leise mit dem Kopfe.

Am anderen Morgen begehrte das Klärle gleich, sich nützlich zu machen, aber Frau Bartels wies sie ab: „Ach, Kind, es ist ja so wie so mein Unglück, daß in der Wirtschaft so wenig zu tun ist.“ Was denn doch nicht verhinderte, daß Klärle, als die Schüs-

fel zum Abwaschen der Tassen kam, sich des Handtuchs bemächtigte und abzutrocknen begann.

Nach dem Frühstück zog Pastor Bartels sie an ihren beiden Händen zu sich heran und sagte, während sie in ihrem bunten Kattunmorgenröckchen gar herzig vor ihm stand: „Liebes Kind, ich müßte dir nun wohl von Berlin etwas zeigen. Ich tät' es auch wirklich gern, aber du weißt, ich habe viel zu tun. Nein, das ist es nicht. Ich hatte — ich habe noch einen Sohn, und seitdem ich mit dem alles gesehen — es ist mir zu schmerzlich."

Sie blickte verschüchtert zu Boden und sagte leise: „Martin hat mir erzählt."

„Und da begreifst du?"

„Ich weiß, du hast ihn sehr lieb."

„Ja, Kind, ich hab' ihn lieb."

„Aber nicht so lieb wie Martin?"

„Ich habe meine beiden Söhne gleich lieb."

„Ich glaube, du hast ihn lieber und willst es mir nur nicht sagen, weil er dir so viel Kummer gemacht."

„Und darum denkst du," lächelte er, „hat man jemand lieb?"

Sie nickte eifrig mit dem Köpfchen.

„Hast du das auch schon erfahren, kleine Weisheit?"

Sie sann nach. „Nein, ich denk' es mir nur."

Es waren selten schöne, klare Oktobertage, und Pastor Bartels hielt mit seiner Frau noch an den sommerlich gewohnten Frühspaziergängen fest. Als ganz selbstverständlich stellte sich das Klärle dazu ein. „Nun, schon ausgeschlafen?" sagte Pastor Bartels. „Denk' nicht, daß du das mitmachen mußt, weil wir es so treiben. Du lägst gewiß lieber in deinem warmen Bettchen."

„Ach," sagte sie, „von dem dummen Schlafen hat man so wenig."

Er lachte. „Es hat einen großen Dichter gegeben, der hat behauptet, der Schlaf wäre das beste Gericht an der Tafel der Menschheit. Aber zu solcher Erkenntnis bist du freilich noch zu jung."

„Aber du?" fragte sie ernsthaft.

„Ich, Kind, bin zu alt dazu."

Auf diesen Morgenspaziergängen ließ es sich Pastor Bartels nun freilich nicht nehmen, ihr bekannte Häuser zu zeigen und ihr zu erzählen, wer darin wohne und gewohnt habe. Und ein paar Tage später sagte er plötzlich eines Vormittags: „Ich habe eben ein Stündchen Zeit; wenn du ins Museum mitkommen willst, Klärle?" Das ließ sie sich nicht zweimal sagen, hatte bald ihr Jäckchen angezogen und den Hut mit den Vergißmeinnicht aufgesetzt, und mit großen Schritten gingen sie durch die Straßen, der alte Mann und an seiner Seite das eben erblühende Kind. Er erzählte ihr dies und das, und mit großen, fragenden Augen blickte sie zu ihm auf.

Im Museum führte er sie zuerst zu seinen geliebten altdeutschen Meistern, aber sie fand die Bilder furchtbar komisch.

Mit der italienischen Schule wußte sie sich eher zu befreunden. Ein paar Madonnenbildchen der späten Zeit in der etwas süßlichen Manier des Guido Reni riefen sogar ihr ganzes Entzücken wach. „Es ist schade," sagte sie dabei ganz ernsthaft, „daß wir an die Mutter Gottes nicht glauben."

„Kind," sagte er, „auch wir verehren in ihr die Auserwählte des Herrn."

„Ja — aber das ist doch nicht so recht wirklich... Gerade das Glauben ist doch so schön."

„Und du möchtest an sie glauben?"

„Nein, ich möchte nicht," sagte sie entsetzt. Und nach einer Weile: „Ich würde nur gern ..."

Nachdem so einmal das Eis gebrochen war, ging Pastor Bartels öfters mit der Kleinen aus. Einen vollen Erfolg erzielte er mit der Nationalgalerie. Da war sie ganz begeistert. Alles fand sie wunderschön, sogar die Schlachtenbilder. Er fragte sich, wieso das naive Kind an einer großen, naiven Kunst so wenig Gefallen finde, während alles Moderne sie entzückte. Er sprach sogar mit Nehring darüber. „Ja," sagte der, „das gehört nun freilich zu den Unbegreiflichkeiten, daß wir zum Kunstgenuß erzogen werden müssen. Sie erinnern sich, es gibt verschiedene griechische Sagen, die darauf hinauslaufen, daß Tiere sich durch ein berühmtes Gemälde täuschen lassen und es für Wirklichkeit halten. Das ist alles Unsinn. Die Augen müssen erst sehen lernen. Kinder sehen falsch."

In der Wirtschaft hatte sich das Klärle bald nützlich zu machen gewußt. Und das

war gut, denn eine rechte Gesellschaft waren die beiden alten Leute natürlich nicht für das Kind. Zuerst war Frau Bartels solchen Versuchen der Kleinen mit entschiedenem, schlecht verhehltem Mißtrauen entgegengetreten; wie allen tüchtigen Menschen war ihr das Herumspielen anderer auf ihrem ureigentlichen Gebiet ein Greuel. Aber das Klärle konnte etwas. Sie, die ihrem Vater allein die Wirtschaft führte, hatte vieles aus sich heraus gelernt. Sie beredete Frau Bartels, trotzdem die Jahreszeit eigentlich schon vorüber war, noch verschiedenes einzumachen, was die in Berlin überhaupt für eine Torheit erklärte, aber schließlich doch befolgte. Das Klärle ging ihr dabei an die Hand, half und lernte helfend; das brachte die beiden Frauen trotz des großen Altersunterschiedes einander näher.

Eines Sonntags hatten die Pastorsleute ihren Martin aus Wittenberg kommen lassen. Sie saßen mit dem Töchterlein zusammen in der Wohnstube, als Martin eintraf. Er war noch verlegener als sonst, küßte Vater und Mutter und redete dummes Zeug — an das Klärle traute er sich gar nicht heran, bis sie auf ihn zuflog und jubelte: „Da bin ich!" Da gingen die beiden alten Leute hinaus und ließen die Kinder allein.

Zum Mittagsessen kam Nehring, und Martin mußte seine Braut zu Tisch führen, was wieder nicht ohne große Verlegenheit abging. Eine Unterhaltung wollte nicht recht zu stande kommen. Die Brautleute, die sich vorher die Köpfe rot gesprochen — so viel hatten sie sich zu erzählen —, saßen nun stumm nebeneinander und streichelten sich heimlich unter dem Tische die Hände, was ihrer Meinung nach die anderen nicht bemerken konnten. Aber auch Nehring war stiller als gewöhnlich, und als Bartels ihn deshalb interpellierte, sagte er: „Was wollen Sie? Wenn ich das so vor mir sehe, Jugend und Liebe, da kommt mir mein Leben verfehlt und unnütz vor."

Martin rief erstaunt: „Sie, Herr Oberkonsistorialrat?"

„Ja, mein Freund," sagte der, „Sie sprechen meinen Titel zwar mit schöner Emphase aus, aber es steckt doch nicht viel dahinter. Das Glück fragt nicht nach Titeln und nicht einmal nach den Ämtern, die daran kleben. Das wahre Glück ist nur in der Häuslichkeit. Ich will nicht undankbar sein, aber bei solchen Gelegenheiten wie der heutigen drängt sich die Erkenntnis unabweisbar auf."

„Sie hätte früher kommen dürfen," spöttelte Bartels.

„Das war es eben, worüber ich nachgedacht hatte. Ich begriff selbst nicht und begreife es noch jetzt nicht, warum ich eigentlich nicht geheiratet habe. Wie das gekommen ist?" Er sah nachdenklich in sein Glas und schien sich dann gewaltsam aus seinen Träumereien loszureißen: „Meinerzeit gab es offenbar noch nicht so liebreizende junge Mädchen, wie Sie es sind, Fräulein Berndt. Daran muß es liegen. Ihr Wohl und das unseres Herrn Kandidaten!" — —

Das Klärle war abgereist, nicht ohne daß man ein baldiges Wiedersehen verabredet hätte. Wie die Pastorsleute den Abend in seinem Zimmer beisammen saßen, machte sich ihnen die Einsamkeit doppelt fühlbar. „Es waren gute Tage," sagte Bartels, „da das Kind bei uns war."

Frau Bartels streichelte die Hand ihres Mannes und sagte: „Ich bin froh für den Jungen. Ich habe sie sehr lieb gewonnen."

Er nickte nachdenklich mit dem Kopf. „Es ist eine Freude, solch ein liebes, unverdorbenes Geschöpf Gottes. Sie ist ja noch ein Kind, und doch wird Martin an ihr Halt gewinnen. Daß sich der Rudolf um das alles gebracht hat!"

Sie seufzte.

„So leichtsinnig sein Leben zu verspielen und das schönste Glück! Denn das ist doch das Beste, seine Hände in die solches Mädchens zu legen und mit ihr gemeinsam die Fahrt anzutreten. Komm, Alte, gib mir einen Kuß. Uns beiden ist es doch auch gut zusammen geworden." Und nach einer Weile des Schweigens: „Versteh' mich nicht falsch, Mutter. Aber in den Tagen, in denen sie bei uns war, hab' ich die Sehnsucht nach Rudolf weniger empfunden."

„Ich nicht."

„Es ist auch nicht richtig, was ich sagte. Mehr hab' ich sie sogar verspürt, aber weniger quälend."

Zu einem Wiedersehen mit dem Klärle sollte es so bald nicht kommen. Der Winter verstrich, die Pfarrersleute wechselten Briefe

mit ihr, luden sie auch verschiedentlich ein, aber sie konnte schwer ihren Vater verlassen. So traf man die Vereinbarung, daß die Bartelsschen Eheleute im Sommer auf ein paar Tage vor ihrer Reise in Halle bleiben sollten.

Aber auch dazu kam es nicht. Eines Sonntags früh erhielt Bartels einen Brief von Doktor Berndt; da ihm aber seine Predigt im Kopfe herumging, ließ er ihn uneröffnet. Erst nach dem Gottesdienst, in der Sakristei — er hatte noch das Abendmahl auszuteilen — warf er einen Blick hinein und erschrak. Er war dermaßen unruhig bei der heiligen Handlung, daß seine Frau ihm zu Haus sogleich mit einem Glase Wein und ein paar Biskuits entgegenkam und ihn bat, sich hinzulegen. „Die Predigt hat dich heute angegriffen," meinte sie.

„Nein," sagte er, „ich habe einen Brief von Klaras Vater — es scheint sehr schlecht um ihn zu stehen, er muß sich operieren lassen — es ist Krebs."

„Das arme, liebe Kind!"

„Mehr noch als der Inhalt erschreckt mich der Ton des Briefes. Er schreibt wie ein Sterbender. Er beschwört mich, das Kind nicht zu verlassen — sie habe niemand sonst. Nun, das ist wohl selbstverständlich."

Ein paar Wochen später war das Klärle eine Waise. Pastor Bartels war selbst nach Halle hinübergefahren, den Mann zu beerdigen, den er niemals gesehen und den er doch in seinem Kinde lieb gewonnen hatte. Die gemütliche Gartenwohnung, die der Arzt mit seiner Tochter bewohnt hatte, wurde gekündigt, und die Möbel verpackt. Das Klärle nahm Pastor Bartels mit sich heim.

Wie ein Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist, dachte Bartels, wie er dem Klärle in ihrem schwarzen Kleid in der Bahn gegenüber saß. Es war eine traurige Fahrt, auf der nur wenige Worte gewechselt wurden. Frau Bartels erwartete sie am Eingang ihrer Wohnung und schloß das zitternde Kind in ihre Arme. „Gott segne deinen Eingang," sagte sie.

Und ein gesegneter Eingang war es: für das junge Wesen, das im Zusammensein mit den alten Leuten an seinem Schmerze reifte, für das alte Pärchen selbst. Was Pastor Bartels tun konnte, das Kind dem Kummer zu entziehen, das tat er — und ahnte nicht, daß er das alles auch sich selber tat. Abends, wenn die Arbeit nicht drängte, nahm er ein Buch und las daraus vor, und die Messingkrone schien auf das alte Wachstuchsofa, und es war alles beinahe so wie damals — wie damals in Mögelin.

Öfter auch ließ er Martin herüberkommen, und die beiden waren nicht mehr wie verlegene Kinder miteinander, der Schmerz stand zwischen ihnen und führte sie auch näher zusammen. Die Braut war innerlich auf ihn angewiesen, und das gab Martin Halt.

Monde vergingen. Das Klärle war wie eine Tochter im Hause geworden, sie hatte ihre Pflichten wie andere und ging ihnen still nach. Niemand nahm mehr groß Rücksicht auf sie, man hatte auch vergessen, daß sie nicht immer dagewesen. Sie war der Sonnenschein im Hause der alten Leute.

Trotzdem hatten Pastor Bartels und seine Frau beschlossen, sobald Martin sein zweites Examen gemacht hätte, der Hochzeit der jungen Leute nichts in den Weg zu legen.

So schwer es ihnen wurde, das tägliche Zusammensein mit dem Kinde aufzugeben — sie hatten das Gefühl, daß Jugend zu Jugend gehöre und daß es das Klärle auf die Dauer bedrücken müsse, wie ein angenommenes Waisenkind bei ihnen zu leben. Martin räumte auch unumwunden ein, daß das Warten nicht so leicht sei, wie er sich anfangs gedacht hätte. Und das Klärle beantwortete die Frage, ob sie gern bald heiraten würde, mit dem sonnigsten Gesicht und einem herzlichen „Ja".

So begann das Töchterchen für ihre Ausstattung zu nähen, und Frau Bartels ließ es sich natürlich nicht nehmen, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Ein ganzes Stück Leinwand wurde gekauft, und eines Tages erschien eine kundige Zuschneiderin, die mit rascher Schere hin und wider fuhr. Pastor Bartels ging mit dem Klärle aus, ihr eine „Wheeler und Wilson" zu besorgen. Und wenn er an späteren Tagen heimkam und aus dem Zimmer seines Rudolf das Surren der Nähmaschine hörte, öffnete er wohl die Tür und sah das Braunköpfchen über die Arbeit gebückt. Manchmal hob er dann drohend den Finger und sagte: „Nur nicht zu fleißig, Kind. Sonst wird die Wäsche früher fertig als das Examen."

Aber wieder ganz zur festgesetzten Zeit trat Martin in des Vaters Stube, rieb die großen, roten Hände und sagte: „Bestanden." Das Klärle flog ihm an den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß. Vater und Mutter standen dabei und freuten sich des Glückes ihrer Kinder. Und als am folgenden Sonntag Nehring zu Tisch erschien, sagte er, das Glas in der Hand, es sei ein altes Vorrecht, Brautleuten gegenüber indiskret zu sein. Von diesem Recht wolle er seinerseits Gebrauch machen. Es verlaute im Konsistorium, daß der Herr Kandidat ministerii administrandi Bartels zum Hilfsprediger an St. Petri zu Berlin ausersehen sei. Ob sich das Gerücht bewahrheiten werde, wisse er noch nicht, aber er habe allen Anlaß, es zu glauben. So erhebe er denn sein Glas auf eine gesegnete Predigerschaft und eine kraftvolle Hilfe für den Vater. Die künftige Frau Hilfsprediger nicht zu vergessen!

Am Abend desselben Tages, da Bartels allein in seinem Zimmer saß — die Briefe Rudolfs lagen vor ihm aufgeschlagen, ohne daß er darin zu lesen vermochte —, kam das Klärle leise in sein Zimmer und stellte sich zu ihm, als habe es ihm etwas zu sagen. „Nun, Klärle, was gibt es?"

„Ich bin so glücklich," sagte sie.

„Das ist recht, Kind."

„Nein, es ist nicht recht. Vater ist kaum ein Jahr tot, und ich — ich bin glücklich!"

„Glaubst du, daß er es lieber sähe, wenn du nicht glücklich wärest?"

„Aber ich möchte doch auch immer an ihn denken!"

„Es ist das Vorrecht," meinte Bartels wehmütig, „von uns alten Leuten, sobald wir dahin sind, vergessen zu werden. Der Jugend gehört die Welt."

„Nein," sagte sie erregt, „ich bin oberflächlich."

„Kind, was redest du dir ein?"

„Ja, ich fühl' es, ich bin oberflächlich, und das grämt mich so."

Er zog sie sanft in seine Arme und sagte: „Mach' dir keine törichten Gedanken, mein Mädchen. Glaube mir, es wäre schlimm, wenn du jetzt nicht glücklich wärest. Und laß dir eines sagen: Wer seine eigene Oberflächlichkeit empfindet, der ist es nie."

Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus: „Ich werde Martin nicht glücklich machen können, ich weiß es."

„Du kommst doch zu mir, weil du Vertrauen zu mir hast. Kindchen, Kindchen, ich segne die Wahl, die Martin getroffen, und bin sehr froh darüber. Es wird mir auch schwer genug, dich herzugeben, und Mutter auch. Komm, sei verständig und beruhige dich."

Er sprach zu ihr wie zu einem weinenden Kind, und es dauerte nicht lange, und ihre unerklärliche Niedergeschlagenheit war eben so unerklärlicher Ausgelassenheit gewichen.

Es fügte sich, daß die Parterrewohnung im Hause frei geworden war, so mietete man die für das junge Paar. Bartels machte sich zwar samt seiner Frau Vorwürfe, daß es unrecht von ihnen sei, die Kinder so eng an sich zu ketten, aber es war doch gar zu verführerisch, und die alten Leute nahmen sich vor, von dem Nahsein bescheidenen Gebrauch zu machen. Auch sagte Bartels lächelnd zu seiner Frau: „Das Alter hat ein Recht auf Egoismus, wenigstens auf den der Liebe."

Der Tag der Hochzeit war gekommen. Frau Bartels stand im dunklen, lilaseidenen Kleide, das neu gemacht war und doch altmodisch aussah, vor ihrem Manne, der bereits den Talar übergezogen hatte. Er fuhr leise mit der Hand über ihren Ärmel und sagte, während seine Augen sich feuchteten: „Rudolf."

Sie schüttelte den Kopf und meinte ruhig: „Nein, heute Martin."

* * *

Frau Bartels war erkrankt. In stürmischem und doch so verheißungsvollem Frühlingswetter hatte sie sich auf einem Besuch strafentlassener Mädchen eine starke Erkältung zugezogen. Stiche im Rücken hatten sich eingestellt. Sie, die seitdem ihre Jungen zur Welt gekommen waren, nie krank gelegen, hatte sich dazu bequemt — halb freilich gegen ihren Willen —, im Bett zu bleiben. Einen tüchtigen Fliedertee ließ sie sich kochen, auch etwas Zitrone hineinträufeln; das war alles.

Aber schon am nächsten Tage hatte man einen Arzt hinzugezogen. Lungenentzündung konstatierte der. Ein trockener Husten hatte sich eingestellt, der ihr unsägliche Qualen bereitete, die Temperatur war rasch gestiegen. Bartels saß an dem Bette seiner Frau, er verließ sie kaum für einen Augenblick. Aber zu den notwendigen Hilfeleistungen stellte er sich ungeschickt an, die Hände flogen ihm, daß er kaum etwas festzuhalten vermochte; und er, der in allen Basteleien erfahren und erprobt war, erwies sich ganz unfähig, seine Frau zu pflegen. Das Klärle trat für ihn ein und machte es besser; aber bald wurde von dem Arzt eine Krankenpflegerin gerufen. Bartels saß in einer Ecke des Zimmers wie ein hilfloses Kind.

Die Kranke lag meist stumm da, nur mit Zeichen deutend, wenn sie etwas verlangte. Eines Morgens aber, da Bartels ihre Hand faßte, hatte sie geflüstert: „Ist Rudolf noch nicht da?" Er verneinte leise, und sie schloß die Augen wieder.

Fieberdelirien hatten sich eingestellt. Unfähig, das mit anzusehen, war Bartels in sein Zimmer geflüchtet, hatte auf den Knien gelegen und gebetet — gebetet, bis er erschöpft in seinen Schreibtischstuhl gesunken war. Da hatte er gesessen, vor sich hingestarrt und nichts zu denken vermocht und immer nur dagegen angekämpft, daß ihn die Müdigkeit, die bleiern auf ihm lag, nicht überwältige. Er ging ins Krankenzimmer, blickte hinein und kehrte zurück. Er nahm sich vor, bei dem nächsten Besuch des Arztes zu fragen, wie es stünde, aber er brachte die Frage nicht über die Lippen. Seine Frau, die immer gesund gewesen, würde ja nicht sterben. Nicht vor ihm. Verlassen würde seine gute Frau ihn nicht.

Zwei Tage hatten die Fieberdelirien gewährt, dann war Erschöpfung eingetreten, und wieder ein Abend und ein Morgen, und die Treue, Gute hatte vollendet. Man hatte ihn mit ihr allein gelassen — sie sah im Tode jugendlicher aus, die Falten auf Stirn und Wangen hatten sich geglättet. Er kniete neben ihrem Bett, betete und fand keine Tränen. Denn er begriff das alles nicht. Er, der so oft an Särgen gestanden, faßte es nicht, daß seine Frau gestorben. Er fuhr leise mit der Hand über ihren kalten Arm und erschauerte. Er wollte sie noch einmal berühren, aber er war es nicht imstande. Er nahm sich vor, sie ein letztes Mal zu küssen, auf ihre hohe, gewölbte Stirn wollte er sie küssen; er beugte sich über sie, zwang seinen Willen — es war ihm unmöglich. Zitternd und gebeugt verließ er das Zimmer, in dem die Tote lag.

Der Schlaf kam und nahm sich des alten Mannes milde an.

Er hatte Nehring gebeten, seiner Frau die Rede zu halten. Er selbst fühlte sich unfähig dazu. Martin hatte zwar in aller Bescheidenheit eine Andeutung gemacht, daß der Vater ihn am Sarge seiner Mutter sprechen lassen solle, aber davon hatte er nichts wissen wollen. Und nun saß er untätig in seinem Zimmer, seinem Schmerz zur Beute. Dann und wann stand er auf und ging in den anderen Raum, in dem die Verstorbene lag. Aber immer nur von fern sah er zu ihr hinüber.

Die Kinder hatten bei ihm sein wollen, er hatte sie fortgeschickt. Die Lampe stand auf seinem Schreibtisch, und er saß da, den grauen Kopf in die Hand gestützt, und dachte an die, die ihm so lange Gefährtin gewesen. Sie hatten immer in Frieden und Eintracht gelebt, aber so recht war sie ihm eigentlich erst unentbehrlich geworden, seit Rudolf von ihnen gegangen. Unentbehrlich! was Menschen unentbehrlich nennen und doch entbehren müssen.

Damals, das wußte er noch, hatte er sich über sie gewundert. Er hatte diese Festigkeit, dieses unerschütterliche Vertrauen nie an ihr vermutet. Viel stärker war sie gewesen als er selbst. Von allen hatte sie allein ihn zu trösten vermocht. Sie hatte ihn aufgerichtet!

Nun würde keiner mehr fragen: Ist Rudolf noch nicht da?, wie sie sterbend gefragt hatte. Nun würde nur die Stimme in seinem eigenen Inneren laut und lauter rufen: „Er kommt nicht wieder." Denn er kam nicht, nicht einmal zu seiner Mutter Beerdigung.

„Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr ..."

Es gibt Worte, an denen man ein Lebenlang zu lernen hat — ihm war, als begriffe er dies Wort erst heute, und doch war es

die erste und vornehmste aller Seligpreisungen. Als Schüler — er mußte lächeln, so deutlich entsann er sich des Vorganges — hatten sie darüber gespottet und es einem Burschen, der schwer mitkam, wie eine Art Plakat hinten auf den Rücken geheftet, er selbst mitten unter den anderen. Dann hatte er es als Text gewählt zu seiner ersten Berliner Predigt. Warum eigentlich? Aus Trotz. Sie aber, sie hatte das Wort gelebt.

Geistlich arm war sie gewesen und darum reich. Geistig — ja, auch geistig arm und darum ihres guten Weges sicher.

Er hatte es oft genug gefühlt und entbehrt, damals in Mögelin und vielleicht vor allem während ihrer ersten Berliner Zeit, wie wenig sie teilzunehmen wußte an dem, was ihn innerlich beschäftigte. Er hatte ihr schließlich kaum noch davon gesprochen. Und daß er das nicht konnte, hatte ihm oft ihr Bild getrübt. Gewiß. Aber was wollte das groß besagen? Was war das alles wert, was man dachte und schön fand, wert angesichts der einen Tatsache, daß der Tod des Menschen harrte?

Allein gelassen war er nun, allein. Was Einsamsein war, hatte er im Grunde nie erfahren. Mit seinem Vater hatte er gelebt und dann so jung sich mit ihr verbunden. Alles Schwere hatte sie mit ihm getragen, und wenn ihr armer Kopf versagte, ihre Schultern waren immer bereit gewesen, jede Last zum großen Teil auf sich zu nehmen. Getreu und stark, bis in den Tod. Hatte er überhaupt gewußt, was das besagen wollte? Nun kam das Alter und lehrte es ihn und ließ ihn allein. Ihn fröstelte.

Er hatte immer gedacht, daß, wenn seine letzte Stunde kommen würde, sollte sie bei ihm sitzen, und er würde ihre Hand fassen und stark sein. Er hatte sich das nicht anders vorstellen können. Und nun war sie gegangen, vor ihm. Trotzdem, er fürchtete nicht den Tod, sondern das Leben. Das Alter ohne sie. Eine Sehnsucht übermannte ihn, sich gleich, zur Stunde, neben sie betten zu lassen. Danach trug er Verlangen.

Er fuhr leise mit der Rechten über seine Linke — wie er ihre kalte Hand berührt hatte. Wieder fröstelte ihn.

Übermorgen sollte sie beerdigt werden — sie, die er jetzt erst ganz begriff. War dies späte Erfassen nicht wie eine Offenbarung ihres verklärten Seins? Selig sind, die da geistlich arm sind! Mit dem Worte hatte Jesus seine Sendung angetreten, es gab kein tieferes. Und an solcher Seligkeit hatte er ein Leben lang teil gehabt.

Er stand auf — es wurde ihm schwer — und ging in seinem Zimmer hin und wieder. Leise, als gälte es ihren Schlaf nicht zu stören. Dann warf er ein paar Zeilen aufs Papier für Nehring und trug dem Mädchen auf, sie zu besorgen. Wieder ging er auf und nieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet. Eine Stunde später saß er an seinem Tisch und schrieb die Worte, die er seinem armen Weibe mitgeben wollte auf ihrem letzten Wege. Es durfte kein anderer an ihrem Sarge sprechen! Und während er schrieb, kam leise ihr Friede über ihn. — —

Die Beerdigung war vorüber. Zum erstenmal hatten laue Frühlingslüfte geweht, als man ihr das Bett in dem häßlichen gelben Sande des Großstadt-Kirchhofs bestellte. Er hatte die Kraft bewahrt, seines Amtes zu walten.

Wieder saß er in seinem Zimmer, allein. Wie Schatten glitten die Vorgänge des Tages an ihm vorüber. Das Mädchen hatte die Lampe bringen wollen, er hatte ihr abgewinkt. Ganz still saß er da und ließ den Trost, den er dunkel ahnte, in sich Kraft gewinnen.

Es war an die Tür gepocht worden, und Pauline hatte gemeint, ein Herr sei da und wünsche den Herrn Pastor zu sprechen. „Ich bin heut' für niemand da, sagen Sie das, — er soll wiederkommen."

„Das hab' ich ihm gesagt," meinte Pauline. Die Tür schloß sich hinter ihr, und er hörte, wie ihre Schritte sich entfernten. Er war wieder allein. Und seine Gedanken kehrten zu ihr zurück, die nun schlief, wie er selbst bald schlafen würde.

Die Tür öffnete sich von neuem, ein Fremder trat ein.

„Was gibt es?" fuhr Pastor Bartels auf. „Ich bin für niemand zu sprechen."

„Vater —"

„Rudolf, mein Junge! Mein geliebter, lieber Junge! Rudolf, mein Rudolf!"

Er war zu dem Vater gestürzt und kniete neben ihm, und der umfaßte ihn mit zittern-

den Händen. Er preßte sein Gesicht an das des Sohnes — „Rudolf! Mein Rudolf!“ So verharrten sie lange ...

„Vater, ich bin's nicht wert —“

„Rudolf, mein Junge!“ Er strich ihm liebkosend über das blonde Haar. „Mein Rudolf!“

„Vater — ich habe mich an dir versündigt —“

„Nicht doch, mein Junge.“

„Ich — ich habe Mutter nicht einmal wiedergesehen ...“

„Sie hat noch kurz vor ihrem Tode nach dir gefragt.“

„Ich bin schlecht gewesen — und ich wußte, daß du mich lieb hast.“

„Laß das, Rudolf.“

„Nein, ich muß sprechen, ich muß dir bekennen —“

„So laß mich doch erst zu mir kommen! Ich kann's noch gar nicht fassen. Bist du's wirklich, mein lieber, lieber Junge? Aber so steh' doch auf, sei vernünftig! Setz' dich hierher zu mir — nein, komm näher und gib mir deine Hand. Ich habe Angst, du gehst mir wieder verloren. Aber nun laß ich dich nicht von mir — nie mehr.“

Sie schwiegen beide. Rudolf saß da mit gesenktem Kopfe, die Tränen liefen ihm über die Backen. Pastor Bartels fuhr unablässig mit zitternder Hand über den Arm des Jungen. Er stand auf und küßte ihn und setzte sich wieder. Endlich sagte er: „Warum bist du nicht früher gekommen, Rudolf?“

„Ich weiß nicht.“

„Du weißt nicht?“

„Ich — schämte mich. Und dann — kam die Reue, so von euch gegangen zu sein. Ich dachte —“

„Wußtest du nicht, wie lieb wir dich haben?“

„Gerade darum, Vater, darum konnte ich nicht.“

„Also unsere Liebe hat dich von uns getrieben?“

„Weil ich ihrer nicht wert bin.“

„Aber das war doch nur ein Dummerjungenstreich, Rudolf.“

„Ja, vielleicht — bei einem anderen. Dir durfte ich das nicht antun, Vater! Jetzt — wie du das sagst — begreife ich selbst nicht — es ist alles so anders ... Ich hatte mir wohl in meiner Angst schließlich ein ganz falsches Bild von dir gemacht ... Und ich schämte mich und —“

„Und?“

„Einmal war ich in Berlin. Ich wollte zu euch. Vor eurem Hause war ich und schon auf der Treppe — ich konnte nicht. Wie ich Schritte hörte, bin ich davongelaufen. Nur eine Photographie von dir hab' ich mir noch gekauft, das war alles, ich hatte ja nicht einmal ein Bild von euch! Ich versuchte dir zu schreiben, aber das ging auch nicht. Wie ich nun Mutters Tod in der Zeitung gelesen, wollt' ich bei ihrem Begräbnis wenigstens zugegen sein. Dann wollt' ich wieder gehen. Aber wie ich dich sprechen hörte, war alles anders. Ich kam zu dir.“

„Gott segne dich dafür, mein Junge! Daß du mir heute kommst, heute —“

„Und du fragst mich nicht, forderst nicht Rechenschaft ...“

„Wozu das alles? Da ich dich wieder habe!“

„Daß du mich so lieb hast, Vater, das — das bringt mich um! Jetzt fass' ich erst, was ich begangen habe!“

„Nicht doch, mein Junge. Du hast mich lieb behalten, und darauf kommt es an.“

Wieder saßen sie stumm beieinander. Pastor Bartels streichelte die Hand seines Sohnes.

Noch einmal war Rudolf wie in plötzlicher Erkenntnis aufgesprungen, war neben seinem Vater niedergekniet und in Tränen ausgebrochen — und wieder hatte der alte Mann den Sohn zu sich gezogen und verlangend, durstig seinen Mund geküßt. Die Lampe war gekommen, und sie hatten einander lange in die Augen geblickt, und es war, als flutete die Liebe gewaltsam in ihr Herz. Sie saßen da, die Hände ineinander gelegt, zitternde Hände, und — „Vater!“ — „Rudolf!“ war alles, was sie zu sagen vermochten.

— — — — — — — — — — — — —

Minuten oder auch Stunden waren so vergangen, sie wußten es nicht. Bei diesem Gibeon des Wiederfindens stand ihre Sonne still. Dann war es doch Pastor Bartels, der sich ermannt hatte; wie aus einem Traume heraus war er mit der Hand über die Stirn gefahren und hatte gesagt: „Du

bedarfst der Erquickung, mein Junge." Und er hatte seinen Arm um die Schulter seines Sohnes gelegt und ihn mit sich in das Eßzimmer geführt.

Scheu setzte sich der Sohn zu Tisch. Aber es mußte wohl ein Segen auf dem Brot des Elternhauses ruhen, er wurde ruhiger, gefaßter. Und seit Tagen war auch Pastor Bartels wieder zum erstenmal im stande, ein paar Bissen zu sich zu nehmen. „Und nun," sagte er, „erzähle, wie es dir ergangen ist."

„Viel zu gut, Vater."

„Gott sei gedankt!"

„Damals in München — Ich sah, ich kam mit meinem Studium nicht zurecht, und die Scham über das, was ich getan, raubte mir alle Besinnung. Ich hatte nur den einen Gedanken: Flucht — mich verbergen — fort von euch allen."

„Nein, laß das; wie du aus München aufgebrochen bist."

„Ich dachte, ihr würdet mir nachforschen lassen — und ich konnte euch nicht wiedersehen — deshalb schlug ich mich in die Schweiz. Nur das Notwendigste nahm ich mit mir. In Zürich fand ich Unterkommen in einer großen Gärtnerei als Gelegenheitsarbeiter. Es war auch höchste Zeit, denn Geld hatte ich keines mehr. Und da bin ich noch heute."

„Rudolf — du? Aber das ist doch unmöglich."

„Ich glaube, ich stellte mich gleich anfangs ganz gut an. Als die anderen entlassen wurden, bat ich, bleiben zu dürfen. Der Chef ließ mich zu sich kommen und verlangte vor allem Auskunft, wer ich sei und was ich bisher getrieben. Ich redete ihm irgend etwas vor, aber er glaubte kein Wort davon. Du mußt wissen, Herr Kern ist ein ganz prächtiger Mann! Da sagte ich ihm die Wahrheit. Er forderte, daß ich zu euch zurückkehre, aber ich bat ihn, erklärte ihm alles, und da gab er nach und behielt mich."

„Es ist selbstverständlich, daß das nun aufhört, Rudolf. Du bist jetzt wieder mein Sohn, jeder Beruf steht dir offen. Armer Junge!"

„Nein, Vater, nur das nicht!"

„Was heißt das?"

„Ich muß Gärtner bleiben."

„Warum mußt du?"

„Ich fühle mich wohl dabei, ich mag nichts anderes werden!"

„Du — fühlst dich wohl als Gärtner?"

„Ja, Vater. Du mußt dir das auch nicht falsch vorstellen. Die Zeit, da ich grub und Gießkannen füllte, ist lange vorüber. Ich brachte gar nicht so schlechte Vorkenntnisse mit, von unserem Garten her, in Mögelin. Meine eigentliche Lehrzeit betrug auch nur wenig über ein Jahr — Herr Kern hat sich meiner immer angenommen."

„Aber Junge — du mit deinen Gaben — Gärtner!"

„Du weißt nicht, wie viel bei uns zu leisten ist! Und in unserem Beruf gibt es so wenige, die wirklich etwas können! Vergegenwärtige dir nur ein Stück wüstes Land — das umschaffen in einen Garten. Baumgruppen und Rasenplätze anlegen, für Durchblicke sorgen — das ist doch Kunst."

„So wärst du doch Künstler geworden?"

„Ja, Vater."

Eine Pause war eingetreten, dann sagte Bartels: „Wie du von dem Gärtnersein sprichst, klingt es wirklich, als hättest du darin deinen Beruf gefunden."

„Das hab' ich auch, Vater."

Der Pfarrer blickte lange vor sich hin, als suchte er Klarheit. „Es ist eine tiefe Weisheit," murmelte er dann.

„Wie meinst du?"

„Es ist seltsam, wie uns das Schicksal immer auf den rechten Weg führt, auch wenn wir seine Mittel nicht begreifen. Es gibt viel Böses in der Welt, das zum Guten ausschlägt!"

Als sie von Tisch aufstanden, sagte Bartels: „Wir müssen nun wohl zu Martin und Klara hinuntergehen." Und er sagte Rudolf von Martins Stellung und Ehe.

Aber sie kamen nicht dazu. Sie kehrten in Bartels' Zimmer zurück, saßen auf dem alten Wachstuchsofa, das so viel Freude und Leid mit angesehen, sprachen miteinander und schwiegen auch wieder. Aber was sie sprachen, schien gleichgültig neben dem einen, daß sie sich in die Augen blickten, die Hand sich halten durften. „Mir ist," sagte Bartels, „als hätte Mutter dich mir geschickt."

Ein paarmal noch meinte Bartels, daß es nun wirklich Zeit sei, hinunterzugehen,

aber sie vergaßen es wieder. Der Abend verstrich, ohne daß sie sich loszureißen vermochten. Es war so gut, sich wiederzuhaben. Und als dann der Vater den Sohn in sein Zimmer führte, umklammerte der die Hand des alten Mannes und sagte: „Vater, wie soll ich dir danken?"

„Nicht mir. Wofür auch? Aber laß uns beide Mutter danken! Sie hat dich hergeführt. Und nun, mein Junge — Gott segne deine Ruh' in diesem Hause."

— — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, als Vater und Sohn am Kaffeetisch einander gegenüber saßen, fragte keiner, wie der andere geschlafen habe. Es stand ihnen beiden zu deutlich im Gesicht geschrieben, daß ihnen diese Nacht ruhelos vergangen war. Während Pastor Bartels wie allmorgendlich zuerst einen Blick in seinen „Reichsboten" warf, nahm Rudolf zwei Semmeln, strich sie mit Butter und Honig und schob sie dem Vater hin.

Der blickte auf: „Das weißt du noch?"

„Mutter tat es immer für dich."

„Aber daß du dich dessen noch entsinnst?"

„Ich habe viel heimgedacht."

Sie gerieten wieder in Erinnerungen an die vergangene Zeit, und es entschwanden Stunden, ehe sie sich entschlossen, zu den Geschwistern hinunterzugehen. Auf der Treppe aber sagte Pastor Bartels: „Falls dich irgend etwas fremd berühren sollte, nimm es nicht schwer. Man muß sich immer erst eingewöhnen."

Das Klärle saß in Martins Zimmer an ihrem Nähtisch, als die beiden eintraten. „Da bring' ich euch den Rudolf," sagte Pastor Bartels.

Ein Aufschrei antwortete ihm. Dann standen sich die drei jungen Leute ratlos gegenüber.

Martin faßte sich endlich. Er ging auf den Bruder zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Guten Tag, Rudolf."

Mit einem fragenden Blick auf ihren Mann meinte das Klärle: „Wollen wir uns nicht setzen?"

„Freilich wollen wir uns setzen," sagte Pastor Bartels.

Man nahm umständlich Platz, und die Unterhaltung stockte, ehe sie begonnen hatte. „Wann sind Sie gekommen?" fragte das Klärle aus der dunklen Ahnung einer gesellschaftlichen Pflicht heraus.

„Gestern, erst gestern."

„Sie konnten nicht mehr bei der Beerdigung zugegen sein?"

„Doch, ich war da, aber ich hielt mich zurück."

„Daß du Mutter nicht mehr gesehen ..." meinte Martin.

Pastor Bartels hörte zu, und ein trübes Lächeln spielte um seinen Mund. Jung war doch immer nur das Alter, dachte er; wie greisenhaft war doch die Jugend! Aber das war immer so gewesen ... Und aus diesem Gedanken ganz heraus sagte er: „Seid nicht so steif miteinander, Kinder. Da haben wir uns schneller verständigt, nicht wahr, Rudolf? Noch nicht einmal gefragt habt ihr, was aus ihm geworden ist."

„Ich bin Gärtner," sagte Rudolf ruhig.

„Gärtner!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Und warum nicht?"

„Das wollen Sie uns nur vorreden," lachte das Klärle.

„Ich vertausche den Beruf mit keinem anderen," sagte Rudolf ernst. „Ich fühle mich glücklich dabei, und euch — erscheint er unmöglich ..."

Wieder stockte die Unterhaltung. Da meinte Pastor Bartels: „Ich denke, Klärle, wir lassen die beiden Brüder erst einmal allein. Du gehst in deine Küche oder sonstwohin, ich sehe inzwischen hinauf, ob dringende Arbeit vorliegt. Du brauchst nicht groß Abschied zu nehmen, von nun an seht ihr euch ja täglich wieder."

Die Tür hatte sich hinter beiden geschlossen, und Rudolf streckte dem Bruder die Hand hin und sagte bittend: „Martin ..."

Martin gab ihm die Hand: „Wie konntest du nur so leichtsinnig sein!"

„Ich begreife es selbst heut' so wenig wie du."

„Aber du mußt doch wissen —"

Rudolf schüttelte traurig den Kopf: „Frage nicht."

„Du selbst solltest dir die Frage aber täglich vorlegen. Du hast den Kummer der Eltern nicht mit angesehen."

„Quäle mich nicht!"

„Und dein verfehltes Leben?"

„Verfehlt ist mein Leben nicht. Ich sagte dir schon, ich fühle mich glücklich in meinem Beruf.“

„Das sagst du, dem schon auf der Schule alles angeflogen ist! Du weißt nicht, wie ich dich bewundert habe. Ehrlich bewundert, obgleich mir das nicht immer leicht gefallen ist, Rudolf — das kannst du mir glauben. Ich stünde aber heute noch gern hinter dir zurück — tausendmal lieber, als dich so zu sehen.“

„Du bist noch ganz der Alte, Martin.“

„Aber du bist es nicht mehr! Ich glaube beinahe, auch Vater nimmt das alles viel zu leicht. Ich muß dir gestehen, es hat mich geradezu verletzt, wie er vorhin mit uns sprach. Und gerade weil ich dich lieb habe, fühle ich die Verpflichtung in mir, als Bruder und als Seelsorger, ernst mit dir zu reden. Was ist aus dem unglücklichen Geschöpf geworden, das du mit deinem Leichtsinn zu Grunde gerichtet hast?“

„Welches unglückliche Geschöpf?“

„Verstelle dich nicht. Du weißt recht gut, ich meine das Mädchen, das du damals —“

Nun mußte Rudolf aber doch lachen „Ach, Martin, die bedauerst du ganz zu Unrecht! Das war ja eben meine grenzenlose Torheit und Unerfahrenheit, daß ich mich von ihr habe täuschen lassen. Ich habe mit ihr zusammengelebt und ahnte nicht, was für eine Person es war. Erst als mir das Geld ausging und sie mir den Laufpaß gab, da erst öffneten sich mir die Augen. Und da erfaßte mich ein solcher Ekel vor der ganzen Welt, nein, vor mir selbst — ich konnte so den Eltern nicht unter die Augen treten.“

„Siehst du, das begreif' ich wieder nicht. Du hättest das Bedürfnis nach Buße empfinden müssen.“

„Buße! Die eben suchte ich darin, daß ich ging.“

„Eine sehr bequeme Art von Buße.“

„Nicht so bequem, wie du es denkst.“

„Sei doch ehrlich gegen dich selbst! Weil du dich fürchtetest, darum gingst du.“

„Ja, darin hast du vielleicht nicht unrecht ...“

„Und weil du dich fürchtetest, kamst du nicht früher heim. Ich weiß ja nicht, was zwischen dir und Vater vorgegangen ist, aber es täte mir deinethalben leid, wenn du um die rechte Buße gekommen wärest.“

„Du machst sehr ausgiebigen Gebrauch von — deiner Pflicht, wie du sagtest.“

„Weil ich dich lieb habe, Rudolf. Glaubst du mir das?“

„Ja, ich will es dir glauben —“

Als Rudolf nachher zum Vater wieder heraufkam, sagte der: „Nun, ich seh' dir's an, es hat eine Auseinandersetzung zwischen euch beiden gegeben. Ich kann mir das ganz gut vorstellen, und du mußt es Martin nicht übel deuten. Er ist eben erst in seinen Beruf eingetreten, und da ist man immer — wie soll ich sagen? — sehr kampfbereit.“

„Nein, Vater, er hatte recht.“ Und nach einer Weile: „Daß ich das gar nicht gewußt habe, wie gut du bist.“

„Gut?“ lächelte Pastor Bartels. „Ich bin nur älter.“

— — — — — — — — — — — — — —

Die kurzen Tage, die Rudolf Urlaub genommen hatte, vergingen schnell. Zu schnell für Pastor Bartels, der in dem wiedergeschenkten Sohne für den Verlust der treuen, stillen Gefährtin Trost suchte und fand. Zu schnell für den Sohn, dem Tage wiedergeben sollten, was ihm Jahre geraubt: das Elternhaus, die Liebe des Vaters.

Wohl hatten sie beraten, ob es möglich sei, daß Rudolf in Berlin eine Stellung finde, und Nehring, der Treue, hatte an den Entschließungen teil gehabt. Es hatten sich auch gute Aussichten für die Zukunft erschlossen. Zunächst aber war etwas anderes dazwischengetreten: Rudolf hatte sein Jahr noch nicht abgedient. Das galt es nachzuholen. „Garde und Gärtner“, hatte Nehring, wie die Sprache darauf kam, gescherzt, klinge ihm schlecht zusammen. So hatte man sich für Rudolstadt, wohin sie Beziehungen hatten, entschlossen. Das kurze Wiederfinden brachte neues Auseinandergehen.

Am Tage vor seiner Abreise war Rudolf wieder zu den Geschwistern hinabgestiegen. Martin war ausgegangen und Frau Klara allein zu Haus. Er bat, ob er sie sprechen dürfe. Ein paar Augenblicke zögerte das Klärle — er war ihr etwas unheimlich geblieben — aber ihr Mut siegte doch.

Verlegen standen sich die beiden gegenüber. Dann sagte Rudolf: „In Mutters

Wohnzimmer stehen auf dem Fensterbrett ein paar Töpfe. Ich habe Cobäa darin gesät. Wollen Sie sich deren annehmen?"

„Gewiß."

„Vater wird sie wohl selbst besorgen, aber Sie wissen, an den Tagen, an denen er viel zu tun hat, vergißt er das. Wenn Sie da nachsehen wollten —"

„Gern."

„Sie müssen mäßig naß gehalten werden. In ein bis zwei Wochen werden einzelne aufgehen. Im Mai, nach den strengen Herren, pflanzen Sie sie dann in die Kästen, die ich auf dem Balkon angebracht habe. Wissen Sie, wie das gemacht wird?"

„Nein."

„Sie pikieren die Pflanzen — oder nein, das könnte mißglücken. Stechen Sie einfach jeden Sämling mit etwas Erde darum heraus. Lassen Sie den Ballen an den Wurzeln und machen Sie kleine Vertiefungen in der Kastenerde. In die setzen Sie die Pflanzen hinein, glätten und gießen gleich. Ich habe Draht gezogen, an dem rankt es sich dann in die Höhe. Wollen Sie das alles tun?"

„Sehr gern."

„Ich glaube nämlich, Vater wird sich darüber freuen."

Sie nickte, und eine Verlegenheitspause trat ein.

„Ich hätte noch eine Bitte. Vater ist gewohnt, sein ganzes Leben hindurch, daß ihm die Frühstücksbrote Morgens gestrichen werden. Mutter hat es immer getan. Ich könnt' es Pauline sagen, aber das schmeckt ihm dann nicht. Wenn Sie es besorgen wollten?"

Sie gab ihm die Hand: „Das will ich tun. Ich verspreche es Ihnen."

„Das wäre alles." Er versuchte zu scherzen: „Es ist auch gerade genug."

Er wandte sich zu gehen, aber sie rief ihn zurück: „Verzeihen Sie mir! Ich habe Ihnen unrecht getan."

Er sah sie erstaunt an: „Sie — mir — unrecht?"

„Ja, in Gedanken."

„Wieso?"

„Nach allem, was ich von Ihnen gehört hatte, mochte ich Sie nicht leiden. Ich dachte, Sie wären schlecht. Das sind Sie aber nicht."

Er blickte zu Boden und wurde rot wie ein Kind.

„Nein, das sind Sie gewiß nicht!"

„Ich habe so viel Kummer über meine Eltern gebracht, daß ich wenigstens versuchen möchte, Vater etwas Freude zu machen. Es ist wenig genug."

„Wir müssen gute Freunde werden," sagte sie. „Und verlassen Sie sich darauf: was ich in Ihrem Sinne für den Vater tun kann, das tu' ich. Denken Sie nicht, daß ich ihn weniger lieb habe als — du! Nicht wahr, wir müssen doch du zueinander sagen?" Und sie reichte ihm die Hand zur Besiegelung des Bundes hin.

„Ich danke dir — von Herzen dank' ich dir! Und nun leg', bitte, auch ein gutes Wort für mich bei Martin ein. Wir verstehen uns ja jetzt besser, aber doch noch nicht gut genug." Er nickte ihr zu und ging.

Tags darauf nahm ein alter Herr auf dem Anhalter Bahnhof von einem jungen Mann Abschied. Sie standen lange Hand in Hand beisammen, dann, als das Zeichen zum Einsteigen gegeben war, ein hastiges Voneinanderreißen, ein zärtlicher, letzter Gruß.

Der Zug dampfte aus der Halle, und der alte Mann kehrte heim. Langsam schritt er seiner einsamen Wohnung zu.

* * *

Sorgen waren gewichen, und neue Sorgen stellten sich ein. Sie gingen diesmal von Martin aus. Der gab sich die größte Mühe und lud sich an Pflichten auf, was nur irgend in seinem Bereich lag, aber — er sah nicht weit. Im Grunde machte er es in seinem Amt nicht anders als in Mögelin, da er manchmal, um eine Kirsche zu erreichen, einen ganzen Zweig herabgerissen hatte. Es war etwas Ungestümes in seiner Art und dabei etwas Enges. Bartels wiederholte sich zwar immer wieder selbst, daß aus dem zähesten Holz die besten Bogen geschnitzt werden, aber leicht war es nicht, dies Holz zu biegen. Es kam dazu, daß Martin ein strenges Pflichtbewußtsein mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit verband: jede Kleinigkeit wurde ihm zu religiöser Gewissensfrage. Oft erkor sich deshalb Bar-

tels das Klärle zu seiner Mittlerin, obwohl er sich auch wieder Vorwürfe darüber machte. Aber sie verstand und verwandte ihren Einfluß zum Guten.

Tausendmal hatte Bartels Martin klar zu machen versucht, daß man mit Strafen nichts erreiche. Liebe sei der einzige Weg, der zu den Herzen führe. Aber davon war Martin nicht zu überzeugen. Gewiß, er versuchte es zuerst im guten, aber gelang das nicht gleich, so war er sofort mit Almosenentziehung und ähnlichem bei der Hand. Und zu solchen Experimenten war Bartels seine Gemeinde zu lieb.

Sehr entrüstet war Bartels eines Abends nach Hause gekommen. Er hatte eine arme Frau besucht, die er seit langem kannte, und sie in einem Zustand gänzlicher Trostlosigkeit und Verstocktheit gefunden. Nur mühsam hatte er durch Fragen das Notdürftigste aus ihr herausgeholt.

Ihr Kind — sie hatte doch ein Kind erwartet — war tot. Der Verlust eines Kindes pflegte nicht so schwer genommen zu werden — ach! viel zu leicht, das kannte Bartels aus Erfahrung — also? Was war geschehen? Ihr Mann? Nein, das Kind. Daß das Kind ungetauft gestorben war ...

„Ja, aber liebe Frau, warum haben Sie es denn nicht taufen lassen?"

„Er wollte ja nicht."

„Er — wer wollte nicht?"

„Dem Herrn Pastor sein Sohn."

„Wollte das Kind nicht taufen? Da müssen Sie ihn falsch verstanden haben."

„Wir sollten uns man erst trauen lassen, hat er gemeint."

„Aber Sie sind doch getraut?"

„In de Kirche waren wir nich."

„Ach so! Nun versteh' ich. Und Ihr Mann wollte das nicht?"

„Doch, er wollte ja woll."

„Nun also?"

„Es war nur, daß ich noch kein orntliches Kleid hatte. Und so wollte er nich mit mir gehen."

„Und da schoben Sie's auf?"

Die Frau nickte. „Und das arme Wurm" — sie schluchzte — „das ist ja nu woll in die Hölle."

Pastor Bartels beruhigte sie. „Unser Herr Jesus, der sich all der Sünder erbarmt, sollte sich eines unschuldigen Kindes, nur weil es nicht getauft worden, nicht annehmen?"

„Nee, Herr Pfarrer, daß Sie das sagen, das ist ooch zu schön."

„Und nun sollten Sie aus freien Stücken zu ihm kommen und ihn um seinen Segen für Ihre Ehe bitten."

„Nee, nu will er ja nich."

„Ihr Mann will nun wieder nicht?"

„Wie das Kleine so dalag, da hat er gesagt: Nu nich in de Hand."

„Wenn ich das nächste Mal komme, dann ist er hoffentlich da, dann will ich sehen, was ich bei ihm ausrichten kann. Und hören Sie nicht auf, ihn zu bitten. Wer zu unserem Herrn Jesus gekommen ist — spät oder früh —, der hat es noch niemals bereut."

Einigermaßen hoffte Pastor Bartels, die Unklugheit seines Sohnes so wieder gut gemacht zu haben. Soweit sich derartiges wieder gut machen läßt. Zu Hause angekommen, schickte er sofort Pauline hinunter, um Martin rufen zu lassen. Er saß vor seinem Schreibtisch, und die Lampe warf einen matten Lichtschein, der einen Teil des Zimmers nur erhellte, als Martin eintrat. Er hieß ihn niedersitzen und stellte ihm vor, was er da angerichtet.

Eine Weile saß Martin da, den Kopf gesenkt wie ein abgestrafter Schuljunge, und zupfte nervös mit den großen, roten Händen an den Zipfeln seines langen, schwarzen Rockes. Dann richtete er sich auf und sagte: „Vater, ich glaube, ich habe doch recht."

„Recht hast du?"

„Daß das Kind sterben würde, konnte niemand wissen. Es war ein ganz strammes, gesundes Ding. Und sollte ich die einzige Handhabe, die Leute zu ihrem Heil zu zwingen, unbenutzt lassen?"

„Man zwingt nicht zum Heile. Andere so wenig wie sich selbst."

„Aus sich heraus haben sich die Leute doch eben nicht trauen lassen."

„Wenn sie es nicht aus sich heraus taten, so konnten sie es ebensogut ungetan lassen."

„Vater, das kannst du nicht sagen! Eine Ehe ohne kirchlichen Segen!"

„Versteh' mich nicht falsch, mein Sohn. Auch für mich wird selbstverständlich die

Ehe erst durch den Schwur vor dem Altar zur rechten Ehe. Wer aber Gottes Segen nicht aus innerem Herzensdrange sucht, an dem ist er verloren."

„Wir aber haben doch die Leute dazu anzuleiten."

„Zu leiten, nicht zu zwingen."

„Doch auch zu zwingen, wenn es nicht anders angeht. Das Ansehen der Kirche geht sonst verloren."

„Das steigt durch Maßnahmen wie die deine nicht."

„Aber man kann doch nicht alles gehen lassen!"

„In Liebe wirken, Martin, in Liebe."

„Liebe! Aber die Liebe kann auch zu Schwachheit werden."

„Martin!"

„Doch, ich muß es dir sagen — seit Monaten quält es mich. Wie Rudolf zurückkam — mit keinem Worte hast du ihn fühlen lassen, wie schwer er sich vergangen. Als wäre nichts vorgefallen, hast du ihn aufgenommen. Ob er Buße getan, ob er bereut, hast du ihn nicht gefragt — hast ihm nicht klar gemacht, wie schwer er sich versündigt —"

„Bist du zum Richter über mich gesetzt?"

„Vergib mir, Vater — aber ich weiß nicht, wo aus noch ein. Alles wird mir wankend — ich —"

„So denke an das siebenzigmal siebenmal Vergeben."

„Ja, vergeben — jawohl, vergeben — aber wenn man dem Sünder vergibt, ehe man ihn zum Bewußtsein seiner Schuld gebracht?"

„Das hatte Rudolf!"

„Ja, hatte er das? Ja, wenn du meinst ... Aber es ist auch nicht Rudolf allein, es ist so vieles."

„Worin ich schwach bin," lächelte Bartels.

„Ja, Vater!"

„Ich will dir einmal etwas sagen, Martin. Mit sechzig Jahren sieht sich das Leben anders an als mit dreißig."

„Aber in Christo kann es doch nur eine Wahrheit geben!"

„Auch in Christo gibt es ihrer viele. Er hat die Tempelschänder verflucht, aber er hat auch den Schächer am Kreuze zu sich gezogen."

„Aber das ängstigt mich, Vater ..."

„Habe Vertrauen zu mir und tue, was dein Gewissen dir gebeut. Eins verbiete ich dir — verbiete ich dir kraft meines Amtes: in der Gemeinde irgend welche Strafmaßregeln zu treffen, ohne mich vorher zu fragen. Du bist mir zu jung dazu. Mit dem Unkraut reißt du mir den Weizen aus."

„Ja, Vater."

„Sage nicht: ‚ja, Vater', als ob ich ein Tyrann wäre."

„Das bist du gewiß nicht, Vater."

„Nun also, geh' jetzt und überlege dir, was ich gesagt. Vielleicht sprichst du auch ganz offen mit dem Klärle darüber. Die Aussprache wird dir gut tun, und Frauen sehen oft weiter als wir oder, wenn das nicht, doch tiefer."

Martin war gegangen, und Bartels blickte ihm trübe lächelnd nach. Etwas Entfremdendes war zwischen ihn und den Jungen getreten — er wußte es nur zu gut. Und wie er Martin kannte, würde das haften. Man wurde einsamer im Alter. Aber, großer Gott! sollten denn die Erfahrungen, die eine Generation in Schmerzen gemacht, immer wieder an der folgenden verloren sein? Sollte jede ganz von neuem das alte Spiel beginnen? Es war ein Glück, daß Martin noch seiner Erziehung unterlag. So würde er doch im stande sein, ihn oftmals vor Mißgriffen zu bewahren, wie er es heute getan.

Mit dem Klärle hatte er darüber Rücksprache genommen, denn sie war ja nun einmal seine Vertraute. „Weißt du," hatte sie altklug gemeint, „das schadet gar nichts. Wir beide sind jung, und da kann uns eine kleine Lektion nur dienlich sein."

„Und Martin — hat er sich dir gegenüber auch so geäußert?"

„Er klagt und stöhnt wohl einmal, aber da kommt er bei mir an die Rechte! Nicht wahr? so lange man mit allem zufrieden, ist's keine Kunst, fröhlich zu sein, das können die Heiden auch. Und da hab' ich ihm eine rechte Gardinenpredigt gehalten: als Christen und Pfarrersleute hätten wir die Pflicht, auch in Trübsal fröhlich zu bleiben. Und von Trübsal zu reden, hätt' er überhaupt kein Recht."

„Also eine wirkliche kleine Frau Hilfspredigerin bist du gewesen?"

„Wie Rudolf heimgekommen war, hat Martin ihn sich auch vorgenommen und ihm ins Gewissen geredet. Und das war recht von ihm. Ich hätt' es gerade so gemacht. Daran hab' ich ihn erinnert und ihm gesagt, nun der Vater ihn einmal zur Rechenschaft zöge, wär' das ganz das gleiche. Und er sollt's sich nur gründlich zu Herzen nehmen."

„Ja, Rudolf —" meinte Pastor Bartels. „Ich habe übrigens heute einen Brief von ihm, und er ist noch nicht geöffnet. Wollen doch sehen, was der Junge schreibt."

Ein sehr wichtiger Brief war es, denn er enthielt die Marschroute, die sie im Manöver nehmen würden. Der alte verstaubte Atlas wurde aufgeschlagen, und wirklich fand sich da eine Spezialkarte, auf der man fast all die angegebenen Namen fand. Und lange blieben die Köpfe der beiden, der graue des alten Mannes und der braunlockige des jungen Weibes, über das Buch gebeugt, und ein fürwitziger Sonnenstrahl glitt vom einen zum anderen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war an einem Septembermorgen. Müde von Kämpfen und Entschließungen, die ihm die letzten Tage gebracht, hatte Pastor Bartels am Fenster seines Zimmers gestanden und auf die Straße hinabgeblickt Er sah das Treiben und Hasten der Menschen, und es dünkte ihn ziellos. Peinigend erwachte das Gefühl der Schwäche des Menschendaseins in ihm. Das war es: immer wieder sah man sich Fragen gegenübergestellt, die zu lösen man alles, was Menschenschicksal hieß, überdenken mußte.

Er war aufgeschreckt: Martin war in sein Zimmer gestürzt, und sein Gesicht schien so rot wie seine Hände. „Vater, Vater, ist es denn wahr?"

„Was, mein Junge?"

„Sie sagen, daß du den Hauptmann beerdigt hast."

„Das habe ich auch, Martin."

„Und er hat sich das Leben genommen?"

„Er hat Hand an sich selbst gelegt."

„Aber du weißt doch, Vater, daß wir Selbstmördern die kirchlichen Ehren nicht erweisen dürfen."

„Es sei denn," sagte Bartels ernst, „daß die Tat in einem Anfall geistiger Umnachtung geschehen."

„Aber der Hauptmann soll keineswegs gestört gewesen sein."

„Er war es nicht. Aber er entstammte einer Familie von Selbstmördern und bekundete in letzter Zeit hochgradige nervöse Erregung. Er war, wie man sagt, erblich belastet."

Martin ging erregt im Zimmer auf und ab, preßte seine Hände zusammen und atmete mühsam.

„Ich will dir sagen, mein Junge, warum ich es getan, damit du mich verstehst. Der Hauptmann lebte in wenig glücklicher Ehe. Er hat sich das Leben genommen nach einem heftigen Auftritt mit seiner Frau. Diese Frau — ich kannte sie längst — ist ein leichtlebiges, leichtsinniges Geschöpfchen gewesen. Nicht schlecht, nur eben oberflächlich wie — so viele. Und nun dieser Schicksalsschlag! Ich wurde zu ihr gerufen und fand sie am Rande des Abgrundes, in dem ihr Mann geendet. Mit Worten war da nicht zu helfen, aber geholfen mußte werden. Ich mußte ihr die Gewißheit geben, daß ihr Mann unzurechnungsfähig gewesen, als er das getan, und das eben konnte ich nur dadurch, daß ich an seinem Sarge sprach. Ihr Kreuz bleibt schwer genug. Und darum, Martin, habe ich gesprochen."

„Aber es war die Strafe Gottes für ihren Leichtsinn!"

„Mag sein. Doch sollen wir die schwere Last nicht schwerer machen."

„Aber du hast sie darüber hinweggetäuscht —"

„Ich habe ihren Seelenzustand geprüft, ehe ich es tat."

„Vater — du — in deiner Milde —!"

Bartels lächelte: „Goethe hat einmal gesagt —"

„In mir schreit es nach Jesus, und du sprichst von Goethe!"

„Und Jesus! Wo hat er dem Geschlagenen seine Hand entzogen?"

„Aber wir, Vater! Für uns sind die Gesetze der Kirche bindend!"

„Der ist eines Gesetzes nicht wert, der nicht den Mut hat, wenn's not tut, sich darüber hinwegzusetzen. Denn das höchste Gesetz heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

„Vater, aber mit deiner Liebe — damit — richtest du alles zu Grunde. Ich finde ja nicht mehr aus noch ein!“

„Verschließe dein Herz nicht; dann wirst du verstehen.“

Sie schwiegen beide. Wieder stürmte Martin im Zimmer auf und ab und rang die Hände. Er blieb stehen und preßte die großen, roten Fäuste vor sein Gesicht. Der starke Mann bebte wie Laub im Winde.

„Vater — ich muß fort von hier.“

„Martin — mein Junge!“

„Vater — ich gehe hier zu Grunde, wenn —“ Er warf sich neben Bartels' Stuhl auf die Knie: „Vergib mir, Vater, aber ich kann — ich kann nicht anders.“

„Hast du so wenig Vertrauen zu mir?“

„Weil ich dir vertraue — darum — kann ich es nicht ertragen.“

„Martin, du kennst mich diese langen Jahre, und nun dies eine? das soll dich irre machen?“

„Es ist nicht das eine — es ist alles.“ Und da Bartels schwieg: „Vater, du weißt, daß ich dich lieb habe, aber — laß mich fort.“

„Du bist jetzt erregt, Martin. Überlege es dir. Wir wollen ein andermal ruhig darüber reden.“

Martin stand auf. „Ich kann nicht,“ sagte er und schüttelte den Kopf. „All diese Verhältnisse hier verwirren mich. Ich finde mich nicht zurecht.“

„Aber das sollst du eben lernen.“

„Ich lern's hier nicht. Ich muß an eine kleine Gemeinde.“

„Wenn du fühlst, daß du fort von mir mußt, darf ich dich nicht halten.“

„Vater, und du — du verzeihst mir?“

„Gewiß, mein Junge. Was ist da überhaupt zu verzeihen?“ —

Martin war gegangen, und Bartels saß allein in seinem Zimmer. Den Kopf in die Hand gestützt, saß er lange, unbeweglich da. Was war das alles? Die Vereinsamung kam, das Alter, der Tod.

Und doch! er hatte nicht anders handeln können. Es war besser, daß er selber litt, als daß eine andere in Verzweiflung zu Grunde ging.

Wenn sie jetzt noch am Leben gewesen wäre, seine gute Frau — In ihrer schlichten Art hätte sie vielleicht zwischen ihm und Martin vermittelt. Aber sie war eben schon voraufgegangen. Er dachte an ihre steife, kalte Hand und begriff nicht, daß sie ihn erschreckt hatte. Wenn nur erst alles vorüber gewesen wäre!

Martin, dieser wackere Junge! Im Grunde war er ihm nie, sein ganzes Leben lang, so teuer gewesen wie eben jetzt. Es steckte doch etwas in dem Jungen: Gewissen und Treue und Charakter. Und das war das Beste von allem. Und dazu dieses jugendliche Ungestüm! Ja, solange man jung war, durfte man nicht anders handeln. Aber — man wurde alt.

Man wurde alt, und was war der Gewinn? Eine andere Art, das Leben anzusehen. Die Jugend setzte sich zur Wehr, das Alter machte zum Mitschuldigen an allem. Weil man begriff. Und dabei die Vereinsamung, die es brachte! Wie hatte ihn der Junge lieb, wie lieb hatte er den Jungen! Und dennoch Trennung, Auseinandergehen.

Notwendig war es, das fühlte Bartels jetzt selbst. Aber eine grausame Notwendigkeit, gegen die sich nichts ausrichten ließ.

Leise pochte es an die Tür. Das Klärle trat zaghaft ein, dann flog sie Pastor Bartels an den Hals. „Vater, Lieber, du — du hast recht!“

„So mußt du nicht sprechen, Kind.“

„Ich will nicht fort von dir, ich mag nicht.“

„Du mußt zu deinem Manne stehen.“

„Aber wenn ich doch sehe, daß du recht hast!“

„Ich habe nicht recht, wie du meinst, Klärle. Martin hat denselben Anspruch darauf wie ich.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Wie soll ich dir das nur klar machen, Kind? Nicht wahr, wenn es sich darum handelte, wer recht hat, wäre ein Ausgleich leicht zu finden? Wir fragten etwa Nehring und unterwürfen uns dessen Entscheidung. Aber wir haben beide recht: Martin für seine dreißig, ich für meine sechzig Jahre. Und haben auch beide in gleicher Weise unrecht: jeder aus seiner menschlichen Unvollkommenheit heraus.“

„Ich hätte so gehandelt wie du!“

„Weil du ein Kind bist und die Verantwortung nicht kennst. Denke dich einmal in

Martins Lage. Er ist als Geistlicher zum Kampfe gegen die Sünde berufen und glaubt, daß ihr durch mein Verhalten Vorschub geleistet werde. Er sieht nur die Wahl zwischen mir und dem Gebot seines Gewissens und folgt dem, trotzdem er mich lieb hat. Tut er nicht recht?"

Sie blickte ihn eine Weile verwirrt an und dann zu Boden. Plötzlich schlang sie beide Arme um seinen Hals und preßte sich an ihn: „Vater — ich habe dich über alles lieb."

Er machte sich sanft los und sagte: „Kind, liebes Klärle."

„Laß uns nicht fort, ich möchte bei dir bleiben."

„Deine Stelle ist an der Seite deines Mannes."

„Ja, aber trotzdem bei dir. Warum denn nicht wie bisher?"

„Weil Martin fort muß. Wenn du mich wirklich lieb hast, mach' es ihm nicht schwer."

„Und wer soll für deinen Haushalt sorgen? Denkst du, die Pauline kann das? Die kann das nicht!"

„Wenn mir etwas über die Trennung hinweghilft, ist's der Gedanke, daß du dich nicht mehr mit den beiden Wirtschaften abzuquälen hast. Es war zu viel für dich, Kind, und von mir ein unverzeihlicher Egoismus. Das straft sich nun."

„Und dir macht's gar nichts, mich fortzuschicken?"

„Kind, mach' mich nicht weich! Ich bin ein alter Mann und habe kein Anrecht mehr an das Leben. Die es mit mir geteilt hat, ist schon vorangegangen."

„So sollst du nicht sprechen, Vater —!"

„Geh' jetzt, geh' — und sage Martin —"

„Daß du doch recht hast!" rief sie trotzig und warf das Köpfchen zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Pastor Bartels saß allein in seinem Zimmer. Draußen dunkelte der Abend herein, wie bläuliche Schleier lag es vor den Scheiben, und die Möbel im Zimmer zeichneten sich in unbestimmten Umrissen ab.

Sein Martin —! Auch er würde nun von ihm gehen, er und das liebe Kind, das Klärle, dessen helle Stimme so traulich durch seine Zimmer getönt hatte, dessen lachende Augen ihm den Glauben an eigenes Glück gegeben. Wie sein Rudolf in der Ferne weilte, wie die treue Lebensgefährtin ihm vorangegangen war.

Das war das Alter. Ein Abschiednehmen und wieder ein Abschiednehmen, ein fröstelndes Sichloslösen von all dem, was das Leben geschmückt hatte. Nichts blieb übrig von all der Sommerpracht als ein kahler Stamm, und die Sonne hatte sich zum Untergang geneigt.

Die Heimat versank, und nah und näher schien der Weg zu jener anderen Heimat, in der es keine Zweifel gab und keine Kämpfe, der Heimat des Friedens. Die letzten Sonnenstrahlen, die über die Erde huschten — war es nicht, als wiesen sie die Brücke zu diesem anderen Lande?

Er hatte in sich Frieden gemacht, das fühlte er nun selbst. Es würde nicht mehr lange ausstehen, und Friede würde ihm werden.

Ganz dunkel war es im Zimmer geworden, und seine Gedanken verloren sich in der Ferne. Er schrak auf, da ihm das Mädchen die Lampe brachte. Auch einen Brief hatte sie ihm auf den Tisch gelegt.

Von seinem alten Freunde Brinkmann aus Mögelin. Er las und ließ das Blatt wehmütig sinken.

Nun also auch der ihm vorangegangen, sein alter Gegner und — Freund, der Lehrer Stoll! Wieder hatten die Kinder auf der gefrorenen Havel gespielt, und unter einem kleinen Mädchen war das Eis gebrochen und er ihr nach und sie gerettet; er selbst war unter dem Eise versunken. Von einem Gott hatte der nichts wissen wollen, der wackere Bursche, und war nun im Dienste seines Gottes dahingegangen.

Ja freilich, es gab einen Verstand über jeden Buchstaben hinaus. Den predigte das Leben. Man mußte alt werden, um ihn zu fassen.

Mögelin, sein Mögelin! Da war er selber jung gewesen.

Er beschattete die Augen mit der Hand gegen das allzu grelle Lampenlicht. Ihm war, als beträte er das alte Haus wieder, sein Pfarrhaus zu Mögelin an der Havel. Er schritt durch die bescheidenen Zimmer, in denen sie gehaust hatten, er stieg die weißgescheuerte Treppe hinan zu ihrem Schlafraum. Da hatte ihr Ehebett gestanden, da

hatte seine gute Frau seine Söhne zur Welt gebracht.

Wieviel Pläne, wieviel Entwürfe hatten sie für ihre Kinder gemacht, und wie war alles so anders geworden! Befürchtungen, die sie gehegt, waren ins Nichts zerronnen, und aus dem Nichts waren Wolken heraufgestiegen.

Der alte Garten! Unten an der Havel war sein Lieblingsplatz gewesen. Oftmals war er in Sorgen da hinabgestiegen und hatte dem leisen Flüstern des Wassers gelauscht, und seine Seele hatte ihren Frieden gefunden.

Hinüber zu dem Kirchlein mit dem häßlichen, armen Turm und den kahlen, weißgetünchten Mauern. Er wähnte, an dem einen der hölzernen Pfeiler gelehnt zu stehen, die die Empore trugen, und sah hinauf zur Kanzel.

Von dieser Kanzel herab hatte er einst selbst gesprochen. Ihm war, als tönten einzelne Worte, die er gesagt, zu ihm hernieder. Aber er verstand sie nicht.

War er das selbst gewesen, wirklich er selbst, der hier geklagt und geeifert hatte, im Unfrieden mit seiner Gemeinde, im Zwiespalt mit seinem Gott?

Wie er die Augen auch anstrengte, er vermochte die Züge des Mannes auf der kleinen Kanzel da drüben nicht klar zu sehen. Sie blieben ihm fremd. Als stünde er an einem Flusse, und eine gar so vertraute Stimme riefe ihn bei seinem Namen — aber er konnte den Rufer nicht erkennen, konnte nicht hinüber zu ihm, über die eilenden, eilenden Fluten.

Und wieder war ihm, als blickte er zu der Kanzel auf. Und jetzt glaubte er doch, einzelnes zu unterscheiden. Er sah die großen, roten Hände, die die Brüstung umklammert hielten, wurde die ungeschickten Bewegungen gewahr, vernahm die rauhe, schwere Stimme.

Sein Martin? Warum sein Martin? Was hatte der auf der Mögeliner Kanzel zu schaffen?

Oder war er selbst einst ebenso ungestüm, so — eng gewesen wie heute der Junge? War es seine eigene Jugend, die ihm in Martin entgegentrat?

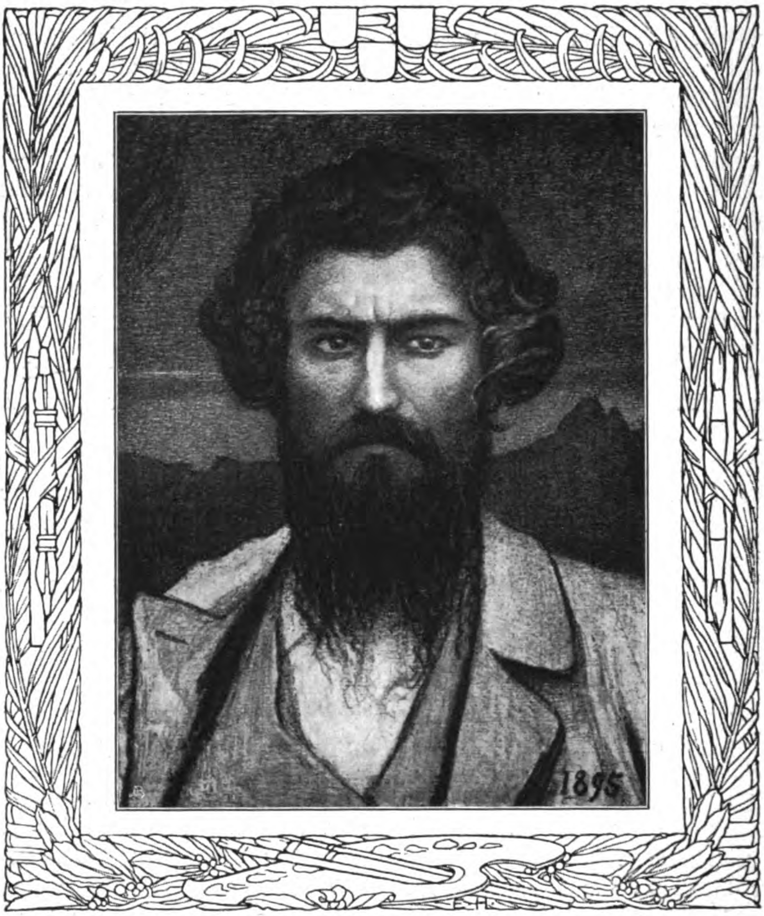
Er besann sich, und er mußte lächeln. „Der göttliche Eifer“, hatte er sich einst gesagt, als er diesem Lehrer Stoll entgegengetreten war, müsse die Kanzel heißen, von der herab er zu den Seinen sprach.

Der göttliche Eifer —?

Er stützte den Kopf in die Hand: War er ein anderer geworden? Vielmehr, ihm war, als hätte das Leben ihn gezwungen, endlich er selbst zu werden, als hätte er eine Maske nach der anderen abgestreift.

Und wenn das das Alter war, was war dann der Tod?

Wieder dachte er an Lehrer Stoll und wie der gestorben ...



Segantini: Selbstbildnis.

Segantini

Von

Eugen Kalkschmidt

(Nachdruck ist untersagt.)

Als Giovanni Segantini am 28. September 1899 starb, war er ein berühmter Mann. Die Kunstfreunde in ganz Europa, ja fast der gesamten höher gesitteten Welt kannten seine Kunst und trauerten um seinen Tod. In Deutschland empfand man seinen Verlust fast so, als ob er uns persönlich anginge, als ob der Maler der Hochalpen uns anverwandter wäre als den Italienern, seinen Landsleuten. Wo sich die Wasser nord- und ostwärts zu Rhein und Donau, wo sie sich südwärts zu den blauen Seen der Lombardei kehren: auf der Paßhöhe des Engadin hatte der Verstorbene die letzten Jahre seines Lebens zugebracht, das umliegende Graubündner Land war ihm seit langem künstlerische Heimat. So legte auch die Örtlichkeit seines Schaffens den Gedanken an eine wahlverwandte Empfindung nahe, an eine sinnbildliche Bedeutung der Grenz- und Wasserscheide für die künstlerische Zugehörigkeit des Malers. Und in der natürlichen Freude über den Gewinn eines engeren, fast landsmannschaftlichen Zusam-

menhanges mit so viel seltener und reiner Kunst überschätzte man sie. Heute noch weht diese begreifliche Stimmung und beeinträchtigt mehr als billig die sachliche Betrachtung und Bewertung des Geschaffenen. Aber es werden doch auch kritische Stimmen laut, die dadurch, daß sie die Grenzen des Talentes festzustellen suchen, das Talent selbst vor dem unausbleiblichen Witterungswechsel der Mode schützen möchten. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der nachfolgende Versuch geschrieben. Ich habe mich dabei in allen tatsächlichen Angaben nach dem biographischen Prachtwerke gerichtet, das vom österreichischen Kultusministerium mit Text von Franz Servaes herausgegeben worden ist (Wien 1902, Gerlach u. Co.). Unter anderem konnte ich auch die kleinere Biographie in englischer Sprache von L. Villari (London, T. Fisher Unwin) benutzen.

* * *

Als Spätling aus dritter Ehe des Vaters wird Segantini am 15. Januar 1858 zu Arco am Gardasee geboren. Die Eltern sind arme Kleinbürger. Die Mutter, eine feinere Natur, aus dem mittelalterlichen Landadel stammend, stirbt, als der Knabe fünf Jahre alt ist. Ein Jahr darauf zieht der Vater in die Welt, um nie wiederzukommen. Den Jungen quartierte er bei dessen Stiefschwester in Mailand ein. Die geht ihrer Arbeit nach, läßt das Kind allein, hält es knapp, sperrt es gelegentlich ein. Verzweifelt unternimmt der Kleine eines Morgens einen Fluchtversuch aus der bedrückenden Stadt, ist ein paar Monate Ziegenhirte, wird dann wieder von Verwandten aufgenommen und muß beim Stiefbruder im Laden die Wurst verkaufen helfen. Abermals nimmt er Reißaus, kommt aber bald zurück und wird nunmehr einer Art Besserungsanstalt überwiesen, wo er der Schuhflickerabteilung angehört. Da man den Widerspenstigen einsperrt, läuft er auch hier wieder davon. Mit fünfzehn Jahren tritt er in die Lehre zu einem Allerweltskünstler in Mailand, der photographiert, aber auch malt, Transparente, Wirtshausschilder, Heiligenfahnen und dergleichen mehr. Daneben ist er, der Meister, Dramenschreiber und Rezitator und hat seinen Stolz auf sein Talent. „Was würdest du wohl tun, wenn du ein Künstler wärest wie ich?“ fragt er eines Tages mitleidig den halbverhungerten Lehrburschen. „Ich würde mich zum Fenster hinausstürzen,“ erwidert Segantini kaltblütig und verläßt den verblüfften Künstler alsbald, um in der Ornamentenklasse der Brera in Mailand zeichnen zu lernen. Um den Unterhalt zu bestreiten, unterrichtet er gleichzeitig. Er findet Freunde, sie unterstützen ihn, er macht Aufsehen in der Schule; die Professoren sind teils für, teils wider ihn, einer schenkt ihm einen Kasten mit



Segantini: Gang zur Frühmesse.
(Photographieverlag von Keller u. Reiner in Berlin.)

Aquarellfarben; diese entzücken ihn dermaßen, daß er nur noch malen, kaum mehr zeichnen will. Mit einem übelgesinnten Professor gibt's Händel, Segantini tritt aus, und auf eigene Faust malt er weiter.

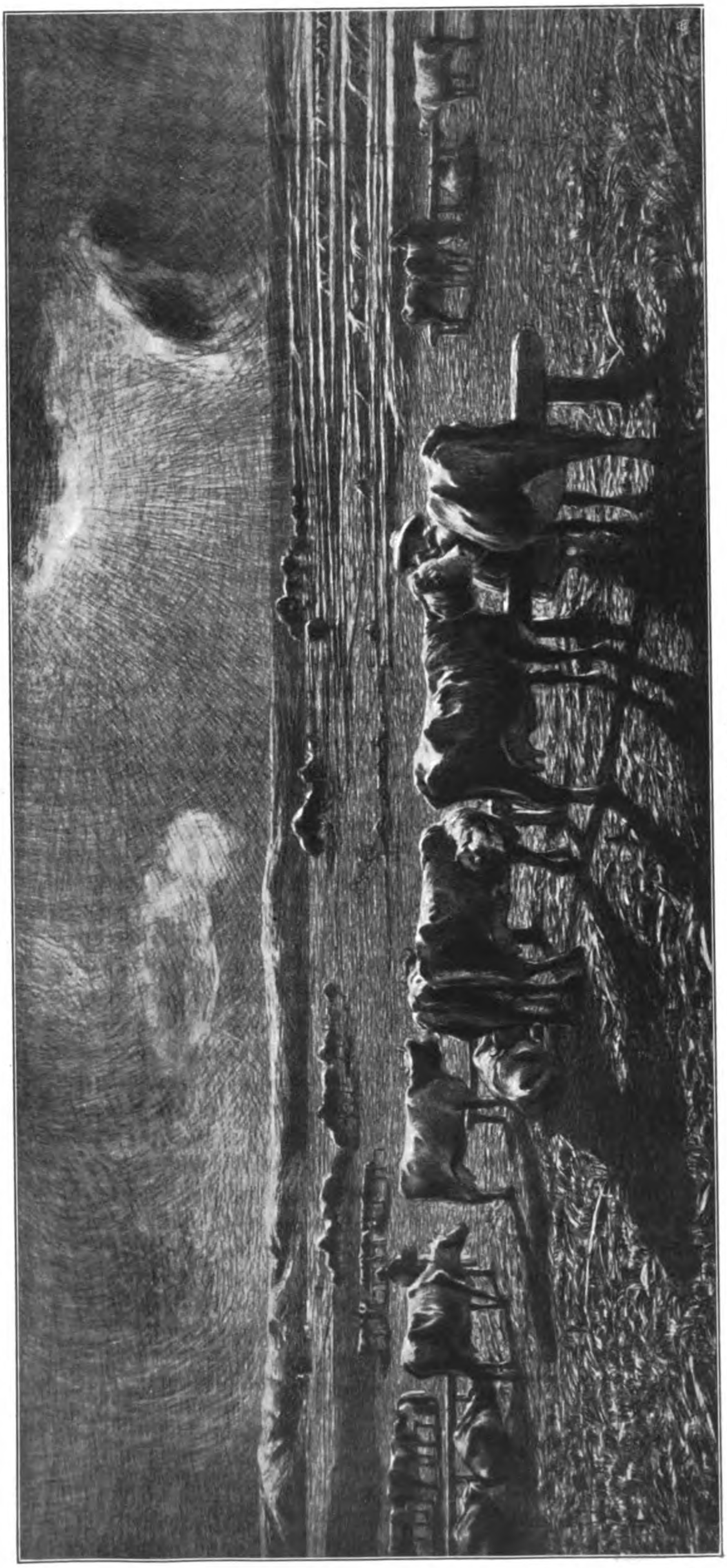
In der Mailänder Ausstellung von 1879 hängt sein erstes Bild in Öl, auf einen alten Ofenschirm gemalt. Er wird damit als Maler anerkannt und „etabliert" sich in einem eigenen Atelier. Für die anatomische Klinik hat er kolorierte Zeichnungen zu liefern, er versucht sich im Porträt für kleine Leute, malt die schöne blonde Schwester eines Freundes in romantischem Aufzug, den Falken auf der Hand. Er verliebt sich in sie, geht aufs Land, in die idyllisch fruchtbare Brianza, die hügelige Landschaft zwischen den beiden Südarmen des Comersees, mietet ein möbliertes Haus, nimmt sich das Fräulein zur Frau und lebt fünf Jahre zurückgezogen in fleißiger Arbeit. Eines Tages treibt es ihn hinauf in die Voralpen, er malt ein weites Wiesental mit Kühen in leuchtender Sonne, er kommt zum Bewußtsein neuer Aufgaben, packt seinen Hausrat und zieht im Sommer 1886 mit Kind und Kegel ins Engadin hinauf, nach Savognin in Graubünden. Der Ort liegt 1200 Meter hoch, die Berge umher steigen bis zu 2000 und 3000 Metern auf; die Leute sprechen romanisch, ein Gemisch aus Italienisch und Schweizer-Deutsch, Amtssprache ist das Deutsche. Hier setzt er sich für acht Jahre fest mit einem nun schon beträchtlichen Haushalt von neun Personen. Sein Verdienst ist nicht übermäßig, aber ausreichend: 20000 Lire hat ihm 1888 der italienische Staat für jenes erste Freilichtgemälde bezahlt, Grubicy, der Freund und Kunsthändler in Mailand, sorgt für den Verkauf der weiteren Arbeiten, kauft unbesehen alles, regt an zur Beschäftigung mit fremder Kunst, zu größeren Reisen. Segantini lehnt ab. 1887 fährt er zwar auf acht Tage nach Venedig, nach Paris aber zur Weltausstellung 1889 geht er nicht, um sich nicht zu verwirren. Bald genügt ihm das Tal und seine nächste Umgebung nicht mehr, im Sommer 1893 lebt er auf einer Almhütte oberhalb des Dorfes, und von hier aus wandert er noch stundenweit in die Berge. Neben dem Schaffen sucht er sich auch theoretisch klar zu werden. Er veröffentlicht 1894 Gedanken über Kunst und polemisiert nach rechts wie nach links: die Kunst habe weder ausschließlich Gedanken darzustellen, noch sei sie eine mechanische und objektive Tätigkeit. Im selben Jahre siedelt er nach Maloja im Engadin über, steigt also von 1200 auf 1800 Meter Höhe hinauf, und von hier aus in ausgedehnten Abstechern zu weit höheren Lagen. Wochenlang haust er in einsamen Unterkunftshäusern, vom Aufgang der Sonne bis zum späten Abend, nur mit kurzen Unterbrechungen, tätig. In der Hütte auf dem Schafberg (2700 Meter) ist er so auch gestorben, an einer Erkältung, die aus Mangel an ärztlicher und jeder sonstigen Pflege sich rasch zu ernster Krankheit steigerte. Er war noch nicht zweiundvierzig Jahre alt.

* * *

Wir sehen, er hatte ein Leben, wie es viele Männer haben, die aus dem Gefühl einer höheren Verantwortung gegen sich selbst Herr zu werden streben über widrige Verhältnisse. Es ist ihm nicht besser, aber auch nicht schlechter ergangen als tausend anderen; eher noch besser als schlechter. Denn schon, da er im Anfang der Zwanziger steht, kann er es wagen, lediglich auf den Erfolg seiner Kunst hin einen eigenen Herd zu gründen. Mit neunundzwanzig Jahren wird ihm eine ungewöhnliche Beachtung und Förderung durch den Staat zu teil. Mit zweiunddreißig Jahren schreibt er fast herausfordernd an die Berliner Kommission, die ihm nur eine „Ehrenvolle Erwähnung" zuerkannt hatte: „In keiner Ausstellung der Welt vom ersten Tage, wo ich ausstellte, bis heute hat eine Kommission sich für befugt gehalten, mich zu beleidigen, außer derjenigen von Berlin"; er wünscht öffentlich aus der Liste der Ausgezeichneten gestrichen zu werden. Und bei seinem Tode war, wie wir wissen, die öffentliche Teilnahme eine allgemeine. Zusammenfassend wäre zu sagen: er ist von Jugend auf geleitet von einem unbeirrbaren Instinkt zu freier, individueller Existenz. Zäh ringt er sich durch drückende Verhältnisse, er überwindet die Einflüsse der Erziehung, der menschlichen wie der künstlerischen, verhältnismäßig rasch und sucht die

Natur auf, erträgt die Kultur nur in ursprünglichem Zuschnitt. Die bekannte Bedürfnislosigkeit des Italieners kommt ihm bei dieser Lebensführung zu statten. Der Mangel an Liebe von Jugend an erleichtert ihm den Verzicht auf ein Leben in gleich gestimmter Gemeinschaft.

Seine künstlerische Entwickelung gliedert sich von dort ab, wo sie für die Allgemeinheit bedeutsamer wird, bis zu seinem Tode unschwer in drei Hauptabschnitte. Diese verteilen sich ziemlich analog den durch Ortswechsel gekennzeichneten Hauptabschnitten seines äußeren Lebens. Die erste Stufe wird durch die fünf Arbeitsjahre in der Brianza ausgefüllt. Stofflich sind die Bilder dieser Zeit recht gleichartig dem dörflichen und dem Hirtenleben entnommen, und zwar so, daß der Mensch als Träger der Stimmung erscheint; das Tier, die Landschaft sprechen nur leise mit. Die Mutter sitzt im Dämmer über die leere Wiege gebückt; oder sie sitzt, das verwaiste Kind

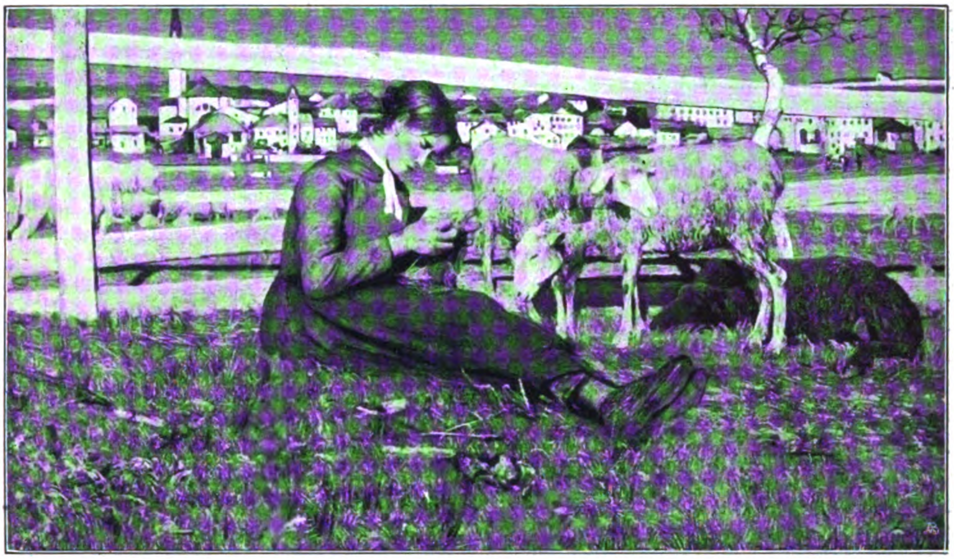


Segantini: An der Barre.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

auf dem Arm, am Herdkessel und starrt melancholisch in die Glut. Ein Schäferpärchen hat Langeweile draußen: sie hat sich gemächlich hingestreckt, er flötet beschaulich vor sich hin; oder er trifft sie am Brunnen mit den schweren Eimern, sie, freiwillig und lächelnd sich wehrlos stellend, duldet, daß er sie zaghaft küßt, während seine Schafe ringsherum verstreute Halme rupfen. Das Hirtenmädchen sitzt träumend in großer Silhouette auf dem Steine, die Schafe um sich her; oder sie betet vor dem Kreuz im freien Felde für die Toten; unterm großen Sonnenschirm trägt sie behutsam das jüngstgeborene Lamm; sie trägt ihr Kind, gefolgt vom Mutterschaf mit dem Lämmlein zur Seite. Der Hirt treibt uns im Mondschein die Herde entgegen, oder das Mädchen führt sie dem Dorfe zu, das am Ende des Weges dunkel und klein vor den Hügeln auftaucht, die noch warm im Abendlichte stehen. Oder ein alter Bauer schleppt gebückt sein schweres Reisigbündel den Hang herunter, als letzte Mühe des Tages. Diese und ähnliche Bilder, die nicht nach der Zeit der Entstehung hier angeführt sind, spiegeln durchweg eine ernste, manchmal idyllische, nicht selten schwermütige Stimmung. Sie zeigen uns das Dasein einfacher Menschen weder anklagend noch beschönigend, sondern durchaus harmlos und natürlich. Sie versetzen uns ins Milieu, aber ohne dies Milieu im einzelnen zu schildern und in hergebrachter Form Anekdoten zu erzählen. Alle Handlung ist ins Innere verlegt und kommt nur noch als momentane Stimmung zum Ausdruck.

Segantinis malerische Ausdrucksmittel sind während dieser Zeit beschränkt, und er handhabt sie ersichtlich schwer. Er malt so dunkel, so nur andeutend, daß man zu Zeiten nicht unterscheiden kann: ist es ein Weib, das dem Durstigen den Eimer zum Trunke hinhält, oder ist's ein Mann? Die Lokalfarben ertrinken in dieser Dunkelheit meist ganz, das Licht ist sorgsam abgedämpft, es umrandet die Konturen, es glänzt streifig auf dem Rücken der Schafe, es verliert sich ungewiß in den Tiefen und Winkeln des Innenraumes. Aber die Luft ist da und erdrückt die Dinge fast. Es ist die dunstige, gesättigte Luft der Abenddämmerung in der Ebene, sie steht als herrschender Ton grau und gelb, grau und braun, fast greifbar gleichmäßig verteilt im Raume. Wir haben den schönsten akademischen Galerieton, aber merkwürdig modern verarbeitet, denn diese Fülle von Luft hätten sich die aufs unsterblich Braune eingeschworenen Akademiker nie erlaubt. Die Lichtführung ist, so zaghaft sie ist, doch bewußt und manchmal schon ganz apart in den Dienst der Stimmung gestellt. Die Schafherde, die uns entgegenkommt, wirft schräge, langbeinige Schatten voraus auf den Weg. Das Herdfeuer und das Zwielicht, das durchs Fenster fällt, wirken sich im pikanten Kontrast entgegen. Der Farbenauftrag, die Pinselführung erscheinen vielfach ungewiß: breit, wie tastend sind die Striche aufgesetzt und mehr oder weniger vermalt, so daß auch in nächster Nähe der Leinwand der Strich als solcher noch nicht empfunden, die Farbe als eine schwer zu erratende Mischung gesehen wird. Bedenkt man das Autodidaktische in des Künstlers Bildung als Maler, so wird diese Flucht ins Unbestimmte begreiflich: er malte damals alles im Atelier, war sehr fleißig und lebte äußerst zurückgezogen. Er war, wie er schreibt, überzeugt, „daß die Malerei nicht darin ihre Grenzen finden könne, Farben um der Farben willen hervorzubringen, sondern daß sie, weislich angewendet, die Kraft habe, eine Quelle des Ausdrucks für die Empfindungen von Liebe, Schmerz, Freude und Trauer zu sein." Die Kenntnis Millets, die ihm sein Freund Grubicy durch fünfzig bis sechzig Photographien nach Werken des Franzosen vermittelte, mag ihn zunächst eher in seiner Stoffwahl wie in seiner Farbengebung bestärkt haben; erst später treten unmittelbare Beeinflussungen zu Tage.

Immerhin, auch Segantini fühlte: das Gemüt allein tut es nicht in der Kunst, das Handwerk erfordert auch seine Kraft, um so mehr, je mehr das Innere, nennen wir's nun Gemüt, Geist oder Phantasie, zur Aussprache drängt. Am Ende seines Aufenthaltes in der Brianza stehen ein paar Bilder, die weit weniger auf Stimmung hin komponiert sind, in Form wie in Farbe, als die bisherigen, die jedoch als Ergebnisse einer neuen selbständigen Naturanschauung weit unmittelbarer wirken. Die sichtbare, ja greifbare Luft weicht der unsichtbaren, und die Klar-



Segantini: Strickende Hirtin am Zaun.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

heit der Dinge lockt zur Eroberung des Raumes, der perspektivischen Tiefenvorstellung. Drei Bilder beglaubigen diese Wandlung am augenfälligsten: der Pater, der eine weitgeschwungene Treppe zum Kirchenplatz emporsteigt — das ganze Bild ist nur der Treppe und der darüber weich hinschattenden Morgenluft wegen entstanden —, die „Schafschur" unter dem Dache des Schuppens mit dem klaren, aufgelichteten Hintergrunde, und die Kühe „An der Barre", das vom Staat angekaufte Gemälde, das zum erstenmal jene weitgedehnte Vordergrundfläche mit den Bergen im Hintergrunde zeigt, landschaftliche Kontraste, die Segantini später so oft und so mannigfach in seine Darstellung hineingezogen hat.

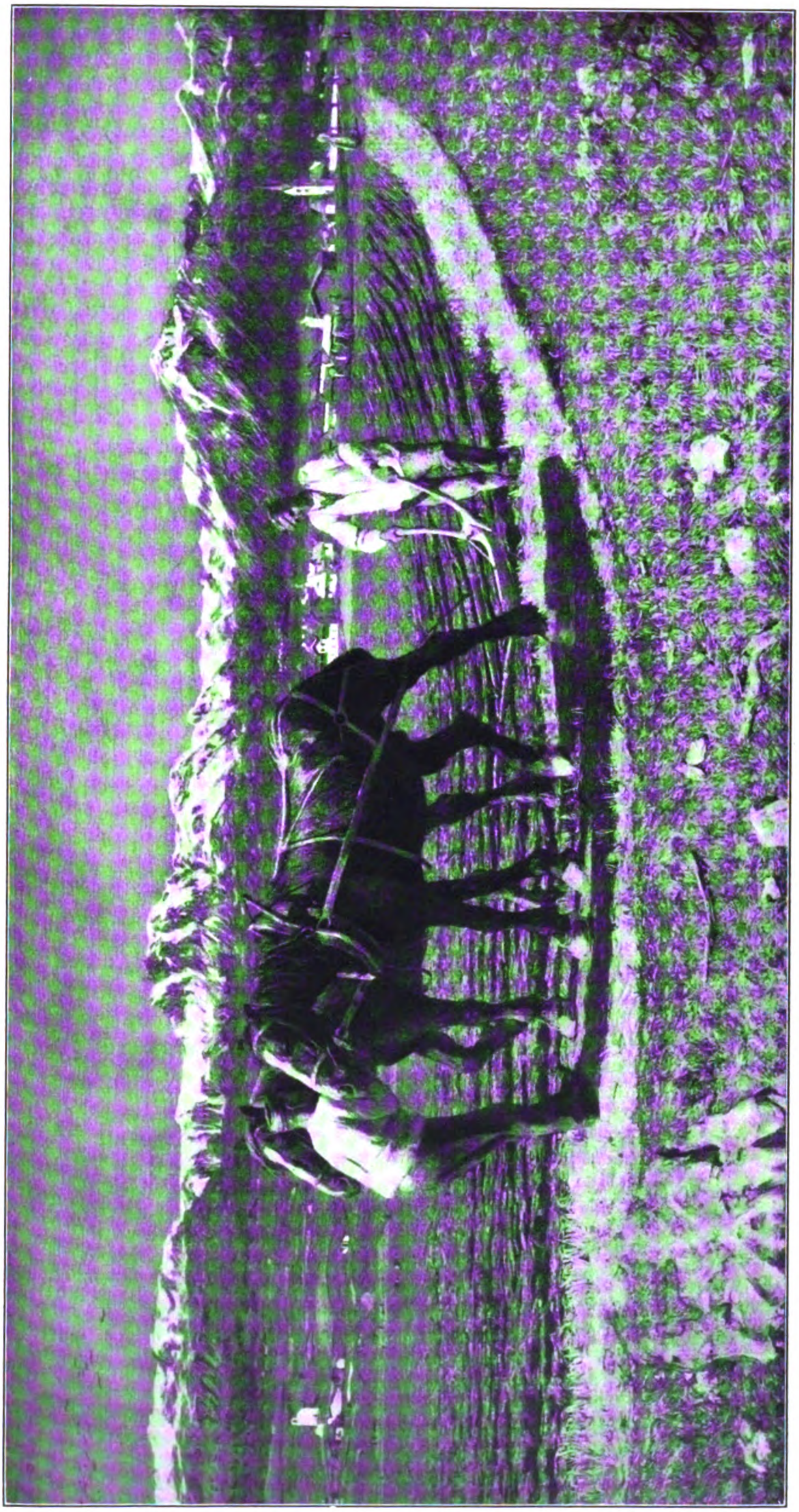
Es war nur erst ein Anfang. Er mußte in die Berge hinein. Aber in Savognin scheint ihn die unerhört klare Schärfe alles Realen doch etwas stutzig gemacht zu haben. Jedenfalls versucht er sich erst in der Nähe, ehe er in die tiefe Ferne schweift, er holt auch alte Motive aus der Brianza hervor. Aber wie soll er dies „Ave Maria bei der Überfahrt", angelegt mit der ganzen Schwere überwundener Farbenanschauung, in diesem Hochtal vollenden, wo das Licht die Farben zu Zeiten fast lodern macht? Jedenfalls hatte er von den Versuchen der Impressionisten in Frankreich und Belgien gehört, und so versucht auch er, die Farben ungemischt auf die Leinwand zu setzen, Striche und Punkte neben- und übereinander. Es gelingt; das alte braune Bild mit dem breiten stillen Wasser gewinnt eine befremdliche Leuchtkraft in den abendlichen Farben. Das Problem sieht er jetzt weniger in den poetischen Dämmerungszuständen, sondern in der unerbittlichen Klarheit und Schärfe des Tages- und Sonnenlichtes gegeben. Er experimentiert, arbeitet einmal wuchtig und breit, dann wieder behutsam mit spitzem Pinsel, fast zeichnerisch zart. Dann wieder verquickt er beide Methoden, trägt breit auf und sucht die farbige Intensität durch Übermalung mit reinen Farben, durch seine „divisionistische Technik", wie man sie genannt hat, zu erreichen. Sein malerischer Sinn erwacht erst jetzt zum Bewußtsein spezifischer Aufgaben. Er empfindet in der unerhörten Plastik der Erscheinungen neben der Härte die Beweglichkeit der Linien, die zitternde Fülle von Farbe und Licht in den Flächen. Gerade weil die Lokalfarben hier so unendlich kräftiger ihr Dasein behaupten, reflektieren sie stärker, wirken sie reicher auf ihre Umgebung ein. Auch aus dem scheinbar tiefsten Blau leuchtet ein Gelb, ein Orange oder ein Rot mit hervor, oftmals auch alle diese Ergänzungsfarben zusammen. Und was für eine Welt von Farbwerten verbreitet

sich über das Fell einer Kuh, einer Ziege im strahlenden Sonnenlicht! Schließlich darf auch der Mensch nicht fehlen. Wie steht die nackte Haut in dieser Umgebung? Man merkt es Segantini wohl an, wie er mehr als einmal die Arme verzweifelt sinken läßt: nein, es ist nicht zu schaffen!

In solchen Zeiten rettet er sich aus dem hellen Tage wohl wieder in den Abend, aus dem Freien ins Haus, sucht des künstlichen Lichtes, das eine so sehr viel kleinere Skala und weniger Komplikationen hat, Herr zu werden. Aber wie seltsam, er sieht auch im Lichte der Stallaterne, im gleichtonigen Gelbbraun der verrinnenden Strahlen Farben über Farben im Stroh, an der Wand, auf dem Fell der Tiere, und selbst im dunkelsten Schatten begehren diese Farben ihr Recht. Diese Interieurs sind schon mit einer bemerkenswerten Freude am Strich gemalt, der vom Beschauer Entfernung verlangt, um sich für dessen Auge in der wogend belebten Fläche verlieren zu können.

Indes die eigentliche Welt lag für Segantini doch nicht mehr innerhalb der vier Wände, sondern draußen. Im dritten Jahre seines Aufenthaltes in den Bergen entstand das Bild der strickenden „Hirtin am Zaun". Dem Motiv nach bescheiden, wirkt es namentlich in einfarbiger Wiedergabe nur wie ein gelegentlicher Naturausschnitt ohne tieferen, fast auch ohne Studienwert. Und doch ist es ein farbiger Leckerbissen von seltener Delikatesse, charakteristisch für Segantinis neue Farbenanschauung, wie für seine unbekümmerte Art, das Nächste lernend zu ergreifen. Der Bildausschnitt nach linearen Gesetzen hat ihm herzlich wenig Kopfzerbrechen gemacht: die schiefe Horizontale der oberen Zaunplanke, rechts nur notdürftig von dem weißen Birkenstamm überschnitten, kollidiert gröblich mit den Linien des Horizontes wie des Bildrandes. Das Mädchen ist schräg, fast diagonal ins Bild gesetzt, eine Richtungslinie, die sich in den Kühen an der Barre fand und von Segantini bei Mensch und Tier gleichmäßig gern angewandt wird, auch späterhin. Ebenso werden wir dem Körperwinkel der Strickerin, der einige Grad kleiner als ein rechter ist, bei Segantini noch oft begegnen, mag der betreffende Mensch nun gebückt, stehend oder sitzend dargestellt sein. Jedenfalls zeigt sich in alledem auf diesem kleinen Bilde keine besondere Originalität, nur eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Linienführung, vollends gegen die akademisch zulässige. Die ganze Komposition ist aber farbig gedacht und sorgfältig ins Gleichgewicht gesetzt. Vielfach herrscht die Anschauung, die hellste Farbe sei Weiß und die müsse auch die stärkste Leuchtkraft entwickeln. Segantini hat hier aber den roten Strickstrumpf zum lichtstärksten Farbenfleck gemacht; durch den Kontrast zu den warmen Tönen umher wird das Stückchen Strumpf, den das Mädchen am Fuße trägt, in kühlem Blau herausgehoben; es ergänzt den Accent auf dem Rot und verstärkt ihn. Dann kämen erst die roten, sonnverbrannten Hände, das Gesicht, das goldig aufleuchtende braune Haar des Mädchens, und nach einer Fülle von Zwischentönen, wie sie über die blühende Wiese vorn, die Schafe, die Häuser des Dorfes im Hintergrund verteilt sind, käme erst der weißgebleichte Zaun; er ist aber dank seines rötlich-violetten Einschlages immer noch lichtstärker als die Birke oder als die geweißten Wände hinten. Welch eine auserlesene Fülle von Übergangstönen Segantini zwischen jenes warme Karmesinrot und dieses kalte Weiß des Stammes in feinsten Stufen gleichsam aufgebaut hat, wie er Reflextöne, zum Beispiel die des blauen Himmels, auf dem Rücken der Schafe sieht und verwendet, läßt sich nicht wiedergeben, mit Worten nicht, und mit Abbildungen, die auch im günstigsten Falle nur unzulängliche Übertragungen sind, ebensowenig.

Stücke verwandter Art sind in diesen Jahren zahlreich entstanden. Die braune Kuh, die weiße Kuh, eingespannt oder auf der Weide und trinkend. Und wie das Vieh seinen Durst löscht oder gelöscht hat, zeigt Segantini auch den Menschen gern im gleichen natürlichen Bedürfnis: selten wohl hat ein Maler so oft den Trunk am Brunnquell zum stofflichen Anhalt seiner Farbenvorstellungen genommen wie Segantini; er scheint unerschöpflich im Abwandeln des einen Themas. Er malt die Magd, wie sie im Schatten schläft, oder wie sie auf dem Balkone steht und auf ein Stückchen Dorf hinausschaut. Er studiert die Kuh im Hofe oder die Schafherde, die ruhesam den Ställen zustrebt und



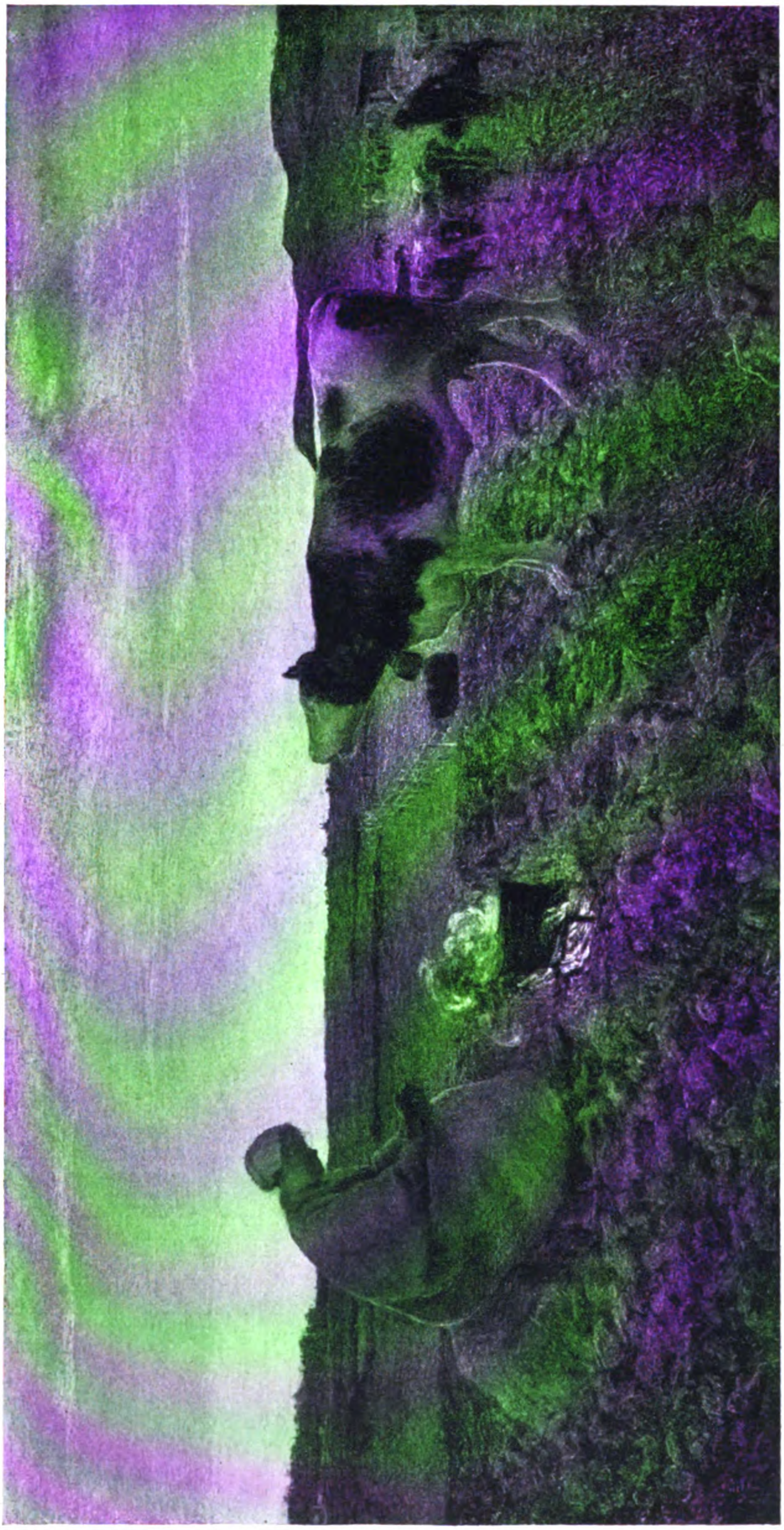
Segantini: Die Scholle.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

sich durch die Tür des Zaunes drängt. Nicht ohne Humor schildert er seine beiden Modelle, wie sie beim Lichte der Laterne, das einen gespenstischen Schatten wirft, die Leinwand des Pittore betrachten. Wohin man sieht in dieser Zeit seines Schaffens, überall begegnet uns eine Andacht zum Kleinen, die höchste Achtung herausfordert, und da sie stofflich erobert, neue Farbenverhältnisse entdeckt, auch nie ins schlechthin Kleinliche verfällt. Ja, die bekannte Neigung jeder naturalistischen Kunst: das Stoffliche nachträglich zu symbolisieren und gleichsam für den Beschauer wieder zu entkörpern, nehmen wir auch hier vereinzelt wahr: die zwei Mütter im Stalle, nämlich die Bäuerin mit dem Kind im Schoß und die Kuh mit dem Kalb an der Rampe, zeugen davon, und man hat diese darwinistisch anmutende Paralleldarstellung dem Künstler hier und da verdacht; mit Unrecht, scheint mir, denn in ihm war ein Sinn für den genetischen Zusammenhang der Organismen mit dem Anorganischen, der Organismen untereinander erwacht, der, unmittelbar in malerische Darstellungen sich auslösend, aller wissenschaftlichen Beweistendenz sehr fern stand, aber auf religiösem Einheitsempfinden beruhte. Das drängte denn über die dörflichen Milieustudien hinaus zu umfassender Darstellung, aus der Enge in die Weite, von der malerischen Analyse fort zur Synthese. Die „Kühe im Joch“, die „Scholle“ bezeugen das.

In der „Scholle“, die als öffentlicher Besitz der Münchener Pinakothek gesichert ist, hat Segantini künstlerisch einen Gipfel erreicht. Alles Stoffliche erscheint nebengeordnet, Mensch und Tier stehen arbeitend in der Landschaft als ein Teil von ihr, nicht mehr, wie einst, als berechtigte Träger der Stimmung. Violett schimmern die Furchen, grün das steinige Gefild, orange und weiß ragt am Horizont der Höhenzug in die warm durchblaute kristallische Luft. Hier empfinden wir zum erstenmal die Majestät des Hochgebirges im Einklang mit der kümmerlichen Bedürftigkeit des Menschen dargestellt, so sachlich scheinbar nur, so von weitem mit eindringlicher Liebe und Treue erfaßt, so ganz und gar ursprünglich. Zum erstenmal vernehmen wir hier eine episch getragene Feiertagsweise, die, gerade weil sie nicht auf Stimmung hindeutet, gerade weil die Arbeit als gestaltete Stimmung recht in die Mitte der Schöpfung gerückt ward, stimmungsvoll ist im höchsten und reinsten Maße. Auch technisch bedeutet das Bild, das im Jahre 1890 umgearbeitet in jetziger Form entstand, eine neue Stufe: noch nie vorher hatte Segantini die Teilung der Farben und ihre unvermischte Auftragung so konsequent und erfolgreich durchgeführt wie hier. Diese Teilung unternahm er mit Berücksichtigung des bekannten optischen Gesetzes, daß zwei dicht nebeneinander gelegene Farbenflecke für den Beschauer in einiger Entfernung zu einer Farbe verschmelzen. Indem Segantini also das Mischen der sogenannten „reinen“ Malfarben der Netzhaut des Beschauers überließ, konnte er in ihnen mehr Licht sozusagen einfangen, ihre Leuchtkraft außerordentlich verstärken. Bekanntlich hat auch Böcklin das Kraftmaß des Lichtes in den Farben erstaunlich zu steigern gewußt, wenn auch auf anderem Wege. Jedenfalls liegt hier ein malerisch-optisches Problem vor, mit dem sich die Künstler der Gegenwart besonders inständig beschäftigen.

Zwischendurch hatte Segantini auch in anderem, in anempfundenem Geiste gearbeitet. Denn wiewohl Millet ihm gewiß in der Grundrichtung des Talentes verwandt ist, decken sich beider Begabungen durchaus nicht. Man empfindet sofort das Fremde in der „Kartoffelernte“ des Italieners, der das Milletsche Motiv der „Ährenleserinnen“ anscheinend bewußt aufgenommen und verbreitert hat, ohne zu Eigentümlichem zu gelangen. Die Reihe der gleichmäßig hingebückten Frauen scheint mir auch farbig Millet nachempfunden, um so merkwürdiger, als Segantini nie ein Original des Franzosen gesehen haben soll. Die Zeichnung eines „Sämanns“ zeigt ihre Abhängigkeit vom gleichnamigen Gemälde Millets augenfällig genug. Auch Anläufe zur Phantasiekunst sind wunderlich genug wahrzunehmen; wir kommen auf sie zurück.

Im Wesen jedes epischen Vortragsstiles liegt es, daß er zur Breite eher verführt als zur Kürze. Wie viel mehr hier, wo sich der Künstler aus der Schilderung einzelner Zustände zu der der gesamten umgebenden Natur emporgearbeitet hatte. Eine Beschrän-



Segantini: Trübe Stunde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

kung mußte eintreten, wenn der Inhalt nicht die Form zerstören sollte. Die Beschränkung trat auch ein, aber wesentlich war sie nicht. Ein freies Gestalten der erworbenen Naturvorstellungen war Segantinis Sache nicht, sein malerischer Sinn blieb an die Realität der Dinge gebunden, die er wohl mehr und mehr beherrschen, ergründen lernte, die ihn aber bis ans Lebensende um ihrer selbst willen festhielten. Er sah die Schönheit durchaus im Wirklichen, und je weiter die Welt sich seiner Kunst erschloß, desto mehr Mühe bereitete es ihm, all diese hehre Schönheit bildlich unterzubringen. Große Formate hatte er immer gern einmal gewählt, auch da, wo das Motiv gar nicht dazu angetan war, wie in der fast lebensgroßen Darstellung der beiden Mütter im Stall. Auf der „Scholle" und den verwandten Bildern mit erweitertem Raume war er ganz natürlich zu umfänglicheren Formaten gelangt, denn unter einem gewissen räumlichen Ausmaße ließen sich die Berge am Horizont schlechterdings nicht so intim gliedern und farbig erschöpfen, wie er fühlte, daß es geschehen müsse. So sehen wir ihn denn in der letzten Periode seines Schaffens zu Riesenformaten und -entwürfen übergehen, wie sie in der Landschaftsmalerei wohl dann und wann aus Gründen der Sensation, aber kaum je so notwendig aus innerem Bedürfnis versucht worden sind wie hier.

Er war, wie wir wissen, 1894 nach Maloja übergesiedelt, auf eine Höhe, in eine Luft, so klar, so berückend weit wie noch keine zuvor, in eine Landschaft obendrein, die fruchtbar war und schrecklich zugleich. Hier war es endgültig aus mit der dörflichen Idylle, hier regten sich die entzückten Sinne zum Flug in die fernste Ferne, verweilend über den unerschöpflichen Wundern der bescheidensten Nähe. Was bedeutet der Mensch solcher Überfülle, solcher erdrückenden Übermacht der Natur gegenüber! Schon die „Rückkehr ins Heimatland" (Nationalgalerie, Berlin) zeigt, wie das Maß für Mensch und Tier ein geringeres, wie die Landschaft verselbständigt wird und wie das Format zunimmt. Die „Scholle" mißt Breite zu Höhe 227:116, die „Rückkehr", 1895 gemalt, 298:159 cm. Immerhin deutet hier noch der Titel auf die bewußte Absicht des Künstlers hin, wenigstens äußerlich die Landschaft einer allgemein menschlichen Begebenheit unterzuordnen. Innerlich aber hat die Genrescene der weinenden Frauen auf dem Sarge mit den verschneiten Bergen, dem grau überschatteten Mittelgrund und der abendlich durchleuchteten Höhenluft nur insofern etwas gemein, als sie ein paar malerisch notwendige dunkle Kontrasttöne ins Bild zu bringen gestattete. Freilich läßt sich aus ihm ohne Mühe eine ganze Geschichte erzählen: Der Wagen führt den Sarg aus der Hütte rechts zur Kirche links unten, der Vater des Verstorbenen führt das Pferd, Mutter und Schwester weinen um ihn, der Hund trollt traurig hinterdrein. Warum nicht? Wer diese stofflichen Anklänge braucht, um des Bildes froh zu werden, mag sie brauchen. Mir aber scheint sein Wert und zwar sein höherer Wert in der rein malerischen Bewältigung einer abendlichen Stunde im Gebirge zu liegen, und das Figürliche sinkt zur bloßen Staffage herab, deren intime Funktionen mehr oder minder genau zu kennen für die Gesamtwirkung des Bildes unnötig ist. An diesem Eindruck ändert auch die Tatsache nichts, daß Segantini in diesem Werke nach eigenem Ausspruch eine solche Begräbnisfahrt hat malen *wollen*. Unbewußt malte er eben doch das, was seinem Instinkt das erste war: die Landschaft.

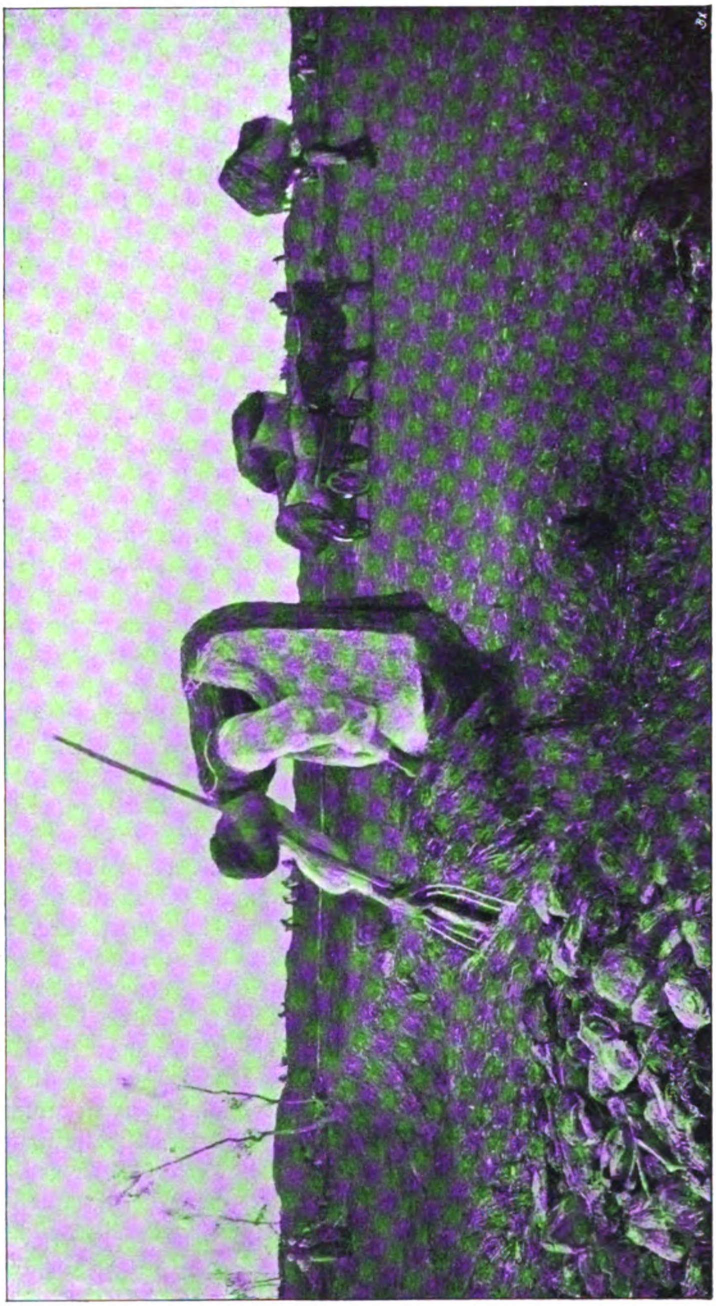
Seine ganze Kunst, seine ganze Kraft aber gedachte er zu sammeln in dem Triptychon, das die ganze Alpenwelt teils realistisch, teils phantasievoll zu symbolisieren bestimmt war. Für die Pariser Weltausstellung zu Ende der neunziger Jahre begonnen, ist es nur in den drei Hauptgemälden ausgeführt worden, und auch von ihnen sind zwei mehr oder weniger unvollendet geblieben. Sehen wir fürs erste von der Gesamtheit des Riesenwerkes ab und betrachten wir die drei Landschaften allein. Segantini hat sie in eine ideell zusammenhängende Folge zu bringen versucht, sie sind benannt: das Leben; die Natur; der Tod.

Das Leben eines Hochtales zu früher Morgenstunde verbreitet sich auf dem ersten Bilde. Wir sehen mit der Sonne, stehen aber im Schatten, der zwei Drittel des gesamten Bildraumes beherrscht. Ein stumpfblauer Weiher vorn, in dem noch die blasse



Segantini: Das Leben.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Spiegelscheibe des späten Mondes steht; weidend sich verlierendes Vieh, eine hügelig ansteigende Trift, hinter der steil ein bewaldeter Grat aufsteigt und im Verlaufe nach links hinten zu den besonnten Schroffen aufsteigt — damit wäre der Stoff in Vorder- und Mittelgrund, im Gebiete des Schattens erschöpft. Über der Schattengrenze setzt das Licht intensiv und unvermittelt auf den Bergspitzen und -graten ein. Ein leuchtend warmes Orange verliert sich nach rechts in die kälteren Töne, ins bläuliche Weiß des Schnees, der hier liegt. Hart steht das Gebirge gegen den mattblauen, violett gewellten Himmel, der, schmal, kaum ein Viertel des Bildes beansprucht. Obwohl reichlich von warmen Tönen durchflutet, wirkt er gegen den Feuerbrand der Berge kalt und gibt nach dem bläulichen Weiß des Schnees die koloristische Grundlage für die sorgsam aufgestellte Tonleiter der weiteren Farben im Bilde. Denn das ist das Merkwürdige bei Segantini, daß er — um im musikalischen Gleichnis anschaulich zu bleiben — das Bild nicht auf ein paar primitive Terz- und Quintenharmonien abstimmt und stilisiert, sondern er läßt gleichsam ganze Tonleitern auf einmal ertönen und entwickelt so eine regelrechte Polyphonie der Farbe, die in sich eine jede Dissonanz durch entsprechende Konsonanz auflöst. Anders kann ich mir die Kraft der Erscheinung, den ganz eigentümlichen koloristischen Wohllaut seiner Bilder nicht erklären. Jedenfalls ist ein tieferer

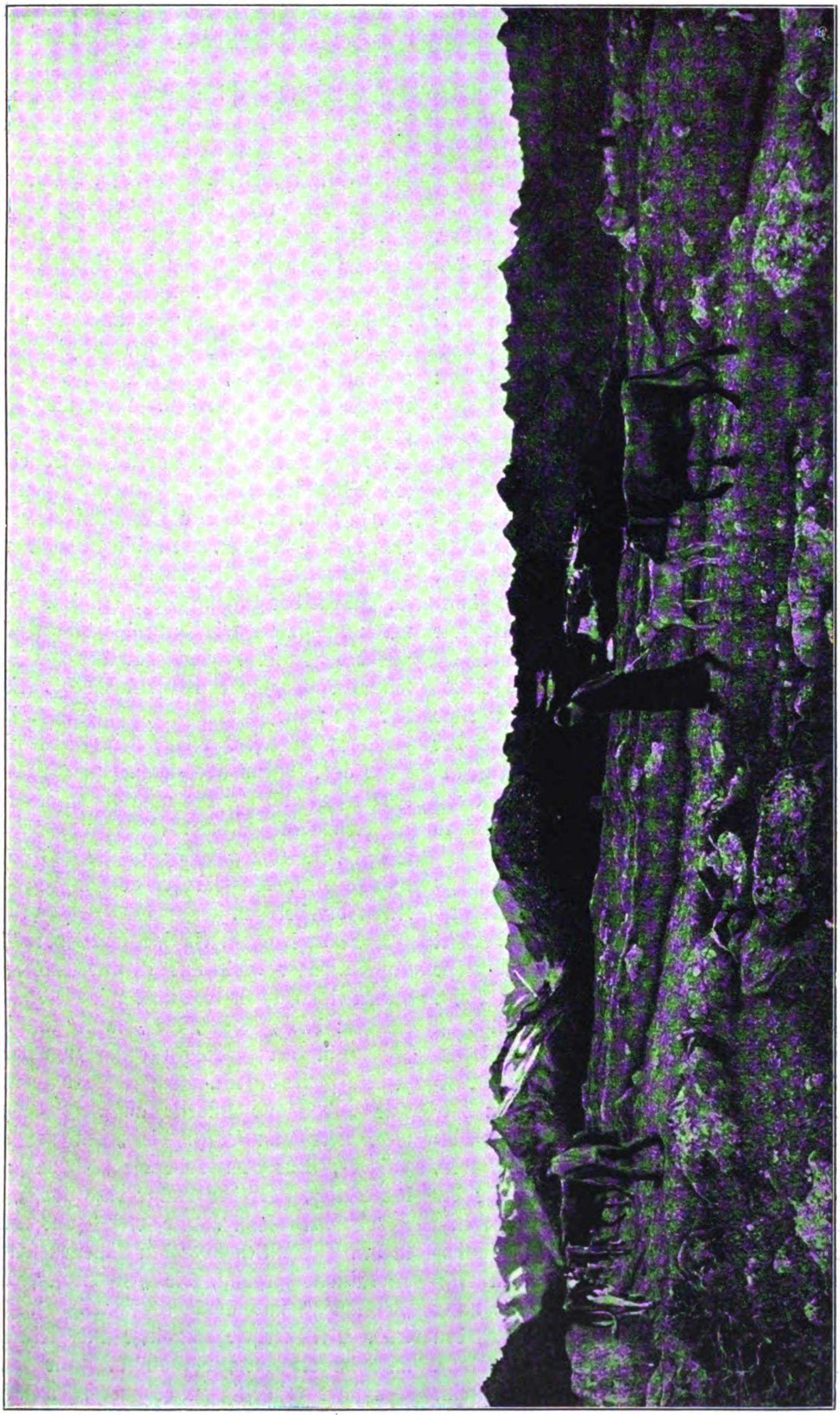


Segantini: Heuernte.
(Photographieverlag von Keller u. Reiner in Berlin.)

Zusammenhang mit der polyphonisch unerhört gesteigerten Entwickelung der neueren Musik für den, der auch in den Künsten den Ausdruck allgemeiner Zeitstimmungen zu verfolgen gewöhnt ist, nicht ohne weiteres auszuschließen.

Das Bild ist das einzige von den dreien, das bis ins einzelne beendet worden ist. Wie stellt sich nun das einzelne im Verhältnis zum Ganzen? Wir finden bestätigt, was vorhin gesagt wurde: Das einzelne, Lebendige, der Mensch im besonderen, verliert noch mehr an Bedeutung, wird Staffage, die man auch wohl entbehren könnte. Für mein Gefühl sitzt die Mutter mit dem Kind unter der Lärche links eher störend da. Und wie klein ist im Verhältnis zum Bilde das Figürliche hier, verglichen mit Mensch und Tier auf der „Rückkehr", der „Scholle". Weiter aber, mit welcher epischen Daseinsfreude breitet sich die „große Natur" vor uns aus! Wie ist hier jeder Centimeter Raumes erfüllt mit kribbelndem farbigem Leben, mit Licht und Dunkel! Allein welch eine Anzahl grüner Töne hat Segantini gesehen, um nicht zu sagen, entdeckt: das bläuliche Riedgras am Weiher, das Grün zwischen den Blüten, die saftig grüne, breit verlaufende Trift mit den huschenden Schatten, die aus der Bewegung des Bodens erwachsen. In langen, horizontal geführten Pinselstrichen, die sich den Unebenheiten gleichsam anschmiegen, auf- und niedersteigen, ist diese leuchtende Fläche mit zweierlei Grün und mit Karminrot gemalt, Goldstaub ist in die Furchen gestreut. Die besonnten Felsen zeigen die gleiche Mannigfaltigkeit, je nachdem sie das Sonnenlicht schräg seitlich oder prall auf die freie Fläche empfangen und reflektieren, je nachdem sie dem Auge näher oder ferner gerückt sind. Da steht der belichtete Teil des beschatteten Grates um zwei bis drei volle Lichtstärken in Blau, Rot, Orange tiefer als die hintergelagerte Kette, die fast nur aus Orange, Gelb und Weiß leuchtet. Wie der Schnee je nach dem Einfallswinkel des direkten oder reflektierten Lichtes hier kalt, dort warm im Ton vibriert, wie im beschatteten Felsgestein das Licht vor unseren Augen gleichsam schwingender Ton wird, hier auffällt, dort abgleitet, sich in die Schründe verliert, das haben Tausende bewußt oder unbewußt mit dem Künstler empfunden — gemalt, so unerhört eindringlich gemalt hat es vor ihm keiner.

Auf zwei starke Kontraste hin ist „Die Natur" gemalt: Erde und Himmel stehen einander gegenüber. Die Grenze, die im vorigen Bilde durch die besonnten Höhen gleich wie durch ein farbiges Band betont ist, die auch einem natürlich gegebenen Rhythmus durch die Linie folgt, tritt hier als einfache, der Richtung nach schnurgerade Horizontale in die Erscheinung. Es ist klarer Abend im Gebirge. Wir schauen gegen die Sonne über eine rauhe, steinigte Halde weg auf die einförmige Masse des Gebirges am Horizont. Ein Tal öffnet sich nach der Tiefe zu dort, wo die Sonne hinter den Wänden versunken ist, ein See, schon halb im Bergschatten, blinkt in zweierlei Blau spärlich auf, eine Ortschaft liegt am Ufer, helle Pfade schlängeln sich dahin; durch das grauviolette Gestein und das ausgedörrte Grün des Vordergrundes führt ein rötlich-violetter Weg über die ganze Breite des Bildes von rechts unten ein wenig schräg nach links hinüber. Vorweg treibt ein Bauer, den wir nur noch vom Rücken sehen, eine Viehherde; in einiger Entfernung folgt die Frau mit dem Kalb am Strick, die Kuh geht hinterher. Durch diese Gruppen kommen ein paar vertikale Überschneidungen in die horizontale Richtungsenergie der dunklen Massen. Das war allerdings nötig, sonst würde uns die hier allgewaltige Horizontale erdrücken oder doch das Auge lähmen. Die Hauptsache im Bild aber ist der Himmel; schon durch die Masse des Raumes, den er auf annähernd sechs Quadratmetern einnimmt, tritt uns seine Bedeutung, rein äußerlich zunächst, ins Bewußtsein. Ein kleines Wölkchen schwebt in glühendem Rosarot und Goldgelb genau über der Horizontstelle, wo die Sonne unsichtbar steht. Und die ganze große Luft dieses Himmels ist mit einem Licht erfüllt, in dessen Pracht und Majestät wohl die höchste, die frömmste Begeisterung malerisch zum Ausdruck kommt, deren Segantini fähig war. Die Strahlen schießen radial im Halbkreis durch die Luft, und die malerische Aufgabe war, sie nach allen Richtungen dieses Halbkreises hin gleichmäßig aus dem wärmsten Goldgelb allmählich in kühlere Töne über-



Segantini: Die Natur.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

zuführen, deren Kälte im gleichen Verhältnis ihrer Entfernung von der Lichtquelle zunimmt. Allerdings nur in dieser schwer erworbenen Technik der unvermischt strichweise aufgetragenen Farben dürfte es möglich gewesen sein, ein so überaus zartes Diminuendo zu erreichen. In gewisser Entfernung nimmt das Gelb ab, dann das Orange; das Weiß nimmt zu, das Blau spielt hinein und herrscht am Ende vor, ohne daß es schon zum reinen Blau des Himmels geworden wäre. Das Licht scheint Substanz geworden, ohne den Gesetzen irdischer Materie unterworfen zu sein. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: das Feingefühl und die Sicherheit des Malers oder die ungeheure Arbeitsleistung, die in diesen unzähligen geordneten Farbstrichen steckt. Natürlich steht die künstlerische gestaltende Darstellungskraft über der physiologisch merkwürdigen Ausdauer, aber beides steht am Ende doch in psychophysischer Wechselwirkung. Und wie fein das ätherische Wölkchen in diesem flimmernden Meere von farbig bewegtem Lichte schwimmt! Es entwickelt in der Tat, wie Servaes richtig bemerkt, die stärkste Leuchtkraft, eine stärkere als die lichteste Luft unmittelbar über der Sonne, denn es reflektiert die Strahlen stärker als die durchsichtige Atmosphäre, die das Licht farbig aufnimmt und nur um weniges geschmälert weiterleitet.

Dennoch steht dieser ungeheure Aufwand von Mitteln in keinem rechten Verhältnis zum endlichen Ergebnis. Das Bild berührt farbig nicht angenehm, es sind ungelöste Dissonanzen da, und sie klingen dem Auge, das sich in Segantinis Farben mit Lust hineingesehen, zu laut, um sie durch die bewußte Empfindung für die reichen koloristischen Lösungen, die das Bild außerdem darbietet, übertönen zu können. An diesem Eindruck hätte die Arbeit von ein paar Wochen, die Segantini für die Ausmalung der beschatteten Bergpartien angesetzt hatte, wenig oder nichts zu ändern vermocht. Möglich immerhin, daß hier hinter offenkundigem Mißklang ein höherer Einklang steht, den unser Gefühlssinn heute noch nicht wahrnimmt, den aber der Maler vorempfand und gestaltete.

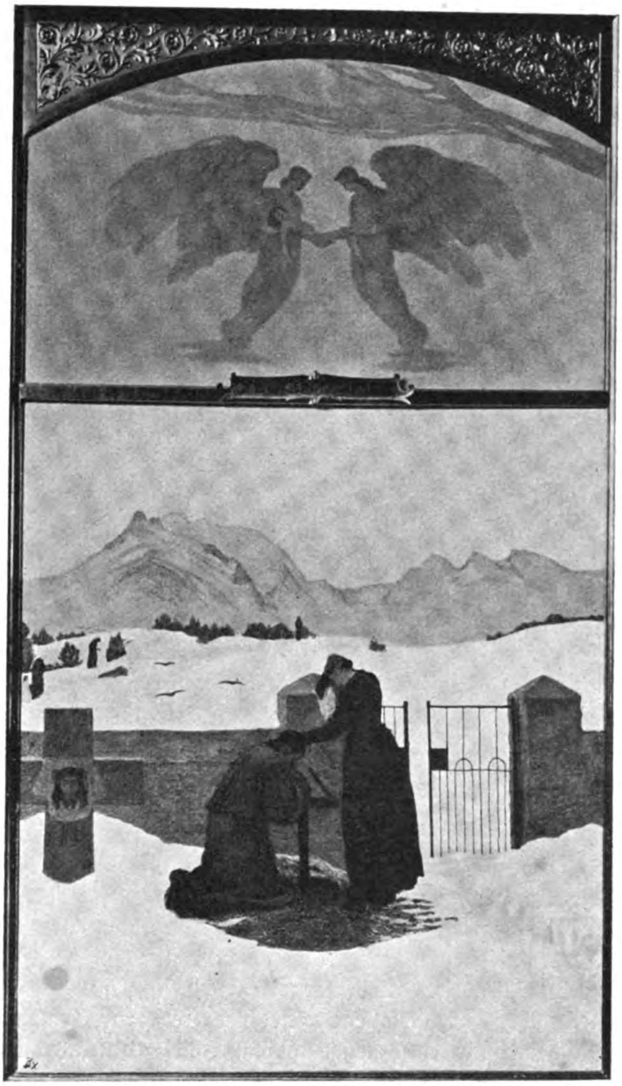
„Der Tod“, das dritte Bild, gibt eine Winterlandschaft. Das tiefverschneite Alpental liegt im Bergschatten, der zackig am Fuße der strahlend belichteten Höhen verläuft, die den Horizont begrenzen. Darüber ein kaltblauer Himmel, den der weiße Schnee des Tales kristallisch flimmernd reflektiert, und in der harten, gleichmäßigen Luft lagert weich, warm und träge eine aufgeballte Wolke in Gelb und Violett. Aus dem Hause zur Rechten tragen sie einen Toten zum Schlitten. Ein Zaun, kaum aus dem Schnee lugend, zieht sich graugrün in eckiger Linie in die Wegschlucht hinab. Das Bild hätte den Künstler noch monatelang beschäftigt; es wäre vielleicht seine kühnste stoffliche Eroberung geworden, soviel verrät die koloristische Anlage schon jetzt. Noch nie ist es gelungen, so mitten in der winterlichen Kälte des Hochgebirges den klaren Zauber eines sonnigen Wintertages überzeugend festzuhalten, ja man hat es vor Segantini malerisch wohl kaum versucht, weil die Aufgabe mit der Hilfe der Palette kaum lösbar, vielleicht auch kaum der Lösung wert erschien. Seit wann empfinden wir denn die Naturschönheit des Winters? Und gar des Gebirgswinters? Segantini empfand sie wie keiner vor ihm; sie darzustellen, das malerische Problem zu lösen, reichte seine Zeit nicht mehr aus. Wenn aber schon seine halbvollendete Arbeit mehr Interesse weckt als alle früheren Darstellungsversuche verwandten Stoffes, so läßt sich die Größe des Verlustes ahnen, den sein früher Hingang der Kunst bereitet hat.

Diese drei Werke, ein jedes drei oder vier Quadratmeter breit und entsprechend hoch, sollten eine Einheit sein und, wie die Namen besagen: das „Leben“, die „Natur“ und den „Tod“ in den Hochalpen episch zusammenfassend symbolisieren. Ein jedes sollte noch eine ausgemalte Lünette aufgesetzt bekommen, über dem Leben die „Sendung des Blitzes“, über dem Tode die „Himmelfahrt der Seele“, über der Natur das Dorf „St. Moritz bei Nacht“. Je rechts und links in den Eckschnitten über den Lünetten waren Medaillons geplant, die „Alpenrose“, das „Edelweiß“ und ähnliches figürlich darstellend. Zeichnerische Entwürfe sind, teilweise auch im einzelnen, vorhanden. Wir brauchen nicht zu heftig zu bedauern, daß diese Idee keine Gestalt gewonnen hat. Segantini



Segantini: Rückkehr ins Heimatland.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Segantini: Glaubenstrost.
(Photographieverlag von Keller u. Reiner in Berlin.)

war kein Maler innerer Gesichte, und seine Kraft und Eigenart beruhte vielleicht gerade auf der Ausschließlichkeit seines Gesichtssinnes für die Dinge der Außenwelt. Dennoch hat er hartnäckig immer wieder gegen diesen organischen Mangel seines Talentes angekämpft.

Symbolische Anklänge vernehmen wir schon dort, wo er, noch in der Brianza, „Zwei Mütter" realistisch zusammenstellt. Wenn er später so gern die dürstende, trinkende oder gestillte Kreatur dem Menschen gegenüberstellt oder, richtiger, ihm zugesellt und ihn in der gleichen animalischen Bedürftigkeit zeigt, so haben wir hier ebenfalls sinnbildliche Anklänge, die sich ganz natürlich aus dem Stoff ergeben. Ende der achtziger Jahre aber beginnen Versuche freier Bildung von Phantasiegestalten. Ein Reigen junger Mädchen — Feen oder Nymphen meinte der Künstler — schwebt in der „Morgenstunde" den Bergen zu; unvollendet, läßt das Bild die Unsicherheit des Künstlers seiner Vorstellung gegenüber leicht erkennen. Er hat eine Traumvision und malt den Lebensengel auf einem gegabelten Baume sitzend, mit einem Kind auf dem Schoß; es ist einfach eine blonde Mutter mit ihrem Jüngsten, durchaus kein Engel. Am bekanntesten unter diesen Versuchen sind seine „Schlechten Mütter". Die buddhistische Sage von den wollüstigen Frauen, die nach ihrem Tode dazu verdammt sind, auf öden Schneefeldern klagend umherzuirren, gab die Anregung. Mehrfach hat Segantini sie aufgenommen, niemals wollte ihm eine Lösung glücken. Er wählt die noch lichte rosige Abendstunde, läßt aus dem Schnee den einsamen Baum aufragen, in dem das lange Haar der gequälten Sünderin sich verwickelt hat; eisiger Wind umweht sie. Das gibt aber keine Geisterstimmung, fühlt auch Segantini und versetzt dasselbe Motiv in eine wundervolle Schneenacht. Oder er läßt die Spukgestalten in langer Reihe frei heranschweben und erfindet dazu eine luftig bewegte Mondesdämmerung mit dunklen Schneegipfeln im Hintergrund. Umsonst, die Gestalten schweben weder, noch spuken sie. Es handelt sich hier gar nicht um ein Begreifen mit dem Verstande, wie Servaes ironisch verteidigend meint, sondern um die Apper=

ception einer Phantasievorstellung vermittels der Phantasie, und wenn dieser Vorgang im Beschauer ausbleibt, so ist es zwar oft, aber nicht immer gesagt, daß seine Phantasie es sein müsse, die versagt. Allerdings, die Landschaftsstimmung ist meisterlich bezwungen; technisch erscheint das Blatt, in Sgraffitomanier gleichsam gekämmt, selbst den Malern als ein Wunder.

Eine Reihe symbolischer Versuche, man ist versucht, zu sagen: Symbolismen, stammt aus der Zeit in Maloja; ja, fast scheint es, als räche sich der Trieb, den der Künstler in seiner landschaftlichen Entwickelung zu unterdrücken genötigt war. Das „Reich der Träume“ mit dem Menschen als dem hauptsächlichen Objekt der Darstellung nimmt ihn des öfteren gefangen. Auf dem Bilde der Eltern, die ihr Kind auf dem verschneiten Kirchhofe beweinen — ein an sich ganz verständliches und malerisch ausreichendes Motiv —, erinnert die wunderlich übersinnliche Erscheinung des Veronika-Schweißtuches auf dem Kreuze nebenan, daß hier ein allegorischer Grundgedanke zu suchen ist; „Glaubenstrost“ lautet die Unterschrift, daher also das blutige Antlitz des Erlösers; auch die Hinneigung des Künstlers zu spiritistischer Phantastik fällt uns dabei ein. Wenn er die „Liebe an der Lebensquelle“ sitzen sieht, wird er freilich ohne das erklärende Wort nicht mehr verständlich, malt er reine Allegorie. Auch Allegorien können schlecht oder gut ausfallen; diese hier freilich scheint mir eines leicht komischen Beigeschmackes nicht zu entbehren. Ein Engel im weißen Linnen sitzt müde, die ganz unmöglichen langgefiederten Schwingen wie einen Wall um sich gebreitet, an einem Wässerlein, das ihm zu Füßen in einem kleinen Tümpel plätschert; über eine blumige Au kommt auf einem sauber geraden Wege ein Liebespaar daher. Diese Scene, mitten in eine herbkräftige, durchaus gegenständliche Natur gesetzt, kann gar nicht anders als zwiespältig wirken. Die „Quelle des Übels“ zeigt uns ein zum Bad entkleidetes Mädchen, nur finden wir auch das tiefblaue Wasser zwar sehr natürlich, aber ohne alle Ausdruckskraft seines übersinnlichen Daseinszweckes gemalt. Das Schlangengetier dürfen wir schon gar nicht betrachten; seit Böcklin wissen wir, daß es anderen Wesens ist. Eine gezeichnete „Verkündigung“ bringt den Engel, der von oben gleichsam herabfallend gegeben ist, in einer neuen, aber ziemlich unhaltbaren Situation; der Form wie der Bewegung nach gehört er in die Gestaltenreihe der Botticelli, Watts und Burne Jones. Solche präraffaelitischen Einflüsse weist auch das Tryptichon der „musikalischen Allegorie“ auf; sie ist aber verhältnismäßig eigen und nicht ohne Stimmungsfeinheit in den schwebenden Engeln. Diese und ähnliche Versuche geben heute kaum mehr Anlaß zu tiefgehenden Verschiedenheiten im Urteil. Aber es ist interessant, festzustellen, daß Segantini selber, so sehr er der Meinung war, daß das „einzig wahre Leben ganz in der Traumwelt“ ruhe, sich doch unbehaglich fühlte, wenn ihn die Umstände, d. h. seine eigenen Absichten, zwangen, sich von der sichtbaren Natur zu entfernen, um dieser Traumwelt Gestalten nachzugehen. „Ich werde dann,“ schreibt er, „von beständigem Reueskrupel geplagt, der an mir frißt wie das Bewußtsein einer bösen Tat, auch wenn ich weiß, daß das, was ich tue, richtig ist.“

Ein Blick auf die Art seines Schaffens bestätigt dieses Gefühl der Unfreiheit phantasiekünstlerischen Aufgaben gegenüber sehr unzweideutig. Er war zunächst kein Freund der Skizze, der Studie, und der größte Teil seiner wenigen Zeichnungen, die er für sich zur Erinnerung entwarf, ist später entstanden als die Bilder. „Wenn ich eine Skizze malen würde, würde ich später kein Bild mehr machen,“ meinte er. So skizzierte er, namentlich in Jahren der Reife, das Bild in flüchtigen Umrissen direkt auf die Leinwand, ging mit ihr ins Freie hinaus und malte vor der Natur hier diese Einzelheit, dort jene. Da es ihm, wie wir gesehen haben, mehr und mehr nur auf die Wiedergabe des farbigen, des unmittelbar lebendigsten Natureindruckes ankam, durfte er schwerlich anders arbeiten. Die Notwendigkeit, durch die Linie, durch die große Form seine Komposition zu vollenden, sie in ihrer Gegenständlichkeit einzuschränken, empfand er nicht dringend genug, um ihr seine Freude an der Farbe, am Licht unterzuordnen. Das Merkwürdige ist aber, daß er nicht

müde ward, zu betonen, wie erst durch die Weglassung von Einzelheiten ein Kunstwerk charakteristischen Wert erhalte. Wir haben hier wohl einen Schutzgedanken, der wenigstens theoretischen Niederschlag finden mußte, da seiner praktischen Ausführbarkeit das Talent des Künstlers hinderlich war. Man sollte meinen, es müsse ihn im Porträt unterstützt haben, aber die Psychologie des Menschen war nicht seine Sache; nur wenn er für die Psychologie der Landschaft in Betracht kam, gewann der Mensch für ihn malerisches Interesse.

Wir werden die Bedeutung seiner Kunst über diesen Schranken seines Talentes nicht unterschätzen dürfen. Segantini hat die Grenzen der Darstellung stofflich und technisch erweitert. Das Hochgebirge, das man vor ihm zumeist im pathetischen Panoramenstil als heroische Landschaft zu fassen versuchte, hat er viel weniger „poetisch“, aber ungleich sachlicher nur als die herbgewaltige, köstlich ursprüngliche Natur gemalt, als welche sie dem modernen Menschen erscheint. Damit hat er einer neuen Empfindung zu künstlerischem Ausdruck verholfen, und das sichert ihm einen Ehrenplatz im Andenken der Menschheit. Er ist einer der größten Naturalisten in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, in der Landschaftsmalerei überhaupt, man wird ihn mit Leibl und Millet, Gerhart Hauptmann und Zola als einen typischen Vertreter der Kunst einer neuen Zeit auf lange hinaus mit Ehren nennen.

Vor einem Gewaltigen

Es war vor langer Zeit im fernen Land —
Die Herbstessonne wollte niedersinken,
Ich sah des Brevent steile Felsenwand,
Die dunklen Arven an dem Waldesrand,
Woher ich kam, die gold'nen Strahlen trinken.

Dann brach die blaue Dämmerung herein
Und legte rings sich auf die Alpenmatten:
Da blitzte vor mir eines Feuers Schein,
Erst dunstumhüllt, dann schlug die Flamme rein
Und hell empor und meisterte die Schatten.

Mit Reisig nährend ihre heit're Glut,
Umstanden Kinder sie in frohem Plaudern:
„Wer springt hinüber? Ob es wehe tut?“
Ein braungelockter Bube faßte Mut,
Die andern folgten jubelnd, ohne Zaudern.

Mein Blick ergötzte sich am frohen Spiel,
Vom roten Licht des Feuers übergossen,
Bis er dann auf den weißen Riesen fiel,
Den schimmernden Montblanc, das letzte Ziel
Der Sonnenstrahlen, abendglanzumflossen.

Er türmte sich wie ein Altar empor,
Den Himmel streifend, wunderbar, vermessen —
Im Spiele jauchzte hell der Kinderchor:
So Großes und so Kleines sah zuvor
Ich nie vereint — ich konnt' es nicht vergessen.

Marie Tyrol

Mädchengymnasien
und höhere Töchterschulen

Von

Johanna Kettler

Seit einiger Zeit mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die gymnasialen Mädchenschulen in Preußen an ihrer Ausgestaltung zu vollen Gymnasien zu hindern und sie höheren Töchterschulen anzugliedern, mehr und mehr Boden gewinnen. Und diesen Bestrebungen ist unlängst durch ministerielle Stellungnahme eine kräftige Unterstützung geworden.*

Dem Kölner Verein „Mädchengymnasium“ wurde nach wiederholtem Petitionieren vom preußischen Kultusministerium gestattet, in seine neu zu gründenden Gymnasialkurse Schülerinnen aufzunehmen, die das zwölfte Lebensjahr vollendet haben, während bisher für die Aufnahme in solche Kurse die erfolgte Absolvierung einer höheren Töchterschule Bedingung war. Fast gleichzeitig ward einem Plane, gymnasiale Kurse unmittelbar mit einer höheren Töchterschule zu verbinden (in Schöneberg-Berlin), die ministerielle Sanktion erteilt. So findet also zur Zeit die Frage der Entwickelung höherer Frauenbildung zweierlei Antwort in Preußen: die Gymnasialkurse für Mädchen dürfen (wie im Falle Köln) mit ihrem Anfang in die höheren Töchterschulen hinuntergreifen, in die durch diese Schulen vermittelte Bildung gewissermaßen einen Keil treiben; und — sie dürfen (wie im Falle Schöneberg) sich mit den höheren Töchterschulen aufs engste verbinden.

Es gibt zwei Lesarten für diese ministerielle Behandlung der Angelegenheit. Nach der einen sind beide Verfügungen Äste eines Stammes: sowohl die Gestattung der Aufnahme von Schülerinnen, die ihre höhere Töchterschule noch nicht absolviert haben, wie die Verbindung der beiden genannten Schularten kann dem Ziele dienen, die Gymnasialkurse den höheren Töchterschulen in die Arme zu treiben und damit ihren Ausbau zu Vollanstalten zu verhindern. Nach der anderen Lesart besteht ein direkter Widerspruch: durch die Erlaubnis, Schülerinnen vor Beendigung ihrer Töchterschulbildung aufzunehmen (Fall Köln), ist der den Gymnasialkursen ehemals vorgeschobene Riegel beseitigt und diesen die Möglichkeit gegeben, sich nach unten hin weiter auszubauen, also sich zu Vollgymnasien zu entwickeln. Andererseits aber ist im Gegensatz hierzu durch die tatsächliche Verbindung beider Schularten (Fall Schöneberg) ein Versanden der heutigen Anfänge gymnasialer Frauenbildung in den Gebieten der Töchterschulbildung angebahnt und ihre Entwickelung zu Vollgymnasien unmöglich gemacht.

Leider ist bei der seit längerer Zeit in Preußen beobachteten schwankenden Stellungnahme der Regierung zu dem Verlangen der Frauen nach Ausgestaltung ihrer Schulung eine feste Hoffnung weder für Freund noch Gegner dieser Forderungen berechtigt;

* Anmerkung der Redaktion. Die folgenden Ausführungen einer Frau, die als langjährige Vorsitzende des Vereins „Frauenbildungsreform“ sowie als Gründerin des ersten deutschen Mädchengymnasiums (Karlsruhe, 1893) und der seit 1899 in Hannover bestehenden „Gymnasialkurse für Mädchen“ in der behandelten Frage wohl als besonders erfahren gelten darf, geben wir wieder, ohne selbst unsererseits irgendwie Partei zu ergreifen. Doch glauben wir, daß die erörterte Frage mittlerweile an einem Punkt angelangt ist, wo sie nicht mehr allein der Diskussion der pädagogischen Fachleute überlassen werden, sondern wo auch die gebildete Gesamtheit unseres Volkes sich ernster mit ihr beschäftigen sollte.

vielmehr muß auf beiden Seiten das unbehagliche Gefühl weiterbestehen, nicht genau zu wissen, „woran man eigentlich ist“, da nach dem Vorangegangenen Verfügungen ebensowohl zu Gunsten der Freunde wie zu Gunsten der Gegner von den maßgebenden Faktoren getroffen werden können, ohne daß diese ihre bisherige Haltung der Frage gegenüber hierdurch desavouieren würden. So wird beiden Parteien vorderhand nichts übrigbleiben, als sich an die jeweils letzte Verfügung der Behörde zu halten. Und diese, eben die auf die Schöneberger Schule bezügliche, ist, wie eingangs erwähnt, eine derartige, daß sie die Gegner vollständiger Mädchengymnasien ermutigt und den Freunden dieser Schulen die Pflicht auferlegt, der drohenden Gefahr, ihre Hoffnung auf endliche Erfüllung ihres Verlangens vernichtet zu sehen, nach Kräften zu begegnen.

Vom Standpunkt dieser Freunde aus möchte ich im nachfolgenden den Motiven näher treten, welche sich zur Zeit solcher Erfüllung entgegenstellen, möchte ich prüfen, was im wesentlichen der Gewährung systematischer gymnasialer Schulung der Frau im Wege steht.

Daß ich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes die überaus wichtige und einschneidende Frage nicht erschöpfend erörtern kann, mich vielmehr mit einer en bloc-Behandlung begnügen muß, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. —

Wenn zugegeben wird, daß den Frauen wissenschaftliche Berufe erschlossen werden müssen, so muß auch — sollte man annehmen — zugegeben werden, daß ihnen die zu solchen Berufen vorbereitenden Studien ermöglicht werden müssen. Und wenn dies zugegeben werden muß, so muß auch — sollte man annehmen — zugegeben werden, daß ihnen diejenige Schulbildung ermöglicht werden muß, die sie zu diesen Studien vorbereitet.

Daß Frauen wissenschaftlicher Berufe bedürfen (z. B. des Berufes der Ärztin), wird jetzt vom Staate selbst zugegeben. Daß sie zur Vorbereitung für diesen Beruf der Universitätsstudien bedürfen, wird gleichfalls zugegeben. Daß sie aber zur Vorbereitung für diese Universitätsstudien systematischer Gymnasialschulung bedürfen, wird nicht zugegeben: während der Mann die Vorbereitung für seinen wissenschaftlichen Beruf auf der Universität erwirbt, die Vorbereitung für diese auf dem Gymnasium, soll die Frau, welche für den gleichen Beruf die gleiche Vorbereitung braucht wie der Mann, diese nicht wie er auf Universität und Gymnasium erwerben, sondern auf Universität, Gymnasialkursen und höherer Töchterschule.

Ja, obgleich bekanntlich die Regierung selber an die Abiturientenprüfung der Mädchen dieselben Ansprüche stellt wie an die Abiturientenprüfung der Knaben, verbietet sie, daß es jenen ermöglicht werde, die Befähigung zu dieser Prüfung unter denselben günstigen Bedingungen zu erwerben wie diese, verbietet sie vollständige Mädchengymnasien und gestattet einzig höhere Töchterschule und darauf folgende Gymnasialkurse. „Die Ansprüche an die Frauen dürfen nicht gemildert werden, das hieße die Männer benachteiligen,“ sagt man. Und man verschärft diese Ansprüche, indem man den Frauen einen wesentlichen Teil der Ausbildungsmittel der Männer verweigert: die systematische gymnasiale Schulung.

Es dürfte unnötig sein, im einzelnen nachzuweisen, wie sehr die Frauen durch Versagung solcher Schulung benachteiligt werden. Vielmehr dürfte es, um diese Benachteiligung recht klar zu machen, genügen, hier einfach die Frage zu stellen: „Was, glaubt man wohl, würden die Männer in ihren studierten Berufen leisten, wenn sie zu ihrem Universitätsstudium nicht auf vollständigen Gymnasien, sondern, wie die Frauen, nach dem Lehrplan von höheren Töchterschulen und Gymnasialkursen vorbereitet wären?“

Für die entschiedenen Verfechter des Rechtes der Frau auf die beste Bildung, die ihr erreichbar ist, kann es naturgemäß keine Kompromisse geben. Wenn ihrer Überzeugung nach die höhere Töchterschule diese Bildung der Frau nicht zu verschaffen vermag, wenn sie im Gegenteil dies Heil von einer systematischen gymnasialen Schulung erwarten, und vorderhand nur von einer solchen, so müssen sie alle Versuche bekämpfen, die der Frau jene heute erreichbare beste Bildung vorenthalten und ihr statt dessen eine Bildung geben wollen, welche aus der Verquickung zweier einander völlig heterogener

Schulen, aus der Verbindung von höherer Töchterschule mit Gymnasialkursen zu holen ist. Für sie kann es sich einzig darum handeln, in aller Klarheit und Vollständigkeit ein organisches Ganzes anzustreben, im vorliegenden Fall also ein mit der Sexta beginnendes, selbständiges, in keiner Weise mit der höheren Töchterschule verbundenes Mädchengymnasium.

Um von vornherein jedem Mißverständnis vorzubeugen, erinnere ich ausdrücklich daran, daß Mädchengymnasien nicht an die Stelle von höheren Töchterschulen treten sollen, sondern ausschließlich für jene Mädchen gefordert werden, die später voraussichtlich studieren, sowie für jene, denen eine andere Allgemeinbildung als die auf höheren Töchterschulen gebotene verschafft werden soll.

Ich betone ferner, daß ich die Frage, ob für die Mädchen Human-, Real- oder Reformgymnasien anzustreben seien, hier ganz aus dem Spiele lasse (wie ich auch, wo Knabengymnasien erwähnt werden, einzig die heutigen Human- und Realgymnasien im Auge habe, von Reformschulen, Einheitsschulen und anderen Neuschöpfungen ganz absehe), und daß ich die Tatsache, daß durch Privatunterricht zu erlangende volle gymnasiale Schulung keinem Mädchen verwehrt ist, hier schon aus dem einfachen Grunde nicht berücksichtige, weil solche kostspielige Schulung für die Mehrzahl derjenigen Mädchen, von denen hier die Rede ist, gar nicht in Betracht kommen kann. —

Es bestehen zur Zeit angeblich folgende Gründe gegen die Gewährung systematischer gymnasialer Schulung der Frau:

1. Die Mädchen sind geistig und körperlich den Anforderungen dieser Schulung nicht gewachsen.

2. Die natürliche Intelligenz der Mädchen ist der natürlichen Intelligenz der Knaben unterlegen; es verlohnt sich daher nicht, sie ebenso systematisch auszubilden wie diese.

3. Die Mädchen können deshalb nicht schon von Kindheit an Gymnasialunterricht erhalten, weil, bevor sie fast erwachsen sind, sich nicht beurteilen läßt, ob sie sich für späteres Studium eignen oder nicht, ob also nicht etwa der für dieses Studium vorbereitende Gymnasialunterricht zwecklos wäre.

4. Die Gymnasialschulung der Knaben ist eine so reformbedürftige, daß es töricht wäre, sie heute noch für die Mädchen zu kopieren.

Prüfen wir diese Gründe auf ihre Berechtigung.

Zu 1) Ob die Mädchen geistig und körperlich den Anforderungen systematischer gymnasialer Schulung gewachsen sind oder nicht, kann nur eine gewissenhafte Untersuchung lehren. Diese gewissenhafte Untersuchung konnte bei uns noch niemals angestellt werden, denn nirgends im Deutschen Reiche hat man bis jetzt den Mädchen systematische gymnasiale Schulung angedeihen lassen. Kein Mensch kann demnach beurteilen, ob deutsche Mädchen den Anstrengungen dieser Schulung, die für sie noch gar nicht existiert, gewachsen sind oder nicht. Jede Beurteilung der Sache also, mag sie unseren Frauen günstig oder ungünstig sein, muß eine gegenstandslose sein. Eine solche gegenstandslose Beurteilung aber kann naturgemäß nicht das Material für einen triftigen Grund abgeben.

Der Grund also, daß Mädchen geistig und körperlich den Anforderungen systematischer gymnasialer Schulung nicht gewachsen seien, scheidet als hinfällig aus der Zahl der Gründe gegen solche Schulung der Mädchen gänzlich aus.

Zu 2) Ob die natürliche Intelligenz der Mädchen der natürlichen Intelligenz der Knaben untergeordnet ist oder nicht, kann gleichfalls nur durch eine gewissenhafte Untersuchung entschieden werden. Diese gewissenhafte Untersuchung hätte zu prüfen, wie männliche und weibliche natürliche Intelligenz sich unter gleichen Bedingungen, d. h. bei gleicher Schulung, entwickeln. Da es nun aber bis heute (bei uns) solche gleiche Schulung beider Intelligenzen nicht gibt, indem Mädchen nicht die Gymnasialbildung der Knaben genießen, Knaben aber auch nicht die höhere Töchterschulbildung, so besteht heute keine Möglichkeit, zu beurteilen, ob deutsche Knaben und Mädchen sich unter gleichen Bedingungen geistig gleich entwickeln oder nicht, ob also die natürliche Intelligenz der Mädchen der natürlichen Intelligenz der Knaben untergeordnet ist oder nicht.

Da aber diese Möglichkeit heute nicht besteht, so scheidet der Grund, der durch das

Fehlen dieser Möglichkeit hinfällig wird, aus der Zahl der Gründe gegen systematische gymnasiale Schulung der Mädchen ebenfalls gänzlich aus.

Zu 3) Bei der Forderung der Gewährung systematischer gymnasialer Schulung der Frau handelt es sich, wie eingangs erwähnt, nicht allein um solche Mädchen, die studieren wollen, sondern ebensowohl um solche, die, von jedem Studium von vornherein absehend, nur eine durch Gymnasialschulung zu erlangende Allgemeinbildung erwerben sollen. Für diese letzteren käme die Frage, ob sie zu späterem Studium sich als geeignet erweisen werden, ja überhaupt nicht in Betracht. Aber auch den Mädchen, für welche ein Universitätsstudium ins Auge gefaßt worden, könnte unter der Begründung, daß sie später dieses Studium vielleicht nicht ergreifen, vollständige Gymnasialschulung logischerweise nicht wohl vorenthalten werden. Oder sagt man etwa: „Alle Knaben müssen erst die Volksschule durchmachen und können erst hinterher in das Gymnasium eintreten, denn vorher läßt sich ja noch nicht beurteilen, ob sie zum Studium taugen oder nicht?“ Nein, sondern man sagt im Gegenteil: „Mögen sie zunächst das Gymnasium durchmachen; stellt sich nachher heraus, daß sie zum Studium keine Veranlagung oder Neigung haben, so ist ihre vollständige Gymnasialschulung ihnen auch als Vorbereitung für andere als studierte Berufe von Nutzen, vor allem auch für ihre Allgemeinbildung.“

Nun wohl, da den Mädchen ebenso wie den Knaben eine gründliche Gymnasialbildung ebensowohl für spätere Berufsbildung von Nutzen sein kann wie als Allgemeinbildung, naturgemäß von besserem Nutzen als eine weniger gründliche, so ist der Grund, ihnen diese in all jenen Fällen, wo sie nicht als Vorbereitung für späteres Studium zu gelten hätte, vorenthalten zu müssen, hinfällig und scheidet mithin aus der Reihe der Gründe gegen eine systematische gymnasiale Schulung der Frau ebenfalls gänzlich aus.

Zu 4) Wenn gesagt wird, daß die heutigen Knabengymnasien dermaßen reformbedürftig seien, daß es gewagt wäre, für die Mädchen diese verbesserungsbedürftigen Anstalten zu kopieren, so sei darauf hingewiesen, daß es noch viel gewagter sein dürfte, den Mädchen auf die Dauer eine Ausbildung zu geben, die mit ihrer unorganischen Verbindung von höherer Töchterschule mit Gymnasialkursen so sehr das Gepräge des Neuartigen trägt, daß niemand den von dieser Kombination erhofften Nutzen den Schülerinnen garantieren kann.

Ferner sei darauf hingewiesen, daß das Bessere oft des Guten Feind ist, daß den Frauen mit der Aussicht auf vielleicht noch ferne *verbesserte* Gymnasialbildung weniger gedient ist als mit dem Besitz der heute erreichbaren *reformbedürftigen*, weniger mit der Taube auf dem Dache als mit dem Sperling in der Hand; daß die Schule, die unsere hervorragendsten Männer zu ihren Leistungen mitbefähigt hat, unseren Frauen, denen bisher nur die höhere Töchterschule zur Verfügung stand und seit einigen Jahren außerdem hier und da Gymnasialkurse zur Verfügung stehen, schon als ein so bedeutender Fortschritt erscheint, daß sie die verheißene Reform der Gymnasien geduldig erwarten können.

Und endlich sei auch noch darauf hingewiesen, daß ja von der Einführung dieser Reform die Frauen auch ihrerseits später profitieren würden, daß sie also, auch wenn sie vorderhand mit *unverbesserten* Gymnasien sich begnügen müßten, um diese Verbesserungen ja doch keineswegs betrogen werden würden.

Auch die Reformbedürftigkeit der heutigen Knabengymnasien also kann unseres Erachtens keinen Grund bilden gegen die Ermöglichung systematischer gymnasialer Schulung der Frau. —

Wenn wir nun sehen, daß von den gegen eine systematische Gymnasialschulung der Frauen geltend gemachten Gründen alle bis auf einen direkt hinfällig sind, demnach überhaupt nicht in Betracht kommen können, und daß der einzige übrigbleibende Grund derartig schwach fundiert ist, daß er jenen beizuzählen ist, so entsteht die Frage, worin denn sonst die Abgeneigtheit gegen Gewährung dieser Schulung begründet sein kann. In den *Befürchtungen*, so will es mir scheinen, aus denen man die unter 1 bis 3 angeführten „Gründe“ herzuleiten pflegt.

Prüfen wir also auch diese *bloßen Befürchtungen* auf ihre Berechtigung!

Was zunächst die Befürchtung einer Schädigung der Geistes- und Körperkräfte der Mädchen durch systematische gymnasiale Schulung betrifft, so glaube ich darauf hinweisen zu sollen, daß man viel von Bleichsucht und Nervosität der Mädchen sprach, noch bevor für sie gymnasiale Schulung überhaupt existierte. Wollte man also Schulen für solchen Gesundheitszustand verantwortlich machen, so müßte man ihn ja den höheren Töchterschulen zur Last legen, den einzigen Schulen, die für die betreffenden Mädchen in Frage kamen. Ich meinerseits glaube indes, daß die früher in der ganzen Mädchenerziehung herrschenden Vorurteile, welche die Mädchen vielfach in jungen Jahren zu einem ungesunden Stubenhocken verurteilten, weit mehr die Schuld an deren schwächlicher Gesundheit trugen als irgend eine Schule, und daß die Reformen, die unsere Zeit auch in dieser Hinsicht angebahnt hat, mit ihren reichlichen Gelegenheiten zu Bewegung in frischer Luft geeignet sein werden, die Mädchen gesunder und arbeitskräftiger zu machen. Immerhin, wollen wir in gesundheitlicher Beziehung einer Schulart vor der anderen den Vorzug geben, so möchte ich bezweifeln, daß es für die geistige und körperliche Gesundheit der Mädchen besser wäre, zweierlei Schulbildungen in sich aufnehmen zu müssen als eine: erst die höhere Töchterschule zu absolvieren (oder doch fast zu absolvieren) und dann die ganz andere, obendrein eigens für die Mädchen in einen abgekürzten Kursus zusammengepreßte, also ganz besonders anstrengende Gymnasialschulung folgen zu lassen.

Dieselbe Anschauung vertritt auch die mir übersandte Zuschrift eines Berliner Universitätsprofessors. Darin heißt es nämlich: „Den Gründen für vollständige Mädchengymnasien könnte man noch hinzufügen, daß die Vorbereitung zum Abiturium, wenn sie sich nur an die gewöhnliche Mittelschule anschließt, den Mädchen eine ganz unverhältnismäßige Arbeitslast auferlegt, größer, als sie je von Gymnasiasten verlangt wird. Denn nicht nur wachsen dem Gymnasiasten innerhalb des zehnjährigen organischen Lehrganges allerlei Kenntnisse ganz anstrengungslos zu, die nun mit bewußter Bemühung nachgeholt werden müssen, sondern in Hinsicht auf Methodik und Arbeitsrhythmus ist vielfach ein völliges Umlernen nötig. Es wird also ein schließlich doch objektiv geringeres Resultat mit einer subjektiv größeren Anstrengung erreicht, wobei noch zu bemerken wäre, daß dieses ganz überflüssige und vermeidbare Plus an Arbeit gerade in die Jahre zu fallen pflegt, in denen eine Überanstrengung dem weiblichen Organismus besonders schädlich ist. Während die Mädchen sich jetzt bei ihren Vorbereitungsstudien vielfach überarbeiten, werden sie es bei der regulären Gymnasialarbeit sicher so wenig tun wie die Knaben."

Hiernach wäre also auch die Befürchtung, daß Mädchen geistig und körperlich systematischer gymnasialer Schulung nicht gewachsen seien, unbegründet. Ja, nicht allein das: sie wäre sogar ein Grund, solche Schulung direkt zu fordern.

Was ferner die Befürchtung anbetrifft, daß Mädchen von Natur geistig zu schwach seien, um mit Erfolg den Knaben gleich unterrichtet zu werden, so möchte ich zur Erwägung stellen: Wenn, wie es der Fall ist, zwischen der natürlichen Intelligenz (der Knaben und der Mädchen) und der entwickelten Intelligenz (der Männer und der Frauen) die Schulung liegt, die für beide Geschlechter grundverschiedene Schulung, so liegt es wohl nicht gerade fern, bei Beurteilung männlicher und weiblicher Intelligenz „an sich" diese grundverschiedene Schulung beider für einen sehr wichtigen Faktor zu halten. Ja, ein logischer Schluß aus den geistigen Leistungen von Männern und Frauen auf die Natur männlichen und weiblichen Intellekts dürfte nur unter Berücksichtigung dieser grundverschiedenen Schulung überhaupt möglich sein.

John Stuart Mill sagt in der „Hörigkeit der Frau": „Ich halte es bei jedem für Vermessenheit, bestimmen zu wollen, was Frauen ihrer natürlichen Veranlagung nach sein oder nicht sein können. Sie sind bis jetzt, was ihre geistige Entwickelung betrifft, in einem so unnatürlichen Zustand erhalten worden, daß niemand heute mit Sicherheit sagen kann, welcher Unterschied zwischen beiden Geschlechtern in der natürlichen Begabung besteht, oder ob überhaupt ein Unterschied bestehen würde, wenn man beiden die

Möglichkeit gleicher Entwickelung gegeben und dieser Entwickelung keine anderen Hindernisse entgegengestellt hätte als die durch die Verhältnisse absolut erforderten."

Wenn die Gegner systematischer gymnasialer Schulung der Frauen sagen: „Weil die geistigen Leistungen von Männern und Frauen so verschieden sind, darum muß auch die Schulung beider Geschlechter eine verschiedene bleiben," so erwidern die Freunde solcher Schulung: „Im Gegenteil, weil die geistigen Leistungen von Männern und Frauen (heute) so verschieden sind, so verschieden, wie ihre Schulen waren, darum müssen für alle Frauen, von denen dieselben geistigen Leistungen verlangt werden wie von den Männern, auch dieselben Schulen gefordert werden, die den Männern für ihre Qualifizierung zu diesen Leistungen unentbehrlich sind und zur Verfügung stehen."

Bei einigem Nachdenken kann man doch unmöglich die Forderung der Frauen, besser als bisher unterrichtet zu werden, mit dem Hinweis auf die Resultate ihres bisherigen schlechteren Unterrichts abtun wollen. Eben das, was man beseitigen will, kann doch kein Grund sein gegen die Ermöglichung solcher Beseitigung.

„Wir wollen mehr lernen als bisher," sagen die Frauen.

„Das könnt ihr ja gar nicht," erwidern die Gegner dieses Strebens, „denn dafür wißt ihr ja zu wenig." Ein schlagender Beweis, diese Erwiderung, für angeborene geistige Überlegenheit, nicht wahr?

Was endlich die ziemlich verbreitete Befürchtung betrifft, daß eine anders geartete Allgemeinbildung als die gegenwärtige auf höheren Töchterschulen zu erwerbende den Frauen, die nicht studieren wollen, sondern ihren „eigentlichen", ihren „natürlichen" Beruf zu erfüllen haben, für diesen Beruf Schaden bringen könne, so sei darauf hingewiesen, daß doch wohl kaum anzunehmen sein dürfte, eine Wahrheit werde, auf die Frau angewandt, sich in ihr Gegenteil verkehren. Wenn eine möglichst gute Allgemeinbildung auch zur Erfüllung nichtstudierter Berufe für vorteilhaft gilt, so muß ganz dasselbe der Fall sein, wo es sich um jenen dieser nichtstudierten Berufe handelt, den man den „natürlichen Beruf" der Frau nennt. Oder dieser mit Recht als besonders wichtig gepriesene Beruf müßte ein so untergeordneter sein, daß bei seiner Erfüllung gut entwickelte Intelligenz keine Verwendung finden könnte.

Nun ist es ja aber ganz im Gegenteil kein Geheimnis, daß die bisherige Bildung der Frauen keineswegs genügt, um sie für alle Aufgaben dieses Berufes zu befähigen. Wie bald z. B. — um nur eins herauszugreifen — eine Frau es aufgeben muß, die Ausbildung ihrer heranwachsenden Söhne zu verstehen, was eine ihrer wichtigsten Aufgaben sein sollte, ist bekannt.

Weiter sei darauf hingewiesen, wie sehr von einer vertieften Bildung auch der nichtstudierten Frau nicht allein die Familie, sondern die Ehe überhaupt profitieren würde; wie unerklärlich es im Grunde ist, daß man es unbedenklich riskiert, durch verschiedene Schulung von Mann und Frau absichtlich eine Scheidewand aufzurichten, zwei Bildungssphären zu schaffen und so Fremdheit und Sichnichtverstehen mit allen unvermeidlichen und oft so schweren Folgen in der engsten aller Lebensgemeinschaften künstlich hervorzurufen.

Auch die Befürchtung also, als ob eine durch systematische gymnasiale Schulung erworbene Allgemeinbildung die Frau in der Erfüllung ihres natürlichen Berufes hindern und schädigen würde, wäre hiernach unbegründet. Ja, sie wäre sogar ein Grund, solche Schulung direkt zu fordern. —

Ich glaube, von den namhafteren Gründen gegen eine systematische gymnasiale Schulung der Frau keinen übersehen zu haben. Aber selbst, wenn das der Fall sein sollte — ich wüßte auch mit ihnen nichts anderes anzufangen als mit den hier angeführten. Ich kann nur betonen, daß sie sämtlich deshalb keinen Anspruch auf Berücksichtigung erheben können, weil sie sich sämtlich auf Voraussetzungen stützen, deren Richtigkeit nur durch genaue Prüfung eines Materials zu erweisen wäre, das zur Zeit noch nicht existiert. Ich könnte also auch bezüglich ihrer nur darauf hinweisen, daß alle Urteile darüber, wie die Frau systematische gymnasiale Schulung verträgt, so lange hinausgeschoben werden müssen, bis man das hat untersuchen können, bis man das Material zur Stelle

geschafft hat, das zu dieser Untersuchung unentbehrlich ist, das heißt mit anderen Worten, bis man ihr diese Schulung tatsächlich hat angedeihen lassen.

Demnach hätten nicht nur jene, die eine systematische Gymnasialschulung der Frau fordern, ein intensives Interesse daran, diese Schulung in absehbarer Zeit ermöglicht zu sehen, sondern mindestens ebensosehr jene, die in den Resultaten dieser Schulung stichhaltige Gründe gegen eben diese Schulung sich verschaffen zu können hoffen.

Ja, seltsam und interessant: die diese Schulung wollen, brauchen sie; die sie nicht wollen, brauchen sie gleichfalls! Die einen brauchen sie als Zweck, die anderen als (erhofftes) Mittel — zur Bekämpfung dieses selben Zweckes. —

Wenn nun, wie gezeigt, die Gründe, welche man gegen eine systematische gymnasiale Schulung der Frau anzuführen pflegt, hinfällig sind und aus Mangel an Beweismaterial hinfällig sein müssen; wenn ferner, wie gezeigt, das gleiche der Fall ist hinsichtlich der Befürchtungen übler Folgen solcher Schulung; ja, wenn diese sogar geradezu als Gründe für solche Schulung angeführt werden können, so ergiebt sich hieraus, daß alles, was unter der Flagge dieser Gründe und Befürchtungen Geltung verlangt, nur nichtiger Einwand ist und sein muß. Da aber durch nichtige Einwände allein eine Reform nicht leicht verhindert werden kann, so entsteht die Frage, wo in Wahrheit das Hindernis gegen diese Reform liegt.

Ich vermag es nur da zu finden, wo jede Reform ein Hindernis findet: in der Gewöhnung an das einmal Bestehende und in den Interessen idealer und materieller Art, die mit diesem Bestehenden verbunden sind. „Wo Holz gehackt wird, fallen Spähne“; wo man denjenigen Frauen, welche systematischer gymnasialer Schulung bedürfen, diese Schulung ermöglicht, muß der für diese Frauen nicht mehr brauchbare Teil anderer Schulung für sie wegfallen. Das ist natürlich und wäre nur dann nicht erforderlich, wenn es sich um eine forcierte, überstürzte Reform handelte, um eine Reform, die nicht notwendig ist.

Davon aber kann hier keine Rede sein: die Zahl der Hörerinnen an preußischen Universitäten hat schon jetzt eine beträchtliche Höhe erreicht. Es handelt sich also heute — selbst wenn wir hier von jenen Fällen, in denen Eltern ihren Töchtern zum Zweck vertiefter Allgemeinbildung Gymnasialschulung verschaffen wollen, ganz absehen — nicht mehr wie früher um „einige wenige Ausnahmen“ unter den Frauen, auf welche Rücksicht zu nehmen „der Staat keine Veranlassung hat“. — —

Ich resümiere: Es wird anerkannt, sogar vom Staate selbst, daß Frauen ebenso wie Männer studierter Berufe bedürfen (z. B. des ärztlichen Berufes). Beweis: man hat an preußischen Universitäten Frauen zum medizinischen Doktorexamen zugelassen.

Es wird ferner anerkannt, sogar vom Staate selbst, daß Frauen ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese studierten Berufe der Universitätsstudien bedürfen. Beweis: man läßt an preußischen Universitäten Frauen als Hörerinnen zu.

Es wird dagegen noch nicht vom Staat anerkannt, daß Frauen ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese Universitätsstudien einer systematischen gymnasialen Schulung bedürfen. Ja, es wird den Frauen diese Schulung von demselben Staate, der von ihnen die ungemilderte Abiturientenprüfung fordert, direkt unmöglich gemacht. Beweis: das Verbot, vollständige Mädchengymnasien zu gründen oder bestehende Gymnasialkurse für Mädchen zu solchen Vollgymnasien auszubauen.

Es besteht hier also in der Behandlung der Frauen ein Widerspruch, in der Bildung, die man ihnen verschafft, eine Lücke.

Die Gründe nun, welche man gegen die Gestattung systematischer gymnasialer Schulung der Mädchen anzuführen pflegt, sind, als auf Voraussetzungen beruhend, die jeder Berechtigung entbehren, hinfällig und können demgemäß logischerweise gegen diese Gestattung nicht ins Feld geführt werden.

Die bloßen Befürchtungen ferner, die man etwa gegen solche Gestattung hegt, erweisen sich bei genauerer Betrachtung als ebenso haltlos, ja, sind sogar geeignet, solche Gestattung gerade als notwendig erscheinen zu lassen.

Fehlt es aber an triftigen Gründen, und sind die erwähnten Befürchtungen ebenfalls

als grundlos erwiesen, ja geradezu als solche, die die bekämpfte Reform erheischen, so könnte — da von den Gründen bloßer Gewöhnung, wie sie sich allen Reformen entgegenstellen, hier, wo es sich um eine notwendige Reform handelt, abzusehen ist — so könnte, sage ich, nur auf Grund nichtiger Vorwände den Frauen die gewünschte oder notwendige Schulung auf die Dauer vorenthalten werden.

Nur auf Grund nichtiger Vorwände also vermöchte man der Frau das einfache Recht, das sie wie jeder Mensch besitzt: das Recht auf jede Bildung, die zu erreichen sie fähig ist, vorzuenthalten; im vorliegenden Falle der Frau, die studieren will, systematische Gymnasialschulung als Vorbereitung für ihr Studium, der Frau, die nicht studieren will, aber trotzdem Gymnasialbildung begehrt, diese selbe Schulung zum Zweck ihrer Allgemeinbildung.

Nur auf Grund nichtiger Vorwände vermöchte man diesen Frauen vollständige Mädchengymnasien, die so wenig wie Knabengymnasien etwas zu tun haben mit höheren Töchterschulen und Gymnasialkursen, auf die Dauer zu versagen. —

Vor Jahren haben die Gegner gymnasialer Frauenbildung ihr möglichstes getan, den Anfang einer Reform auf diesem Gebiete, welcher in der Gründung gymnasialer Kurse für Mädchen bestand, zu perhorreszieren — trotzdem ist dieser Anfang gemacht worden. Heute tun diese selben Gegner ihr möglichstes, die Vollendung dieser Reform, welche in dem Ausbau dieser Kurse zu vollständigen Mädchengymnasien bestehen würde, zu verhindern — trotzdem wird diese Vollendung erreicht werden.

Denn es ist nicht anzunehmen, daß die maßgebenden Faktoren bereit sein werden, einer notwendigen Reform auf die Dauer zu widerstreben, gegen welche weder stichhaltige Gründe, noch berechtigte Befürchtungen, sondern einzig nichtige Einwände ins Feld zu führen sind. Es ist nicht anzunehmen, daß sie bereit sein werden, die Frage höherer Frauenbildung in einer Weise zu erledigen, die eines „Kulturstaates ersten Ranges“ nicht würdig wäre.

Resignation

Von meinem Gang blieb eine Spur
Im Veilchenbeet.
Die hat der Lenzwind über Nacht
Gar bald verweht.

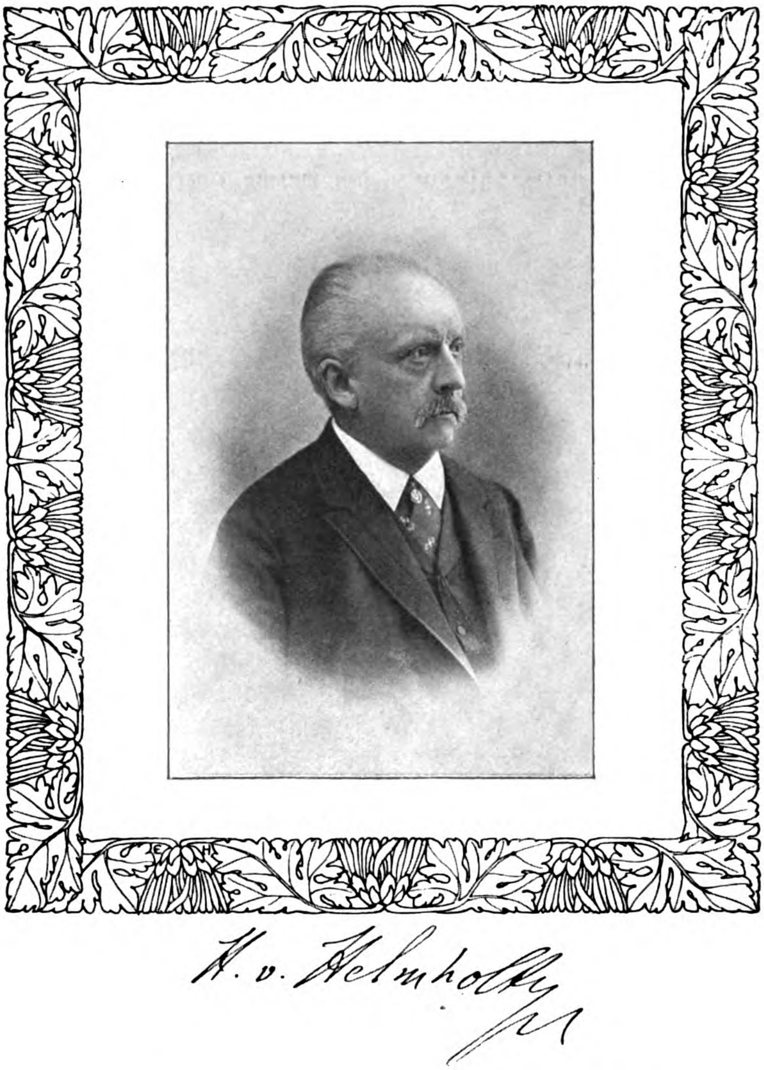
In Mohn und Rosen ging ich dann
Und lachte hell;
Nun klingt im Ohre mir der Schall
So laut und grell.

Der Windmond kam und trieb nach Süd
Die Vöglein all;
Nun steh' ich sinnend oft und müd'
Am Wasserfall.

Es deckt der Schnee die Erde zu,
Kein Brünnlein rauscht,
Da legt der Tod die schwere Hand
Auf mich und lauscht.

Von meinem Sein bleibt keine Spur
Im All besteh'n,
Ich weiß, ich weiß, ein rauher Wind
Wird sie verweh'n.

J. J. Horschick



Hermann von Helmholtz

Ein Lebensbild nach den neuesten Quellen

von

Peter Langen

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, welche immer wieder zu denken gibt, daß die großen kriegerischen und politischen Ereignisse von 1870/71, welche Deutschlands Einigung gebracht, keine entsprechende scharf und glanzvoll sich abhebende Epoche in dem Geistesleben unserer Nation hervorgerufen haben. Schon in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab manch einsichtiger Beurteiler der schmerzlichen Empfindung Ausdruck, wie in dem neuen Deutschland das Hasten nach praktischen Interessen den angestammten idealen Geist zu bannen schiene und keine große Kunst und Literatur, der großen politischen Erhebung, des großen Daseins Bismarcks würdig, sich ankündigte. In unserem von der Technik beherrschten Zeitalter, in dieser „Jetztzeit", suchen wir mit um so hartnäckigerem Stolze das Bild der Männer

festzuhalten, welche, in der reinen Sphäre idealer Interessen lebend, die großen Traditionen der Nation aufrecht erhielten. Hermann von Helmholtz war gewiß einer der größten unter ihnen. Er erscheint in der wissenschaftlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts als der Vertreter des wahren naturwissenschaftlichen Geistes überhaupt, und wie er bei all der Fruchtbarkeit seiner erstaunlichen Leistungen doch stets fern blieb von technischer Materialisierung, so wirkt sein Vorbild in den besten Köpfen, anspornend und aufrichtend, fort. So ist sein Dasein nicht Vergangenheit, sondern lebendigste Gegenwart.

Ein volles farbiges Bild von seinem Leben, das sich nicht auf die Würdigung seiner wissenschaftlichen Werke beschränkte, sondern auch den Menschen in ihm sehen ließ, konnte bisher nur stückweise entworfen werden. Es ist daher mit Freude und Dankbarkeit zu begrüßen, daß einer von der nun fast schon ausgestorbenen Generation, der mit Helmholtz in vieljährigen persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen gelebt hat, der Heidelberger Mathematiker Leo Koenigsberger, sich der schwierigen und mühseligen Aufgabe unterzogen hat, eine aktenmäßige Biographie des großen Naturforschers zu geben, die nunmehr in drei starken Bänden abgeschlossen vorliegt (Braunschweig, Vieweg u. Sohn). Sie ist mit auf den dringenden Wunsch von Helmholtz' Witwe, der nun auch verschiedenen Frau Anna von Helmholtz, entstanden, und seine Tochter, Frau Ellen von Siemens, hat dem Verfasser tatkräftigste Unterstützung zu teil werden lassen. So ist das Werk gleichsam als offizielle Biographie zu bezeichnen. Es ist nach annalistischer Methode angeordnet, so daß Jahr für Jahr die verschiedentlichen Lebensereignisse ihre Darstellung finden. So erwächst die dankbare Aufgabe, einen zusammenfassenden Abriß von diesem großen Leben zu entwerfen.

Helmholtz stammte aus einer Familie, welche die lebensvollen Kräfte des preußischen Volkstums in sich vereinigte. Sein Vater Ferdinand gehörte dem Lehrerstande an, welchem das deutsche Volk, gleichwie seinen Pfarrhäusern, so viele seiner besten Söhne verdankt. Seine Mutter Karoline Penne war die Tochter eines hannoverschen Artillerieoffiziers, und ihre Familie zählte zu ihren Ahnen den bekannten amerikanischen Bürger William Penn, von welchem der nordamerikanische Staat Pennsylvanien den Namen erhalten hat; in weiblicher Linie aber stammte sie aus der Berliner französischen Kolonie, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen integrierenden Bestandteil des geistigen Lebens der Hauptstadt bildet und in Helmholtz' unmittelbarer Nähe, in seinem engen Freunde Emil du Bois-Reymond und auch den Brüdern Alexander und Wilhelm von Humboldt, hervorragende Vertreter der deutschen Geisteskultur gezeitigt hat.

Helmholtz, der Vater, erscheint als ein Vertreter jener ehrwürdigen Generation, deren geistige Richtung bestimmt war durch die mächtige Energie und Ausbreitung des philosophisch-metaphysischen Denkens, wie es im Verfolg von Immanuel Kants Kritiken der Vernunft in einem seit der Blütezeit der griechischen Philosophie unerhörten Grade erregt war in dem deutschen Geiste seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts und nun in den Gestalten eines Fichte, Schelling und Hegel auf die akademische Jugend allbeherrschend einwirkte; das große Erlebnis des Befreiungskampfes erhöhte den idealen Schwung dieser Männer. Helmholtz selbst hebt an seinem Vater hervor, daß er ein zwar pflichtstrenger, aber enthusiastischer Mann war, begeistert für Dichtkunst, besonders für die große Zeit der deutschen Literatur. In den Worten, welche später bei der Stiftungsfeier der Berliner Universität von hervorragender Seite gesprochen wurden, ist diese Generation treffend charakterisiert: „Die Älteren unter uns haben noch die Männer jener Periode gekannt, die einst als die ersten Freiwilligen in das Heer traten, stets bereit, sich in die Erörterung metaphysischer Probleme zu versenken, wohlbelesen in den Werken der großen Dichter Deutschlands, noch glühend von Zorn, wenn vom ersten Napoleon, von Begeisterung und Stolz, wenn von den Taten des Befreiungskrieges die Rede war."

So konnten auch Ferdinand Helmholtz' Schüler erzählen, wie der gestrenge Lehrer einmal in den vierziger Jahren, als der Druck kirchlicher und politischer Reaktion schwer auf dem preußischen Volke lastete,

sich auf ihre Bitten dazu bewegen ließ, drei Stunden des deutschen Unterrichts, den er als Ordinarius in der Sekunda gab, dazu zu verwenden, um mit der Begeisterung des alten Freiheitskämpfers der jubelnden Klasse eine Schilderung der großen geistigen Erhebung zu geben; ein gestrenger Verweis und Androhung sofortiger Entlassung im Wiederholungsfalle waren die Folge. Er hatte ursprünglich Theologie studiert, aber die herrschende hyperorthodoxe Richtung mit seinem Gewissen nicht vereinigen können und so die Philologie als Brotstudium gewählt. Sein Herz hing doch an den philosophischen Spekulationen, in denen ihn auch seine enge, durch jahrelangen Briefwechsel gepflegte Freundschaft mit dem Tübinger Philosophieprofessor Im. Hermann Fichte, dem Sohne des großen Transcendentalphilosophen, ständig rege erhielt. Noch als pensionierter Gymnasialprofessor bis zu seinem Hinscheiden beschäftigte er sich mit ernsten, tief angelegten Problemen der Selbsterkenntnis, er strebte nach der Versöhnung des christlichen mit dem griechischen Ideal des Menschen; kurz vor seinem Tode schrieb er dem Freunde, wie er durch Betrachtung der ewigen Gesetze der Dinge auf den Eingang sich vorbereite, der unser aller wartet. Auf dem Wege der metaphysischen Spekulationen und Abstraktionen seinen Sohn Hermann weiterschreiten zu sehen, war sein Wunsch und seine Hoffnung: mit regster Aufmerksamkeit und liebevollem Interesse, doch auch mit kritischem Urteil verfolgte er dessen geistige Entwickelung, und als diese nun eine ganz andere, eigene Richtung zu nehmen begann, trat der Gegensatz ihrer philosophischen Anschauungen zuweilen auch in harten, schroffen Äußerungen des Vaters hervor, welche durch seine herzliche Anteilnahme an dem Lebensglück des Sohnes hindurchbrachen und die der jugendliche Forscher mit seiner schönen pietätvollen Bescheidenheit, aber mit gleich großer Festigkeit zu erwidern wußte. Es war der allgemeine Kampf der Zeit, der hier zur Erscheinung kam: es war der Kampf der systematischen Metaphysik gegen die emporkommende positive Forschung, deren Sieg zu entscheiden Hermann von Helmholtz mit am meisten beitragen sollte. So ist jedenfalls das mächtige mathematisch-physikalische Talent, mit welchem ihn die Natur ausgestattet hatte, nicht aus erblicher Herkunft abzuleiten, und man möchte das geistreiche Wort wiederholen, daß es gleichsam durch Urzeugung entstanden sei.

Die spezifische Begabung des mathematischen Naturforschers verriet sich bereits in Helmholtz' frühesten Jugendjahren, die er in seiner Vaterstadt Potsdam verlebte. Es ist das eine oft beobachtete Eigenart eines solchen Talentes, welche es mit den musikalischen Anlagen gemein hat — in Helmholtz waren beide Arten von Begabung miteinander verbunden —, daß es bereits in der Kindheit sichtbar wird und so die Richtung der Laufbahn von vornherein gegeben erscheinen läßt. Mit Recht hat man zur Vergleichung auf Mozart und Blaise Pascal, den großen Mathematiker und religiösen Skeptiker des siebzehnten Jahrhunderts, hingewiesen, auch an August Comte, den Vollender der positiven Philosophie in dem Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, mag erinnert werden. Helmholtz selbst hat das in seiner Tischrede bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages, in welcher er Rechenschaft über seinen Werdegang ablegte, hervorgehoben, wie er bereits als siebenjähriger Knabe aus seinen Kinderspielen mit Bauhölzchen die Beziehungen der räumlichen Verhältnisse zueinander durch Anschauung so ingeniös aufgefaßt hatte, daß ihm, als er später in der Schule des Potsdamer Schullehrerseminars zur wissenschaftlichen Lehre der Geometrie kam, eigentlich alle Tatsachen, die er lernen sollte, zur Überraschung der Lehrer ganz wohlbekannt und geläufig waren.

Von diesen rein geometrischen und algebraischen Formen fort war bald das Interesse des regen Knaben auf die Erfassung der realen Natur gerichtet. Auf den vielen Spaziergängen mit seinem Vater oder mit Schulkameraden in den schönen Umgebungen Potsdams ging ihm die große Freude an der vollen Wirklichkeit, die große Liebe zur Natur auf, die ihm zeitlebens eigen blieb, wie er denn auch ein rüstiger Bergsteiger und, als Sohn der Havel, ein tüchtiger Schwimmer gewesen ist. Aber sogleich ist bezeichnend, wie bereits der Knabe mit dem Auge des Forschers an die Natur herangeht: die geistige Bewältigung der uns anfangs fremd gegenüberstehenden Natur durch

die logische Form des Gesetzes, und anschließend die Einsicht, daß die Kenntnis der Gesetze der Naturvorgänge auch der Zauberschlüssel sei, der seinem Inhaber Macht über die Natur in die Hände gebe, dieser seit den Tagen von Francis Bacon in der modernen Naturwissenschaft herrschende Grundgedanke war, wie Helmholtz selbst nach sechzig Jahren in jener Tischrede zur Anerkennung bringt, in der Tat das erste, was ihn gefesselt hat. In diesen Gedankenkreisen, erklärt er, fühlte er sich heimisch. So ergänzte und vertiefte er denn den naturwissenschaftlichen Unterricht, den er auf dem Gymnasium genoß, als Autodidakt durch die emsige Lektüre der altmodischen physikalischen Lehrbücher, welche er in der Bibliothek seines Vaters fand, und er gestand später, daß er manchmal, wenn die Klasse Cicero oder Vergil las, unter dem Tische den Gang der Strahlenbündel durch Teleskope berechnete und dabei schon einige optische Sätze fand, von denen in den Lehrbüchern nichts zu stehen pflegte, die ihm aber später bei seiner populärsten Erfindung, der Konstruktion des Augenspiegels, nützlich werden sollten.

Sein Erfindergenie machte sich nun auch bereits im Experimentieren und Bauen von Instrumenten geltend. Allerlei Versuche, welche in den Lehrbüchern dargestellt waren, suchte er nachzumachen, und während die Altersgenossen sich in kindlichem Spiel vergnügten, war er mit einem Freunde damit beschäftigt, die geringen Hilfsmittel, welche ihnen zur Verfügung standen, die Brillengläser, welche in Potsdam zu haben waren, und eine kleine botanische Lupe seines Vaters zum Bau von optischen Instrumenten zu verwerten; auch wurde die Wirkung von Säuren kräftig und gründlich an den Leinwandvorräten der Mutter erprobt. Diese Beschränkung der äußeren Mittel und die dadurch bedingte Notwendigkeit, die Pläne für die anzustellenden Experimente immer wieder neu umzuwenden, bis sie eine für ihn ausführbare Form gefunden, hatte für die Ausbildung seines technisch-mechanischen Ingeniums die fruchtbarsten Folgen. Er hat durch sein ganzes Leben die Kunst seiner Knabenjahre geübt, mit den geringsten Hilfsmitteln auszukommen. Gleichsam eine selbsterfahrene Anwendung des Gesetzes von der kleinsten Wirkung oder der Sparsamkeit der Natur, an dessen Feststellung er die letzten Jahre seines Lebens gesetzt hat. Als er später, ein Zwanzigjähriger, an seiner ersten größeren Arbeit, seiner Doktordissertation, arbeitete, hatte er neben einigen veralteten physikalischen und chemischen Lehrbüchern nur ein kleines, recht mittelmäßiges Mikroskop zur Verfügung, und es ist rührend, zu vernehmen, wie er zu diesem Instrument gekommen war: Während einer Erkrankung an schwerem Typhus, die ihn fünf Wochen lang auf dem Krankenlager in der Charité festgehalten hatte, war er als Zögling der militärärztlichen Bildungsanstalt unentgeltlich verpflegt worden und sah sich so als Rekonvaleszent im Besitze seines aufgesparten Monatsgeldes, das er nun zu dem großen Kauf verwenden konnte. Und noch als er bereits als wohlbestallter Professor der Physiologie mit Frau und Kindern in Königsberg wohnte, benutzte er, wie seine Schwägerin zu berichten weiß, die Garnröllchen seiner Frau und die Bausteine seiner Kinder, Wachsstockendchen und Schnürchen, um daraus die kleinen Apparate für seine grundlegenden optischen Versuche zu konstruieren. Oft bat er freundlich-verlegen seine Frau: „Möchtest du mir wohl deine Augen für eine halbe Stunde leihen, du kommst dafür auch als wertvolles Versuchsobjekt in meine Optik.“ Und auch noch, als er dann, der berühmteste Naturforscher des Jahrhunderts, die glänzendsten Institute zu seiner Verfügung hatte, waren ihm solche geringfügigen und wertlosen Apparate für seine schwierigen und feinen Experimente nicht unbequem und überflüssig. So erzählt er: „Ich selbst war gewöhnt und habe diese Gewohnheit sehr nützlich gefunden, wenn ich ganz neue Wege der Untersuchung einschlagen wollte, mir Modelle der erforderlichen Instrumente, freilich zerbrechlich und aus schlechtem Material vorläufig zusammengeflickt, herzustellen, die wenigstens so weit reichten, daß ich die ersten Spuren des erwarteten Erfolges wahrnahm und die wichtigsten Hindernisse kennen lernte, die ihn vereiteln konnten. Dabei lernte ich aus eigener Erfahrung beurteilen, welch schwierige Überlegungen bei solchen neuen Sachen gewöhnlich dem Mechaniker zugemutet wer-

den. Und erst wenn ich mit meinen eigenen theoretischen Überlegungen und vorläufigen Versuchen fertig war, trat ich in Beratung mit dem Mechaniker, der meine Modelle in Stahl und Messing übersetzen sollte."

Doch kehren wir zu dem jugendlichen Gymnasiasten zurück. Bei seinem vorherrschenden Interesse für Mathematik und Naturwissenschaft hatte er doch die anderen Lehrgegenstände des humanistischen Gymnasiums nicht vernachlässigt, auch Hebräisch mitgenommen und privatim Englisch und Italienisch getrieben, ja sogar Arabisch angefangen, so daß er noch später in seinen Mußestunden die Fabeln des Lokmân in der Ursprache las. So kam das Abiturientenexamen, das der Siebzehnjährige, in der Mathematik und Physik füglich mit Auszeichnung, bestand; auch der gestrenge väterliche Richter, der den deutschen Abiturientenaufsatz „Die Idee und Kunst in Lessings Nathan dem Weisen" zu beurteilen hatte, konnte ihm die Anerkennung nicht versagen. In dem glänzenden Abgangszeugnis heißt es: Sein äußerlich ruhiges und still gehaltenes Wesen ist mit großer Beweglichkeit des Geistes verbunden. Hierin gibt sich eine treffliche Mischung von klarer und besonnener Verständigkeit mit tiefer Gemütlichkeit zu erkennen. Seine Sitten zeugen von einer treu bewahrten seltenen Reinheit und wahrhaft kindlichen Unverdorbenheit. Diese Eigenschaften machen bei der übrigen Reife und Kräftigkeit seiner geistigen Entwickelung einen ebenso wohltuenden und herzgewinnenden Eindruck, als sie die begründete Hoffnung geben, daß ein solcher Grund und Boden des geistigen Lebens nur die besten und erfreulichsten Früchte tragen werde.

Die Richtung, welche seine Studien zu nehmen hatten, schien vorgezeichnet. Schon als Sekundaner hatte er seinem Vater den Wunsch ausgesprochen, sich den Naturwissenschaften widmen zu dürfen. Aber die Vermögensverhältnisse des Gymnasialprofessors, welcher noch für die Erziehung von vier anderen Kindern zu sorgen hatte, gestatteten es ihm nicht, den Sohn rein seinen wissenschaftlichen Neigungen folgen zu lassen; so machte er ihm die Medizin als das Brotstudium zur Bedingung. Und es war ein günstiges Geschick, daß seine Verbindungen im Verein mit dem Erweis von Hermanns Begabung dem Jüngling den schweren Zugang zu der militärärztlichen Bildungsanstalt, dem königlichen medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut, das jetzt zur Kaiser-Wilhelms-Akademie umgetauft ist, eröffnete. Die Zöglinge dieser Anstalt, der sogenannten Pepiniere, leben, zu Militärärzten bestimmt, auf Staatskosten im Internat und erhalten übrigens an der Universität gleich den Medizinstudierenden vom Civil, aber unter strenger Aufsicht und Repetitionszwang, die beste eben verfügbare Ausbildung, zumal auch in der Praxis als sogenannte Unterärzte im Charité-Krankenhause. Aus diesem Institut sind von hervorragenden Forschern in neuerer Zeit hervorgegangen Männer wie Meyer und Reichert, Leyden und Behring, und vor allem der nun auch dahingeschiedene Rudolf Virchow, der freilich bei seinem gefürchteten Examinieren diese Zöglinge am meisten mit seinen sarkastischen Bemerkungen zu verfolgen liebte. Der Vater Helmholtz empfahl seinen Sohn dem Generalstabsarzt als seinen größten Schatz, auf dessen Erziehung er seine besten Kräfte verwandt habe, und im Oktober 1838 trat der siebzehnjährige Hermann in das Berliner Institut ein.

In diesen Studienjahren nun reifen die großen Talente des jugendlichen Forschers heran und gewinnen ihre auszeichnende universale Richtung. Es muß als eine besonders günstige Fügung angesehen werden, daß Helmholtz durch die Notwendigkeiten der äußeren Lebensverhältnisse zum Studium der Medizin geführt worden ist. Denn auf diesem Wege hat er die universale Richtung und die natürliche Grundlage zu den Arbeiten erhalten, welche die Gesamtheit der Lebenserscheinungen in ihr Forschungsbereich ziehen sollten. Und man wird dem Urteil seines nahen Freundes und Fachgenossen Emil du Bois-Reymond beipflichten müssen, daß Helmholtz sonst wohl unzweifelhaft ein mathematischer Physiker ersten Ranges geworden wäre, aber schwerlich zugleich der tiefste Erforscher der Muskeln, Nerven und Sinnesorgane, ein Lehrer der Anatomie, der Physiologie und der allgemeinen Pathologie und nebenher auch ein tüchtiger praktischer Arzt. Helmholtz selbst war sich der Bedeu-

tung seiner medizinischen Studien für seinen wissenschaftlichen Entwickelungsgang voll bewußt, und als er, schon auf der Höhe seines Ruhmes, zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalten im Jahre 1877 die Festrede über das „Denken in der Medizin" halten konnte, sprach er es aus: „Ich betrachte das medizinische Studium als diejenige Schule, welche mir eindringlicher und überzeugender, als es irgend eine andere hätte tun können, die ewigen Grundsätze aller wissenschaftlichen Arbeit gepredigt hat, Grundsätze, so einfach und doch immer wieder vergessen, so klar und doch immer wieder mit täuschendem Schleier verhängt ... Die Medizin ist doch nun einmal das geistige Heimatland, in dem ich herangewachsen bin, und auch der Auswanderer versteht und findet sich verstanden am besten in der Heimat."



Helmholtz nach einem Daguerreotyp vom 23. März 1848.
(Nach Koenigsberger: H. von Helmholtz, Bd. I. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1903.)

Mit den medizinischen Studien verband aber der jugendliche Student und Charité-Chirurgus die Ausbildung seines eigentümlichen mathematischen Talentes. Nicht weniger auffallend und denkwürdig als die Begabung selbst ist die Art, wie sie sich in ihm entwickelt hat. Helmholtz hat nie eine mathematische Vorlesung gehört, und kein überlegener Lehrer kam ihm wegweisend zu Hilfe. Ja, diese Entwickelung vollzog sich so in der Stille, daß selbst seine nächsten Freunde, die jungen Physiologen Brücke und du Bois-Reymond, die sich eben in die analytische Geometrie hineinarbeiteten, lange Zeit nichts von der ungeheuren Stärke ahnten, welche in ihm schlummerte, sondern in ihm nur eben einen besonders gescheiten Mediziner erblickten. Man denkt an den großen Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts, d'Alembert, der seinen Entschluß, ein praktisches Brotstudium zu ergreifen, nicht durchzuführen vermag und die fortgetragenen mathematischen Bücher nach und nach alle wieder zurückholt und in der Verborgenheit in seiner engen Dachstube sich in diese Klassiker vertieft, bis er dann mit seinem epochemachenden Traktat der Dynamik hervortreten kann. So hat Helmholtz ganz selbständig sich in die grundlegenden Schriften der mathematischen Klassiker vertieft, und es war wieder eine günstige Fügung, daß er zum Assistenten in der Bibliothek des Instituts berufen wurde und hier die Werke von Euler, Daniel Bernouilli, d'Alembert und Lagrange entdeckte, welche die Pepiniere noch aus dem vorangegangenen Jahrhundert besaß. Mit wahrem geistigem Heißhunger hat er zumal d'Alemberts Dynamik verschlungen. Dieses Verhältnis eröffnet den Einblick in einen geschichtlichen Zusammenhang, der für die Würdigung von Helmholtz' allgemeiner wissenschaftlich-philosophischer Stellung von grundlegender Bedeutung ist. In jenen klassischen Werken, zumal in denen d'Alemberts und seines großen Schülers Lagrange, sind die allgemeinsten grundlegenden Sätze eines philosophischen Standpunktes enthalten, welchen wir heute, nach August Comtes Vorgang, als Positivismus zu bezeichnen gewohnt sind und der, mit durch Helmholtz' und seines großen Fachgenossen Kirchhoff wie auch neuerdings Dührings und Machs prinzipielle Arbeiten, jedenfalls innerhalb der Naturerkenntnis eine unbestrittene Herrschaft erlangt hat. Diese philosophische Stellung, wie sie von jenen französischen Mathematikern im Zusammenhang mit der seit dem siebzehnten Jahrhundert fortgehenden Bewegung der großen mathematischen Naturforschung zuerst formuliert worden ist, hat ihren Kern in dem

kritischen Bewußtsein, welches die Außenwelt als die Erscheinung eines an sich Unerkennbaren erfaßt und die philosophische Begründung der positiven Erfahrungswissenschaften dadurch vollzieht, daß in ihren allgemeinsten Wahrheiten oder Gesetzen nicht eine Offenbarung über das innerste Wesen der Dinge oder die Art ihrer Hervorbringung erblickt wird, sondern lediglich eine Abstraktion aus den Erscheinungen: wir beobachten an ihnen gewisse logisch-mathematische Beziehungen, Eigenschaften, die ständig miteinander verbunden auftreten, Vorgänge, welche regelmäßig aufeinander folgen, und diese konstanten Ähnlichkeiten und Folgeordnungen nennen wir Gesetze: sie sind nur relativ gültig, und ihre Fruchtbarkeit erweist ihr Recht. Von hier aus erhebt sich der Kampf gegen alle Metaphysik, welche in den abstrakten Begriffen und Kräften die innere Wesenheit und die letzten Ursachen der Dinge erfassen zu können glaubt und nicht bloße logische Formen und Hilfsbegriffe. Für die Philosophie bleibt dann nur die universale prinzipiell begründende Zusammenfassung der allgemeinsten Wahrheiten der positiven Einzelwissenschaften. Die wirkungsvollsten Philosophen des mittleren neunzehnten Jahrhunderts, August Comte, John Stuart Mill, Herbert Spencer, sind bekannte Vertreter dieses in der Naturwissenschaft, in der Erfassung der Außenwelt wurzelnden Standpunktes.

Mit diesen philosophischen Gedanken durchdrang sich Helmholtz in den stillen Stunden, welche er auf der Bibliothek der Pepiniere lesend und denkend verbrachte. So wurzelt hier die empiristische Weltanschauung, welche er, in entscheidenden Punkten auch im Gegensatz zu dem von ihm mit erneuten Kant, durch sein ganzes Leben hin konsequent vertreten hat.

Das andere bedeutungsvolle Ereignis, welches in diese Berliner Studienjahre fällt, trat deutlicher in die Erscheinung und bildet den naturgemäßen Ausgangspunkt für die erste große Reihe seiner Arbeiten, welche erst in seinen späteren Jahren sich wieder der reinen mathematischen Physik zuwenden sollten. Die anatomischen und physiologischen Vorlesungen, welche Helmholtz als Mediziner zu hören hatte, führten ihn in den Bannkreis der machtvollen Persönlichkeit des tiefsinnigen Professors der Physiologie Johannes von Müller,* dessen Lehre in der Geschichte seiner Wissenschaft Epoche machte und dessen hinreißender Vortrag auf einen ganzen Kreis hervorragender, ja zum Teil genialer Schüler einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat.

Es ist das eine Erscheinung, welche in der Geschichte der Wissenschaften immer wiederkehrt und ihr Fortrücken an entscheidenden Punkten bestimmt hat, daß sich um die geniale Persönlichkeit eines großen Lehrers ein Kreis von Schülern bildet, welche die von ihm erarbeitete neue Betrachtungsweise weiter ausbilden und sein begonnenes Werk vollenden helfen, indem sie auf der gegebenen Grundlage, auch sie selbst schöpferisch, weiterbauen. Dieses Verhältnis ist den Naturwissenschaften und den philologisch-historischen Disziplinen gemein. Liegt es doch in dem natürlichen Entwickelungsgang des Menschen begründet, daß er erst auf der Höhe und oft erst kurz vor dem Ende seines Lebens zu der umfassenden Anschauung des Wissens und der Herrschaft über die Methoden gelangt, die nun erst ein recht fruchtbares Fortarbeiten ermöglichen. Da erscheint das Verhältnis des kongenialen Schülers zu dem Lehrer als das von der Natur selbst gebotene Auskunftsmittel, welches zugleich den über das Individuum hinausreichenden Zusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit sichtbar werden läßt. In dem Betrieb der antiken Philosophie und Wissenschaft gelangte das zum Ausdruck durch die Organisation von Schulverbänden, wie die Akademie Platos, die peripatetische Schule des Aristoteles, die Stoiker und die Schule Epikurs. In neueren Zeiten bietet etwa das Verhältnis eines Lagrange und Laplace zu d'Alembert oder die Schüler des großen Philologen Welcker oder die Ritschlsche Schule, welcher auch Adolf Harnack angehört, bedeutende Beispiele. Helmholtz selbst hat in seiner letzten Lebenszeit dieses Glück, die eigenen Arbeiten von einem kongenialen Geist fortgesetzt zu sehen, durch seinen großen Schüler Heinrich Hertz** erfahren, und er hat dem

* Über ihn haben die „Monatshefte“ im Juliheft 1901 einen ausführlichen Aufsatz gebracht.

** Vergl. über ihn den Aufsatz von Franz Bendt im Januarheft 1900.

einmal Worte gegeben in einem Briefe, welcher auf die Mitteilung von dessen Entdeckungen antwortet und die reine menschliche Größe unseres Forschers dokumentiert: „Zunächst fühle ich eine stolze Freude darüber," schreibt er dem Schüler, „daß meine Gedankenarbeit fortleben soll und fortwirken soll in künftigen Generationen über mein individuelles Leben hinaus, und Sie werden es ja wohl begreifen, daß, so wie ein leiblicher Vater zunächst für das Wohl seiner leiblichen Söhne am meisten sorgt und sie zu fördern bestrebt ist, ich gleichsam auch für meine Gedankenkinder eine Vorliebe habe, und Sie begreifen also, daß ich als der lebende Mensch nur meinen eigenen Überzeugungen folgen kann und auf sie das Hauptgewicht lege und mich darüber freue, wenn gerade in ihrer Richtung die Fortentwickelung der Wissenschaft gefördert werden soll. Dann wieder kommt mir freilich der Zweifel, ob nicht meine eigenen Ideale zu eng und meine eigenen Prinzipien an einzelnen Stellen nicht vollständig genug sind, um für alle Zukunft den Bedürfnissen der Menschheit zu genügen ... Nur die eine Fahne möchte ich hochhalten, daß der Zweck der Wissenschaft ist, die Wirklichkeit zu begreifen und das Vergängliche aufzufassen als die Erscheinungsform des Unvergänglichen, des Gesetzes."

Dem Schüler- und Freundeskreise, welcher sich um Johannes von Müller in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Berliner Universität versammelte, gehörten du Bois-Reymond, Brücke, Weber, Pflüger, Rudolf Virchow als die späterhin berühmtesten Genossen von Helmholtz an. Besonders mit du Bois und Brücke schloß er einen engen Freundschaftsbund, der ihn zeitlebens begleitet hat. Wie er denn überhaupt ständig mit den größten Naturforschern der Zeit, auch in England und Italien, in persönlicher Beziehung und lebendigem Gedankenaustausch gelebt hat. Die Verbindung dieser hochstrebenden jungen Leute war noch fester geworden durch die Begründung der Physikalischen Gesellschaft, zu welcher sich die jungen Naturforscher, Physiker und Chemiker im Verfolg eines Kolloquiums bei ihrem Lehrer Gustav Magnus zusammengefunden hatten. Ihr wurde nun Helmholtz zugeführt als ein aufgehender Stern erster Größe. Er fand hier Männer ersten Ranges, wie Clausius, Kirchhoff, Quincke, Tyndall und auch Werner Siemens, mit dem ihn bald die Freundschaft verband, welche dann späterhin durch die Ehe ihrer Kinder zu einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis erhoben wurde: als den Bund von Wissenschaft und Technik hat man es oft gefeiert. Was diesen Kreis von jungen Forschern vereinte, war die gemeinsame methodologische Überzeugung und das daraus erwachsene Bestreben, die physikalisch-mathematischen Methoden auf allen Gebieten der Wissenschaft von der Natur und insbesondere den organischen Lebewesen zur Herrschaft zu bringen. Die nächste Aufgabe, die sie bewegte, war füglich die Bekämpfung der Lehre von der Lebenskraft, des sogenannten Vitalismus: es war die fundamentale Rätselfrage nach der Natur des Lebens, welche die herrschende metaphysische Betrachtungsweise durch die Annahme einer eigentümlichen, nicht weiter zurückführbaren Kraft oder Lebensseele, welche alle Lebenserscheinungen erzeuge und beherrsche, aufgelöst zu haben glaubte. Auch ihr großer Lehrer Johannes von Müller selbst hatte sich noch nicht gänzlich von dieser Anschauung befreien können, und eben dieser Anblick, wie er selbst noch rang, mochte seinen Einfluß auf seine Schüler nur um so größer machen. Sie hatten in dem immer fester von dem Lehrer verkündeten Evangelium von dem alleinigen Wert der beobachteten Tatsachen und ihrer Beherrschung durch das Instrument der Mathematik die Grundlegung erhalten, welche ihnen den Ausschluß der Lebenskraft und die Unterordnung der Lebensprozesse unter die allgemeinen Gesetze der Physik und Chemie ermöglicht haben. Aus den populärwissenschaftlichen Schriften von du Bois-Reymond und Virchow, auch des Philosophen Hermann Lotze, wird manchem der Leser dieses Befreiungswerk vom Vitalismus gegenwärtig sein. In diese Bewegung griff nun der jugendliche Helmholtz ein. Er hatte bereits durch seine Doktordissertation, welche das bei solcher Gelegenheit übliche bescheidene Maß von wissenschaftlicher Leistung weit überstieg, sich als einen tüchtigen mikroskopisch-anatomischen Beobachter erwiesen, und es ist schön

zu lesen, wie er bei dieser Erstlingsarbeit seinen Eltern die Notwendigkeit längerer Untersuchungen an den „alten Märtyrern der Wissenschaft", den Fröschen, mitgeteilt hatte: daß sie also wohl den zwanzigjährigen Doktor aufgeben und mit dem einundzwanzigjährigen fürlieb nehmen müßten. Nun wagte er sich von verschiedenen Seiten her an das Problem der Lebenskraft heran, und seiner wesentlichen Beihilfe ist die Wendung mit zu danken, welche nun bald das Ende des Vitalismus herbeigeführt hat.

Die eigentliche große Arbeit jedoch, welche diese Jugendepoche abschließt und die fundamentalen Leistungen des Meisters würdig einleitet, ist die Schrift über die Erhaltung der Kraft, die er im Jahre 1847, ein Sechsundzwanzigjähriger, verfaßt hat. Helmholtz lebte jetzt wieder in seiner Heimatstadt Potsdam, wohin er als Stabsarzt bei den Gardehusaren abkommandiert war, in der Nähe seines Vaters. Das innige Verhältnis, welches er stets zu diesem bewahrt hat, erlitt nun eine vorübergehende Trübung durch den Gegensatz ihrer allgemeinen Geistesrichtung, der jetzt unüberbrückbar hervortrat. Denn in den täglichen Unterhaltungen, die sie jetzt miteinander pflegen konnten, machte der Vater in dem stolzen Bewußtsein, daß er als Philosoph besser die Richtung zu bestimmen wisse, in welcher der Mensch zur Erkenntnis vordringen könne, unermüdlich vergebliche Anstrengungen, seinen Sohn vor den Irrgängen einer rein naturwissenschaftlichen induktiven Methode zu bewahren und zu der wahrhaft würdigen Höhe seiner metaphysisch deduktiven Spekulation emporzuleiten. Um so engeren Anschluß suchte und fand der junge Arzt und Forscher in der Familie des verstorbenen Oberstabsarztes von Velten, wo er die ihm so gemäße Liebe zur Kunst und die idealen Lebensbedürfnisse sorgsam gepflegt fand, und wo die Töchter des Hauses eine Anziehungskraft auf ihn ausübten, welche bald durch das Verlöbnis mit der jüngeren Olga, einem feinen und anmutigen Wesen mit scharfem beobachtendem Verstand, schlagfertigem Witz und edler reiner Weiblichkeit, besiegelt wurde. Er erschien zu Anfang als ein etwas fremdartiger Gast, sehr ernst und innerlich, etwas ungewandt und beengt unter zum Teil lebhaft angeregten und weltkundigen jungen Männern. „Es war ganz charakteristisch," so erzählt seine Schwägerin, „was man mir bei seiner Vorstellung sagte: ein sehr gescheiter Mensch, aber Sie müssen ihn erst ausgraben; das wurde dann in der Tat eine Schatzgräberei." Mit Musizieren, Vorlesen, Dichten und hübschen kleinen Huldigungen an die Damen, Komödiespielen, am liebsten in grotesk-humoristischen Rollen, offenbarte er hier seine gesellschaftlichen Talente: das Wesen dieses Hauses machte ihm nach seiner eigenen Äußerung nicht den Eindruck des gewöhnlichen Lebens, sondern den einer schönen Novelle. Und in den Weihnachtstagen 1846, als er über die Erhaltung der Kraft dachte und schrieb, hat er, wie ein noch vorhandener Theaterzettel aufweist, bei einem Familien-Theaterstück „Wohnungen zu vermieten" die umfangreichste und wichtigste Rolle übernommen und in liebenswürdigster Weise sich der Aufführung gewidmet.

Die fundamentale Arbeit, die er nun abschloß, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Im Juni 1847 trug er seine „Konstanz der Kraft" in der Berliner Physikalischen Gesellschaft vor, und diese Sitzung, in welcher er sich, wie du Bois erzählt, zum Erstaunen aller seiner Freunde mit einem Schlage als einen jeder Aufgabe gewachsenen Physiko-Mathematiker entpuppte, wurde eine der denkwürdigsten in den Annalen der Sozietät: denn sie hat hier zum erstenmal gegenüber der Gleichgültigkeit und dem Unglauben, der sonst allenthalben herrschte, die Wahrheit des Gesetzes von der Erhaltung der Energie anerkannt; du Bois hatte in vollem Enthusiasmus im Verein mit Brücke all die jüngeren Physiker und Physiologen sogleich auf die Seite des Freundes gezogen. Dagegen vermochten die älteren Berliner Physiker und selbst Mathematiker ersten Ranges bis auf einige wenige die unermeßliche Tragweite der Entdeckung nicht einzusehen, und so konnte es geschehen, daß unserem Forscher trotz seiner guten Verbindungen der Abdruck seiner Abhandlung in der Fachzeitschrift, Poggendorffs Annalen, verweigert wurde: sie erschien zu theoretisch, zu philosophisch, man wollte nichts als experimentelle Untersuchungen haben, und die Furcht vor dem noch umgehenden Gespenst der spekulativen Metaphysik Hegelscher Observanz schien Strenge

zu gebieten. Durch das begeisterte Eintreten und die Vermittelung von du Bois fand Helmholtz dann einen Verleger an Georg Reimer, dem großsinnigen und verdienstvollen Eigentümer der bekannten Berliner Verlagshandlung. Das selbständige Erscheinen der Abhandlung hatte auch den Vorteil, daß Helmholtz die fallengelassene philosophische Einleitung, welche sein Freund als „ein historisches Dokument großer wissenschaftlicher Konzeption für alle Zeiten" begrüßt hatte, in erweiterter Fassung wieder voranstellen konnte. Hier hat er seine methodische Stellung zu den grundsätzlichen Problemen der Naturwissenschaften deutlich gekennzeichnet, mit einer Einfachheit und Schönheit der Form, welche bereits den Meister der Sprache erkennen läßt: ihr Inhalt ist das Programm der modernen Naturwissenschaft der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geworden.

Mit der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie trat der jugendliche Helmholtz nicht nur in die erste Reihe der Physiker, sondern es war zugleich eine philosophische Tat, welche gleich am Beginn seiner Laufbahn es deutlich machte, wie er stets bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf die letzten allgemeinsten Probleme sein Augenmerk richten werde. Denn dieses Gesetz ist für die Gestaltung unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes von wesentlicher Bedeutung. Ist doch für den Naturforscher die uns umgebende Welt in all ihrer Schönheitsherrlichkeit, den Farben, den Tönen und all den Qualitäten, die uns die Sinne gewahren lassen, nichts als eine Erscheinung, und wahrhaft wirklich nur die qualitätslose Materie samt den Bewegungen, die ihre veränderliche Mannigfaltigkeit erwirken. Da ist die Frage, ob die Materie, ob die Summe der Bewegung, ob andere als Kraft bezeichnete Größen unverändert in ihrem Bestande beharren, solange die Welt besteht, ein Problem, welches die philosophierenden Naturforscher seit alters beschäftigt hat. Es spukt noch heute in manchem wirren Kopfe, der, das inzwischen gewonnene Gesetz nicht achtend, über der Konstruktion eines Perpetuum mobile brütet. Helmholtz fand die Frage für das Gebiet rein physikalischer Vorgänge durch die Arbeiten der großen Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts gelöst: unsere Maschinen und Apparate erzeugen aus sich keine neue Triebkraft, sondern geben nur die Arbeitskraft, welche ihnen durch allgemeine Naturkräfte mitgeteilt ist, wieder aus. Es handelte sich nun darum, ob das Prinzip in allgemeinster Geltung sich auch auf die anderen Naturkräfte erstrecke, auf Wärme, Elektricität, Magnetismus, Licht und chemische Verwandtschaftskräfte. Seitdem diese letzteren Wissenschaften in den Vordergrund traten, seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, war man dem Gesetz von verschiedenen Seiten her nahe gekommen: ein großer theoretischer Naturforscher in Frankreich, ein ingeniöser englischer Bierbrauer, ein dänischer Ingenieur und zumal der geniale Heilbronner Arzt Julius Robert Mayer haben Anteil an der Entdeckung. Wohl das kühnste Beispiel solcher vorausnehmenden Anschauung ist der Ausspruch des Erfinders des Eisenbahn-Dampfwagens, George Stephensons: „Die Kraft meiner Lokomotive ist vor Jahrmillionen in den Steinkohlen auf Flaschen gezogenes Sonnenlicht." Helmholtz, der sich in Potsdam, allein auf die Gymnasialbibliothek angewiesen, füglich nicht vollständig über die Literatur hatte informieren können, hat später in seiner vornehmen objektiven Art jedem sein Recht werden lassen in menschlich schönem Gegensatz zu den vielfach gehässig gegen ihn geführten Prioritätsstreitigkeiten. Was ihn, wie er unabhängig mit der Entdeckung hervortrat, auszeichnete, war, daß er mit klarem methodischem Bewußtsein die abschließende Formulierung des allgemeingültigen Gedankens verband mit der Einsicht, daß es sich nicht um ein geniales Aperçu handele, sondern um ein G e s e t z d e r T a t s a c h e n, und daß er selbst die Prüfung an allen damals bekannten Naturprozessen vollzogen hat mit den tiefen mathematischen Kenntnissen, über die er verfügte. Die vollständige Bestätigung der Erhaltung der Energie im Universum gab er der Zukunft der Physik und Physiologie anheim: sie hat seine Prophezeiung im umfassendsten Maße wahr gemacht. —

Es vollzog sich denn nun auch in Helmholtz' äußerer Lebensstellung die glückliche Wendung, die ihn von den Verpflichtungen des militärärztlichen Dienstes befreite und der

akademischen Laufbahn, für die er geboren war, zuführte: nach vorübergehender Lehrtätigkeit an der Berliner Kunstakademie wurde der Achtundzwanzigjährige 1849 als außerordentlicher Professor der Physiologie nach Königsberg berufen. So war ihm die Begründung seines häuslichen Glückes ermöglicht. So war ihm zugleich die freie wissenschaftliche Muße zur Fortsetzung seiner Arbeiten gegeben. Und es begann denn nun die unermeßliche, dichtgedrängte, bis zu seinem Tode durch fast ein halbes Jahrhundert ununterbrochen fortgehende Reihe seiner Werke, welche oft kurz hintereinander, ja zu gleicher Zeit ganz verschiedene Gegenstände behandelnd, durch ihre Universalität und gründliche Tiefe die Fachgenossen immer wieder neu in Erstaunen setzten. Von der reinen Mathematik und Physik bis zur Physiologie und Medizin gleich wie zur Erkenntnistheorie erstrecken sich diese meist fundamentalen Arbeiten. Er konstruiert die feinsten elektrischen Maßapparate, er berechnet als erster die Geschwindigkeit, mit welcher sich der Reiz im Empfindungs- oder Bewegungsnerven fortpflanzt, er erfindet den Augenspiegel, wird damit zum intellektuellen Begründer einer ganzen medizinischen Spezialwissenschaft, der Ophthalmologie, und zum Wohltäter unzähliger Menschen, die, am sogenannten schwarzen Star erkrankt, bis dahin zu ewiger Blindheit verdammt schienen. Und diese seine populärste Entdeckung gelingt nicht einem von praktischen Zwecken getriebenen Geiste, sondern ist die goldene Frucht rein wissenschaftlichen Strebens, die bei der sorgfältigen Vorbereitung zum Kolleg abfällt. Dann kommen die beiden großen Bauwerke von Lehrbüchern, dergleichen keine andere Nation zu besitzen sich rühmen darf, die in systematischer wie literargeschichtlicher Vollständigkeit die ganze Disziplin original darstellen, von den mathematischen Anfangsgründen bis zu den letzten erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten: das Handbuch der physiologischen Optik (1856) und, womöglich noch neuer und origineller, die Lehre von den Tonempfindungen als physiologischer Grundlage für die Theorie der Musik (1863). Bis er sich dann, in den späteren Jahrzehnten seines Lebens, ganz der Wissenschaft seiner Jugend zuwendet, der allgemeinen mathematischen Physik, in immer höhere Regionen der Forschung, immer näher an die Grenzen menschlichen Wissens vordringend. „Ich mußte," gesteht er, „die nach bekannten Methoden zu lösenden Aufgaben allmählich meinen Schülern im Laboratorium überlassen und mich selbst schwereren Arbeiten von unsicherem Erfolge zuwenden, wo die allgemeinen Methoden den Forscher im Stiche ließen, oder wo die Methode selbst noch erst weiterzubilden war." Der große Physiker Kirchhoff, Helmholtz' Freund und Fachgenosse, hat einmal erklärt, „er sei froh, eine Arbeit von Helmholtz auch nur zu verstehen." Und wie ihm als einem großen Forscher ständig die Richtung auf philosophische Besinnung eigen geblieben ist, hat er auch die Erkenntnistheorie durch bedeutende Beiträge gefördert. Neben diesen streng wissenschaftlichen Arbeiten laufen noch ständig her die populärwissenschaftlichen Vorträge und Reden, in denen er die Ergebnisse seiner Forschungen gemeinfaßlich einem weiteren Publikum vorzuführen liebte.

Schon bei diesem flüchtigen und gedrängten Überblick über Helmholtz' wissenschaftliches Lebenswerk wird die unerhörte Allseitigkeit seines Wissens und Könnens deutlich werden, und man muß wirklich, um eine ähnliche Universalität und Tiefgründigkeit zu finden, auf die Riesengestalten eines Aristoteles, Descartes oder Leibniz zurückgreifen. Und man möchte mit Du Bois die Empfindung, welche einen da ergreift, in die Worte kleiden, welche Diderot angesichts von Leibniz' Werken äußert: „Wenn man auf sich zurückkehrt und die Talente, die man empfing, mit denen eines Leibniz vergleicht, wird man versucht, die Bücher von sich zu werfen und in irgend einem versteckten Weltwinkel ruhig sterben zu gehen."

Wie aber Helmholtz durch diese Universalität seines Genies den ganzen naturwissenschaftlichen Geist des Jahrhunderts, der sich nun auch in Deutschland nach langer Vernachlässigung gegenüber den philologisch-historischen Wissenschaften machtvoll ausgebreitet hatte, in sich zu repräsentieren schien, dafür mögen die Worte eines Augenzeugen angeführt werden, der jüngst in einem meisterhaften Nachruf auf Helmholtz' Gattin diesen Eindruck geschildert hat. „Ich erinnere

mich noch der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften, welche gleich im ersten Sommer des Aufenthaltes von Helmholtz in Berlin stattfand, und die ich bei vorübergehendem Aufenthalt damals besuchte; der Philologe Haupt hatte zwei Denkreden gehalten, nun trat Helmholtz auf. Er sprach über Magnus, er hob hervor, wie spät und zögernd sich die Deutschen in unserem Jahrhundert den Naturwissenschaften zugewandt haben, er sprach von dem Umschwung, welcher sich vollzogen, und pries Magnus glücklich, daß er die Sache, der er diente, siegreich wachsen sah: das Bewußtsein des Allgemeingültigen in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, ihres unaufhaltsamen Vordringens, ihrer Herrschaft über die physische Wirklichkeit sprach aus seinen gemessenen Worten; man mußte fühlen, wie nunmehr die Naturwissenschaften mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung ihren Platz im geistigen und im wirtschaftlichen Leben einzunehmen sich anschickten. Gerade die maßvolle Objektivität, mit welcher der umfassende Geist von Helmholtz das selbständige Recht und Verfahren der Geisteswissenschaften und der Philosophie anerkannte, weit entfernt von dem Übermut, der sich sonst wohl geltend machte, steigerte den Eindruck, so oft Helmholtz vom Naturerkennen, seinem Recht und seinem Verfahren sprach. Er erschien dann wie die Verkörperung des naturwissenschaftlichen Geistes der Zeit." —



Hermann von Helmholtz in seinem letzten Lebensjahre.

Dieses arbeitsreiche Leben verlief aber nicht, wie man das angesichts der überwältigenden Fülle von Leistungen erwarten möchte, in den beschränkten, nur in der Studierstube und im Hörsaal heimischen Verhältnissen eines regulären Professorendaseins oder in der ruhigen Gleichmäßigkeit einer unveränderlich festen Position. Vielmehr ist Helmholtz ungleich öfter als die meisten Universitätslehrer in die zeit- und kraftraubende Lage gekommen, nicht nur Ort und Umgebung, sondern auch Lehrauftrag und Natur des Unterrichtes von Grund auf zu ändern, und er hat, wenigstens in der zweiten Hälfte seines Lebens, ständig in breiten, ja glänzenden Verhältnissen gelebt. In Königsberg, wo er auch die allgemeine Pathologie zu lehren hatte, blieb Helmholtz keine sieben Jahre. 1855 ging er nach Bonn und zwar nun als Professor der Anatomie und Physiologie, doch schon nach drei Jahren folgte der Siebenunddreißigjährige einem Ruf an die Universität und das neue physiologische Institut in Heidelberg, welches ihn dreizehn Jahre gefesselt hat. Die Geschichte dieser Berufung ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie zeigt, daß sich nun bereits die Regierungen in einen Wettstreit um den Besitz von Helmholtz einließen. Die Akten der häufig falsch beurteilten Verhandlungen liegen nunmehr in Koenigsbergers Biographie offen. Danach hat Helmholtz, welchem die kompakte Reaktionspartei und das System wissenschaftlicher Polizei an der Bonner Universität widerstrebte, in der zögernden Behandlung, welche das preußische Ministerium den ihm gemachten Zusagen betreffs Laboratorium und Institutsbau angedeihen ließ, einen Grund ge-

funden, um den bereits abgelehnten Ruf nach Heidelberg schließlich doch anzunehmen: die badische Regierung, welche den Gewinn eines solchen Mannes zu schätzen wußte, bot ihm glänzende Bedingungen. Da griff, wie nun feststeht, der damalige Prinzregent, der spätere Kaiser Wilhelm I., ein, und zwar auf Veranlassung seiner Gemahlin Augusta: er äußerte sich sehr mißbilligend über die Art, wie in der Verwaltung der preußischen Universitäten die wissenschaftlichen Rücksichten den kirchlichen und politischen nachgesetzt wären, und forderte einen Bericht des Ministers ein, ob nicht die von dem Forscher mit der badischen Regierung getroffene Übereinkunft rückgängig zu machen wäre. Die Art, wie nun die ministeriellen Beamten ihn zunächst zu direktem Wortbruch und dann zur höchst eiligen Unterschrift einer verfänglichen Erklärung — sie solle, hieß es fingierterweise, sofort nach Berlin telegraphiert werden — zu treiben versuchten, ist nichts weniger denn rühmlich. Helmholtz lehnte jegliches aktive Eingreifen ab. Der Prinzregent Wilhelm versuchte schließlich noch durch Allerhöchste Ordre, vermittels seines Gesandten, die Entbindung des berühmten Forschers von seinem Versprechen bei der großherzoglichen Regierung zu erwirken, aber diese sah sich nicht veranlaßt, dem Wunsche Preußens zu willfahren. So ging Helmholtz Michaelis 1858 nach Heidelberg.

Hier fand er einen glänzenden Kreis gleichstrebender Forscher, dem der Anatom Henle und vor allem seine beiden alten Freunde, der große Physiker Kirchhoff und der Chemiker Bunsen, angehörten, in welchen sich eben die Entdeckung der Spektralanalyse vorbereitete. Bald trat auch der Philosoph Eduard Zeller in diesen Kreis: wieder entstand eins der schönen stetigen Freundschaftsverhältnisse, an denen Helmholtz' Leben so reich gewesen ist. Seine Verbindungen in der Gelehrtenrepublik nahmen nun überhaupt einen immer umfassenderen Charakter an. Schon in Königsberg hatte er einmal die Ferien dazu benutzt, um die physiologischen Institute an den deutschen Universitäten zu besichtigen und zugleich die persönlichen Beziehungen zu den bedeutenden Forschern teils neu zu knüpfen, teils stärker zu festigen. Dann brachten ihn wiederholte Reisen nach London, zumal zu populären Vorlesungen in der Royal Institution, in Berührung mit den großen Vertretern der englischen Naturwissenschaft, woraus sich zum Teil wieder lebenslange Beziehungen entwickelten. Besonders mit William Thomson, dem späteren Lord Kelvin, hat ihn vierzig Jahre hindurch engste Freundschaft und größte gegenseitige Verehrung verbunden, in einem fortgesetzten Briefwechsel tauschten sie ihre Gedanken aus. Helmholtz schilderte gern die ungenierte Art seines Benehmens. „Thomson hat jetzt," so schreibt er einmal, „die Freiheit des Umgangs so weit getrieben, daß er stets sein mathematisches Heft mit sich führt und, sobald ihm etwas einfällt, mitten in der Gesellschaft zu rechnen anfängt, was man allgemein mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Wie wäre es, wenn ich die Berliner auch daran gewöhnte? Am naivsten aber fand ich es, daß er sich am Freitag die Gesellschaft auf seine Jacht eingeladen hatte und dann, sobald das Schiff auf seinem Kurse war und sich jeder einen gegen Schwankungen möglichst gesicherten Platz auf dem Deck gesucht hatte, in die Kajüte verschwand, um dort zu rechnen, während sich die Gesellschaft, soweit sie noch Lust dazu hatte, wechselseitig unterhalten mochte, natürlich nicht gerade sehr lebhaft. Ich erlaubte mir, meine Unterhaltung darin zu suchen, daß ich auf dem Deck ‚in schwankender Anmut' auf und ab balancierte ..."

Helmholtz' englische Verbindungen waren so bedeutend, daß man einmal daran dachte, ihn als Professor nach Oxford zu berufen; da man aber nur siebenhundert Pfund Sterling Gehalt zusammenbrachte, so erklärte Max Müller, der Sprachforscher, daß ein Helmholtz daraufhin bestimmt nicht kommen werde: mit Recht, wie Helmholtz hinzufügte, da das zu einem behaglichen Leben in England nicht genüge. Bei einer späteren, von Thomson selbst gestellten Anfrage, ob er eine Professur in Cambridge unter den glänzendsten Bedingungen annehmen würde, hatte Helmholtz bereits den Ruf nach Berlin erhalten. Er hatte doch für England eine große Sympathie. So schrieb er einmal: „England ist ein großes Land, und man fühlt hier, was für ein großartiges und herrliches Ding die Civilisation ist, und wenn sie in alle kleinsten

Beziehungen des Lebens eindringt. Gegen London sind Berlin und Wien doch nur Dörfer. London läßt sich gar nicht beschreiben, man muß das dortige Treiben mit eigenen Augen gesehen haben, es ist ein Lebensereignis, es zu sehen, man lernt dort das menschliche Treiben nach anderem Maßstabe zu beurteilen."

In Heidelberg hat Helmholtz, dessen Gattin bald nach der Übersiedelung gestorben war, seine zweite, nicht minder ebenbürtige Lebensgefährtin gefunden: Anna von Mohl, die Tochter des berühmten Heidelberger Staatsrechtslehrers. Das Bild der bedeutenden Frau, die nun auch seit zwei Jahren dahingeschieden ist, ist jüngst in einer meisterhaften Skizze entworfen worden. Auch die neue Biographie zeugt von dem Glück dieser Ehe und der stillen Sorge, mit welcher die Frau den Gatten umgab; all ihrem Tun und Lassen lag, wie ihre Schwester es ausdrückt, ein Bestreben zu Grunde: persönliches Leid sollte seine Arbeitskraft nicht beeinträchtigen, alltägliche Dinge sollten ihm ferngehalten werden. Als Helmholtz bei einem Londoner Aufenthalt das Haus seines Freundes Thomson wiedersah, wie es durch den Tod der Lady Thomson verwaist war, schrieb er seiner Gattin: „Ich wurde ganz traurig und mußte die Tränen zurückhalten. Es ist sehr traurig, wenn die Männer ihre Frauen verlieren und ihr Leben verödet." Und bald hernach: „Ich finde, daß ein nicht mehr ganz junger Ehemann sich auf die Dauer doch nicht wohl fühlt, wenn er so ohne höhere Leitung, sich selbst überlassen, in der Welt herumschwärmt, und daß, wenn die Welt allein mit Männern bevölkert wäre, sie wahrscheinlich nicht sehr viel Schönheit darbieten würde, sondern sehr praktisch und unerquicklich sein würde."

Durch die Verbindung mit Anna von Mohl erhielten nun auch erst die äußeren Lebensverhältnisse des berühmten Forschers den großen gesellschaftlichen Stil, welcher der Gattin von ihrem Vaterhause her wie durch ihren längeren Aufenthalt in den Salons ihrer geistvollen Pariser Tante zur Gewohnheit und zum Bedürfnis geworden war. Ganz zur Entfaltung gelangten aber ihre großen gesellschaftlichen Talente, ihr Sinn und ihre Fähigkeit, das Leben künstlerisch zu gestalten, erst, als nun Helmholtz den Ruf nach der Reichshauptstadt erhielt und annahm.

Es war das ereignisvolle Jahr 1870. Durch den Tod von Magnus war die Berliner Professur der Physik erledigt, und das Los, welches du Bois-Reymond gerade damals zum Rektor der Universität machte, war, wie dieser selbst schreibt, eine gescheite Tat des Weltgeistes: du Bois wurde von dem Minister von Mühler beauftragt, sich zu der persönlichen Leitung der Berufungsangelegenheit nach Heidelberg zu begeben, wo er dann, nachdem Kirchhoff abgelehnt, den Freund unter glänzenden Bedingungen gewann. Auf einem kleinen Diner, das er den Freunden zu Ehren gab und dem auch unser Biograph beiwohnte, hob er in einer schwungvollen Rede hervor, daß Heidelberg lange genug der Mittelpunkt naturwissenschaftlicher Forschung gewesen, und daß, wenn er es auch verstünde, daß Kirchhoff von seinen Freunden sich nicht trennen wolle, Helmholtz doch durch die Natur seiner Arbeiten ganz in die physikalische Forschung gedrängt worden sei, und daß es ihm gezieme, in die Reichshauptstadt des immer mehr sich einigenden Deutschlands überzusiedeln, von der aus er seinen Weg genommen. Daß wenige Wochen später, fügt Koenigsberger dieser seiner Erzählung hinzu, wirklich der große Kampf um die politische Einigung Deutschlands entbrennen sollte, ahnte niemand von uns. Die Bestallung ist von Kaiser Wilhelm in Versailles unterzeichnet. So geschah, sagt du Bois, das Unerhörte, daß ein Mediziner und Professor der Physiologie den vornehmsten physikalischen Lehrstuhl in Deutschland erhielt, und so gelangte Helmholtz, der sich selber einen geborenen Physiker nannte, endlich in eine seinem eigensten Talent und seinen Neigungen zusagende Stellung.

In Berlin wurde das Haus Helmholtz zu einem Mittelpunkt der vornehmen Geselligkeit der Stadt. Nicht nur die Gelehrtenaristokratie fand sich hier zusammen, sondern auch die hervorragenden Vertreter der Literatur und Kunst wie der aufstrebenden Technik, und auch zur Hofgesellschaft wurden Beziehungen gepflegt, wie denn das nähere Verhältnis zu dem späteren Kaiser Friedrich und besonders seiner wissenschaftlich interessierten

Gemahlin Viktoria bekannt ist. Franz von Lenbach und Adolf Hildebrand, die beiden großen modernen Porträtisten, standen Helmholtz nahe, er liebte Böcklin und Thoma, Richard Wagners Genie hat er gleich bei seinem Aufgange erkannt und bewundert; es bahnten sich seit den ersten Bayreuther Festspielen „Geistes- und Herzensbeziehungen an, welche, fördernd und beglückend, gegenseitig ein teurer Lebensbesitz werden mußten." Über seine Schätzung der musikalischen Klassiker gibt die neue Biographie eine bezeichnende Äußerung wieder, welche sich an die Würdigung Beethovens in einer Stelle der „Tonempfindungen" anschloß: „Auch ich finde," schreibt Helmholtz von ihm, „daß er der gewaltigste und erschütterndste aller Komponisten ist, und ich selbst spiele auch fast nichts, wenn ich einmal spiele, als Beethovensche Sachen. Ich hatte aber vom Wohlklang und der feinen künstlerischen Schönheit des Flusses der Harmonien ausschließlich zu reden, und da glaube ich allerdings, daß Mozart der erste ist, wenn er uns auch nicht so mächtig erschüttert. Und überhaupt, wenn man älter wird und mehr und mehr Narben an der Seele mit herumträgt, hört man auf, die Erschütterungen als das Größte in der Kunst zu betrachten."

Wie die Kunst so war ihm auch die Natur eine stete Quelle der Erholung und des heiteren Genusses, und zahlreiche Äußerungen, die Koenigsberger mitteilt, zeigen sein starkes Vermögen, die Naturschönheit zu empfinden und auszudrücken. Die Reisen, durch die er sich frisch und arbeitskräftig erhielt — die Migräne nahm ihm lange Jahre hindurch fast wöchentlich einen Tag —, erstreckten sich gelegentlich bis nach Spanien und Nordafrika oder gar über den Atlantischen Ozean. Zum ständigen Sommeraufenthalt aber hatte er sich das schöne Pontresina im Engadin gewählt, wo zu gleicher Zeit, nur wenige Wegstunden entfernt, in Sils Maria, ein anderer großer Denker, der Philosoph Friedrich Nietzsche, in der Einsamkeit lebte und grübelte. Helmholtz unternahm die Bergbesteigungen wie eine Kur: mit eiserner Konsequenz führte er in dem Alpenorte, welcher durch ihn einen großen wissenschaftlichen Charakter erhielt, seine genau bestimmten Touren täglich aus. Diese Selbstdisziplin war sein Geheimnis. So äußerte er, die Hauptsache sei, daß man lerne, wie viel man unternehmen darf, und das sorgfältig beachtet. „Ich habe schließlich gelernt, wie viel ich mir an Arbeit und Vergnügen zumuten darf, und bin hartnäckig und rücksichtslos gegen die Menschen geworden, die meine Zeit in Anspruch zu nehmen suchen, wenn ich müde bin."

Die schöne freie Natur war für Helmholtz nicht nur eine Quelle von Gesundung und Genuß, sie schien mit ihrem großen Erforscher einen mütterlich freundschaftlichen Bund geschlossen zu haben, daß sie ihm bei der Geburt seiner Gedanken Hilfe lieh. Er hat sich mehrmals über diese Art seiner Produktion ausgesprochen, nun liegt die schönste Äußerung in einem Heidelberger Trinkspruch bei Koenigsberger vor: „Arbeit allein kann die lichtgebenden Ideen nicht herbeizwingen. Diese springen, wie die Minerva aus dem Kopfe des Jupiter, unvermutet, ungeahnt; wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Nur das ist sicher: dem, der das Leben nur zwischen Büchern und Papier kennen gelernt hat, und dem, der durch einförmige Arbeit ermüdet und verdrossen ist, dem kommen sie nicht. Die Empfindung von Lebensfülle und Kraft muß da sein, wie sie vor allem das Wandern in der reinen Luft der Höhen gibt. Und wenn der stille Frieden des Waldes den Wanderer von der Unruhe der Welt scheidet, wenn er zu seinen Füßen die reiche üppige Ebene mit ihren Feldern und Dörfern in einem Blick umfaßt und die sinkende Sonne goldene Fäden über die fernen Berge spinnt, dann regen sich auch wohl sympathisch im dunklen Hintergrunde seiner Seele die Keime neuer Ideen, die geeignet sind, Licht und Ordnung in der inneren Welt der Vorstellungen aufleuchten zu machen, wo vorher Chaos und Dunkel war."

Eine letzte und wesentliche Veränderung vollzog sich in Helmholtz' Lebensstellung, als im Jahre 1887 die seit über einem Jahrzehnt, im Zusammenhang mit der neuen Technischen Hochschule, geplante Begründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg zu stande kam. Es war bekanntlich Werner von Siemens, welcher angesichts der nationalen Bedeutung des Planes durch Schenkung einer halben Million in Grundwert oder Kapital die schließliche

Ausführung zuwege gebracht hat. Er verband damit zugleich den Gedanken, seinem Freund und Schwäher, dem die Stelle eines Präsidenten der Anstalt zugedacht war, eine ideale Lebenslage zu schaffen: denn hier sollte er, von der zeit- und kraftraubenden Verpflichtung zu Universitätsvorlesungen befreit, in rein wissenschaftlicher Tätigkeit der Fortführung seiner großen Arbeiten sich widmen können. Es entspann sich nun wieder ein Kampf um den Besitz des Forschers, da sich die Universität den großen Mann nicht so leichten Kaufes wollte entführen lassen; er blieb schließlich auch mit ihr in Verbindung durch eine öffentliche Vorlesung, die er in jedem Semester zu halten versprach.

So wurde denn Helmholtz der erste Präsident des neuen Institutes, das in seiner umfangreichen, vielfach gegliederten Anlage den Charakter einer wissenschaftlichen Unterrichtsanstalt mit dem einer Fabrik verband. Ihm selbst gebührte wesentlich das Verdienst, daß in dem geplanten Unternehmen neben den technisch-mechanischen Zwecken die Gründung einer rein wissenschaftlichen Abteilung durchgesetzt war. In den Kommissionssitzungen wie in einem eigenen Votum hatte er diese Notwendigkeit auseinandergesetzt; er sprach es da einmal prinzipiell aus unter Hinweis auf die Astronomie: „Trotz des weiten Abstandes, durch welchen die Objekte dieser Wissenschaft von allen Objekten irdischen Nutzens getrennt zu liegen scheinen, hat sich auch hier die alte Regel bewährt, daß jede ernste wissenschaftliche Arbeit ihre praktische Anwendung schließlich da bringt, wo man es am wenigsten vermutet hätte.“ Sieben Jahre hat Hermann von Helmholtz an dieser Stätte gewirkt, und immer mehr häuften sich auf ihn alle irdischen Ehrungen. Als er am 8. September 1894 starb, war er erst dreiundsiebzig Jahre alt: der Tod raffte ihn aus voller Schaffenskraft hinweg. „Nichts hindert uns zu träumen,“ sagt du Bois, „daß, nachdem mit seiner Hilfe Licht und Elektricität als einerlei erkannt worden waren, es ihm auch noch glücken würde, das seit Newton scheinbar ewig dunkle Wesen der Gravitation in etwas zu enthüllen.“

Nun steht sein Standbild, der akademischen Jugend täglich gegenwärtig, vor den Toren der Berliner Universität.

Bergnacht

Wie der Sterne große Schar
Sich im blauen Dunkel weitet
Und die Seele wunderbar,
Die so tief in Schmerzen war,
In das Land des Friedens leitet!

Tiefer atmet meine Brust
Deine selig reinen Wellen,
Klare Nacht! Und unbewußt
Füllt mein Herz aus tiefen Quellen
Sich mit neuer Lebenslust.

Ringsum trugen nah und weit
Menschen ihre schweren Lasten.
Leise hast du sie befreit,
Sorge, Leidenschaft und Streit
Ausgelöscht. Sie dürfen rasten.

Ernste Stille, heilige Ruh',
Fürder durch des Lebens Wirre
Leite meine Wege du,
Führe mich aus Kampf und Irre
Den erlösten Brüdern zu!

Hermann Hesse

Das Kornfeld

Novelle

von

Franz Ferdinand Heitmüller

(Nachdruck ist untersagt.)

Auf Türmen und Giebeln der Stadt lag es wie Duft, weiß, weich, zerfließend; um die Kuppeln flutete es und um die Erker und Ecken der Häuser, aber auch der Grashalm und die Ameise waren darin eingetaucht und schimmerten und zergingen in Luft und Licht. Die weite Landschaft, die Kanäle, die Flußläufe und die Schiffe, die sie auf ihrem Rücken trugen, waren davon übersilbert. Das wehte wie Schleier aus Licht gewoben, feiner und leuchtender als das Seidenhemd, das einer Königin Glieder umschmeichelt — voll flüssigen Glanzes und Schimmers und Schönheit des Morgens. Nur daß die Augen eines Dichters dazu gehörten, so Köstliches zu fühlen! Die Augen der anderen sahen es nicht.

Ja, so war es wirklich.

Wie eine Offenbarung war es über ihn gekommen — an einem stillen Sommertag, als er über Land ging und einen Weg, den er unzähligemal gegangen war —, und er wunderte sich, daß er bisher immer mit blinden Augen daran vorübergegangen war. An diesem Wunderschein, der im wahren Sinne des Wortes „in der Luft" lag.

Und da besann er sich auf sich selbst.

Nun wußte er, er stand am Ziel. Am ersten wenigstens. Aber doch an einem Ziel.

Er war ein Künstler.

Nicht weil die Sezession sein kleines Bild „Morgengrauen" angenommen und gleich am Eröffnungstage verkauft hatte — nein, gewiß nicht deshalb. Das war ein Erfolg, wie ihn andere auch hatten. Aber dies, das war das eine, das einzige, das entweder kommt oder ausbleibt im Leben des Schaffenden und ihm seine Weihe gibt oder es entwertet.

Er hatte ein Gefühl, als sei er im Begriff, einzutreten in einen hohen Tempel, von dessen gewaltigem Kuppelbau die Namen der Großen der Menschheit auf ihn herabglühten. Noch stand er draußen, aber die Torklinke wollte schon seiner Hand nachgeben, ein Druck noch, dann würde die Pforte aufspringen und er drinnen stehen. Zusammen mit allen erlesenen Geistern seit den Tagen der Welt ...

Und wie ihn früher der Widerstand, der stumpfe Gleichmut der Leute kalt gelassen hatte, so galt ihm jetzt ihr Enthusiasmus nichts. Er begriff, daß sie wohl nicht anders konnten, damals nicht und jetzt auch nicht; man mußte sie nehmen, wie sie nun einmal waren. Nichts von ihnen wollen, nichts verlangen, sondern ihnen geben — das war es. Die uralte Erkenntnis, daß dieses „seliger" sei denn jenes, hatte sich ihm plötzlich in eine persönliche Wahrheit gewandelt. Es kümmerte ihn wenig, ob die Leute ihn stolz nannten oder für bescheiden hielten — gewiß war er beides, denn er hatte jetzt Selbstvertrauen und spürte die Kraft seiner strömenden Empfindung.

Und dann — er war jetzt glücklich. Beinahe wenigstens. Denn er hatte recht behalten.

Und was hatten die Leute damals, als er des Königs Rock ausziehen mußte, um seiner Regine Wort halten zu können, nicht alles zusammengeschwatzt. Wie hatten sie ihre weisen Köpfe geschüttelt, als er mit

dreiunddreißig noch auf die Akademie zog und Maler werden wollte! Maler! Als wenn jeder ein Uhde wäre oder werden könnte! Daß er auch zufällig Fritz hieß, worauf er zuweilen, um die Philister erst recht in den Harnisch zu bringen, mit humoristischer Selbsteinschätzung hinwies, war doch wirklich nebensächlich. Und jene, die am wenigsten von der Kunst wußten und wollten, hatten am meisten geschrien.

Auch Regine selbst. Hinter wen nicht alles hatte sie sich gesteckt, um ihm „den Unsinn auszureden". Sie war viel mehr für Polizeileutnant gewesen, wenn es denn nun einmal kein „richtiger" mehr sein konnte. Zuerst ja nicht, denn sie mußte froh sein, mit ihren beiden Jungens noch unter die Haube zu kommen. Denn obgleich er's immer betont hatte, daß er sie liebe und sie gewiß nicht werde sitzen lassen, so recht geglaubt hatte sie doch nicht daran. Ach Gott! Die Männer! So was kennt man doch! Sie hatte sich sogar im stillen gefragt, ob sie's denn überhaupt wünsche. Und wenn sie dann auch jedesmal mit raschem Entschluß den Wunsch bejahen mußte, so war es ebensosehr im Hinblick auf die Zukunft der Kinder als auf ihre eigene geschehen. Mehr noch wohl auf die der Kinder. Denn was sie anging, so liebte sie in ihm den Offizier, die glänzende, rauschende Daseinsfülle, die sich ihr in dem zweierlei Tuch verkörperte. Der Durst nach dem Leben, nach diesem bunten, fröhlich-lauten Leben seiner Welt hatte sie einst zu ihm hingerissen. Wenn er nun aus dieser Welt ausschied, so — — aber immerhin, sie war ihm in seine Einsamkeit gefolgt. In die Einsamkeit der Ehe.

Und wirklich, es war einsam um ihn geworden. Viel schneller, als man es hätte für möglich halten sollen.

Mit der Wohnung hatten sie sonst Glück gehabt. Das kleine Gartenhaus, in das sie einzogen, lag freilich weit draußen im Vorort. Regine wäre lieber in der Stadt geblieben, aber sie mußten sich ja nun einschränken, und so hatten sie denn, obwohl die Villa ursprünglich nicht darauf eingerichtet war, das Parterre, das leer stand, genommen — des Gartens wegen. Fritz bestand nun einmal darauf, daß die Jungens einen Garten haben sollten.

Auch sonst hatten sie's gut getroffen, wie sie bald merkten. Die Hauseigentümerin, welche den Stock bewohnte, war eine alte, liebenswürdige Dame, die sich meist auf ihrer Etage hielt und nur selten, an sehr stillen Sommerabenden, ihren Laubensitz im Vordergarten mit Beschlag belegte.

Sie waren beide entzückt von der rüstigen Matrone. Er nahm sich vor, sie zu malen, und wollte sie durch Regine bei nächster Gelegenheit darum bitten lassen. So recht altmodisch, in demselben heliotropfarbenen Seidenkleid mit den vielen Rüschen aus dem Anfang der achtziger Jahre. Sie hatte es heute mittag, als ihr der Besuch gemeldet wurde, noch rasch übergeworfen, während er mit Regine im Salon warten mußte. In diesem Raritätenkabinett, das unberührt wie ein Tempel der Erinnerung dastand. Er hatte übrigens gleich ein paar schöne schlanke Meißener Tassen hinter den Glastüren des Mahagonischränkchens entdeckt — offenbar schon von Urgroßmutters Zeiten in der Familie vererbt. Freilich, die klobige, reich vergoldete Schnurrbarttasse zwischen ihnen war um so scheußlicher, aber gewiß war diese robuste Geschmacklosigkeit die leibhaftigste Erinnerung an den bald nach ihrer silbernen Hochzeit — Kranz und Bouquet standen auf dem Whisttisch unter Glas — mit Tode abgegangenen Ehemann und der alten Dame besonders lieb. „Dem Hausherrn", stand in großen, dicken Goldbuchstaben darauf.

Ein leiser Geruch nach Lavendel und Kampfer störte die alte Dame weiter nicht. Ab und zu, wenn sie eine raschere Bewegung machte, stieß das Heliotropfarbene einen schwachen Terpentindunst aus, aber auch den vergaß man, sobald seine Trägerin sich in Positur gesetzt hatte und zu erzählen anfing, wie es früher war und wie es früher so ganz anders und besser gewesen war. Wie es sich gehörte, hatte das Leben mit ihrer Ehe angefangen und wieder aufgehört. Seit dem Beginn der achtziger Jahre, wo der selige Steuerrat sie kinderlos, aber mit einem kleinen, netten Vermögen als verwitwete hohe Vierzigerin zurückließ, hatte für sie die Geschichte gewissermaßen aufgehört. Wenigstens erlebte sie von da ab die Ereignisse der großen Welt nur noch von Gnaden der

Zeitung. Ihr Blatt las sie freilich sehr genau, insbesondere den lokalen Teil, und war immer aufs neue entsetzt über das, „was jetzt immer alles passiert“. Die Marksteine ihrer verwitweten Erinnerung waren der Tod der beiden Kaiser in dem Unglücksjahr mit den drei Achten und die Geburten der Söhne und hauptsächlich der kleinen Prinzessin des jetzt regierenden Fürstenpaares. Um Politik kümmerte sie sich sonst nicht, wenigstens nur insoweit, als sie mit den Leiden und Freuden „ihrer“ Hohenzollern in engerem Zusammenhang zu stehen schien. Ja, für den schlanken Kronprinzen und die Düsseldorfer Ausstellung schwärmte sie geradezu. Gesehen hatte sie beide noch nicht, aber sie ließ auf beide nichts kommen, wie sie denn überhaupt darauf hielt, bei Gelegenheit ihre loyale, von des seligen Steuerrats Zeiten her konservierte Gesinnung zu betonen. Von ihrem Interesse an den fürstlichen Familien schloß sie nur den Sultan aus, obwohl ihr Neffe, der ihr künftiger Erbe war und auf den sie sonst große Stücke hielt, sie von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht wiederholt zu überzeugen versucht hatte. Nein, den Sultan mochte sie nicht — und ehe die Türkei nicht eine preußische Provinz sein würde, würde es da unten nicht besser werden. Mochte ihr Neffe sagen, was er wollte — über gewisse Sachen hat so ein junger Leutnant eben laxe Ansichten. Wenn er erst verheiratet sei, würde er ja auch vernünftiger werden, denn im Grunde sei der Junge gut — wie sein verstorbener Vater, ihr lieber Bruder. Sie wünschte sich sehnlichst, den Tag zu erleben, wo sie seine Verlobung in der Rubrik „Aus der Gesellschaft“, die sie jeden Morgen in ihrer gesinnungstüchtigen Zeitung fand, lesen würde. Aber vorläufig dächte der Junge wohl noch nicht ans Heiraten ...

Etwas reichlich mitteilsam, dachte Fritz, als sie wieder unten waren, und fragte Regine um ihre Meinung. Aber die fand es gar nicht, sondern hätte noch gern mehr gehört.

„Es ist doch besser, als wenn sie neugierig wäre und immer gefragt hätte. Das mußt du doch auch sagen?“

„Ja, sie erzählt nett,“ gab er ihr recht und ging in die Remise, wo Maurer beschäftigt waren. Die eine nach Norden gelegene Wand war eingerissen. Hier wollte er sein Atelier einrichten.

* * *

Ein paar Tage später — Tischler und Tapezier waren schon verabschiedet, und die verscheuchte Behaglichkeit fing gerade an zurückzukehren — stand Regine, im Begriff den kleinen Detlev zu baden, in der Küche. Sie goß eben das heiße Wasser in die Wanne, das Kind hatte sie ausgezogen neben sich.

Wie lange diese Person, die Alma, nur wieder ausblieb!

Der Krämer wohnte doch kaum zwanzig Schritt die Straße 'runter. Und dabei wußte sie, daß sie das Kind baden wollte und auf das Salz wartete!

Gewiß hatte sie wieder eine neue Bekanntschaft gemacht. Diese Leute kennen sich ja alle untereinander, und wenn sie sich auch eben erst zum erstenmal sehen, reden sie wie die dicksten Freunde zusammen. Sicher stand dieses leichtfertige Geschöpf mit irgend einer Mannsperson an der Ecke ...

Sie blickte, ganz in ihre ärgerlichen Gedanken vertieft, auf, als ob sie von hier auf die Straße und bis zur nächsten Ecke sehen könnte. Aber die Küchenfenster gingen in den Garten, und sie verzog unwillkürlich den Mund zu einem etwas täppischen Lächeln. Daß man so dösig sein konnte und so in der Gewohnheit hinleben! In ihrer früheren Wohnung hatte sie von der Küche aus immer die Straße beobachten können und, da sie in ihr einen guten Teil des Tages zubringen mußte, hier auch ihren Spion anbringen lassen. Das würde, dachte sie weiter, hier natürlich nicht gehen, denn in diesem Garten, der ziemlich groß war und nach hinten in verstaubten Bosketts und wilderndem Buschwerk sich verlor, konnte man natürlich nichts zu sehen erwarten, das einen interessierte. Überhaupt — für Langeweile würde hier gewiß hinreichend gesorgt sein.

Und sie blickte auf das dampfende Wasser nieder und das Kind, das in seinem Hemdchen bereits unruhig wurde.

„Ja, ja, gleich, mein Liebling,“ sagte sie. „Detel soll gleich baden —“

Aber ihre Augen und Gedanken gingen schon wieder über den Garten.

Es müßte mal etwas dafür getan werden, fand sie. Ob die alte Dame wohl geizig war? Da wuchs ja überall Gras in den Wegen, der Rasen war ausgetreten und hatte kahle Stellen und Löcher — dabei fiel ihr ein, daß sie noch ihren Morgenrock flicken wollte und daß sie hier nun zwecklos stehen mußte und auf die Person warten —, und dann, ganz hinten, die große Silberpappel, die hatte ja mehr kahles, abgestorbenes Astwerk als —

Ja — was war denn das?

Da — da hinten?

Sie setzte den Kessel, den sie gerade in die Hand genommen hatte, um frisches Wasser einlaufen zu lassen, rasch wieder hin.

Da lag ja jemand in der Hängematte.

Ein Mann war es — ein Herr —

Ein Herr, der eine Litewka anhatte mit blanken Militärknöpfen — ja, das war ja überhaupt ein Leutnant!

Sie suchte und fand jetzt auch die roten Biesen an der engen Hose. Und da lag auch seine Mütze am Boden. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Er lag, ihr halb abgewandt, auf dem Rücken, eine Cigarette unter dem Habybärtchen, ein Buch in den Händen. Aber er schien nicht zu lesen, sondern seine Gedanken den weißen Wolken nachzuschicken, die im Frühlingswinde rasch über ihn hinzogen.

Wenn sie nur sein Gesicht sähe — vielleicht, daß sie ihn von früher kannte ...

Aber gerade eben drehte er sich noch mehr von ihr ab.

Der dumme Mensch ...

Und wie kam er dahin? Gehörte er ins Haus?

Ach nein, das war wohl nicht anzunehmen. Das hätte sie wohl schon erfahren und auch seinen Burschen einmal bemerkt, oder Alma hätte es erzählt — ach, es interessierte sie auch gar nicht.

Sie tunkte den Finger ins Wasser und merkte, daß es inzwischen fast kalt geworden war. Eben setzte sie den Kessel wieder aufs Feuer — da kam Alma. Ganz gemächlich und grinsend, als ob es sich so gehörte. Aber Regine war sehr böse, und das alberne Gesicht, das die Deern machte, chokierte sie erst recht.

Was es zu lachen gäbe, fragte Regine und riß ihr die Tüte mit dem Badesalz aus der Hand. Und ohne eine Antwort abzuwarten: Sie sollte sich lieber was schämen! So ein Mädchen! Das nicht wieder ans Haus kommen könnte und mit allen Mannsbildern in der Nachbarschaft —

O, das dürfe die gnädige Frau aber nicht sagen! Beim Kaufmann wäre es so voll gewesen, und sie hätte warten müssen, denn es ginge nach der Reihe — und dann —

„Ja, aber dann hätten Sie rasch nach Hause kommen müssen.“

Das sei sie auch. Sie sei noch gelaufen. Aber gerade unten in der Tür sei ihr der Bursche begegnet, und der hätte —

Frau Regine mit kühlem Erstaunen: „Welcher Bursche?“

Und nun fing sie an: Gnädige Frau wisse es wohl noch gar nicht? Der Herr von — (sie besann sich einen Augenblick, fand den Namen aber nicht) — der Herr von — na, der Herr Leutnant —

„Was für ein Leutnant?“

Den Namen hätte sie vergessen, versetzte sie eifrig. Aber er sei ein Neffe von der alten Frau Steuerrätin — und der Bursche hätte ihr erzählt, sie hätten die Masern gehabt und jetzt Urlaub, damit der Herr Leutnant sich recht erholen könnte — aber es sei nun nicht mehr ansteckend, denn der Herr Leutnant sei schon wieder ganz gesund — und einige Zeit blieben sie wohl, hätte der Bursche gemeint —

Alma holte tief Atem und lächelte schelmisch. Die Nähe des Burschen, fand Frau Regine, hatte sie ganz redselig gemacht und ausgelassen. Gott, so 'n junges Ding will schließlich auch was vom Leben haben, ging es ihr großmütig durch den Kopf, laut aber sagte sie: „Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll, Alma. Das geht doch nicht an. Einfach alles zu vergessen, wenn Ihnen ein neues Mannsgesicht über den Weg läuft. Früher, als wir noch aktiv waren und noch selbst einen Burschen hatten —“

Sie brach plötzlich ab. Die Person sah jetzt so impertinent aus, als wisse sie um vergangene Dinge, so daß sie es vorzog, das, was sie sagen wollte, rasch umzudenken und weniger persönlich zu färben. Nur keine

Korrektur herausfordern! Und sie hatte doch tatsächlich eine Unwahrheit im Munde gehabt, denn mit ihrer Heirat hatte die Aktivität ja gerade aufhören müssen. Und hatte sie auch aufgehört. Und auch der Bursche. Sie fuhr also fort: „Ich will Ihnen nur noch so viel sagen, kümmern Sie sich um den Burschen nicht. Es ist durchaus ungehörig, und der Oberleutnant" — sie sagte immer noch gern so — „duldet es absolut nicht."

Sie ließ das Mädchen, das eben ein paar rasche Worte auf der Zunge zu haben schien, gar nicht zu Worte kommen.

„So, und jetzt gießen Sie das Wasser fort, es ist völlig kalt geworden. Und rufen Sie mich, wenn es wieder kocht."

Sie nahm das Kind, hüllte es fest in den Bademantel ein und verließ mit ihm schnell die Küche.

* *
*

Er war schon mitten in der Arbeit.

Aber diese „Quelle des Lichtes", wie er das Bild zu nennen gedachte, war vorerst noch eine dauernde Quelle des Ärgers, und die Dunkelheit wollte nicht weichen.

Die Studie dazu hatte er schon im vorigen Sommer draußen gemalt. Ein üppiges Kornfeld unter leuchtendem blauem Sonnenhimmel, an dessen Horizont ein paar große weiße Wolken dahintrieben. Das war eigentlich alles, ein ganz einfaches Motiv, aber originell gesehen und verblüffend echt hingestrichen, als ob er Sonnenlicht auf der Palette gehabt hätte. Auf der größeren Leinwand aber nahm sich alles anders aus, das Bild wirkte leer und kalkig; alles schien kleinlich, zahm, langweilig. Es lebte nicht, dieses Ährenfeld. Auf der Skizze flimmerte es wie ein Strom flüssigen Goldes, es schien das helle phosphoreszierende Licht nicht nur zu reflektieren, sondern selbst zu gebären. Eine ewige Quelle.

Es war eine rechte Quälerei. Er verlor die Lust daran. Der Name, auf den er das Bild taufen wollte, kam ihm bald anmaßend, bald albern vor. Aber Ruhe ließ es ihm doch nicht, er kehrte immer wieder zu ihm zurück.

Und er konnte die Zeit nicht erwarten, wo das Korn vor schwerer Reife wieder üppig und lichtlüstern und regungslos dastehen würde, wo er vor der Natur malen könnte. Denn daran lag es schließlich ja, er mußte die Natur haben — dann würde er es leicht packen.

Er nahm sich vor, schon jetzt einmal hinauszugehen, damit er genau wisse, wie weit die Saat sei und wie lange sie noch auf dem Halm stehen werde. Daß es ihm nicht wieder so ginge wie voriges Jahr am Bodensee! Da war der verwilderte Dorffriedhof, wie er ihn sich erträumt hatte, den er brauchte und den er immer im stillen gesucht hatte. Ein Stück Gottesland mit verfallenen Gräbern und eingesunkenen Kreuzen, von einer blühenden Wildnis übersponnen und umschwiegen, unberührt seit Jahren, schien es ihm, vergessen von den Menschen, ein Traum des Friedens und der Ruhe in Gott. Er war ganz glücklich heimgekehrt, hatte noch selbst am Abend seine Pinsel gewaschen, um nur ja in der Frühe gleich fortzukommen — und als er am nächsten Tage nach anderthalbstündiger Wanderung „seinen" Gottesacker wieder sah, traute er seinen Augen nicht. Steine und Kreuze standen zwar noch krumm und windschief da, aber sonst hatten Sense und Sichel ihr Werk gründlich getan. Die Farben waren verschwunden. Wo gestern noch eine blühende Fülle in bunter Kraft durcheinander wirbelte, da starrten ihn jetzt staubgraue Stoppeln an, und zwischen ihnen krochen jetzt deutlich die schmalen, schlecht gehaltenen Wege hin. Es war einfach scheußlich. Eine Tragödie der Farben. Schließlich war er in seiner Aufregung noch mit einer alten Bäuerin in Streit geraten, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er noch obendrein verhauen worden wäre. Sie lag in den Knien und zog zwischen den überkalkten Feldsteinen und Flaschenbäuchen, mit denen einzelne Gräber eingerandet waren, das letzte Unkraut, das sich der Sense entzogen hatte, aus. Er hatte sie angesprochen; sie aber, in der er eine Genossin seiner Trauer gesucht hatte, verstand ihn wohl falsch oder glaubte, er wolle sie zum besten haben — kurz, sie fing an, das Dorf zu alarmieren, ihn zu verdächtigen, zu beschimpfen. Von überallher strömte es zusammen, zuerst die Kinder, die gerade aus der Schule kamen, dann die Weiber und nach und nach einzelne Bauern und

Landstreicher. Sein „Hain des Schweigens“ wurde zum lärmenden Marktplatz. Er konnte sich den Leuten, deren schwäbisches Kauderwelsch er ebensowenig begriff, nicht verständlich machen und zog es vor, querfeldein sich Hals über Kopf zurückzuziehen. Jetzt kam ihm das alles sehr komisch vor, und er schmunzelte vergnügt in sich hinein ...

Heute war er ja klüger. Er wollte schon besser aufpassen, daß ihm die dummen Bauern das schöne Kornfeld nicht vor der Nase wegmähten.

Er wollte das Bild eben an die Wand zurückstellen, als Regine eintrat, in Hut und modefarbenem Illinois-Paletot, um in die Stadt zu fahren.

„Nun,“ sagte sie, „Fritz? Ist das Bild fertig?“

„Welches Bild?“ Er wußte, daß sie das eigentlich gar nicht interessierte.

„Na, wo du schon so lange an malst — das Bild mit dem Kornfeld —“

„Wie kommst du darauf? Interessiert es dich?“

„Ich meinte nur —“

„Ach, du meinst nur.“ Er drehte das Bild ostentativ der Wand zu. „Und es wird auch noch lange dauern, ehe es fertig ist. Vielleicht wird es überhaupt nicht so, daß man es als fertig bezeichnen kann,“ setzte er gereizt und noch von der Arbeit nervös hinzu.

„Gott, wie kann man sich so haben!“

Sie zupfte an ihrem weißen Sonnenschirm herum, als sie das sagte. Ihre Oberflächlichkeit erregte ihn, und als sie merkte, wie seine Entrüstung ihn zu einer harten Antwort hindrängen wollte, fügte sie einlenkend rasch hinzu: „Es wird ja schon gut werden, Fritz. Schließlich ist es ja immer noch gut geworden.“

„Gut ist nicht gut genug.“

Sie unterdrückte die Antwort, die sie auf der Zunge hatte. Nur das nervöse Herumknöpfeln an den weißen Handschuhen verriet ihre innere Bewegung. Sie empfand die „Kunst“ als etwas ihr Feindliches. Sie konnte da einmal nicht mit und fühlte dunkel, daß sie ihr noch den Mann entfremden würde. Was war er doch für ein anderer Mensch gewesen, als er noch des Königs Rock getragen hatte!

Und ihre sehnsüchtige Erinnerung schwoll auf und sah mit großen blanken Augen ihn wieder in der Uniform, wie er früh mit dem Regiment vorbeiritt und leise und heimlich die Degenspitze zum Gruß senkte; wie er Abends, wenn es schummerig wurde, die Treppe zu ihr hinaufschlich, zu *ihr* — und die Buben herzte — — mein Gott, was hatte sie heute nur? Er bekümmerte sich ja gar nicht um die Buben — er war es ja überhaupt gar nicht, den sie gesehen hatte, sondern — —

Sie fühlte, wie sie rot wurde, mit scheuem Auge das seine suchend. Aber er sah zum Fenster hinaus — zerstreut oder in fernen Gedanken.

„So,“ sagte sie rasch und etwas verlegen noch. „Es ist die höchste Zeit, daß ich fortkomme, Fritz.“ Ihre Backen brannten immer noch, und ihr Herz schlug. Sie sah immer noch das fremde Gesicht, welches sie in Wirklichkeit noch nie gesehen hatte. Es war, als wenn ihre Empfindung sich materialisiert hatte: so *mußte* er aussehen.

„Ich gehe auch noch. Wann essen wir?“

„Um drei, wie immer. Ich bin zu Tisch zurück.“ Sie hatte die Tür schon in der Hand. „Adieu! Ad—“

Er sah ihr etwas befremdet nach. Diese Eile war sonst nicht ihre Art.

Er nickte nur und fuhr sich über die Augen, als wenn er ihre Silhouette schärfer, als er sie eben wahrgenommen hatte, sich zurückrufen wollte. Aber es ging nicht. Etwas Schleierhaftes hing vor ihm, als die Tür zuflog. Ihre zarte Linie zerfloß.

Merkwürdig! So einen feinen grauen Silberton hatte sie gehabt.

Wenn er sie so malen könnte! Ganz in Luft getaucht.

Aber natürlich würde er's können. Natürlich würde er — natürlich ...

Er griff nach Hut und Mantel und ging die andere Seite der Straße hinauf. Hinaus ins weite Feld ...

* *
*

Ein roter Rockkragen schimmerte von fern. Aber diesmal leuchtete er nicht aus der Hängematte heraus, sondern bewegte sich ihr entgegen, in schaukelndem Auf und Nieder.

Und mit einemmal hatte sie das Gefühl: Das ist er. Ganz plötzlich und unvermittelt.

Er kam gerade auf sie zu. Auf derselben Seite der Straße.

Schlendernd, tänzelnd, spielerisch. Elastisch, elegant, vornehm.

Die schlanke Linie seines Körpers kam ihr bekannt vor — aber sie wußte nicht gleich, an wen sie sie erinnerte — sie sah noch einmal rasch unter ihrem Schleier auf — sicherlich, die Ähnlichkeit mit Kurt Blencke war kolossal — vielleicht war der noch etwas zierlicher gewesen ...

Sie merkte, wie unruhig sie war. Um ihre Sicherheit nicht noch mehr zu verlieren, nahm sie sich vor, nicht mehr aufzublicken, sondern recht elegant vorbeizurauschen. Wie gut, daß sie heute ihre beiden Froufrouseidenen angezogen hatte!

Aber sie sah doch auf. Wider Willen eigentlich, als ob sie unter einem Zwang handelte.

Er stand schon salutierend vor ihr und schlug die Hacken zusammen. Silbern grüßten die Sporen dazwischen und weckten blasse, halbverwischte Erinnerungen auf.

Das war doch überhaupt Herr von Blencke?

Und dann hörte Regine auch schon seine Stimme, die frisch und herzig ihr entgegenschnurrte: „Aber das ist ja charmant, meine Gnädigste —“

Sie versuchte, ihn etwas befremdet anzusehen. Sie kannten sich doch schließlich kaum? Ein paarmal war sie mit Fritz und ihm ausgegangen — in Civil natürlich — in Uniform hatte sie ihn eigentlich nie gesehen.

Er war hübscher geworden, fand sie, etwas stämmiger, aber immer noch schlank und federnd. Der Ausdruck ihres Gesichtes blieb aber der eines erstaunten Unwillens.

„Darf ich mich nach dem Befinden erkundigen, gnädige Frau?“ Er hatte verstanden und tat jetzt sehr korrekt.

„Ich danke,“ entgegnete sie. „Herr von Blencke — nicht wahr?“

„Aber gewiß, meine gnädigste Frau. Blencke, immer noch Blencke. Gnädige scheinen ganz überrascht, mich hier zu sehen —?“

Ihre Augen antworteten: Ja, wundert Sie das, mein Herr?

„Wohne doch jetzt auch hier draußen. Die Tante erzählte mir schon von den Herrschaften —“

„Wie meinen, Herr Leutnant?“ Kühl und abwehrend klang das, fast feindlich.

„Wir wohnen doch unter einem Dache. Ich bin seit vorgestern auf Urlaub —“

„Ach, auf Urlaub?“ antwortete sie zerstreut.

„Der ganze Morgen ist mit der Meldung hingegangen. Hätte mir sonst schon erlaubt, den Herrschaften meine Aufwartung zu machen — ganz gehorsamst —“

O, sie würden sich gewiß sehr freuen, ihr Mann und sie ... Sie war ganz verwirrt. Beinahe hätte sie hinzugefügt: und die Kinder, die würden sich auch freuen ...

Sie kamen auf die Steuerrätin zu sprechen, und Regine überlegte, daß sie jetzt freundlicher werden dürfe.

Zu drollig, daß sie seine Tante sei —

Ja, die Welt sei ein Dorf, replizierte der Leutnant. Und das sei ja auch sehr gut so und schön und praktisch — so sähe man sich doch ab und zu wieder —

„Ja, mein Mann wird sich freuen. Wir leben so zurückgezogen —“

„Herr Gemahl hatte schon früher einsiedlerische Neigungen.“

„Ach, jetzt erst! Er entbehrt die Geselligkeit auch nicht. Er hat seine Arbeit. Er sagt es wenigstens. In unserem Hause dreht sich alles um sein Bild.“

Herr von Blencke erinnerte sich, gehört zu haben, daß er allerlei „zusammenpinxen“ solle. Jeder habe schließlich sein Steckenpferd.

Regine, über seine Antwort doch betroffen, fühlte ihr Portemonnaie in der Hand. Ihr fiel ein, daß sie in die Stadt wollte.

Sie verabschiedete ihn und sagte mit gewinnendem Lächeln: „Also, wir hoffen, Sie bald einmal zu sehen, Herr von Blencke. Vielleicht schenken Sie uns einen Abend — oder Mittag?“

„Sehr verbunden, meine gnädige Frau. Haben nur zu befehlen.“

Er trat einen Schritt zurück und verneigte sich salutierend.

Wieder klangen die Sporen.

Klingling — klingling — — klingling.

Sie hörte es noch, das silberne Getön, als sie im Vorortzug saß.

Wenn er morgen vormittag Besuch machte, sann sie nach, könnten sie ihn vielleicht schon Sonntag zu Tisch bitten. Sie wollte deshalb jedenfalls ein paar Kommissionen lieber heute gleich mit besorgen ...

Klingling — klingling — — ling —

* * *

Es hatte einen Disput gegeben. Nicht zum erstenmal in ihrer Ehe. Aber anders, anders als sonst.

Der Leutnant war ihm zu lange geblieben. Als der Kaffee nach Tisch gereicht war und sie bei einer guten Hamburger auf der Terrasse saßen, war es plötzlich in ihm aufgestiegen. Er empfand, wie dieser betreßte junge Mensch, der ihn noch vor wenigen Tagen nichts anging, hier wie ein Zugehöriger saß, der einen Teil seines Denkens und Fühlens beanspruchte. Dieser bewegliche, versierte Mensch, der über alles hinschwatzte, über das Höchste und Tiefste mit derselben glatten Selbstverständlichkeit wie über das Landläufige und Banale! Dieser gedrillte Knabe, in dem er, vergröbert zwar, seine eigene Vergangenheit sah, die er heute fast als etwas Feindliches fühlte, weil er sie mit Schweiß und Energie ehrlich überwunden hatte! Er spürte, wie er die Sprache, die er früher gesprochen hatte, nicht mehr verstand. Hart und fremd lag ihm der Klang im Ohr. Wo es bei den anderen aufhörte, da gerade setzte sein starkes Gefühl ein. Da, wo ihm noch ein weites, schäumendes Meer wogte, trieb jenen ihre säuberliche, in konventionelle Form eingeschnürte Empfindung matt dahin, dem von gleichmäßig behauenen, reinlichen Quadern eingekaiten Kanallauf in der Stadt gleich.

Er schüttelte sich in Gedanken.

Nein, in diese Welt konnte und durfte er nicht zurück.

Und es war ihm eigentlich auch gar nicht so ganz recht gewesen, daß Regine und dieser lästige Leutnant sich für den Sonnabend zum Tennis verabredet hatten. Es hatte sich so beiläufig gemacht, und er hatte auch kein Wort dagegen gesagt. Im Gegenteil — eigentlich hatte er sogar gelogen, als er auf die Frage, ob die gnädige Frau nicht mal mit zum Sportplatz käme, geantwortet hatte, daß er selbstverständlich nichts dagegen habe. Im Gegenteil, er sei ihm sehr dankbar, wenn — und nur, weil Herr von Blencke ihn mit den raschen Worten: Es sei ja auch ein so gesundes und harmloses Vergnügen, unterbrochen hatte, war er vor einer zweiten Unwahrheit bewahrt worden.

Aber jetzt, nachdem die Steuerrätin und ihr Neffe sich endlich verabschiedet hatten, war er sehr ärgerlich über sich selbst. Dieser Mensch hatte ihn gelangweilt. Und er sagte ihr, wie es ihm lieb sein würde, wenn der Verkehr nicht über das allernotwendigste Maß von Höflichkeit und häuslichem Einvernehmen hinaus gediehe.

„Das hab' ich mir gleich gedacht. Es ist dir also doch nicht recht, daß ich Tennis mitspiele?"

„Wenn es dir Vergnügen macht —"

„Das Vergnügen ist mir doch gewiß zu gönnen."

„Ich gönne es dir ja, Regine."

„Wirklich?"

„Regine! Bitte — nicht diesen Ton!"

„Ach! Es ist ja wahr."

„Was ist wahr?"

„Was hab' ich denn von meinem Leben? Keinen Menschen kriegt man mehr zu sehen, und kommt schließlich mal einer und fühlt sich wohl bei uns, so bleibt er dir zu lange und —"

„Ich mag die lauten Menschen nicht."

„Früher warst du selbst fröhlich."

„Laut ist nicht fröhlich," sagte er ruhig. „Es gibt eine Fröhlichkeit, eine andere, tiefere, die von innen leuchtet und den ganzen Menschen durchglüht wie der warme Goldton das reife Fleisch des Pfirsichs."

„Ach, das sind ja Redensarten! Sag' doch lieber, daß du ihn nicht magst." Seine Gelassenheit reizte sie. „Ich finde ihn sehr nett," setzte sie brüsk hinzu.

„Nett! Gewiß — er mag ja sehr nett sein. Das sind sie alle."

„Ich möchte wirklich wissen, was du an ihm auszusetzen hast. Er ist ein Kamerad, ein Kavalier, er hat Conduite, worauf du bisher immer die Menschen taxiert hast —"

„Gewiß, er hat gute Formen. Das ist selbstverständlich. Die Formen seines Standes. Aber sein Stand ist nicht mehr mein Stand."

„Das schadet doch nicht. Wir müssen uns schließlich freuen, wenn man uns nicht ganz vergißt. Du warst selbst mit Leib und Seele Soldat — muß man dich daran erinnern?"

„Ich will daran nicht erinnert sein. Hilf mir, daß ich ein guter Maler werde, und halte mir Menschen fern, die mir nichts zu sagen haben."

„Wir haben wohl kein Recht, anspruchsvoll zu sein. So hochfahrend, wie du bist!"

„Ich kenne meinen Wert. Und in Bezug auf Menschen bin ich anspruchsvoll. Was den Umgang betrifft, kann man es nicht genug sein. Der Erlesenste ist gerade gut genug. Das ist ja das Angenehme einer großen Stadt, daß man sich seine Leute aussuchen kann —"

„Man wird auch selbst ausgesucht."

„Sicherlich. Das Gesetz, daß der Spatz die Nachtigall nicht versteht und nicht mag, ist uralt. Das ist sogar des Spatzen gutes Recht. Von seinem Standpunkt aus. Aber die Nachtigallen finden sich doch zusammen."

Sie hatten sich in Eifer geredet, und Regine verstand ihn weniger als je. Er war ihr nie so fremd vorgekommen wie heute. So verstiegen, dachte sie.

Als sie sah, daß er nach Hut und Mantel griff, um noch auszugehen, bot sie ihm auch nicht ihre Begleitung an, trotzdem die Dämmerung schon über den Gärten lag und seine Augen in der letzten Zeit viel zu wünschen übriggelassen hatten. Einmal hatte sie sogar einen Arzt kommen lassen, weil er immer diesen Flor vor den Augen hatte. Sie hatte ihn gar nicht erst gefragt. Nach der Untersuchung, der er sich schließlich unterzog, hatte der Doktor geraten, er möchte das Malen eine Zeitlang ganz lassen und auch wenig lesen. Etwas Schlimmes schien es nicht zu sein, er würde wiederkommen. Das war damals auch ein böser Tag gewesen. Sie waren heftig aneinander geraten, denn er schob den verschwommenen Schimmer, worin er alle Dinge, die ferne Landschaft wie die Linie der gegenüberliegenden Häuserzeile, wahrnahm, seiner neuen Art zu sehen, malerisch zu sehen, zu. Gerade darüber hatte er sich ja immer gefreut! Das sollte nun auch nichts sein! Es war zum Verzweifeln. Regine aber hatte nicht nachgelassen, und als der Arzt zum zweitenmal kam und nun drängte, daß entschieden etwas getan werden müsse, hatte er — zwar noch immer ungläubig und widerstrebend — einer systematischen Behandlung anscheinend sich geneigter gezeigt. Wenn sein Bild, das Kornfeld in der Sonne, fertig sein würde, wolle er ausspannen. Dann ja, aber früher bestimmt nicht ...

* *
*

Zu diesem Kornfeld, dem er auch heute zuwanderte, hatte er ein ganz eigentümliches Verhältnis gewonnen.

Es war eine große, fast unübersehbare Fläche, mehreren Bauern zugehörig. An der einen Seite lief der Wald ein gutes Stück mit. Das Feld selbst aber wanderte in den Horizont hinein und wuchs auch darüber — das fühlte man — noch weit hinaus. Und gerade in der scheinbaren Unendlichkeit dieses Auf und Nieder wurzelte seine große, tiefe Empfindung, seine inbrünstige Liebe, mit der er diese Welt hier draußen umfaßt hielt.

Er hatte den Stoppelacker gesehen, wie die Bauern ihn mit dem Pflug aufrissen, wie das klingende Korn in die Furchen niederrauschte, wie die Wintersaat mit gelblichen dünnen Sprossen den krumigen Erdleib durchbrach und dann der erste Schnee alles junge Leben behutsam zudeckte. Alles das hatte er auf einsamen Wegen gesehen, wie andere gleichgültige Dinge auch, über die das Auge hinschweift, ohne daß es sich dessen inne wird. Ohne Seele. Mit toten Augen.

Und eine Zeitlang hatte er es vergessen.

Aber dann, im Vorfrühling, hatte er es wieder entdeckt. Als die Wasser von den Wiesen sich verliefen und die Märzensonne schon zuweilen tat, als ob sie eine richtige Maiensonne sei. Mit begierigem Interesse stellte er fest, daß die zimperlichen Sproßläufe des vorigen Jahres nun ordentliche kleine Halme geworden waren, die sich schon ganz wenig neigten, wenn der Wind sie zu Scharen trieb. Und als im April die Erde in den Wehen lag, als Stürme mit Schlossen und Schnee die frühe Kirschblüte vernichteten und der nächtliche Frost allem rinnenden Leben wieder Einhalt gebot, da zitterte

er in Sorge, ob der hochgelegene Kamp dem übermächtigen Feind widerstehen möchte. Aber es zeigte sich, als die Sonne zurückkehrte und das weiße Tuch abdeckte, daß alles in Säften schwoll, und jeden Tag, den er wiederkam, wunderte er sich über das rasche Wachstum. Und dann eines Tages war es ein richtiges Kornfeld gewesen, noch grün und grantig, aber schon von einem feinen silbernen Hauch überschauert. Und wenn der Wind kam und mit Siebenmeilenstiefeln darüber hinschnob, daß sich die rauschenden Wogen hin und her und her und hin warfen, da blitzte es von Licht und rann von Luft darin, von silberfleckigen Funken sprühte es, die mit tiefen Schatten kämpften, sich losreißend von ihnen und wieder in sie zurücksinkend. An dem Tage war ihm die erste malerische Idee zu seinem Bilde aufgeblüht.

Aber alle Studien, die er versuchte, hatten ihm nicht genügt. Und während die Wogen des sich färbenden Weizens höher und höher gingen, überschäumend in Fülle und Kraft beginnender Reife, war er still geworden und kleinlaut, ohne daß er ermattete oder den Kampf aufgab.

Denn ein Kampf war es, ein Kampf der Liebe.

Er liebte dieses schwermütig rauschende Kornmeer. Wie ein Symbol seines eigenen Lebens erschien es ihm. In reifendem Segen sollten sich beide ihm nun offenbaren. War er nicht auch so ein Halm, den ein rascher Windstoß knicken oder der hundertfache Frucht tragen konnte, wenn seine eigene erdständige Kraft ihn zur Reife führte? Und zuweilen fühlte er, daß er in Segen stehen würde ...

Das Korn war reif. Ein paar Tage noch, dann wurde es geschnitten, und es zeigte sich, ob er ein Könner sei oder nur ein Kenner, der zufrieden sein mußte, zu wissen, wie die anderen es machten.

Höchstens acht Tage noch!

Ein paar Mägde, die er vorhin getroffen, hatten es ihm gesagt.

Als er sich jetzt zurückwandte, um langsam heimzuschlendern, sah er auch den Bauern in einiger Entfernung, die kurze Pfeife im Munde, die Sense auf dem breiten Rücken. Ab und zu blieb er stehen und tat dann jedesmal mächtige Züge aus seinem Knasterkopf. Aber die Sense, die im Abendschein aufblitzte, blieb auf der Schulter ruhen. Er hatte wohl anderswo Gras oder Kleber für den Stall gemäht und machte nun nach Feierabend noch den kleinen Umweg, um zum so- und sovielten Male die Reife des Kornes und die Fülle zu taxieren, die er in diesen Tagen in der Stadt auf dem Halm verkaufen würde. Die Getreidemakler hatten ihm schon immer das Haus eingelaufen.

Und mächtig dampfend ging er, ganz in die goldene Fülle seiner Vorstellung versunken, mit wortkargem Gruß vorüber. Noch einmal wandte er sich um, dann verschwand er hinter einem Knick.

Der Abend war da. Eine letzte Lerche sang noch über ihm und fiel dann plötzlich dicht vor ihm, ununterbrochen jubilierend, ins Feld nieder. Da warf auch er sich noch einmal in die leise bewegte Flut und ließ sich, weit hinausschwimmend, auf dem Rücken schaukeln, bis er sich ganz eins fühlte mit ihr und sich selbst nur noch als Farbe empfand und als Luft und Licht und Stimmung.

Hinter dem Walde wollte die Sonne verschwinden.

Aber ehe sie in die weichen Wipfel der Bäume sich sinken ließ, hatte sie noch einen Strom von leuchtenden Farben über alles Gefild ergossen. Bis in die Spitzen der schwer sich neigenden Garben erglühten die Halme, die am Rande standen, wie von innen heraus, die Kornblumen und der Mohn warfen blaue und rote Flecke in die goldene Lichtflut, die von purpurnen, fast schwärzlichen Schatten durchfurcht, von überallher und überallhin aufrauschte. Ein starker Geruch von warmem Brot drang auf ihn ein, und der Atem der Erde, den ihm der Abendwind zutrieb, schlug ihm feucht ins Gesicht. Das starke Gefühl des Einsamen, das seine Seele sich in Mühen und Arbeit zubereitet, schlug in dieser Nacht die Augen auf: er empfand das Glück der Reife.

Der runde Bauer, dem er vorhin begegnet war, hatte es auch empfunden, dieses Glück, auf seine Art, eng und dumpf und in Münzwerte umrechenbar.

Ihm aber wuchs es sich aus zu tiefster Erkenntnis des Lebens, seines Lebens. Er hatte einen Sinn darin gefunden, der ihm

einen Wert gab, einen köstlichen, ruhigen Inhalt, einen Besitz, den nur er hatte und den nur er haben konnte. Er war er selbst geworden.

Reif werden, das ist eigentlich alles. Reif werden und dann Frucht tragen und dann —

Er fühlte jetzt, daß er reif sei und Frucht bringen würde.

Glücklich und verträumt ging er den fernen Lichtern des Vorortes zu.

Morgen gleich wollte er das neue Bild anfangen.

Nicht in der prallen Sonne des weißen Mittags wollte er sie malen, diese geheimnisvolle Flur — nein, wie das reife Korn, noch von dem heißen Atem der Scheitelsonne versehrt, sich ausruht und aussonnt am Abend, wenn das Gestirn über dem schwarzen Walde steht, wie es sich der Sense entgegensehnt, weil es die Fülle der Reife nicht mehr tragen kann, wie es noch einmal aufglüht in dem bunten Reichtum der letzten Sonne und den Brotgeruch ausströmt, den er noch immer in der Nase spürte — reif und voll und trächtig — — so wollte er's schaffen, für sich selbst. Im Dunst des ersten Abends. Wie einen Rausch, einen Triumph der Farbe.

Und er fühlte, daß er es könnte.

Er jubelte: Morgen! Morgen!

* *
*

Und das Bild ward.

Als ob es aus sich selbst herauswachse.

Er war erstaunt, wie rasch und sicher sich die weiße Fläche bedeckte. Alles konnte er nur so hinsetzen, als ob er es auswendig wüßte, wie ein Gedicht, wenn ein Wort das andere gebiert oder aus dunkler Erinnerung sich nachreißt. Und er konnte es auch wohl auswendig, seine Seele floß über davon und bot ihm demütig ihren Reichtum dar. Was in ihr klang, körperlos wie ein Ton, den Sehnsüchte in den weiten Raum tragen, das stand hier auf, mit bunten Kleidern angetan und im Rhythmus seliger Harmonie sich schwingend. Eine unendliche Offenbarung leuchtender Accorde.

Wenn nur die erste Dämmerung, die er so nötig hatte, nicht so rasch in sich zusammenschwinden möchte, würde er gewiß schon fertig sein. Aber die Springflut der Nacht, in der alle Linien und Farben ertrinken, kam immer zu früh und zog alles in ihren schwarzen Schlund. Immerhin war es schon so weit, bis zu dem kritischen Punkt, wo ein einziger Strich, ein Tupf, ein Wischer alles vollenden kann oder alles verderben, wo ein Meisterwerk geboren oder alles „verpatzt" wird.

Während er noch einmal mit den Augen alles durchlief, überlegte er. Würde morgen ein guter Tag sein, könnte er bestimmt fertig werden. Eigentlich war er es schon. Nur noch einer letzten Korrektur vor der Natur bedurfte es.

Und das war auch nur gut. Denn am Montag, hatte er vom Bauern selbst gehört, sollte gemäht werden. Und morgen war schon Sonnabend. — —

Sie hatten früh gegessen. In aller Eile. Die Kinder schliefen zu Mittag, und Regine, die Tennis spielen wollte, war schon seit einer halben Stunde fort.

Äußerlich war zwischen ihnen alles wieder ins Gleis gekommen. Er war in diesen Schöpfertagen in einer so glücklichen, gütigen Stimmung, daß es beiden leicht fiel, den häuslichen Frieden nicht aufs neue zu gefährden. Sie hatte ihren Kopf auf ihre Art voll, und er war so ganz von dem wollüstigen Egoismus seiner Schaffenskraft hingenommen, daß er ängstlich alles vermied, von dem er fürchten mochte, es könnte das Gleichgewicht seiner Seele stören. Ruhe und Behagen und Stimmung brauchte er zu seiner Arbeit — ein lautes Wort, das sich in ihn hineinfraß, konnte sie stören. Regine hatte nichts wieder von den Leuten oben gesagt, und er hatte nicht gefragt. Auch heute nicht, als sie gleich nach Tisch fortgehen wollte und sie in Eile den Kohlpudding, den es gab, hatten hinunterschlucken müssen. Mochte sie doch Tennis spielen! Sie war ja noch so jung, fast zehn Jahre jünger als er! Sie sollte sich ruhig austoben! Und er hatte ihr, von seiner Zeitung aufblickend, noch freundlich zugenickt, als sie sich rasch verabschiedete ...

Er stand auf, überzeugte sich durch einen Blick aus dem Fenster, daß die Sonne sich in ihrer Bahn zu neigen begonnen hatte, und machte sich fertig. Die Pinsel, die er noch am Abend trotz seiner großen Müdig-

keit gewaschen hatte, waren trocken, er warf sie in den Malkasten und ging. Mit starken, schweren, wuchtigen Schritten — ohne Hast, denn die Sonne stand immer noch hoch und heiß am Himmel. Feine Dunstschleier — oder webten sie nur seine Augen? — wehten über der flimmernden Landschaft, den sinkenden Tag verkündend.

Je länger er dahinwanderte, um so wohler wurde ihm. Er war heiter, als wenn er zu einem Feste ging, auf das er sich lange gefreut hatte. Und das tat er auch wohl.

Er kam gerade zur rechten Zeit.

Als er sein Bild aufgestellt hatte, berührte die Sonne eben mit ihren glühenden Füßen die Scheitel des Waldes, der ihr alle seine Arme entgegenzustrecken schien, um sie sicher zu empfangen.

Die Birken davor, die sich bis dicht an den Feldweg herandrängten, standen zwar noch mit blanken, weißsilbernen Stämmen da, aber in dem Dunst, den das heiße Feld ausstieß, drängten sich schon violette, tieftonige Schatten, und die Lichter zerflossen.

Er entdeckte eine weite Fläche, die sich in der Nacht niedergelegt hatte. Es war ein kurzes, sehr heftiges Gewitter gewesen, Sturm und Regen waren darüber hingegangen. Die Halme waren geknickt, die goldenen Körner hingen schwer in den Ähren und waren zum Teil am Boden verschüttet.

Nun lag es da, gebeugt und kraftlos, aber reif, überreif. Was tat es also?

Wenn er die Halme leise schütteln würde, würden die prallen Körner bis auf das letzte herausfallen. Sie trugen tausendfältige Frucht und fürchteten das Messer nicht, das ihre trächtige Reife lösen würde.

Reif ... reif ... alles reif um ihn her.

Und eine dunkle Sehnsucht nach gleicher Vollendung ging leise über den Grund seiner Seele.

Er war ganz in seine Gedanken versunken.

Als er jetzt aufsah, bemerkte er, daß das flammende Gestirn schon hinter den dicken schwarzen Stämmen niederglitt. Die jungfräulichen Birken aber standen da wie verzaubert, mit goldenen aufgelösten Haaren, die kein Lufthauch bewegte, die steifleinenen Gewänder wie aus sich selbst leuchtend, eine sanfte Melodie aus zartestem Rosa und tiefstem Purpur, der sich in blaue, dumpfe Ahnungen verlor. Geheimnisvoll und beseelt hielten sie sich bei den Händen gefaßt und sangen leise, die reine Schönheit des Abends verkündend. Weiße luftige Schleier dämpften ihren Gesang, und das zitternde Licht ließ ihre Gestalten zerrinnen und zerfließen.

Ein heimkehrender Ackerknecht, der seine Gäule mit lautem Zuruf und Peitschenknall den ausgefahrenen Feldweg hinter dem Knick hinauftrieb, riß ihn aus seiner Träumerei. Als hätte ihn selbst ein Peitschenhieb getroffen, sprang er auf und machte sich an die Arbeit.

Es war aber keine Arbeit mehr. Denn die tiefe Inbrunst, mit der er das letzte sagte, was er empfand, war wie ein Beten, das, dem Höchsten zugewandt, keiner gemurmelten Worte und verschränkten Hände mehr bedarf. Der Fromme nicht, der sich an Gott wendet um Gnade und Gunst, sondern der starke, schaffende Gläubige war er, der Gott in seiner eigenen Kraft spürt und ihn in ihrer Äußerung preist. Ein Zeuge Gottes. Ein reifer Mensch.

Es war noch lange nicht dunkel geworden, als er Palette und Pinsel in den Kasten warf.

Noch ein letzter Blick, der alles umfaßte, dann nahm er das Bild und trug es zu dem nahen Gehöft des Bauern, in dessen einer Scheune er es immer untergestellt hatte.

Er verschloß das Tor und wollte eben den Schlüssel ins Haus tragen, als der Bauer mit einem Mann im Schlachterkittel auf den Hof hinaustrat. Während dieser in den Stall lief, um die beiden gekauften Kälber zu holen, blieb der Bauer gewichtig stehen. Er hatte offenbar einen feinen Handel abgeschlossen und war bei guter Laune.

„Nun," rief er ihm zu, „Feierabend?"

„Jawohl," gab er froh zurück, „Feierabend. Und mehr als das. Ich bin fertig. Das Bild ist fertig."

Er war so glücklich, daß er sich nicht halten konnte, und obwohl er wußte, daß es dem stämmigen Bauern nicht darum zu tun sei, setzte er hinzu, ob er's mal sehen wolle? Er mußte es einem zeigen, gleichviel wer dieser eine war. Er hätte es auch dem Knecht gezeigt oder dem Hütejungen, wären sie ihm gerade in den Weg gelaufen.

Er schloß also nochmals auf und schleppte, da es drinnen schon zu dunkel war, die große Leinwand ins Freie.

Voller Erwartung sah er den Bauern an.

Aber der sagte nichts, sondern rauchte gemächlich seinen Pfeifenkopf weiter, spuckte ein paarmal aus und meinte dann knurrig, sein Acker sei das aber nicht. Das sehe ja ganz schmutzig und vermulscht aus und verdorben, und wenn sein Feld so aussehen täte wie dieses hier, so würde es am besten wieder untergepflügt. Denn der Getreidemakler gäbe für so'n Korn keinen roten Heller.

Der Bauer wurde ganz warm, und es klang wie grimmiger Stolz, als er sagte, wie er nur dazu käme, sein Korn so zu verhunzen. Das sei hart und groß und reif, wie sonst in der ganzen Gegend keins, und wenn er das gewußt hätte —

Er hatte Mühe, ihn zu beruhigen, und einen Augenblick drückte ihm die Angst, der Bauer möchte die schweren Holzpantinen durch die Leinwand stoßen, das Herz ab. Aber der ließ, nachdem er an der straffgezogenen Manchesterhose sein Schwefelholz entzündet hatte, das gehobene Bein sinken. Er kehrte sich ab, und während er die ausgegangene Pfeife wieder in Brand setzte, meinte er gleichgültig, nun sei es ja zu spät, den Schaden gutzumachen, denn Montag wollten sie mähen. Wenn es nur trocken bliebe. Heute nacht würde es wohl noch erst ein Donnerwetter geben, aber nächste Woche müsse der liebe Herrgott ein Einsehen haben.

Der Bauer wurde wieder unruhig. Es roch nach Speck und gebratenen Kartoffeln, und als jetzt die Bäuerin im Torweg erschien und Knechte und Mägde zum Abendessen zusammenrief, ließ er ihn mit kurzem Gruß stehen und stapfte eilig ins Haus.

Fritz sah ihm etwas betreten nach. Seine glückliche Stimmung von vorhin war rasch verflogen.

Was für ein merkwürdiges Volk diese Bauern sind!

Einseitig und beschränkt, aber in dieser Enge vollkommen und klug. Fest und wurzelecht wie ihr Korn, auf das sie so stolz sind, und schwer und reif wie dieses. Keine Frage, dieser Bauer war auch ein ausgereifter Mensch. Ein Mensch, der die entwickelungsfähigen Keime in sich zu ihrer höchsten Vollendung ausgetrieben hatte, der, sicher in sich selbst ruhend, sich in seinen Werken auslebte. Wie die Natur.

Reif werden. Reif sein. Wirklich, das war alles. Jeder auf seine Art. Aber jeder auf die ihm höchste. Es war schließlich gleich, *was* einer war, wenn er nur er *selbst* war ...

Es war dunkler geworden. Die Erde duftete schwer und süß. In der alten Lindenallee, die sich von der Wohnung des Amtsvorstehers nach der Kirche zog, war es schwül und stickig. Das Atmen wurde einem schwer im Gehen.

Er freute sich, als er wieder auf die Landstraße kam und ein kurzer Windstoß ihm den Hut vom Kopfe riß. Das war geradezu eine Erquickung. Langsam schlenderte er den Weg, den er vorhin gekommen war, zurück.

Gerade vor ihm, zwischen den Ebereschen am Chausseegraben, schwoll der Mond auf. Voll und rot — ein Riesenpfirsich, dem vor lauter Reife die Haut platzt — ging es ihm durch den Sinn. Fußgroß hingen die Sterne über ihm, zum Greifen nah — und doch — er versuchte genauer hinzusehen — es flimmerte ihm alles vor den Augen, wie dem Kinde, das in seinen Träumen einen bunten Zug von Sternchen vorüberfunkeln sieht, rote, grüne und blaue, goldene und weiße Lichtpunkte, im einzelnen nicht erkennbar, eine leuchtende, weithin wallende Kette, aufblitzend und verschwindend in Nacht, unabsehbar jetzt, und jetzt im Dämmer vernebelnd ...

Er war vorhin, als er seinem Hute nachlief, von der Straße abgekommen und hatte dann, wie er's merkte, einen Feldweg eingeschlagen, um rascher nach Hause zu kommen.

Es wetterleuchtete. Hinter ihm stand das Gewitter, das der Bauer schon in den Knochen gespürt hatte.

Er nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war jetzt unerträglich schwül.

Das Korn hing schwer und schlapp zu Boden. Wenn er vorüberschritt, hörten die Grashüpfer auf zu singen, aber vor und hinter ihm klang es von Tausenden klingenden Flügeln. Eintönig und blechern. Ab

und zu das gespenstische leise Rauschen huschender Fledermäuse, einmal ein fernes Hundegebelfer und das Knarren eines Fuhrwerkes, dessen klapprige Gäule drüben auf der Landstraße im gemächlichen Trabe der Stadt zusteuerten.

Er blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen, als wollte er mit allen Sinnen diesen betörenden Zauber der Sommernacht auskosten.

Ein Vers, den seine Mutter geliebt hatte, klang in ihm auf. Er suchte die einfachen Reime zusammenzufügen, aber sie wollten nicht aus dem Schatten seiner Erinnerung heraustreten. Nur die Stimmung fühlte er, die sie ausströmten. Die schwermütigen, traumverhüllten Ahnungen, die auf Sammetflügeln der Nachtfalter durch die Dämmerung huschen.

Er wollte sich eben über sein nachlassendes Gedächtnis ärgern, als verhaltenes Geflüster ihn in die Gegenwart zurückriß.

Er setzte seinen Hut auf und ging vorwärts.

Zwei, die wohl im Korn gelegen hatten, sprangen in einiger Entfernung auf und schwankten vor ihm her, wie zwei Schatten. Sie sprachen jetzt nicht mehr. Ganz langsam gingen sie, wie trunken, Hand in Hand. Sie hofften wohl, daß er sie überholen würde.

Ein Liebespaar ...

Er ging ruhig weiter und wunderte sich nur, daß er nicht schon mehr aufgestört hatte. Diese Nacht, die sich selbst vor Brunst nicht zu lassen wußte und so verhalten und schwer atmete, war wie geschaffen für Jugend und Liebe.

Er war jetzt schon ziemlich nahe gekommen.

Plötzlich blieb er stehen.

Sein Herz klopfte.

Klingling — klingling ... Er hatte es ganz deutlich gehört.

Ganz deutlich — eben hatte auch die Säbelscheide gerasselt.

Klingling — klingling — klingling.

Was für dumme Gedanken er mit einemmal hatte! Er faßte sich an den Kopf, als müsse er sich besinnen, wo er sich befände. Das war sein Kornfeld. Er kannte es ja so gut. Was konnte es ihm noch enthüllen?

Nein, nein — das war ja ganz unmöglich.

Er schritt rascher aus und war jetzt dicht hinter ihnen. Die Frau konnte er nicht erkennen. Sie hatte sich dicht an den Soldaten geschmiegt, der eben seinen Arm um ihren Leib legte.

Daß er so töricht sein konnte!

Das war ja — er sah es jetzt deutlich — überhaupt ein Dragoner! Ein derber stämmiger Kerl mit seinem derben stämmigen Schatz.

Er schämte sich und ging rasch vorbei. Sie kicherten und tuschelten hinter ihm her. Er lief beinahe.

Klingling — klingling — kling — —

Und je näher er an den jenseitigen Rand des Feldes kam und der Chaussee drüben zusteuerte, um so mehr häuften sich die Zeichen, daß diese heiße Nacht in Liebe blühe. Briefträger, Soldaten, Laufburschen und allerlei dunkle Gestalten in Ballonmützen kamen an ihm vorüber oder standen abseits mit ihren Mädeln, bisweilen auch ein besser gekleidetes Paar. Er kam sich recht komisch in dieser Gesellschaft vor. Regine war längst zu Hause, gewiß würde sie sich schon ängstigen um ihn.

Aber sein Herz klopfte noch immer.

Er wurde erst ruhiger und versuchte langsamer zu gehen, als er, die Chaussee verlassend, bei den ersten Neubauten des Vorortes anlangte.

Die trübe Stallfunzel, die vom Bauzaun herabhing, verkündigte die nahen Gaslaternen schon. In fünf Minuten würde er zu Hause sein.

Gerade als er durch den Vorgarten ging, fielen ein paar Tropfen, groß und schwer.

Seine erste Frage galt Reginen.

Die gnädige Frau sei noch nicht da, berichtete Alma, die mit dem Burschen des Leutnants vor der Tür gestanden hatte.

Und mit einemmal waren all die dummen Gedanken wieder da.

Er setzte sich in den Erker. Der Regen brach jetzt los und klatschte gegen die Scheiben. Sein Kopf schmerzte ihn, es hämmerte und klopfte darin und wollte den Schädel sprengen. Auf und nieder, auf und nieder krochen sie in den Windungen seines Gehirns, immer denselben Weg, hin und zurück.

Der Regen ließ schon wieder nach. Das Gewitter kam nicht zu rechtem Ausbruch, es

zog eilig vorüber und murrte in fernen Wolken. Kein einziger stärkerer Schlag hatte die Spannung der Atmosphäre gelöst. Es blieb schwül, die Erquickung blieb aus.

Er saß und starrte durch die Rinnsale der blinden Erkerscheiben wie gebannt auf die Straße. Als ob er sie hersehen könnte!

Seine Augen taten ihm weh.

Er stieß ein Fenster auf. Es war noch schwüler geworden, kam es ihm vor. Seine Unruhe wuchs, Zweifel und Mißtrauen peitschten seine arme Seele blutig.

Ob er Alma hinausschickte und den Leutnant herunterbitten ließ? Nur um zu hören, ob der zu Hause sei?

Aber nein, das ging nicht. Sie kannten sich ja kaum. Er selbst hatte ja einen näheren Umgang nicht gewünscht und es ihn fühlen lassen. Das war ganz ausgeschlossen. Aber vielleicht wußte das Mädchen —? Ihm fiel wieder ein, daß sie mit dem Burschen draußen gestanden hatte, als er kam. Wäre der Herr schon zu Hause, überlegte er, hätte der Bengel wohl keine Zeit gehabt, sich das Haus von draußen anzusehen. Der war also auch noch nicht da?

Die fürchterliche Qual verzehrte ihn.

Er suchte die Nacht — Sterne und Mond hielten noch die raschziehenden Wolken verborgen — mit seinen Augen zu durchdringen. Er fühlte, daß sie wie Feuer brannten. Mochten sie!

Aber immer nur fremde, gleichgültige Menschen gingen vorüber. Einmal glaubte er drüben an der Ecke ein Paar stehen zu sehen. Er schlich sich an ein anderes Fenster, das ihm dorthin freieren Blick gab, und sah gleich, daß er sich getäuscht hatte. Es waren zwei Bäume, die eng aneinander standen und ineinander wuchsen, als ob sie sich zärtlich liebten. Vielleicht taten sie es auch. Vielleicht liebten sich alle Bäume — und viel mehr als die Menschen. Wenigstens fügte keiner dem anderen ein Leid zu ...

Er lief durch die ganze Wohnung, von einem Zimmer ins andere. Als er zu den Kindern kam, die schon schliefen, fühlte er sich etwas beruhigt. Aber eine andere Sorge stand neben ihm auf und beugte sich mit ihm über die Betten der schlummernden Kleinen. Wenn ihr ein Unglück zugestoßen wäre? Es passierte jetzt so viel. Die elektrischen Straßenwagen — er konnte den Gedanken nicht ausdenken.

Aber da eben klingelte es.

Gleich darauf trat Regine ins Zimmer.

„Du bist aber lange ausgeblieben,“ sagte er, ohne Vorwurf, unwillkürlich.

„Ich war eingeregnet.“

„Beim Tennis?“

„Nachher.“

Er schwieg.

„Und du bist hier, bei den Kindern? Im Dunkeln? Es ist doch nichts passiert?“

„Nein,“ entgegnete er, „was sollte passiert sein? Ich sah eben nach ihnen.“

Sie vermied es, ihn anzusehen, und fing gleich an, sich umzukleiden, in der Erwartung, daß er sie dann wohl allein lassen würde.

Er ging auch hinaus, ins Eßzimmer hinüber.

Wie trübselig die Lampe brannte!

Er nahm den Zündstock und steckte eine Flamme der Krone an. Aber es kam ihm immer noch dunkel vor.

Noch eine.

Wirklich, das Gas brannte miserabel heute. Es mußte wohl kein Druck dasein. Und wie es flackerte!

So verändert und melancholisch, wie ihm das mollige Stübchen heute vorkam!

Und als die dritte Flamme brannte, wurde es auch noch nicht viel besser.

Alles war so verschleiert. Wie in Nebel gehüllt. Und ganz fern glühten matt drei kleine Sterne aus den Wolken: die drei Flammen der Krone.

Merkwürdig! Wie merkwürdig das war! So war es doch noch nie gewesen ...

Er hörte, wie Regine im Korridor mit Alma sprach, und setzte sich still an den Tisch.

„Nein,“ rief sie gleich, „was für eine Verschwendung!“

Gerade heute abend hätte sie am liebsten im Halbdunkel der verschleierten Lampe gespeist.

Er antwortete nicht.

Hatte er was? Was dachte er?

Sie wurde stutzig. Denn sie hatte ihm doch gesagt, daß sie eingeregnet gewesen sei.

Was sollte also diese mißtrauische Helligkeit? Und dieses vorwurfsvolle Schweigen?

Sie drehte rasch zwei Flammen aus.

Er sagte nichts dazu.

Hatte er es gar nicht bemerkt? Denn er saß noch immer, den Kopf in die Hände gestützt, und schien das Muster des Tischtuches zu studieren.

Oder tat er nur so?

Einmal, als sie sich zum Büfett gewandt und dann rasch umgedreht hatte, schien es ihr, als ob er ihr mit den Augen gefolgt wäre.

Da drehte sie auch die letzte Gasflamme aus. Nur der Tisch lag noch im matten Schein unter der Lampe.

Auch dazu schwieg er.

Sie wurde aber nachgerade unsicher. Was wollte er nur? Da war doch irgendwas, das ihn beschäftigte?

Und mit einemmal fiel ihr ein, daß vielleicht das Bild die Ursache seiner üblen Laune sei. Dieses schreckliche Bild, das ihr den ganzen Sommer verdorben hatte. So war er immer, wenn ihm etwas mißlungen war, wenn er es nicht so herausbringen konnte, wie er es sich gedacht hatte. Daß ihr das nicht gleich eingefallen war! Er hatte ihr ja mittags gesagt, daß er hinauswollte und malen. Sie hatte es ganz vergessen gehabt.

Sie faßte sich ein Herz und sagte möglichst gelassen: „Mein Gott, warum sprichst du denn nicht, Fritz? Hast du dein Bild verpatzt?“ Sie sprach jetzt absichtlich in seiner Sprache, um sein Vertrauen zurückzugewinnen.

„Das Bild ist fertig,“ antwortete er, leise, wehmütig. Seine Stimme vibrierte etwas. O, sie beobachtete gut! Sie kannte ihn ja so genau! Er war offenbar innerlich sehr erregt und beherrschte sich nur mühsam.

„Ich bin auch noch nicht lange zurück,“ setzte er nach einer Weile hinzu.

„Aber es ist doch schon längst dunkel,“ tat sie sehr erstaunt.

„Gemalt hab' ich auch nicht mehr.“ Er sprach jetzt schleppend, in Zwischenräumen; als betone er und unterstreiche seine Worte, kam es ihr vor. „Aber der Abend war ja so schön. Ich bin auf Umwegen heimgeschlendert. Durchs Kornfeld.“

Wieder schien es ihr, als sähe er über den Lampenschleier hinweg zu ihr hinüber. Seine Augen glühten.

Eine jähe Röte schoß ihr ins Gesicht und verschwand ebenso schnell wieder. Ihr Herz schlug. Sie meinte, er müsse es hören, und war fast erstaunt, als er jetzt sagte: „Gib mir noch etwas Tee!“

Sie goß ihm rasch ein. Sie zitterte noch etwas.

Dann kam Alma und räumte ab.

Er blieb den Abend über „komisch“, fand Regine. Sie war schließlich froh, als er noch vor zehn sagte, er sei müde und wolle sich schlafen legen.

Zwar glaubte er, er werde kein Auge zutun können, aber die Müdigkeit überwand ihn, und er schlief bald ein. Er träumte vom Kornfeld.

Er wanderte dahin durch das mannshohe reife Korn in der Sternennacht, immer weiter und weiter, denn er war vom rechten Wege abgekommen. Und die Ähren beugten sich zu ihm, der sich ganz klein gegen sie vorkam, herab und flüsterten ihm heimliche Dinge zu, die er nicht hören wollte. Er lief, aber das Kornfeld hatte kein Ende. Und je rascher er lief, desto lauter schrien die Garben, er solle doch nicht blind sein, er könne ja sehen, wenn er nur wollte. Und sie liefen immer mit ihm und überschlugen sich kichernd, als ob sie sich vor hämischer Freude nicht halten könnten.

Der Schweiß troff ihm aus allen Poren.

Und dann sah er sie plötzlich. Bei einer Biegung des Weges. Gerade vor ihm. Regine und den Leutnant. Sie küßten sich im reifen Korn.

Und er lief und lief. Immer hinter ihnen her. Aber er konnte sie nicht einholen, und sie küßten sich weiter vor seinen Augen, ganz ungeniert, als ob es so recht wäre und es sich so gehörte.

Er wollte rufen, doch die Stimme versagte ihm.

Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er riß einen Halm ab und sog ihn aus. Da kam die Stimme ihm wieder, und als er jetzt rief, erschrak er fast selber vor dem Geheul, das er ausstieß.

Die beiden vor ihm standen wie auf Kommando still. Als er sie endlich eingeholt hatte und er eben seinen Degen zog, um dem bunten Buben eins über den Schädel zu geben, da stand der Kerl plötzlich stramm

und machte Honneurs. Denn mit einemmal war es gar nicht der Leutnant, sondern ein Dragoner mit seinem Mädel, den er gar nicht kannte.

Klingling — klingling ...

* * *

Als Regine am Morgen einen ersten ängstlichen Blick zu ihm hinwarf, schien er noch fest zu schlafen.

Sie kleidete sich rasch an und ging durch die Stuben, wie sie es jeden Morgen tat. Im Eßzimmer war der Kaffeetisch noch nicht gedeckt, und in der Küche war eben erst der Teekessel aufs Feuer gesetzt. Der Brotbeutel hing auch noch vor der Tür.

Diese schreckliche Person!

Regine fühlte, wie all ihr Lebensmut ihr zurückkehrte. Wenn man nicht überall die Augen hatte! So eine Person! Und wo steckte sie überhaupt?

Sie lief wieder nach vorn.

Natürlich! In der Veranda, die nach dem Vorgarten zu offen war, stand sie, weit über die Brüstung gebeugt, und unterhielt sich mit dem Burschen von oben. Er stand auf der Straße und wartete mit dem Pferde.

Wie sie es wichtig hatten!

Was diese Leute sich immer alles zu erzählen haben!

„Also hier stecken Sie?"

Alma hielt ihr das Staubtuch hin, sie hätte die Terrasse reingemacht und —

Mit dem Staubtuch? Seit wann hier draußen Staub gewischt würde?

Da lachte sie ihr frech ins Gesicht.

Es gab eine große Schreierei, und das Ende war, daß Alma zum nächsten Ersten kündigte.

Je weiter der Tag vorrückte, um so schlimmer wurde er.

Als der Kaffee fertig war und Fritz noch immer nicht zum Vorschein kam, ging sie wieder ins Schlafzimmer. Er lag noch so, wie sie ihn verlassen hatte.

Sie rüttelte ihn leise und rief ihn bei Namen.

„Willst du noch nicht aufstehen, Fritz?"

Er wachte gleich auf und rieb sich die Augen.

„Bist du schon auf?" fragte er noch halb im Schlaf. Er hatte die Augen wieder geschlossen. „Es ist ja noch so dunkel."

Die Kuckucksuhr auf der Diele schlug eben neun. Er setzte sich aufrecht im Bett, ohne die Augen zu öffnen.

„Geht die Uhr recht?"

„Ja," sagte sie leise, „es ist gleich neun."

Da schlug es auch vom Turm.

„Wirklich," zählte er, „schon neun."

Er riß jetzt die Augen auf, um die Dämmerung zu vertreiben.

„Ich habe noch Schlaf in den Augen," sagte er und fing an, sie zu reiben. „Ich will aufstehen."

Er sprang aus dem Bett und wusch sich, das ganze Gesicht eintauchend, mit kaltem Wasser. Wieder und wieder. Das ganze Zimmer schwamm schon. Aber die Gegenstände, die er nur undeutlich unterschied, schwankten farblos und zerfließend in allerlei seltsamen Formen vor ihm her und hin, hin und her ...

Er zog die Vorhänge auseinander.

Ein milchiger, grauer Schein lag über allem, was er ansah.

In Hemdsärmeln rannte er nach vorn.

Hier war es heller. Gott sei Dank!

Doch gleich darauf gestand er sich: Heller, aber nicht hell. Nicht wie sonst.

Er riß die Tür zur Terrasse auf und trat hinaus.

Er spürte die Sonne, sie brannte ihm die Haut. Aber sie selbst hing im Nebel, viel näher als sonst, meinte er, und größer, wie ein gewaltiges Messinggefäß, das vom Küchendunst anlief.

„Guten Morgen, Herr Oberleutnant!" rief eine fröhliche Stimme von der Straße her. Herr von Blencke wollte sich eben auf sein Pferd schwingen und fortreiten.

„Morgen, morgen!" rief er zurück, als wenn es ein Tag wie alle Tage sei. Er wollte sich doch nichts merken lassen. Vor dem am wenigsten. „Schon so früh auf stolzen Rossen?" Seine Stimme klang lustig, fand er.

„Glieder mal ordentlich auseinanderrenken. Man wird hier ganz faul und steif. Ist ja auch noch nicht so heiß jetzt."

Opla, machte er — opla! Er klopfte der Stute beruhigend den Hals.

„Kann die guten Tage auch nicht vertragen!“ rief er dann, sich in dem Sattel zurechtsetzend, noch zur Terrasse hinüber. „Gar nicht wiederzuerkennen vor lauter Übermut — na, na, hoppla — Alte!“

Er drückte die Schenkel an und trabte davon.

Klingling — klingling —

Der Lauschende vernahm noch lange das helle, stoßende Trabtrab der Eisen. Dann hörte es plötzlich auf, der Reiter hatte wohl einen Feldweg eingeschlagen.

Wie warm die Sonne schien —?!

Der Wind trug ihm den Duft der Rosen aus dem Garten herauf. Stark und berauschend, eine Sommerfülle von Farben stand in seiner Seele auf.

Und die Heliotrop und Verbenen und die Levkoien ...

Aber seine Augen sahen sie nicht. Sie hingen voll Tränen. Leise fielen sie auf den bunten Flor zu seinen Füßen.

Und immer undurchdringlicher wurden die Schleier der Nacht ...

* *
*

Der Arzt war sehr zufrieden mit sich und sprach von einem interessanten Fall. Seine Diagnose stimmte genau. Er hatte es kommen sehen und rechtzeitig gewarnt. Aber vielleicht könne man noch operieren.

„Ihr Herr Gemahl muß sich erkältet haben. Wahrscheinlich hat er sich heiß gelaufen und sich dann unvermerkt einer starken Zugluft ausgesetzt.“ Ob er sich gestern wohl an ein offenes Fenster gesetzt hätte? Oder im Garten sich erkältet habe?

Regine wußte es nicht.

Er tat sehr bedenklich und riet, einen Spezialisten hinzuzuziehen.

* *
*

Es war einige Tage später.

Sie saßen am späten Nachmittag auf der Gartenterrasse. Es war jetzt windstill und schattig hier.

Regine war unermüdlich, ihm seine schwarzen Gedanken auszureden. Die Operation, die der Professor versuchen wollte, werde ja gewiß glücken. Wenn es aussichtslos wäre, würde er's ja gar nicht erst versuchen.

Er ließ sie reden.

Er wußte es besser. Er würde die Welt zum zweitenmal verlieren. Jetzt würde er sie ganz hingeben müssen. Denn damals, als er den Dienst quittierte, hatte er seine eigenste, wirklichste Welt ja noch gar nicht gefunden. Und er schuf sie sich. Aus dem Nichts. Wie ein Gott. Nun zerfloß sie wieder und sank in das Nichts zurück.

Das war sein Schicksal.

Vor dem Hause schwankten die Leiterwagen, die das Getreide einfuhren, vorbei. Das Kornfeld war gemäht. Hochbeladen schütterten die Garben zu beiden Seiten herab, als ob sie ihn grüßen wollten. Zum letztenmal ihn grüßen, den sie so gut kannten.

Sie machte ihn auf die überhohen Fuder aufmerksam.

„Es ist nur gut,“ sagte sie leichthin, „daß du dein Bild fertig hast. Schade, daß sie es schon gemäht haben.“

Klingling — klingling — kling —

Ein Schatten ging über sein Gesicht.

„Es ist reif,“ entgegnete er, und es klang, als ob er zu sich selbst spräche, „überreif. Was zur Reife gedieh, muß heimgebracht werden.“

Er war aufgestanden und tat, als ob er den Erntewagen nachsähe. Sie schwanden im Nebel dahin. Eine Weile roch es noch nach Brot, wenn es feucht und warm ist. Dann war es vorüber.

Er stand immer noch vornübergebeugt, mit weiten, zitternden Nüstern.

Sie sah, daß er wieder Tränen in den Augen hatte.

Dann ließ er sich klapperig in den grünen Korbstuhl fallen, und es kam Regine vor, als sänke er ganz in sich zusammen. So alt und verbraucht, wie er jetzt aussah!

Nun hatte er die Welt wirklich verloren ...

Dann kamen die Kinder, und sie gingen hinein und setzten sich an den Tisch, um zu Abend zu essen.

* *
*

Regine war seit Wochen nicht mehr aus dem Hause gekommen. Dieses schwere Geschick rüttelte alle ihre guten Weibinstinkte

wach. Eine gute Mutter war sie immer gewesen, nun wurde sie auch eine gute Frau, wie sie früher eine gute Geliebte gewesen war. Langsam schien sie zu reifen.

Sie war immer um ihn, obwohl er noch immer behauptete, keiner Hilfe zu bedürfen. Sie mußte sehr vorsichtig in der Beziehung sein; alle Aufdringlichkeit, und am meisten die der Liebe, war ihm verhaßt. Aber ohne sie konnte er gar nicht mehr existieren. Er durfte es nur nicht merken lassen. Er tat so, als wisse er alles allein zu finden, aber wenn Regine ihm nicht den Gegenstand, den er gerade wollte, zurechtlegte, so daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, hätte er lange danach herumstöbern können. Er wollte selbst sehen und selbst finden — oder doch wenigstens sich den Anschein geben. Er erzählte ihr dann wohl eifrig, was er auf der Straße oder im Hause „gesehen" hätte. Oft hatte sie es ihm selbst erzählt, oft hatte er es aus Gesprächen anderer.

„Hast du gesehen?" redete Regine ihn an, als sie am anderen Nachmittag auf der Terrasse ihren Kaffee tranken. „Die Steuerrätin sitzt in ihrer Laube und nickt zu uns her."

„Ja, ja," antwortete er beleidigt, „du siehst doch, daß ich danke und wiedergrüße." Und er nickte ein paarmal unsicher in die Richtung, in der sich der Laubensitz befand.

Die da gesessen hatte, war aber inzwischen aufgestanden und hatte sich im Garten zu schaffen gemacht.

„Ich komme nachher noch ein Stündchen zu Ihnen," sagte die alte Dame dicht vor ihnen und wandte sich wieder ihren Blumen zu, die sie immer selbst begoß. Da erst hörte er mit dem Verbeugen nach der Laube hin auf. Ärgerlich vergrub er sein Gesicht in die Zeitung.

Das Unglück hatte die beiden Familien zusammengeführt. Der Leutnant war zwar längst zu seinem Regiment zurückgekehrt, aber die alte Dame lebte in inniger Gemeinschaft mit ihnen. Die bangen Tage der Ungewißheit rissen ihr treues Herz blutig. Sie kümmerte sich und zitterte mit Regine. Ihre stille Abgeschiedenheit, die vom Leben nichts mehr wollte als ein bißchen Ruhe und Wärme, schloß sich aufs neue in Tätigkeit und Liebe wieder auf. Die Welt war zu ihr gekommen, sie mußte unmittelbar an ihr teilnehmen. Wie eine letzte Berührung mit dem Leben war es.

Sie hatte auch ihrem Neffen, dem Leutnant, wiederholt und ausführlich darüber geschrieben und war, wie sie Regine anvertraute, geradezu empört über die scheinbare Gleichgültigkeit des Jungen. Er war einmal nur und nur knapp und kühl darauf in seinem Briefe zurückgekommen. Aber Regine solle nur nicht glauben, daß der Junge kein Herz habe. Daran sei sicher nur der neue Oberst schuld, der ganz unglaubliche Ansprüche an die Kräfte der jungen Leute stelle. Früher hätte er überhaupt viel ausführlicher geschrieben.

Um so teilnehmender wollte sie sich zeigen. Sie erschöpfte sich in allerlei Aufmerksamkeiten. Sogar die vergoldete Schnurrbarttasse des seligen Steuerrats wurde auf dem Altar ihrer Gefühle geopfert, so schwer es ihr auch wurde, sich davon zu trennen. Und nur die eine Bedingung hatte sie an die Liebesgabe geknüpft, daß der Oberleutnant jeden Tag aus ihr trinken müsse. Ihr zu Liebe. Ihr Mann habe sie sehr geliebt.

Er hatte sich mit gutem Humor in die Situation geschickt und ein paar freundschaftliche Worte auf ihre gutgemeinte Aufmerksamkeit gefunden. Er schien sich sogar darüber zu freuen. Und am anderen Morgen fragte er nach der Tasse. Er wollte wenigstens einen Versuch machen. Das sei man der alten Dame schuldig. Regine war ganz erstaunt. Damit hätte ihm früher jemand kommen sollen!

Überhaupt, einen unglücklichen Eindruck machte er nicht.

Er spielte mit den Kindern und war meist heiterer, jedenfalls zufriedener als in der letzten Zeit, die er noch in der Welt gelebt hatte. So stillvergnügt kam er ihr vor. Er saß jetzt wieder stundenlang am Klavier, das er in den letzten Jahren kaum mehr angerührt hatte. So beruhigt kam er ihr vor. So innerlich. Als wenn sich ihm innere Augen erschlossen hätten. Ob er im Begriff stand, wiederum eine neue Welt zu entdecken?

* * *

Eine letzte große Anfechtung hatte ihn noch erregt. Damals, als das Bild ins Haus gekommen war. Von allen Seiten hatte er's angesehen, hatte es hierhin gerückt und dorthin gewendet — unermüdlich. Er wollte es noch einmal sehen.

Regine stand dabei und sah seine Erbitterung.

„Es hat kein gutes Licht hier,“ sagte sie.

Er wandte ihr den Kopf zu; er spürte schon, daß sie ihm helfen würde.

„Und dann ist es ja so eingeschlagen.“

„Ja,“ gab er zurück, froh, einen Grund zu haben. „Du hast recht, Regine. Es ist total eingeschlagen. Es kam mir gleich so vor.“

„Soll ich dir den Firniß holen?“

„Nein, laß nur! Du findest ihn nicht.“

Er ging in den Hintergrund und kam gleich darauf mit der Flasche zurück. Als er dabei war, mit der Flüssigkeit darüber zu gehen, fing er wieder an: „Sieh' nur, Regine, wie die Birken jetzt herauskommen! Als wenn die Stämme von innen leuchteten. Nicht wahr? Und hier,“ fuhr er eifrig fort, „wie das Blau zu dem warmen Rosa steht —“

„Schade, daß keine Figuren darauf sind.“

Sie empfand im selben Augenblick schon, was für eine Dummheit sie da gesagt hatte. Sie sah, wie es in ihm arbeitete. Eine rätselhafte Wildheit erschien auf seinem Gesicht. Sie fürchtete sich. Dann aber fing er an zu zittern, als bekäme er Krämpfe.

Klingling — klingling — klingling —

Er kehrte das Bild der Wand zu.

Kein Wort.

Eine große Traurigkeit lag über ihm.

Sie empfand seine Einsamkeit und die Unmöglichkeit, sie ihn vergessen zu lassen und sie mit ihm zu teilen. Eine Welt trennte sie von ihm. —

Am meisten wunderte sie sich, daß das Bild so viel Aufsehen machte. Die Zeitungen brachten lange Berichte, und alle Welt sprach davon.

Als sie ihm sagte, sie möchte heute vormittag in die Stadt fahren, denn sie müsse doch sehen, wie sie das Bild gehängt hätten, ob es auch gutes Licht habe und dergleichen mehr (um ihr Interesse zu zeigen und ihm eine Freude zu machen), schien er sehr verwundert zu sein.

Laut sagte er nur, während er die Zeitung — er tat noch immer, als läse er darin — aus der Hand legte: „Ich will nächstens auch hin und es mir ansehen.“

Ob sie denn nicht heute zusammen hinwollten?

Nein, heute könnte er nicht. Er wollte seine alten Skizzen durchsehen, er hätte eine neue Idee im Kopf. In den nächsten Tagen aber, diese Woche noch, dann ginge er ganz bestimmt.

Er blieb ruhig am Frühstückstisch sitzen und stützte, als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, den Kopf in die Hände.

Unbeweglich saß er so — lange.

Die Welt versank immer mehr.

Als junger Leutnant war er einmal mit einem Kameraden von der Luftschifferabteilung aufgestiegen. Er erinnerte sich jetzt wieder lebhaft des seltsamen Gefühls, das er damals hatte, als der Ballon sie emportrug. Es war nicht gewesen, als ob sie aufwärts flögen, sondern als ob die Erde unter ihnen wegsänke. Ein Ruhen im All. Ein wohliges Sichwiegen in dickem, sehmigem Öl. Und ringsum Wolken. Auch unter ihnen. Die Erde war verschwunden. Über ihnen aber die gläserne Glocke des leuchtenden Firmamentes.

Er träumte wohl?

Eben war es ihm, als ob er wieder von der stillen Ballongondel auf das wogende Nebelmeer zu seinen Füßen herabblickte.

Einsam ragte ein schimmernder Gipfel. Der lag im Glanze der untergehenden Sonne.

Und auf seiner Höhe, nur wenige Schritte von ihm entfernt, stieg ein Tempel auf, von dessen gewaltiger Kuppel die Namen der Großen in Flammenschrift herabglühten. In Gedanken ging er darauf zu. Schon spürte er die Klinke in der Hand und drückte sie nieder. Da sprang das dunkle Tor auf, eine Fülle von smaragdenem Licht strömte auf ihn ein. Und die Helle blendete ihn nicht. Er hatte ja so gute Augen!

Entschlossen tat er einige Schritte aufwärts, der Quelle des Lichtes zu.

Einer kam ihm entgegen. Er sah, es war der deutsche Meister Böcklin.

Der legte vertraulich den Arm um ihn und grüßte ihn, wie ein Meister den anderen grüßt.

Er wunderte sich gar nicht.

Sie waren ja Freunde, sie hatten einander geliebt. Seit ungemessenen Zeitläuften, kam es ihm vor.

Und auch der andere, der sich jetzt zu ihnen gesellte, war sein Freund. Rembrandt nannte ihn bei Namen und grüßte ihn.

Und sie gingen miteinander weiter, Hand in Hand. Immer höher, dem strahlenden Licht entgegen.

Ganz in der Ferne sah er Michelangelo ...

* *
*

In dem kleinen exklusiven Kunstsalon wogte es aus und ein.

Immer neue Menschen kamen und drängten sich vor das Bild. Als ob es ganz allein da wäre. Aber rings umher standen und hingen noch viele andere: Stilleben und Interieurs, Figurenbilder und Landschaften.

Regine sah eins nach dem anderen an. Sie gefielen ihr eigentlich alle besser als das Kornfeld. Allmählich, fast wider ihren Willen, war sie in seinen Bannkreis eingetreten. Sie schob sich langsam mit den Menschen vorwärts.

„Verkauft“ stand darunter.

„Der Maler soll ja blind geworden sein,“ hörte sie jetzt jemand neben sich sagen.

„Ja, ich weiß. Es stand wenigstens in der Zeitung,“ antwortete eine höhnische Stimme. „Vielleicht ist es auch nur eine geschickte Reklame — das kann man nie wissen —“ Dann sprachen sie leise weiter.

Regine sah sich um. Es waren zwei ihr ganz fremde Menschen. Alle waren ihr fremd hier.

Klingling — klingling — klingling —

Sie blickte nach der anderen Seite, uninteressiert scheinbar, durch ihr Lorgnon, als ob sie die Nummer eines Bildes suche.

Ein paar Offiziere waren eben in den Saal getreten. Der eine grüßte sehr korrekt und verbindlich.

Ob es ihr galt?

Da sah sie, daß es Herr von Blencke war. Er redete jetzt sehr eifrig auf die beiden anderen ein. Ganz junge Burschen, die gestern vielleicht noch als Fähnriche geschwitzt hatten. Sie hörten ihm sehr andächtig zu.

Sie standen jetzt vor dem Kornfeld.

„Nicht wahr? Es ist doch ganz kolossal!“ hörte sie ihn sagen. „Charmant, ganz charmant!“

Sie fühlte, wie sein Blick sie streifte.

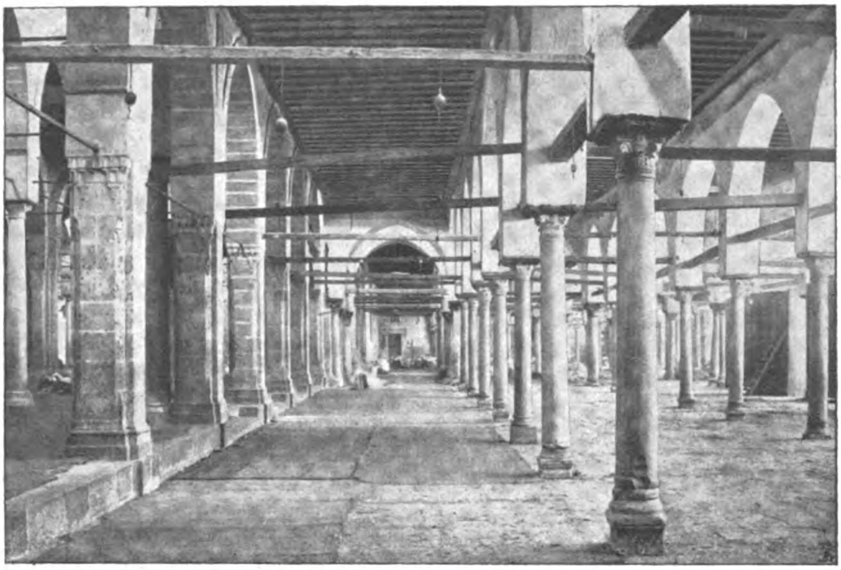
Der Katalog, den ihre Hand zerknittert hatte, fiel zu Boden. Das knisternde Geräusch erschreckte sie. Sie bückte sich rasch und drängte vorwärts. Und wieder fühlte sie, wie die drei ihr mit den Augen folgten.

Ein Zittern durchlief ihren Körper. Am liebsten hätte sie sich in einen der bequemen Ledersessel geworfen, die überall umherstanden. Als sie aber hörte, daß die Sporen hinter ihr herklirrten, wandte sie sich rasch dem Ausgang zu. Sie lief beinahe. Kaum daß ihre Füße sie noch trugen ...

* *
*

Am anderen Tage stand es in den Morgenblättern, daß das Bild schon verkauft sei. Ein Börsenmann, ein Berliner Snob, hatte es für seinen Salon erworben.

Und man erzählte sich, daß der Kunsthändler zwölftausend Mark daran verdient hätte.



Großer Ostliwan (Arkaden).

Eine moslimische Universität

Von

Adolf Heidborn

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Herzen der Kairener Altstadt, im Staub und Schmutz und Sonnenbrand malerisch winkliger Gassen grüßt uns plötzlich eine erquickende Oase, eine Insel beschaulichen Friedens, umwogt vom lärmenden Strom des Verkehrs: die Universitätsmoschee El Azhar,* die älteste aller bestehenden Hochschulen nächst Bologna.

Man kennt die bedeutende Rolle dieser ehrwürdigen Stätte islamischer Gelehrsamkeit im geistigen Leben des Orients, die erstaunliche Anziehungskraft, die sie Jahrhunderte hindurch auf alle Anhänger des Propheten ausgeübt hat, von den Ufern des Atlantic bis zu den Inseln des malaiischen Archipels, von den Steppen Transoxaniens bis tief ins schwärzeste Afrika. Hier flammte im Mittelalter das Feuer arabischer Wissenschaft, finstere Zeiten durchstrahlend; von hier rieselte in befruchtenden Bächen arabische Sprache und Bildung in barbarische Länder, wissenschaftlichen Sinn weckend, gelehrte Studien anregend und fördernd.

Heute zwar ist das Feuer längst verglommen, der üppig sprudelnde Quell versiegt. Zwar treffen nach wie vor Tausende von Schülern aus allen Gebieten der muslimischen Welt in den Hallen der Azhar zusammen, immer noch ist der Titel eines Azhari in Kabul wie in Fez gleich begehrt; doch die Weisheit, die hier verkündet wird, ist die längst verklungener Tage. Nicht mehr Brennpunkt zeitgenössischen Wissens ist die Azhar, nur noch hartnäckige Hüterin des von den Vätern Ererbten, starre Wächterin moslimischer Orthodoxie.

Aber gerade dieses zähe Wurzeln in der Vergangenheit, diese Versteinerung in überlebten Anschauungen und Überlieferungen bildet für uns ihren unvergleichlichsten Reiz. Aus dem, was hier ist, können wir das erkennen, was in Europa war. Nirgends vermögen wir, so paradox es klingt, ein bes-

* Bezüglich der Umschrift der arabischen Worte wird bemerkt, daß z wie weiches s, s wie scharfes s, th und w wie im Englischen zu sprechen ist.

seres Bild von Art und Geist unserer eigenen mittelalterlichen Kollegien zu gewinnen als hier. Wer also einen Ausflug ins Mittelalter unternehmen, sich durch Anschauung überzeugen will, wie in früheren Zeiten gelehrt und gelernt wurde, der überschreite mit uns die Schwelle der Azhar.

Mit einem Schritte stehen wir im dreizehnten Jahrhundert. Orientalisches Mittelalter hat sich hier wie in einer Hochburg verschanzt gegen den Ansturm westlicher Neuzeit. Kaum ein Echo von dem, was die Gegenwart bewegt, scheint in diese Räume gedrungen, und wenn wir dem Unterricht beiwohnen, wähnen wir wohl einen Augenblick, Lehrer und Schüler seien Automaten, genial konstruierte Wachsfiguren, von einem erfinderischen Kopfe mit täuschendem Schein des Lebens erfüllt zu Nutz und Frommen blasierter Touristen. Aber dann ist es wie eine köstliche Überraschung: wir haben lebende Wesen vor uns, Menschen, mit denen wir reden, die wir ausforschen, befragen können, wie man über dies oder jenes vor einem halben Jahrtausend dachte. Nutzen wir die Gelegenheit! Wie viel eindringlicher und vernehmlicher spricht zu uns vergangener Zeiten Geist aus ihrem Munde als aus den toten Lettern unserer gelehrten Bücher.



Studentengruppe.

Der Weg zur Azhar führt uns durch das wirre Getümmel der Muski und Sikket el Gedide — vorbei an den Läden der syrischen und jüdischen Kleinhändler, die feilschenden Haremsschönen allen billigen Kram Europas mit beredter Zunge aufzuschwatzen wissen, vorüber an den Buden emsiger Handwerker, an den Heringstonnen und Käsebergen griechischen Bakkals, an den Matratzen und Polstern der Möbelhändler, die das Trottoir überschwemmen. Alles bunt, lustig, farbenfroh, sonnenbeglänzt.

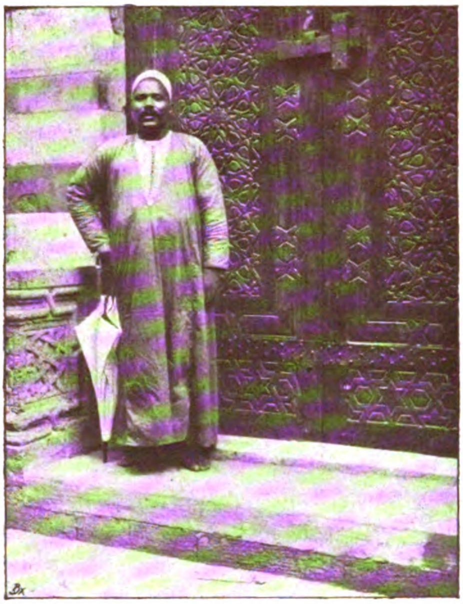
Nur langsam bricht unser Wagen sich Bahn. Alle Augenblicke ballen sich Droschken, Omnibusse, Kamele, Esel, Menschen zu dichtem Knäuel. Betäubendes Schimpfen der Kutscher und Treiber. Aus aufgerissenen Rachen prasseln die gutturalen Koseworte: Ja Ibn el Kelb, ja Muarras, ja Abu Kurun (o Hundesohn, o Kuppler, o Vater der Hörner). Herrliche Gebisse fletschen in den braunen Mäulern, zornig durchblitzt das Weiß der Augen die Nacht der Gesichter, dramatische Gesten durchsäbeln die Luft, bis würdig der Tschawisch (Schutzmann) naht und das Chaos entwirrt, nicht ohne gleichfalls reichliche Ulad el Kelb (Hundesöhne) nach rechts und links zu verteilen, die er jedoch diplomatisch mit dem Zusatz „el buada“ (die ferneren) einschränkt — „eigentlich meine ich ja nicht euch, sondern ganz jemand anders.“ Die Menge nimmt seine Komplimente mit begütigendem „ma alesch“ (macht nichts) entgegen und zerstiebt.

Zur Linken taucht jetzt das Minaret der sehr heiligen, aber künstlerisch wertlosen Moschee des Sedna Hosen auf. Hier zweigt der Weg nach rechts ab, der Schatten einer schmalen Gasse nimmt uns auf, die im Gegensatz zur stark europäisierten Muski den ganzen malerischen Reiz altkairener Lebens ausströmt. Rot betupfte Hammelrücken säumen den Weg, angenehm vermählt dem saftigen Grünzeug, den flammenden Apfelsinen und Tomatenkegeln der Gemüsehändler — farbenreiche, brillant gestellte Stillleben, eines Snyders wert.

Ein paar Schritte weiter wechselt das Bild. Der leiblichen Nahrung folgt die geistige. Winzige Buchläden, von oben bis unten mit den Schätzen arabischen Wissens

tapeziert, künden, daß wir dem Ziel unserer Wanderung nahen. Würdig in die Falten ihrer Toga gehüllt, hocken die Verkäufer darin, gelassen ihrer Käufer wartend. Christlichen Käufern scheinen sie wenig gewogen, und zumal Schriften religiösen Inhalts verkaufen sie ihnen höchst ungern. Der naive Europäer möchte meinen, daß sie gerade durch den Absatz solcher Werke in ungläubigen Gemütern Verständnis für die Heilslehre des Islam wecken sollten. Zudem kann er sich, wofern er Lust verspürt, in das Gestrüpp mohammedanischer Theologie einzudringen, alle nötigen Bücher leicht durch Vermittelung moslimischer Freunde oder bei Buchhändlern anderer Stadtviertel verschaffen. Wozu also dieser Rest von Fanatismus, der bei dem sonst so apathischen Ägypter überrascht? Fürchten sie die Anzeigen der Konkurrenz, den Groll ihrer rechtgläubigen Kundschaft? Vielleicht — doch forschen wir nicht unnötig nach Gründen; unter dem Turban malt sich die Welt anders als unter dem Filzhut. Genießen wir des feinen, mittelalterlichen Aromas, das uns schon umfängt, freuen wir uns, auf einige Stunden polyglotten Kellnern und elektrischen Straßenbahnen zu entrinnen und mit so geringer Mühe die weite Reise ins Mittelalter machen zu können.

Eine Biegung des Weges. Ein kleiner Platz öffnet sich vor uns und in dessen Hintergrund ein großes Doppeltor, über dem in verschlungener Schrift die goldenen und vergoldeten Worte prangen: „Die Handlungen nach den Absichten und jedem, was er beabsichtigt hat.“ Wir stehen vor dem Haupteingange der Azhar, dem Bab el Muzaijinin (Tor der Verschönerer = Barbiere). Mit seinen vertieften Rundbogen ähnelt es auf den ersten Blick mehr dem Portal einer romanischen Kirche als dem einer Kairener Moschee, doch wie anders die Durchsicht, die es gestattet! Nicht ins geheimnisvolle Halbdunkel eines majestätischen Kirchenschiffes verliert sich das Auge; es eilt auf einen gewaltigen, im hellen Sonnenlicht weißglitzernden Hof, dessen weite Bogenhallen den blauen Himmelsdom selbst tragen.



Diener vor der Tür zur Medresset et Teibarsije.

Auf dem kleinen Platz stehen Gruppen schwatzender Studenten herum, andere lungern vor den ärmlichen Cafés und Garküchen oder stöhnen unter dem Messer des Barbiers, und durch das Tor schwirrt es aus und ein wie in einem Bienenkorb. Einige elegante Touristen sorgen mit gezücktem Kodak für die moderne Note in dem altertümlichen Bilde.

Nichts an diesen „Studenten“, was an ihre Kommilitonen in Europa erinnern könnte. Leute jedes Alters, vom Jungen bis zum Graubart, jeder Hautfarbe, vom Hellgelb durch alle Schattierungen des Braun zum tiefsten Schwarz, jeder Gesichtsbildung, vom reinsten Kaukasisch zum Mongolen- und Negertypus. Meist den niedersten Volksschichten entstammend, Fellachensöhne in schmierig weißer Gewandung, über die die schwarze Abaja in künstlerischen Falten fällt, die nackten Füße in ausgetretenen roten Schuhen, den Turban auf dem glattrasierten Schädel, mit gutmütig stumpfen Zügen, in ihrer großen Mehrzahl verwahrlost, manierenlos, von dreist naiver Zudringlichkeit, wirken diese „Studenten“ bei weitem malerischer als ästhetisch.

Treten wir ein in die heiligen Hallen! Belauschen wir sie bei der Arbeit! Doch halt — vorher müssen wir uns kurz der

Geschichte der Azhar erinnern. Wir dürfen unter die „Wissen Suchenden“ (Talabet el Ilm lautet der offizielle Titel der Azharschüler) nicht allzu unwissend treten.

Die Azharmoschee ist, wie die Stadt Kairo selbst, von Gauhar, dem Feldherrn des fatimidischen Kalifen Mo'izz li Din, gegründet worden, und zwar im Jahre 970 n. Chr. (359 der Flucht).

Gauhar war, wie Makrizi in seinem berühmten topographischen Werke Kitab el Chitat (Bd. I, S. 377) berichtet, ein Mamluk (Sklave) griechischer Herkunft aus Sicilien. Seine Tüchtigkeit erwarb ihm das Amt eines Sekretärs beim Mo'izz und befestigte ihn allmählich so in dessen Gunst, daß er Wezir und Oberbefehlshaber seiner Truppen wurde. Als solcher rechtfertigte Gauhar seinen Namen „Kleinod“ aufs glänzendste. Im Sturme trug er die Fahnen des Kalifen von Kairwan aus durch ganz Nordwestafrika bis zum Atlantischen Ozean, und selbst dessen Bewohner machte er ihm symbolisch untertan, indem er einen Fisch darin fing und seinem Gebieter sandte. Ebenso schnell und erfolgreich dehnte er die Herrschaft des Mo'izz nach Osten aus. Anfang 969 (358) an der Spitze eines starken Heeres zur Eroberung Ägyptens entsandt, konnte er schon nach wenigen Monaten melden, daß er in der Hauptstadt Fostat (dem heutigen Alt-Kairo) in der ehrwürdigen Moschee des Amr das Freitagsgebet im Namen des Mo'izz abgehalten und so dessen Herrschaft offiziell verkündet habe. Unverzüglich machte er sich dann, dem Befehl des Kalifen gemäß, an die Gründung der neuen Hauptstadt, die, weil sie die Welt bezwungen, „Bezwingerin“ (Kahira) heißen sollte. Schnell wuchsen ihre Mauern empor und gleichzeitig im Inneren zwei gewaltige Paläste und eine große Moschee.

Diese Stadt nun bildet den Kern des heutigen Kairo; die beiden großen Paläste, deren Glanz Makrizi nicht genug rühmen kann, sind wieder in den Staub gesunken, Opfer der Zeit und der zerstörenden Wut der Menschen, doch die Moschee — es ist die Azhar, die „Blühendste“ — hat ihren Namen nicht Lügen gestraft. Sie blüht bis auf den heutigen Tag. Über ihre Baugeschichte enthält Makrizis Buch (Bd. II, S. 273 ff.) einen längeren Abschnitt. Danach begann Gauhar im Frühjahr 970 mit ihrer Grundsteinlegung und vollendete sie im Sommer 972. Sie diente, wie alle Moscheen, von Anfang an nicht nur als Kultus-, sondern auch als Lehrstätte; doch nimmt sie insofern eine Sonderstellung ein, als ihr Charakter als Lehranstalt bald derart betont wurde und in der Folge so die Überhand gewann, daß ihr Zweck als Gebetshaus darüber fast gänzlich zurücktrat. Schon im Jahre 988 (378) nämlich übernahm der Sohn des Mo'izz, der Sultan Aziz Billah, auf Betreiben des Wezirs Abu el Farag die Kosten für den Unterhalt der fünfunddreißig Fukaha (Rechtsgelehrte), die an ihr lehrten. Man kann sonach dieses Jahr als das Stiftungsjahr der „Universität“ el Azhar betrachten.

Dem Beispiel des Aziz Billah sind fast alle Herrscher Ägyptens gefolgt und, wetteifernd mit ihnen, die Großen des Reiches. An keinem Bauwerk Kairos hat sich Freigebigkeit und Baulust so fortdauernd bis auf die Gegenwart betätigt wie an der „Blühendsten“. Sie trägt daher architektonisch keinen einheitlichen Charakter, sondern stellt vielmehr einen Komplex von Gebäuden dar, die nach Zeit und Stil weit auseinander liegen. Sie bildet gleichsam ein Kompendium der Kairener Baukunst, in dem wir deren Entwickelung an zum Teil ausgezeichneten Mustern verfolgen können, von der primitiven Fatimidenzeit hinauf zur glänzenden Blüte unter den tscherkessischen Sultanen und wieder hinab in die Finsternis türkischen Verfalls, aus der sie erst jüngst, unter europäischen Auspizien, neu zum Lichte sich durchringt.

Wir unterscheiden fünf Bauperioden in der Azhar.

Der ersten von 970 bis 972 gehört der ursprünglichste Teil des Gebäudes an (der Centralhof nebst seinen Säulengängen und von dem großen Ostliwan wohl die ersten fünf Schiffe) — wenn nicht in seiner jetzigen Gestalt, so doch im Plan und in der allgemeinen Anlage.

Die zweite Periode reicht vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert. Sie wird charakterisiert durch fortwährende Umbauten und Erweiterungen des ursprünglichen Kernes. Im einzelnen lassen sich diese

nicht überall nachweisen, immerhin unterrichtet uns Makrizi ziemlich eingehend über Bauherren und Daten. Auch verstreut er unter die trockenen Jahreszahlen manche Angaben, die auf die religiösen Verhältnisse der Azhar interessante Streiflichter werfen.

Von den fatimidischen Kalifen erneuerten und erweiterten Hakim und Mostansar die Moschee.

Als danach im Jahre 1171 an Stelle der schi'itischen Fatimiden die sunnitischen (rechtgläubigen) Ejubiden mit Salah ed Din zur Herrschaft gelangten, trat ein Stillstand in der Entwicklung der Azhar ein. Saladin gründete zwei Medressen (Kollegien), in welchen rechtgläubige Wissenschaft nach malakitischem und schafa'itischem Ritus gelehrt wurde (Makrizi Bd. II, S. 233), während in der Azhar bisher, dem Bekenntnis der Fatimiden gemäß, die schi'itische Doktrin die Basis des Unterrichtes gebildet hatte. Auch ließ er die Chutbe (Freitagsgebet) in der Azhar sowie in allen anderen Moscheen mit Ausnahme der des Hakim einstellen, weil der Kadi von Kairo erklärt hatte, daß nach schafa'itischem Ritus die Chutbe in einer und derselben Stadt nur in einer Moschee abgehalten werden dürfe (Bd. II, S. 275).

Etwa hundert Jahre später wurde jedoch die „Blühendste" vom Sultan Beibars el Bandukdari wieder in alle ihre Rechte eingesetzt. Er ließ im Jahre 1266 (665) die Chutbe wieder in ihr abhalten, und zwar gelegentlich der Wiederherstellung und Erweiterung, die die Emire Eidamer und Bilbek vorgenommen hatten. Letzterer hatte eine Maksura (Halle) gebaut, in der Rechtswissenschaft nach den Prinzipien des Imam esch Schafa'i gelehrt wurde, und zugleich einen Muhaddith (Traditionslehrer), sieben Koranleser und einen Mudarris angestellt, für deren Unterhalt er durch Stiftungen sorgte.

Im Jahre 1302 (702) fand ein Erdbeben statt, das die Kairener Moscheen sehr beschädigte. Die Emire übernahmen den Wiederaufbau, und zwar der Emir Salar den der Azhar. 1359 (761) nahm der Emir Gamdar wiederum eine umfassende Restauration vor und stellte Professoren des hanafitischen Ritus an.



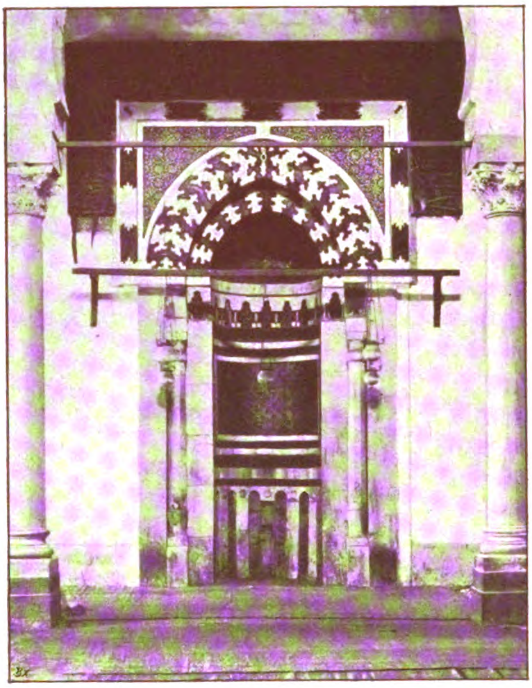
Mittelhof.

Makrizi spricht dann noch von der wiederholten Erneuerung des Minarets, gibt genau an, wo sich die Medah (Bassin für die Abwaschungen) zu den verschiedenen Zeiten befunden habe, doch erwähnt er, wie billig, gerade die beiden umfangreichsten Erweiterungen dieser Periode, erstere gar nicht, letztere nur beiläufig. Es sind dies die beiden Medressen der Emire Teibars und Akboga.

Die dritte Periode (fünfzehntes und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) fällt in die Hochrenaissance der arabischen Baukunst, wo entzückende Anmut sich prunkvollstem Reichtum gesellt. Ihr gehören namentlich

die elegante Kapelle des Gauhar el Kankabai und die beiden Minarets des Kaitbai und Elguri an.

Die vierte Periode umfaßt die großartige



Gebetnische.

Erweiterung, die der Emir Abd ur Rahman in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausführte.

Die fünfte Periode endlich ist die gegenwärtige.

Im einzelnen werden wir auf diese Baulichkeiten bei unserem Rundgang durch die Azhar zurückkommen.

So mit Kenntnis gewappnet, treten wir ein. Am Tor einige Formalitäten: der Pförtner verlangt unsere Tazkara, die Eintrittskarte, die man zum Besuch der Moscheen in Höhe von je zwei Piastern (40 Pfg.) lösen muß. Es ist das eine kleine Steuer, die das seit 1881 bestehende Komitee für die Erhaltung der arabischen Kunstdenkmäler von den Fremden erhebt und der man sich um so williger unterwirft, als sie dem leider nicht beträchtlichen Fonds zufließt, der dem erfahrenen Chefarchitekten Herz Bey für seine feinsinnigen Restaurierungen zur Verfügung steht.

Alsdann versenkt man unsere Schuhe in gewaltige Bastsandalen, damit wir den Straßenschmutz nicht in die geweihten Hallen tragen, und gibt uns einen Diener zur Abwehr Zudringlicher mit. Die Wanderung kann beginnen.

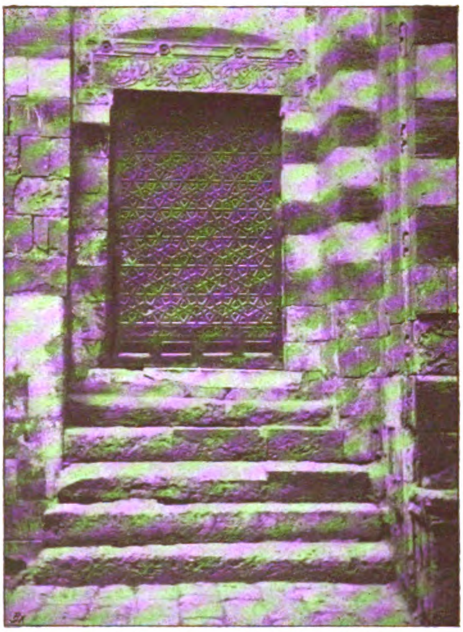
Der kleine Vorhof, in den wir durch das große, von Abd ur Rahman Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Doppeltor getreten sind, ist gleichsam das Vorzimmer der Azhar. Warmgetönte, aus rötlichgelben Quadern schöngefügte Mauern umrahmen ihn, verschwenderisch übersät von zierlich gemeißelten Ranken, Arabesken und Inschriften, anmutig durchbrochen von schöngegitterten Fenstern. Links führen einige Stufen, von müßigen Moscheedienern dekoriert, zur Bibliothek, der ehemaligen Medresse (Kollegium) des Akboga; rechts eine schön geschnitzte Tür zu einem gleichfalls Bibliothekszwecken dienenden Raume, dem Überrest der ehemaligen Medresset et Teibarsije, deren größerer Teil jedoch dem in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeführten Neubau hat weichen müssen, der die Verwaltungsräume und weiterhin den Riwak el Abbasi birgt. Wir lassen vorläufig diese Säle rechts und links liegen und schreiten geradeaus, angelockt durch die strahlende Weiträumigkeit des großen Mittelhofes, den wir jetzt durch eine kleinere, sehr elegante, von herrlicher Stalaktitennische überragte Tür betreten, die Kaitbai um 1470 erbaut hat.

Dieser Zentralhof bildet den Kern des ganzen Gebäudes. In länglichem Viereck umgrenzen ihn vier Arkaden (Liwan), deren persische Kielbogen auf schlanken weißen Marmorsäulen ruhen. Rosetten und gleichfalls kielbogige Nischen, von kufischen Inschriften umrahmt, beleben die Giebelfelder der Bogen. Zackige Zinnen bilden die Krönung. Und das alles weiß in weiß, in blendendes Sonnenlicht getaucht, überwölbt vom tiefblauen Himmel — ein Gemälde von heiterstem Glanz und glühendstem Farbenzauber.

Die Azhar gehört, wie wir sehen, dem ersten Moscheentypus an, den die arabische

Baukunst entwickelt hat. Sie ist eine Arkadenmoschee und zwar die zweitälteste derartige Anlage in Kairo, wenn wir von der Moschee des Amr in Altkairo absehen, die in ihrer jetzigen Gestalt nicht sicher zu datieren ist. Fast hundert Jahre später erbaut als die Moschee des Ibn Tulun, wirkt sie, wenn auch demselben Typus angehörend, dennoch völlig verschieden auf den Betrachter. Sie hat nicht die Riesenmasse, den feierlichen Ernst, die überwältigende Majestät ihrer Vorgängerin; ihre Bogen sind weniger zahlreich, weniger geräumig und ruhen nicht auf wuchtig quadratischen Pfeilern, sondern auf zierlichen Säulen. So wie jene düster, erhaben, großartig ist, erscheint die Azhar licht, freundlich, heiter und fesselt schon in dieser der Frühzeit entstammenden Hofanlage den Betrachter durch jene Leichtigkeit und Anmut der Verhältnisse, die in den späteren Denkmälern Kairos zu souveränem Ausdruck kommen und geradezu ein Wahrzeichen des arabischen Stiles werden sollte.

Vor allem aber unterscheidet sich der Zentralhof der Azhar von dem der Tulunmoschee in seiner perspektivischen Wirkung. Bei dieser umfassen wir mit einem Blick die ganze vielschiffige Anlage. Bei der „Blühendsten" dagegen bleibt auf jeder Seite des Hofes nur ein Bogengang frei, die übrigen sind, dem Lehrzweck entsprechend, durch eine Holzwehr dem Auge entzogen. Lautes Stimmengewirr brandet aus diesen inneren Hallen an unser Ohr. Unsere Neugier ist auf das lebhafteste gestachelt. Wir durchqueren den Hof, um in die geheimnisvolle Dämmerung des Ostliwans zu dringen — doch wie gebannt bleiben wir an der Schwelle stehen ... Welch erstaunliches Schauspiel — so völlig unvermutet, verblüffend, einzigartig!



Tür der Medresset el Akbojaije.

Eine ungeheure Halle dehnt sich vor uns, wohl 80 Meter lang und 50 Meter breit, in feierlichem Zuge von acht Säulenreihen durchwandelt, und im Schatten dieses Säulenhains welch seltsame Vegetation, welch wimmelndes Chaos von hockenden, kauernden, sitzenden, liegenden Menschenleibern, welch wirres Durcheinander von nackten Beinen, roten Schuhen, schwarzen und weißen Mänteln, schmutzigen Ziegenfellen, jeden zollbreit Boden bedeckend, wogend, wallend, die Säulenbasen umbrandend, geheimnisvoll verflutend im Halbdunkel der Ferne! Ein unbeschreiblicher Anblick! Wir schätzen die Menge der Versammelten auf fünf- bis sechstausend, aber im ungewissen Zwielicht, das vom Hofe her spärlich in die Halle dringt, erscheint sie doppelt so groß.

Und welch Brausen erfüllt den gewaltigen Raum! Wie Sturmwind schlägt das Summen, Plärren, Schwatzen der Tausende von Stimmen an unser Ohr. Und jeder beschäftigt sich nach seiner Weise, völlig unbekümmert, ob er den nächsten stört oder nicht. Wundervolle Stahlnerven müssen diese Leute haben! Wir mustern die Gruppen in unserer Nähe. Hier näselt einer unter stetem Wiegen des Oberkörpers die goldne Weisheit des Korans, dort schwatzt ein halbes Dutzend Barabra (Nubier) mit nationalem Redefluß. Dieser kaum zehnjährige Jüngling übt auf seiner Blechtafel die schwierige Kunst der Kalligraphie, jener flickt einen Riß seiner Abaje, ein anderer durchforscht mit gespanntem Auge die Tiefen seiner Gewandung, noch einer kaut gierig an seinem runden Brotfladen, und dort schnarcht gar

einer, lang hingestreckt, in seligem Vergessen von Koran und Fikh. Dazwischen klappern Limonadenhändler mit ihren Messingbechern — „Limonata ja atschan" (Limonade, o Durstender) — Brotverkäufer schreiten vorüber, riesige Platten mit Narifs auf dem Kopfe, Wasserträger brechen fast zusammen unter der Last des schwellenden Ziegenschlauches — ein so buntes Neben- und Durcheinander, daß man es gesehen haben muß, um es für möglich zu halten.

Unser Mentor weidet sich an unserem Staunen.

„So etwas habt ihr in Urobba nicht, ja Sidi?"

Allerdings nicht! — Dies der „Hörsaal" der Azhar? Wir wollen es nicht glauben; denn das erste Erfordernis eines Hörsaales, die Möglichkeit zu hören, erscheint hier nahezu ausgeschlossen. Wir fühlen uns mehr an das wütende Gekläff einer europäischen Börse gemahnt als an die religiöse Stille eines Tempels der Wissenschaft. Und doch sehen wir überall würdige Schechs, an die Säulenbasen gelehnt oder auf einem Kursi (umgitterte Tribüne) thronend, mit lebhaften Gebärden aus dicken Büchern dozieren, und um sie im Kreise hockend je fünfzehn bis zwanzig Studenten. Wie ist ein Unterricht in diesem Lärm denkbar? Wir verstehen kaum das Wort unserer ganz nahen Begleiter. Vorsichtig über gelbe, braune, schwarze Beine tretend, nähern wir uns einem der Mudarrissin (Professoren). Mit Mühe enträtseln wir seinen Vortrag. Er lehrt Nahu (Syntax). Sein höchst klassisches Arabisch erfüllt uns mit wahrhafter Hochachtung. Der gelehrte Herr läßt sich durch unsere Wißbegier nicht aus dem Text bringen. Man ist an die Europäer, die ungeniert überall herumspüren, gewöhnt und läßt sie gewähren, in dem mitleidigen Gefühl, daß sie doch nichts begreifen können. Auch kommt es in diesem Pandämonium auf ein bißchen mehr oder weniger Störung wirklich nicht an. Die um ihn versammelten Schüler lauschen andächtig seiner Weisheit; doch sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, darauf legen sie anscheinend kein Gewicht. Wozu auch? Der Professor umschreibt nur das, was gedruckt in dem dickleibigen Folianten steht, den sie auf die Knie stützen. An Schreibgelegenheit nach unseren Begriffen fehlt es übrigens gänzlich. Jeder trägt sein Schreibgerät im Gürtel, und als Pult dient die aufs Knie gestützte linke Hand.

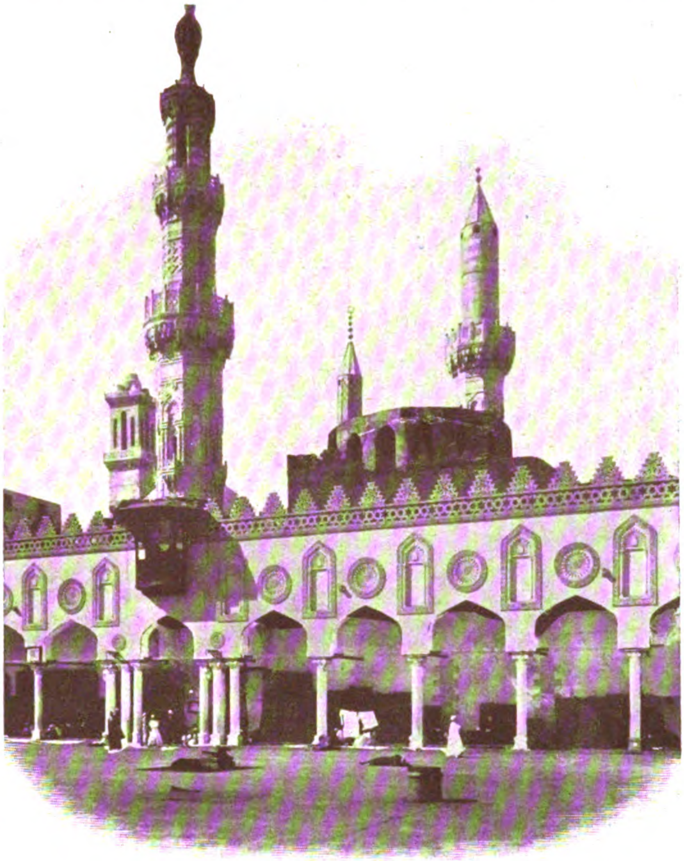
Wir verweilen lange in dem ungeheuren Raume. Wir können uns nicht losreißen von der Eigenart des Bildes, von dem so regellos harmonischen Rahmen. In der imponierenden Breite ihrer neun Schiffe datiert die Halle allerdings nicht aus der Fatimidenzeit; dem ursprünglichen Bau gehören, vielfach umgebaut, nur die fünf ersten Säulengänge an; die vier sich daran anschließenden wurden erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts vom Emir Abd ur Rahman erbaut. Dieser Erweiterungsbau ist leicht kenntlich daran, daß er mit einer Pfeilerordnung beginnt, und daß sein Niveau über dem des alten Baues um eine Stufe erhöht ist. Von der ehemaligen Abschlußmauer ist bei dem Neubau nur der Mittelteil geschont worden, weil er das Mihrab (die Gebetsnische) enthält. Die neue Abschlußmauer enthält verschiedene Mihrabs, von denen das mittlere mit Marmor- und Perlmuttermosaik reich verziert ist.

Dem Emir Abd ur Rahman, dem letzten großen Bauherrn der Mamelukenepoche, widmet der Schech el Gabarti einige interessante Angaben in Band II, Seite 5 seiner Agaib el Athar (Denkmalswunder), die ein lehrreiches Bild vom Zustand Ägyptens seit Mitte des achtzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entrollen.

Abd ur Rahman war Ketchoda (Truppenführer) und von einer wahren Bauleidenschaft beherrscht, zu deren Befriedigung er seinen großen Reichtum verwandte. Außer verschiedenen Palästen, Kapellen, Brunnen, Schulen, Bädern soll er achtzehn große Moscheen errichtet oder wiederhergestellt haben. Die Pläne dazu entwarf er häufig selbst. Von seinen Bauwerken ist das bekannteste die große Moschee des Sedna Husen, das hübscheste der im türkisch-arabischen Mischstil errichtete Eckbrunnen in der Schara Nahasin. Namentlich aber wandte er seine Gunst der Azhar zu. Er erweiterte, wie erwähnt, die große Halle um vier Schiffe, baute das Haupttor (Bab el Muzaijinin) und darüber einen Kuttab (Koranschule) für moslimische Waisen, der jedoch bei der jüngsten

Restauration entfernt worden ist; richtete in den oberen Stockwerken Gemächer für die Studenten aus Oberägypten und dem Sudan ein, stiftete den großen Wandbrunnen im Südosthof der Azhar und erbaute endlich diesem gegenüber sich selbst das kuppelgekrönte Mausoleum, in dem er begraben liegt.

Auch für das leibliche Wohl der Azharianer war er väterlich besorgt. So lieferte er — Gabarti schenkt uns kein Detail — alljährlich im Ramadan (Fastenmonat) dem Küchenmeister fünf Ardab Reis (ein Ardab Reis gleich 280 Kilogramm), ein Kantar (44½ Kilogramm) Butter und einen Büffel, sowie Öl und Brennmaterial dazu. Montags und Donnerstags ließ er sogar den Speisezettel um ein süßes Gericht vermehren, doch, fügt der Chronist trauernd hinzu, dies Zuckergericht wird nicht mehr verabfolgt, seitdem die unglücklichen Wirren (die napoleonische Expedition) über das Land hereingebrochen sind.



Westseite des Mittelhofes, links Minaret des Kaitbai, vor der Restauration 1890 bis 1892.

Wir setzen unsere Wanderung fort, dem braven Ahmad folgend, der uns eine schmale Gasse durch das Gewimmel bahnt. Er behandelt die „Wissensuchenden“ entschieden schlecht, stößt und schiebt sie barsch beiseite, und wenn er sie nicht geradezu „Hundesöhne“ tituliert, so schreit er ihnen doch seine imchi, jalla (geh! weg!) so energisch zu, daß wir seinen Eifer mäßigen müssen. Anscheinend hat er nicht den geringsten Respekt vor diesen Schatzkammern rechtgläubiger Gelehrsamkeit und ist weit mehr bedacht, unseren Abu aschara (Vater der Zehn, ungefähr zehn Piaster) zu verdienen. Auch quält er uns unablässig, daß wir seine liebliche Erscheinung im Kodak verewigen sollen, welchen er mit Überzeugung trägt.

Durch eine kleine Tür treten wir nordwärts in die Medresset el Gauharije, die Gauhar el Kankabai — wohl zu unterscheiden von Gauhar, dem Gründer der Moschee — erbaut hat. Gauhar el Kankabai war nach den Chitat des Ali Pascha Mubarek (Bd. I, S. 90) ein abessinischer Eunuch und starb im Jahre 844 der Flucht (1440). Auch ohne diese Zeitbestimmung würden wir sofort aus dem Stil dieser Medresse, aus der reichen, überaus zierlichen Ausführung aller Einzelheiten entnehmen, daß sie der elegantesten tscherkessischen Periode entstammt.

Sie entspricht dem Typus der „kreuzförmigen“ Moschee, die sich nach der Arkadenmoschee entwickelt hat, und so genannt wird, weil die vier Liwane, in Kreuzesform geordnet, sich mit einem einzigen Bogen nach dem

Sachn (Mittelhof) öffnen. Das berühmteste Beispiel dieser Moscheenform ist die großartige Sultan Hassan. Bei der Gauharije sind die Maße allerdings sehr klein — es ist eine Zawije (Winkel, Kapelle) —, aber welche Harmonie der Verhältnisse, welche Pracht der Ausschmückung! Der untere Teil der Wände ist mit schön ornamentiertem Täfelwerk bekleidet, über den oberen breiten wundervoll skulptierte Arabesken und Inschriften ihr duftiges Spitzengewebe.

Reges Knabengetümmel in dem kleinen Raume. Wir platzen mitten in ein Schreibexamen hinein. Die Jungen halten mich, Allah weiß warum, für einen Muffettisch (Inspektor) und drängen sich um mich mit ihren Schreibtafeln, welche alle denkbaren Schriftzüge arabischer Kalligraphie aufweisen. Ich prüfe ihre Meisterwerke mit dem ganzen Ernst meiner neuen Würde und halte mit den Afarins nicht zurück, wo sie am Platze sind.

Nun durch das Bab el Bahri (Meeres-Nordtor) hinaus ins Freie auf einen kleinen Platz, jenseit dessen sich die Zawijet el Omian (Behausung, eigentlich Winkel der Blinden) befindet! Alte Häuser mit hübschen Muschara bije-Söllern, wie man sie in Kairo nur noch selten sieht, blicken auf den einsamen Platz. Ein Fliesenweg führt von der Moschee hinüber. Man bittet uns darauf zu wandeln, damit wir unsere Schuhe nicht beschmutzen. Nichts Bemerkenswertes in der Zawijet el Omian. Eine Halle mit Säulen, überall zusammengeraubt, darüber ein paar Kammern, alles leer — Tags über weilen die Blinden in der Moschee.

Unser Rundgang durch die „Blühendste" ist beendet. Doch nein — wir dürfen die Baulichkeiten rechts und links vom „Tor der Barbiere" nicht unterschlagen, die wir bei unserem Eintritt zunächst unberücksichtigt gelassen haben. Zurück also durch die Gauharije und die tosende Unterrichtshalle in den großen Mittelhof! Unser Blick fällt auf die beiden schönen Minarets, die hoch über der Eingangsseite des Hofes emporragen. Auch diese gehören, wie ihr Stil sofort verrät, der tscherkessischen Epoche an. Das rechter Hand ist von Kaitbai Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut worden. Unverkennbar ist seine Ähnlichkeit mit dem bewundertsten aller Kairener Minarets, dem der Grabmoschee dieses Sultans. Zwar hat das Minaret der Azhar nicht die vollendete Eleganz jenes anderen, doch ist es entzückend in der Reinheit seiner Linien, der behenden Grazie, mit der es sich aus quadratischem Unterbau verjüngend emporschwingt zur krönenden Zwergkuppel. Wie anmutig entwächst dem nischengeschmückten zweiten Stock das zurücktretende Achteck des dritten, das Kreisrund des obersten Stockwerkes. Wie zierlich vermitteln Stalaktitensimse und durchbrochene Balkone die Übergänge. Daneben das weniger elegante, aber durch seine Zwillingstürme höchst originell wirkende Minaret des Sultans Guri laut seiner Inschrift vom Jahre 1514 (920).

Der kleine, mit reichem Holzgitterwerk geschmückte Söller darunter ist vielleicht derjenige, auf dem die Kalifen nach den Berichten der Chronisten (Ali Pascha Mubarek Bd. I, S. 90) in den Nächten des Ramadan der Gebetsfeier beiwohnten. Jetzt dient er bei Leichenbegängnissen und anderen Ceremonien den Fukaha als Aufenthalt.

Wir betreten wieder den kleinen Vorhof und steigen rechts die Stufen zur Medresset el Akbojaije hinan. Sie besteht aus einer schönen Kuppelhalle mit einem Mihrab, dessen Marmor- und Perlmutter-Polychromie sehr reizvoll ist, und einem großen Säulensaal. In beiden sind die früher zerstreuten Bücherbestände der Azhar zu einer Bibliothek vereint worden, die etwa zwanzigtausend Bände umfaßt. Viertausend Mark stehen jährlich für Neuanschaffungen zur Verfügung. Außer dem Bibliotheksbeamten haben wir allerdings trotz wiederholten Besuches in der Bibliothek niemanden gefunden. Neben dem Eingang zur Bibliothek führt eine Tür zum Karzer, wo rebellischen Schülern ergiebige Gelegenheit zum Nachdenken gegeben werden kann.

Gegenüber befindet sich ein schöner Raum, Überrest der Medrese des Emirs Teibars aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, in dem dieser begraben liegt und der jetzt ebenfalls Bibliothekszwecken dient. Weiterhin der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeführte Neubau, der die Verwaltungsräume und den Riwak el Abbasi enthält, letzterer so genannt nach dem gegenwärtigen Chedive Abbas II.

Dieses jüngste Bauglied des Azharkomplexes ist dem, der die Moschee von außen umwandelt, als solches schon an seiner Fassade kenntlich; denn die sonstigen Gebäude der Azhar sind von außen völlig schmucklos, halb versteckt im Gewirr der umgebenden Gassen. Die Fassade ist in jenem neuarabischen Stil entworfen, der sich neuerdings bei staatlichen wie Privatbauten wachsende Geltung verschafft und arabische dekorative Motive nicht übel mit europäischen Konstruktionsprinzipien verbindet.

Im Inneren zeichnet sich der Riwak el Abbasi mehr durch Sauberkeit und Ordnung als durch künstlerisches Raffinement aus. Die hauptsächlichsten Professoren der Azhar haben sich hierhin vor dem Gewühl der großen Unterrichtshalle geflüchtet.

Daneben liegen die Bureaus des Schech el Gindi (Verwalter der Azhar). Dieses Amt ist, wie uns der Schech sagte, seit mehreren Generationen in seiner Familie erblich. Das Wort „Gindi" (Soldat) ist der Lakab (Beiname) seiner Familie und deutet nicht etwa auf kriegerische Funktionen hin.

Im ersten Stock finden sich Räume für den Arzt und Apotheker, stets umlagert von heilungsuchenden Azharis, und einige Gemächer, in denen die wohlhabenderen Javaner, Indier und Syrier hausen. Im zweiten Stock des Riwak el Abbasi sind die Empfangszimmer des Schech el Azhar und des Muftis.

Gegenwärtig ist man dabei, den Riwak el Abbasi längs der ganzen Südseite der Azhar fortzuführen. Man hat all die elenden Häuser und Buden, die an der Außenmauer klebten, eingerissen, und bald wird sich der schmucke Neubau erheben, als Wahrzeichen der Fürsorge, welche die Regierung der alten Hochschule zuwendet.

Und wenn ich geh' ...

Und wenn ich geh' den Weg, den viele gingen,
Den letzten Weg nach jenem letzten Ringen,
Vergiß mich nicht ...
Gönn mir ein still Gedenken,
Wenn sich des Abends Schatten niedersenken,
Des Abends, der uns oft so glücklich sah.
Und hast du Sehnsucht, Lieb — ich bin dir nah.

Doch wenn mein Scheiden dich so elend macht,
Daß dir kein Glück mehr, keine Freude lacht,
Daß schmerzlich du die liebe Hand vermißt,
Die dich umsorgte und nun nicht mehr ist;
Wenn du voll Trotz den kleinsten Trost verbannst,
Nicht leben magst und doch nicht sterben kannst,
Weil du dich quälst in des Erinnerns Joch ...
Dann lösch' mich aus —
Lieb, dann vergiß mich doch!

Gertrud Triepel

Das Wertherfieber

Von

Richard Hamann

(Nachdruck ist untersagt.)

Man hat Werther den tiefsten und vollkommensten Ausdruck der Sehnsucht und der Qualen seiner Zeit genannt. Wie in einem Brennpunkt sammle er in sich alles, was in ihr gärte und wogte; alles heiße Fühlen und innere Drängen, das damals die Geister erfüllte, sei hier von einem Genie erfaßt und zum Kunstwerk gestaltet, um in der wunderbaren Form von „Werthers Leiden" ausgesprochen, wie durch Zauberwort erlöst zu werden. Aber es scheint, als ob dieses Überwältigtwerden von Werthers Leiden mehr eine Wirkung unter besonders günstigen Umständen sei, die man nicht verallgemeinernd aus dem Fühlen der Zeit erklären darf. Die Wirkung, die hier der Werther ausübte, hat er fast zu allen Zeiten ausgeübt, und sie sagt uns nur, daß „Werthers Leiden" ein klassisches Buch der Liebe wurde, sowie „Romeo und Julia" ihr hohes Lied geblieben ist. Liebe und Leidenschaft Werthers mit all ihren Konsequenzen sind so rein menschlich und in ihrem Gefühlsgrade so ganz individuell, daß wir in ihnen das Zeitgemäße nicht erblicken können.

Schon Wieland weist mit den Worten: „Unzufriedenheit mit dem Schicksal ist eine der allgemeinsten Leidenschaften, und daher sympathisiert hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anstecken müssen," darauf hin, daß die Stärke des Erfolges durch allgemein menschliche Motive bedingt war. Die unübertroffene Wirkung des Buches ist also keineswegs maßgebend dafür, daß gerade Werther am meisten die Art des Gefühlslebens seiner Zeit zum Ausdruck bringt. „Der Werther," sagt Eckermann am 2. Januar 1824 zu Goethe, „hat Epoche gemacht, weil er erschien, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschien. Es liegt in jeder Zeit so viel unausgesprochenes Leiden, so viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß und in einzelnen Menschen so viele Mißverhältnisse zur Welt, so viele Konflikte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erst heute erschien." — „Sie haben wohl recht," erwiderte Goethe, „weshalb denn auch das Buch auf ein gewisses Jünglingsalter noch heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemütszustand brachten, aus dem der Werther hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten! Das war es. Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, sondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freiem Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben."

Die Aufgabe der vorliegenden Studie wird es sein, sich mit dem psychologischen Phänomen zu beschäftigen, das die Geschichte des Erfolges, die Wirkung dieses Werkes darstellt, einer Erscheinung, die nach dem Motto: „Was man nicht mehr begreifen kann, sieht man als pathologisch an", schon

in jenen Jahren als „Wertherfieber“ gestempelt wurde. Die Wirkung von „Werthers Leiden“ bietet ein geschlossenes Untersuchungsfeld dar, dessen Ausgangspunkt das Erscheinen des Romanes ist. Von hier aus breitet sich die Wirkung nach unten hin aus, gleichsam in einer schiefen Ebene, oberhalb deren der Strom der Literaturentwickelung unberührt von den Vorgängen dort unten hinwegrauscht und sich immer mehr von ihr entfernt. Aber während diese Literaturentwickelung ihren Umfang im großen und ganzen bewahrt und nur ein Schwanken von Wellenberg und Wellental aufweist, nimmt die Entwickelung des Wertherfiebers in demselben Maße an Tiefe ab, in dem sie an Breite gewinnt.

Den unmittelbarsten, tiefsten Eindruck des Werther offenbart das Bemühen, sich ihm zu identifizieren, es ihm völlig gleichzutun. „Glücklicher Mann!“ ruft ein Rezensent in den „Frkf. Gelehrt. Anz.“ aus — „der du mit Werther sympathisieren, fühlen kannst, daß er in seinen Umständen, bei seiner empfindungsvollen Denkungsart gerade so handeln mußte, sei mir gegrüßt unter den wenigen Edlen!“ und in Weißes „Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ wird es jedem zum Vorwurf gemacht, dem diese Identifikation nicht wenigstens für eine kurze Zeit gelang. „Aber fliehen hätte er sollen, sagen die Leute, die hier von Lotte nur erzählen hören und, wenn sie Werthers Leiden lesen und beurteilen, immer sie selbst bleiben und nicht einen Augenblick Werther werden wollen.“

Solch eine Werthergenese wird uns geschildert in „Herr Werther auf Freiersfüßen oder siebenmal Bräutigam und doch keine Braut“ von Adolf Grimm: „Je weiter ich las, desto höher stieg meine Täuschung, ich lebte das alles selbst. Meine ganze Seele mit allen ihren Geheimnissen, ihren Gefühlen und Wünschen, ihren Gedanken und Bestrebungen schien mir hier entfaltet. Ich selbst war dieser Werther, Dorchen war Lotte. Was wir während diesem Lesen alles dachten, sprachen, fühlten und weinten — davon kein Wort! Aber wir liebten uns immer mehr, unsere Liebe nahm einen höheren, mehr romantischen Charakter an, unsere Seelen verschmolzen immer mehr ineinander.“

Aber mehr als diese Äußerungen, die doch in erster Reihe ein künstlerisches Nachfühlen betonen, sprechen die Werthertracht und der Selbstmord, den einige Jünglinge, den Werther in der Tasche, in dieser Zeit ausführten, dafür, wie stark suggerierend der Roman auf gewisse Seelen wirkte. Zu der Empfindung, daß sie selbst es ja seien, deren Lieben und Leiden hier in so starken, glühenden Farben gemalt war, mußte sich unmittelbar der Drang und Wille gesellen, ihm auch in seinem Tun zu gleichen, ein Leben zu leben im Sinne Werthers. Aber wie es immer geht, wenn man sein Leben einer Idee widmet oder einen bestimmten suggestiv erlebten Charakter erleben will, es läßt sich in seiner vollen Konsequenz nicht durchführen. Der Charakter stellt sich einem einheitlich dar, nur die Höhepunkte seines Wesens sind in der Darstellung zusammengefaßt. Das tägliche, alltägliche Leben aber zeigt Höhen und Tiefen, und die Tiefen überwiegen. Über einer Gültigkeit stehen zehn Gleichgültigkeiten, neben einem erhebenden Moment zehn verflachende. So ist denn eine Idee bald gefaßt, ihre Durchführung stößt auf ungezählte Schwierigkeiten; ein künstlerischer Charakter, ein persönliches Ideal ist bald aufgenommen, aber die Betätigung im Leben scheitert an der Macht der Umstände. Daher kommt es, daß man statt des Geistes eines Ideals die äußere Form annimmt, daß man eine Idee in Äußerlichkeiten ausdrückt. Man denke an die Verbindung zwischen Loyalität und deutscher Barttracht. In ähnlicher Weise verfielen die vom Werthergeist Besessenen auf die Werthertracht. Durch solche Äußerlichkeiten mochten sie sich selbsttrügerisch überreden, dem Ideal zu gleichen. Sie mochten eine Art Garantie darin sehen, daß ihre abschweifenden Gedanken immer wieder zu Werther zurückgeführt wurden. Denn die Tracht, das äußere Gewand war nicht dem Wechsel unterworfen wie der Fluß des seelischen Geschehens. Es blieb die Werthertracht auch dann noch, wenn Glanz und Glätte im Laufe des Jahres einer gewissen Schäbigkeit Platz machten. So konnte es eine Art mahnenden Symbols werden, ein Denk- und Warnungszeichen. Die meisten aber mußte diese kleidsame Äußerung ihrer Wertherstimmung in eine verflachende Sicher-

heit wiegen. Sie hatten den äußeren Werther angezogen, das tat ihrer Wertherstimmung schließlich Genüge; in ihm war der suggerierte Wille, es Werther gleich zu tun, verpufft. Leichtere Herzen, die unter solchem blauen Frack schlugen, gingen darüber zur Tagesordnung über.

Ernsteren Naturen, schwereren, schwermütigeren Charakteren mußte dagegen diese Feindschaft des täglichen Lebens gegen die Durchführung ihres Ideals, die Inkongruenz zwischen Sein und Seinwollen ein schwerwiegendes Motiv mehr zum Selbstmord werden. Ein Kabinettsrat Rehberg erzählt von sich, vier Wochen lang habe er sich in Tränen gebadet, die er indes nicht über die Liebe und das Schicksal des armen Werther vergossen, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demütigenden Bewußtsein, daß er nicht so dächte, nicht so sein könne wie dieser da. Diese Angst, das Vorbild nicht zu erreichen, Vorwürfe, sich gegen ihr Ideal vergangen zu haben, Ekel vor dem Dasein, das die Schuld daran trug, und vor sich selbst wegen ihrer Schwäche — alles dieses waren Etappen zum Selbstmorde, die den im Werther gewiesenen Weg glatter und abschüssiger machen mußten. Dieselbe Tatsache, die Idealfeindlichkeit des gewöhnlichen Lebens bewirkte also das Entgegengesetzte. Bei leichteren Naturen oder solchen, denen die Werthergesinnung an und für sich schon nur ein angenommenes Gewand war, die selbst eigene Ziele, Wünsche, Sympathien und Antipathien hatten, neben denen Werther wenig Raum fand, bei diesen ein äußerliches Spiel, eine Karikatur und ein Hinwegkommen über die Wertherinfluenz. Bei tieferen Naturen dagegen, bei allen denen, denen Werther eine Offenbarung eigenen Wesens, eigener Gefühle, Ideen und getäuschter Hoffnungen war, denen Werther die Bahn vorzeichnete, auf der ihr eigenes Leben abrollen könnte, bei diesen ein um so krampfhafteres Festhalten an dem Ideal und ein Haß gegen das Leben, das sie dem Ideal entfremden wollte. Bei jenen hatte einfach Werther Unrecht, bei diesen das Leben.

Dazu kommt ein weiteres Motiv, das ich die Konsequenz der Leidenschaft nennen möchte, dem vorigen in vieler Beziehung sehr ähnlich. In Werther selbst wird dies einmal angedeutet, wenn er elegisch bedauernd ausruft: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?" Man proklamierte eben nicht nur die Rechte des Herzens, sondern auch dessen Pflichten. Der Selbstmord Werthers war nicht nur Folge seiner Leidenschaft, sondern wurde als Bedingung aufgefaßt, damit an ihm sich die Allgewalt des Empfindens ausweisen konnte. Man glaubte es seiner Leidenschaft schuldig zu sein, daß sie jeden Schatten von bedächtiger Überlegung raubte. Daß dieses Motiv wirksam gewesen, können wir vielleicht daraus ersehen, daß es in einem satirischen Schauspiel von einem Professor L. A. Hoffmann besonders verspottet wird („Wertherfieber" S. 19):

Linden: Aber habe mein unglückliches Temperament, das mir jeden Schatten von bedächtiger Überlegung raubt, alle Kräfte meines Geistes aufreibt.

Hohenwart: Romanfieber ist das, lieber Freund.

Wenn es neben der Hitze des Temperamentes noch kalte Überlegung gab, so konnte die Leidenschaft doch so groß, so wahr nicht sein.

Besonders verführerisch wurde die Nachahmung Werthers und die Identifikation mit ihm durch die Verbindung, die er mit der Genialität einging. Wir können diesen Moment der Wirkung wiederum indirekt erschließen aus den satirischen Nachahmungen des Romans, in denen das Genietum als der Köder bezeichnet wird, den der Dichter ausgeworfen habe, um die jungen Seelen an die Angel der Weltbegeisterung zu locken, daran sie sich zu Tode zappeln müßten. „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies", ist der Titel einer der gehässigsten Werthersatiren, und in Hoffmanns „Wertherfieber" wird die Werthernacheiferung mit ihren tödlichen Konsequenzen als Geniesucht verspottet:

Fürst: Sterben, meint er, und Totschießen vermutlich, wie das im laufenden Jahrzehnt die Geniemode ist.

Im Werther selbst liegen Anhaltspunkte dafür, daß wir mit der Übernahme dieses von der literarischen Travestie hervorgehobenen Moments keinen falschen Zug in die Beschreibung des Wirkungsvorganges bringen. Der Individualismus Werthers, der Protest gegen kühle Berechnung und pedantische Lebensführung, der Hang zur Einsamkeit, die Liebe zur Natur, der Widerwille gegen jede bürgerliche Beschäftigung, alles dieses konnte als Evangelium der Genieperiode aufgefaßt werden. Ja, eine direkte Beeinflussung konnte von Stellen wie die folgende ausgehen: „O meine Freunde! Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten heranbraust und eure staunende Seele erschüttert! Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.“ Die begeisterte Wertung, die hier das Genie erfährt, verbindet sich mit der Behauptung, daß „ein gelassener Kerl“ das Genie nicht einmal verstehen, geschweige denn etwas vom Genie in sich tragen könne. Da nun Werthers letzte Tat gleichsam ein Stempel war, den er seinem ungewöhnlichen, des Tages Maß nicht ertragenden „genialen“ Wesen aufdrückte, so lag es sogar nahe, durch eine Nachahmung dieser Handlung der Ehre des Genies teilhaftig werden zu wollen. Aber die Genialität durfte keine heroische Idealität in sich bergen, wie etwa das Schillersche Heldentum. Es mußte eine Art von Genialität sein, die durch ihre reine Menschlichkeit niemandem götterfern stand. Eine wohltemperierte Stimmung mußte sie dem Wünschen und Wollen jener Jünglinge nahe bringen, mußte es ihnen leicht machen, sich in Werther und ihn in sich einzufühlen, sein Wesen zu ihrem eigenen zu machen. Diese Verbindung von Genialität und schöner Menschlichkeit wird schon hervorgehoben in der Kritik in dem „Frkf. Gel. Anzeiger“ (1. November 1774): „Dieser Jüngling, von der Natur mit Fähigkeiten zu jeder großen Handlung versehen, wird das Schlachtopfer seines zarten, edlen Gefühls.“ Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ sieht darin sogar die eigentliche Größe des Werkes. Auch der Gedanke, daß der Selbstmord ästhetisch schön sei, daß sich in ihm das süße Gefühl von Freiheit offenbare, den Kerker verlassen zu können, wenn man will, mochte nicht unwirksam bleiben. Von den Kritikern wird öfter diese Stelle des Werther besonders herausgehoben. Lenz spricht von einem Selbstmord, der durch die Zaubereien einer raffaelitischen Einbildungskraft zu einer schönen Tat wird.

Von den Jünglingen, bei denen durch Werther hervorgerufene Todessehnsucht zum Selbstmord führte, wird berichtet, sie hätten sich auf dem Grabe ihrer Geliebten erschossen. Wenn dies nicht nur Fabel ist, so haben wir hier eine interessante Tatsache für die Erkenntnis der Bedingungen, durch die die Suggestion besonders wirksam wird. Es heißt, man habe in dem sonderbaren Zustande, den man Liebe nennt, für nichts Sinn als für die Angebetete und Auserwählte, die ganze Welt sei nur für sie da, und nur, was zu ihr in Beziehung stehe, könne sich Bedeutung in der Seele des Liebenden verschaffen. Natürlich wird das individuell verschieden sein; wir nehmen hier nur den extremsten Fall, wie ihn Werther selbst in gewisser Weise vorstellt. Wird einem dieses angebetete Objekt durch den Tod entrissen, so werden damit alle Wünsche, alle Hoffnungen, alles Sinnen und Denken auf Mittel, diese Wünsche zu verwirklichen, mit einem Schlage vernichtet. Da ihm die Geliebte alles war, so bleibt nach ihrem Tode nichts mehr, nichts als der ungeheure Liebesschmerz, das Gefühl allein, es entsteht eine trostlose Leere im Bewußtsein, eine dumpfe Eintönigkeit und Unbestimmtheit, gleichsam nur vom Chaos des Schmerzes ausgefüllt. Es mag etwa der Zustand sein, den uns Werther in einem der letzten Briefe verrät: „Und mit mir ist es aus! Meine Sinne verwirren sich; schon acht Tage habe ich keine Bestimmungskraft mehr, meine Augen sind voll Tränen, ich bin nirgends wohl und überall wohl! ich wünsche nichts, ich verlange nichts; mir wäre besser, ich ginge.“ Nun pflegen sich die Vorstellungen in unserer Seele mit besonderer Kraft und Lebhaftigkeit durchzusetzen, die ein vorherrschendes Gefühl zu nähren vermögen, während andere, die es

nicht tun, mit einem gewissen Widerstande, Widerwillen zurückgewiesen werden. Ich brauche nur an die Tatsache zu erinnern, daß von Leidtragenden oft jeder Versuch, zu trösten, wie eine Beleidigung zurückgewiesen, alles dagegen, was ihren Schmerz noch vergrößern muß, geradezu mit Wollust aufgenommen wird. In diesem Falle konnte also Werther mit elementarster Gewalt wirken, der Boden war durch dieses heftige Gefühl fruchtbar gemacht.

So konnten Wertherstimmungen, Werthervorstellungen, Werthergedanken mit all ihren psychischen Konsequenzen gleichsam den ganzen Raum des Bewußtseins für sich in Anspruch nehmen, ihn ganz ausfüllen, ohne mit anderem physischen Inhalt um den Platz streiten zu müssen. Die Gefühlsrelation zwischen eigener Enttäuschung und Wertherleid, die allem Wertherischen den Eingang in die Seele so leicht macht, und die Bewußtseinsleere, die diesen Werthertendenzen den ganzen Vorrat psychischer Energie überließ, waren die Bedingungen, daß hier die suggerierten Empfindungen und Vorstellungen zu Hallucinationen und das suggestiv aufgenötigte Streben zur Handlung wurden, daß die fremde Persönlichkeit mit der eigenen konfundiert wurde.

Glücklicher waren die Leute daran, bei denen neben den Gefühlsreihen und Vorstellungen, die von Werther angeregt waren, immer die Tendenz lief, diese Gefühle dichterisch zu verwerten, bei denen sich Schwärmerei, Bewunderung für die Dichtung, Mitleid und Liebe für den Romanhelden selbst wieder versifikatorisch verdichtete. Sie mochten dann Ähnliches erleben, wie es Goethe selbst mit dem Werther erlebt hatte: eine Art Gefühlsentlastung. So entstanden Gedichte wie „Lotte bei Werthers Grabe“, „Werther an Lotte“, „Albert an Lottchen“, von denen aber nur das erste für die Wirkung des Werther in Anspruch zu nehmen ist. Dies eröffnete den Reigen jener Lieder, die wie in einem Zeitungssprechsaal jede der drei Hauptpersonen einmal zu Worte kommen ließen. Es ist schwer, die Gefühle dieser Wertherverwerter bei und nach der Lektüre zu rekonstruieren. Ob nur die unbezwingliche Neigung, Verse zu machen, sich auch der Rührung über den unglücklichen Werther und seine tugendhafte Lotte bemächtigte, ob sie nur in den Chorus der Wertherempfindungen mit einstimmten, ob sie den Werther noch nicht für vollständig hielten, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls erschienen 1775 die „Leiden der jungen Wertherin“ von A. C. Stockmann, späterem Professor der Rechte in Leipzig, der versucht, das nachzuerzählen, was Goethe versäumt, und in einer Schilderung der Seelenzustände Lottes bis zu ihrem Tode ein ergänzendes Pendant zum Werther gibt. Wir breiten über diese Erzeugnisse am besten den Mantel schweigender Nächstenliebe.

Interessanter ist die Art, wie Lenz sich der Wertherverzweiflung entledigt. Im Jahre 1776, inmitten der Zeit heftigster Leidenschaft für ein Fräulein von Waldner, unternimmt er eine Reise nach Weimar. Unterwegs erfährt er von der Verlobung des Fräuleins und ist so davon betroffen, daß er sie ganz wertherisch als seinen Todesstreich bezeichnet in einem Briefe an Lavater. Alle Bedingungen für jene hallucinatorische Wirkung des Werthers waren hier aufs vollste erfüllt. Die heftigste Leidenschaft, die jähe Enttäuschung, die Verzweiflung bis zu Todesgedanken mußten ihn ganz das Schicksal Werthers als sein eigenes empfinden lassen, und auch sein stürmischer, leidenschaftlicher Charakter stand dem nicht entgegen, auch Werthers Ausgang zu wiederholen. Aber hier zeigt sich ganz deutlich, daß für ihn, den Dichter, nicht das ganze Seelenleben aufging in dem trostlosen, eintönigen Schmerz. Der Drang, Eigenes, Erlebtes zu gestalten, war auch jetzt in seiner Psyche mächtig, der Wille war immer in dieser Richtung engagiert, in der Richtung zu schaffen, zu dichten. So kommt es denn, daß in einem Briefe des Waldbruders ganz im Lenzischen Sinne geschrieben wird: „Wissen Sie wohl, daß wir einen neuen Werther haben?“ Lenz selbst war durch die Umstände dazu disponiert, ein neuer Werther zu werden! Aber dem Dichter bestand der Eindruck des Goethischen Werkes darin, daß sein neuer Waldbruder ein neuer Werther wurde.

Unter den Bewunderern Werthers war ferner eine Gruppe, in deren Seelen zwar eine starke Wirkung erfolgte, aber doch ein

Zustand, der nicht mit unter die Suggestionserscheinungen fällt, mit denen wir es zunächst zu tun hatten. Diese Wirkung ist ihren Bedingungen nach wohl abzugrenzen. Sie kommt zu stande bei Denkernaturen, die an und für sich weniger zur Beeinflußbarkeit angelegt sind. Diese Tatsache spricht sich darin aus, daß sie vor allem überzeugt sein wollen, wo andere glauben. Wo das Nachfühlen dieses gläubige Hinnehmen voraussetzt, wird auch eine Gefühlswirkung von vornherein bei ihnen ausgeschlossen bleiben. Es ist charakteristisch dafür, daß Merck der Jugend, die sich im sympathischen Schmerz gefalle, vorwirft, sie vergäße über dem Schmerz die Fiktion. Es sei nur eine seelische Wahrheit, während sie alle ein Gefühl ausgestoßener Sätze als Dogma verschlinge. Für den klugen Merck entsteht aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werther von Jugend auf bezeichnete, das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen zerreißt. Merck läßt es offen, sein eigenes Herz auch zu diesen allen zu rechnen oder nicht. Wie für Merck, so ist auch für den grübelnden Philosophen, dessen Lebenselement ein stilles Sichversenken in die Rätsel dieser Welt, dessen Sehnsucht die Ruhe der kontemplativen Natur, die Einschränkung der immer wechselnden und eingeschränkten Sinnlichkeit, durch den unendlich weiten Verstand ist, auch für einen Denker wie Garve der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. „Wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperament abhängen, das dem meinigen durchaus entgegen ist, so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele stattgefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer anderen Organisation und anderer Sinne.“ Er begreift ihn, wenn er auch seinem Temperament nicht folgen kann.

Nun gibt es aber einen Stand und einen Beruf, dem ein unmittelbares Aufgehen in dem Werke, ein bedingungsloses Nachfühlen — wenigstens für die Zeit, wo er den Beruf ausübt und auch darüber hinaus — durch die Macht der Gewohnheit verschlossen sein muß. Dies ist der Stand der Kritiker. Der Kritiker steht dem Ganzen viel mehr als einem Produkt gegenüber als einer erschütternden Lebenstragödie. Er rückt dadurch in eine gewisse Entfernung von dem Werk, er unterscheidet sich beständig von ihm. So drängt sich immer das Urteil vor und stört das reine Nacherleben, denn selbst der Übergang von einem starken persönlichen Nachempfinden auf die Kunst des Autors ist nur durch einen Schluß, eine logische Deduktion möglich, wie es sehr gut durch eine Äußerung Mercks charakterisiert wird: „Das innige Gefühl, das über alle seine Kompositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Teilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. Wer da weiß, was Komposition ist ...“ Typisch ist dieses „Wer da weiß“. Alle diese Kritiker stehen also in erster Linie nicht unter dem Eindruck einer Seelenschilderung, sie erkennen zunächst die feine Psychologie: „Hier hat Herr Goethe den ganz geheimen Gang in einer so intrikaten Lieblingsangelegenheit erzählt.“ Die rein psychologische Entwickelung wird besonders hervorgehoben, das Fehlen jeder äußeren Handlung. So von Wieland: „Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande Tausende Fährlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemälde inneren Seelenkampfes. Außer der Kunst des Verfassers, die Nuancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob.“ Heinse ist etwas enthusiastischer: „Die Geschichte davon ist so einfach und natürlich, als eine sein kann, nicht Roman, sondern allein Darstellung der Leiden des jungen Werther aus seinem ganzen Wesen bis aus dem Mittelpunkt des Herzens heraus.“ So ergeben die Gedanken, die sich die Kritiker über Werther machen, einstimmig das Resultat, daß selten ein Charakter so nach allen seinen Nuancen dargestellt ist, daß Werther mit Schubarts Worten ein Meisterstück des allerfeinsten Menschengefühls ist. Dieses Augenmerk auf die Darstellung, die Art, wie der Stoff verarbeitet, der Gehalt zum Ausdruck gebracht ist, findet sich auch bei den Geistern, die selbst produktiv sind. Lenz

haben wir schon gehört. Er empfindet die Genialität des Schöpfers so stark, daß sie ihm die Äußerung abnötigt: „Wenn ich einen Roman schriebe, so würde ich nimmer wagen, eine Geschichte mit einem Selbstmorde zu schließen, um den Verdacht der Nachahmung zu vermeiden, da diese Seite nun einmal von einer Meisterhand abgegriffen ist.“ Diese Seite des Kunstgenusses, das Vergnügen an der Gestaltung, muß für die Eingeweihten besonders stark sein. Man höre Schubart: „Diesen simplen Stoff weiß der Verfasser mit so viel Aufwand des Genies zu bearbeiten, daß die Aufmerksamkeit, das Entzücken des Lesers mit jedem Briefe zunimmt.“ Bei Heinse gibt sich die Bewunderung des Genius im Gefühle der Dankbarkeit kund: „Habe warmen, herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenk gabst.“ Aber wir dürfen auch hier nicht vergessen, daß diese neuen Gefühle, Bewunderung, Freude, Dankbarkeit, genau so wenig wie die verstandesmäßige Bewunderung des Kritikers einer freien, ungehinderten Wirkung des Werther und einer Suggestion, die bis zum Selbstmord führte, günstig sind. Ob nicht diese Art von Gefühlen, diese Freude daran, daß es Menschenwerk ist, viel dazu beiträgt, daß wir an tragischen Gegenständen Vergnügen empfinden, wage ich bei der Feindlichkeit und Wichtigkeit, mit der diese Frage in der Ästhetik behandelt wird, nicht zu behaupten. Man müßte dann nämlich annehmen, daß dies Gefühl stärker sei als alle die Empfindungen, die uns von dem Inhalt des Werkes her zuströmen. Daß dies nicht unmöglich ist, scheint mir der ganze Egoismus der Schaffenden zu beweisen, der oft alle menschlichen Gefühle verdrängt.

An den Kritikern zeigt sich auch recht deutlich, wie eine ähnliche Seelenkonstitution, gleichsam ein ähnlicher Rhythmus des seelischen Geschehens eine Bedingung ist für ein volles, ungehemmtes Nachfühlen und Nacherleben. Man kann die Kritiker einteilen in zwei Gruppen, die alten und die jungen: jene mit einer gewissen Zurückhaltung, anerkennend und lobend, der Autor ihr Held, nicht Werther; diese hingerissen und begeistert, den starken Eindruck der Welt verkündend in Posaunenschmettern oder sanften Flötentönen. Zur Wirkung des Werther gehört eben die Jugend. Darum geht es denn ohne Tränenströme bei den jugendlichen Gemütern nicht ab. Lavater ist zu Tränen gerührt; der mit Goethe gleichalterige Heinse offenbart einen Gefühlsüberschwang in einem Stil, der selbst an Werther erinnert: „Wer gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl von Tränen. O Menschenleben, welche Glut von Gefühl und Wonne vermagst du in dich zu fassen! Da liegt er im Kirchhof unter den zwo Linden im hohen Grase. Tief ist sein Schlaf, niedrig sein Kissen von Staub, und o, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache! Armer Werther! Unglücklichere Lotte.“

Die junge Generation, Lenz und Wagner, nehmen den Werther begeistert in Schutz gegen das fischblütige Philisterium; der zügellose, nicht so junge, aber in seinem Bohêmeleben jugendliche und stürmische Schubart schreibt: „Da sitze ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sage dir, lieber Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werther von meinem lieben Goethe gelesen? — nein, verschlungen habe.“ — Interessant ist, zu beobachten, wie sich bei demselben Manne Gefühl und Meinung mit dem Alter ändern. Jener Rehberg, der zerknirschten Herzens den Abstand sah, der ihn von einem Werther trennt, versucht etwa zwanzig Jahre später die eigene Eingenommenheit von Werther in Einklang zu bringen mit seinen ethischen Grundsätzen, indem er den Egoismus Werthers altruistisch wenden will („Prüfung der Erziehungskunst“): „Die Leiden Werthers haben durchaus einen Charakter von Erhabenheit, indem die unglückliche und leidenschaftliche Stimmung Werthers sich durchgehends auf größere Gegenstände als seine eigene Person bezieht, weil er in seinen Empfindungen das ganze menschliche Gefühl umfaßt und in dem Gefühle seines eigenen Leidens das Leiden der ganzen Menschheit

mitempfindet. Allein ich fürchte sehr, die meisten Leser werden mehr durch die Verzärtelung eines Herzens, das sich selbst in allem den Willen tut, angezogen und hingerissen, als daß sie jene Erhabenheit des Geistes fühlen sollten, wodurch das gefühlvolle Herz über die Eingeschränktheit selbstsüchtiger Neigungen erhoben wird." Wir besitzen Briefe von einem Günther, der in Wetzlar für und mit dem Werther schwärmt, an seinem Grabe Tränen vergießt, selbst so etwas wie eine Wertheriade erlebt und mit dem Selbstmordgedanken spielt. Dieser redet achtzehn Jahre später von Goethes nur dem Schwärmer und dem Dummkopf gefährlicher Dichtung. Wenn schon das Wertherfieber eine Krankheit sein soll, so war es eine Jünglingskrankheit.

Wie unsere Vorstellungen ein Produkt sind aus der Beschaffenheit der Objekte und den Funktionen des aufnehmenden Subjekts, so müssen wir auch den Grund für die gewaltige Wirkung des Werther nicht nur in der Suggestibilität empfänglicher Seelen, sondern auch in der starken, suggestiven Kraft des Werther selbst sehen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man da am besten überzeugt, wo man selbst überzeugt ist. Die beste Bedingung für eine starke Suggestion ist eine starke Autosuggestion. Vielleicht ist alles Dichten Autosuggestion. Das heißt: die Psyche ist in einer bestimmten Richtung eingestellt, der ganze Fluß des seelischen Geschehens bewegt sich nach einem bestimmten Ziele hin, alles, was in das Bewußtsein eintritt, muß sich dieser Richtung anbequemen, es wird so umgeformt, daß es dem Streben der Seele nicht entgegenwirkt. Bei der künstlerischen Produktion findet eine Konzentration des Bewußtseins auf die Stimmung, Vorstellungen, Bilder, Situationen statt, die durch den Drang, ein Erlebnis im weitesten Sinne zu gestalten, in der Seele des Dichters erzeugt oder reproduziert werden. Eben durch diese Konzentration, die so starke Anspannung beim Produzieren wird es möglich, Stimmungen autosuggestiv zu einer Höhe hinaufzuschrauben, die sie im Leben nicht haben, sie zu vereinheitlichen und so ihre Wirkungsmöglichkeit ungemein zu steigern. Ein besonders prägnanter Fall dieser Autosuggestion liegt im Werther vor. Wir wissen aus Briefbekenntnissen, wie Goethe seit dem September 1773 von der Neigung, die Wetzlarer Erlebnisse künstlerisch auszudrücken, beherrscht wird, ohne daß ihm zunächst die volle Konzentration dazu gelingt, da er nach dem Erlebnis mit Maxe Laroche im Anfang des Jahres 1774 in eine Stimmung gerät, die der Wetzlarer sehr ähnlich ist und die wie in einem Kristallisationspunkt alle Strahlen in einem Moment zu der einheitlichen Konzeption des Werther zusammenschießen läßt. Mit ungeheuerster Konzentration in Werthers erlebtes Gefühl, das sich auf diesem Seelengrunde wie von selbst wieder erheben mußte, schrieb Goethe in zwei Monaten einen ersten Entwurf. Das erzeugte in dem Roman einen Naturalismus, der für die Suggestion außerordentlich günstig war. Diesen Naturalismus rühmen deshalb auch fast alle Rezensenten: „Alle Scenen seines Lebens sind uns so täuschend vor Augen gestellt, als es je auf der Bühne geschehen kann."

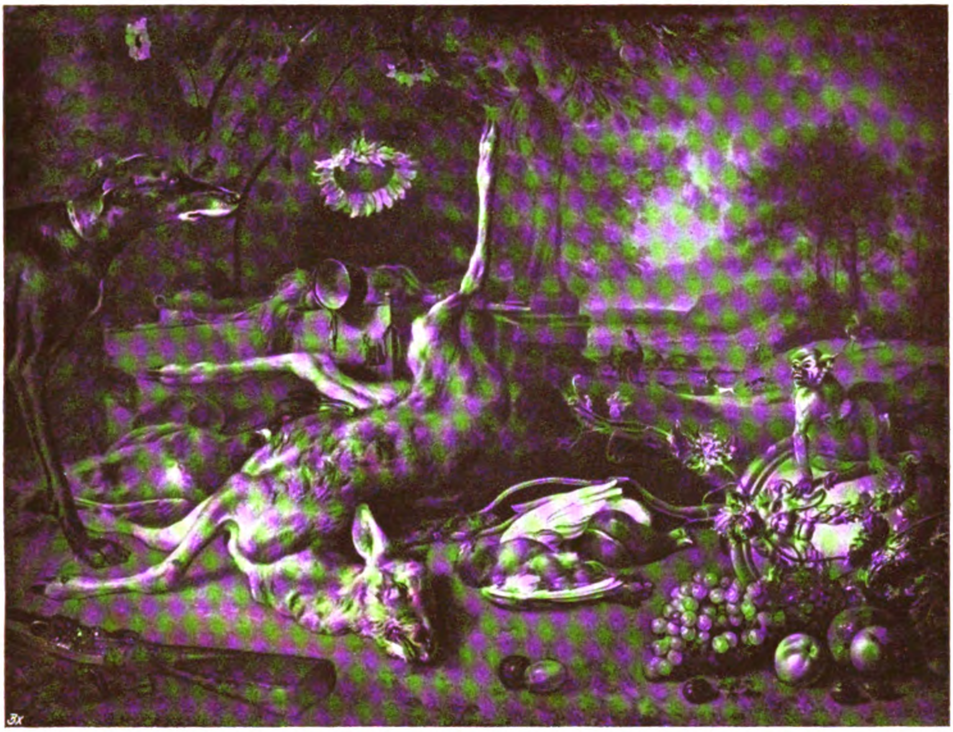
Die Konzentration im Werther, die noch dadurch erhöht wurde, daß sich alles um die eine Person dreht, die von Brief zu Brief steigende Erregung, die mit unwiderstehlicher Konsequenz bis zum Schlußakt fortschreitet, bewirkte auch bei den Lesern eine immerfort steigende Erregung, dem Gefühl wird keine Zeit gelassen, wieder abzufließen. Schubart hebt diese Einheitlichkeit des Werther besonders hervor: „Der Held, Er, Er ganz allein, lebt und webt in allem, was man liest. Er, Er steht im Vordergrunde, scheint aus der Leinwand zu springen und zu sagen: Schau, das bin ich, der junge leidende Werther. Dein Mitgeschöpf, so mußte ich volles, irdenes Gefäß am Feuer aufkochen, aufsprudeln, zerspringen." Chr. Schmidt meint, selten sei die Rührung so weit getrieben wie in diesem Roman. Tatsächlich scheint mir in anderen Romanen objektiv die Rührung weiter getrieben, aber was er meint, ist wohl die ununterbrochene, gesteigerte Wirkung auf sein Gefühl. Ein J. G. Wille fürchtet sich, den Roman ein zweites Mal zu lesen, obgleich er es wünscht und, wie er schreibt, auch wohl tun wird. Von stärkster Wirkung aber erwies sich diese gediegene Kürze, diese Konzentration in der Einheitlichkeit und Geschlossenheit auf Zim-

mermann, der an Frau von Stein schreibt (18. Juni 1775): „Werthers Leiden! — vous ne me supposez pas capable d'avoir tardé une minute à dévorer ce roman si vrai, si naturel, si ressemblant à tout ce qu'on a senti mille et mille fois en sa vie et cependant la lecture du premier tome m'a donné tant d'émotion, a remue, et fait frémir tellement toutes les cordes de mon âme apareil m'a fallu reposer quinze jours avant que j'aye eu courage d'en venir au second, dont la lecture a été pareillement l'affaire d'un instant.“

Für die Ausbreitung der Wirkung des Romans kommt aber noch ein Element in Betracht, das allerdings schon mehr den Inhalt betrifft, nicht so formal ist wie die beiden vorhergehenden, die Intensität der Wirkung bedingenden Momente. Dies ist die Moralität Werthers. Werther wurde durchaus als edelmütiger, braver Jüngling angesehen. Wie sehr dies ethische Element für die Wirkung ins Gewicht fällt, erkennt man daraus, wie die Moralität Werthers von seinen Kritikern betont wird: „Und diesen Elenden nun immer unter der einnehmenden Gestalt von einer gewissen Größe und Tugend vorzustellen, für ihn das zärtlich teilnehmende Mitleiden des Lesers zu erschleichen oder gar zu verlangen; — nein! solch ein Buch müßte nicht geschrieben werden, nie der Jugend, deren gefährlichste Feinde dieser Stolz und diese Flut der Leidenschaften sind, in die Hände gegeben werden. So viel können wir versichern, daß wir noch immer von der Lektüre der Leiden des jungen Werther moralisch besser weggegangen sind als von allen Untersuchungen, ob Werther wohlgehandelt hat.“

Ja, der Roman wirkte sogar direkt erzieherisch. Matthison bekennt, Roheit und Verwilderung in Treiben und Reden der Studierenden sei geschwunden, keineswegs durch Lehren vom Katheder und Exempel im Lebenskreise, sondern durch die drei Romane Werther, Sigwart und Sophiens Reise, deren Lesung unter den jungen Leuten an der Tagesordnung sei und eine merkwürdige Sittenreform hervorbringe. Nur wegen der moralisch gleichen Wirkung könnten diese ästhetisch ungleichen Geisteswerke hier nebeneinander gestellt werden. Indem man so aus Werther einen sittlichen, tugendhaften Menschen machte, der schließlich sogar den Selbstmord nur aus lauter Tugend begeht, war es erlaubt, sich für ihn zu begeistern, man konnte nach Herzenslust für ihn schwärmen, ohne so etwas wie heimliche Gewissensbisse empfinden zu müssen. Mehr als wahrscheinlich, daß diese Hinwendung zum Sittlichen die notwendige Vorbedingung dafür war, daß der Werther Mode wurde.

Nun scheint mir aber, als ob dieses Moralische im Werther, dieses Gefühl einer Pflicht: es wäre besser, ich ginge trotz allem Individualismus, eine Konzession an die Aufklärungsepoche ist, an die Zeit, in der, wie es in einer Rezension heißt, aufgeklärte Begriffe von Religion und Tugend herrschen. Dagegen scheint mir der Individualismus Werthers mit allen seinen romantischen Konsequenzen auf die erste Zeit der älteren Romantik hinzuweisen. Die Moralität Werthers verhinderte, daß sich hier ein Ibsensches klassisches Dreieck konstruierte, wie es Lenz im „Waldbruder“ schon als Schluß gedacht zu haben scheint. Als dann in der Romantik die Willkür des Ichs bis zu seinem Extrem getrieben wurde, als die letzten moralischen Schranken souverän hinweggeräumt wurden, da wurde aus jener Dreizahl eine vier, und eine Ehe à quatres erschien als sittlich, weil sie so natürlich schien.



Jan Weenix: Stilleben mit totem Reh. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)

Die Stilleben-Malerei

Von

Wolfgang Kirchbach

(Nachdruck ist untersagt.)

Unter „Stilleben" verstehen wir die malerische Nachahmung von Blumen und Blumenanordnungen, die man in einem besonderen ästhetischen Sinne zusammengestellt hat, um Auge und Schönheitssinn daran zu weiden, und man nennt diese Spezialität dann wohl auch „Blumenstücke". Man versteht darunter ferner die Nachahmung einer Zusammenstellung von Früchten, von Speisen, Fischen, Vögeln, Wild und Jagdgegenständen, aber man würde auch eine Wiedergabe von geschmackvoll angeordneten Mineralien, von Muscheln und Schmetterlingen, unter Umständen auch von Toilettengegenständen so nennen. Ein Arrangement, das uns ein Frauenmieder und Spitzen, einen seidenen Damenunterrock, Handschuhe und Federhut und was sonst noch zu den netten Toilettenstücken einer abwesenden Dame gehört, geschmackvoll und absichtslos zusammengestellt sehen läßt, würden wir gleichfalls ein Stilleben heißen, solange der Maler nicht etwa die Dame selbsttätig mit ins Bild gemalt hätte. In letzterem Falle würde leicht aus den sich selbst überlassenen Toilettenstücken ein Genrebild werden. Der Blick in ein chemisches und physikalisches Laboratorium mit seinen Instrumenten, von einem geschmackvollen Gesichtspunkt aus betrachtet, würde gleichfalls ein Stilleben sein, sofern der Mensch nicht selbst darin auftritt, sondern nur die Spuren seiner Existenz und ordnenden Tätigkeit, seiner Nachlässigkeit, seines Charakters, seiner Erfinderkraft darin

verrät. Von der Landschaft oder dem Tierstück unterscheidet sich das Stilleben dadurch, daß es Landschaft und Tier nicht schildert biert sie im Nebenzimmer rasch eine neue Toilette, vielleicht badet sie — alles ließe sich durch die Art des Arrangements und



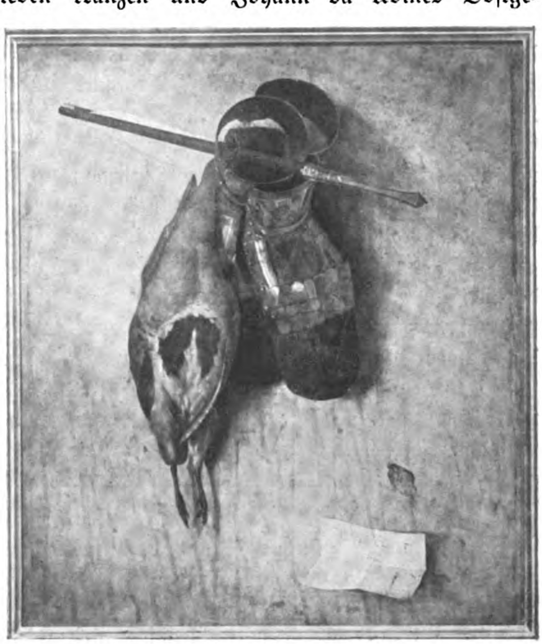
Pompejanische Wandmalerei.

in dem Zustande, in dem die Natur sich selbst überlassen ist, sondern daß stets die Tätigkeit des Menschen vorausgesetzt ist, der absichtlich Gegenstände, die ihm wohlgefallen oder sonstwie seine charakteristische Tätigkeit erfahren haben, zusammengestellt hat, um irgend etwas dadurch auszudrücken oder auch nur die unabsichtlichen Spuren seiner Tätigkeit zu hinterlassen. Man könnte jenes Stilleben von den Toilettenstücken einer Dame nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten ordnen: man könnte es so zusammenlegen, als habe sie sich ausgezogen und sei zu Bett gegangen, oder so, daß sie diese Toilette nur mit einer anderen vertauscht habe, oder in der Art, daß ihr von dritter Hand die Sachen bereit gelegt, wohl auch, daß sie als Geschenk eines Gatten oder Liebhabers für sie ausgebreitet seien. Oder vielleicht pro- die Zugabe verräterischer Gegenstände anmutig aus der Anordnung charakterisieren, und in jedem Falle würde das Bild ein Stilleben sein, sofern der Maler den Federhut, das seidene farbige Mieder, die abgelegten Schmuckgegenstände nur als solche mit aller Liebe der Beobachtung nachgeahmt und zur Hauptsache im Rahmen des Gemäldes gemacht hätte. Blumenstücke wachsen als solche nirgends in der Natur; die Blumen müssen erst gepflückt, abgeschnitten, geordnet sein, wenn ein Blumenstilleben im eigentlichen Sinne daraus entstehen soll. Daher wird man auf Stilleben auch so viele tote Fische und Hasen sehen, wenngleich ein lebendiges Tier den Begriff des Stillebens auch nicht gerade aufhebt, falls nur der Papagei im Käfig, die Goldfische im Glasbassin irgendwie aus häuslichen Gewohnheiten des

Menschen in die Zusammenstellungen der Gegenstände geraten. So spricht das Stillleben im eigentlichen Sinne mehr oder minder das stille Leben aus, welches durch die vermittelnde Hand des Menschen in die Zusammenstellungen der Gegenstände bald in sinnreicher, in symbolischer, in rein ästhetischer Weise, aber auch in menschencharakteristischer Absicht hineingekommen ist. Wir dürfen in diesem Sinne von einer „Seele“ reden, die jedes gute Stilleben hat; es ist entweder die arrangierende Seele des Malers und der Malerin selbst, die sich ihre Blumenmodelle auf besondere Weise ordnet, oder die Seele dritter Menschen, welche der Maler als die Ursache für die besondere Art des Nebeneinanderseins und Miteinandervegetierens der Gegenstände für unsere Phantasie vorausgesetzt erscheinen läßt.

Mit dem Bewußtsein dieser Eigenart des Stillebens ist nun bei jedem Kunstfreund und bei jedem Laien unwillkürlich das Verlangen verknüpft, daß die gemalten Gegenstände möglichst naturgetreu, möglichst naturwahr ausgeführt seien. Wir können Skizzen von allen möglichen Dingen sehen, Landschaftsskizzen, Aktskizzen nach menschlichen Körpern, und sie bereiten uns bereits einen bestimmten fragmentarischen Genuß. Von einer Blumenmalerei, von einem Stilleben heischen wir dagegen unwillkürlich den höchsten Grad des Fertigseins; eine unfertige Blumenmalerei ist ein Unsinn, und eine Orange, eine Weintraube in einem Stilleben, die nicht womöglich bis zur täuschenden Ausführlichkeit der malerischen Nachahmung im Bilde realisiert ist, wird den eigentlichen Zweck dieser eigentümlichen Kunstart selbst verfehlen. Hier ist die photographische Treue der Wiedergabe, die als farbige eben weit über das hinausgeht, was die Photographie jedesmal wird leisten können, die Grundforderung unseres ästhetischen Verhaltens zum Kunstwerk selbst, die Forderung unseres Kunstgenusses, der ohne die Erfüllung dieser Bedingung überhaupt nicht eintritt. Wenn die Auster und die Citronenscheibe nicht so naturgetreu nachgeahmt sind, daß ich mit meiner Phantasie in die Versuchung gerate, den Saft über der Auster auszudrücken, so ist das Stilleben eben noch kein vollendetes, so fehlt der beste Teil seines künstlerischen und ästhetischen Reizes. Denn eben die Nachahmung des Gegenstandes bis zur mehr oder minder verlockenden Täuschung — der Rahmen des Bildes hebt ja die wirkliche materielle Täuschung von selbst auf — ist das ästhetische Wohlgefühl, welches die an sich unbeseelten Gegenstände zum „Leben“ erweckt, zum Stilleben, das durch seine Realität, seine Naturtreue wird, während uns diese wiederum von der Wirklichkeit der menschlichen Seele überzeugt, die diesen verlockenden Frühstückstisch mit Hummern, Pasteten und Wein geordnet, davon gekostet hat oder die Gäste dazu erwartet, in deren angenehme Tätigkeit und bevorstehende Genüsse wir uns sogleich mitgenießend hineindenken.

Es ist nun eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß wir diese eigenartige Kunstart im Grunde nur auf die Malerei beschränkt sehen und nur von einer Stillebenmalerei, Blumenmalerei reden können. Eine Blumenbildhauerei, eine Stillebenbildhauerei gibt es im Grunde nicht, trotz den Türen des Ghiberti, Luca della Robbias Fruchtkränzen und Johann da Udines Obstge-

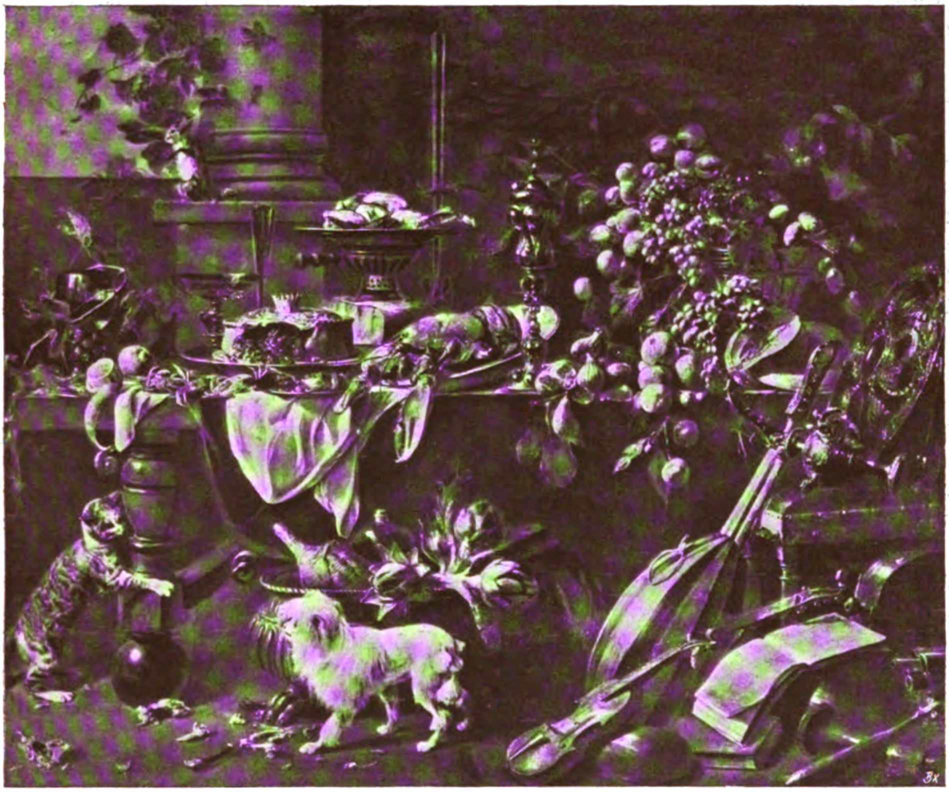


Jacobo dei Barbari: Das erste Stilleben.

hängen im Vatikan. Zwar werden in der architektonischen Ornamentik von alter Zeit Blumenmotive in den verschiedensten Stilarten mitgeführt, aber sie werden stilisiert, die Ranken und plastischen Girlanden werden dem ornamentalen Zweck untergeordnet. Man ist so weit gegangen, daß man tote Vögel, Wildköpfe, Hasenbälge und manches andere, was auch in Stilleben gesehen wird, den ornamentalen Umrankungen in bildhauerischer Plastik beigibt, in Jagdzimmern hat man sogar farbige Bildhauereien von Jagdbeute und dergleichen als Wandschmuck angebracht, dennoch ist das alles noch nicht Stilleben im eigentlichen Sinne, weil es entweder ganz offenbar nur dem ornamentalen Zwecke mit sinnigen Anspielungen dient oder aber durch die Natur der Plastik gerade jene täuschende Nachahmung der Gegenstände in Luft und Farbenton nicht erreichen kann, welche die innere Beseelung des Stillebens, das geheimnisvolle Leben der Kunstgattung erheischt. Es ist eine Spezialität der Malerei, die stets zusammenhängen wird mit den Mitteln der Malkunst selbst.

Und ebenso merkwürdig wie diese Tatsache selbst ist die andere Erscheinung, daß die Stillebenmalerei keineswegs eine Kunst aller Zeitalter der Kunstgeschichte ist, sondern bisher nur in verhältnismäßig wenigen Epochen und auch verhältnismäßig wenigen Ländern der Erde geblüht hat. Man sollte meinen, bei der Neigung so vieler Dilettanten und Kunstanfänger, zunächst eine Blume, ein Glas, irgend einen unbelebten Gegenstand nachzuzeichnen und malerisch nachzuahmen, bei der Gewohnheit vieler, ihren Anfängerblick, ihre Nachahmungsfähigkeit gerade an solchen Gegenständen zu schulen, wie sie auch der übliche Schulzeichnen-Unterricht ausführen läßt, müßte das Stilleben sozusagen die Elementarkunst aller Völker sein, müßte sozusagen das die Urkunst sein, die sich überall einstellt, ehe die Kunst zu größeren Aufgaben schreitet. Ein Blick in die Kunstgeschichte lehrt uns zu unserer Überraschung, daß die Wirklichkeit der Entwickelung ein ganz anderes Bild ergibt, daß die Stillebenkunst, statt ein Frühprodukt des menschlichen Schaffens zu sein, vielmehr als ein Spätprodukt auftritt, das nur selten im Laufe der Zeiten erscheint, oft aber jahrhundertelang als wirklich gepflegter, gehandelter, verlangter Kunstzweig überhaupt nicht da ist. Einer so interessanten Kunst dürfen wir einige anschauliche Betrachtungen widmen, um aus dem, was sie bisher in ihren guten Zeiten geleistet hat, vielleicht auch Erklärungen für ihr so launenhaftes geschichtliches Verhalten aufzufinden.

Ein Blick auf die Kulturen des Altertums zeigt uns zunächst nirgends Werke, welche wir als Stilleben bezeichnen können. Es mag sein, daß in assyrischen und ägyptischen, indischen Kunstzeiten gelegentlich dergleichen auch annähernd versucht worden ist; die dekorativ-stilistische Anordnung von Blumen, Ranken und Früchten in die Architektur fehlt fast nirgends. Aber wirklich gemalte Stilleben gibt es nicht, einfach weil die Malerei nicht entfernt im stande ist, die Gegenstände so treu nachzumalen, wie es der künstlerische Genuß des Stillebens voraussetzt. Erst bei dem genialen Volk der Griechen erhalten wir Nachricht von der Kunst des Stillebens. Aus späterer griechischer Zeit sind uns mancherlei Reliefs bewahrt, wo wir z. B. ein Schaf sehen, das sein Lämmlein säugt, und darum Blumen, Fruchtstücke plastisch geordnet. Das führt uns schon sehr nahe an die Möglichkeit der eigentlichen Stillebenkunst. Und so wird uns denn von der griechischen Malerei selbst die Kunde, daß ein Meister wie Zeuxis Trauben so natürlich gemalt habe, daß die Sperlinge kamen, um davon zu naschen, was ein anderer Meister in bekannter Weise übertrumpft haben soll. Hier sehen wir bereits gewissermaßen die theoretische Möglichkeit des Stillebens, der dann tatsächlich die Praxis gefolgt ist. Wir haben Nachricht von Stilleben, die Philostrat gemalt hat. In der alexandrinischen Epoche der griechischen Kunst sehen wir die Schule der Roparographen („Kleinwaren-Maler"), die man dann wohl auch Ryparographen nannte, aufkommen, die Gattung der „Schmutzmaler", welche sowohl die Genremalerei wie auch das umschloß, was der heutigen Blumenmalerei und Stillebenkunst entsprach. Wir wissen, daß man Arrangements von Blumen und Früchten, daß man Kupferkessel und Küchengeräte, Trauben und bacchische Gegenstände wie Schalmeien, Lyren, Thyrsosstäbe zu Anord-

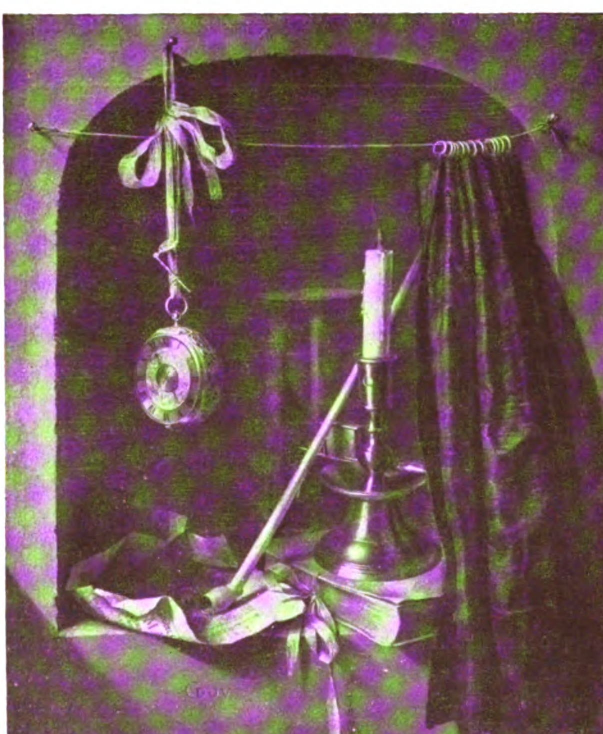


Adrian van Utrecht: Tisch mit Speisen. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Co. in Dornach i. E.)

nungen verband, wiederum Barbierbecken, Hausgeräte nachahmte und im Sinne der Zeuxisanekdote in treuer Nachahmung mit Beachtung malerischer Stimmungen einen Kunstgenuß für viele schuf.

Wir wissen, daß die Käufer mit solchen Gemälden ihre Speisegemächer schmückten und daß solche Werke sehr gesucht waren. Auch Naturgegenstände, Muscheln, Insekten und dergleichen, sollen bereits auf den Bildern zu sehen gewesen sein. Die Komposition und Anordnung dürfte indessen, dem Charakter der ganzen griechischen Malerei gemäß, noch wenig die perspektivischen Reize des Arrangements gezeigt, sondern mehr eine reliefartige Gestalt mit Ausnutzung der bloßen Vorderperspektive aufgewiesen haben. Diese dürfen wir uns aber sehr anmutig denken, reich an sinnigen Beziehungen. Die Lebhaftigkeit der malerischen Gegenwart der Blumen und Gegenstände mag schon sehr groß gewesen sein, die Farbenstimmung von der Art, wie man sie etwa heutzutage in lichterer Aquarellmalerei erzielt, wenn man Mineralien und Früchte in dieser Technik nachahmt. Leider ist uns von diesem ganzen Kunstbetrieb der alexandrinischen Zeit so gut wie nichts überliefert, nur in pompejanischen Häusern und verwandten Innenräumen sehen wir noch, wie man Stillebenmotive in leichter dekorativer Weise auch zum Wandschmuck ausnutzte, mit Blumen, Körben, Früchten und bunten Bändern anmutige Stimmungen erzeugte. Die eigentliche Rhyparographie erfreute sich bei den antiken Kunstgelehrten nicht sonderlich hoher Achtung; der Maler Piräikus, der Genrebilder malte, erhielt den Spitznamen „Kotmaler", und in ähnlicher Schätzung standen wohl auch diejenigen, die Blumenstücke und Verwandtes malten. Allmählich schwinden die Nachrichten über diesen Kunstzweig wieder völlig, und es vergehen fast zwölfhundert Jahre, wo die europäische Menschheit den Begriff Stilleben überhaupt nicht mehr kennt. Nur die Blumenmalerei erhält sich. Sie entspricht zu

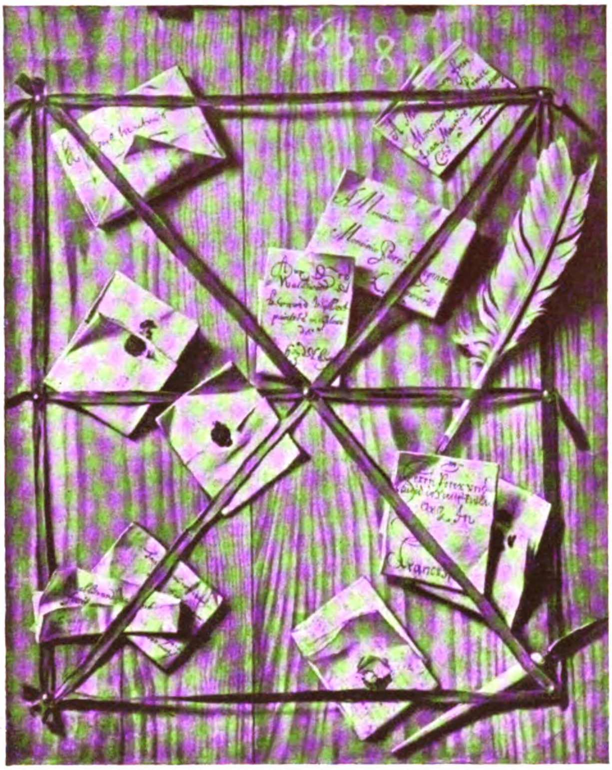
sehr einem natürlichen Bedürfnis der menschlichen Seele, als daß sie gänzlich hätte aussterben können. Aber sie muß sich dem technischen Können von Zeiten fügen, wo die Menschheit, die in den griechischen Stämmen einen so hohen Grad des technischen Könnens und des Natursehens erreicht hatte, gänzlich von vorn anfangen muß zu sehen und das Gesehene wiederzugeben. Wie Blindgeborene sind um 400 n. Chr. die germanischen, keltischen Stämme, der größte Teil auch der Romanen in die Kunstkultur eingetreten, nachdem das griechische Künstlerblut mit den Vertretern der alten genialen Griechenstämme und ihrer babylonisch-semitischen Vorgänger vom weiten römischen Reiche, vom fortvegetierenden Euphratland, vom Nilland allmählich eingeschluckt worden war und mit ihm das ganze vererbte, durch lange Generationen gezüchtete Kunsttalent. Die Kunstfeindlichkeit des judäisch beeinflußten Christentums und der paulinischen Religion konnte zunächst etwaige Keime des Kunsttalentes der Völkerwanderungsstämme nicht fördern. Durch die mit Alexander dem Großen beginnende Verbreitung der griechischen Stämme in Asien und Afrika, die Absiedelung der griechischen Menschen als Gelehrte, Dichter, Künstler, Pädagogen aus den alten Griechenstädten in ein so großes Gebiet mußte allmählich die konzentrierte Kunstkultur, die Konzentration der Stammeskraft sich verlieren. Denn mit Ägypterinnen und Babylonierinnen, mit Römerinnen und Gallierinnen verheirateten sich allmählich die abgesiedelten griechischen Lehrmeister der Welt, ihre Nachkommen gingen in den anderen absterbenden Kulturen auf. Wir sehen die Spuren ihres Genies dann noch bis in die Völkerwanderungszeiten in manchen ausgegrabenen Kunstwerken der altrömischen Kolonien in Deutschland, Augsburg, Trier; wir sehen sie in Rumänien und Siebenbürgen, wir kennen sie an ägyptischen Kultwerken, wo griechische Hand noch die konventionelle alte Form belebt; ja, wir meinen oft an babylonischen und indischen Werken zu sehen, daß hier ein versprengter Griechennachkömmling den Stempel seiner Kunstkultur dem Werk aufdrückte. Aber diese Kunstkraft war in der Menschheit allmählich, wie die Generationen immer mehr die griechischen Rasseneinsprengungen aufgezehrt hatten, ganz verbraucht. Wie Blindgeborene traten die jungen Rassen in die Kunstkultur, und sechzehnhundert Jahre hat es gedauert, bis Bataver, ripuarische Franken und Westfalen so sehen lernten, daß sie der Natur einen Schmetterling mit der Vollendung wieder ablauschen konnten, mit der ein David de Heem das vermocht hat.



Gerrit Dou: Stilleben mit Uhr. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)

In dieser ganzen Zeit der Kunstlosigkeit von 400 bis 1000 n. Chr. und weiter kennt man Blumenmalerei nur in der Form der Miniaturen, der Miniaturenmalerei als Buchillustration. Die Mönche und Nonnen

sind es gewesen, die wenigstens diese Erinnerung an die lebendige Natur bewahrt haben. Sie hatten die Ruhe und Muße, um sich ein Blümchen so genau ansehen zu können, daß sie es sogar auf seine botanische Erkennbarkeit richtig wiedergeben konnten. Sie haben Geschmack und Sinnigkeit in der Anordnung solcher Blumenornamente gezeigt, indessen die Technik hatte nicht die Möglichkeit, jene Kunststimmungen wiederzugeben, die wir heutzutage einem Blumenstück in Ölmalerei, Aquarell oder Pastell verdanken, das eben des isolierenden Bildrahmens bedarf, um die Blumen, die Gegenstände zu der Bedeutsamkeit zu erheben, die sie als beseeltes Stilleben bedürfen.



Wallerant Vaillant: Briefhalter. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)

In der Zeit des selbständigen Neuerwachens der Künste in Europa beobachten wir nun, daß wie die Kunst der Landschaftsmalerei zunächst nur als untergeordnete Beigabe der religiösen und historischen Kunst erscheint, so auch die Blumen, Früchte und andere Gegenstände verwandter Art nur als Bestandteil der religiösen Menschendarstellung erscheinen. Alte deutsche und italienische Meister haben unendlich viel Mühe darauf verwendet, eine Madonna im Gärtchen zu schildern, wo hohe Blumen sie umgeben. Wenn später flämische Meister einen Geigenboden auch im Stilleben möglichst treu wiederzugeben suchen, so vermag schon Meister Bellini in der Hand seiner musizierenden Engel die Geige sehr trefflich zu malen. Ein Meister wie Raffael erfindet höchst geniale Girlanden zur dekorativen Umrahmung seiner Farnesinawerke, und Murillo malt Körbe, Kürbisse, Fische und die recht eigentlichen Gegenstände des Stillebens mit großer plastischer Naturtreue auf seinen Genrebildern von naschenden Knaben. Indessen Murillo lebte zu einer Zeit, wo in den Niederlanden die Stillebenmalerei schon zu einer völlig isolierten Blüte gekommen war; er zog nur Nutzen von dem, was nun bereits besondere Errungenschaft war. Wir müssen daran denken, daß Tizian seine Tochter Lavinia bereits eine schöne Metallschale mit Früchten tragen läßt, wo bereits der malerische Reiz eines Stillebens dem Porträtbild eingeordnet ist; ja, wir müssen daran denken, daß ein Meister wie Lionardo da Vinci auf seinem Abendmahl die gefüllten Weingläser mit dem Weinspiegel wie die Brote mit großer Treue wiedergegeben hatte.

Wann aber trat nun die Zeit ein, wo man anfing, das Stilleben unabhängig zu machen vom historischen, religiösen, landschaftlichen oder sonstigen Bilde? Gemeinhin schwebt die Vorstellung, das sei in den Niederlanden und Flamland geschehen. Das älteste Stilleben im besonderen Sinne, welches unsere Kunstsammlungen bewahren, stammt indessen von einem italienischen Meister, Jacobo dei Barbari, dem Lehrmeister Dürers, der um 1503 bis 1508 auch in

Deutschland war. Er hat das erste isolierte Stilleben um eben diese Zeiten gemalt, das in der Augsburger Galerie hängt, ein Rebhuhn und ein Panzerhandschuh an einer kahlen Wand aufgehängt, von größter Feinheit der Durchbildung.

Wie mag dieser und andere Künstler zuerst auf die Idee gekommen sein, eine solche Darstellung isoliert zu geben, wo sonst kein Mensch in diesen Zeiten darauf verfiel, derlei Gegenstände aus einem epischen oder religiösen Zusammenhange herauszulösen? Wir vermuten, daß es nichts anderes als Nachrichten aus dem Altertum gewesen sind, das Bekanntwerden von Zeuxisanekdoten in der humanistischen Zeit, die dazu reizten, ob man so etwas nicht auch machen könnte. Man löste aber die Gegenstände aus ihrer menschlichen Umgebung heraus, um besonders darauf aufmerksam zu machen, daß man die leblosen Dinge, hier den Fasanenfederleib, so wunderbar getreu auf seinen stofflichen Charakter wiedergeben könne. Raffael hat auf Porträts Pelzstoffe und dergleichen mit geradezu fabelhafter Naturtreue gemalt, aber der Beschauer nimmt das für eine selbstverständliche Sache, da er denn doch vor allem das Antlitz des Kardinals oder Gelehrten betrachtet, der den Stoff trägt. Sowie man die Dinge hingegen aus dem sonstigen geistigen Zusammenhang herauslöst und nun für sich isoliert, richtet sich auch die ganze moralische und ästhetische Aufmerksamkeit des Beschauers auf die Grade der malerischen Nachahmungskunst für das Materiell-Stoffliche der Erscheinung. Dann hat es auch der Zufall gebracht, wie noch heute bei vielen bedeutenden Malern, daß der Künstler von ungefähr ein natürliches Arrangement von Blumen, von Stoffen oder Vogelleibern sieht, das ihm so gut gefällt, daß er sich gedrängt sieht, es um seiner selbst willen im Bilde festzuhalten, weil sein Farbensinn und andere ästhetische Stimmungen dadurch in hohem Grade angeregt werden.

Aber noch fehlte den Zeiten des Jacobo dei Barbari ein eigentlicher Kunstmarkt für selbständige Blumenmalerei und Stilleben; wir sehen, daß noch hundert Jahre lang die isolierte Stillebenkunst nur gelegentliche Erscheinung bleibt. Erst um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts beginnt nun in der niederländischen Kunst zum Teil in gesteigertem Maße als untergeordnetes Moment anderer Kunstgattungen, wie z. B. bei Peter Paul Rubens, die Lust an der Malerei von Blumen, Girlanden, Vögeln und allen schönfarbigen, glänzenden Dingen der Kultur und der Natur sich zu bewähren, um nun in einem wirklichen Kunstzweig sich selbständig zu entfalten, der allgemeine Liebhaberei der Käufer wird, dem praktischen Zwecke der anspielungsreichen Ausstattung von Speisesälen, Studierzimmern, Jagdzimmern, Schlafgemächern dient und nun ein lebendiges Zeitbedürfnis ist, das eine große Summe natürlicher ästhetischer Bedürfnisse auslöst.

Die große Periode der Blumen- und Stillebenmalerei findet in einem Manne wie Frans Snyders ihren ersten virtuosen Vertreter, Willem von Aelst und andere folgen ihm. Frans Snyders erlebt noch das letzte Viertel des sechzehnten Jahrhunderts mit Peter Paul Rubens, die jüngeren Meister des Stillebens gehören mit ihren Geburtsjahren dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an, um 1620 etwa werden andere geboren; es beginnt die eigentliche Blüte des Stillebens gewissermaßen mit dem siebzehnten Jahrhundert, und eine ältere große Schule dieser Kunst reicht mit Rachel Ruysch bis ums Jahr 1750 hin. Dann läßt diese Kunst allmählich nach, verflüchtigt sich technisch und nimmt zum Teil an dem Verfall des malerisch-technischen Könnens, der über die gesamte Malerei mit den Zeiten kam, die ungefähr durch die Lebenszeit Goethes bestimmt sind, relativen Anteil. Ganz ist die Kunst in diesen Zeiten nie mehr erloschen; wenn Deutsche allmählich im Dienste der komponierenden Zeichenkunst die Fähigkeit verloren, die malerische Wirklichkeit der Dinge wiederzugeben, so blieben doch wenigstens einige Blumenmalerinnen und Stillebenmaler durch die Natur ihres Geschäftes der Zeuxiskunst getreu; sie suchten sich durch das Studium der Antwerpener Meister und die Naturvorlagen im Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu halten, hatten aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr mit den Malmitteln zu kämpfen und verflauten in jenen lichten Porzellantönen, die bei den Versuchen der Düsseldorfer Neumalerei dann seit den dreißiger, vierziger Jahren die gesamte Malerei



Jan David de Heem: Stilleben. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)

bezeichneten und bis in die sechziger Jahre herrschten. Als dann aber von München aus wieder eine reichere Behandlung der Farbe und neue Energie des Tones gewonnen wurde, erblühte auch rasch die Blumen- und Stillebenmalerei zu neuem Leben; Makarts farbenreiche Kunstart, die sich gelegentlich auch des Stillebens bemächtigte, wirkte besonders befruchtend. Seither hat in den letzten dreißig Jahren das Stilleben auf keiner Ausstellung mehr gefehlt, und es hat in der Hand der einzelnen Künstler auch die Richtungen mitgemacht, die in der Malweise aufkamen. Man hat Stilleben in der altniederländischen Manier und in der älteren Münchener Malweise aus den siebziger und achtziger Jahren geschaffen, man hat dann die impressionistischen und pleinairistischen Manieren auch auf diese Kunstzweige übertragen, und endlich hat auch jene symbolistisch-ornamentalisierende, stilisierende Richtung, die im letzten Jahrzehnt die Pleinair-

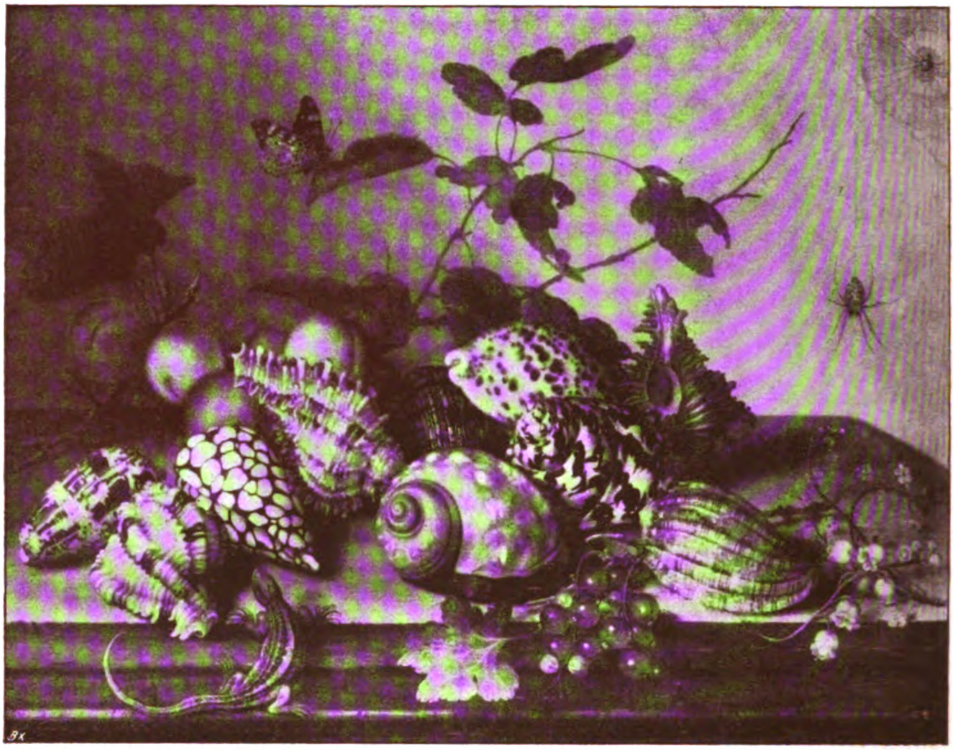
studien verdrängte, Blumen und Stilleben unter ihren Auspizien gezeigt. Wenn in jenen Jahren seit 1750 in Deutschland gelegentlich die reale Nachahmungskunst ganz erloschen schien, so finden sich doch in Frankreich und England bedeutende Stillebenkünstler, die zum Teil an die spätniederländische Hellmalerei anknüpften, teils in der national-französischen Akademiemanier versuchten, sehr solide, aber auch wenig genial Fruchtstücke und Stilleben angenehm zu machen; die größere Eigenart und Originalität, auch die größere Naturfrische haben dabei die Engländer gezeigt. Seit dreißig Jahren ist nun die gesamte Kunst mehr international geworden durch den gesteigerten Verkehr der internationalen Ausstellungen; infolgedessen sehen wir auch von Amerika nach Europa, in Europa von einem Lande zum anderen, von da bis nach Japan den Kunstaustausch der Manieren gehen, der sich denn auch in der Blumenmalerei und im Stilleben spiegelt. Denn auch Japan hat in seiner Weise gerade die Blumenmalerei und Stillebenkunst gepflegt. Von jeher hat die dortige Kunst durch eine gewissermaßen naturwissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die Gestalten der Pflanzen, der Fische, Insekten sich ausgezeichnet. Es gibt japanische Prachtwerke aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits, die zu naturwissenschaftlichen Zwecken dienen, in denen wir die fabelhafte Aufmerksamkeit der japanischen Maler auf das für Tier und Pflanze Charakteristische zum Zwecke der wissenschaftlichen Betrachtung bewundern. Es ist natürlich, daß ihnen dieser Realismus auch dann zu statten kommt, wenn sie zum ästhetischen Zweck auf Wandschirmen, Sonnenschirmen, auf Schaubildern Blumen und Vögel und allerhand Gerätschaften sinnig zusammenstellen. Wir dürfen hier in der Tat mit von einer besonderen Stillebenkunst im rein ästhetischen Sinne reden; sie bedient sich zwar nicht der Raummittel, welche die europäische Blumen- und Stillebenmalerei kennt samt ihrer materiellen Farbenkunst, sie bleibt zeichnerisch, flachperspektivisch, stilistisch und läßt die naturwissenschaftlich richtige Beobachtung nur als zeichnerisch-buntfixierte Linienbeschreibung stehen, statt sie im Schattenspiel der dreidimensionalen Körperlichkeit zum Spiegelbild der Realität zu machen wie die Niederländer und ihre Nachfahren, sie koloriert nur, statt zu malen, aber sie versteht sich doch auf alle Reize der Sinnigkeit, kennt vor allem eine eigentümliche Beseelung des Blumen- und Vogelkunstwerkes und weiß einen eigenen geistigen Zauber mit dieser graziösen Nachahmung der Gegenstände zu verbinden.

Indem wir uns nun der außerordentlichen Vorliebe gerade der Japaner für Naturwissenschaft und anschauende Naturkunde entsinnen, die seit hundert Jahren sich mehr und mehr der europäischen Naturkunde angenähert hat und zum Beispiel Darwins Schriften schon vor dreißig Jahren zu den am meisten gekauften Büchern in Japan machte, fällt ein besonderes Licht auf die Stilleben- und Blumenmalerei auch in der europäischen Kunstgeschichte. Wann tritt dieser Kunstzweig selbständig unter den Griechen auf? Eben in jenen Zeiten, als durch Aristoteles und seine große Arbeit an der damaligen Naturkunde das Griechentum, das bisher eigentlich nur den Menschen künstlerisch studiert hatte, allenfalls noch Pferd und Hund, nun seine Augen auf die Gestalt der anderen Lebewesen richtete, als man begann, ethische Liebe für die Pflanze, die Blume, den Schmetterling auszubilden, in Griechenland zum Teil unter pantheistischen Anschauungen. Die großen Schulen der Ärzte und Naturforscher Griechenlands in der alexandrinischen Zeit hatten den Sinn für genauere Beobachtung allmählich unter den Gebildeten gefördert; wir sehen, daß die Stillebenkunst von diesem naturkundigen Geist Vorteil zieht und erst jetzt als ein besonderer Kunstzweig wirklich leben kann. Das Jahr 1600 aber in Europa bedeutet in ganz ähnlicher Weise den Beginn des Neuerwachens naturwissenschaftlicher Bestrebungen, ganz besonders auch der botanischen und zoologischen. Die Naturkunde setzt ein als eine besondere Beschäftigung des Geistes. Physikalische, astronomische Wissenschaft war schon über ein Jahrhundert lang wieder zu neuer Blüte gekommen, jetzt aber, gerade in der Zeit, wo die großen Stillebenmaler beginnen, war das, was wir „Naturkunde" nennen, allmählich auch ins Laienbewußtsein gegangen. Ein Mann wie Konrad von Geßner, dessen „Geschichte der Tiere" (Histo-



Jan David de Heem: Stilleben mit Vogelnest. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)

ria animalium) um 1587 vollendet wurde, hatte einen der ersten botanischen Gärten gegründet, er hatte das erste Naturalienkabinett angelegt. In England, wo Galilei und Giordano Bruno zu Shakespeares jungen Jahren Vorträge gehalten hatten, in Holland, überall war der Sinn für Pflege botanischer Dinge erwacht, „Tierbücher“ kamen auf. Im Zusammenhang damit war in den Niederlanden eine großartige Kunst der Blumenzucht entwickelt, die sich nicht nur auf „Harleemer Zwiebeln“ beschränkte, sondern auch sonst alle Kinder Floras, ähnlich wie es dann auch in England geschah, zu neuen Spielarten und besonders schönen Exemplaren züchtete. Mancher Gärtnerssohn wurde Blumenmaler, er hatte das Herrliche mit eigenen Augen vom Vater züchten sehen, er lernte eine blaue Winde, eine Prachtrose auch mit der naturkundigen Wahrheit wiedergeben, die



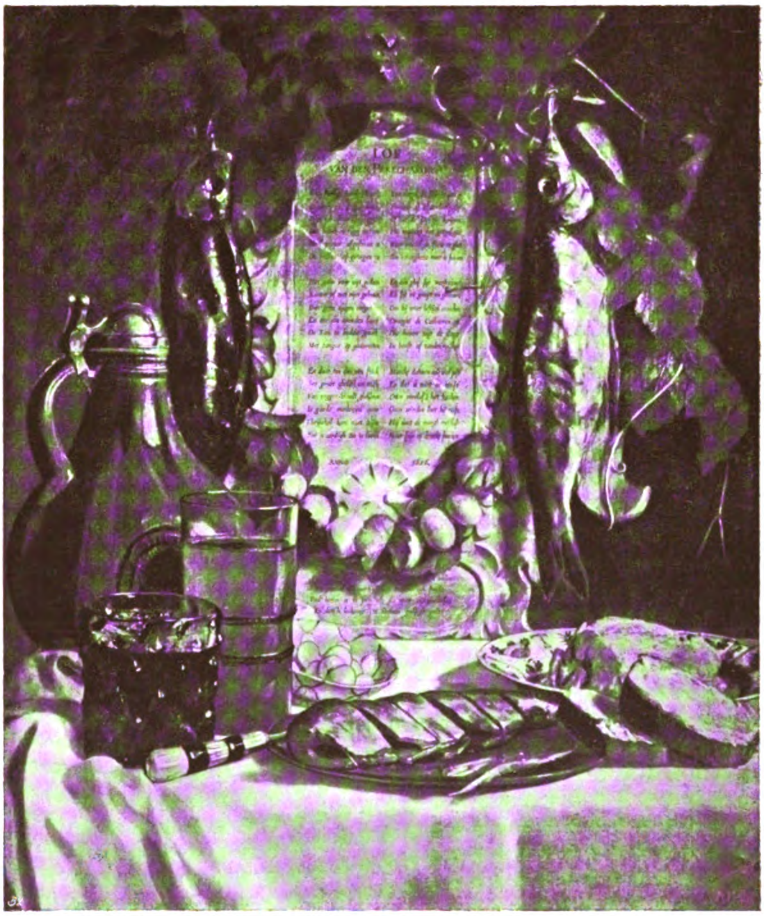
Balthasar van der Ast: Muscheln und Früchte. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von F. u. O. Brockmanns Nachfolger [R. Tamme] in Dresden.)

der Kenner sucht, und seine ästhetische Freude an der Herrlichkeit des gezüchteten Exemplares erschien im Blumenstück und Stilleben wieder. Wir sehen, daß gerade diese Zweige der Kunst, die ein besonders naturkundiges Auge verlangen, in einem geheimnisvollen Zusammenhange mit der Entwickelung des naturwissenschaftlichen Sinnes kunstgeschichtlich auftreten.

Der Kunstmarkt für diese Blumenmalerei und Stillebenkunst aber war ähnlich wie im Altertum seit 1600 in der gesteigerten Wohlhabenheit zunächst der niederländischen Welt gegeben. Das Stilleben wurde zum beliebten Schmuckstück der Jagdzimmer, der Speisezimmer, das Blumenstück zierte solche und das Zimmer der wohlhabenden Frau. Bis zum heutigen Tage ist die Sitte geblieben; sie ist durch das Bürgertum in den Niederlanden, das wohlhabende englische Bürgertum und die dortige Lordschaft, durch die deutsche Fürstenwelt und den Landadel auf ihren Schlössern auch in den schlimmen Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege gepflegt worden. Noch am heutigen Tage wird man in dem unterdessen wieder erstarkten Bürgertum, das sich gute Speisezimmer, Jagdschlößchen und Jagdsäle einrichten kann, die Vorliebe für Stilleben finden, die in so vielen deutschen Schlössern ihre Analogie hat. In den wohlhabenden Häusern des gegenwärtigen Berlins, in den Villen des Tiergartenviertels, wo man auf gute Bilder hält, wird man in Speisezimmern häufig irgend ein Stilleben von Snyders, von de Heem, insbesondere aber von dem fruchtbaren Fyt antreffen. Es gehört zum guten Tone, daß man jedenfalls irgend ein Stück von diesem und anderen Meistern haben muß, wenn's auch nicht immer echt ist. Dazu kommen dann wohl auch da und dort Blumenstücke und Stilleben von modernen Meistern.

Wie man an einem Manne wie Snyders sieht, kamen viele zur Stillebenmalerei gelegentlich aus der Tätigkeit in anderen Kunstzweigen; für die Landschaften- und Tiermaler war es besonders natürlich. Das ist bis zum heutigen Tage so geblieben; einige der besten modernen Stilleben verdanken wir Meistern, die sonst in anderen Kunst-

gattungen geübt sind. So Makart, so Muncacsy, der gelegentlich seiner Gattin zuliebe ein interessantes Blumenstück schuf. Die besten Stilleben in den letzten Jahrzehnten malte in München unter anderen A. Holmberg, der sonst als Bildnismaler und in anderen Fächern ausgezeichnet ist. In jener großen Periode der Kunst des Stillebens zwischen 1600 bis 1750 aber brachte es die große Nachfrage der Liebhaber dahin, daß Snyders bald ausschließlich Stilleben malte, später Abraham Mignon, Rachel Ruysch und andere überhaupt nur noch Stilleben und Blumenstücke schufen. Die am meisten bekannten und gesuchten Meister dieser Hochblüte unseres Kunstzweiges sind aus der Antwerpener Schule Frans Snyders (gest. 1657), Daniel Seghers (gest. 1661), der Pater in der Gesellschaft Jesu war, mit Vorliebe graue Steinreliefs der Maria mit dem Kinde malte, die mit Sträußen und mit Blumenranken umgeben sind, als eigentlicher Hauptsache. Diese Bilder waren anmutige Stubenzier für fromme Katholiken und fanden sehr viel Nachfrage, denn wir sehen sie in allen besseren Galerien. Adrian van Utrecht (gest. 1652), Jan Fyt (gest. 1661), Thomas von Apshoven (1665), Joris van Lou (gest. 1667), Jan von Kessel (gest. 1679), Cornelis de Heem (gest. 1695), Ottomar Elliger (gest. 1679), Nicolaas van Verendael (gest. 1691) gehören zu dieser Gruppe. Von den Wallonen ist Wallerant Vaillant zu nennen, der durch ein berühmtes Stilleben — Briefe, Gänsefeder und Federmesser auf einem Brette mit rotem Bande zusammengehalten, Besitz der Dresdener Galerie — durch die Plastik seines Werkes jeden Beschauer frappiert. Aus der Utrechter Schule haben berühmte Stilleben gemalt Jan David de Heem, der vielen als der erste von allen gilt, der von Antwerpen ausging (gest. 1684), Balthasar van der Ast (1656), dann der kraftvolle Melchior d'Hondecoeter (gest. 1695), der nicht nur seine bekannten Hühnerhöfe, sondern auch sehr mächtige Stilleben schuf, z. B. das Stilleben mit dem Jagdgerät unter dem Felsen in der Dresdener Galerie. Von Delft aus wirkte Willem von Aelst (gest. 1683), die Maria



Jan de Bray: Lob des Härings. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von F. Hanfstaengl in München.)

van Oosterwyck (gest. 1693), vom Haag Cornelis Lelienbergh (bis 1672), Abraham van Beijeren (bis 1670), von Harleem Frans Hals (gest. 1666), von dem z. B. die Berliner Galerie ein treffliches Stilleben (ein Pokal, Buch in rotem Band usw.) besitzt, Pieter Claeß (gest. 1661), Jan Bolongier (um 1642), Jan de Bray (gest. 1697). Einen besonders bedeutenden Namen haben sich in Amsterdam erworben Jan Weenix (gest. 1719), Willem Kalf (gest. 1693) und Rachel Ruysch (gest. 1750), die am längsten die ausgezeichnete Tradition dieser ganzen Zeit gewahrt hat. Sie hat übrigens in unseren Tagen eine Namensgenossin in ihrem Heimatlande gefunden, Aletta Ruysch, von der man gelegentlich gute Blumenstücke in deutschen Ausstellungen gesehen hat. Ein engerer Zeitgenosse der Rachel Ruysch ist Jan van Huysum, gleichfalls zu Amsterdam (gest. 1749), dessen Blumenstücke und Stilleben sehr gesucht sind. In Leiden wirkte Pieter de Ring (gest. 1660). Dies sind gewissermaßen die klassischen Meister unserer Kunstgattung in den Niederlanden, zu ihnen gesellt sich Abraham Mignon aus Frankfurt a. M., über den die Nachrichten bis 1676 reichen. Zu ihnen darf man auch noch weniger bekannte Namen wie Pieter Nason, J. van Treck, Simon Luttichius, Nicolas van Gelder, P. Steenwick, Cornelis Mahut, Jan Breughel rechnen, die man alle in der Berliner Galerie vertreten finden wird. Die beste Gelegenheit, all diese Künstler im Zusammenhange zu studieren, bietet die Dresdener Galerie, die besonders gut versehen ist mit ihren Werken. Berühmt ist die Sammlung von Stilleben dieser Meister in Turin, gut versehen ist auch Münchens Pinakothek, welche berühmte Werke besitzt, z. B. das Küchenstück von Frans Snyders, von Jan Weenix das Stilleben vom Hasen am Ast mit dem toten Truthahn, von Abraham Mignon jenes reich komponierte Stilleben am Baumstumpf mit den Fischen, dem Fruchtkorb, den Fröschen und Vögelchen. In Braunschweig, besonders aber natürlich in Antwerpener und Amsterdamer Kunstsammlungen wird man überall diese Meister wiederfinden. Wir haben absichtlich die chronologischen Daten beigefügt, damit man sich ein Bild machen kann, wie enggedrängt die Meister dieses Kunstzweiges, die freilich überall in Europa umherreisten, zeitlich und räumlich beieinander hausten und in dieser Konzentration so Vielbeliebtes schufen. Es ist wie in einem tropischen Wärmehaus gewesen, wo auch die Blumen in solcher Fülle beieinander wachsen wie hier die gemalten Blumen. Wie einseitig örtlich diese Kunstpflege in Europa gedieh, sieht man daraus, daß z. B. demgegenüber J. Burckhardts Cicerone für die italienische Kunst auf Perioden vieler Jahrhunderte einen einzigen Blumenmaler, den Mario de Fiori von Rom (gest. 1673) für erwähnenswert hält. In der Tat, wer sich seiner italienischen Studien entsinnt, wird auf dem Gebiete, das wir schildern, nur eine ganz geringe Ausbeute an Erinnerungen haben.

Nach dieser großen Zeit sind um 1700 noch Sibylle Marian in Frankfurt, van Spaendonck, J. Robin, Bos, Senff, Drechsler, Blascheck und andere ausgezeichnet gewesen, viele wie Danner, Nachtmann, Mattenheimer in München aber sind wieder vergessen. Die Düsseldorfer Preyer, Lehnen kann man zur Zeit noch in der Berliner Nationalgalerie studieren. In Paris waren berühmt Redonte, Emma Desportes. Saint Jean in Lyon galt für einen der ersten seines Faches. So nähern wir uns allmählich der Gegenwart, wo wir einen Holmberg vortreffliche Stilleben malen und einen Adam Kunz in München die niederländische Art mit Glück wieder aufnehmen sehen. Ausgezeichnet sind dort ferner Hermann Kricheldorf, August Rieper und Hubert von Heyden. Es würde dem Zweck unserer Zeilen nicht entsprechen, aus aller Herren Ländern diejenigen zu nennen, welche tüchtige Werke im Fache geschaffen haben. Die besten sind, wie bemerkt, oft die gelegentlichen Stücke, z. B. ein Eberjagd-Stilleben von Kirchbach in München, die Holmbergschen Stücke und andere. Kraftvolle Blumenstücke hat Hermine Laukotha in Prag sehen lassen neben ihren sonstigen Arbeiten; eine ganz besondere Poesie feiner Blumenmalerei sahen wir in den Werken der Mathilde Polguère, die vortrefflich klar und organisch gegliederte Gebilde schafft, und in Pastellmalereien der Juliette Wytsmann, die eine träumerische Stimmung und außerordentlich zartsinnige



Frans Snyders: Stilleben mit Koch und Köchin. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt Bruckmann in München.)



Jan Weenix: Hase am Ast.
(Nach einer Photographie von F. Hanfstaengl in München.)

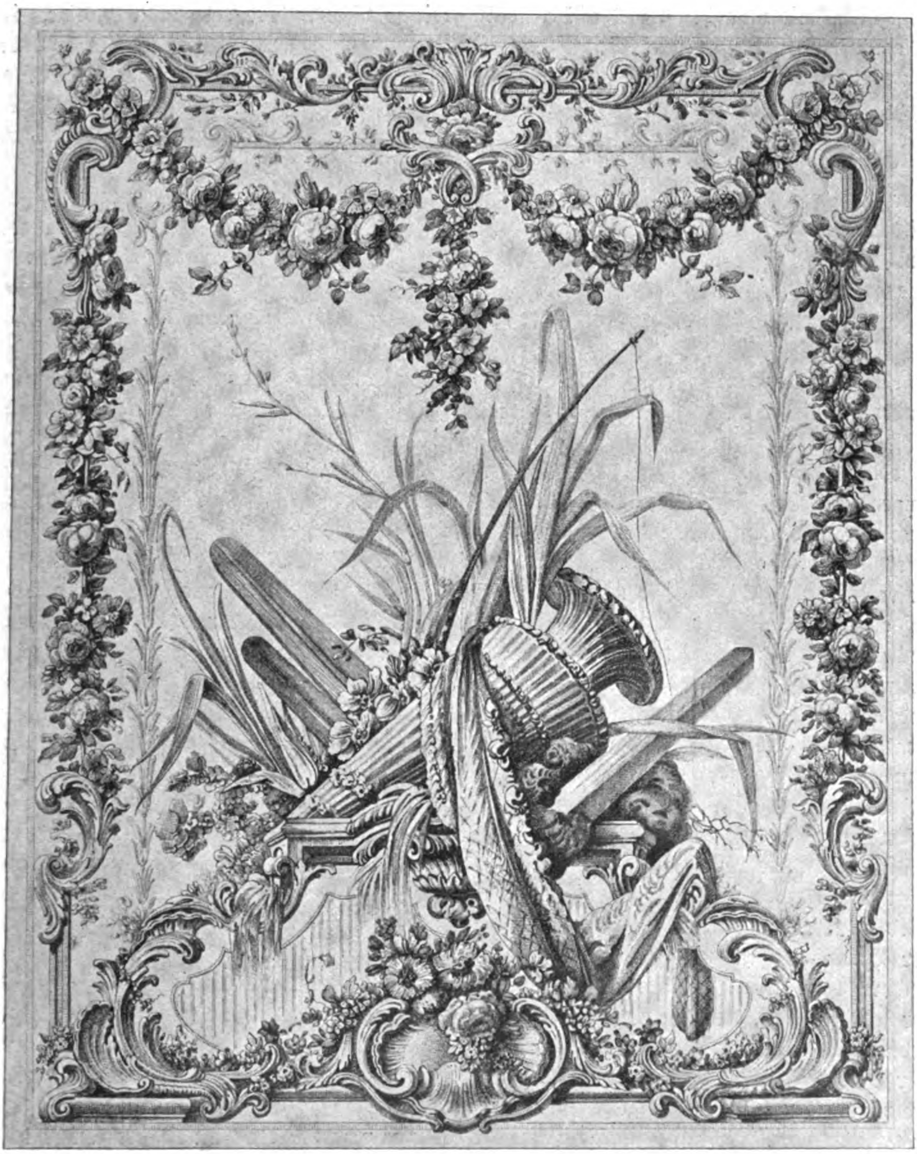
Blumencharakteristik zu geben weiß, eigenartig wie Nachtviolenduft und Mondschein. Auffällig gute Stilleben sahen wir gelegentlich von Molly Cramer und von David Kohn in Wien, von Laura Rohrwasser in Wien, die Hecht, Hummer, Schinken ganz meisterlich zu gruppieren verstehen. Achtungswerte Stilleben malt Paul Fuß in Dresden; die interessanteste Nutzanwendung des Impressionismus auf Blumenmalerei sahen wir dagegen Gerard Müller und G. W. Oldewaldt in Amsterdam machen, die nicht wie ihre älteren Landsleute botanisch genau die Blumengestalt wiedergeben, sondern nur den ersten flüchtigen Eindruck von Duft, Licht und Glanz, der ein Blumenstilleben umgibt, in einer aquarellistischen Flächentechnik leicht festhalten. Das Gegenteil leistet in der Nachahmung von Mineralien, Amethysten und Opalen die Engländerin Mary Whitley, die

auf Aquarellausstellungen ganz fabelhaft kristallisch durchsichtige und konkret gestaltete Prachtstücke dieser Art sehen ließ.

Da man die Leistungen dieser und anderer Künstler auf jeder unserer modernen Ausstellungen sieht, so greifen wir beispielsweise zur Kennzeichnung der augenblicklichen Manieren auf unserem Gebiete das heraus, was die gegenwärtige Berliner Kunstausstellung zeigt. Von Mesdag van Houten sieht man ein Stilleben von Kürbissen, Tulpen bei einer Urne, das in den eigentlich grauen Trockentönen moderner Holländer liegt, einen luftdunstigen Eindruck an Stelle des alten Helldunkels zu stellen sucht, aber eben wegen dieses Bestrebens hinter dem eigentlichen Schmelz der Realität zurückliegt. Es gelingt bei diesem Bestreben nicht mehr recht, den Sammetcharakter eines Pfirsichs, die volle Saftigkeit einer Zitrone, den weichen Porzellanton eines Tulpenblattes wiederzugeben, sondern diese trockene, rauhe Technik läßt die Gegenstände mehr wie Attrappen aus Papiermaché erscheinen. A. Egger-Lienz gibt in der Komposition eine Nachahmung der alten Küchenstücke, indem eine rosenwangige Wildbretköchin zwischen Hasen, Kaninchen, Hecht, Fasan, Ente, Schnepfen sichtbar wird. Hier ist versucht, den Duft der Luft über den Erscheinungen wiederzugeben unter mehr koloristischer Behandlung. Adam Kunz ist durch zwei Stilleben vertreten; auf dem einen ist eine Silberschale mit Granaten, Äpfeln, Trauben, Austern auf einem indischen Tuche vortrefflich wiedergegeben, und zwar in der Weise der alten Stillebenmalerei, auf dem anderen Hecht, Hummer, Enten, Artischocken, alles zur möglichsten Realität erhoben ohne die darauf gemalte Luft der sogenannten Pleinairisten, sondern unter Entwickelung der feinsten Nuancen des Tones und seiner Bestimmtheit aus dem Grade seiner Beleuchtung durch den Luftspiegel. Denn gerade am Stilleben kann man besonders studieren, daß die Luft in Wirklichkeit gar nicht gesehen wird, daß diejenigen Meister, die wie Rubens und die Stillebenmaler der großen Zeit den Luftlichtschein aus der unmittelbaren Beobachtung des Tones gaben, auf dem besseren Wege waren als diejenigen, die durch Mischung der Töne einen besonderen Luftcharakter erzielen wollen, der für gesunde Augen gar nicht besteht.

Überdenkt man die Gegenstände dieser Stilleben, so sieht man, daß es in der Hauptsache noch dieselben sind, welche auch die großen Schulen von Amsterdam und Antwerpen pflegten. Unzähligemal ist die Auster und Zitrone dazu Vorwurf gewesen, unzähligemal Hase, Fasan, Ente und Schnepfe. Lassen wir unsere Phantasie einigermaßen spielen, so ergibt die Gattung des Stillebens unendliche, reizvolle Möglichkeiten! Wir schilderten im Eingange das Toilettenstillleben einer Dame, aber wo ist es gemalt worden? Wer Theatergarderoben kennt, könnte aus diesen sinnvolle Stilleben der mimischen Kunst komponieren, aus Malerateliers, aus Bildhauerwerkstätten, aus Schusterstuben charakteristische Zusammenstellungen schaffen. Ein seidener Damenschuh neben einem Reiterstiefel, ein Frauenpantöffelchen neben einem Mannsstiefel mit sonstigen Arrangements, welche sinnreichen und zugleich malerisch dankbaren Stilleben ließen sich daraus schaffen! Jeder Handelsladen, jedes Warenhaus und jeder Bazar auf unseren modernen Straßen kann der Phantasie Anregung zu charakteristischen Stilleben geben, jeder botanische Garten zu wunderbaren Blumenstücken. Seit Emile Zola und die modernen Schriftsteller das „Milieu" des Menschen zu einem geistig wertvollen Faktor unseres Interesses gemacht haben, könnte jemand unter dem Titel „Germinal" ein Stilleben aus dem Bergmannstreiben komponieren, wo die glänzendsten Bergkristalle und Mineralien neben schwarzer Kohle lägen, eine Hülse Dynamit bei dem Bergmannsleder und -Fäustel.

Aber es ist interessant, daß die Phantasie der Stillebenmaler zu solchen Fortschritten und Nutzanwendungen ihrer Kunst im ganzen nicht neigt, obwohl sie für die moderne Zeit geradezu in der skizzierten Richtung eine hohe moralisch-künstlerische Bedeutung gewinnen könnten. Statt dessen beobachten wir schon bei den Niederländern, daß das Gesetz der bildenden Kunst, nach dem Maler und Bildhauer sich stets an einen kleinen Kreis bekannter Mythen, Sagen, Religionsvorstellungen halten, die sie immer wieder reproduzieren, sofort auch



Fontainebleau: Aus der Salle du conseil, Stil Louis XV. Dekorative Stillebenmotive.

eintrat, als um 1600 die Stillebenkunst eine neue Kunst wurde. Gewisse Motive werden sofort stehende, obwohl andere, ebenso dankbare jeden Augenblick zur Hand sind. Die Malerei der Zitrone ist an sich ein sehr dankbarer Gegenstand, sie war der Stolz des Handels der Amsterdamer Kaufleute, die sie wohl von Italien, aber auch von den holländischen Kolonien bezogen. Kein Wunder, daß ein künstlerisches und moralisches Interesse vorlag, gerade die Zitrone wie ein Wahrzeichen des heimischen Lebens und des Standes derer, die solche Bilder kauften, immer wieder zu malen. Aber welches Interesse lag vor, daß Wilhelm Kalf, Pieter Nason, Cornelis de Heem und andere auf Fruchtstilleben fortwährend das Motiv wiederholen, daß die Zitrone angeschält ist und zwar so, daß etwa die Hälfte der Schale abgelöst ist und in einem langen, geringelten Schmalstreifen noch an der Zitrone selbst hängt? Die modernen Zitronenmaler pflegen dieses Kunststück nicht zu wagen. Wie es schon eine Kunst ist, eine Zitrone so gut

zu schälen, wie man den Apfel schält, so ist es ein besonderes Kunststück, diese Zitronenschale mit ihrer Ringelung zu malen. Wir sehen, daß, nachdem einer zuerst auf die Idee verfallen ist, der Ehrgeiz den anderen sofort dazu treibt, daß jeder den anderen übertreffen möchte, zumal der Anblick im Bilde überaus realistisch-frappierend ist. Dem kommen die Käufer entgegen, denn hat der eine so ein vollendetes Stück, so will der andere sich auch rühmen, dem Besucher seines Speisezimmers ein gleiches vorweisen zu können. Der Besucher bewundert es besonders, weil er das Motiv aus der Wirklichkeit kennt und daher beurteilen kann, wie weit die Nachahmung vortrefflich und überzeugend ist. Und so wird ein solches Motiv geradezu zum Symbol, ja Handwerkszeichen eines besonderen Könnens. Die Blumenmalerei der Japaner beruht nicht etwa nur auf einer Vorliebe für die gemalte Blume, sondern auf der ausgeprägten Blumenliebhaberei des ganzen Volkes, das in Tokio und anderen Städten Blumenfeste und Blumenausstellungen feiert, zu denen man aus dem ganzen Lande zusammenströmt. Kein ästhetisches Interesse, kein rein malerisches Interesse, ohne daß auch ein materielles, ein materiell-moralisches damit verknüpft ist, das lehrt die Kunstgeschichte aller Zeiten, das wird uns aber bei der Spezialbetrachtung der Blumenmalerei und Stillebenkunst besonders klar. In Japan und in Holland der gleiche Fall, eine materielle Blumenliebhaberei, Blumenpflege, die Malerei immer der ethische Ausdruck, der sittliche Untergrund. Und erst dieser sittlich-materielle Untergrund ermöglicht die Verfeinerung des Sehens. Der holländische Blumenzüchter wußte genau, wie eine Winde, eine Tulpe aussieht; daher konnte der Maler ihm nichts falsch „Impressionistisches" vormachen und sich nicht in der Anzahl der Blütenblätter oder Kelchblätter verzählen. Wir aber kennen vor allem auch den Hasen und sein Fell genau, wir sehen ihn auf jedem Wildmarkt und ziehen ihn im eigenen Hause ab; so erklärt es sich, daß der aufgehängte Hase von Jan Weenix an bis zu Franz Krüger, der um 1857 starb, und Adam Kunz, der um 1903 in Berlin ausstellt, ein anderes stehendes Motiv der Stillebenmalerei wird wie so viele andere verwandte Motive. Ja, selbst Jan de Bray hätte sein in Dresden und Aachen vorhandenes Heringsstilleben, das „Lof van den Pekelharing" (Lob des Pickelhärings), mit dem Gedicht zu Ehren des Herings nicht malen können, wenn wir nicht alle den Hering kennten und dieser Fisch eine ganze Handelskultur in der Heimat des Künstlers hervorgebracht hätte.

Ein sinnreiches Stilleben von Johann Wilhelm Preyer (1803 bis 1889) zeigt einen halbgefüllten Römer mit Wein, dazu Nüsse, Trauben. Unendlichemal ist die Traube und das Weinglas gemalt worden, es entspricht einem typischen Genuß des Menschen seit den Zeiten des Gottes Dionysos. Ein stehendes Motiv der Stillebenkunst sind die Frühstücksmotive, welche von den Holländern bis heute gepflegt werden. Sie vereinigen malerische Bedingungen mit der Reproduktion einer Lebensstimmung, die wir alle kennen, eben der Frühstücksstimmung, die uns mit einer besonderen Erfrischung unseres Lebens zusammenfällt in ähnlich typischer Weise zu etwas, das jeder kontrollieren kann. Wenn aber Preyer auf dem genannten Bilde in seinem halbgefüllten Römer sich die nicht gesehene Zimmerseite spiegeln läßt und wir im Weinspiegel einen Mann erkennen, der vor dem Fensterrahmen sitzt und mit diesem lediglich im Weinspiegel reflektiert ist, so fühlen wir auch, daß das ein solches typisches Motiv des Lebens der Stille der Gegenstände ist, welches uns wundersam fesselt und wegen der Schwierigkeit der naturalistischen Wiedergabe zugleich das ästhetische Meisterschaftsinteresse besonders erweckt. Ein solches Motiv erscheint daher auch nicht vereinzelt, sondern tritt gelegentlich auch bei anderen Stillebenmalern auf. Typisch wird aber in vielen Motiven sogar auch die Komposition selbst. So liebt es Daniel Seghers, unten an seinen Blumenstücken einen Schmetterling isoliert hinzusetzen, und Rachel Ruysch liebt das gleiche Motiv. Wenn David de Heem in einer Dachstube Frucht- und Blumengebinde vereinigt, Schneckchen, Bienen, Heuschrecken herankriechen läßt, durchs Dachfenster aber einen Blick in die Landschaft aufmacht, wenn Abraham von Beijeren auf einem Tische Fische, Taschenkrebse, Muscheln und ungekochten Hummer vereinigt,



Abraham Mignon: Stilleben mit Vogelnest. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von F. Hanfstaengl in München.)

 Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

um in der Ferne den belebten Strand mit der Bogenbrücke zu zeigen, so sind auch solche Ausblicke typische Kompositionsmittel, die natürlich auch einer sinnreichen moralischen Perspektive entsprechen. Gottfried Völcker malte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Glas mit Blumenstrauß, Rosen, Winden, Lilien, dazu ein Nestchen mit unflüggen Vögelchen. Auch das ist ein typisches Motiv: warum kehrt es immer wieder? Weil im Leben ein solches aufgefundenes Nestchen stets unsere Rührung, unsere Fürsorge erweckt und somit auch ein ethisches Interesse der Träger unserer Neigung ist, das Nestchen darauf anzusehen, wie weit es recht lebenswahr, recht überzeugend im Stilleben wiedergegeben ist. Einzelne Künstler, wie Sophie Merian, die als Blumenmalerin nach Surinam ging, haben sich wohl auch an minder Typisches oder Bekanntes gewagt, aber schon Goethe hat in seinem zierlichen kleinen Aufsatz über Blumenmalerei von 1818 darauf hingewiesen, daß das eben eine Ausnahme gewesen ist.

In jener großen Zeit der Stillebenkunst vermögen wir übrigens — der sonstigen Kunstnatur des menschlichen Geistes entsprechend — deutlich zwei sehr verschiedene Arten von Komposition des Stillebens zu unterscheiden. Die einen sind diejenigen, welche ein einfach reales Abbild eines in der Wirklichkeit möglichen Arrangements sind, seien es Küchenstücke, Frühstücke; sie sehen aus, als hätte der Künstler einfach den Tisch mit Gläsern und Austern, die Jagdstücke nur der Wirklichkeit nachgemalt. Die andere Gattung aber ist diejenige, deren Komposition uns schon verrät, daß sie nur gedachte Arrangements sind, die dann mehr oder minder symbolisch werden. Man betrachte Abraham Mignons „Stilleben“ aus der Münchener Pinakothek. Wer würde im wirklichen Leben Fische mit den Fäden an einem Wurmkasten aufhängen, direkt unter einem Nest mit Eiern, wer würde die Angelrute in einen großen Fruchtkorb derart hineinstecken oder einen Gegenstand wie das geneigte Ruderrohr in die Früchte hineinlehnen? Es sind sogar verschiedene technische Unmöglichkeiten in diesem Arrangement, trotzdem das Kleinleben als solches ganz entzückend durchgeführt ist. Vielmehr spricht sich eine leicht symbolische Absicht in der Vereinigung der Gegenstände des Angelns und der Fruchternte aus, es ist die Ernte des Wassers neben der Ernte der Pflanzenfrucht, und wahrscheinlich sollen die Eier das zeigen, was wir von der munteren Vogelwelt ernten. Wie man sich auch dies Stilleben sinnig auslegen mag, wozu es unmittelbar auffordert — wir sehen, daß diese Aufforderung gerade in der etwas unwahrscheinlichen Art liegt, mit der die Gegenstände selbst zusammengetragen sind. Und das ist denn ein Beispiel jener mehr oder minder symbolischen Stilleben und auch Blumenstücke, die durch alle Zeit neben den rein real möglichen mit einhergegangen sind oder denen, die sozusagen psychologisch eine Charakteristik abwesender Menschen sind.

Wir haben angedeutet, in welcher Richtung für die Zukunft eine immer wertvollere Entwickelung dieser Kunstzweige liegen könnte, um zu den bereits vorhandenen geistigen Weisen der Behandlung weitere Weisen dieses erfreulichen Nachahmens der Gegenstände in einer inneren Beseelung hinzuzufügen. Wir haben gesehen, wie in diesen vielfach unterschätzten Kunstzweigen die Reflexe großer Gesetze des Lebens und der Kunstgeschichte sich widerspiegeln, und wir ahnen, daß eine kommende Menschheit vielleicht bald, vielleicht erst in Jahrtausenden noch ethisch-künstlerische Möglichkeiten vor sich sieht, die mächtige geistige Interessen sogar in scheinbar so harmlosen Kunstfertigkeiten wie in der Nachahmung eines Schmetterlings und eines Blumenstraußes auslösen können. Wer aber sich fragt, warum die Stillebenmalerei erst immer so spät auftritt in Zeiten des Höhepunktes technischen Könnens, der weiß, daß die erkennbare, treue Realisierung einer Blume für den Maler Probleme enthält, von denen der blumenzeichnende Dilettant und Anfänger meist keine Ahnung hat, bis er merkt, daß der Umriß einer Menschengestalt weit weniger Mißdeutungen zuläßt als ein botanisches Gebilde, das oft sehr gute Blumenmaler gerade durch einen falschen Fleiß der Ausführung völlig unerkennbar gemacht haben. Dann wird aus der Rose etwa ein Chrysanthemum, und eine rote Winde wird zur Nelke.

Die weisse Möwe

Von

Wilhelm Arminius

(Nachdruck ist untersagt.)

Mein Telegramm muß in deinen Händen sein, Liebste. Ich sehe dich vor mir, wie du es im Schoße zwischen den Fingern hältst, und wie deine klaren Augen mit dem großen, ruhigen Blick in die Ferne schauen, nach Norden, wo du mich erträumst.

Ich fühle diese Augen.

Das gibt mir die Ruhe, auszuführen, wozu ich mich eben entschlossen habe.

Es war ein wunderlich belebter Gang, dieser letzte einsame Weg von Westerland her, am dunkelnden Strand entlang, die phosphorisch leuchtenden Wellen zur Linken, den Sternenhimmel über mir. Schatten schritten mir zur Seite und sprachen auf mich ein. Da ist es über mich gekommen, dir alles zu erzählen.

Im Sturme des Entschlusses hab' ich das rote Dünenkliff überschritten, bin durch die raschelnde Heide in mein Friesenhäuschen geeilt; beim Schein der kleinen Flurlampe, die ich ihrem Behältnis entnommen, hab' ich meine Aufzeichnungen der Geschehnisse und Gespräche gesichtet und will dir nun schreiben, berichten, offenbaren — —

Es hält mich noch etwas für ein, zwei Tage auf dieser seltsamen Insel. Und daß es solches geben kann nach dem, was das Telegramm dir an Kunde zugetragen, das mußt du dir erklären können; das Recht dazu habe ich in deine kleinen, festen Hände gelegt — diese Hände, die ich so liebe!

Ich habe ein Leben erlebt, ein fremdes Leben, Willa — und ich habe mein und dein, will sagen: unser Leben daraus geschöpft.

Klingt es nicht wie ein Wunder?!

Und wenn du denkst: Er ist zweifelerfüllt von mir gegangen. Wird auch alles, alles sicher nun und fest sein? Kann es das geworden sein in so kurzer Zeit? — so sei beruhigt! — Es ist ein wunderbarer Wind, der einem auf dieser langgestreckten Insel Sylt entgegenweht, wenn er von Westen her über die ruhelose Nordsee streicht, sich mit Salz und Wasser gefüllt hat und in ewigem Ansturm die Dünen zum Wandern bringt. Ein solches wie dieser Wind, ein Wunderbares, Reines, Klares, Unwiderstehliches hat die Winkel meiner Seele durchtastet, geläutert — und sie zittert noch nach unter dem Eingriff der rätselhaften Gewalt.

Deine Seele wird mit mir erzittern, Willa.

— — — — — — — — — — — — —

Augen zu! hieß es bei mir, als ich den Brief, der dir meine Abreise mitteilte und dich in Zweifel und Nöte warf, in den Kasten steckte. Augen zu! auch, als ich in den Zug sprang und davonfuhr, um zu vergessen deine lichte Gestalt, auf die nach Stunden schon eine schwere Hand sich legen sollte, so schwer, daß ich für dich fürchtete.

Aber es mußte sein. Ich hatte in deinen klaren Augen die Frage aufzucken sehen: Geht es mit uns? Kann es mit uns gehen nach dem, was dich bedrückt und dir Arbeitslust und Frohsinn nimmt? Ich hatte dein Recht erkannt, so zu fragen, und ich mußte mich und die Welt prüfen, wie wir zueinander standen, und ob wir doch noch einmal zusammenkommen könnten.

So hatte ich mit geschlossenen Seelenaugen das Land durchflogen, und als ich mir nach Stunden zum erstenmal die Staubkörnchen von den Kleidern klopfte, mußte ich lächeln

über solch töricht Tun und hab' es unterlassen. Das bißchen äußerlicher Staub! Ich war schwer von anderer Last, die das vererbte Blut auf mich geworfen mit der Frage: Du, ein Künstlerkind, darfst du es auf dich nehmen, für die große innerliche Ruhe in dir gutzusagen und ein anderes Leben an das deine zu fesseln? — Und ich floh und floh immer nordwärts mit einem unwiderstehlichen Drange dem Meere zu. In seinem Anblicke wollte ich herausgehen aus mir selbst, mich auflösen und vielleicht so mich wiederfinden in der Kraft zur Tat oder zur Entsagung.

Aber als ich die Wellen zum erstenmal unter mir rauschen hörte mit dem eigenen gluckfenden Geräusch, so eintönig, wie nur das Wattenmeer sein kann, nichts fordernd und nichts gebend, sank ich doch stumpf gegen jeden Eindruck auf die Bank des Dampfers und ließ mich im Abenddunkel von Hoyerschleuse nach Munkmarsch tragen, im Unglauben gegen die Wunderkraft des Wassers.

Was tat es mir, daß ein schweres Wetter hinter uns herzog und schneller war als wir! „Dat geiht all min Dag nich gaud!" hatte der Kapitän vor sich hingesprochen, als er an mir vorüberging und der Blitzstrahl in halber Schiffslänge von uns in das dunkle, aufgewühlte Wasser fuhr. Aber nun ja — daß es nicht gut würde, lag zentnerschwer so wie so auf meiner Seele, nun kam vielleicht der Tod dazu und schnitt die letzten Fäden entzwei.

Ein Einsamkeitsgefühl kam über mich, wie ich es nie empfunden, und ich starrte leer und tot um mich in das Getriebe, das die Angst hervorgerufen hatte.

Ich mußte dieser Art nach wohl den Eindruck eines ungerührten Helden machen, denn plötzlich lag eine nicht mehr ganz junge Dame an meiner Brust, umhalste mich und beschwor mich unter hysterischem Schluchzen, sie zu retten.

Eine wohltätige Welle, die uns von oben her überschüttete, befreite mich zum Glück sehr bald von dieser unerwünschten Last, die mich eine widerwärtige Verzerrung von Todesangst hatte sehen lassen, wo ich immer nur dich vor mir erblickte, Willa — dich mit deiner nie lautwerdenden Furcht, der Furcht vor dem Leben, die doch bei jedem Blick auf mich aus deinen bangenden Augen sprach.

Einmal noch kam die Sonne durch das Gewölk und blickte wie ein drohendes Auge vom Horizont her zu uns herüber. Da erschien in ihrer blutroten Scheibe eine dunkle Linie, und von mehreren Seiten hieß es: „Das ist Sylt! Rettung ist nahe!"

Auch ich blickte hinüber. Also das war jenes wunderkräftige Eiland!

Aber wieder kamen die Wolkenschatten übers Meer und uns, und die Blitze, die uns umfuhren, gaben grelle Kunde von dem nächtlichen Dunkel. Ich aber hielt den Kopf in die Hand gestützt und dachte: Ein Leben hinter mir und verloren! Was für eins vor mir? — und war so schwach, dich neben mich zu wünschen und dann einen sengenden Strahl auf uns beide — —

Die Landungsbrücke ächzte unter dem Druck des Schiffes, die Seile knarrten, und als ich das Land betrat, griff mich eine harte Faust am Arm — ich war wohl getaumelt.

Was danach geworden, weiß ich nicht. Hat mich ein Schlaf umfangen in dem niedrigen, strohüberdeckten Friesenhäuschen von Munkmarsch? Hat er mich getröstet? mir die Seele genommen für kurze Stunden?

Ein Sonnenweben lag über der grünen Heide, als ich am anderen Morgen die friedliche Hausung verließ und hineinschritt in die rosa Blumenglöckchen, in die Erikabüsche und den grauen Staubsand.

Das ist die Heilquelle, soll die Heilquelle sein! sprach es in mir. Aber es war da etwas, das erwiderte: Du Tor! Und immer: Du Tor! vor zwei langgebeinten Heideschafen, die ängstlich an dem Strick zerrten, mit dem sie angepflockt waren, vor einem übergrünten Hünengrabe und vor dem überraschenden Anblick der Giebel und Dächer einer größeren Ortschaft.

Ich bog hastig zur Rechten ab und wühlte mich weiter durch Gestrüpp und Sand. Was hätte mir Westerland, der große Jahrmarkt, werden können!

„Hi—u—itt!" scholl mir zur Seite ein klagender Ruf, und dicht am Ohr vernahm ich einen sausenden Schwingenschlag. Ein Kiebitz war es, dessen Nestrevier ich betreten. Seltsam mutete mich seine Feindselig-

keit an. Unausgesetzt begleitete mich sein Ruf und hielt mich wachsam. Und wie er mählich schwächer und seltener wurde, da hatte ich Augen bekommen für die stille Demut der Heide und Ohren für ihr Leben und Weben.

Und ich warf mich auf den Rücken in das grüne knisternde Kraut, und ich ließ es über mich kommen, das Erstehen und Verhuschen der Lichter, das anschwellende und verhallende Singen der Insekten und die Töne des Windes, der vertraulich flüsterte mit Kinderlippen und schalt wie ein ernsthafter Berater.

Und einmal fiel ein Schatten auf mich, und über mir strich eine weiße Möwe gegen den Wind dahin.

Ihre weißen Schwingen rührten sich selten, aber dann mit einer Bewegung, die einzig weich, geschickt und stark zugleich war — schön zu schauen und Achtung einflößend für so viel Kraftbewußtsein. Und ich sprang auf und sah ihr nach, die das Ihre so zu regieren wußte, und dachte: Glückliches Geschöpf!

Danach tat ich einen tieferen Atemzug und schritt weiter durch grünes Heidekraut immerzu mit gesenktem Haupt, schleppenden Schrittes.

Da war beim Aufschauen plötzlich eine Gestalt vor mir in absehbarer Ferne, eine hohe, weiße weibliche Gestalt. Woher sie gekommen, wußte ich nicht zu sagen. Die heiße Luft tanzte über der welligen Heide, sie aber schritt ins flimmernde Sonnenlicht hinein, ohne Pfad wie ich, mit gleichmäßigen, ruhigen Schritten.

Ein langes, glattes Gewand floß von den Hüften schwer abwärts, ein kräftig sich ausladender Schulterbau sah durch eine zarte Bluse, auf feinem Halse hob sich der Kopf mit dem starken Knoten braunen Haares, aus dem die Sonne rötliche Funken lockte; und ein weißer Kiepenhut zeigte bei einer Wendung das breite Bindeband.

Trotz der zahlreichen Zeichen von Anmut und Kraft aber lag das Anziehende der Gestalt für mich nicht in der Haltung des Körpers, sondern mehr in der Führung der Arme. Beide Hände nach außen gebogen, machten diese Arme beim Schreiten gleichmäßige, große Schwungbewegungen durch die Luft, übermütig-kräftige Schwungbewegungen.

Ich besann mich, wo ich dergleichen Bewegungen gesehen, und ich sah schnell wieder in die Luft, jene Möwe zu suchen. Aber wie ich auch blickte, die Luft war leer. Ich drehte mich um und um, ich mußte sie wiederfinden! Ich starrte in das flimmernde Sonnenlicht, bis mir die Augen übergingen — und da — da war sie! Sie flog dicht über das Grün dahin, rührte manchmal die Schwingen — aber diese sahen aus wie zwei Menschenarme; braungoldiges Haar erglänzte unterm Häubchen, und den feinen, schlanken Hals umschloß ein breites Band.

Und ich stand und starrte ihr nach und sah sie verschwinden — nun noch die Schwingen — nun noch das Haar — das Kopfhäubchen — ein weißer Punkt noch — —

Heidezauber! —

Jenseit der grünen Hügelwelle lagen einzelne Häuser. Rot der Unterbau, weich sich anschmiegend darüber das dichte, dicke, kurzgeschnittene Strohdach. Über das Dörfchen hinaus noch ein einzelnes Haus, rechtwinklig gebaut, gegen Süd und Ost offen, tief in die Erde gegraben und durch einen Wall von runden Kopfsteinen gegen Sand und Sturm geschützt. Ein kümmerliches kleines Gärtchen davor zog mich an.

Dort fand ich Unterkunft und freundete mich rasch an.

Den ganzen Nachmittag spielte ein kleines Friesenkind zu meinen Füßen. Zwischen weißblonden, lang niederhängenden Haaren den Blick der blauen Augen mit der seltsamen nordischen Leuchtkraft wunderlich auf mich gerichtet und den zahmen Star, der sich nicht scheute, meine Finger zum Angriff zu nehmen, mit rauhen, unverständlichen Worten zurechtweisend. Am Abend und zur Nacht aber hörte ich eigenartige Laute tönen aus dem Sturm, der das Häuschen umfuhr, und sah die Schwingen eines weißen Vogels, der ihn gemächlich bezwang mit großen, ruhigen Bewegungen.

Dann ist es ganz von selbst gekommen, daß ich von ihr gehört habe und mit ihr bekannt geworden bin.

„Ein lüttge Jung' ist in die See gespült, und was das Fräulein bei Sievert Volquardsen ist, ist ihm nachgesprungen und hat

ihn zurückgebracht," erzählte man sich schon am anderen Tage vor meinem Fenster. Und als ich wieder einen Tag später das Speisezimmer des nahegelegenen Gasthauses betrat und vom Kellner zu meinem Platze geführt wurde, raunte mir der Gefällige hastig zu: „Das ist sie — die in Weiß."

Nun saß sie mir an der Wirtstafel täglich gegenüber, und der Versuch, ihren Charakter aus den Gesichtszügen und den Bewegungen zu lesen, verkürzte mir anfangs die Zeit.

Sie schien losgelöst von ihrer Umgebung. Ich sah sie gleichsam eine Stufe höher darüber schweben. Und doch spannen sich Fäden von ihr zu allen und von allen zu ihr. Die blonden Krausköpfe der Söhne des Berliner Geheimrats waren ebenso oft in ihrem Schoße zu finden wie das schwarze Puppenköpfchen der Badenser Witwe. Und wenn Hans Petersen mit ihr von seinem neuen Drachen sprach, drängte sich sicher Alois Huber — der von ihr gerettete Knabe — dazu und machte ihr zum hundertstenmal klar, daß er ein Bayer sei und kein Preuße, wenn er auch in Berlin wohne.

Bei solchen Gelegenheiten gab sie sich wunderbar schlicht und herzlich, und die Blicke der Frauen wie der Männer lagen gütig verweilend auf ihr.

Wie aber kam es, daß sie dennoch eine Schranke aufzurichten gewußt hatte zwischen sich und den Gästen? Daß sie nicht mittat in gewöhnlicher Art des Zusammenplauderns, des Beieinanderhockens?

Ich hatte es bald gefunden. Ihre Blicke verrieten es. Sie hatte ein nahes Glück vor Augen, das andere nur fühlten. Das war's.

Ich schätzte sie auf dreißig Jahre etwa und erfuhr später, daß ich nicht weit von der Wahrheit abgewichen. Am liebsten sah ich auf ihr Profil, da sah ich den Zug der Willensstärke an Stirn und Nasenansatz, am Heben der Oberlippe und dem kräftigen Kinn. Blickte sie aber bei einer sie interessierenden Frage belebt auf, dann sah aus den eng beieinander stehenden Augen, deren Farbe ich nie ergründet habe, ein verhaltenes loderndes Feuer, das niemand zu übersehen vermochte und das ihr bei jedem Bedeutung verschaffte.

Was spürte sie in mir, daß sie mich, den Schweigsamen, schon am zweiten Tage an sich zog durch die Frage: „Wissen Sie vielleicht etwas über die seltsame Tatsache? Man erzählt sich hier, ein Gast sei bereits zwei Tage hier und weder auf den Dünen, noch am Strande gewesen!" und daß sie mich dabei so freundschaftlich und bedeutsam ansah?

Ein Wunsch stand in diesem Blick nach der Möglichkeit, ein eigenes Wesensstück in Teilnahme umsetzen zu können. Und da mein Blick ihr Antwort gab, fühlte sie, daß ich sie erriet, und sie errötete vor Befriedigung, gefunden zu haben, was sie vielleicht schon all die Tage ihrer Einsamkeit gesucht hatte.

Everilde Herwig hieß sie. Sie stammte aus einer mitteldeutschen Stadt, die als Residenzstadt eines erloschenen Herzogtums noch heute den Ruf einer Stätte für feine Erziehung bewahrt. Von solcher Erziehung legte sie zu jeder Zeit Zeugnis ab. Sie plauderte durchsichtig klar und schlicht, hatte viel gelesen und manches erfahren, ohne daß sie dadurch arm an Illusionen geworden wäre. Ich bewunderte im Gegenteil ihre Fähigkeit, allem, was an sie herantrat, sogleich eine besondere Verklärung zu geben.

Als der Kaffee herumgereicht war und ich vor das Gasthaus trat und einen Blick zu den bisher gemiedenen Dünen und zur See hinüberschickte, schloß sie sich mir zwanglos an.

An ihrer Seite bin ich dann über die Heide auf den Dünenkamm geschritten, der sich in wechselnder Höhe nach Norden zieht, an ihrer Seite auch habe ich die Nordsee zum erstenmal gesehen.

Und da war es wunderlich zu bemerken, wie sie der Wunsch verzehrte, mich zu ergründen. Den Kopf geneigt, die Arme schlaff am Körper, schritt sie unruhig, ungleich neben mir. Ihre ganze Seele war ein Lauschen auf Herzenstöne, die auszuschalten ich nicht vermochte.

Ich spürte das. Und schon damals an dem kleinen Bretterhäuschen auf dem Dünenrande begann ein geheimer Widerstand von meiner Seite. Dazu kam der seltsame Traum, in den uns die Macht der See zwingt. Es wurde etwas in mir rege, das ich nicht beschreiben kann.

Hastiger schritten wir die Stufen der steilen Treppe zum Strande hinab, mühten uns an besetzten und leeren Strandkörben, Burgen und Triumphstühlen vorbei durch den weißen, losen Sand zur Brandung und standen still vor diesem Flutwall des dunkelgrünen, weißgekrönten Meeres, das seine Wogen uns unablässig entgegenwarf und, wenn der Prall verrauscht war, das weiße Wasser gleich einem Tischtuch über die glatte Sanddecke vor unsere Füße schob.

Das war gewaltig und einlullend; das war drohend und bannend.

Was soll der Trotz? sprach das Lächeln meiner Begleiterin, als ich die Lippen zusammenzog, und sie schritt zu einem besonders hohen Sandwall, auf dem das Sternenbanner der Vereinigten Staaten Amerikas neben den deutschen Farben flatterte, und klomm die Kisten, die als Stufen eingelegt waren, leichtfüßig hinauf. Droben stand sie, rückte die weiße Schiffsmütze, die sie heute an Stelle des Hutes trug, schräg in die Stirn, griff an die beiden Fahnenstangen, und der zausende Seewind legte ihr die Gewandung eng an den Körper. Sie wollte, daß ich sie anstaunte, und sie nickte mir zu.

Dies Bild von Kraft! — Ich blickte auf den Verlobungsring an ihrer Linken. Glücklich, wer sie sein eigen nannte! Warum zögerte er, zuzugreifen?

„Vor elf Jahren," sprach sie auf meinen Blick und hob spielend den Goldfinger ins Licht, „und nun ist die Zeit um!" Ihre Augen flimmerten, elastisch sprang sie in die Höhlung der Burg hinab und rief: „Kommen Sie; Sie tragen etwas in der Seele mit sich herum, was Sie hier an der See loswerden müssen. Vielleicht hab' ich das Heilmittel, Sie zu lösen, weil ich glücklich bin!"

Das war der Augenblick, Willa, wo ich im Bann war, unwiderruflich! Es tat sich etwas vor mir auf, was ich nicht zurückweisen konnte. Und ich berichtete fremden Ohren, was an Zweifel in mir wühlte, was mich fortgetrieben von dir — —

Sprach ihr von meinem schwerflüssigen, wie ich glaubte, noch schlummernden Talent, den künstlerischen Überlieferungen in unserer Familie und dem Wunsch meines sterbenden Vaters: „Pflege dein Talent, mein Sohn! Wir Waldners sind Maler, sind Künstler seit alters. Wir werden nicht glücklich außerhalb unseres uns eigenen Berufes! Nicht glücklich in Aktenstaub, zwischen Folianten, im Philistertum!" — Sprach ihr auch von meinem längst glücklich absolvierten Studium, das ich trotz allem durchgesetzt, von der mit Beifall aufgenommenen Schrift über die niederländische Malschule und von der mir angetragenen Stellung als Kustos, die mich an die Bibliothek der Kunstschule auf eine Reihe von Jahren fesseln würde. Auch wie wir beide uns gefunden, Willa, erzählte ich ihr, wie Sehen und Lieben eins gewesen, und wie du erst nach und nach bei näherem Eintauchen deiner seelischen Fühlfäden in mein Leben und die Welt meines Inneren zaghaft geworden, Dunkel gesehen, wo nur Dämmerung lag, und Zukunftsgespenster, wo nur Schatten das Licht noch verhüllten.

Sie war eine gute Zuhörerin. Eine solche, die einem von den Lippen das Wort zu nehmen versteht, das zögernd noch zurückgehalten wird. So wußte sie bald nicht nur alles, was du geahnt, sondern sie erfuhr auch, was ich mir selbst noch nicht eingestanden hatte: daß eigentlich nur der Groll auf deine und meine Zaghaftigkeit mich von Hause getrieben, und sie hörte heraus, daß ich fast entschieden wäre, nicht erst das Heil von der Zukunft zu erwarten, im Egoismus des Künstlertums mein Talent zu pflegen und dich dabei altern zu sehen.

Da war sie es, die es unternahm, mich umzustimmen.

Zürne ihr nicht, sie konnte nicht anders — wahrlich nicht!

„Ein gemeinsames Leben auf unsicheren Boden bauen ist eine Widrigkeit," sagte sie, nachdem ich geendet, und sie sagte es rasch und trug das volle Herz auf der Zunge. „Warum nicht dem, was gärt, Zeit zum Reifen geben! Warum nicht sich auf ein Werk konzentrieren und Urteilsfähigen Gelegenheit zur Entscheidung geben! Glauben Sie nicht, daß Ihre Braut aus allem, was geschieht, Nutzen zieht und Ihnen näherkommt?!"

Ich warf ein, sie müßte dich und deine Art kennen.

„Das ist unnötig," erwiderte sie, „ich habe Sie ja vor mir und glaube Ihre Art zu

verstehen. Sie sind impulsiv. Sie vertrauen der Stunde, dem Tag, aber nicht dem Jahr, dem Jahrzehnt. Sie vertrauen Ihrer Braut, wie sie vor Ihnen steht, Sie anspricht, anlacht und umfängt. Aber Sie vertrauen im innersten Grunde Ihres Herzens nicht dem Menschen, der in dieser Gestalt steckt. Sie möchten sie besitzen, wie sie ist, nicht wie sie werden kann ohne Sie. Das ist's, was Sie peinigt. Es steht Ihnen an der Stirn."

Willa, meine Stirn! Was hatte ich mir auf deren Verschlossenheit zu gute getan! Und nun war das Heimlichste darunter diesem Mädchen offenbar!

Ich wurde rot, und ich weiß heute noch nicht, war es das Rot des Ärgers über solche Annahme oder über die Richtigkeit der Erkenntnis.

Bin ich so? Bin ich wirklich so impulsiv und so ängstlich zugleich?

In jener Stunde war es mir neu.

Meine Begleiterin aber fuhr ruhig fort: „Und wie gut wäre es für uns Mädchen alle, Gelegenheit zu haben, uns in künftigen festen Banden zu wissen und uns auf ein Leben der nehmenden und gebenden Liebe vorzubereiten! Für mich ist es gut gewesen. Ich — ich — kann wohl sagen" — nun war es auch hier ein flüchtiges Rot, das ihrem Gesicht echte Innerlichkeit gab —, „ich bringe meinem Bräutigam mehr zu, hundertfach mehr, als ich vor Jahren gegeben hätte. Und das ist die Folge davon, daß ich das, was Sie — der Mann — fluchtartig getan und ohne Vorwissen Ihrer Braut, vor elf Jahren meinen Bräutigam habe tun heißen."

Sie machte eine Pause.

„Aber da ist noch ein Unterschied. Wiegt er schwer, weil ich ein Weib bin und das vermocht habe? Ich glaube nicht. Aber in Ihrer Rücksichtnahme lag als letzter Grund doch die Liebe; in meinem Thun —" — sie suchte nach Worten und sie reckte sich auf, als sie weiter sprach — „warum soll ich es verschweigen — es war der Zweifel! Ein starker, vernichtender Zweifel, und ich weiß jetzt, daß es auch ein jämmerlicher war. — Auch mein Bräutigam trug es in den Augen wie Sie; war ein eigener Charakter wie Sie. Wenn einer dazu Ingenieur ist mit genialen Einfällen wie mein Hasso, dem nur Kapital und Einfluß fehlte! Und dann die heimliche Frage: Soll ich mich schon jetzt, hier auf der Scholle von dir fesseln lassen? ich mit meinen Aussichten, meinen Kräften! Soll ich klein anfangen und klein bleiben; verkümmern unter meinen und deinen Augen?! Ich war stark damals, Sie glauben es nicht, stark in meiner Zweifelsschwäche. Was ich heute nicht mehr vermöchte, damals hab' ich's gekonnt. Ich gab ihm Freiheit, das Leben allein zu nehmen wie ein Reiter die Hürde, ich aber begann, das, was ich fortgegeben hatte" — sie wurde plötzlich rot und verbesserte sich — „was ich nie besessen hatte: eine auskömmliche Summe für den Unterhalt mir zu erwerben. Du lieber Gott, man hat es mir leicht gemacht. Adelige Damen, die eine Stickereischule für junge, mittellose Mädchen gründeten, brauchten eine Vorsteherin dafür. So konnt' ich mein bißchen angeborenen Geschmack verwenden und hatte umsonst die Freude am Umgang mit anlehnungsbedürftigen Wesen. Ein bißchen grau sieht's ja trotzdem in den vier Wänden unserer Schule aus, ein bißchen farblos auf den Mädchengesichtern — aber mein Vater ist Arzt gewesen, zuletzt Spitalarzt; meine Mutter hab' ich zu Tode gepflegt — so war ich nie viel Farbe um mich herum gewöhnt, die Zeit ausgenommen, wo Hasso um mich warb. Und die warf ja ihren Schimmer immer meinen Schritten voraus. Sie sehen," sie lächelte mich sieghaft an, „es ist ja auch überstanden, und es ist *mir* gut bekommen und *ihm* auch."

Ihre Hand glitt in die Kleidertasche und umschloß ein knisterndes Papier, und sie träumte vor sich hin, als sie weiter sprach: „Er hat es in Amerika zu etwas gebracht, wie er schreibt; zu etwas Großem, das immer noch größer werden soll. Morgen aber landet er in Hamburg. Dort findet er einen Brief von mir — Warum bin ich hierher gegangen auf diese Insel mit dem starken Wellenschlag und dem guten Wind? Können wir uns bei solchem Wiedersehen in Gassen sperren? Hier am Meer will ich ihn empfangen. Er ist stark wie die See und der Sturm. Und mich hat er stark gemacht. Er hat mich nicht verwöhnt mit Vertröstungen, wahrlich nicht! Wenn einer wüßte, was ich gelitten — es waren ja elf

Jahre —, aber nun ist alles zu Ende! Der Zweifel ist ausgereutet — ‚er‘ hat ja die Welt bezwungen! Jetzt könnte ich ihn nicht wieder gehen sehen wie damals — er trüge meine Welt mit sich fort — und ich stürbe daran!“

Und sie senkte den Kopf auf den gestützten Arm, und in den Ausdruck ihres Gesichtes zog etwas ein, das an den Tod gemahnte. Wie vermochte es diese Züge rasch zu verändern! Jetzt erst sah ich, welch Leben darin wohnte.

Trug auch dein Gesicht dies Zeichen, Willa, als du meinen Reisebrief erhieltest? Es bedeutet Folter für mich, das jetzt nur zu denken; es war schon Folter, als ich es einziehen sah in dies bedeutende, lebensvolle Antlitz meiner Begleiterin.

Wir waren beide stumm geworden. Mit den Blicken verfolgten wir eine breite Woge, die mit weißer Krönung wie eine Wand daherkam, sich überschlug, verschäumte und ihre Flut gegen unseren Wall warf, daß die Wasserzungen bis zu uns herniederdrangen.

Noch eine und noch eine —

Da sah Everilde Herwig auf. „Glauben Sie, daß noch jetzt jemand versuchen könnte, unser Glück zu stören? Nach elf Jahren des Harrens und Kämpfens!“ Langsam trat ein Leuchten in ihre Augen, und sie schüttelte das Haupt. „Wir sind kräftig genug, alle Lebenswellen abzuweisen! Sehen Sie, der Wall hier ist so hoch und stark, es ist der Wall meines Glaubens. Keine Welle, die —“

„Sprechen Sie nicht weiter!“ rief ich hastig dazwischen, und ich war noch nicht völlig vom Sitze empor, da schlug es schon über die Sandwehr, und der weiße Gischt flockte uns ins Gesicht und an die Kleidung.

Aber was ich befürchtete, trat nicht ein. Auf Everildes Gesicht war keine Bestürzung zu erblicken. Lächelnd schüttelte sie den naßgewordenen Rock, und als sie auf den Strand sprang, hob sie einen handgroßen Seestern auf, der mit seinen Tastfüßchen vergebens in die Luft nach einem Halt angelte, und warf ihn in die See zurück. „Geh' zurück in deine Brandung, Geselle, wir bleiben auf festem Boden!“

Ja, ich sah es, sie war sicher.

Und sie trat mit der zurückweichenden Woge hart an die brüllende See, und ich meinte einen Namen zu hören, der flog hinaus über die Wasser: „Hasso —!“ glitt wie ein Pfeil über die grünen Hügel und zwang doch die heranbrausende Flut, daß sie gebrochen in tausend Schaumspritzer sich in sich selbst zerstörte.

Mit dem Blick der Bändigerin kam Everilde lässig auf mich zu, sah mich fest an mit Augen, in denen die Überlegenheit stand, und sprach: „Harren Sie neben mir aus und seien Sie Zeuge, wenn ein zukunftsreiches Wiedersehen gefeiert wird. Sie können Glauben an die Zukunft brauchen, wie ich sehe.“ Und sie hielt mir die Hand hin und fragte: „Wollen Sie?“

Und — wahrlich! Liebe, Ferne, Geliebte du, es ging mir wunderlich vor diesem gläubigen Mädchen — ich mußte diese kräftige Hand drücken und konnte im Augenblick nur an sie und den denken, den sie erwartete.

Und als erriete sie die neue Freundschaft, hob sie gleich darauf an, von ihrem Bräutigam zu sprechen in Tönen mädchenhafter Verehrung und freiflutender Liebe, daß vor meinen Augen das Bild eines Helden erstand, der die Erde unter seine Füße trat, um ungehemmt dem Geist des Äthers nachzufliegen, und der seinem Mädchen eine harte Wartezeit auferlegte, weil ihm diese geschmähte Erde andererseits wieder das Kostbarste hergeben sollte, was sie für die Liebste besaß.

Wahrlich! ein Bild, dazu gemacht, mich selbst und meine kleinliche Unstetheit zu vergessen und in so großes Wollen und Vollbringen aufzugehen!

Warum konnt' ich es nicht ganz?

Hatte ja in stillen Stunden reichlich Gelegenheit, mich mit ihr und ihrem Geschick zu beschäftigen. Wollte sie nicht immer im Strandkorb aufsuchen, wollte mich nicht zudrängen, wenn andere sie umstanden.

Aber wenn der Sand der weißen Düne um meine Füße glitt, ein zierlicher Vogel, der rotbeinige Austernfischer, vom Hügelrand sein eigentümliches Pfeifen hören ließ, der Strandhafer zu meinen Häupten schwankte und schwankte und ab und an eine weißdurchleuchtete Schwinge den Sonnendunst über mir durchfurchte — das war so die

Zeit, wo meine Seele nachzuempfinden suchte, was jene der Freundin bewegte.

Und da fiel mir etwas ein, und ich hakte mich daran fest —

Es war im großen Saale beim Kaffee gewesen. Die Lustigen unserer Ecke: Napoleon und das Kaninchen (in Wirklichkeit zwei Lehrerinnen, die einander diese Kosenamen gegeben), hatten nach verschiedenen launigen Ausfällen gegeneinander in einem Herrn auf der Veranda einen Hamburger Bekannten entdeckt. Und Napoleon hatte den wunderlichen marineblauen dreieckigen Hut verkehrt wie immer aufgestülpt und geäußert: „Daß er mit seiner Frau in Scheidung liegt, weißt du wohl, Wilhelmine?" — Da hatte die Angeredete ihr böseſtes Gesicht aufgesteckt (denke dir ein Kaninchen, das böse aussehen will!) und erwidert: „Und ich weiß, daß er zum Brotstudium nur gelangt ist durch Geldunterstützung von ihrer Seite!"

Es war das nichts gewesen. Keinen von uns hätte das berühren können, und die Tischgesellschaft war von diesem Thema auch bald zu einem anderen übergegangen — aber in Everilde Herwigs Gesicht hatte von da ab ein fremder Zug gestanden, sie war teilnahmlos geblieben und hatte sich unserem Kreise bald entzogen.

Eine schriftliche Einladung, sich einer Partie nach Keitum anzuschließen, hatte sie abgelehnt, und einen ganzen Tag lang hatte ich sie nicht gesehen. Und immer ihr Gesicht im Geiste vor mir und immer den fremden Zug darin —

Willa, ich von dir Geld annehmen! Und gerade in dieser Zeit etwa, der Zeit unseres kranken Verhältnisses! Du würdest gewiß sagen: Das eben wäre die Liebe in ihrer wahren Größe! — Liebe, Liebste, und dann die Tage zählen zu müssen! Und Stunden durchzumachen, Arbeitsstunden schwerster Pflichterfüllung, die sich vor die Erlösung schieben, und von diesen Stunden keine weglöschen zu können — nein, sag' nichts, das wäre für mich Marter! Und ein jämmerlicher Kerl, der das gleichmütig ertragen könnte!

Aber was hab' ich da geschrieben?! Es sollte ja alles nicht wahr gewesen sein!

Sie ist ja bei mir gewesen!

Eine ganze Weile hatte ich sie beobachtet aus meinem Versteck, wie sie durch das von Heide und Strandhafer bestandene Tal heraufgeschritten kam und auf dem Dünenkamm stand, weißleuchtend und frei, wie zum Abflug in die freie Weite bereit, und flimmernde Luft um sie her. Dann hatte sie mich entdeckt und zu meinen Häupten im Sande gesessen und mich angeschaut mit ihren leuchtenden Sternen, daß ich ganz klein geworden bin und ihr meines Kopfes törichte Meinung über sie mitgeteilt habe.

Ein Auflachen ist mir zur Antwort geworden. Hell genug hat es geklungen — ist es auch ein freies gewesen?

Ich habe sie nicht dabei ansehen können. Und dann hat sie gespottet.

„Doktor, wenn ich wäre wie Sie, mir aus kleinen Zügen Großes aufbaute und immer gleich Gespenster sähe, was würde aus mir! Denken Sie, die erwartete Nachricht von der Ankunft meines Bräutigams — ich sprach Ihnen ja davon — ist noch nicht eingetroffen! Sehen Sie, nun setzen Sie schon wieder ein bedenkliches Gesicht auf! Und dazu erzählt mir ein eben angekommener Badegast, daß die ‚Columbia' der Hamburg-Amerika-Linie in Sankt Pauli eingelaufen ist. Müßte mir nicht elend zu Mute werden?"

Sie legte ihre verschlungenen Hände um das Knie, stieß eine Sandscholle in die Tiefe, und ihre Stimme wurde leiser und eindringlich. „Sie armer impulsiver Mensch mit Ihrem Zukunftsunglauben, Sie wissen nicht, wie der Glaube zu einer blinden Zuversicht auf das Erwartete wird, wenn Jahre hindurch jeder Tag sich lang und freudlos vor einen hinstellt mit der frechen Forderung, gelebt zu werden, und — auch gelebt wird! Wie schwinden da die Unterschiede für Kleinlichkeit und Größe der Vorkommnisse des früheren gemeinsamen seligen Lebens! Unter den mir anvertrauten Mädchen war ein junges Kind mit tiefangelegtem Gemüte, Liese Weber hieß sie, der verärgerte der Schatz einen Sonntagnachmittag, und sie ging ins Wasser. Eine Haarlocke hab' ich von ihr, und Abbitte für ihre Tat hat sie mir zugehen lassen. Sie hatte mich lieb — glaub' ich." (Willa, wie sie das schlicht sagte: Sie hatte mich lieb — glaub' ich!) „Hätte ihr Schatz sie heimlich verlassen und irgend eine Vertröstung geschrieben, so hätte sie das

Schwerste ertragen — Aber so sind wir Frauen — unsere Kraft ist zarten Ursprungs, sie darf nicht im Keime erstickt werden, und sie will vorsichtig geweckt sein."

Sie sagte das alles mit diesen oder ähnlichen Worten, in einer Art, als hätte sie es sich selbst Tag für Tag vorgesagt, und ich mußte gänzlich von dieser Art gefangen sein, daß ich fragen konnte: „Und sie ist ohne Grenzen, diese Kraft —?"

Da wußten ihre Augen zu sprechen! „Sie ist ohne Grenzen, und ich — ich —"

„Sie würden wieder zurückkehren können in das graue Einerlei Ihrer Stickschule, zu Ihren ungebildeten Schutzbefohlenen? Tag für Tag zu schaffen vermögen, nur um das Dasein zu fristen — das öde Dasein —?"

Sie nickte eifrig und wußte nicht, daß sie bleich bis in die Lippen war.

„Warum malen Sie so grausam?" sagte sie langsam, und dann lächelte sie bei abwesendem Blicke: „Ich würde es — wenn ich die Hoffnung behielte: einmal kommen wir zusammen!"

Diese Weibeskraft war keine Lüge — ich glaubte an sie! Und eine häßliche Hand war es, die bald darauf —

Doch laß mich der Reihe nach berichten. Meine Aufzeichnungen, die ich in den Stunden der Einsamkeit mit Liebe bis ins Detail ausgeführt, weisen als Nächstes eine Strandbegegnung auf.

Der Briefträger war eben dagewesen, und ihr Tischchen in der Sandburg war mit Briefen und Karten voll bedeckt. „Bin ich nicht mit Liebe gesegnet?" rief sie mir schon von weitem entgegen. „Hier von Elsbeth, von der blonden Marie —" sie zählte eine ganze Reihe Namen her, auch von Städten, wo Freundinnen wohnhaft waren, aber als ich sie freudig und forschend ansah, blickte sie an mir vorbei. „Nur Hamburg schweigt," setzte sie leise schmollend hinzu, „als hätte es kein Telegraphenamt und keine Briefpost."

War ich ihr darauf doch zu lange still? Zwei Karten, die sie in Händen gehalten, fielen plötzlich in den Sand, und jetzt sah ich zwei Augen, in denen Lichter und Schatten einen wirren Tanz aufführten, auf mich gerichtet: „Aber Sie müssen reden, müssen mir erzählen, lieber Doktor, was Sie bekommen haben — von der lieben blonden Braut! Vielleicht geben Sie es heraus, da in der Brusttasche — ich seh' es sich abheben — ich lese Liebes gern —" und es kam über diese vornehme Gestalt, an der mich die ausgeglichenen Bewegungen so erfreut hatten, eine Hast, daß mich der Anblick schmerzte.

Ich wußte ja aber in Wirklichkeit etwas — zum Glück —, das sie ablenkte. Und so wies ich ihr einen in der heute glatten See ankernden kleinen weißen Segelkutter, eine Seltenheit an der Westküste Sylts. „Meine Sehnsucht zieht mich dort hinein," sprach ich, „aber eine einsame Meerfahrt würde mir nicht behagen — nicht mehr behagen. Ist das nun eine Verbesserung oder Verschlechterung meines Zustandes? Was meinen Sie?"

Sie zuckte zusammen, wollte über die Frage weggehen — an den irren Bewegungen ihrer Finger war das zu erkennen — eine unbestimmte Furcht meisterte sie —, dann sah sie mich mit weherfüllten Augen an. „Wissen Sie nicht, daß Sie gesund sind?" Und leiser setzte sie hinzu: „Ich hatte bei allem vielleicht vergessen, daß Sie ein Mann sind."

Wie mich das weiße Sonnenlicht von den Wogen her in die Augen stach, Willa, als sie dies sprach, dies „vielleicht". Mir war es, als öffnete sich plötzlich (wie bei einem überraschenden Blick in einen stürmisch erregten Alpensee zuweilen der steingrüne Grund sichtbar wird) eine angstvolle, flehende, zwiespältige Mädchenseele, eine aus ihrem Zwiespalt so klar aufblickende Mädchenseele, für die es ja doch nichts Höheres gibt, als mit starken Armen in irgend eine Flut gerissen zu werden, wo das Leben treibt und die Liebe schützend zur Seite pocht.

Arme Everilde, arme weiße Möwe! Wie dein weißes Federkleid schon jetzt leise begann, gegen die einbrechende Sturmflut sich zu sträuben, wie die edle Linie deines Lebensfluges zu einem wilden Zickzack wurde!

Diese Stunde noch war dir geschenkt, aber an diesem Tage, unserem Ausflug, fing es doch schon an. —

Die ganze Badegesellschaft, klein und groß, lief zusammen, als sich auf meinen Wink vom Kutter her ein Boot löste und seine

zwei Mann Besatzung sich mühten, es durch die am Strande einigermaßen brandenden Wellen heranzuschieben. Von dieser Seite gesehen, schien das Unternehmen nicht gerade unbedenklich. Ja, als der Strandaufseher herantrat und von einem kommenden Gewitter sprach, schalt man uns Wagehälse. Und als der kleine, sonst so tapfere Bayer Alois plötzlich wildschluchzend an Everilde Herwigs Rockfalten hing, da fand sich an derselben Stelle bald ein ganzer Knäuel erregter Kinder zusammen, der schwer zu lösen war.

Das war ein Bild! Und wie blickte die Umlagerte von den Kindern empor zu den Müttern!

Wunderlich, daß, sobald dies Mädchen in sich selbst ruhte, eine edle Sicherheit sie umfing; wenn sich ihr aber die Liebe in irgend einer Gestalt zeigte, sie unsicher wurde, ja schmerzlich erregt.

Du kennst die berühmte Gruppe der unglücklichen Niobe in den Uffizien zu Florenz, liebe Willa — nun, der Thebanerkönigin gleich stand Everilde Herwig über die Kinder gebeugt, und heißer Schmerz zuckte um ihren Mund. Sah ich den allein? Von der Niobe weg flogen meine Gedanken zu der Vorsteherin der Stickschule, zu den grauen Klassenwänden und den grauen Mädchen aus dem Volke, und ich wußte auf einmal, daß Everilde Herwig ihren festen Grund einzig in der Liebe sah.

Und als sie, ohne die Unterstützung der Bootsleute zu gebrauchen, mit den Armen Gleichgewicht suchend, endlich leicht in den Nachen stieg, da hatte ich wieder das merkwürdige Gesicht: eine weiße Möwe regte die Flügel und schwang sich vom sicheren Fels auf die stürmische See hinaus.

Noch lange Zeit sahen wir das Kaninchen von der Buhnenspitze mit einem Badelaken winken, auch Napoleons imposante Gestalt hob sich, überlebensgroß erscheinend, von den miesmuschel- und algenbesetzten Quadern ab, und die Kinder schickten ein vielstimmiges „Glückliche Reise!“ über die Wellen.

Es war eine köstliche Fahrt!

Rechts von uns flirrte das Sonnenlicht über das Meer, links glitt das rote Kliff vorbei, daran der Strandhafer grüne Streifen bildete. Und weicher Ufersand zog sich wie ein schmiegsames Polster zu ihm empor. Ab und zu ein Strandkorb noch, noch die flatternde Fahne des Kronprinz-Hotels, dann ein öder Streif zur Linken, über uns der Himmel und wir unter weißen, sich bauschenden Segeln auf freiem, weitem Meer.

Die letzte Sonne hatte Everildes Wangen gefärbt. Sie lag, den Kopf in die Hand gestützt, am Bug und starrte träumerisch ins Weite.

Sie war in Gedanken bei den Kindern.

„Ist's nicht sonderbar mit solchen kleinen Kerlen?“ sprach sie endlich mitten heraus aus dem, was sie beschäftigte. „Da hab' ich eine Freundin. So lange wir zusammengewesen, ging's erträglich zu unter uns und zwischen uns und dem Leben. Dann ging sie fort, schrieb Briefe, erst voll Sehnsucht, dann voll Ärger am Dasein. Sie wollte arbeiten. Da ihr jedes Talent versagt war, warf sie sich voll Eifer auf die Wissenschaften. Mit zweiunddreißig Jahren hat sie ihr Abiturientenexamen am Gymnasium zu Frankfurt gemacht, und als sie sich mir als Studentin vorstellte, war sie bereit, für alles Große zu kämpfen und ihre Mitschwestern zu ungeahnten geistigen und bürgerlichen Höhen zu führen. Da stirbt ihre Schwester und hinterläßt ihr so ein dreijähriges Jungchen. Kraushaarig war es, hatte ein gerades Näschen mit zitternden Flügeln, und wenn es die Brauen zog und eine Faust vor sich hin machte“ — sie lächelte unbeschreiblich selig — „es war ein herziges Kerlchen! Sie hätten Frida sehen sollen! Das in ihr verkümmerte Mädchen war mit einem Schlage zum Weibe geworden! Daß es so etwas gibt — so etwas Wunderbares!“

Sie sagte es zweimal. Dann war sie still.

Ein paar Seeschwalben tauchten dicht vor unserem Kutter nach Fischen und hoben sich, das Wasser abschüttelnd, mit der Beute in die Luft. Zur Linken kamen die auf dem Dünenkamm gelegenen Häuser Westerlands in Sehnähe.

Auch der mit Hunderten von flatternden Wimpeln besetzte Badestrand zeigte sich. Ein modernes Heerlager von Streitern um Genuß und Nerven.

Ich sah auf meine Begleiterin, und ich glaubte ihr einen Wunsch zu erfüllen, als

ich dem Bootsführer zurief: „Halten Sie so viel als möglich dem Lande zu!"

Bald drangen Menschenstimmen zu uns, aus den zahlreichen Sandburgen und dichtgedrängt stehenden Strandkörben auch Kinderlachen und -lärm.

Everilde blickte mit noch verträumtem Blick darauf hin. „So viel Menschen beieinander!" hörte ich sie sagen, halblaut, wie eine, die sich gehen läßt in vertrauter Umgebung. Und plötzlich bewegt: „Warum nur hab' ich keine Nachricht von ihm!"

Beim Klange dieses tief heraufgeholten Stimmtones vermochte ich sie nicht anzusehen. Ich blickte nach dem Strand. Ein Zelt war da in unserer Nähe, auf einer erhöhten Sandzunge weit herausgebaut, etwa fünf bis sechs zum Teil in Weiß gekleidete Herren darin, auch zwei stark ausländisch aussehende Damen. Sie pokulierten und waren laut.

Meine Gedanken waren bei Everilde, und ich sah daher alles merkwürdig genau, wie es geschieht, wenn die Seele geschäftig ist. Sah auch den dem Wasser zunächst Sitzenden aufspringen, gegen uns den Becher schwenken —

Da ließ mich ein seltsam zitternder Laut zu meiner Rechten auf Everilde blicken.

Sie war plötzlich in die Höhe gewachsen, ihre Arme machten unruhige Bewegungen, ihre Augen waren in zwingender Starre auf die Gestalt des Mannes im Zelt gerichtet.

Plötzlich setzte sie einen Fuß auf das zusammengerollte Tau, von da den anderen an die Bank — fertig zum Hinausspringen. Der Bootsführer rief — ich griff zu, sie zurückzuhalten — aber schon trat sie selbst zurück, stand taumelnd da und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Was war das?" sagte sie und blickte noch einmal halb verstört auf das Zelt zurück, wo eben eine der Frauen ihre Hand auf die Schulter des Mannes gelegt hatte und zu uns herüberwinkte. „Eine Ähnlichkeit — und doch — nein — nein!" Sie sah mich an, wollte lächeln, wandte sich aber rasch ab, und durch die Finger ihrer vor das Antlitz gelegten Hände tropften im selben Augenblicke große Tränenperlen. Es war das einzige Mal, daß ich sie habe weinen sehen. Heute nacht habe ich an diese Tränen zurückdenken müssen.

Der Bootsführer sah verwundert auf uns beide und fragte an, ob er uns ausbooten solle. Aber immer weiter und weiter hieß Everilde das Schiffchen treiben, und selbst als er einwandte, es wäre vielleicht auch des Windes wegen gut, denn er spränge nicht um, wie er dachte, sondern würde böenartig, und vielleicht bekämen wir ein Wetter, ging sie nicht auf das Ausbooten ein. Am Strande von Westerland vorüber zu sein, war ihr einziges Verlangen.

Wir fuhren jetzt schweigend. Der Wind schlug von Zeit zu Zeit die schlaffen Segel klatschend gegen den Mast, blähte sie gleich darauf wieder heftig auf und legte das Schiff scharf auf die Seite. Dazu war plötzlich der bekannte und von allen Schiffern gefürchtete Nordseenebel um uns, hier wie eine vorgeschobene Coulisse den Blick absperrend, dort jäh zerreißend.

Everilde schien von allem nichts zu merken. Sie klammerte sich an, wenn es nötig war, wechselte auch den Sitz, als das Spritzwasser über uns kam, aber sie tat alles mit abwesender Seele, und als der Kutter nach etwa zwei Stunden weiterer Fahrt in einer kleinen geschützten Bucht ankerte, der einzigen Stelle, die noch Möglichkeit gewährte, uns auszubooten, blickte sie sich zuerst scheu nach den Strandhotels Westerlands um. Sie traf nur auf graue Dunstmassen.

Der Bootsführer gab uns noch Anweisung, wie wir am schnellsten zu einer Fahrgelegenheit kommen würden, denn der Himmel war unterdes drohend geworden, dann schritten wir hastig über den Strand zurück.

„Wir brauchen nicht in die Straßen, und Sie werden noch vor dem Unwetter im Gasthause sein," glaubte ich meine Begleiterin trösten zu müssen.

Aber der Regen war doch schneller als unsere Schritte, und wir mußten rasche Zuflucht hinter einem aus dem Nebel plötzlich vor uns auftauchenden Steinwall mit aufgesetztem Holzgatter suchen.

Ich fand eine halboffene Tür, und da ich meinte, sie führe zu einem Gehöft, traten wir ein. Unter einem überhängenden kleinen Holzdach stehend, warteten wir den starken Guß ab.

Noch verhinderte der Nebel jede Fernsicht. Dann aber blies ab und zu der Wind hinein, und vor dem Blicke zeigten sich schmale, längliche Sandhügel nebeneinander geschichtet, dazwischen ein Weg.

Plötzlich fiel mir auch die uns umgebende eigene Stille auf die Nerven. Kein Laut außer Wind und Regen. Lebende konnten hier nicht hausen.

Und auf einmal wußte ich, wohin wir geraten waren: der Friedhof der Heimatlosen. Ich hatte davon sprechen hören. Hier ruhten von der See angespülte Leichname Unglücklicher, deren Zugehörigkeit nicht festgestellt werden konnte.

Ich sah auf Everilde. Eine seltsame Sorge befiel mich.

„Wohin haben Sie mich geführt, Doktor?" sprach sie, unwissend und dennoch den Geist des Ortes mit feinen Sinnen spürend. „Das ist eine Stätte, die beengt das Atmen, und der Nebel, ich weiß nicht — er drückt doppelt." Sie griff sich an den Hals und machte die paar Schritte gegen die Eingangstür zurück. Da las sie es: Heimatstätte für Heimatlose.

Sie stellte sich wieder neben mich, schweigend, mit zusammengekniffenen Lippen. In ihren Augen aber wurde es lebendig, als sie hineinsah in das Nebelgewoge, auf die erscheinenden und verschwindenden Totenhügel, deren Sand im rauschenden Regen davonspritzte, und mir war es eine deutliche Sprache. Woran sie nie gedacht in den Jahren des Kampfes und der Hoffnung, das fiel ihr hier aufs Herz: daß sie haltlos war, wenn sich der Grund, auf dem sie allein fußte, als ein trügerischer erwies; daß auch sie vom Meer des Lebens ausgeworfen werden konnte — eine Heimatlose! Und sie sah die Stätte, darauf solche Heimatlosen die letzte Ruhe fanden, vor sich — Sie erschauerte.

„Lassen Sie uns gehen, Doktor, der Regen hat nachgelassen."

Ich erschrak. Eine Fremde hatte das gesprochen.

— — — — — — — — — — — — — —

Und dann sind die Ereignisse gekommen, unabwendbar, und — schilt mich, Willa, wenn du die Kraft und die Lust dazu hast — mir sind die Waffen, mit denen ich für dich und mich streiten wollte, aus den Händen gewunden, mir ist die Teilnahme für mein eigen Schicksal abspenstisch gemacht worden, und ich habe gezittert für einen Menschen, der mir acht Tage zuvor noch ein Gleichgültiger gewesen. Und alles, während du in Nöten saßest und ein Lebenszeichen von mir erwartetest. So vermag das Leben zwei Menschen zusammenzuschweißen!

Schon denselben Tag zwang mich etwas, nachdem ich meiner Begleiterin zur Heimfahrt verholfen hatte, meinen Weg am Strande entlang heimwärts zu nehmen.

Wie ich hoffte, so war es.

Viele Ängstliche waren vor dem noch immer drohenden Wetter vom Strande geflohen, in jenem Zelt aber, das bei Everilde Herwig solche Aufregung hervorgerufen, ging es noch lebendig zu. Englische Worte mit amerikanischer Aussprache, deutsche dazwischen schlugen mir entgegen, als ich mich näherte. Dann traten drei der Personen vor das Zelt und prüften den Himmel.

Jener schlanke Mann mit dem glatten Gesicht und der schlaffen Haltung, der mir schon bei der Vorbeifahrt aufgefallen, war darunter. Die Gesichtszüge sprachen von naher Bekanntschaft mit des Lebens Wechselfällen und drückten den Charakter eines besonders weichen Menschen aus, der sich eher hineinreißen läßt in die Umtriebe, als daß er ihnen Widerstand entgegensetzt.

Er sah erst fremd über mich fort; dann, als er meine scharfe Musterung bemerkte, hakte sich Blick in Blick — eine Sekunde kaum, jedoch lange genug, daß ich den plötzlich in diesen Augen entstehenden Argwohn bemerken konnte.

Und sein Blick folgte mir, ich fühlte es.

Und wie alles Dunkle hatte er Macht, dieser Blick. Ich sah ihn, als ich im Gasthaus auf Everilde Herwig traf und wir gegenseitige Fragen nach dem Nachhausekommen austauschten. Er lag auf uns beiden, dieser Blick — und mir schien, als wäre zu dem Argwohn darin noch Arglist gekommen.

Vermochte er seine Wirkung auch auf Everilde zu erstrecken? Sie unterbrach das Gespräch, das sie innerlich unfrei geführt, häufig durch ein scheues Abschweifen der Augen nach der Tür, schwieg bald ganz und

fand schließlich Gelegenheit, von meiner Seite zu weichen.

Auch ich schritt früh meiner Behausung zu, aber ich wußte, ich würde jenen Blick nicht eher loswerden, bis alles geklärt war.

Und schon am anderen Morgen —

Laß dir erzählen! Es steht alles so deutlich vor mir, als wäre es gestern geschehen, ich höre jedes Wort, als wäre es gestern gesprochen.

Ich hatte mich wie gewöhnlich nach dem Bade auf die Dünenhöhe gestreckt — den blauen Himmel und die blaue See vor mir, stiebenden Sand und schwanke Halme ringsum.

Da schritt er heran, den Kellner des Gasthauses neben sich. Schon von fern hatte ich ihn entdeckt. Woran, ist mir unbewußt, denn er trug deutsche Kleidung in dunkler Farbe. Und ich wußte: er sucht dich. Nach einigen Worten zu seinem Führer, der auf mich gewiesen, lohnte er jenen ab. Ungleich ausschreitend, kam er näher.

Eine nachlässig kühle Verbeugung. Eine Frage: „Herr Doktor Waldner?" Und auf mein Bejahen den Namen: Hasso Werwick.

Einmal wohl habe ich bei der Begrüßung vergeblich nach Luft zum Atmen gesucht, aber nur einmal — ich war doch auf vieles vorbereitet.

„Sie möchten mich sprechen," erwiderte ich auf die Vorstellung, „bitte, steigen wir in die Heide hinab. Bei dem starken Winde hier oben —"

„Bei dem starken Winde," wiederholte er und zog spöttisch die Lippen, als er meinen Blick nach dem Badestrande der Damen, so heimlich er auch war, dennoch bemerkte. „Oder störe ich eine Zusammenkunft?"

Ich sah ihn fest an. „Wenn Sie eine Zusammenkunft mit Fräulein Herwig meinen, so könnte es sein. Sie pflegt nach dem Baden hier heraufzusteigen und mit mir zusammen ins Hotel zu gehen. Sie fragt dort nach Briefen und Telegrammen aus Hamburg."

„In Ihrer Gesellschaft?"

Er blieb bei der Frage stehen, etwas wie Zähneknirschen sollte in den Worten liegen. Es kam nicht ganz heraus.

„Der Nachdruck scheint mir für Fräulein Herwig mehr auf der Erwartung einer gewissen Nachricht aus Hamburg zu liegen als auf meiner Begleitung," erwiderte ich.

Nun wurde er dunkelrot — vor ehrlicher Entrüstung, wie ich meinte. Glückliche Everilde! Es mußte ihn ja doch von Westerland hierher getrieben haben, daß er hatte den Strand aufsuchen müssen, mich finden —

„Herr," begann er, „das ist ein Vorwurf! Wie kommen **Sie** dazu, mir, dem Verlobten Fräulein Herwigs, einen solchen zu machen? Wie kommen Sie dazu, mit dieser Dame Zusammenkünfte zu haben? Wie kommen Sie dazu, mit derselben Dame Spazierfahrten zu unternehmen?"

Bis dahin war's richtig, und ich glaubte an alles. Nun aber kam's.

„Das Hotelpersonal, der Strandaufseher — sie wissen zu erzählen von Ihrer Aufführung —"

Ah! — Ich war eine ganze Weile sprachlos. Arme Everilde! Welche Täuschung! Dieser Mensch und ehrliche Entrüstung —?!

„Sie haben Kellner und Bademeister ausgehorcht? Dann bitte," ich verbeugte mich, „gehen Sie wieder zu jenen, lassen Sie sich weiter berichten. Ich stehe jederzeit zur Verfügung."

Meine Haltung machte doch wohl Eindruck auf ihn. Er wurde vorsichtiger.

„Die Leute gaben mir ungefragt Bericht von einer gewissen — Vertrautheit, die zwischen Ihnen und meiner Braut herrscht," murrte er, „und wie ich gehört, geben Sie eine solche ja auch zu —"

„Freundschaft, gewiß!"

„Nichts — — darüber?"

Eben wandte ich mich, und was ich auf diesen lauernden Ton der Frage getan hätte, weiß ich nicht, da sah ich Everilde kommen und brachte nur noch heraus: „Fragen Sie Ihr Fräulein Braut selbst — dort kommt sie."

Er sah auf mit etwas kurzsichtigem Blick, mit einem Lächeln des Unglaubens, dann aber, als er sie erkannte, machte die Röte des Gesichtes einer fahlen Blässe Platz, und er fand kaum Stimme genug, mir zuzuraunen: „Nichts von unserem Gespräch, ich ersuche Sie! Es war eine augenblickliche Aufwallung von mir — ich bitte sie Ihnen ab. Meine Braut, da ich sie nun sehe — nicht wahr, Sie verzeihen mir?"

Er wandte sich mir halb zu, setzte den Fuß vor und streckte mir beide Hände entgegen.

So mußte ich ihm schon stehen. Wahrlich, er war ein guter Regisseur! Und so kam es, daß wir wie zwei Freunde erschienen, als Everilde uns näher kam.

In gewohntem Schritt erst, den Kopf sinnend geneigt, war sie zu sehen, dann einen Augenblick an der Stelle wurzelnd, endlich vorwärts getrieben — die Arme vor- und rückwärts zuckend, im Antlitz eine Sonne — ein unsagbares Glück.

„Du —“

Das war ihr genug. Sie brauchte nicht mehr zu äußern. In diesem Wort lag das volle, glückhafte Zittern ihrer Hingebung. Immerfort dieses: „Du —“ im Händedruck, im Lächeln, in der Tränenspur auf den Wangen. Und dann mit einer Wendung zu mir: „Doktor Waldner, sehen Sie ihn denn? er ist es ja — und nun ist er da! zurückgekommen ist er übers Meer — und elf Jahre sind's —“ Und ihn musternd eine ganze Weile und langsam die Worte gebend: „Du bist schlanker geworden, und da seh' ich zwei Falten, die waren nicht da. Und fast dunkler sehen deine lieben blauen Augen in die Welt, du weißt ja, du ‚Wasserblauer‘, wie sie dich nannten. Ist das ein Schatten?“ Sorgend strich sie ihm die Wangen, dann aber auf einmal innehaltend: „Der Schnurrbart, Hasso — er fehlt! Jetzt erst seh' ich's! Darum hab' ich dich nicht schon von weitem erkannt, und darum“ — sie wurde plötzlich zerstreut, blickte hilflos auf mich und beendete den Satz zögernd — „hab' ich dich gestern vom Boot aus für einen Fremden gehalten. Denn das warst du doch in dem Zelt — mit dem Weinglas in der Hand — — und die Dame — die ihre Hand —“

„Die Frau meines Compagnons — du verstehst?“

„Die Frau deines —? Aber daß du erst Station gemacht hast in Westerland, und wußtest, daß ich —?“

Er lachte überlegen. „Wie natürlich erklärbar, wenn du nachdenken wolltest, Ev! Ein Mann wie ich kann nicht immer an die Liebe allein denken! Wir stecken in großen Unternehmungen — da waren in Westerland Bekanntschaften zu machen —“

„Bekanntschaften —?“ Sie sah ihn eine ganze Weile groß an, dann plötzlich reckte sie sich schlank auf. „Aber was frage ich! Ich glaube dir ja, ich muß dir ja glauben, du bist ja gekommen! — Du verzeihst mir's, ja?“ Und sich in seinen Arm nestelnd, flüsterte sie an seinem Ohr süße Worte ihrer Liebe. Mitten heraus dann aber immer einmal zu mir: „Wie töricht war ich mit meinen Gedanken! — Und die Welle, Doktor, wissen Sie? — Und dann gestern noch — wohin Sie mich geführt haben, Sie! War das passend für eine glückliche Braut?“

Sie war wahrhaft trunken. Das Glück hatte sie taumeln gemacht. Sie lachte vor sich hin, und sie sprach Himmel, Luft und Erde an. Die grüne Heide sah das Glück, die grüne Heide auch die Zärtlichkeiten, sonst kaum ein paar menschliche Augen außer den meinen — warum wurde es Herrn Hasso dennoch unbehaglich unter diesem Ausbruch?

Als ich meine Kappe zog und mich zum Abschiednehmen bereit stellte, hatte er sich schon von Everildes Arm frei gemacht. „Du wirst deinen Freund mit den Kindereien verjagen, Ev — ich natürlich, I rejoice at it,“ und er strich ihre Hand, „aber wenn du so stürmisch bist, die Leute“ — er sah sich um — „Godam, da kommen sie in Scharen!“ und zu mir gewandt: „Sie bleiben natürlich, lieber Doktor! Ihre liebenswürdige Bekanntschaft, so kurz sie ist, I am Yours, sie können versichert sein —“

Aber ich hörte bereits nicht mehr und schritt rasch durch das hohe, starre Kraut der Insel von dannen.

Und dann saß ich untätig, bis die Glocke zum Diner rief. Und als ich Everildes Platz leer fand, schuf mir die Ungewißheit Pein.

Die Kinder kamen angelaufen. „Schönen Gruß von Papa und Mama, und wo Tante Herwig wäre?“ Und ich streichelte die kleinen Köpfe von Everildes Lieblingen, mochte vom Besuch nichts sagen und wünschte jetzt selber, niemand hätte die Scene vor dem Gasthause gesehen.

Aber schon beim Kaffee war alles in der Veranda bekannt.

Eben studierten noch alle das Programm des Abends, auf dem zu lesen stand, daß eine „auserlesene Künstlergesellschaft die hoch-

geehrten Gäste mit dezenten und hochmodernen Überbrettl-Vorträgen zu erfreuen" gedenke, und der Oberkellner setzte bereits seine Eintrittskarten Stück für Stück ab — da scholl eine Stimme: „Fräulein Herwig hat Besuch von einem Herrn, der englisch aussieht!" und ohne hinzusehen, wußte ich, daß das Kaninchen so gesprochen hatte. Und gleich darauf: „Hach nein, ich habe auch so was jesehn — 's kann doch wohl jar nich wahr sein!" Das war die Berliner Rentiere.

Und dann ging es hinüber und herüber.

Und nach einer Stunde kaum wurde es Frau Huber auf ihrem Platze unbehaglich, und sie verließ die Veranda mit entschlossenen Schritten. Aber schon nach wenigen Minuten kam sie mit erregtem Gesicht zurück und warf ziemlich laut und offenbar unwirsch zu ihrem glatzköpfigen, rundbäckigen Mann hinüber: „Du brauchst nicht gleich deine kleinen Augen dabei zu machen, lieber Max, man wollte doch gern wissen — und ich meinte nur, eine Anstandsdame wäre in solchem Fall ein Freundschaftsdienst. Aber wenn Fräulein Herwig sich nicht finden läßt — sie mit ihrem Galan irgendwo aufsuchen, das kann eine anständige Frau doch nicht!"

Also so weit ist's schon! stellte ich fest. Die arme weiße Möwe kämpft irgendwo um ihr Lebensglück, und hier gibt es bereits Menschen, die sie vor das Forum bürgerlicher Sitte ziehen.

Eine häßliche Empfindung kam über mich. Ich stand auf und schritt hinweg. In mir selbst war ja etwas von dem Wunsche laut geworden, der der „anständigen" Bayerin die roten Flecke ins Gesicht getrieben hatte. Und bei mir war es ja mehr als dieses aus wahrer Teilnahme und kleinlicher Neugier gemischte Gefühl.

Aber wo hätte ich etwas erfahren können?

Der Abend kam. Im Saale des Gasthauses ging es laut und lustig her. Ich schritt rastlos um das freistehende Haus, jeden Besucher, sobald er in den Lichtkreis der Fenster trat, ins Auge fassend.

Endlich bemerkte ich sie beide und stellte mich in den Schatten.

Zwanzig Schritte vom Hause löste er seinen Arm aus dem ihren. „Wir kommen unter Menschen, darling!"

„Laß uns draußen bleiben, Hasso! Was haben wir da drinnen!" hörte ich sie bitten.

Ich erkannte ihre sonst so verständige Stimme kaum vor der Aufregung, die darin zitterte.

Er lachte. „Bin ich darum nach Deutschland gekommen? Bist ein deutsches Gretchen geblieben, Ev!"

„Du hast es einmal lieb gehabt, Hasso —"

„Hindert das, die Welt zu nehmen, wie sie ist?"

Hastig war Rede und Gegenrede herausgekommen. Nun schritt Everilde stumm die paar Schritte bis zum Haus neben ihm her.

Das gab ein Aufsehen im Saale! Jetzt wurden sie alle befriedigt, selbst Frau Huber. Die Vorträge mußten unterbrochen werden, ob auch einige der Gäste murrten und mit scharfen Bemerkungen über den „frechen Yankee" den Saal verließen. Tisch wurde an Tisch geschoben, eine einzige große Gesellschaft war es, die den Saal füllte, und als Hasso Werwick die Vortragenden heranwinkte und für die Damen Ungarwein bestellte, den Herren aber versprach, ein Getränk zu mischen, wogegen das Helgoländer „Damenbad" damned sein solle, beeilte sich der würdige Rezitator auf einen Rippenstoß seiner umfangreichen Diva hin, dem liebenswürdigen Gastgeber des Abends ein musikalisches Hoch zu bringen.

Das war das letzte, was ich mit erlebt habe — auch das nur halb. Ein einziger den Saal durchirrender Blick Everildes hatte mich vertrieben. Die weiße Möwe begann, bei ihrem Flug aufs offene Meer die Richtung zu verlieren.

Anderen Tags schon umschwärmten die exotischen Damen das stille Gasthaus in der Heide, ließen sich Everilde vorstellen und musterten sie mit merkwürdig offenen Augen. Am Abend — ich kehrte gerade von einem Ausflug nach Keitum zurück — fuhren auch die zugehörigen Herren aus Westerland an mir vorüber ihren Gefährtinnen nach. Als Bretton Brothers stellte Everildes Bräutigam sie den Gästen vor, hinter dem Rücken der Vorgestellten nannte er sie seine Compagnons.

Es kam Leben in das stille Nestchen, Badeleben, wie es sein muß. Der Zahlkellner und die Stubenmädchen wenigstens

behaupteten es — der eine, mit den Fingern in die Westentasche greifend, die Mädchen sich über die rot gekniffenen Arme fahrend.

Ich sah Everilde nur zur Tischzeit, dann saß sie an einer besonderen Tafel im Kreise der Exotischen. Wenn alles schwatzte, blieb sie still, wenn ihr Bräutigam überlaut wurde, errötete sie.

Einmal hielt ihr Mistreß Bretton, die Jüngere, das Glas entgegen: „Stoßen Sie an mit mir," radebrechte sie, „ich hab' Mister Hasso gebracht dazu, to see you! Sie müssen sich gut stellen mit mir, er ist ein good fellow, er tut, was ich will —" Und da der Genannte sich zu ihr wandte, hielt sie seinen vorgestreckten Arm fest und wehrte lachend: „Do not reply! I will have it!" und er nickte dazu und sah unter den überfallenden Haaren aus wie ein zu allem brauchbarer „Gutfreund". Everilde aber verschüttete den Wein ihres Glases.

Einen Tag darauf grüßte sie mich aus dem Fond einer Kutsche und lud mich im Vorüberfahren scherzhaft zum Einsteigen ein. Glanz lag auf den Gesichtern der übrigen und auch auf dem ihrigen.

Da hielt ich alles, was ich an bösen Vorbedeutungen erlebt zu haben glaubte, für Erzeugnisse meiner allzu starken Einbildungskraft.

Und nun warfen mich die Einsamkeit und das tatlose Leben wieder in einen Anfall meiner alten grüblerischen Zweifelsucht zurück. Das fröhliche stärkende Kampfgefühl, das mich in Gegenwart des mit allen Fibern hoffenden Mädchens beseelt hatte, war geschwunden. Es ging ja alles seinen Gang, dachte ich: die Brautleute sind ein bißchen voneinander gekommen in der langen Wartezeit. Jetzt lernen sie wieder, sich ineinander fügen, heiraten und führen ein Leben, nicht ganz so ideal, wie es das Fräulein Braut sich vorgestellt, nicht ganz so stürmefrei und nicht gerade auf den Höhen der Menschheit sich bewegend. Aber was tut's! Die Dutzendehen sind die besten. Was hatte ich eigentlich erwartet?

Ich ärgerte mich über mich selbst, und der Ort, an dem diese Entwickelung, die eigentlich gar keine war, vor sich ging, war mir verhaßt. So dehnte ich eines Morgens meinen Spaziergang nach Kampen weiter aus, als beabsichtigt, arbeitete mich über die Wattenwiese, kämpfte mich durch den Sand bei der Vogelkoje und landete endlich in der kleinen Häuserkolonie List. Meiner früheren Wirtin ließ ich noch Bescheid zugehen, dann vergaß ich die Welt und versuchte mich selbst zu vergessen.

Aber die seltsame Umgebung, die wunderlichen Formen der Dünen, das Meer, die kleinen Häuser, alles in die reizvollste Beleuchtung getaucht, ließen mir keine Ruhe. Mein künstlerischer Sinn erwachte. Ich schwelgte in Formen und Farben. Ich zauberte sie auf eine eingebildete Leinwand. Ich komponierte Landschaften, eine kühner als die andere, und der Reiz war um so größer, als er krankhaft war, denn ich fühlte in tiefster Tiefe, daß ich sie so nie würde ausführen lernen.

Das gab Wonne und Weh. Ich kostete beides und verwünschte beides und sehnte den Trotz zurück, der mich hatte gegen Everilde Herwigs Anschauungen opponieren lassen.

So saß ich eines Tages am Oststrande der Insel und hatte eines Kutters nicht acht, der sich dem Lande genähert hatte.

Ein kleiner Fischerjunge erst riß mich aus meinen Gedanken. Mein Name klang mir ins Ohr, und bald hielt ich ein Kärtchen in der Hand: „Ich habe keinen Freund in der Nähe. Kommen Sie! E. H."

Sogleich war ich wie umgewandelt.

Hier winkte eine Entscheidung — sie sollte auch mir gelten. Ich wollte es!

Der Kutter war bereit, mich nach Munkmarsch zu bringen.

Ich bestieg ihn. Von der Landungsstelle aus noch ein kurzer Marsch, und schon am hohen Nachmittage stand ich wieder in meiner alten Hausung.

„Was ist vorgefallen?" forschte ich.

„Nichts."

„Im Gasthaus drüben bei den Amerikanern?"

„Sie sind abgereist bis auf den Bräutigam des Fräuleins."

Ratlos geworden, ging ich zur Veranda. Da traf ich sie beide.

Er blickte über den Rand einer hohen Zeitung erst hinweg, als ich guten Tag bot.

Dann begrüßte er mich herzlicher, als ich gedacht. Wie ein Aufatmen ging es von ihm aus. Er sah gedrückt und gelangweilt aus. Es war ihm darum zu tun, mich eng zur Seite zu haben, er rückte einen Stuhl für mich hart neben den seinen.

Dagegen empfing mich Everilde ganz anders, als ich in unbarmherziger Hoffnung erwartet hatte. Sie sprach ihre Verwunderung aus, mich so bald schon von meinem Ausflug zurück zu sehen. Und wäre nicht das sprunghafte Wesen bei ihr gewesen, mit dem sie Kaffee bestellte, den Tisch abräumte, dem Kellner kommandierte, ironisierte und neckte, so hätte ich die Zeilen für einen Scherz halten müssen. So aber bemerkte ich das heimliche Feuer starker Erregung in ihren Augen bald deutlicher, und mir war, als trügen die Blicke, die sie auf ihren Bräutigam warf, etwas Feindseliges.

Als er zufällig das Taschentuch zog, kam es zum Ausbruch.

„Wieder dies unangenehme Parfum!"

Er lächelte zu dem scharfen Ton. „Finden Sie etwas daran?" fragte er mich, und dann zu seiner Braut gewandt: „— weil es nun zufällig auch Mabel führt —"

„‚Mistreß Bretton' willst du sagen!"

Er lachte auf. „Nun meinetwegen ‚Mistreß Bretton'! Du wirst dich wirklich an das Parfum gewöhnen müssen. Ihr Mann liebt es nicht — da hat sie eben mich verpflichtet, es zu führen."

„Sagst du zu allem ja?"

Er zuckte die Achseln und beugte sich zu mir: „Was eine schöne Frau wünscht — nicht wahr, Doktor?"

Everilde sah ihn groß an. „Was eine Frau wünscht!" Sie hatte eben auch einen Wunsch ausgesprochen.

„Und glauben Sie, das wäre das erste Mal, daß ich solches höre?" fuhr er fort. „‚Du sollst nicht der Sklave jener Frau sein! Du sollst dich nicht zum Bedienten von Amerikanern herabwürdigen! Du sollst deine Manneschre wahren!' — So geht es seit Tagen in allen Tonarten. Was machen sich doch die Deutschen das Leben schwer! Muß man nicht sehr langmütig sein, das zu ertragen!"

Jetzt war es ein liebenswürdig verzeihender Mensch, der das sagte, einer der sich einzugewöhnen verstand — selbst in ein vor Jahren eingegangenes Verhältnis.

Warum nur bebte Everilde die Entrüstung auf den Lippen? Warum unterdrückte sie diese Entrüstung? War nicht hier eine ernste Aussprache das beste?

Sie erschien mir rätselvoll, und es wurde ein schwer zu ertragendes Beisammensein, da ich sah, wie sie innerlich litt.

Unter einem Vorwande machte ich mich von ihnen los.

Als ich mich nach einer Stunde etwa wieder einfand, bereitete sich Hasso zur Abfahrt nach Westerland vor — zu einer wichtigen Konferenz mit seinem „Compagnon", wie er sagte. Everilde biß bei dem Worte die Zähne zusammen und erzitterte. Auch ich glaubte längst nicht mehr an den „Compagnon", aber ich vermochte es doch über mich, einige bestätigende Worte von der Wichtigkeit solcher Konferenz zu äußern.

Diese gefielen ihm, man sah, sie hoben ihn über die Seltsamkeit des Abschiedes hinweg, den ihm Everilde angedeihen ließ.

Als er ihr die Hand entgegenstreckte, spielte sie mit ihrem Taschentuch, und ihre Züge trugen den Ausdruck herber Geringschätzung; als sich aber der Wagen in Bewegung setzte, eilte sie ihm nach, umfing den Scheidenden, sah ihm bewegt in die Augen und ließ ihn erst nach einem langen Kusse.

Auch auf Hassos Gesicht lag beim Zurückblicken eine ihm sonst fremde Erregung, aber er überwand sich dennoch rasch so weit, daß er sogleich scherzhaft mit dem Finger drohen konnte, als er bemerkte, wie Everilde meinen Arm nahm und sich mit beiden Händen daran festklammerte.

Er sah ihr lächelndes Gesicht — er wußte nicht, daß ihren Körper ein krampfhaftes Zittern befallen hatte, und daß sie einen Halt brauchte.

Schweigend sah ich dem Wagen nach. Er war hinter der Sandstaubwolke kaum mehr zu erkennen, als ich mich endlich meiner Begleiterin zuwandte, und da sah ich ein Gesicht —

Willa, du hast gedacht, ich hätte als Erbteil meiner Väter das künstlerische Vermögen mitbekommen — Willa, ich bin kein Künstler — nein, ich bin es nicht! Ich könnte es nicht wiedergeben, dies Gesicht, dies tiefe,

unfaßbare Herzeleid, das da um Mund, Nase und Augen ausgesprochen lag.

Wir sind beide wohl mechanisch in die Heide hinausgeschritten, wir standen wenigstens bald darauf vor dem ersten der kleinen Häuser.

„Gute Nacht, lieber Freund,“ hörte ich, und: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen!“

„Gute Nacht,“ erwiderte ich, und plötzlich, von einem unbestimmten Gefühl getrieben, ihre Hände fassend: „Mut, Everilde!“

Da wandte sie sich mit einem Ruck mir voll zu und sah mich fast feindselig an. „Daß Sie so sagen müssen, Herr Doktor Waldner, und daß es nur ihr gutes Herz sagt!“

„Everilde — warum haben Sie mich gerufen?“

Sie neigte den Kopf. „Ich bin ein Kind geworden. Kinder fürchten sich vor dem Dunkel.“

„Sie waren so stark. Sind Sie es nicht mehr?“

Mit unbeschreiblicher Angst in den Augen sah sie zu ihrem Häuschen hinüber. „Wenn ich allein bin — — Gestern bin ich es gewesen und vorgestern und all die Tage, wo ‚er‘ bei mir war.“ Und meine Hand ergreifend und sich an mich lehnend und dann taumelnd und mit einem Aufschrei: „Es kann mich keiner retten vor mir selber —! Vor meiner Einsamkeit —!“

„Everilde, was fürchten Sie? Er wird Sie an sein Herz nehmen, Sie halten —“

Aber sie schüttelte den Kopf. „Sie haben ja alles erraten — warum verstellen Sie sich?“

Und als ich nur ihre zitternden Hände preßte und weiter keine Antwort wußte, schritt sie still von dannen, und ich stand lange, lange reglos und hoffte auf das erlösende Licht aus ihrer Kammer — aber es erschien nicht.

Am nächsten Tage erhielt ich einen Brief. Was sie nicht sagen könne, wolle sie mir schreiben.

Du sollst den Brief lesen, Willa! Wenn wir von der Sturmfahrt des Zweifels nebeneinander ausruhen, Aug' in Aug', Hand in Hand; und du wirst eine große, gequälte, arme Seele ersteigen sehen aus diesen Zeilen. Nichts direkt gegen ihren Bräutigam. Er wäre ein lieber, guter Mensch, er hätte nach seiner Art gekämpft, hätte auch etwas erreicht und wäre getreu seinem Wort zu ihr zurückgekehrt. Als seine Frau käme sie in eine angesehene gesellschaftliche Stellung. Und so noch vieles andere. Und doch der ganze Brief ein einziger Verzweiflungsschrei eines über das zusammengebrochene Ideal ihres Lebens klagenden Mädchens. Die Liebe tot, als hätte sie nie bestanden, zerronnen selbst die Hoffnung auf ein Neuerblühen! Eine graue Öde das Leben, das ihr einst nur etwas gegolten, weil bunte Träume von kommendem Glück ihm ihre Farbe geliehen.

Und ich sah den tieferen Grund alles dieses mit klaren Augen: sie hatte sich zu einem rechten Menschen ausgewachsen, er war verkümmert. Das war's! Eine Everilde Herwig vermochte diesen klaffenden Zwiespalt nicht bloßzulegen, aber auch nicht zu überbrücken.

Was nun noch kam, soll ich es dir genau schildern? Kann ich es auch?!

Wie denselben Tag ein Telegramm für sie eingelaufen, daß sie das nächste Wiedersehen erst in Hamburg feiern könnten, wie sie davor gesessen still und klaglos den ganzen Tag, wie sie im Dämmer des Abends aus dem Hause gegangen und nicht zurückgekehrt. Wie das bedienende Mädchen zu mir gelaufen kam und ich mich in sinkender Nacht aufmachte, sie den ganzen Strand entlang zu suchen, von Kliff zu Kliff, von Buhne zu Buhne beim Branden der See und beim Klagen des Nachtwindes, und wußte doch, daß sie war, wo ich sie nicht finden konnte — die Heimatlose.

Die Kolonie war alarmiert, als ich im grauenden Morgen zurückkehrte. Überall erschienen die Badegäste vor der Tür, und meine Wirtin brachte mir mit angsterfüllten Augen ein Päckchen, das man auf ihrem Tische gefunden. Es enthielt Geld und einige Zeilen.

„Sie wissen, wohin ich gehöre. Lassen Sie mir dort ein Plätzchen geben. Ich hab' die Stelle der Heimatlosen nicht vergessen können. Sie hatten doch recht. Und ich sterbe nicht an anderen, ich sterbe an mir. Ich weiß, Sie verstehen mich. Ihrem Glück gilt mein letzter Wunsch.“

Bald darauf sprachen zwei Schollenfischer vor. Beim Fischzuge nach Sonnenuntergang hatte der eine eine Gestalt auf der Buhnenspitze bemerkt, kurz danach war sie verschwunden gewesen.

Ich wußte, daß sie es gewesen.

Und dann — schon anderthalb Tage darauf, nachdem ich die Nachricht überall hingegeben, hat die Nordsee sie ausgeworfen, wie sie es immer tut: hinter dem Badestrande von Westerland gerade in der Bucht am Friedhof der Heimatlosen.

Da war die stille Bergung zur letzten Ruhe leicht.

Gestern abend habe ich sie veranlaßt. Die Nebel sind wiedergekommen, alles einzuhüllen, gerade wie damals, und haben mir die Arbeit des Totengräbers verborgen.

Als ich herangetreten, hat ein niedriger, langgestreckter gerader Hügel mehr dagelegen.

Bis in die dunkle Nacht habe ich davor Wacht gehalten, dann bin ich am Strande entlang heimwärts getappt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich lege die Feder nieder, Willa. Sie ist heiß geworden und sie ist aufgebraucht. Das matte Licht des Leuchtturms, das in meine Zelle gesehen, ist erloschen. Die Lampe verschwelt — der Tag steigt.

Ich sehe mein Geschriebenes an. Ich habe etwas darin niedergelegt, was ich nicht mehr ausscheiden kann aus meinem Leben; der starke Ausbruch meines Empfindens hat mir den Weg gewiesen. Aus dem: „Wehe, daß du ein Enkel bist!" ist geworden: „Freu' dich des Tages und nütze junge Kräfte!"

Mein Künstlertraum ist zu Ende.

Und nun, Liebe, Teure, Einzige, was heißt das für dich? Soll ich an ein solches Erlebnis für Liebesleute den trivialen Schluß knüpfen: „Also, Leutchen, tut euch beizeit zueinander, damit nicht das Leben zwischen euch tritt und euch scheidet?! Nein! Hundertmal mag etwas, das eine Everilde Herwig von einem Hasso Werwick scheiden konnte, nicht so schwer genommen werden — mag's jeder mit sich abmachen! Ich aber kenne zwei, die so, wie sie sind, mit allen Fasern ihres Seins ineinander aufgehen, daß auch kleine Veränderungen, die jeden einzeln betreffen könnten, gleiches bewirken würden.

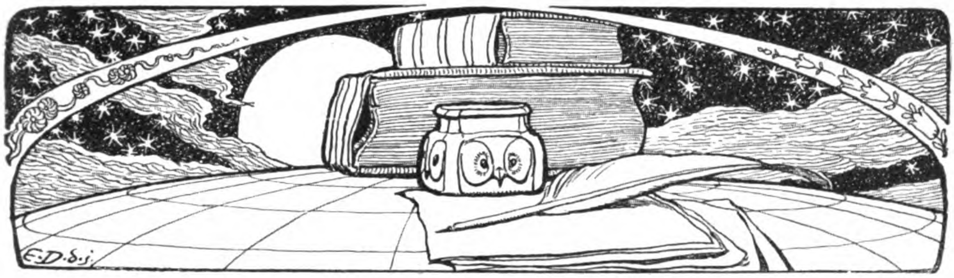
Das soll nie und nimmer geschehen!

Wenn du dies liest, Willa, hab' ich das letzte, was ich für unsere arme Freundin tun konnte, getan und schwimme bereits auf hoher See dir entgegen.

Rüste dein Hochzeitskleid, Liebste, ich hab' es eilig, mit dir zusammen dem feindlichen Leben entgegenzuwachsen — es soll uns gestalten und ineinanderfügen mit Ecken und Kanten, dann kann es uns nichts anhaben in unserer Liebe.

Dies mein letztes Wort für dich von dem Eilande.

Sylt. Geschrieben in der jungen Sonne des 20. August.



Literarische Rundschau

Goethe und die Seinen

In seiner tapferen, hochgemuten Schrift „Ein Wort über Weimar“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) bezeichnet es Ernst von Wildenbruch als einen Fehler, als einen wunden Punkt in den Satzungen der Goethegesellschaft, daß ihr die ausschließliche, einseitige Beschäftigung mit Goethe und nur mit Goethe vorgeschrieben sei. „Unsere Gesellschaft hat ihren Namen von Goethe,“ fährt er fort, „— das weiß ich; Goethe ist unser Erster — das erkenne ich gleichfalls an. Aber er ist nicht unser Einziger. Ich habe es als meine Auffassung von der Aufgabe und dem Zweck der Goethegesellschaft ausgesprochen, daß sie das Bewußtsein vom Vorhandensein und vom Wert einer klassischen deutschen Literatur in Deutschland verbreiten und vertiefen soll. Bei dieser Auffassung bleibe ich, und ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethegesellschaft nur dann zu einem lebendigen Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke *aller unserer Klassiker* zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht.“ Wildenbruch hat eine nähere Bestimmung derjenigen Schriftsteller, die er zu den „Klassikern“ rechnet, vermieden, seine Beispiele und Namennennungen zeigen aber, daß er seine Auswahl keineswegs engsinnig zu treffen geneigt ist. Er nennt ausdrücklich Schiller, Herder und Wieland, Heinrich von Kleist, die Romantiker, ja auch die hauptsächlichen Vertreter des jungen Deutschland, Otto Ludwig, Hebbel und Gutzkow, und man wird zugeben müssen: dieses Netz ist weit genug gespannt, um noch manch einen der nicht Genannten — man denke nur an Lessing, Grillparzer und Mörike — bei passender Gelegenheit mit einzuziehen. Mit Recht faßt Wildenbruch den Namen Goethe, auf den unsere vornehmste Literaturgesellschaft sich getauft hat, als eine Bezeichnung von symbolischer Bedeutung auf und weist auf das nachahmenswerte Verfahren des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs hin, das nicht nur die Schriften Goethes, sondern auch die seiner großen Genossen, ja sogar die Manuskripte jüngerer und jüngster deutscher Dichter aufbewahrt. „Wenn es sich,“ schließt Wildenbruch dann, „in Deutschland verbreitete, daß alljährlich einmal in Weimar wissenschaftlich gediegene Vorträge über die großen Vorgänge in unserer Literatur gehalten werden, so würden tausend Augen, die jetzt nicht einmal nach Weimar hinblicken, tausend Ohren, die jetzt nicht einmal dahin hören, sich mit einem Schlage auf den Kreis richten, in dessen Mitte solche Dinge zu holen sind, auf die Goethegesellschaft. Denn mit einem Schlage wären wir nicht nur eine gelehrte, sondern eine literarisch lebendige Versammlung.“

Diese freien Worte behalten ihre Berechtigung auch außerhalb der Goethegesellschaft und ihrer Tätigkeitskreise. Goethe soll uns auch in Zukunft ein idealer Maßstab bleiben, an dem wir die Bedeutung einer literarischen Persönlichkeit der Vergangenheit oder der Gegenwart letzten Endes abschätzen, aber er soll uns zu keiner Keule werden, um „alles, was nicht er ist“, damit totzuschlagen. Die Bezeichnung „Klassiker“ freilich, allzu oft mißbraucht, ist gar zu vag, um die Peripherie des heiligen Kreises zu ziehen, welcher Meister und Jünger, die seiner Gemeinschaft wert, umschließen soll. Jede Zeit hat in gewissem Sinne das Recht, sich die Auswahl und Zusammensetzung *ihrer* Klassiker selbst zu gestalten, und jeder einzelne wird auch davon wieder nach subjektiven Gesichtspunkten und Motiven mehr oder weniger abweichen. Man hat oft und eindringlich nach einer Definition gesucht, die den schwankenden Maßstäben Festigkeit und Dauer verleihe. Man hat unter „Klassikern“ alle die verstehen wollen, die „durch ihre Werke dem Wesen des deutschen Volkes und dem Leben ihrer Zeit mit Notwendigkeit den künstlerischen Ausdruck verliehen haben“, man hat dann noch eine gewisse „Allseitigkeit“ hinzugefordert und gemeint, die Werke eines echten Klassikers müßten wirklich eine Welt für sich bilden, seine Persönlichkeit dürfte nicht einseitig

gerichtet sein, damit wir uns eben in ihn einleben, in allen Lebenslagen in ihm etwas für uns finden, ihn als Erweiterer und Vertiefer in jeder Richtung schätzen können. Daraus geht dann ohne weiteres hervor, daß der Begriff „Klassiker“ für uns überhaupt erst an der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit lebendig werden kann — ja, eigentlich rechtfertigt sich dies weite Zurückgreifen eigentlich auch nur durch einen Namen, den man als schriftstellerische Persönlichkeit, als klassischen Vertreter einer naivkräftigen Prosa und als Schöpfer unserer neuhochdeutschen Schriftsprache nicht missen kann und mag: Martin Luthers wegen. Zwischen ihm und den Koryphäen des „klassischen Zeitalters“ unserer Literatur gibt es dann freilich keine Zwischenglieder, und auch von dem klassischen Sechsgestirn, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller, scheinen uns — je nach Geschmack und Geistesrichtung — zwei, drei oder gar vier im Erlöschen begriffen zu sein. An ihre Stelle sind inzwischen jüngere Erscheinungen getreten — Wildenbruch hat die wesentlichen genannt —, und jedes Jahrhundert, jede Generation wird ferner neue Auslese und neue Zuwahl vornehmen.

Das alles aber hilft uns nicht recht vorwärts: die Bezeichnung „Klassiker“ ist und bleibt ein Schlagwort, das nur andeutet, nicht scheidet und fest umgrenzt. Goethe will unter dem Klassischen einmal „das Gesunde“ verstanden haben; wir heute, zu Scheidungen nach moralischen Eigenschaften in der Literatur wenig geneigt, sagen vielleicht besser: das Klassische ist das bewährt Lebendige. In diesem Sinne trägt diese „Literarische Rundschau“, die sich mit literarischen Erscheinungen von einzelnen unserer „Klassiker“ und über sie beschäftigen will, die möglichst weit und „symbolisch“ zu fassende Überschrift: Goethe und die Seinen.



Goethe am Schreibtisch. Nach einer Zeichnung Goethes.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.)

Der Name Goethes hat Kraft und Bedeutung genug, um die natürliche Kette der Zeiten zu durchbrechen und allen anderen voraus- und voranzugehen. Die letzten Jahre waren wieder besonders eifrig um neue Ausgaben seiner Werke bemüht. Über die bei Max Hesse (Leipzig) und die im Bibliographischen Institut erschienene oder noch erscheinende haben wir bereits früher berichtet. Inzwischen hat sich, in acht Bänden schon jetzt genugsam zu erkennen und abzuschätzen, eine dritte zu ihnen gesellt: die bei J. G. Cotta, dem klassischen Klassikerverlage in Stuttgart, erscheinende **Jubiläums-Ausgabe von Goethes Sämtlichen Werken.** Sie ist in vierzig Großoktavbänden geplant und wird in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten der deutschen Literaturgeschichte von Eduard von der Hellen herausgegeben (Preis für den Band geh. Mk. 1.20, in Leinen geb. 2 Mk., in Halbfrz. geb. 3 Mk.). „Jubiläums-Ausgabe“ nennt sich diese neue Gesamtausgabe nicht von ohngefähr. Im Jahre 1806 begann bei Cotta

die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken zu erscheinen, auf der sich dann alle weiteren aufbauten; wenn diese neue vollendet sein wird, wird sich der Ring von hundert Jahren geschlossen haben. Und diese lange Zeitspanne zwischen damals und heute ist auch auf dieses pietätvolle Unternehmen nicht ohne Einfluß geblieben. Die Bezeichnung „Goethes Sämtliche Werke“ bedarf der näheren Erklärung: sie ist nur cum grano salis zu verstehen. Die Jubiläumsausgabe bietet nämlich nur diejenigen Schriften des Dichters und Denkers Goethe dar, in denen dieser selbst die Summe seiner Lebensarbeit sah und die er daher als seine „Werke“ letztwillig herausgab. Von dem der Masse nach sehr beträchtlichen Material hingegen, das aus dem Nachlaß Goethes sowie durch sonstige Funde hinzugewachsen und in der monumentalen weimarischen Ausgabe mit den „Werken“ vereinigt ist, bringt sie nur das „in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung wirklich Bedeutende“. Auch wird in der neuen Ausgabe, obwohl sie auf eingehendster und durchaus selbständiger Nachprüfung der gesamten Textüberlieferung einschließlich der weimarischen Ausgabe beruht, wohl das Resultat dieser großen textkritischen Arbeit dargeboten, aber kein lästiger Varianten- und Lesartenapparat. Für die Gründlichkeit der in dieser Hinsicht geleisteten Arbeit bürgen die Namen der fast ausnahmslos auch an der weimarischen Ausgabe beteiligten Herausgeber der einzelnen Bände. Es wird genügen, hier folgende Namen aufzuführen: Erich Schmidt, Ludwig Geiger, August Sauer, Franz Muncker, Richard M. Meyer, Wolfgang von Oettingen, Albert Köster, Alfred Dove. Knappe, die neuesten Forschungen ausbeutende Einleitungen am Anfang eines jeden Bandes stellen die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke dar und charakterisieren ihre Stellung innerhalb der Produktion Goethes wie der gesamten Literatur. Ebenso verfolgen die Anmerkungen am Schluß nur den Zweck, auf Grund eingehendster Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, dem Leser zu tieferem Verständnis auch der Einzelheiten förderlich zu sein. Ein paar Beispiele werden diese Einrichtungen genauer kennzeichnen und ihren Wert ins rechte Licht setzen. Im ersten Bande, der den ersten Teil der Goethischen Gedichte bringt, steht das „Heidenröslein“. Jeder, auch der ungelehrte Leser wird schon davon gehört haben oder es selbst empfinden, daß hier Vorbilder zu Grunde liegen und daß die Autorschaft dieses Gedichtes vielfach umstritten worden ist. Wer sich darüber kurz und schnell orientieren wollte, mußte bisher zu einem der Kommentare oder — da diese in vielen Einzelheiten veraltet sind — zu Sonderschriften über Goethes Lyrik greifen; hier findet er in der Einleitung in knappen Zügen alles beisammen, was die Forschung über den Tatbestand festgestellt hat. Oder weiter: zu Schluß dieses ersten, vom Gesamtherausgeber von der Hellen mit meisterlicher Sorgfalt redigierten Bandes steht das zum Teil schwer verständliche Fragment „Die Geheimnisse“. Wie dankbar werden die Leser es aufnehmen, daß sie im Anhang über die Entstehung und Bedeutung dieses Gedichtes unterrichtet werden und die Erklärung abgedruckt finden, die Goethe selbst 1816 im Cottaischen „Morgenblatt“ gegeben hat. Nicht selten werden sich die Einleitungen zu selbständigen, weite Umschau haltenden Essays ausgestalten. So führt die von Hermann Schreyer geschriebene zu Band VI, der den „Reineke Fuchs“, „Hermann und Dorothea“ und die „Achilleis“ umfaßt, mit Recht die Überschrift „Goethes epische Dichtungen“, und auch Albert Köster in seinen Einleitungen und Anmerkungen zu den drei klassizistischen Versdramen: „Iphigenie“, „Tasso“ und „Die natürliche Tochter“ findet Gelegenheit, reichliche allgemeine Betrachtungen über Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum und zu seinen künstlerischen Formen anzustellen. Namentlich Kösters Einführung in die so oft verkannte „Natürliche Tochter“ verdient Dank und Anerkennung. Wie „Die natürliche Tochter“ unter den Dramen, so haben unter den autobiographischen Schriften die „Annalen“ lange die Rolle des Aschenbrödels gespielt, und doch sind gerade sie es, wie ihr Herausgeber Oskar Walzel hervorhebt, die unter allen Bekenntnissen des Dichters am besten offenbaren, welchen Maßstab er selbst an die Leistungen seiner Spätzeit legte und welche Bedeutung er den einzelnen Richtungen seines unvergleichlich vielseitigen geistigen Strebens zumaß. Leichter als Walzel hatte es der Herausgeber von „Dichtung und Wahrheit“, Rich. M. Meyer, die Bedeutung dieses biographischen Meisterwerkes hervorzuheben und es nach der urkundlichen wie nach der künstlerischen Seite hin in ansprechendster Form zu würdigen. Die Anmerkungen, hier, wie ohne weiteres klar, besonders erwünscht, befleißigen sich einer wohltuenden Knappheit und Bestimmtheit. Besondere Fachgelehrte sind für die historischen und kunstgeschichtlichen Schriften Goethes gewonnen worden. So hat Alfred Dove, der Geschichtschreiber des Zeitalters Friedrichs des Großen und Josephs II., die „Campagne in Frankreich“ und „Die Belagerung von Mainz“, Wolfgang von Oettingen, der Sekretär der Berliner Königl. Akademie der Künste, die beiden Bände „Benvenuto Cellini“ bearbeitet und eingeleitet. Wir fügen dieser Kennzeichnung und — stillschweigenden — Empfehlung der Cottaischen Jubi-



Goethe im Alter von sechzehn Jahren.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.)

läumsausgabe endlich noch hinzu, daß die Ausstattung vorzügliches Papier, große, deutliche Schrift und guten Druck vereinigt, so daß der Preis in der Tat im Verhältnis zu dem Gebotenen als äußerst mäßig bezeichnet werden muß.

Die seit nunmehr schon drei Jahren bandweise in freier Folge erscheinende Heinemannsche Ausgabe von **Goethes Werken** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) ist inzwischen um einige Stationen weiter vorgerückt. Band V, hier schon besprochen, brachte den „Faust" in der auch den Fachgelehrten viel Neues sagenden Ausgabe von Professor Otto Harnack, die namentlich den schwierigen Paralipomena besondere Sorgfalt widmete; Band VI die Dramen in Versen, die an dem Gesamtherausgeber, Professor Dr. Karl Heinemann, einen bis in den letzten Winkel hineinleuchtenden Kommentator fanden. Namentlich für Goethes Sprachgebrauch und Sentenzenprägung brachten die Anmerkungen mancherlei, das sich die Gunst der ungelehrten Leser verdient haben wird. Nun führt uns der neu erschienene XIV. Band auf ein ganz anderes Gebiet, zu Goethes „Italienischer Reise". Ihn hat Dr. Robert Weber bearbeitet, der sich für diese Aufgabe durch langjährige Studien über Italien empfahl. Er hat sich ihr aber nicht bloß von der gelehrten Seite genähert, er ist auch praktisch vorgegangen, indem er nämlich auf Schritt und Tritt Goethes Eindrücke mit denjenigen vergleicht, die der moderne Reisende in Italien gewinnen kann. Kein Italienfahrer — immer wieder mag darauf hingewiesen werden — sollte versäumen, vor Antritt der Reise sich an der Hand dieser gut kommentierten Ausgabe in Goethes „Italienische Reise" zu vertiefen, um zu ermessen, wie viel unserem größten Dichter dies unerschöpflich reiche Land gegeben hat. Die Grundsätze, nach denen die Heinemannsche Goetheausgabe geleitet wird, treten hier in besonders günstiges Licht: in den knappen Fußnoten wird das unmittelbare Verständnis und damit der Genuß erklärungsbedürftiger Stellen gefördert, in den Schlußanmerkungen finden sich wissenschaftliche Nachweise über Quellen, Vorbilder, Parallelen in der Literatur usw.

Neben diesen beiden im Erscheinen begriffenen Gesamtausgaben laufen lustig und rüstig neue Ausgaben Goethischer Einzelwerke her. Als eine der schönsten aus neuerer Zeit empfehlen wir, besonders zu Geschenkzwecken, die bei Hermann Seemann Nachf. in Leipzig erschienene **Illustrierte Ausgabe von Goethes Dichtung und Wahrheit.** Über Ausstattung und Illustrierung dieses Werkes hat vom ersten bis zum letzten Blatt ein vornehmer literarischer Geschmack gewaltet. Kein Bilderbuch, sondern ein im Geist der Zeit illustriertes, d. h. bildlich erläutertes, nicht dekoriertes Werk haben wir vor uns, geschmückt mit zeitgenössischen Porträts und zeitgenössischen Ansichten von den von Goethe besuchten und beschriebenen Stätten. Kein falscher Ton — auch die Schrift ist stilgerecht — stört den guten Eindruck. Wir sind sogleich im Banne der Goethischen Sphäre, und mit wachsendem Behagen weiden sich unsere Augen an den Stadtplänen und Veduten vom alten Frankfurt, an den alten Nürnberger Bilderbogen, an den Nachbildungen der Festzüge der Chodowieckischen Kupfer, vor allem an Goethes eigenen Zeichnungen und Radierungen. Durch manche dieser authentischen Abbildungen werden dunkle Stellen auf einmal erklärt. So wenn uns der beigegebene Goldbilderbogen auf den ersten Blick sagt, was Goethe in seiner „Parabel" mit der Bischofsmütze „mit vielen Tieren" meint. Vieles unter dem Illustrationsmaterial tritt hier zum erstenmal vor ein großes Publikum; die Herausgeber, Professor Dr. Julius Vogel, Dr. Julius Zeitler und als ihr Leiter Professor Dr. Richard Wülcker, haben aus bisher verschlossenen Sammlungen äußerst Interessantes beigesteuert. Einige Proben mögen dem Leser eine nähere Vorstellung von der gediegenen Illustrationsart geben. Der Preis des Bandes, fünfzehn Mark, wird nicht zu hoch erscheinen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß man dafür einen über fünfhundert Seiten starken, künstlerisch illustrierten, gediegen gebundenen Großquartband erhält, der literatur-, kunst- und kulturgeschichtlichen Wert hat. Ein zweiter Teil, der die Anmerkungen zu der vorliegenden Textausgabe enthält — ihm gehört schon das hier auf S. 882 wiedergegebene neue Bildnis Lili Schönemanns an —, soll noch im Laufe dieses Jahres nachfolgen.

Die intimere Kenntnis der ersten zehn Jahre, die Goethe — bis zu seiner Reise nach Italien — in Weimar zubrachte, ist uns noch immer durch manches Siegel verschlossen. So hat es seine Schwierigkeiten, eine zuverlässige Schilderung dieser Zeit zu geben, und von jeher — man denke nur an A. von der Elbes „Brausejahre" — hat die Romanphantasie in dieser Spanne Goethischen Lebens und Treibens ein beliebtes Tummelfeld gefunden. Die äußeren Dokumente dieser zehn „tollen Jahre" finden sich immer noch am vollständigsten zusammengetragen in August Diezmanns vor sechsundvierzig Jahren erschienenem Buche **Goethe und die lustige Zeit in Weimar**, von dem der Verlag von Hermann Grosse in Weimar neuerdings einen unverkürzten Neudruck herausgegeben hat. (Preis geh. Mk. 1.50, geb. 2 Mk.) Die Urteile freilich und die Schlüsse, die der Verfasser zieht, sind heute zum großen Teil umgestoßen. — Um die Schilderung und Würdigung der menschlich-persönlichen Seiten des Dichters bemüht sich, wie bekannt, nun schon seit Jahren in einer Reihe von Schriften Wilhelm Bode. Eine neue Schrift aus seiner gewandten Feder heißt **Goethes bester Rat** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 1 Mk., geb. Mk. 1.80). Sie stellt die wichtigsten Seiten von Goethes Charakter und Seelenleben zu einem neuen, lebensvollen Bilde zusammen, indem sie auch entlegene Stellen aus Briefen, Gesprächen, Besprechungen, naturwissenschaftlichen Schriften und ähnliches geschickt verwendet. Sie zieht die



Radierung von Goethe.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.)

Summe der Goethischen Lebensweisheit in dem „**besten Rate**“: „**des Menschen Heil ist ein immer strebend sich Bemühen in täglicher Arbeit, innig verbunden mit fleißiger, besonnener Betrachtung.**“ Auch hier wieder, wie in Bodes früheren Schriften, macht sich ein hübsches Talent zur geschickten Verwertung weit zerstreuter Zeugnisse und zur durchsichtigen Gliederung angenehm bemerkbar. — Bode hat bereits Schule gemacht. Ganz in seine Fußstapfen tritt Karl Muthesius in seinem Buche **Goethe ein Kinderfreund** (ebenda; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.60). Für Goethes Liebe zu den Kindern zeugen seine Dichtungen und Schriften wie zahlreiche Mitteilungen seiner Zeitgenossen. In den Kindern sah er ein Stück des unverdorbenen Urzustandes der Menschheit lebendig geblieben. Sie waren ihm daher ein ergiebiger Gegenstand zu Beob-

achtungen über die Keime und Triebe der menschlichen Natur, und sein eigenes, aufs höchste gerichtetes Wesen forderte von ihm, den Übergang vom ungebundenen elementaren Leben zu harmonischer charaktervoller Begrenzung in den Kindern seiner Umgebung zu beobachten und auszubilden. Das Buch entläßt uns mit ebenso erfreulichen Eindrücken wie mit nutzbaren Winken. Man kommt dem Menschen Goethe, dem „kalten Egoisten", von einer neuen, anmutigen Seite näher und fühlt sich auf Schritt und Tritt zu eigenem Nachdenken angeregt, denn etwa ein fertiges System der Pädagogik zu geben, liegt dem Verfasser fern, wie er auch die Verwendung von Goethes Kinderliebe und -kenntnis in den Dichtungen nicht weiter verfolgt. Täte er das, so würde der Ertrag reicher, die Form aber gewiß weniger unterhaltend sein.



Lili Schönemann.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung u. Wahrheit").

Über die Mutter Goethes, „Frau Aja", haben wir seit einer Reihe von Jahren das prächtige illustrierte Buch von Heinemann (Leipzig, E. A. Seemann), das sich namentlich auch in unserer gebildeten Damenwelt großer Beliebtheit erfreut. Jetzt ist ihm eine französische Darstellung: **La Mère de Goethe** von Paul Bastier gefolgt (Paris, Librairie académique Perrin et Co.). Der Verfasser, Lektor an der Universität Königsberg, durch langjährigen Aufenthalt in Deutschland mit deutscher Art und Kunst gut vertraut, zeigt sich aber keineswegs von dem Ehrgeiz erfüllt, etwa ein in deutschem Sinne geschriebenes Buch über eine deutsche Dichtermutter zu geben, vielmehr erfaßt er seinen Gegenstand bewußt und absichtlich als moderner Franzose und weiß dem Stoffe so mancherlei neue Seiten abzugewinnen. „Sie macht uns Franzosen vergessen," sagt Bastier von der Frau Rat, „daß sie nicht unter unserem Himmel gelebt hat. In ihrer Frohnatur (bonne humeur), ihrer Ursprünglichkeit finden wir etwas, das dem französischen Volkscharakter eng benachbart und verwandt ist." Dazu gehöre auch der moderne Wirklichkeitssinn, der sich in ihr ausprägt. Als eigenen, selbständigen Kulturcharakter, nicht bloß als Mutter Goethes würdigt Bastier sie, ja er sucht sie aus dessen Darstellung und Auffassung geradezu zu befreien und sie uns in ihrem eigenen Lichte zu zeigen. Das Genie, das schöpferische, habe der Dichter eher vom Vater als von der Mutter. Genug, das in französischer Art frisch und lebendig geschriebene Buch geht seine eigenen Wege und verdient schon allein dieser Originalität wegen, zu der sich übrigens eine gute Kenntnis aller Quellen und eine glückliche Ausbeutung des Briefwechsels gesellt, auch von deutschen Lesern fleißig benutzt zu werden. Daß von dem spezifisch Deutschen in Frau Rats Briefen durch die französische Übersetzung manches verwischt worden, darf man dem Verfasser kaum zum Vorwurf machen, wohl aber die groben Mißverständnisse, mit denen er Frau von Stein verfolgt und verkleinert.

Eine vortreffliche **Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust** haben wir von einer Seite erhalten, von der sie schwerlich jemand wird erwartet haben. Maria Pospischill, die Tragödin, hat in einem schmächtigen Bändchen von 266 Duodezseiten eine Erläuterung des ersten und zweiten Teiles geliefert, die wegen ihrer schlichten, phrasenlosen Sachlichkeit, wegen ihrer Klarheit und Knappheit und doch zweckmäßigen, ansprechenden Form weiteste Verbreitung verdient (Hamburg, Ernst Hirt). Jede Scene findet eine knappe Einleitung, auf die dann die Erläuterung der einzelnen Stellen und Worte folgt. Alles gelehrte Beiwerk ist glücklich aus dem Wege geräumt, nur aus der Dichtung selbst spinnt dieser Kommentar seinen Faden, unter Verabschiedung aller Hypothesen und doch, wo es sein muß, mit einer sicheren Selbständigkeit in Auffassung und Deutung. So in der Hexenküche, in der klassischen Walpurgisnacht, in der Deutung der Wette wie überhaupt in der Skizzierung der fortschreitenden Handlung. — **Den Gang der Handlung in Goethes Faust** hat neuerdings auch Prof. Dr. Otto Harnack in einer Broschüre festgehalten (Darmstadt, A. Bergsträßers Hofbuchhandlung), die es sich namentlich angelegen sein läßt, den inneren Zusammenhang der Handlung in beiden Teilen in gedrängter Übersicht herauszuarbeiten. Er hat da den Hebel an einem Punkt angesetzt, der dem Leser immer noch am meisten Schwierigkeiten und Zweifel bietet. — Zu Kuno Fischers geistvollen, weitverbreiteten Faustbüchern ist ein dritter Teil neu hinzugekommen. (Goetheschriften 8.) Er beschäftigt sich mit der **Erklärung des Goethischen Faust nach der Reihenfolge seiner Scenen** (I. Teil) und verleugnet nirgends die alten Vorzüge der Fischerschen Betrachtungsart:

Kühnheit und Gedankenreichtum, scharfe Dialektik und philosophische Durchdringung auch der letzten Fragen (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.). Daß dieser Band nur verstanden und genossen werden kann, wenn man aus den beiden vorausgegangenen sich mit Fischers Gesamtauffassung vertraut gemacht hat, ist selbstverständlich. Denn diese Gesamtauffassung ist das Ausschlaggebende und Tragende seiner Faustschriften, bei ihm mehr als bei irgend einem anderen. An keiner Stelle verleugnet es sich, daß eine in sich klare und feste, warmherzige und begeisternde Persönlichkeit ihre reiflich erwogenen und reiflich durchdachten Ansichten vorträgt, die wieder auf einem sicheren, ruhigen, geläuterten Verständnis des ganzen Dichters fußen. — Seinen Versuch, **Goethes Faust als einheitliche Dichtung** zu erläutern, setzt Prof. Dr. Hermann Baumgart fort, indem er dem vor zehn Jahren erschienenen ersten Teil seines Werkes den zweiten (Faust II) nachsendet (Königsberg i. Pr., Wilh. Koch; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Noch immer gilt ihm Goethes Ausspruch in betreff des Faustplanes: „von vornherein klar“ als Beweis und Dogma für die Einheitlichkeit des ganzen Faust, während doch inzwischen unumstößlich nachgewiesen worden ist, daß dies verhängnisvolle „von vornherein“ nichts mehr und nichts anderes bedeutet als „in den ersten Scenen“. Muß somit das Fundament, auf dem Baumgart baut, heute mehr denn je als verfehlt und unhaltbar angesehen werden, so wird der Leser und Benutzer seiner Erläuterung, wenn er nur gegen kritiklosen Glauben schlechthin gefeit ist, den liebevoll auch in die Schönheiten der Dichtung eindringenden Philosophen doch für manche glückliche und geistreiche Einzelerklärung dankbar sein dürfen. — Endlich sei unter den Faustschriften noch verzeichnet das Lebensbild des Dr. Heinrich Stromer von Auerbach (1482 bis 1542), ein Büchlein, in dem Gustav Wustmann den **Wirt von Auerbachs Keller** durch seine interessanten Tage und Schicksale verfolgt (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.).

Kunstfreunde und naturwissenschaftlich geschulte Leser werden sich für die Abhandlung interessieren, die Alfred Peltzer der **Ästhetischen Bedeutung von Goethes Farbenlehre** widmet (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. Mk. 1.20.). Als Kunsthistoriker mit der holländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigt, suchte er für deren Erklärung und die Bestimmung ihrer ästhetisch-stilistischen Eigenart Unterstützung bei den naturwissenschaftlichen Anschauungen über das Wesen von Licht und Farben, der Elemente, deren künstlerische Wiedergabe eines der wichtigsten Ziele jener Schule ist. Die herrschenden, noch auf Newton fußenden Ansichten versagten, da wandte er sich zu Goethes Farbenlehre und „fand alles, dessen er bedurfte“. Nun wurde ihm aber die Goethische Lehre immer wertvoller und wichtiger. Mag es, meint er, mit ihrer objektiven Richtigkeit bestellt sein, wie es will — es ruht auf jeden Fall unendlicher Wert und Gehalt in ihr. Haben das aber, wenn die Naturforscher es leugnen mußten, die literarischen Freunde und Kenner Goethes je verkannt?

Äußerst reizvoll wird es immer für den Literaturfreund sein, spätere Dichter in ihrem Verhältnis zu Goethe, dem unerreichten Meister, zu betrachten oder sich darin einführen zu lassen. Die letzte Zeit hat uns zwei solcher Schriften beschert, die, wie für ihren eigentlichen Gegenstand, so auch für Goethe recht aufschlußreich sind. **Platen in seinem Verhältnis zu Goethe** hat Dr. Rudolf Unger dargestellt und damit — erst nach der Erschließung des reichen Platenschen Nachlasses in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek war das möglich — einen wertvollen Beitrag zur inneren Entwickelungsgeschichte des problematischen Dichters gegeben (Berlin, Alexander Duncker; geh. 5 Mk.); **Mörike und Goethe,** den beiden großen Lyrikern, hat H. Ilgenstein eine literarische Studie gewidmet (Berlin, Rich. Schröder; geh. 2 Mk.), die beider künstlerische Verwandtschaft ins rechte Licht setzt und, mit feiner Empfindung und nachschaffender Phantasie, auch mit gut geschulter Beobachtungsgabe im

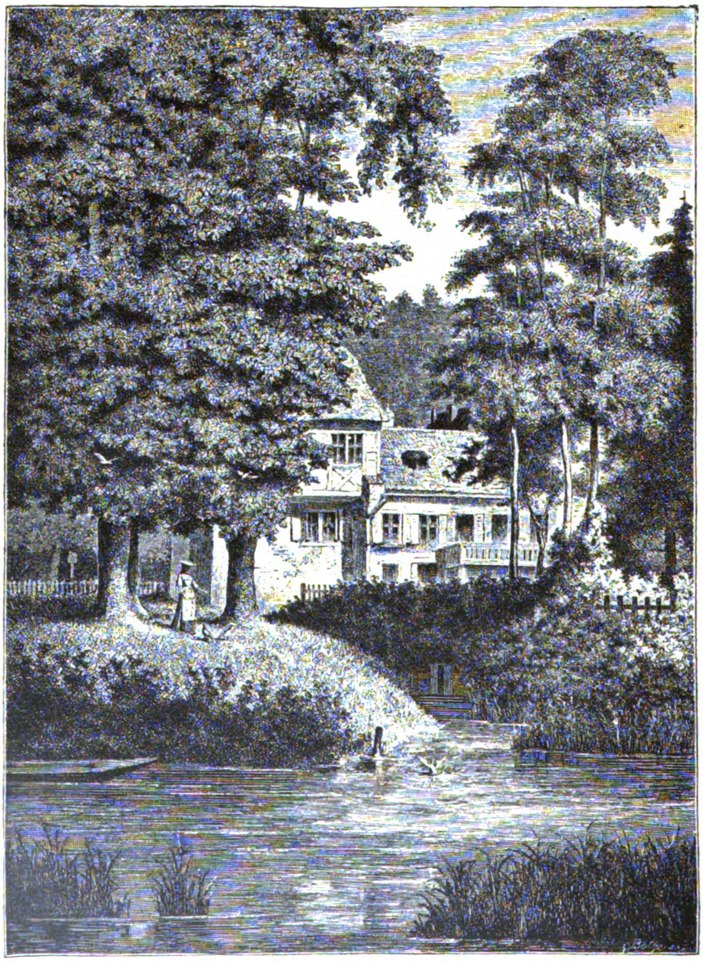


Goethes Lili.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.)

kleinen und kleinsten ausgerüstet, dem Wesen ihrer Lyrik nachgeht. Auf Mörikes lyrische Schätze immer wieder hinzuweisen, damit sie endlich ins Volk dringen, ist eine Notwendigkeit für unsere ästhetische Kultur; dazu zu helfen, ein Verdienst für jeden, der daran mitarbeitet. —

Als Goethe im Dezember des Jahres 1774 den jungen Erbprinzen von Weimar, Karl August, kennen lernte, schlug die erste Brücke zwischen ihnen Justus Möser, der Verfasser der „Patriotischen Phantasien“, in dessen Bewunderung sich beide schnell zusammenfanden. Mösers geistreiche Beredsamkeit, sein tiefer Ernst in anmutiger Form, seine Gemütswärme, nicht zuletzt der glückliche Humor, der seine Prosa durchstrahlt, fanden Goethes volle Anerkennung, und diese wiederum zeigte dem Fürsten, daß der Dichter des „Werther“ kein bloßer schwärmerischer Träumer, sondern ein klar denkender, in Politik und Staatswissenschaft wohl bewanderter Mann. Der weitblickende Philosoph und Jurist behielt auch in der Zukunft bei Goethe ein Ehrenplätzchen; der konservative Politiker erfreute sich seiner Parteigängerschaft bis zuletzt, auch wenn diese andere Wege einschlagen mußte als der Herzog. So wird hier wohl auf eine neue deutsche Schrift über den Osnabrücker Staatsmann hingewiesen werden dürfen, eine Studie, in der Dr. J. Riehemann dessen Schriften durchwandert, um den **Humor in den Werken Justus Mösers** (Osnabrück, F. Schöningh) zu beleuchten, und seiner ruhigen Heiterkeit, Welt und Menschen zu betrachten, ein warmes Loblied singt.

Wenn Lessings Gestirn uns Jüngeren heute ferner und ferner zu rücken beginnt, so liegt das wohl nicht zuletzt daran, daß eine volkstümliche knappe Biographie, die sich auf den neueren Forschungen aufbaut, bisher fehlte. Denn Stahrs einst viel gelesenes Buch kann heute doch nicht mehr befriedigen, und Erich Schmidts monumentales zweibändiges Werk, das — ein seltenes Ereignis bei so ernsten wissenschaftlichen Arbeiten! — vor einiger Zeit die zweite Auflage erlebt hat, wird doch immer nur in den Händen der gebildeten Gelehrtenwelt — hier freilich ohne Fachbeschränkung — recht fruchtbar werden. Nun hat Adolf Wilhelm Ernst eine gemeinverständliche Darstellung von **Lessings Leben und Werken** geliefert (Stuttgart, Carl Krabbe; in vornehmer Ausstattung mit Lessings Bild, 529 S.; geh. 5 Mk., in Leinen geb. 6 Mk., in Halbfrzbd. 7 Mk.), welche ohne Schmidts Buch nicht möglich gewesen wäre, die aber doch auch ihr eigenes Verdienst hat. Ernst hat für Lessing das Haupterfordernis des Biographen: die warme Liebe zu seinem „Helden“, und versteht zu „zeichnen“, wenn man dabei nur vor allem anderen an das Wort Liebermanns denkt: Zeichnen ist weglassen. Das will heißen: die Auswahl dessen, was der Verfasser an Lessings vielseitiger, schier allumfassender Persönlichkeit hervorhebt und was er zurücktreten läßt, ermöglicht ihm, ein einheitliches Gesamtbild des Dichters, des Schriftstellers und des Menschen Lessing zu



Die Gerbermühle bei Frankfurt a. M.
(Richard Wülcker: Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.)

geben. Dabei ist aber auch der Kulturboden, aus dem Lessings überragende Individualität sich hervorgerungen hat, nicht übersehen worden. Für die reifere Jugend insbesondere darf das Buch empfohlen werden. — Ein einzelnes Kapitel aus Lessings publizistischer Tätigkeit hat Ernst Consentius in seiner Schrift: **Lessing und die Vossische Zeitung** behandelt (Leipzig, Ed. Avenarius; geh. 3 Mk.), indem er nachzuweisen sucht, daß viele der anonymen Arbeiten, die man bisher Lessing zugeschrieben hat, ihm nicht gehören. Die Arbeit ist stilgeschichtlich oft sehr interessant, hat aber für nicht gelehrte Kreise doch nur untergeordnete Bedeutung, obwohl eine schriftstellerische Erscheinung ohne die Erkenntnis ihres stilistischen Charakters niemandem recht klar werden kann.

Mit Heinrich von Kleist hat sich Goethe nie recht befreunden können. Mensch und Dichter waren ihm gleich zuwider, weil gleich unverständlich. „Mir erregte Kleist," hat er offen gesagt, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Dieses Urteil, das nur zeigt, wie Goethes Maßstäbe hier völlig versagen, hat lange, allzu lange nachgewirkt. Ja, es hat sogar Forscher gegeben, die das Goethische Urteil zu überbieten oder doch ätiologisch zu erklären versucht haben. Dem gegenüber macht sich jetzt eine „gesunde" Reaktion geltend. Reinhold Steig hat gezeigt, daß Kleist gerade in seinen letzten Lebensjahren kampffroher, ideenreicher, arbeitsmutiger und rüstiger war denn je. Nun stößt Siegmund Rahmer zu ihm, indem er das **Kleistproblem** auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie des Dichters untersucht (Berlin, Georg Reimer). Er weist nach, daß wie der Jüngling, so auch der reife Mann mutig gegen sein Geschick und die Schwierigkeiten der Situation gekämpft und sich erst ergeben hat, als der Offizier in einen Konflikt der Pflichten des Herzens und der Ehre geraten war, aus dem es keinen anderen Ausweg gab als den freiwilligen Tod. Rahmer hat erforscht, daß zwischen dem Dichter und seiner Cousine Maria von Kleist ein äußerst inniges Verhältnis bestanden hat, das sogar die Scheidung der Frau von ihrem Manne, dem Major von Kleist, herbeiführte. Gleich nach dem Tode des Dichters erzählte man sich in Berlin, daß er gar nicht Henriette Vogel, seine Todesgefährtin, sondern eine andere Frau geliebt habe. So erscheint Kleists Selbstmord nicht als die Tat eines Geisteskranken oder Lebensüberdrüssigen, sondern als das Resultat widrigster Umstände und sozialer Mißverhältnisse, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Die Schrift Rahmers ist so reich an neuen Aufschlüssen, daß sie allseitige Beachtung verdient.

Wie zu Kleist, so hat Goethe auch zu der ganzen Romantik nie ein rechtes Verhältnis finden können. In unserer modernen Literatur machen sich um so stärkere Strömungen dahin geltend. Wir wollen deshalb hier wenigstens auf ein Dreiblatt neuer Veröffentlichungen hinweisen, die einzelne Erscheinungen der Romantik betreffen. In einer glänzenden Ausgabe hat Hans Müller aus Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns „Kater Murr" das **Kreislerbuch** (Leipzig, Inselverlag; 7 Mk.) neu herausgegeben, d. h. er hat die tiefpersönliche „Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler" aus den siebzehn Fragmenten zusammengestellt, die im Original wahllos in die behagliche Philistersatire „Lebensansichten des Katers Murr" hineingestreut sind. Dazu finden sich dann ausgewählte ältere „Kreislerstücke" wiedergegeben, die Kreisler selbst zum Gegenstand haben oder in Kreislerischem Ton gehalten sind. An Hoffmannschen Kompositionen sind dem Buche beigefügt das „Agnus dei" aus der Missa in D (im Klavierauszug von Hans Pfitzner), ein Hymnus „Ave maris stella", eine weiterer „O sanctissima" und ein Duett „Ah che mi manca l'anima". Als Ergänzung zu der Gesamtausgabe wird das mit den Hoffmannschen Illustrationen geschmückte Buch allen Liebhabern des krausen Phantasten willkommen sein, zumal mit der vortrefflichen Einleitung, die ihm der Herausgeber mit auf den Weg gegeben hat. — Über



Goethe und Fritz von Stein.
(Karl Muthesius: Goethe als Kinderfreund.)

Fouqués Undine besitzen wir jetzt eine das Verständnis und den Genuß fördernde Schrift von Wilhelm Pfeiffer, in der das Entstehen der romantischen Erzählung geschildert und die Entwickelung der deutschen Sage vom Stauffenberger kurz skizziert wird. Im Anhang findet sich die Fouquésche Operndichtung „Undine" veröffentlicht, die Dichtung eines Romantikers, zu der ein anderer Romantiker, E. T. A. Hoffmann, die Musik geschrieben hat (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. Mk. 2.40). — Joseph von Eichendorffs romantisches Puppenspiel **Das Inkognito** endlich hat mit Fragmenten und Entwürfen anderer Dichtungen nach den Handschriften Konrad Weichberger neu herausgegeben, literarhistorisch eingeleitet und kommentiert (Oppeln, Georg Maske).

Von Grillparzer stammt das schöne Wort: „Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf deutscher Erde." Goethe selbst hat ein inneres Interesse für die Werke des österreichischen Dramatikers nie gewonnen; erst für die „Sappho" fand er ein kühles Lob, in dem Grillparzer aber wohl nicht mit Unrecht ein großes Stück Selbstlob entdeckte. Hatte er doch, wie er sagte, hier „so ziemlich mit Goethes Kalbe gepflügt". Aber die Verwandtschaft zwischen beiden war doch nicht bloß äußerlich; auch in der Art ihres Sehens und Schaffens haben sie vieles gemeinsam. Das dämmerte Goethe auf, als Grillparzer ihn 1826 in Weimar besuchte, obwohl er dem Dichter freilich auch jetzt noch nicht gerecht zu werden vermochte ... Seit Grillparzers Werke für den Buchhandel frei geworden sind (1902), haben wir eine ganze Anzahl guter Ausgaben, darunter in erster Reihe die billigen Cottaischen. Eine Ergänzung dazu liegt jetzt in den zwei Bänden **Briefe und Tagebücher Grillparzers** vor, die Karl Glossy und August Sauer gesammelt und mit Anmerkungen versehen herausgegeben haben (I. Band: Briefe; II. Band: Tagebücher. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. In Leinen geb. je 1 Mk.) Eine vollständige Biographie: **Grillparzers Leben und Schaffen**, hat Moritz Necker der Hessischen Grillparzer-Ausgabe vorangeschickt; sie ist, mit sieben Bildnissen, einem Briefe und einem Gedicht als Handschriftprobe geschmückt, auch einzeln zu haben (Leipzig, Max Hesses Verlag). — Auch Reclam hat nunmehr **Grillparzers Sämtliche Werke** in sein Pantheon der „Universalbibliothek" aufgenommen. Sie erscheinen hier, herausgegeben von Prof. Dr. Albert Zipper, in sechs Bänden (broschiert 4 Mk., in drei Ganzleinenbänden geb. Mk. 5.50); doch ist, dem Grundsatz der Sammlung entsprechend, jedes Werk auch einzeln zu haben. Seit Druck und Papier bei Reclam sich so vorteilhaft gebessert haben, darf man diese billigen Ausgaben gut und gern empfehlen. — Auf ein lange fast verschollen gewesenes Werk Ferdinand Raimunds, das tragisch-komische Zauberspiel „Die unheilbringende Krone" (bearbeitet von Adam Müller-Guttenbrunn, Musik von Paul Mestrozi), das in derselben Sammlung erschienen, sei gleichfalls hingewiesen.

„Es ist nicht zu leugnen, er besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt die — Liebe." Dieser Ausspruch Goethes über Platen zeigt, was die beiden voneinander schied, mochte Platen auch noch so eifrig in Goethes Schule gegangen sein. Dem Technischen dagegen in Platen hat Goethe immer alle Anerkennung gezollt; ja, im Hinblick auf den „Romantischen Ödipus" hat er sogar einmal gemeint, Platen sei, wenn ihn nur der unselige „polemische Zug" nicht daran gehindert hätte, der Mann gewesen, die beste deutsche Tragödie zu schreiben. Wir haben jetzt die Möglichkeit, uns über diese negative Prophezeiung Goethes ein genaues Urteil zu bilden, seit uns **Platens dramatischer Nachlaß** aus den Schätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek in schmalem Bande vorliegt, von Erich Petzet umsichtig, gelehrt und sauber herausgegeben (Berlin, B. Behrs Verlag; geh. 6 Mk). Wir können hier die dramatische Entwickelung Platens in ihren Anfängen überblicken, wenn auch wirklich Reifes unter dem neu Mitgeteilten wenig zu finden ist und Goethes Wort: Platens erste Dichtungen glichen dem Korke, der, auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche leicht getragen wird, seine Gültigkeit behält.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.